Velhagen & Klasings
Monatshefte

Aus der Bücherei
Dittmar

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Velhagen & Klasings Monatshefte

Jahrgang 1907/1908

2. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien.

LOAN STACK

Inhaltsverzeichnis.

AP30
V4
v.22:2

XXII. Jahrgang 1907/1908. Zweiter Band.

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes.

Boy-Ed, Ida: Der Zeuge. Novelle . 244
Busse, Carl: Orest und Pylades. Eine Schülergeschichte 370
Dreyer, Max: Klaas Korl, der Mörder. Roman 617, 853
Geiger, Albert: Alternde Liebe. Novelle 598
Kohlenegg, Viktor von: Der Mann von vierzig Jahren. Erzählung 761
Nestriepke, Siegfried: Das Seelchen. Novelle 809
Niese, Charlotte: Buhmannsch. Novelle 393
Oestéren, Fr. W. von: Die Huppe des Todes. Novellette 64
Perfall, Anton Freiherr von: Die Geschichte des Landstreichers, des Gehenkten und des Selbstmörders 553
Schlaf, Johannes: Frau Bornmüller. Ein Idyll aus der Sommerfrische . 672
Seeliger, Ewald Gerhard: Mandus Frixens erste Reise. Eine Hamburger Schiffergeschichte 104, 279, 416
Voß, Richard: Der Schönheitssucher. Roman 25, 161
Zobeltitz, Hanns von: Der heilige Sebastian. Die Geschichte einer Ehe. 313, 473, 703

Gedichte, Sprüche.

Busse-Palma, Georg: Die Wolke . . 841
Erdner, Fritz: Verflogen 569
Falke, Gustav: Am Brunnen 63
— — Die junge Frau am Fenster . . 224
— — Getrost 340
— — Erster Frühlingstraum 346
— — Der Sieger 537
Freye, Karl: Jugend 192
Gandy, Alice Freiin von: Jadwiga von Moschin (Polnische Sage) 216
Geiger, Albert: Frühling, kommst Du endlich doch? 347
— — Rosenballade 900
Grotowsky, Paul: Im Spätlicht . . . 848
Heitmann, Karl Friedrich: Trauer . . 103
Hesse, Hermann: Kindheit 69
— — Abendwolken 212
— — Frühling 344
— — Einsamkeit 527
— — Menschen 650
Heyse, Paul: Einladung nach Gardone 345
Huch, Ricarda: Glücklicher Tag . . . 348
Knussert, Rudolf: Ihre Stimme . . . 399
Lang, Martin: In meiner letzten Nacht 150

Seite

Lüning: Sommernacht 732
Meißner, Carl: Wachsen der Nacht . . 852
Möller, Marx: Stadtkinderfrühling . . 346
Mühlbaum, Ferdinand: Nebel . . . 307
Natangen, Erminia von: Königskerzen 815
Reck, Grete: Mittag 576
Riecker, Ludwig: Das Galgenvögelein . 696
Ritter, Anna: Vergessener Winkel . . 302
Ritter, Erich: Du bist das Meer . . . 695
Roderich, Albert: Der Königsgrenadier 671
Salus, Hugo: Offne Fenster 348
Schanz, Frida: Abend 132
— — Heidefrühling 348
— — Im Lebenssande 789
Starken, Hans Caspar von: Das sage ich nicht 590
Stern, Maurice von: Die Waldquelle . 726
Stieler, Dora: Stimmungen 528
Strobl, Karl Hans: Alter Friedhof . . 155
Tilo, A. K. T.: Madonna del Sasso . 278
Unus, Walter: Sonnenkringel 347
Wiegand, Carl Friedrich: Emma und Eginhard 133
— — Der gespaltene Spiegel. Ballade 790
Wolff, Harriot: Scheuer Sang . . . 80
Zahn, Ernst: Antonin 238

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

*Kienzl, Dr. Wilhelm: Allerlei vom „Evangelimann". Mit Bildnissen und zwei Notenskizzen 218
Leßmann, Otto: Heiteres aus meinen Bayreuth-Erinnerungen 791
*Müller-Brauel, Hans: Wilhelm Busch. Persönliche Erinnerungen und anderes. Mit sechs Abbildungen . . . 17
Schanz, Frida: Lyrische Erlebnisse . . 404
*** Sommerliche Gastspielfahrten. Theatererinnerungen einer Hofschauspielerin 570

Kunst und Literatur.

*Biermann, Dr. Georg: Frans Hals und Haarlem. Zur Kulturgeschichte Hollands im XVII. Jahrhundert. Mit zehn Abbildungen 797
*Busse, Dr. Carl: Erinnerungen an Prinz Emil von Schoenaich-Carolath. Mit dem Bildnis des Dichters 644
*Fuchs, Friedrich †: Moderne Tierplastik. Mit einer Kunstbeilage, einem Einschaltbild und dreiundzwanzig Textillustrationen, zum Teil in Tondruck 681

Digitized by Google

Seite

*Glahn, Dr. Thomas: Die Zeit der Almanache. Mit neun Textabbildungen 880
*Haendcke, Prof. Dr. Berthold: Vergleichende Betrachtungen von Kunstwerken. Mit sechzehn Abbildungen 538
Rosegger, Peter: Eine Erinnerung an Robert Hamerling 400
*Rosenhagen, Hans: Max Slevogt. Mit vier Kunstbeilagen und siebzehn Textabbildungen 1
Schmidt, Karl Eugen: Die Akademie Goncourt 239
*Servaes, Dr. Franz: Der Wiener Hagenbund. Mit siebzehn Abbildungen in Tondruck 225
Sp., H. v.: Illustrierte Rundschau 156, 308, 468, 612, 754, 906
— — Zu unseren Bildern 156, 308, 468, 612, 754, 906
*Zell, Architekt Franz: Hausmalereien in Murnau. Mit neun Textabbildungen in Buntdruck nach kolorierten Originalaufnahmen 842

Komposition.

*Becker, Reinhold: Mailied. Ein Jugendgedicht von Friedrich Nietzsche. Mit Vignetten von Elsa Winkler von Röder 408

Sonstige Aufsätze.

v. Alten, Generalleutnant z. D.: Die Sonne von Austerlitz 697
*Bartsch, Rudolf Hans: Semmeringstudien. Mit vierzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 81
*Buß, Georg: Zur Geschichte des Schachspiels. Mit einundzwanzig Abbildungen in Tondruck 137
Eucken, Rudolf: Das Problem der weiblichen Bildung in der Gegenwart . . 727
Fred, W.: Firnistag des Pariser Salons 341
— — Die Wiener Freudenau 849
*Geiger, Hauptmann a. D. Fr.: Neues vom Zwerg Perkeo. Mit drei Abbildungen 213
*Gote, Walter: Basel. Mit zwei Kunstbeilagen und zwanzig Textabbildungen 651
*Graser, Prof. Dr. Ernst: Zur Geschichte der Wundbehandlung: Semmelweis, Lister, Bergmann. Mit vier Abbildungen 888
Groller, Balduin: Der große Krach 1873. Erinnerungen eines Mitverfrachten . 961
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Cola Rienzi. Mit sieben Abbildungen nach Originalaufnahmen 193
— — Die Hexe und die Vila. Ein Walpurgisblatt 457
*— — Die Trockenlegung der Zuiderzee. Mit drei Karten 529
*Höcker, Paul Oskar: Die Berliner Bühnen. Mit vier Abbildungen nach Originalaufnahmen 59

Seite

*Höcker, Paul Oskar: Maitage auf der Insel Wight. Mit zwölf Aquarellen von Curt Agthe in Faksimiledruck . 377
*Hoffmann, Dr. Hans: Goethes Gartenhaus. Mit zehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 349
Höffner, J.: Das Kasperle 134
*Hoof, Dr. Walter: Von Gauklern und Artisten. Mit siebzehn Abbildungen in Tondruck 733
Kerchnawe, Hauptmann Hugo: Die Opfer des Krieges einst und jetzt. Ein Epilog zur Haager Friedenskonferenz 96
*Kleefeld, Dr. Wilhelm: Hugo Wolf. Mit dem Grabdenkmal des Komponisten von Prof. Edm. Hellmer . . 665
*Kolbe, Prof. Dr. Walther: Julian Apostata. Mit zwei Abbildungen . . . 833
Kuttner, Prof. Dr. L.: Zur Geschichte und über das Wesen der Influenza 205
*Ompteda, Georg Freiherr von: Alpine Unglücksfälle. Mit zwei Kunstbeilagen und zwölf Textabbildungen nach Originalaufnahmen 816
*Pötzl, Ed.: Alt-Wien. Mit fünfzehn Originalzeichnungen in Tondruck von W. Gause 513
Rutari-London, A.: Ein enterbtes Geschlecht 260
Sendling, Dr. Hans: Schelmuffsky . . 389
Simon, Konsistorialrat Lic. Dr. Theodor: Der Buddhismus in unserem Geistesleben 591
*Skowronnek, Fritz: Die Forelle. Plauderei. Mit sechzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen 445
*Stolberg, Dr. A.: Bilder aus Grönland Mit zwanzig Originalaufnahmen des Verfassers und anderen zum Teil in Tondruck 577
*Wegener, Dr. Georg: Die Kaiserin-Witwe von China. Mit einem Bildnis der Kaiserin 70
*** Der Werdegang Kaiser Franz Josefs. Eine geschichtliche Betrachtung zum Regierungsjubiläum des Kaisers. Von einem österreichischen Dichter 507
*Zobeltitz, Fedor von: Bismarck in der Karikatur. Mit einundzwanzig Abbildungen 265

Neues vom Büchertisch.

Anders, Fritz: Das Duett in As-Dur und anderes 305
Auer, Grethe: Bruchstücke aus den Memoiren des Chevaliers von Roquefant 154
Bartsch, Rudolf Hans: Zwölf aus der Steiermark 751
Bierbaum, Otto Julius: Prinz Kuckuck 903
— — Maultrommel und Flöte . . . 904
Bücking, Martin: Brackwasser 305
Dumbrava, Bucura: Der Heiduck . . 303
Engel, Georg: Der Reiter auf dem Regenbogen 902

Seite

Enking, Ottomar: Nelde Thorstens Sanduhr 154
Ernst, Otto: Siebzig Gedichte 465
Ewers, Hanns Heinz: Das Grauen . . 306
Eysell-Kilburger, Clara: Neue Gedichte 467
Falke, Gustav: Frohe Fracht 465
Ginzkey, Franz Karl: Jakobus und die Frauen 752
Hart, Heinrich: Gesammelte Werke . . 151
Hauptmann, Carl: Einhart der Lächler 901
Heer, J. C.: Laubgewind 751
Hermann, Georg: Jettchen Geberts Geschichte. Zweiter Band: Henriette Jacoby 749
Hofmannsthal, Hugo von: Die gesammelten Gedichte 466
Huch, Ricarda: Der Kampf um Rom . 304
— — Gedichte 464
Huggenberger, Alfred: Hinterm Pflug . 466
Keyserling, E. v.: Dumala 610
Kielland, Alexander L.: Gesammelte Werke 905
Miegel, Agnes: Balladen und Lieder . 463
Ompteda, Georg Freiherr von: Wie am ersten Tag 304
— — Minne 608
Ostini, Fritz von: Schwarmgeister . . 467
Petersen, Viktor: „Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben" 611
Rosner, Karl: Sehnsucht 155
Schaefer, Hermann: Rebengold und Weinrosen 467
Scheffel, J. V. von: Gesammelte Dichtungen 467
Schmitthenner, Adolf: Aus Geschichte und Leben 155
Schulz, Wilhelm: Der bunte Kranz . . 466
Schussen, Wilhelm: Vinzenz Faulhaber 306
Stieler, Karl: Gesammelte Dichtungen 467
Stona, Maria: König Eri 467
Strauß und Torney, Lulu von: Neue Balladen und Lieder 464
Strobl, Karl Hans: Der Schiplapaß . 904
Stüber-Gunther, Fritz: C, i 306
Suttner, Bertha von: Stimmen und Gestalten 307
Tielo, A. K. T.: Klänge aus Litauen . 467
Voß, Richard: Wenn Götter lieben . . 609
— — Die Liebe Doria Lantes . . . 609
Wette, Hermann: Spökenkiker 305
Wilbrandt, Adolf: Aus der Werdezeit . 153
Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Herausgegeben von Hans F. Helmolt 307
*** Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten 753
*** Französische Liebesbriefe aus acht Jahrhunderten 753
*** — Richard Wagner an Minna Wagner 607

Kunstbeilagen.

Achen, G.: Pachthof Liefelund. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 320 u. 321
Alberts, Jacob: Zimmer in den Vierlanden. Gemälde. Faksimiledruck zw. 760 u. 761

Seite

Alberts, Jacob: Bauernhäuser mit Holunderbüschen. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 768 u. 769
— — Ziehende Wolken. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 776 u. 777
— — Die Hallig im Spätsommer. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 784 u. 785
Holbein, Hans: Jakob Meyer, Bürgermeister von Basel. Aquarell. Faksimiledruck . . . . . zw. 656 u. 657
Jank, Prof. Angelo: Finish. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 336 u. 337
Mann, Harrington: Der rote Hut. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 312 u. 313
Röbbecke, Moritz: Bär als Stockgriff. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 680 u. 681
Sandreuter, Hans: Titelbild für die Festschrift zum 400. Jahrestage des ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen. Faksimiledruck zw. 664 u. 665
Sieck, Rudolf: Vorfrühling. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 160 u. 161
— — Margueriten (Motiv bei Rosenheim). Gemälde. Faksimiledruck zw. 184 u. 185
— — Im Mai. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 168 u. 169
— — Im Juni. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 176 u. 177
Skarbina, Prof. Franz: Wenn die Nachtigallen schlagen. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 328 u. 329
Slevogt, Prof. Max: Jagdreiterin (1906). Gemälde. Faksimiledruck . . . Titelbild
— — Jagdstück „Falken" (1902). Gemälde. Faksimiledruck . . . . zw. 4 u. 5
— — Dame im grauen Pelz (1905). Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 8 u. 9
— — Porträtskizze von Oberstleutnant S. (1906). Gemälde. Faksimiledruck zw. 16 u. 17
Spitzweg, Karl: Im Walde. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 616 u. 617
Stadler, Prof. Toni: Anderdorfen. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 472 u. 473
— — Vorfrühling in Südtirol (Vahrn). Gemälde . . . . . zw. 480 u. 481
— — Hoheneichen in Niederösterreich. Gemälde . . . . . zw. 488 u. 489
— — Prerow an der Ostsee (Sedanfeier). Gemälde . . . . zw. 496 u. 497

Einschaltbilder.

Aterberg, Knut.: Faun und Ziege. Steinrelief. Tondruck . . zw. 96 u. 97
Bechmann, Karl: Badende Jungen. Aufnahme. Tondruck . . . zw. 464 u. 465
Blanche, J. Emil: Bildnisse. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 112 u. 113
Blanke, W.: Am Weidengraben. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 712 u. 713
Böcklin, Arnold: Euterpe. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 808 u. 809

Seite

Bonheur, Rosa: Auf der Landstraße. Gemälde. Tondruck . . . zw. 856 u. 857
Carolus-Duran, E. A.: Mlle G. F. N. Gemälde. Tondruck . . . zw. 728 u. 729
Danhauser, Joseph: Siesta. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 48 u. 49
Ebbinghaus, Carl: Flora. Bronze. Tondruck . . . . . zw. 344 u. 345
Fahrenkrog, Ludwig: Wandern und Träumen. Gemälde. Tondruck zw. 256 u. 257
Fink, August: Enteneinfall. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 288 u. 289
Frieseke, J. C.: Spaziergang. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 560 u. 561
Gaul, Prof. August: Bärengruppe. Photographie. Tondruck . . zw. 688 u. 689
Graf, Oscar: Abendgang. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 576 u. 577
Hecht, Prof. W.: Kaiser Franz Josef. Radierung. Tondruck . . zw. 512 u. 513
Hirth du Frênes, Rudolf: Spaziergängerin (Kostüm 1790). Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 360 u. 361
Hitz, Dora: Frau Gerhart Hauptmann. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 80 u. 81
Hope, Robert: Juno. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 592 u. 593
Hussmann, A.: Fahrender Ritter. Skulptur. Tondruck . . . . zw. 208 u. 209
Isabey, E. L. G.: An der See. Gemälde. Tondruck. . . . zw. 600 u. 601
Kampf, Prof. Arthur: Volksfest in San Isidore bei Madrid. Ölskizze. Tondruck . . . . . zw. 872 u. 873
— Prof. Eugen: Straße in Katwyk. Gemälde. Tondruck. . . . zw. 64 u. 65
Keller-Reutlingen, Prof. P. W.: Im Mai. Gemälde. Tondruck zw. 376 u. 377
Kokolsky, H.: Gefesselt. Marmorskulptur. Liebhaberaufnahme. Tondruck zw. 832 u. 833
Korzendörfer, Constantin: Dame in weißem Kleid. Gemälde. Tondruck zw. 864 u. 865
Kuehl, Prof. Gotthard: Salonecke. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 624 u. 625
— — Traurige Nachrichten. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 632 u. 633
— — Franziskanerkirche in Überlingen. Gemälde. Tondruck. . . zw. 640 u. 641
— — Alte Lohmühle. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 648 u. 649
László, Prof. F.: Mein Sohn Henrik. Gemälde. Tondruck. . . zw. 152 u. 153
Lavery, John: In der Hängematte. Gemälde. Tondruck. . . zw. 424 u. 425
Leistikow, Prof. Walter: Sommermorgen. Gemälde. Tondruck. . . zw. 904 u. 905
Liebermann, Max: Nähschule in Laren (1888). Gemälde. Tondruck zw. 192 u. 193
Looschen, Prof. Hans: Studienkopf. Gemälde. Tondruck . . . zw. 704 u. 705
Mac Kellar, Duncan: Morgensonne. Gemälde. Tondruck. . . zw. 264 u. 265
Maxence, Edgard: Im Park. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 440 u. 441

Seite

Müller, Prof. Peter Paul: Mondaufgang. Gemälde. Tondruck zw. 416 u. 417
Petersen, Walter: Bildnis der Frau von B. Gemälde. Tondruck zw. 240 u. 241
Rummelspacher, Joseph: Die Absturzstelle der Engländer auf dem Matterhorn. Zeichnung. Tondruck zw. 816 u. 817
Samberger, Prof. Leo: Professor Adolf Hengeler. Porträtzeichnung. Tondruck . . . . . zw. 224 u. 225
— — Professor Toni Stadler. Porträtzeichnung. Tondruck . zw. 504 u. 505
Steinhauser, W.: Die Geschwister. Gemälde. Tondruck. . . . zw. 304 u. 305
Völcker, Hans: Böiges Wetter. Gemälde. Tondruck. . . . zw. 128 u. 129
Volkert, Hans: Jugend. Radierung. Tondruck . . . . . zw. 392 u. 393
Werner, Fritz †: Die Bibliothek in Sanssouci. Gemälde. Tondruck zw. 536 u. 537
Widemann, Prof. Wilhelm: Sphinxbüste. Polychrome Skulptur. Tondruck . . . . . zw. 32 u. 33
Zumbusch, Prof. Ludwig von: Bildnis. Gemälde. Tondruck. . . zw. 568 u. 569
Überschreitung eines Eiskegels im Morteratschgletscher. Photographie. Tondruck . . . . . zw. 824 u. 825

Kunst, Kunstgewerbe und anderes.

*Alberts, Jacob: Farbige Einschalt-Kunstblätter 910
*Alschmer: Blumenständer 472
*Carrière, Eugen, und sein Werk (Musée du Luxembourg, Paris) 612
*Drachmann, Holger †. Am Schreibtisch 156
*Ehmcke, F. H.: Gildenzeichen . . . 311
*Fensterdekorationen aus den Ateliers der Wurzener Teppichfabriken . . . 158
*Hellmer, Prof. Edmund: Das Johann Strauß-Denkmal für Wien 308
*Hoftheater in Weimar, Das neue . . 156
*Honold, Architekt Georg: Innenräume 309
*Janssen, Prof. Peter †. Bildnis . . 308
*Kuehl, Prof. Gotthard und die Große Dresdener Kunstausstellung 760
*Meißner Porzellan-Manufaktur, Neue Arbeiten der 615
*Metzendorf, Prof. H.: Landhäuser und Villen 468
*Münchener Ausstellung 1908 754
*— — 906
*Nicolai, M. A.: Rohrmöbel 471
*Schmucksachen von Alfons Ungerer-Karlsruhe 160
*Schultze-Naumburg, Prof. Paul: Wohnhäuser 614
*Stadler, Prof. Toni: Farbige Reproduktionen nach Landschaften . . . 615
*Süssenbach & Aron: Blumenverkaufsräume 469
*Teppiche von Albert Lamm, Gewebte 157

Digitized by Google

Jagdreiterin [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXII. Jahrgang 1907/1908 | Heft 7. | März 1908

Max Slevogt. Von Hans Rosenhagen.

Wenn man das Wort „Künstler“ ausspricht oder niederschreibt, denkt man wahrhaftig nicht an alle die Unzähligen, die recht und schlecht Gebäude aufführen, Bildwerke herstellen oder Gemälde hervorbringen, sondern hat die wenigen im Sinne, die in ihrer Kunst etwas Besonderes und Eigenes geben; die Auserwählten, die sich kühn über alles Hergebrachte erheben und die großen und einzigen Kunstwerke schaffen. Und dennoch: Erscheint einmal einer von diesen wenigen, so ist er todsicher der Gefahr ausgesetzt, daß alle Welt Partei gegen ihn ergreift und ihn der ärgsten Sünden gegen den heiligen Geist der Kunst zeiht. Nicht etwa, weil man, wenn er Bildhauer oder Maler ist, an dem Inhaltlichen seiner Schöpfung Anstoß nimmt, sondern, weil er in seinem Werke nicht denen gleicht, die man kennt. Denn das Publikum tritt mit einer vorgefaßten Meinung von Kunst an jedes Werk heran und ist natürlich entsetzt, wenn jemand diese nicht respektiert. Und es versteht nicht sogleich, was der Künstler will, so ist es sehr schnell mit absprechenden Urteilen, mit Hohn und Gelächter bei der Hand. Erst durch jahrelange, ja oft jahrzehntelange Gewöhnung gelangt es dazu, die Vorzüge jenes Künstlers zu schätzen, um ihn zuletzt gar aufs höchste zu bewundern. Was hat aber nun das Publikum zu Anfang abgeschreckt? Gewöhnlich wird gesagt: der übertriebene Realismus des Künstlers. Das ist jedoch nur ein Vorwand; denn das Publikum sieht bei Schöpfungen der alten Kunst die abschreckendsten Realismen mit der größten Gemütsruhe an. Was ihm in

Max Slevogt. Selbstporträt (1906).

Wirklichkeit nicht zusagt, ist das eigenartige Verhältnis des Künstlers zu den Erscheinungen der Natur; also seine Persönlichkeit, sein Temperament. Gerade das, was ihn über den Troß erhebt, was ihm seine Ausnahmestellung gibt, was ihn originell und stark macht, wird in der Regel vom Publikum schmerzhaft empfunden und daher abgelehnt. Mit dieser Tatsache muß man sich abfinden, braucht darum jedoch nicht die Hoffnung auf Besserung aufzugeben. Denn das Verhalten des Publikums ist nicht der Ausdruck bösen Willens, sondern seiner Unerfahrenheit. Es führt immer seine Begriffe von Naturwahrheit gegen solchen Künstler ins Feld, ohne zu wissen, daß es selbst die größten Meister niemals fertig bekommen, die Natur absolut wahr darzustellen, daß auch sie immer nur ihre Vorstellung von der Wirklichkeit haben geben können, nicht diese an sich. Zweifellos besitzt auch der Laie eine Vorstellung von der Natur, und zweifellos ist sie in hohem Grade bestimmt von Kunstwerken, die er gesehen hat. Aber die Kunst schreitet fort, was mit

Porträtstudie. Gouache (1892).

anderen Worten heißt: Die Künstler sind bestrebt, immer wieder andere Wesensseiten der Natur der menschlichen Vorstellung zugänglich zu machen. Daran sollte man sie nicht hindern, sondern sollte vielmehr suchen, ihnen zu folgen, so ungewöhnlich der Weg oft scheinen mag.

Porträt des Baron v. Sch. (1895.)

Was wäre die Malerei ohne die Individualität des Künstlers! Je interessanter diese ist, um so interessanter muß auch das Werk des Malers wirken. Ein Kunstwerk, in dem nichts von der Persönlichkeit, von dem besonderen Temperament seines Urhebers steckt, ist gar kein solches, sondern nur eine Arbeit. Und mit gutem Recht haben in allen Kunstgeschichten von Bedeutung die Künstler den stärksten und strahlendsten Heiligenschein, welche die individuellsten Schöpfungen hervorgebracht. Denn sie allein waren es, die der Kunst neue Ziele gewiesen und ihr einen neuen Ausdruck gegeben haben. Ist man erst einmal zu der Erkenntnis des hohen Wertes allen individuellen Kunstschaffens durchgedrungen, so ist die natürliche Folge davon, daß man sich unter den Künstlern seiner Zeit nach individuellen Erschei-

nungen, nach Malern oder Bildhauern umsieht, die etwas Eigenes auf eine eigene Art zu sagen haben. Wem wäre unter diesem Gesichtspunkt nicht seit vielen Jahren schon Max Slevogt aufgefallen? Auf welchen Ausstellungen auch und mit welchen Werken immer man ihm begegnet ist — übersehen hat man ihn nie können. Ganz gleich, ob man sich von seinen Schöpfungen angezogen oder abgestoßen gefühlt. Auf alle Fälle ging ein starker Eindruck davon aus. Das will in einer Zeit, in der die künstlerische Produktion so ins Ungemessene gewachsen ist und in Massen auf die Empfindung der Ausstellungsbesucher einstürmt, immerhin etwas bedeuten. Nun ist es vielleicht an und für sich gar nicht so schwer für einen Maler, der etwas riskieren will, in einer Ausstellung aufzufallen. Dieses Ziel läßt sich durch irgendeine Verrücktheit ebenso leicht erreichen wie durch eine Brutalität. Aber Slevogt hat sich von Anfang an durch künstlerische Originalität, durch eine eigene Auffassung und eine eigene Art der Malerei bemerkbar gemacht, und wenn er dieser Originalität halber zunächst auch von den meisten Kritikern und fast dem ganzen Publikum einmütig abgelehnt wurde, so besaß er doch genug Selbstgefühl, um sich dem Willen der Menge nicht zu beugen. Er hätte es auch gar nicht gekonnt; denn wie allen denen, die, mit starken und ursprünglichen Instinkten ausgerüstet, sich der Kunst ergeben haben, ist es ihm unmöglich, sich anders zu zeugen als er ist und empfindet.

Die selbständige Gesinnung Slevogts sprach sich rein äußerlich sogleich darin aus, daß er, unbekümmert um eine Zeitströmung, die von einem erzählenden Bildinhalt nichts wissen wollte, Bilder zu malen unternahm, die mehr bieten als bloße Gegenstandsschilderung. Er gab damit zu erkennen, daß für ihn nicht nur eine Erscheinungswelt existiere, sondern daß er auch Anteil nehme an den verborgenen Kräften, die jene bewegen. Das war für einen jungen Künstler, der sich als Zeitgenosse bemerkbar machen wollte, immerhin ein Wagnis.

Tanz der Salome. (1895.)

Slevogt blieb freilich mit seinen erzählenden Bildern vollkommen auf dem Boden der Natur und der Wahrheit. Wie wäre das auch anders möglich gewesen für einen, der in Rembrandts Schaffen die Ideale der deutschen Malerei verkörpert und durch die Werke dieses Unsterblichen bewiesen sah, daß die beseelte Wirklichkeit viel mächtiger an die Herzen der Menschen zu rühren vermag als alles, was erfunden werden kann! Und schloß denn das Fußen auf der Wirklichkeit die Betätigung der Phantasie aus? Keineswegs. Gibt es etwas Phantasievolleres als Rembrandts Bilder und regen sie nicht die Phantasie derer, die sie mit offenen Augen und Herzen anschauen, gewaltig an? Und wie realistisch sind sie im Grunde! Es lag aber nicht in Slevogts Absicht, sich nach schlechter Münchner Gewohnheit irgendeinem alten Meister zu verschreiben und in dessen Art Bilder zu produzieren. Wohin diese Methode führte, hatte er an mehr als einer „Größe" und deren kläglichem Ende in München beobachten können. Zudem fühlte er genug Kraft in sich, der Natur unmittelbar gegenüberzutreten.

Wer unbefangenen Auges, nicht geblendet durch den Glanz, den die Meisterwerke der Malerei auf jede Gegenwart ausstrahlen, das Schaffen der zeitgenössischen Maler überblickt, kann sich der Erkenntnis nicht erwehren, daß nur ganz wenige darunter sind, die sich die Mühe nehmen, sich persönlich mit der Natur auseinanderzusetzen. Die Mehrzahl bleibt in der Konvention, in den Anschauungen und den Darstellungsarten, die ihnen gelehrt worden sind oder die sie von irgendeinem ihnen besonders bedeutend erscheinenden Meister abgelernt haben. Das überhebt sie nicht der Mühe des Studiums und der Arbeit, wohl aber ersparen sie dadurch die Gefahr eines Kampfes, in dem der Sieg nicht nur unsicher, sondern auch selten ist. Dieser Kampf ist der mit der Natur. Und der Zweck? Von ihr eine persönliche Offenbarung über sie selbst zu erhalten. Vielleicht hat jeder, der den Künstlerberuf ergreift, einmal diesen Wunsch; aber der erste Versuch belehrt ihn meist, daß er seine Kräfte überschätzt hat, daß es unglaublich schwer ist, der Natur ins unverhüllte Antlitz zu blicken. Indessen: es gibt kühne und unerschrockene Geister, und die Natur ist ein Weib. Kraftvoller Männlichkeit versagt sie sich nicht.

Tänzerin in Grün und Silber. (1905.)

Jagdstück „Falken“ (1902).
Von Prof. Max Slevogt.

Totentanz. (1896.)

So trat auch Slevogt ihr nicht als schmachtender Seladon gegenüber, sondern als ein Mann mit dürstenden Sinnen, der eine Vereinigung mit der Geliebten um jeden Preis, auch um den einer Gewalttat sucht. Und sie ergab sich ihm. Die Früchte dieser Verbindung waren Bilder von einer so neuartigen Schönheit, daß sie fast jedermann für häßlich erklärte, und die Behauptung laut wurde, Slevogt habe sie aus Sensationslust geschaffen. Das war nun keineswegs der Fall. Dem Künstler hatte vielmehr daran gelegen, zu zeigen, daß die Kunst mächtiger sei als die Natur. Diese kann den Widerspruch von schön und häßlich für die Wahrnehmung der Menschheit nicht lösen, wohl aber der Künstler, und um diese Kraft der Kunst zu offenbaren, ging Slevogt jeder Art von allgemeiner Schönheit aus dem Wege, indem er das, was er an der Natur, auch an der häßlichsten, als schön erkannt hatte, dafür einsetzte. So entstand unter seinen Händen gewissermaßen eine neue Welt, an der mehr und mehr als bezeichnender Zug ein phantastischer Charakter hervortrat. Eine ganz ungewöhnliche Eigenschaft in einer bis zum Überdruß nüchternen, für alles Positive eingenommenen Zeit. Aber gerade dieser phantastische Einschlag in der Kunst Slevogts hätte die, welche ihn des Raffinements und der Berechnung ziehen, belehren können, daß der Maler, wie alle großen Künstler, im Grunde seines Herzens ein durchaus naiver Mensch war, der nicht seiner Überlegung, sondern seiner Anlage folgte. Die Phantasie des jungen Malers bewegte sich in jener abenteuerlichen Richtung, die man oft bei mutigen, mit starker Einbildungskraft versehenen Knaben beobachten kann. Es spiegelten sich darin alle die Märchengestalten und Wunder, die Helden und kühnen Taten, für die sich das Herz der Jugend zu

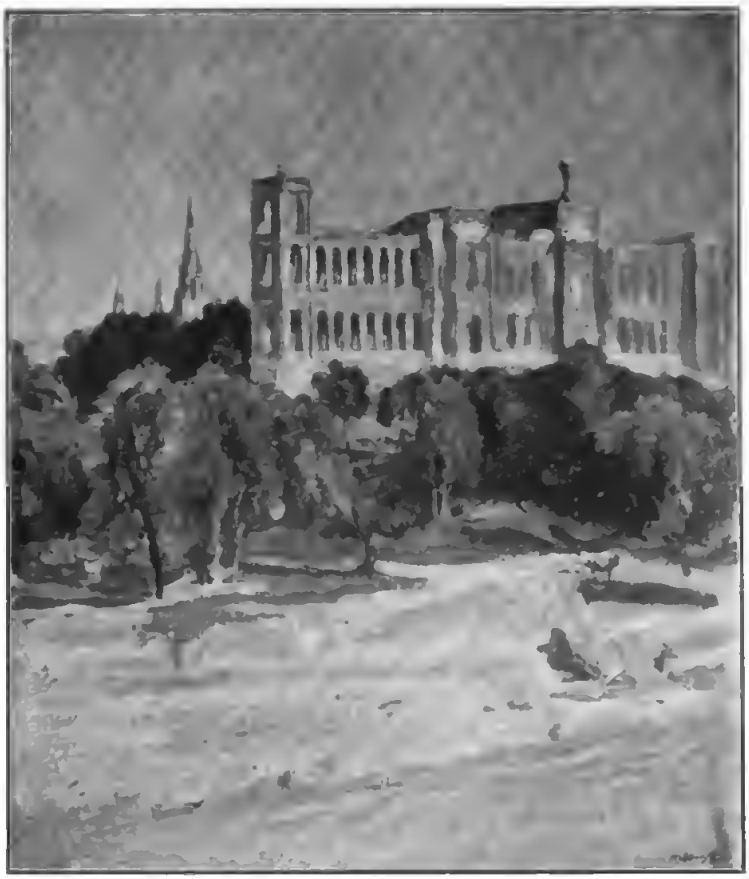
begeistern pflegt. Mit einem Worte: Slevogt ist Romantiker. Freilich nicht einer von der trivialen Art, die in jeder Richtung konventionell ist und mit fertig übernommenen Anschauungen und Symbolen operiert, sondern einer, dessen Erfindungsgabe mit einem starken Wirklichkeitssinn aufs engste verbunden ist.

Den Widerspruch, der in dieser Allianz zu liegen scheint, löst Slevogt seiner besonderen Veranlagung nach mit dem Mittel der Farbe. Seine romantischen Einfälle sind von dieser in hohem Maße bestimmt. Die Farbe gibt für ihn der Erscheinungswelt erst ihren besten Reiz, und es macht ihm die größte Freude, in märchenhaften Bildern alle Kräfte dieses jede Wirklichkeit verschönenden Mediums zu entfesseln. Er offenbart sich dabei als der geborene Koloriſt, als jemand, der in Farbe denkt, dem Malerei nicht ein Austuschen, sondern ein Anlegen der Massen im Bilde mit Farben in dem Sinne ist, daß diese Anlage an sich schon die Proportion, die Perspektive und die eigentliche Wirkung gibt. Seine Bilder verlieren in einer farblosen Wiedergabe daher einen großen Teil ihrer Schönheit, ihres wesentlichsten Reizes. Die Slevogtsche Koloristik, die in Verbindung steht mit einer seltsam leidenschaftlichen und stürmischen Art der Pinselführung lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Kollegen auf ihn; denn wenn es in Deutschland auch viele gute Maler gab und gibt wie Leibl, Uhde, Liebermann, Habermann usw., so sind doch hier wie überall die Koloristen selten. Wie stolz ist Frankreich auf seinen Delacroix! In der Beweglichkeit des Talents hat Slevogt mit diesem eine gewisse Ähnlichkeit, auch als Romantiker; aber die beiden unterscheiden sich eben doch, wie sich ein Deutscher von einem Franzosen unterscheidet. Indessen entwickeln sich nicht nur die Maler, sondern auch die Koloristen, und so hat auch Slevogt in seiner Farbenanschauung bereits einige Wandlungen durchgemacht. Sie erhielt ihre Grundlage, wie das bei der üblichen Erziehung der Maler nicht anders möglich ist, im Atelier. Daher sind Slevogts

Scheherasade erzählt 1001 Nacht. (1897.)

Der verlorene Sohn. (1899.)

erste Schöpfungen sehr tief gestimmt. Erst nach und nach, als er sich zum landschaftern entschlossen hatte, hellten sich seine Farben und damit seine Bilder auf, und als dann später gar Manet in seinen Gesichtskreis trat, ging er entschlossen zum Pleinair über und zum Impressionismus, ohne indessen irgend etwas von seinen persönlichen Ideen von Farbe aufzugeben. Nur daß er lichtere und freiere Harmonien



Das Maximilianeum. (1900.)

suchte. Den Impressionismus, der nur die Oberfläche der Erscheinungen gibt, kultiviert er kaum. Wenn auch er zunächst von dem sinnlichen Eindruck der Erscheinungen ausgeht, so verzichtet er doch nicht darauf, das Wesen zu schildern, das dahinter verborgen ist. So sind vor allem seine Bildnisse voll feiner, unvordringlicher Psychologie und dabei groß in der Auffassung. Und immer zeigt er sich in seinen eigentlichen Bildern bemüht, durch einen tieferen Sinn zu wirken.

Max Slevogts künstlerische Laufbahn begann in München; denn der Maler, der seit nunmehr sieben Jahren seinen Wohnsitz in der Reichshauptstadt hat, ist von Geburt Bayer. Er kam am 8. Oktober 1868 als der zweite Sohn eines Hauptmanns in Landshut in Niederbayern zur Welt. Der Vater fiel als eines der ersten Opfer des deutsch-französischen Krieges. Der Knabe kam dann in Würzburg auf die Schule, und als sich bei dem heranwachsenden Jüngling nach und nach eine ausgesprochene Neigung für den Künstlerberuf zeigte, zögerte die Mutter nicht, diese mit allen Mitteln zu fördern. Zugleich aber bekundete der junge Mensch eine so außerordentliche musikalische Begabung, daß er selbst lange Jahre schwankte, ob er nicht die Malerei aufgeben und mit seiner hervorragend schönen Stimme zur Bühne gehen sollte. Besonders suchte ihn der verstorbene Kapellmeister und bekannte Wagneropern-dirigent Zumpe zu diesem Kunstwechsel zu überreden. Indessen blieb Slevogt schließlich der Malerei treu, hinter deren Wesen zu gelangen, er sich auf der Münchner Akademie die größte Mühe gab. Er trieb dort von 1885 bis 1889 unter der Leitung von Wilhelm Diez und Johann Herterich seine Studien, allerdings ohne die Empfindung, von diesen Lehrern wirklich gefördert zu werden. Denn, wenn er auch allerlei handwerkliche Belehrung erfuhr und zu wissen bekam, wie dies und das im

Dame im grauen Pelz (1905). Von Prof. Max Slevogt.

Porträtſtudie der Frau Geheimrat v. T. (1901.)

Bilde, im Sinne einer vorbildlichen alten Kunſt intereſſant gemacht werden könnte, ſo fand er ſich doch völlig im unklaren darüber, wie er ſich mit der Wirklichkeit, die er ſo farbenreich ſah, ohne Hilfe dieſer beſchränkenden Rezepte auseinanderſetzen ſollte. Was war denn die Farbe eigentlich, wenn ſie immer mit dieſen ſchwarzen, braunen oder grauen Tönen gebrochen werden mußte, um mit anderen Farben in Harmonie bleiben zu können? Dennoch wurden die Arbeiten, die er unter ſolchen Zweifeln vollendete, von ſeinen Lehrern gelobt und von den Mitſchülern bewundert. Er galt bald als „das Talent“ der Diez-Klaſſe, ohne ſelbſt mit ſich zufrieden zu ſein. Aus dieſem Zuſtande

des Zweifels wurde er in ganz unerwarteter Weise durch einen Verkehr befreit, den er mit ein paar Mitschülern pflegte. Die beiden waren in der gleichen Lage wie er gewesen, hatten sich jedoch schon zu der Überzeugung durchgerungen, daß eine fruchtbare und befriedigende künstlerische Tätigkeit für den einzelnen nur möglich sei, wenn er sich weniger auf die Regeln der Schule als auf seine ursprüngliche Begabung stütze. Slevogt, dem noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen war, was unter „Anschauung" für einen Maler zu verstehen sei, fand bei seinen neuentdeckten Freunden, dem später zur Medizin übergegangenen Maler Ad. Gebhard und dem jetzt in Berlin wirkenden Maler Robert Breyer Arbeiten, die ihn zu der Überzeugung brachten, daß diese die Natur zwar nicht schulgemäß und nicht im Sinne der alten Meister, jedenfalls aber wahr und doch entschieden künstlerisch sahen und wiedergaben. Besonders angezogen fühlte er sich von dem ganz unverbildeten, aber höchst aparten Farbensinn Breyers, der diesen die schwierigsten koloristischen Aufgaben spielend und in absolut individueller Weise lösen ließ. So naiv Breyer sich der Natur näherte und so wenig seine Art des Malens sich mit der in München sonst üblichen deckte — die erzielte Wirkung ließ keinen Zweifel darüber, daß er ein guter und ein selbständiger Maler war. Unter dem Eindruck dieser Erfahrung ging nun auch Slevogt dazu über, die Natur jenseits der akademischen Vorschrift zu sehen und darzustellen. Um die Münchner Gewöhnung noch schneller auszutreiben, verließ er im Frühjahr 1889 die Akademie, um in Paris weiterzustudieren. Aber er fühlte sich dort nicht behaglich. Das Arbeiten in der Académie Julian schien ihm wenig zweckvoll, und so schloß er den Pariser Aufenthalt sehr bald ab mit dem Vorsatze, sich nun erst einmal die Welt ordentlich anzusehen. Er ging zunächst nach Dänemark, kehrte aber

Zeichenstudien zum d'Andrade. (1902.)

von dort nach kurzer Zeit nach München zurück, um seinen Freund Breyer zu einer gemeinsamen Reise nach Italien zu bereden. Der war sofort dazu bereit, und so zogen die beiden wohlgemut über die Alpen, nicht um Italien und italienische Motive zu malen, sondern um zu sehen und zu genießen.

Diese Art des Reisens ist für junge Leute unter Umständen die gefährlichste von der Welt; denn viele finden vom Nichtstun und Lustigleben den Weg zur ernsthaften Arbeit nicht mehr zurück. Den beiden Freunden war sie in jeder Weise nützlich. Sie kehrten als reife Männer nach München zurück, und besonders Slevogt hatte die Empfindung, daß in diesen Monaten des Müßiggangs seine Individualität in ihren Anlagen und Neigungen sich aufs selbständigste entwickelt habe. Mit frischen Sinnen und frischem Mute ging er wieder an die Arbeit.

Fürs erste wurde wieder ordentlich vor der Natur studiert. Zunächst nach dem nackten Modell; dann versuchte sich der junge Maler in Porträts, zu denen ihm seine Familie, seine Mutter, sein Bruder, ein alter Onkel und verschiedene Freunde sitzen mußten. Von diesen Arbeiten seien als charakteristisch für die eigenartige Entwicklung Slevogts nach der italienischen Reise die Bilder „Das Bad" — eine nackt auf dem Bauche auf einem neben einem Ofen stehenden Diwan liegende Schöne —, „Auf dem Sopha" — das eine ausgesprochene koloristische Idee verkörpernde Bildnis seiner Mutter in einem grauschwarz karierten Morgenrock, „Die Zeitungsleser" — Porträts seines Bruders in Uniform und seines Onkels — genannt. In München wurde man auf Slevogt erst aufmerksam, als er 1893 mit der Frucht eines vielmonatigen Aktstudiums „Die Ringerschule" hervortrat. Während die ältere Generation sich gegenüber diesem Bilde voll schwieriger Bewegungsmotive ablehnend

Francesco d'Andrade im letzten Akt des Don Juan, genannt: der schwarze Don Juan. (1903.)

verhielt, bewunderten die jungen Künstler die ausgezeichnete Beherrschung der Form und die breite, energische Malerei. Als dann aber Slevogt im nächsten Jahre vor der Öffentlichkeit wieder mit ein paar Akten erschien, einem stehenden weiblichen und einem ebensolchen männlichen, die etwas willkürlich zu einem Diptychon „Der Mensch" nebeneinander gestellt waren, erhob sich ein Sturm der Entrüstung über den brutalen Realismus, den man an diesen Arbeiten wahrzunehmen glaubte. Sicherlich sind diese beiden Akte, die übrigens schöne und wohlproportionierte Menschen darstellen, nicht realistischer als tausend andere, nur sind sie wesentlich anders gemalt. Die Farbe und die ungewohnte Kraft des Vortrags erschreckte damals die Kritik und das Publikum. Heut, wo beide an Slevogt gewöhnt sind, würde man zweifellos erkennen, wieviel Schönheit der Maler mit den Erscheinungen eines männlichen Mannes und eines weiblichen Weibes hat geben wollen.

Nach Vollendung dieser Arbeiten fühlte sich Slevogt für ein freies Schaffen genügend gerüstet. Nun wollte er auch einmal die Kraft seiner Phantasie erproben. Schnell hintereinander entstanden die üppigen Farbengedichte „Frau Aventiure", „Ritter Blaubart" und „Salomes Tanz", denen in den Ausstellungen der Münchner Sezession 1894 und 1895 bevorzugte Plätze eingeräumt waren. Aber wenn diese Bilder sich schon in der Kraft und Fülle der Farbe, in der Eigenart der Komposition und in der rassigen Malerei von ihrer Umgebung sehr auffallend unterschieden, so fürchtete Slevogt am Ende doch, mit diesem Ausdem-Kopf-Malen in das Fahrwasser hinüberzugleiten, in dem sich gewisse Münchner Lieblinge des Publikums sehr zu ihrem Schaden tummelten, und faßte den Entschluß, auch seine erfundenen Bilder vor der Natur zu malen. Und gibt es in der Natur für den, der sehen kann, nicht Märchen über Märchen? Für Slevogt waren sie jedenfalls da. Bei der Bekanntschaft mit einem kupplerischen alten Weibe kam ihm der Plan zu einer „Neuen Danaë" (1895). Wie auf den Bildern der Alten sieht man auf Slevogts Schöpfung eine Schöne, in kühner Verkürzung gesehen, auf einem Lager ihre enthüllten Reize präsentieren; aber der Goldregen des Zeus vermag nicht mehr das Ziel seiner Wünsche zu erreichen; denn jene Alte will von der Schönheit ihrer Schutzbefohlenen Profit ziehen und fängt in ihrer blauseidenen Schürze den himmlischen Segen auf. Sie denkt nicht daran, das Glück der Liebenden zu fördern. Sie schachert mit den Reizen der Jugend. In einem Münchner Café sah Slevogt einmal, wie eine übermütige Kellnerin einen platzsuchenden, verdrießlichen Gast durch das ganze Lokal zu einem freien Stuhle zog. Sofort stellte sich bei ihm die Idee zu einer neuen Fassung des Totentanzes ein und noch im Café zeichnete er den Entwurf dazu. Der mürrische, unbekannte Gast war ihm der Tod, der nicht dem Leben nachgeht, sondern den sich das Leben selbst in seinem Unverstande zu Tische ladet. In dem unter diesen Erwägungen entstandenen Bilde, das man 1896 noch naß in die Ausstellung der Münchner Sezession trug, sprach sich die realistische Romantik Slevogts zum ersten Male in voller Stärke aus. Das war ein Werk, das von jedem bemerkt wurde. Ein dämonisches Etwas scheint die rothaarige Dirne im schwarzen Kostüm zu durchglühen, die mit Gelächter einen grünen widerstrebenden Domino über die Galerie eines Redoutensaales mit sich fortzieht. Wie wird sie aufschreien, wenn sie hinter der Maske des Fremden den fleischlosen Schädel des ewigen Schnitters entdeckt! Ein Jahr später sah Slevogt einmal eine ihm bekannte Dame in einem von einer Ampel nur schwach beleuchteten Zimmer auf dem Rande eines Diwans sitzen und mit einer auf diesem liegenden Person sprechen. Unter diesem Eindruck entstand sein Bild der „Scheherasade". Auch in dieser Schöpfung wich er von der üblichen Vorstellung der Märchenerzählerin als einem schönen Weibe weit ab. Er sagte sich: Geistvolle Frauen sind in der Regel nicht schön; Scheherasade, die Erzählerin der „Märchen von 1001 Nacht" gewinnt ihren Sultan lediglich durch ihr Talent und ihre Klugheit. So malte er sie als ein älte-

Digitized by Google

Marietta di Rigardo. (1904.)

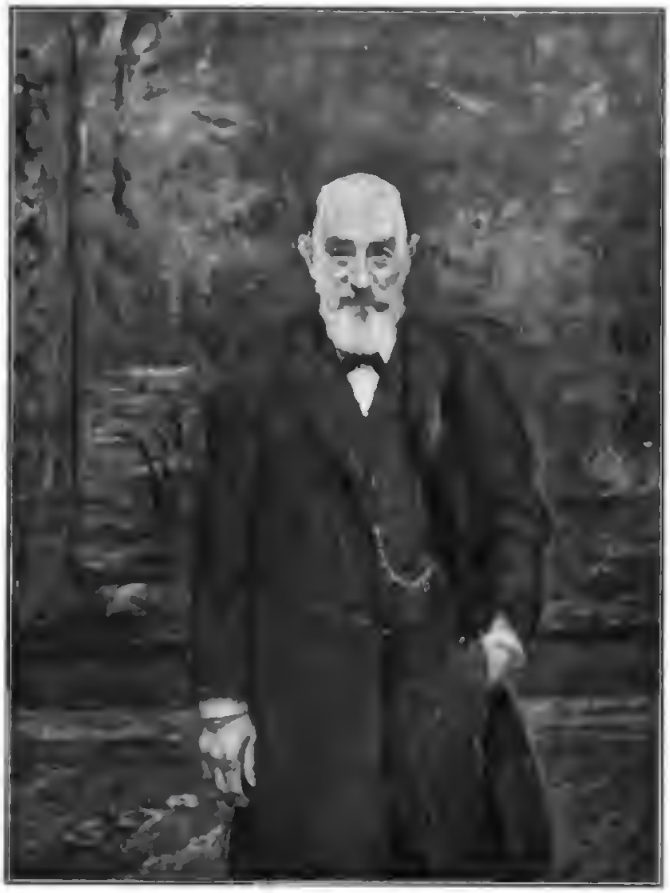
res erfahrenes Frauenzimmer, das mit träumendem Blick die Märchen, die es dem ruhenden Sultan erzählt, während des Sprechens zu erfinden scheint. Ein wenig vor diesem in grünen, orangefarbenen und roten Tönen schimmernden Gemälde sind einzelne Bilder von Tänzerinnen in goldenen, silbernen und grünen Schleiern entstanden, die zu den rassigsten Schöpfungen des Malers gehören. Sie waren für ein Triptychon des Tanzes gedacht, das dann aber doch nicht ausgeführt wurde. Diesen alle Zeichen einer individuellen Anschauung und Malerei tragenden Werken folgten in den Jahren 1896 bis 1898 fast ausschließlich Porträts, unter denen, außer einigen Selbstbildnissen, das Porträt des Kunstgelehrten

Dr. Karl Voll und das der Dame neben dem Fliederstrauß Erwähnung verdienen.

Seine zuerst vielumstrittene, nunmehr aber allseitig anerkannte Position in Berlin, das sich auch schon in früheren Jahren wohlwollend gegen den Künstler gezeigt hatte, gewann sich Slevogt 1899 in der ersten Ausstellung der Sezession mit seinem Triptychon „Der verlorene Sohn", das, obgleich alle Welt über den Realismus, mit dem der Maler den verkommenen Sprößling eines liebevollen Vaters geschildert hatte, außer sich war, dennoch den „clou" jener Ausstellung bildete. Ohne Frage ist dieses Werk eines der köstlichsten, reichsten und reifsten Farbengedichte, die der Künstler geschaffen und ein unwiderlegliches Zeugnis für seine große und schöne Eigenart. Die Beachtung, die er damit in Berlin fand, bewog Slevogt, München, obgleich man dort sein 1900 entstandenes Bild „Feierstunde" für die Neue Pinakothek erworben hatte, zu verlassen, um in der auch künstlerisch stark aufstrebenden Reichshauptstadt seinen Wohnsitz zu nehmen.

Von dieser Zeit an datiert der Umschwung in Slevogts Ideen von Farbe. Er hatte auf der Pariser Centennale die französischen Impressionisten Cézanne, Manet und Monet bewundern gelernt und konnte die Bekanntschaft mit ihren Werken dann in Berlin bequem fortsetzen. Die Wandlung kündigte sich in dem Freilichtbildnis einer jungen, auf einer Gartenbalustrade sitzenden Frau an und fand ihre Fortsetzung in einigen Jäger- und Reiterporträts und einen klassischen Ausdruck in dem großen Bilde „Sommermorgen", das eine junge Frau, unter ihrem Sonnenschirm auf einem grasbewachsenen Waldabhang liegend, darstellt. Aber Slevogt hütete sich wohl in dieser Freilichtmalerei sein einziges Ziel zu erblicken. Dieses sollte und mußte in der Erweiterung des ihm als Maler zugänglichen Gebietes bestehen. Daher malte er ein ganzes Frühjahr hindurch im Frankfurter Zoologischen Garten Tiere, besonders Raubtiere. Auch das Theater, das immerhin eine märchenhafte Gegenwart vorstellt, zog ihn an. Aus dieser etwa 1902 einsetzenden Periode stammt sein unvergleichliches Porträt des temperamentvollen portugiesischen Sängers Francesco d'Andrade, der im weißseidenen Kostüm des Don Juan auf der hellbeleuchteten Bühne steht und, die letzten Töne des „Champagnerliedes" auf den Lippen, dem beifalljauchzenden Publikum mit dem Handschuh zuwinkt. Als die Stuttgarter Galerie das als Geschenk für den bewunderten Sänger bestimmte Bild durchaus erwerben wollte, malte Slevogt diesem ein neues Porträt, das ihn ebenfalls in der Rolle des Don Juan darstellt, aber nicht als den verführerischen Herzenräuber, sondern als den der Hölle trotzenden Vollender seines Schicksals. Das Bild stellt d'Andrade in dem schwarzen, mit einem gelben Kamisol versehenen Wams dar, das er im letzten Akt der Oper zu tragen pflegt, und in dem Augenblicke, da er, sein Entsetzen überwindend, die Rechte in die steinerne Hand des sonst unsichtbar bleibenden Komturs legt. Sicherlich ein Werk, das die Nachwelt einmal zu den bedeutendsten Kunstleistungen auf dem Gebiete der Schauspielerporträts zählen wird. Nicht ganz von dieser Stärke, als malerische Absicht und in der Wiedergabe der Bewegung jedoch sehr fein, ist das 1904 entstandene Bild der exotischen Brettldiva „Marietta di Rigardo", die, den schlangenhaften, zierlichen Körper in einem vergißmeinnichtblauen Gewande, auf dem linken Arm ein schwefelgelbes Seidentuch, auf einem farbenreichen Teppich, einen ihrer nationalen Tänze aufführt. Auch dieses Werk wanderte sogleich nach der Ausstellung im Berliner Sezessionshause in eine große Galerie, in die des Herrn Rothermund in Blasewitz. Zwischen dem schwarzen Don Juan und der Marietta schuf Slevogt noch eines seiner merkwürdigsten phantastischen und zugleich realistischen Bilder, den „Ritter", der, ganz in blanken Stahl gehüllt, sich in einem Haremsgemach der Liebesbezeigungen von vier schönen, zum Teil nackten Frauen, lautlos erwehrt und davongehen will. In dieser Schöpfung mit ihren gehäuften Bewegungs- und Verkürzungsmotiven kommt alles zum Ausdruck, was Slevogt als

Künstler und Maler charakterisiert. Seine selbständige Auffassung, sein stürmisches Temperament und seine glänzende Koloristik, zugleich aber auch seine Zugehörigkeit zum Geschlecht jener Meister, die man in Rembrandt und Manet, in Velasquez und Delacroix verehrt. Das Bild hat Mängel, daneben jedoch außerordentliche Schönheiten; beide von der Art, wie sie eben nur ein ganzer Kerl sich leisten kann.

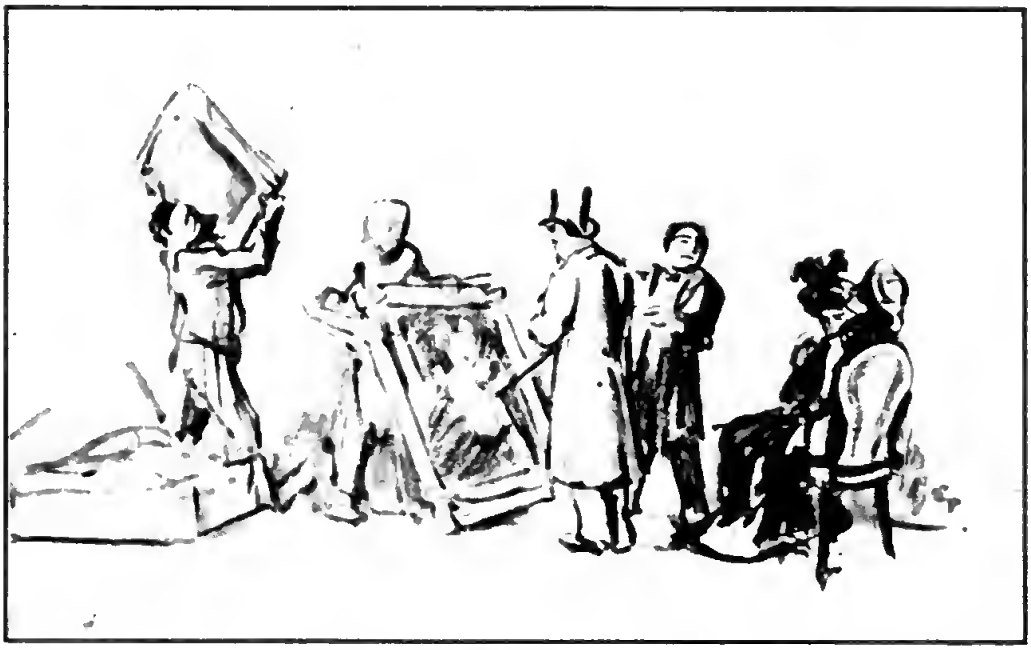


Porträt des Kommerzienrats F. (1905.)

Zwischen diesen großen Werken produzierte der Künstler unablässig Porträts, Landschaften, Stilleben und Szenen des Lebens. Allmählich ist er, obgleich einer der besten deutschen Landschafter, ein bevorzugter Bildnismaler geworden, dessen Leistungen in den Ausstellungen mit Andacht betrachtet werden. Aus der Fülle dieser Porträts seien wenigstens einige hervorgehoben. Das Freilichtbildnis des in der Laube lesenden Herrn, das Porträt des Generals v. S., das für die Mannheimer Galerie erworbene Bild „Bal paré“, das den Künster und seine schöne Gattin darstellt und, außer zahlreichen Porträts eleganter und anmutiger Frauen, das repräsentative Bildnis des Senators O'swald für die Hamburger Kunsthalle, das ein würdiges Seitenstück zu den vielbewunderten Porträtschöpfungen Liebermanns und Trübners an der gleichen Stelle bildet. Nicht unerwähnt soll der prachtvolle weibliche lebensgroße Akt bleiben, mit dem der Künstler vor zwei Jahren die Berliner Sezessionsausstellung beschickte, und daß er das Jahr 1907 mit dem äußerst gelungenen Bildnis eines bayerischen Oberstleutnants in ganzer Figur und mit dem alle Zauberkräfte seiner Palette zeigenden Bilde einer „Sterbenden Kleopatra“ beschlossen hat.

Alles, was Slevogts immer rege und weitschweifende Phantasie nicht für die Malerei verwerten kann, gestaltet sie in Zeichnungen. Aus scheinbar unerschöpflichen Mappen tauchen immer wieder neue, überaus originell gezeichnete Kompositionen zu orientalischen Märchen, zu Indianergeschichten, zu Don Quixote oder zur Ilias auf. Slevogts Erfindungsgabe ist unendlich. Und wieviel Laune, Frische, wieviel Grazie und Witz offenbart er in diesen mit der Feder gezeichneten oder lithographierten Dingen! Er verfügt auch hier über eine ganz persönliche Art des Ausdruckes, und sein malerischer, krauser, nervöser und doch fester, suggestiver Strich hat bereits Nachahmer gefunden. Als in sich abgeschlossene Werke liegen seine Illustrationen zu „Ali Baba und die vierzig Räuber“, zu „Sindbad der Seefahrer“ und zur „Ilias“ vor.

Man sieht: Der Künstler hat seine Zeit wacker benutzt. Aber niemand wird von ihm behaupten dürfen, daß er irgendwie seine Erfolge ausgeschlachtet und sich wiederholt habe. Eine einmal gelöste Aufgabe war für ihn stets absolut erledigt, und nie ist es ihm eingefallen, Bilder von sich, die Beifall fanden, zu kopieren. Die Malerei ist ihm nicht Geschäft, sondern Lebensbedürfnis. Er malt, weil ihn seine Natur dazu nötigt. Das gibt seiner Kunst jene animalische Kraft, die den einen anzieht und den andern abstößt, immer aber als etwas seinem Geschmacke ordnet und es auf der für das Auge übersehbaren Fläche präsentiert, die der Rahmen seiner Bilder umschließt. Das Recht zu dieser Handlung nimmt jeder, der sich Künstler nennt, für sich in Anspruch; jedoch die wenigsten sind fähig dazu. Darum ist es ein Gebot der Vernunft, die hochzuhalten, welche über solche Fähigkeit verfügen und sie in ernsthafter Beharrlichkeit zu vervollkommnen suchen. Und Slevogt gehört zu diesen wenigen. Darüber kann kein Zweifel bestehen. Nichts wäre törichter als mit ihm über seine An-



Vignette.

Besonderes empfunden wird. Durch Slevogts Schöpfungen rollt sein warmes Blut. Wer Augen hat, zu sehen, nimmt ganz genau wahr, an welchen Stellen seiner Bilder es rauschend vom Herzen zum Pinsel strömte und wo es ruhig und unerregt dahinfloß. Und weil der Künstler ein Mann von Leidenschaft, von Temperament ist, beruht auf diese Weise das Anziehende seiner Kunst nicht in kalter Richtigkeit, sondern im Ausdruck. Er ist kein Abschreiber der Natur, sondern ihr Verkünder. Er führt sie dem Verständnis, den Begriffen seiner Mitmenschen zu, indem er ihr Schönes nach schauungsweise und die Art seiner Malerei zu hadern; denn hierin liegt seine Bedeutung und zugleich das, was ihn als Erscheinung in der Kunst neu wirken läßt. Slevogt ist aber noch etwas, was tausend andere Künstler nicht sind: Er ist eine produktive, eine schöpferische Persönlichkeit, die neue Werte in die Welt stellt. Es mag sehr schwierig sein, sich den Eindrücken solcher ohne Widerspruch hinzugeben; aber wer es nicht wagt, wird niemals zu dem erhebenden Gefühl gelangen, in und mit seiner Zeit gelebt und deren künstlerische Ideale kennen gelernt zu haben.

Porträtſkizze von Oberſtleutnant S. (1906).
Von Prof. Max Slevogt.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Wilhelm Busch. Persönliche Erinnerungen und Anderes.

Von Hans Müller-Brauel.

„Die Welt, obgleich sie wunderlich,
Ist gut genug für Dich und mich."

Im Jahre 1894 war's, da schrieb Wilhelm Busch, der nun Heimgegangene, mir dieses Wort in mein Handschriftenalbum, das ein guter Freund ihm vorgelegt hatte. Selbst hatte ich's nicht gewagt, es ihm zuzusenden, da ich immer wieder hörte, daß er „sehr unzugänglich und von einer rücksichtslosen Grobheit gegen Fremde, überhaupt gegen Besucher" wäre. Gesehen hatte ich Busch selber vor langen Jahren einmal, kennen gelernt hätte ich ihn längst für mein Leben gern, ihn, der einer der allergrößten unseres Niedersachsenstammes war. Aber da waren die vielen Anekdoten über Buschs Unnahbarkeit — und sich einer Abweisung aussetzen? Lieber nicht.

Dann brachte mir das Jahr 1906 die Erfüllung meines langgehegten Wunsches. Für meinen im Verlage von Dr. Max Jänecke in Hannover erscheinenden niedersächsischen Künstlerkalender „Der Heidjer" hatten wir einen Jahrgang mit zwölf Bildnissen heimatlicher Dichter in Aussicht genommen. Ich selber wollte und sollte die einzelnen Persönlichkeiten photographisch aufnehmen. Den alten, knorrigen Herrmann Almers, den entschlafenen Marschendichter, hatte ich schon photographiert, nun sollten sich Wilhelm Busch, Otto Ernst, Franz Evers, Gustav Falke, J. C. Fehrs, Friedrich Freudenthal, Meister Detlev von Liliencron, Börries von Münchhausen, unser alter, lieber Wilhelm Raabe, Lulu von Strauß-Torney, die treffliche junge Bückeburger Dichterin, und Friedrich Tewes, der Schöpfer des Hannoverschen Museums für Volkskunde, dazu gesellen. Eine Anfrage bei Busch, die voller Zagen abgeschickt wurde, ergab eine freundliche Zustimmung und Einladung, und so fuhr ich am 19. Juli nach Mechtshausen, wo Wilhelm Busch wohnte.

Mechtshausen ist ein kleiner, freundlich gelegener Ort am Vorharz. Umständlich zu erreichen, wenigstens von Hannover aus. Eine eigene Post besitzt der Ort nicht, die Post kommt von Groß-Rhüden aus. Hier steigt man auch am besten aus und hat dann einen einstündigen, strammen Marsch bis Mechtshausen. Um die Mittagsstunde landete ich. Die Versuche, im einzigen Dorfwirtshause ein Mittagessen zu erhalten, gelangen nur halb, die Antwort auf meine Frage lautete gleich der, die man oft im reichen Osnabrücker Artlande erhält: „Wi gewt dar nich ümme." Und in Mechtshausen kamen noch dringende Erntearbeiten hinzu. So fiel das endlich wenigstens bereitete Essen nur mangelhaft aus, und ich hatte im Grunde genommen einen herzhaften Hunger, als ich mich nach ein paar Stunden, in der Annahme, der alte Herr hätte nun wohl sein Mittagsschläfchen beendet, in der Pfarre einfand.

Und nun stand ich Busch gegenüber. Der Empfang fiel ganz anders aus, als die Gerüchte gekündet hatten, die noch im Dorfwirtshaus wiederholt wurden, als ich die Rede auf Umwegen auf den einzigen berühmten Einwohner des Ortes brachte. Begrüßte schon der Herr des Pfarrhauses mich herzlich, so ebenfalls Busch, und ich erfuhr als erstes, daß man mich zum Mittagessen erwartet und nun schon angenommen hätte, ich würde wohl, trotz der Anmeldung, nicht mehr kommen. Zu meiner Entgegnung, ich hätte im Gasthause abgewartet, um Buschs Mittagsschläfchen nicht zu stören, lächelte der nur und bemerkte, mittags schliefe er nicht. Im Augenblick darauf war die lebhafteste Unterhaltung im Gange. Bei einer späteren Anwesenheit, im Oktober 1906, erfuhr ich, daß Busch die Gewohnheit hatte, gleich nach Tisch von vergangenen Zeiten zu plaudern und aus seinem Leben allerlei zu erzählen. So war ich das erstemal gerade zu einer glücklichen Stunde gekommen, und Busch selber erzählte ungefragt. Denn daß er sich nicht ausfragen ließ, sah man im ersten Augenblick, ohne es erst selber an sich unange-

Silhouette Buschs in jungen Jahren.
Von Ed. Schulz-Briesen.

Wilhelm Busch. Zeichnung nach dem Leben von Ed. Schulz-Briesen. Aus der Antwerpener Zeit.

nehm erfahren zu müssen. Und „besehen", sagte Busch, ließe er sich auch nicht von Fremden, die oft mit unglaublichen Zumutungen kämen. So werden sich also die Gerüchte über seine angebliche Unzugänglichkeit erklären. Und ebenso übertrieben und falsch ist eine lange Reihe weiterer Gerüchte über Busch, von denen das lustigste das war, er selber wäre längst — verstorben; ein Bruder von ihm, der sich in seine Art, Verse zu machen, eingelebt hätte und seine Strichführung ganz gut nachahmte, setze „das Geschäft fort" und verfertige all die Schnurren, die seit Jahren erschienen wären.

Im Garten, unter einem vollblühenden Rosenstrauche, saß Busch mir zu mehreren gut gelungenen photographischen Aufnahmen, mit Hut, wie er es lieber wollte. Aber auch eine Aufnahme *ohne* Hut, die ich mir angesichts dieses wundervollen Kopfes wünschte, erhielt ich mit liebenswürdigster Freundlichkeit. Und letztere Aufnahme hat Busch dann zur Nachbildung für meinen „Heidjer" bestimmt. Der Jahrgang für 1907 enthält sie. Darunter stehen in Handschriftnachbildung die Worte Buschs:

„Mit gut und böse geht's mir eigen,
Kann leichter fallen als wie steigen."

An der Buschaufnahme haben viele Freunde und Verehrer des Dichter-Künstlers, wie zahlreiche Zuschriften bewiesen haben, ihre Freude gehabt; was aber mehr ist, Busch selber war sehr zufrieden damit.

Als wir uns dann um einen traulichen Kaffeetisch drinnen versammelt hatten, kam Busch auf seine unterbrochenen Erzählungen zurück. Meine Bitte, mir, ebenso wie die übrigen Dichter eine Selbstbiographie für den „Heidjer" zu geben, lehnte er ab, weil er *jedes* derartige an ihn herangetretene Ersuchen abgelehnt hätte. Aber wohl in der Voraussetzung, ich wolle gern etwas über ihn hören, auch ohne daß ich fragte, erzählte er ausführlich, wann und wie seine ersten Zeichnungen entstanden wären.

„Ich bin zu meinen Versen gekommen, wie der Hund zu Flöhen. Es wird 1859 gewesen sein, als ich die ersten Zeichnungen an die ‚Fliegenden Blätter' sandte. Der Maler Lossow veranlaßte mich, einige Sachen zu illustrieren. Die Dinger gefielen, und da kam ich auf den Gedanken, selber zu versuchen, Ähnliches zu machen. Ich mußte doch Biergeld haben." Ein schalkhaftes Lächeln huschte über seine Züge. „Die Sache gelang. Meist wurden aber die Texte, die illustriert werden sollten, vom Verlag geliefert, und da war oft nicht viel dran. Was ich selber lieferte, waren Bilderfolgen, meist ohne Texte. Wie ich denn stets in erster Linie zeichnerische und *nicht* literarische Einfälle gehabt habe. Der Verlag wollte aber immer einen Text dazu haben, und so versuchte ich, so gut es gehen wollte, welchen dazu zu machen. — Heute redet man immer von meinen Versen, als von der Hauptsache, während doch die Bilder das wesentlichste sind. Freilich, die Verse lassen sich zitieren, die Bilder bleiben auf dem Papier."

Weiter erzählte Busch, früher hätte es ihn oft geärgert, zu sehen, daß man seine ersten guten Bilderbogen, die doch das beste seien von allem, was er gemacht, gegenüber seinen späteren Bilderpossen zurückgesetzt hätte. Nun sei er's gewohnt und ärgere sich nicht darüber. Und auf seine Erstlingszeichnungen zurückkommend, erzählte er weiter: „Ja, ja, von meinen ersten Sachen weiß wohl heute außer mir keiner etwas mehr. Ich habe damals nur wenige mit meinem späteren Zeichen W. B. signiert, und so sind sie vergessen. Teilweise laufen sie sogar unter anderem Autornamen in der Welt herum. Der Verlag hat sie in Alben herausgegeben, — na, er wird selber nicht mehr wissen, was von mir ist. Wenn nur ein anderer was damit verdient hat. Sonst ist es ja einerlei. Es sind längst abgetane Dinge."

Meinen Einwand, dies sei denn doch wohl nicht einerlei, es müsse im Gegenteil von ihm klargestellt werden, was von ihm stamme, belächelte er nur. Für Busch waren wirklich diese Dinge „abgetan", und von seinen Angehörigen weiß ich, daß er nur ungern darauf zurückkam.

Nach längerer Unterhaltung über die Münchener Verhältnisse seiner Zeit kam das Gespräch wieder auf die „Fliegenden", und Busch zeichnete kurz die Bedeutung des Blattes dahin: wie der „Kladderadatsch" nur aus dem Berliner Boden mit seinem zersetzenden Witze hätte hervorgehen können, so wurzelten die „Fliegenden" im Münchener Boden, und der harmlos glückliche Humor, der ein Zeichen für die damalige Münchener Künstlergesellschaft gewesen wäre, hätte sie getragen. Auf die „Jugend" und den „Simplicissimus" kommend, bemerkte er, heute zahlten unsere Witzblätter gegen früher fürst-

Digitized by Google

liche Honorare. Damals wär's wirklich ‚Biergeld' gewesen. Bei den „Fliegenden" honorierte deren Verleger, der alte Braun, die Sachen selber, und es gab bald nichts dafür. „Ich forderte aber auch nichts, weil ich dachte, ich könne doch kein Geld nehmen dafür, was mir selber soviel Plaisier gemacht hatte, es zu zeichnen. — Alle Beiträge wurden ‚pro Holzstock' bezahlt, meist mit drei Gulden. So ist auch mein ‚Max und Moritz' bezahlt worden. Aber nachher haben die Brauns es gut gemacht und anständig bezahlt. — Kaulbach sagte mir einmal, Schneiders, des Mitverlegers Sohn, der Maler, hätte das veranlaßt. Ich habe das späte Honorar dann natürlich nicht behalten, sondern es für wohltätige Zwecke gleich weiter gegeben."

Nun folgten ein paar wundervolle Stunden draußen im Pfarrgarten unter den hohen Linden. Busch war, nach der Bemerkung seines Neffen, aufgelegt wie lange nicht, er plauderte und scherzte, und manch treffendes Wort fiel — wie er denn in der Unterhaltung äußerst schlagfertig und von ungemein präziser Ausdrucksweise war. Und der Keller des Pfarrhauses spendete ein paar gute Flaschen Wein, der Himmel war nach einem eben vorher niedergegangenen Gewitter herrlich klar und die Stimmung vorzüglich. Meister Busch fragte nach allerhand aus meiner Heimat und ließ sich Dialektproben aus daher geben. Für Volkskunde und Volkskunst hat er bekanntlich stets ein reges Interesse gehabt, hat er doch für sie wiederholt selber zur Feder gegriffen und im „Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung" in fünf Heften allerlei „Volksüberlieferungen aus Wiedensahl" veröffentlicht. So hörte er mit offenkundiger Freude, daß nun endlich in Hannover ein eigenes Museum für hannoversche Volkskunde und Volkskunst begründet worden sei, das, getragen von dem Wohlwollen des Stadtdirektors Tramm und tatkräftig geleitet von Friedrich Tewes, nach Kräften bestrebt wäre, die Dokumente vergangener Bauernkunst zu sammeln.

Selber gesammelt von alter Volkskunst hat Busch nichts, auch sonst war er in keiner Weise Sammler: denn als die Rede einmal auf die Autographensammler kam, meinte er, dafür hätte er niemals Verständnis gehabt. Selbst meinen Einwurf, es sei doch schon rein menschlich genommen von Interesse, zu sehen, wie ein Lieblingsdichter, wie ein bedeutender Mensch geschrieben hätte, lehnte er lächelnd ab. Die Backfische, die „sammelten" ja eifrig, und dafür müsse man ja gelegentlich einmal was schreiben, aber für Männer, nein. „Und dann," setzte er hinzu, „ist mir das Schnüffeln in hinterlassenen Briefen für mein Empfinden so greulich und widerwärtig, und erst recht die Herausgabe von Briefen und Tagebüchern. So was soll man ruhen lassen. Wozu diese Geschichten aufwärmen? Wem nützt es was, wenn alles ans Licht gekramt wird und die intimsten Details dem Publikum unterbreitet werden? Da hat neulich ein Gelehrter die Schuldbücher der Stadt Antwerpen durchforscht und daraus den Nachweis geführt, daß gegen einen der großen Maler (ich glaube Frans Hals meinte er) verschiedene Alimentenklagen anhängig gemacht worden wären. Scheußlich, so was." —

Als die Rede darauf kam, daß ich selber zu Hause Bienenzüchter wäre, und ich zu Busch bemerkte, er sei dies ja auch früher gewesen, sah er mich mit seinen durchdringenden Augen schalkhaft lächelnd an und fragte, woher ich denn dies wüßte. Meinen bestürzten Einwand, Lindau schriebe es und der sei ihm doch befreundet und hätte es in erster Linie wissen können, schnitt er ab mit der Antwort: „Nein, Bienenzüchter war ich niemals. Aber ich habe mich in Lüethorst, wo ich bei meinem Onkel, dem Pastor Kleine, erzogen wurde, viel mit Bienen beschäftigt. Als junger Mensch habe ich sogar einst die Absicht gehabt, nach Brasilien auszuwandern und dort als Farmer Bienenzucht im großen zu treiben. — Es ist aber nichts daraus geworden," schloß er lächelnd, „ich habe statt dessen ‚Geschichten' gemacht."

Bekannt war mir, daß Busch über seine Werke nicht gern etwas hören mochte, und ferner, daß er das meiste, das darüber geschrieben war, als müßiges und überflüssiges Geschreibsel ansah. So hat er von allen Büchern und Abhandlungen, die über ihn erschienen sind, nur zwei französische Werke anerkannt: das große „Les Mœurs et la Cari-

Wilhelm Busch.

cature" von J. Grand-Carteret, der Busch in seinem Buche den „König im Reiche des Humors" nennt, und das Werk von Arsène Alexandre „L'art du Rire et la Caricature".

Das viel gelesene Daelensche Buch über ihn liebte Busch nicht, hauptsächlich aus dem Grunde, weil Daelen Briefe, die Busch an Kaulbach und Gedon gerichtet hatte, mitteilt. Man kann darüber sehr anderer Meinung sein, Busch selber aber hat seiner Abneigung gegen das Buch unzweideutigen Ausdruck gegeben. Selten hat wohl überhaupt ein Künstler, überhaupt ein Mensch gelebt, der einen solchen Abscheu hatte vor all und jeder Veröffentlichung über sich während seiner Lebzeit. Darin liegt die einfache Erklärung für den Umstand, daß er alle Anfragen, Bitten und Wünsche nach dieser Richtung hin stets abgelehnt hat. — Wenn es mir trotzdem gelungen ist, später von ihm so manche wertvolle und schätzenswerte Auskunft zu erhalten, so ist mir das einerseits selber unbegreiflich; zu erklären ist es wohl allein mit der unendlichen Herzensgüte des Meisters, der mir die Freude nicht verderben wollte und sich so einmal dazu bequemte, „längst abgetane Dinge" von neuem aufzurollen.

Somit ist es keine Übertreibung, wenn Busch, auf meine Frage, ob er sich denn gar nichts aufbewahrt hätte, antwortete: „Nein, bei mir wird man einst nichts finden. Kritiken und derlei habe ich nicht beachtet, noch viel weniger aufbewahrt. Ich besitze ja nicht einmal meine eigenen Werke. Was alles bei Braun und Schneider herausgekommen ist, weiß ich heute gar nicht."

Wilhelm Busch.

Hier sei nun eingeschaltet: ist einerseits ein gewisser Groll des Meisters leicht erklärlich, der vielleicht in ihm aufstieg, wenn er sich des eigenen bescheidenen Honorars und anderseits der Riesensummen erinnerte, die mit dem Buche „Max und Moritz" und mit den weiteren verdient wurden, so darf doch nicht vergessen werden, daß, als ‚Max und Moritz' vollendet waren und Busch es dem Sohne Ludwig Richters, der Buchhändler war, anbot, dieser verzichtete, weil er kein Geschäft darin sah. Und Braun & Schneider, die es dann nahmen, erwarteten zuerst auch nicht viel davon, namentlich, als sofort nach der Ausgabe das Buch von Lehrern und Pädagogen im höchsten Grade angefeindet wurde, so heftig, daß niemand zu dieser Zeit im Buchhandel glaubte, es würde jemals die zweite Auflage nötig werden.

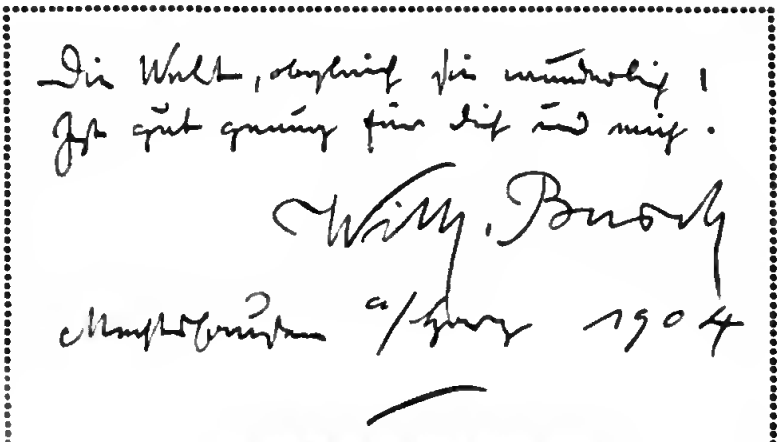
Ungehalten war Busch über manche späteren Deutungen seiner Bilderschwänke. In dieser Hinsicht war er der Überzeugung, sie erklärten sich von selber; es sei daher gar nicht erst nötig und ganz müßig, zu untersuchen, was er nun eigentlich gemeint hätte. So rühre auch der amtliche ‚Schlüssel' zu Pater Filucius nicht von ihm her.

Daß Busch trotz seiner Jahre an den Weltereignissen den lebhaftesten Anteil nahm, bekundete manch treffende Äußerung. Und daß er nicht einseitig seine Lektüre wählte, bestätigte er lächelnden Aufblicks mit der Bemerkung, daß er eifriger Leser des „Vorwärts" sei, „aus dem man die Berliner kennen lernen könne".

In der Unterhaltungsliteratur muß er dagegen ganz eigene Wege gegangen sein. So schien es wenigstens, wenn man die Autorennamen nennen hörte, die ihm gefallen hatten und die er als Verfasser feinsinniger Novellen besonders schätzte, wie Viktor von Strauß-Torney und andere. Von seinem Nachbar Wilhelm Raabe hatte er früher einzig nur die „Chronik der Sperlingsgasse" gelesen.

Ein Greuel für Busch waren die „Tanten". Das will heißen: die Frauenzimmer, die über alles reden, sich an alles drängen und im Grunde doch dabei höchst oberflächlich sind — die weiblichen Philister. Für sie fand er lustig-drastische Worte. Dahin gehört seine Bemerkung, als über Frans Hals gesprochen wurde: „Für Tanten hat er nicht gemalt" .. Dahin, wenn er erzählte: „Bismarck hat mich einmal, in Frankfurt, zu einem großen Essen eingeladen — ich bin aber nicht hingegangen. Ich wollte mich nicht langweilen. Zu ihm allein wäre ich gern gegangen, — aber ‚die Tanten'".

Sonst haben ja stets die Philister der Menschheit den größten Reiz für ihn gehabt, er hat sie meisterlich immer wieder abgeschildert und ist nicht müde geworden, sie bis in ihre innersten Falten zu beleuchten. —



Aus dem Stammbuch von Hans Müller-Brauel.

Die paar Stunden, die mir bei unserem ersten Zusammensein mit Busch vergönnt waren, gingen wie im Fluge dahin. Nochmals sei es gesagt: ein Fest, ein wundervolles Fest ist mir dieser Nachmittag gewesen, und ich habe mir alle Mühe gegeben, den ganzen Reiz dieser Stunden restlos in mich aufzunehmen. Unwiderstehlich war der Reiz, Busch zu beobachten, ihn, von dem man beim allerersten Anblick die Gewißheit hat, dem entgeht nichts, seine wundervollen Augen sehen alles. Und den man weiter — ich weiß nicht, ob ich das Wort hier sagen darf — den man im ersten Sehen lieb gewinnt: nicht weil er der ist, der uns seine prächtigen Geschichten, seine unvergänglichen Zeichnungen gab, sondern als Mensch. — Äußerlich war Busch eine ungemein vornehm wirkende Erscheinung, tadellos, fast zu korrekt gekleidet; eine milde, abgeklärte Ruhe lag über ihm und seinen Bewegungen. Zu der feinen Gesichtsfarbe, durch die man unzählige kleine Äderchen schimmern sah, stimmte gut der weiße weiche Bindeschlips, den er mit wirklich vollendeter Grazie trug. Aber das Wundervollste waren doch seine Augen, diese unergründlichen Augen, besonders wenn ein schalkhaftes Lächeln darum lag. Ein Vergnügen war es, seine feinen schmalen Hände immer wieder beim Drehen neuer Zigaretten zu beobachten. Denn die ließ Busch nie ausgehen, ohne sich sofort eine neue selber anzufertigen.

Reiche Freude fand Busch am Garten und an dessen Gedeihen. Pfarrer Nöldecke, der Neffe des Künstlers, eben der Herr des Pfarrhauses, erzählte mir zwischendurch, daß sein Onkel mit immer neuem Vergnügen das Keimen und Wachsen im Garten beobachte, auch gelegentlich sich selber ans Gemüsebeet setze und Unkraut jäte. — Wem kämen, wer dieses hört, nicht die Verse aus „Zu guter Letzt" in den Sinn, wo es im Gedicht „Unter all den hübschen Dingen" am Schlusse empfehlend heißt, stets auf die rechtzeitige Vertilgung der Raupen acht zu geben, wegen „Schweinekopf und Sauerkraut". Und weiter das köstliche:

„Des Morgens früh, sobald ich mir
Mein Pfeifchen angezündet,
Geh' ich hinaus zur Hintertür,
Die in den Garten mündet.

Besonders gern betracht' ich dann
Die Rosen, die so niedlich:
Die Blattlaus sitzt und saugt daran
So grün, so still, so friedlich."

Das ist schon der Schalk, den wir gern haben, das ist aber auch Busch ganz und gar. Und erst recht ist er's wieder, wenn es im zweitletzten Verse der Dichtung weiter lautet:

„So seh' ich in Betriebsamkeit
Das hübsche Ungeziefer,
Und rauche während dieser Zeit
Mein Pfeifchen tief und tiefer."

So sah ich Busch am Rosenstrauche stehen, den p. t. Blattläusen Zigarettenrauch spendend — so behaglich, so innerlich vergnüglich hat er sich die menschlichen Philister sein Lebenlang angeschaut.

Auch am tätigen Weiterausbau des Pfarrgartens hat Busch Anteil genommen; Herr Pastor Nöldecke zeigte mir die prächtige Buschobstplantage, die sein Onkel ihm geschenkt und die nun, als ein lebendiges Vermächtnis des großen Künstlers und liebenswürdigen Menschen, weiter wächst im Pfarrgarten zu Mechtshausen ...

Über all diesem war der Abend herbeigekommen, und ich folgte der freundlichen Einladung der liebenswürdigen Herrin des Hauses zum Abendessen. Prachtvoll mundete ein Teller Dickmilch mit Schwarzbrot und Zucker bestreut. Busch rühmte mir die Speise aus langjähriger Erfahrung heraus als ungemein bekömmlich. — Hier ist wohl die Gelegenheit, etwas über Busch einzuschalten, was fast ganz unbekannt ist ... Wir alle kennen ihn als den unübertrefflichen Meister des Stiftes, wer aber nach Mechtshausen kommt, lernt ihn als Maler kennen. Im Eßzimmer des Hauses hängt nämlich eine ganze Anzahl Studien und ausgeführter Ölbilder, meist Bauernhausbilder oder landschaftliche Motive aus Wiedensahl, die Busch in den sechziger und siebziger Jahren gemalt hat. Es sind fein und trefflich durchgeführte Bilder

darunter, die durchaus den Beweis für Buschs Begabung als Maler erbringen. Auch bei seinen Freunden und Bekannten hier und da in Stadt und Land hängen mehrere solcher Bilder — er hat sie meist verschenkt — es sind aber meines Wissens niemals welche auf Ausstellungen oder sonstwie dem Publikum zugänglich gemacht worden. Daß Busch einmal versucht hat, sich in München als Maler niederzulassen — seine späte Münchner Zeit — setze ich als bekannt voraus. Lorenz Gedon richtete ihm damals ein Atelier ein nach allen Regeln der Kunst „mit einer erdrückenden Menge von Antiquitäten", wie Busch erzählte. „Es gefiel mir aber nicht, und ich habe den Krempel mit viel Verlust wieder verkauft, das meiste hat, glaub' ich, Kaulbach bekommen." Eine zu veranstaltende Sammelausstellung dieser von Busch gemalten Bilder würde ungemein interessant sein, namentlich wenn man berücksichtigt, daß dann auch wohl manche Porträts, die er gemalt hat, zum Vorschein kommen würden. Hier sei auch daran erinnert, daß Herr Otto Bassermann in Stuttgart, der Verleger und Freund des Heimgegangenen, gelegentlich des 75. Geburtstages ein Ölbild, von Busch gemalt, in die Münchener Neue Pinakothek gestiftet hat, das nach dem Urteil eines Fachmannes den besten Frans Hals gleichgestellt wird. Auch als Bildhauer hat Busch sich mit Erfolg versucht; es existieren Porträtbüsten von seiner Hand.

Wilhelm Busch.
Aufnahme von Hans Müller-Brauel in Zeven.

Es war die höchste Zeit geworden, zur Bahn zu kommen. Mit einem „Auf Wiedersehn!" entließ Busch mich an der Gartenpforte, und eine Stunde später führte mich das Dampfroß nach Hannover.

Wenige Tage nachher brachte mir die Post aus Mechtshausen eine freudige Überraschung. Busch sandte mir für den „Heidjer" eine längere Erzählung, zum Teil plattdeutsch geschrieben, „Meiers Hinnerk", eine Episode aus dem Hütejungenleben. Ein ganz echter Busch und sicherlich eine Jugenderinnerung des Meisters. Natürlich ist sie mit Freude dem Heidjer einverleibt worden, dabei kam sie in reizender Weise gewissermaßen als Ersatz für die versagte Biographie — liebenswürdiger kann doch kaum ein Mensch sein.

Es ist die letzte größere Arbeit geblieben, die Busch niedergeschrieben und veröffentlicht hat. Und das schöne Geleitwort „An Helene" für die Festausgabe der „Frommen Helene", gelegentlich seines 75. Geburtstages vom Verleger veranstaltet, Januar 1907 niedergeschrieben, ist das allerletzte geblieben. Das Gedicht enthält am Schlusse die schnell bekannt gewordenen Worte, in denen es wie Ahnung baldigen Todes liegt:

„Mir selbst ist so, als müßt' ich bald verreisen —
Die Backenzähne schenkt' ich schon den Mäusen —
Als müßt' ich endlich mal den Ort verändern
Und weiterziehn nach unbekannten Ländern.
Mein Bündel ist geschnürt. Ich geh' zur See.
Und somit, Lenchen, sag' ich Dir ade!"

Bei meiner letzten Anwesenheit in Mechtshausen sagte Busch mir auf meine Bitten um Beiträge für ein geplantes Unternehmen — ich wollte ein heimatlich gehaltenes Sonntagsblatt begründen, das an Stelle der bisher üblichen fabrikmäßig hergestellten Sonntagsblätter den Zeitungen beigelegt werden sollte, um dem Volke gute und gesunde Lesekost zu bringen — „er hätte jetzt nichts mehr liegen und schriebe auch nichts mehr". Und Federzeichnungen hat er erst recht nicht mehr gemacht, selbst nicht auf Bitten seiner Angehörigen. Nach seinen eigenen Worten sah er dazu nicht scharf genug. — Die kleine Erzählung für den Heidjer erhält somit doppelten Wert, einmal weil es Buschs letzte größere Arbeit ist, dann weil es meines Wissens die einzige derartige Erzählung ist, die Busch jemals veröffentlicht hat. Sie enthält ziemlich viel Plattdeutsch.

Trug so der zweite Besuch mir keine Mitarbeit an dem geplanten Unternehmen ein, drei Dinge brachte er dennoch: erstlich in ein Exemplar von „Max und Moritz" den Zweizeiler von des Dichters Hand:

„Das Lachen ist ein alter Brauch,
Beelzebub, der tut es auch!"

wie alle Niederschriften Buschs mit der altmodischen, ihm vertrauten Gänsefeder geschrieben zweitens eine Reihe von weiteren photographischen Aufnahmen, von denen eine, Busch auf seiner Lieblingsbank unter den alten Kirschbäumen im Pfarrgarten sitzend, die Münchner „Jugend" als Festgruß

zum fünfundſiebzigſten Geburtstage brachte, und als Hauptſache: eine ungemein wertvolle Ausbeute über die Erſtlinge Buſchſcher Zeichenkunſt.

Ich erhielt nämlich ſein Verſprechen, die alten Jahrgänge der Fliegenden durchſehen zu wollen, um mir zu helfen, alle ſeine Erſtarbeiten feſtzuſtellen. So gingen denn eines Tages die Bände 30 bis 33 (Jahrgang 1859/60) nach Mechtshauſen ab, und als ich ſie zurückerhielt, brachten ſie weit über hundert eigenhändige Signaturen Buſchs, die ſich auf vierundvierzig einzelne Beiträge verteilen, darunter Beiträge, die bis zu fünfundzwanzig Einzelbilder haben.

Ergänzende Mitteilungen, die mir in freundlichem Entgegenkommen der Verlag Braun & Schneider machte, ergeben das Reſultat, daß Buſch die erſte Zeichnung „zwei Männer, welche aufs Eis gehen, wobei einer den Kopf verliert" (wie in ſeinem „Von mir über mich" er ſelber die Inhaltsangabe macht) nicht 1859 an die „Fliegenden" eingeſandt ſind, ſondern ſchon am 5. November 1858, zuſammen mit zwei anderen. In der erſten Nummer des erſten Semeſters 1859, in der Nummer 705, iſt dann die allererſte Buſchſche Zeichnung erſchienen, „Der unbequeme Poſten" betitelt. Wenn das Wort nicht ſo abgegriffen wäre, ſollte man ſagen, ſchon dieſe Zeichnung ſei ein ganz echter Buſch, ſo ſehr zeigt ſie uns ſeine ſpäteren charakteriſtiſchen Eigentümlichkeiten. Es iſt die Illuſtration einer Anekdote von einem alten napoleoniſchen Offizier, der unter Kanonendonner und Glockengeläut beerdigt werden ſoll, aber von all dem Donner erwachend, an den Sarg klopft und dann den entſetzt zurückfahrenden und mit offenen Mäulern daſtehenden Leidtragenden ſagt, man möge ihm doch — einen weniger unruhigen Poſten anweiſen. Der Text zu dieſem Bilde iſt nicht von Buſch, wohl aber der zu ſeiner Zeichnung in derſelben Nummer „Der vergeßliche Stadtſchreiber". Weitere Zeichnungen Buſchs folgen in den Nummern 706, 707, 711, 714, 718, 744 und 745, zu der Zeichnung in letzterer Nummer bemerkt er handſchriftlich: „Die drei Bilder zuerſt von mir gezeichnet, Text nachher von einem andern dazu geſchrieben." Die Nummer 746 bringt die erſten Gedichte von Buſch, „Liebesglut". Die Zeichnungen dazu ſind nicht von ihm, die Redaktion hat die Lieder von einem andern Künſtler illuſtrieren laſſen. In Nummer 750 folgen die „Lieder eines Lumpen", die nach ſeiner Erinnerung W. Diez illuſtriert hat.

Nummer 754 bringt dann endlich die erſte ſignierte Zeichnung „Eigentümliche Anſchauung", ein Handwerksburſche, der, nach hinten ſich ſtark überlehnend, am Kirchturm hinauf ſieht. Aber noch über ein Jahr ſpäter erſcheinen wieder unſignierte Zeichnungen von

Wilhelm Buſch. Aufnahme aus ſeinen letzten Jahren von Hans Müller-Brauel in Zeven.

Busch in den Fliegenden. Freilich war dies die Regel bei den künstlerischen Beiträgen damaliger Zeit für diese Zeitschrift.

Von diesen vielen Zeichnungen Buschs für die Fliegenden sind nur einige wenige in die i. J. 1872 zum ersten Male unter dem Titel „Kunterbunt" von Braun & Schneider herausgegebene Sammlung übergegangen; zähle ich richtig, sind es nur acht Bilderfolgen. Eine Neuausgabe wäre heute sehr angebracht. Einmal würde sie uns den künstlerischen Entwicklungsgang Buschs zeigen, dann aber, und dessen bin ich sicher, würde der Band eine willkommene Gabe sein für die vielen Verehrer des Meisters. Der Umstand, daß nicht alle Zeichnungen Buschs in „Kunterbunt" aufgenommen sind, dürfte seine einfache Erklärung in dem Umstand finden, daß damals dem Verlag selber nicht mehr von allen Zeichnungen die Autorschaft bekannt war. Wenigstens stehen sich die Angaben von Busch und Verlag teilweise direkt gegenüber, Busch lehnt einzelne Blätter, die der Verlag als von ihm herrührend angibt, durchaus ab, andre, die im Druck seine Signatur W. B. tragen, hat er gestrichen.

Wieviel von den Textunterschriften zu den berühmten „Bilderbogen" von ihm herrühren, konnte er selber mit Sicherheit nicht mehr sagen. Auch die Reime zum „Naturgeschichtlichen Alphabet" lehnte er zuerst ganz ab. Später allerdings gab er zu, er hätte die Reime vervollständigt; und so mag denn der eine schöne Zweizeiler:

„Der Walfisch stört des Herings Frieden,
Des Wurmes Länge ist verschieden"

in seiner präzisen Knappheit doch von Busch herrühren. Entzückend sind die köstlichen Tierzeichnungen zu Andreas Zapfelbergers „Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte" im Jahrgang 1859 der Fliegenden. Ganz klar ist mir aber nicht ob Buschs briefliche Angabe, auch die Texte zur Naturgeschichte von Mieris (von mir is) hätte er vervollständigt und Zeichnungen dazu gemacht, sich auf diese Vorlesungen beziehen oder auf eine spätere Arbeit.

Jedenfalls wäre es angebracht, daß der Verlag Braun & Schneider eine streng chronologische Ausgabe der Buschschen Zeichnungen erscheinen ließe. Die jetzt vorhandenen sind einmal, wie gezeigt, sehr unvollständig, dann aber lassen sie, spät ediert, nicht den Entwicklungsgang des großen Meisters erkennen. Für sichere Feststellung der Texte und Zeichnungen bieten die in meinem Besitz befindlichen zahlreichen Randbemerkungen Buschs wertvolles Material.

* * *

Am 11. Januar unter dem Gesang der Schulkinder von Mechtshausen, die den „Alten" geliebt und verehrt haben, hat man Wilhelm Busch zur Ruhe getragen. Nun hat die niedersächsische Erde, die er immer geliebt hat, ihn wieder aufgenommen.

Eine große Künstlerseele ist mit ihm geschieden. Es ist hier nicht der Raum gegeben dazu, und ich habe nicht die Absicht, eine ausführliche Analyse der Buschschen Kunst zu geben. Nur in ein paar Worten sei darauf hingewiesen. Und diese Worte sollen in erster Linie dem Stammesgenossen gelten — dem Niedersachsen. Denn Busch ware ein echter Niedersachse, niedersächsisch ist sein goldener Humor, tief wurzelnd in der Heimaterde. Und er war ein Philosoph des Lebens im Sinne, wie es unsere niedersächsischen Bauern sind. Gelassen schaute er der Welt und ihrem Gange zu, er wußte: ob es nun große oder kleine Ereignisse waren, alle blieben nur mehr oder weniger schnell vorübergehende Episoden in diesem großen Puppentheater, genannt Welt. Nicht der frische, fröhliche Kampf war sein erwähltes Teil, sondern die kleinen Dinge des Lebens, die kleinen Leute waren seine Lieblinge. Er hat sie wirklich geliebt, so sehr er sie verspottete. Sein Spott und sein Humor gingen hervor aus einer selbständigen Philosophie des Lebens, und so ist er über die Erbärmlichkeiten und Enttäuschungen dieses Lebens sieghaft lächelnd hinweggeschritten.

Darum wird er ewig jung bleiben, jünger als die weitaus meisten unserer heutigen Humoristen, die nicht mit seiner abgeklärten Weltanschauung über dem Hasten und Treiben der Welt stehen. Er hat sein Leben lang, wie es einem echten Niedersachsen geziemt, aufrecht gestanden und sich niemals vom Strudel der hin- und herwogenden Anschauungen mitreißen lassen. Ein Lächeln nur hatte er für die, welche dies taten.

Und sein Ziel war die Ruhe, der Frieden, die Abgeschiedenheit. So, wie es unsere alten guten, niedersächsischen Bauern machen, die vom Altenteil aus der Arbeit ihrer Kinder zuschauen, so hat er es auch gemacht. In einen friedevollen, beschaulichen Erdenwinkel hat er sich zurückgezogen, und von der Bank vor dem Hause aus hat er seine Kinder — seine Werke — beobachtet, hat zugesehen, wie es ihnen ging, wie sie sich ihren Platz in der Welt eroberten, wie sie Freudebringer wurden für eine mühebeladene Menschheit.

Ein langer, schöner und friedevoller Lebensabend ist ihm beschieden gewesen. Die Sehnsucht nach dieser friedlich stillbeschaulichen Ruhe, die im Grunde aus all seinen Büchern klingt, ihm ist sie geworden. Und so wie wir ihm dankbar sind und immer dankbar bleiben werden dafür, daß wir von ihm das befreiende Lachen lernten über den Lauf dieser Welt, so wollen wir dem Geschick dankbar sein für den schönen Lebensabend, den es ihm gegeben hat.

Digitized by Google

Der Schönheitssucher. Roman von Richard Voß.

Zweiter Teil.

Ein Jahr war vergangen, und Marco arbeitete!

Keinem zeigte er seine Entwürfe, zu niemandem sprach er darüber. Selbst nicht zu Sor Riccardo, wie sehr dieser auch unter seinem Schweigen litt.

Marcos Lippen blieben verschlossen, und verschlossen blieb seinen Freunden die Tür seiner Werkstatt. Die vier Getreuen von der Via Rasella wußten nur, daß der Liebling des Hauses arbeitete: Sor Riccardos unermüdlicher Fleiß, der die schwierigsten archäologischen Fragen löste; Tante Doras Zauberpinsel, der auf ihrer Leinwand einer ganzen Generation von Kindern blühendes Leben schenkte — diese ganze Tätigkeit galt den beiden in der Via Rasella nichts, im Vergleiche zu Marcos Arbeit. Wenn er nur nicht auch dieses Mal — wie bisher eigentlich immer — sehr bald ermüdete, an sich verzweifelte und alsdann das Angefangene beiseite warf!

Paoluccia kochte Tag für Tag des Signorinos Lieblingsgerichte; Tante Dora erzählte ihm Tag für Tag ihre lustigsten Geschichten; Sor Riccardo lachte ihn, so oft er ihn überhaupt zu sehen bekam, mit seinem strahlendsten Lächeln an, und das Nymphlein wurde in der Gegenwart des jungen Herrn von Tag zu Tag schüchterner, mehr und mehr die verkörperte Sehnsucht einer jungen zärtlichen Menschenseele.

Einmal faßte sich der Professor das Herz zu einer Frage: „Ich verstehe es ja durchaus (der Gute verstand es ganz und gar nicht), und es gefällt mir von Dir, daß Du über Deine Arbeit so verschlossen bist. Es ist das Zeichen echten Künstlertums. Als Praxiteles seine Venus und Myron seinen Diskabolos schufen, ließen sie sicher keinen Menschen in ihre Werkstätte ... Aber zu Minardi hast Du doch von Deiner Arbeit gesprochen?"

„Nein."

„Auch gegen Minardi schweigst Du? Das gefällt mir nicht, Junge. Es muß ihn ja kränken, daß Du es nicht einmal für nötig hältst, ihn zu Rate zu ziehen. Gewiß war er inzwischen bei Dir."

„Ich bat ihn, in der nächsten Zeit nicht zu kommen."

Richard Hille schüttelte bedenklich sein graues Haupt, wollte böse werden, wollte von Marco verlangen, Minardi zu bitten, zu ihm zu kommen. Der Gescholtene wurde jedoch derart erregt, daß mit ihm — wie so oft — ‚nichts anzufangen' war. Nach einer Stunde kam er mit verändertem Gesicht und Wesen zu seinem Mentor und sagte: „Du könntest ihn übrigens einmal besuchen. Oder noch besser: schicke Tante Dora zu ihm. Er wird sich in seiner Kaisergruft einsam fühlen und ... Am besten wird es sein, ich gehe selbst zu ihm und lade ihn in Eurem Namen ein, wieder einmal zu uns zu kommen. Ich muß ihn nämlich selbst darum bitten, sonst kommt er nicht."

Erstaunt wiederholte der Professor: „Sonst kommt er nicht?"

„Weil er glaubt, ich sei eifersüchtig auf ihn. Eine verrückte Idee, nicht wahr? Ich muß ihm ernstlich sagen, daß es eine Wahnidee von ihm ist; denn ich und das Nymphlein ... Ich denke gar nicht daran, mich zu verlieben: gerade jetzt, da ich arbeiten will. Ich heiraten! Ein Künstler muß frei bleiben. Aber auch wenn ich kein Künstler wäre, müßte ich das. Zum Heiraten gehört Talent ebenso gut wie zum Bildhauern, und ich bin zur Ehe vollkommen talentlos ... Gleich bist Du wieder entsetzt. Ich will, daß Du ein lustiges Gesicht machst, daß Du all den Unsinn, den ich Dir vorschwatze, nicht glaubst; denn wenn alles wahr wäre, was ich rede, müßte ich ein Scheusal sein. Das bin ich aber nicht. Ein dummer Junge bin ich: Dein dummer Junge ... Siehst Du, jetzt mußt Du lachen."

Er lachte seinen ehrwürdigen Freund

Published March 1, 1909. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by Velhagen & Klasing.

so übermütig an, daß dieser, wenn auch nicht lachte, so doch lächelte. Er brauchte über Marcos Reden wirklich nicht gleich solch entsetztes Gesicht zu machen: Menschen mit solchem Sonnenlachen mußten gute Menschen sein: ‚Adelsmenschen' — wie Richard Hille diese Gattung Menschen nannte. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Marco befand sich noch immer in dem Besitz des Geldes für den veräußerten Eros — so viel von der Verkaufssumme übrig geblieben war.

Seit Marco das kleine Kapital in Händen hatte, deuchte er sich als vermögender Mann. Dabei wollte er das Geld nicht für sich selbst verwalten — bewahre! Er hatte einen heimlichen Plan, der ihn schon in dem Gedanken daran glücklich machte.

Verdoppeln und verdreifachen wollte er das Geld: für Richard Hille verdoppeln und verdreifachen! Was Richard Hille dem Advokaten Luigi Lippi für dessen Sohn bezahlt hatte, sollte von jenem jungen Manne bei Heller und Pfennig zurück erworben, zum mindesten verdreifacht werden.

Wodurch verdreifacht? Durch kühne Spekulation.

Spekulieren gilt dem echten Römer für eine noch um vieles herrlichere Sache als politisieren.

Auch Marco gab sich nach seiner Arbeit im Atelier und seinem Zeichnen im Aktsaal diesen Freuden mit ganzer Seele hin. Sein Stammlokal blieb Café Aragno, seine Stamm-Standstelle vor diesem der gerade hier sehr breite Bürgersteig zwischen den Straßen Convertite und San Claudio. Auch hier sann Marco darüber nach: „Spielen ... Hasardspielen!"

Richard Hille verabscheute das Spiel. Aber Richard Hille haßte und verachtete vieles, was die anderen Menschen durchaus nicht haßten und verachteten. Im Gegenteil! Der ‚Beste' der Menschen war im Grunde genommen einer der kuriosesten Käuze, die Roms Sonne jemals beschienen hatte. Der Professor hielt Monte Carlo für die irdische Hö..e, Marco hielt es für das irdische Paradies. Nun war das ewige Rom zwar nicht der goldene Venusberg an der Côte d'Azur; aber es gab auch in der Siebenhügelstadt der kleinen verborgenen Paradiese genug. Was wäre für Marco natürlicher gewesen, als in einen dieser herrlichen Edengärten einzugehen?

Einer der jungen Elegants von Café Aragno erkundigte sich eines Tages bei Marco: „Weshalb besuchen Sie eigentlich niemals die Marchesa?"

„Welche Marchesa?"

„Auf dem Balle in der Argentina, wo Sie das famose Abenteuer hatten, tanzten Sie mit ihr."

„Ich erinnere mich ... Die Marchesa war über mich höchlichst entrüstet."

„Und jetzt beklagt sie sich über Ihre Unhöflichkeit, weil Sie ihre Dienstagabende nicht besuchen."

„Wie kann ich eine Dame besuchen, gegen die ich ungezogen war?"

„Sie sind naiv, mein Lieber. Ihre Affäre mit dem Herzog hat Sie überdies interessant gemacht."

„Wahrhaftig?"

„Für die Frauen wenigstens."

„Die Frauen ..."

Richards Junge sagte die wenigen Worte in einem Tone, mit einem Lächeln, das Richard Hille, wenn er beides gesehen und gehört, unglücklich gemacht hätte ... Die jungen Herren verstanden Ton und Lächeln besser. Sie lachten.

„Also nächsten Dienstag abend kommen Sie. Sie können spät kommen. Nach Mitternacht wird es erst interessant."

„Was nennen Sie so?"

„Man bleibt unter sich."

„Und ..."

„Man jeut."

„Ich komme ..."

— — — — — — — — — — —

Seit jenem verhängnisvollen Faschingsdienstag hatte Marco keine Vergnügungen mehr gesucht; jetzt war es bereits Anfang Mai. Im Frack, mit weißer Krawatte, trat er den nächsten Dienstag abend in die stille Studierstube des Professors.

„Ich bin eingeladen bei der Marchesa ..." Und er nannte den Namen eines der ältesten Adelsgeschlechter.

„Ich wußte gar nicht, daß Du die Marchesa kennst."

„Schon seit dem Karneval. Du liebst

es ja nicht, wenn ich Dir von dem Verkehr mit jenen Leuten erzähle. In jeder neuen Bekanntschaft witterst Du womöglich gleich einen Treubruch gegen Dich."

„Vielleicht nicht immer einen Glückszufall für Dich. Alle guten Freuden der Jugend und des Lebens gönne ich Dir von Herzen."

„Nur daß Du auf jedes Gute, das nicht von Dir kommt, eifersüchtig bist."

Sofort bereute Marco sein hartes Wort, das er im herben Tone, mit seinem unguten Lächeln sagte. Den schmerzlichen Blick Richard Hilles bemerkend, rief er voll aufrichtiger Reue: „Anstatt dankbar zu sein, daß einem Menschen daran gelegen ist, von mir geliebt zu werden, rechne ich Dir Deine Liebe womöglich als Unrecht gegen mich an."

Mit leiser Stimme erwiderte der Buonissimo: „Wenn Du mir nur immer alles — sagen, mir nur immer in allem vertrauen wolltest."

„Das kann ich nicht. Ich bin ein junger Mensch, Du verstehst gar nicht, mit jungen Leuten umzugehen. Das soll kein Vorwurf sein; denn wie solltest Du das verstehen können? Du mußt Dich schon daran gewöhnen, mich meine eigenen Wege gehen zu lassen."

Von allem hatte Richard Hille nur das eine gehört: er verstand nicht, mit jungen Leuten umzugehen. Wie recht er mit diesem Vorwurf hatte, der kein Vorwurf sein sollte, das wußte niemand besser als der Mann, dem er galt. War es doch des Professors beständige Selbstanklage: ‚Du verstehst nicht, mit jungen Leuten umzugehen. Wie kannst Du also verlangen, daß . . .'

Was verlangen? Daß der junge Marco sich bei ihm glücklich fühlen, daß er bei ihm bleiben sollte.

Marco nicht bei ihm bleiben? Marco von ihm fortgehen? Dereinst ohne seinen Jungen sein müssen . . .

Zum ersten Male durchzuckte ihn dieser Gedanke, während Marco neben ihm stand, im Frack, mit weißer Krawatte —

Sein Junge dereinst nicht mehr bei ihm . . .

Ein Glück, daß ihm dieser Gedanke gekommen war. Er hätte sonst in den Tag hineingelebt, ohne an jene Möglichkeit zu denken. Er aber mußte sich an die Vorstellung gewöhnen, daß die Zeit kommen könnte, da Marco von ihm ging.

Er war sein Sohn, ‚sein Wahlsohn'. Jeder Vater mußte seinen Sohn einmal hingeben. Das war eine Naturnotwendigkeit. Weshalb sollte er von der Regel eine Ausnahme sein? Welches Recht beanspruchte er für sich? So wenig wie jeder andere Vater besaß er ein Recht, seinen Sohn für sich zu behalten. Oder glaubte er etwa, er besäße dieses Recht, weil er sich ihn „erwählt" hatte; ihn aus den Fluten eines reißenden Stromes gerissen, in das Leben zurück, an sein Herz, wo der arme Knabe geborgen bleiben sollte, vor jeder Sturmflut des Lebens bewahrt . . .

Er hatte es sein großes Glück genannt. Aber ein Glück war kein Recht. Es kostete den Gelehrten Überwindung, mit möglichst heiterer Miene zu sagen: „Jetzt habe ich Dich noch, jetzt! . . . Es ist höchste Zeit, in Deine Gesellschaft zu gehen. Schon zehn vorüber!"

Marco belehrte ihn: „Es ist ein Rout. Zu einem Rout kann man kommen, so spät man will."

„Denke an Deine Arbeit morgen."

„Ja, ja. Ich danke Dir, daß Du mich daran erinnerst. Auch morgen werde ich früh bei der Arbeit sein. Sei nicht traurig, wenn Du allein bist. Du weißt, ich rede oft Dummheiten; heute war es sogar Unsinn."

Richard Hille legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Bisweilen kannst Du den Menschen, die Dich lieb haben, wehtun. In ihrer zu großen Liebe zu Dir sind diese Menschen wehrlos. Daran denke. Du bist ja doch ein feiner Mensch."

Ganz heftig rief Marco: „Du sollst mich nicht so nennen! Nicht heute! Ich will es nicht!"

„Ich werde Dich immer so nennen. Auch dann, wenn Du einst von mir fortgehen solltest; deshalb fortgehen, weil ich nicht verstehe, mit jungen Leuten umzugehen. Ein feiner Mensch und mein guter Junge bist und bleibst Du."

„Du willst es nicht anders haben; ich

kann Dir also nicht helfen. Es ist nicht meine Schuld, wenn ... Gute Nacht!"

Aber Marco war bereits hinausgeeilt. Der Professor hörte ihn auf der Treppe aus ‚Carmen' summen.

II.

Der Palast der Marchesa lag in dem Quartier zwischen Via Giulia und dem Corso Vittorio Emanuele. Zu derselben großen Zeit, wie der Palazzo Venezia war auch er von einem berühmten Architekten aus den gewaltigen Travertinquadern des Kolosseums erbaut: mit einem quadratischen Hof, den von allen Seiten in einer Höhe von drei Stockwerken antike Säulen umschlossen.

Als Marco in einer elenden Droschke in die hallenähnliche Einfahrt fuhr, füllten Equipagen den Platz. Die meisten vornehmen Häuser stellten mit dem Ende des Karnevals ihre Empfangsabende ein; aber die Marchesa hielt den ihren bis in den Sommer hinein, bis die römische große Welt aus dem glühenden Käfig der Capitale sich in die Meerbäder rettete. Der weitausgedehnte Empfang verstieß daher gegen alten Brauch und alte Sitte. Für viele war es jedoch recht angenehm, in der toten Saison ein offenes Haus zu haben. Überdies ein Haus, in dem man sich ausgezeichnet unterhielt. So waren denn die Dienstagabende der Marchesa sehr in der Mode; freilich nicht in der allerersten Gesellschaft.

Der Ball in der Argentina, so exklusiv er sein sollte, war immerhin eine Karnevalsunterhaltung gewesen, zu der auch zweifelhaftere Elemente Zutritt gefunden hatten. Diesmal betrat Marco den Salon einer Frau, die — so vieles man ihr nachsagte, — immerhin zur großen Welt zählte. Ganz Rom wußte, daß der Marchese ein nachsichtiger Gatte war; aber ganz Rom rühmte die Klugheit seiner Frau, die jeden Eklat zu vermeiden wußte.

Im zweiten Stockwerk empfingen den Neuling Lakaien in rosa Seidenstrümpfen und silberbetreßten Galalivreen. Sie ließen ihn in eine Halle treten, der sich in langer Folge Gemächer und Säle anschlossen.

Die ersten Räume waren leer. Marco durchschritt sie langsam. An hohen Spiegeln vorübergehend, betrachtete er sein Bild. Seine Wangen färbte eine leichte Röte, seine Augen glänzten. Er sah prachtvoll aus ... Dann betrat er die Salons, in denen die Gäste sich aufhielten.

Sogleich bemerkte er eines: es waren mehr Herren als Damen anwesend. Sämtliche Damen in großer Toilette, tief dekolletiert, trugen köstlichen Schmuck. Man sprach ziemlich laut und lachte viel. Marco fiel auf. Einige der Damen lorgnettierten ihn ungeniert und erkundigten sich, wer er sei. Er merkte es und hatte dabei das Gefühl, daß dieser Abend für ihn ein Ereignis bedeutete, dem ein neuer Lebensabschnitt folgen würde. Die Ahnung zukünftiger Lebensfreuden überkam ihn. Seine gehobene Empfindung half ihm über jede Verlegenheit hinweg. Er nickte seinen Bekannten flüchtig zu, ging, als sei er Habitué, durch die Gesellschaft, mit den Augen die Wirtin suchend. Er fand sie und schlenderte auf die schöne Frau zu, um sie zu begrüßen. Alles dies tat er tadellos.

Im leichtesten Tone entschuldigte er sich bei der Marchesa, nicht früher gekommen zu sein, und erhielt für dieses Vergehen — gleichfalls im leichtesten Ton — Absolution. Wie angenehm war dieses alles! Jedenfalls war die große Welt eine Welt, in der zu leben leicht war: man brauchte dafür nur Talent zu haben. Was Marco betraf, so schien sein Talent auch in dieser Kunst geradezu Genie zu sein, so heimisch fühlte er sich in der fremden Umgebung. Er plauderte mit der Marchesa und plauderte mit den andern schönen, eleganten Frauen, ohne zu wissen, wer sie waren, erfüllt davon, daß er gefiel. Er war nicht nur liebenswürdig, sondern auch witzig, fast geistvoll. Da man weder vorgestellt wurde, noch sich selbst vorstellte — weil alle einander kannten — so wurde die Dame des Hauses häufig nach Marco gefragt. Ihre Antwort lautete stets: „Ein junger Bildhauer von großem Talent. Aristide Minardi soll entzückt von ihm sein. Denken Sie doch: Aristide Minardi! Sein Atelier ist in der Villa Strohl-Fern. Jedenfalls jemand, den man empfangen kann. Dabei geradezu wundervoll gewachsen."

Nach Mitternacht brachen die meisten

auf. Auch Marco wollte sich entfernen. Ein Herr sprach ihn an, den Marco völlig übersehen hatte. Er war etwas ältlich und etwas allzu künstlich frisiert. Im übrigen war er von großer Distinktion; doch kümmerte sich niemand um ihn.

„Sie wollen schon gehen?"

„Es ist spät."

„Bleiben Sie doch noch."

„Sie sind sehr liebenswürdig."

„Meine Frau wird bedauern, daß Sie schon aufbrechen wollen."

Der ältliche Herr mit den gefärbten Moustaches, um den keine Seele sich kümmerte, war der Hausherr. Marco hatte gar nicht daran gedacht, daß es überhaupt einen Hausherrn gab.

Marco blieb. Der Kreis von ‚Intimen' begab sich in das Boudoir der Marchesa, ein kleiner entzückender Raum, ganz aus Gold, Marmor und Spiegelscheiben, die mit Rosenfestons und flatternden Amoretten bemalt waren. Es wurde Sekt serviert, und die Stimmung ward sehr animiert; ein Herr — es war nicht der Hausherr — schlug vor, zu spielen. Man akzeptierte, der Marchese übernahm die Bank.

Marco beteiligte sich nur als Zuschauer. Als er zu dem Rout der Marchesa ging, wollte er von dem Gelde, das sein Eigentum war, aber Sor Riccardo gehören sollte, einige Kassenscheine zu sich stecken. Schließlich unterließ er es, was ihn jetzt reute.

In dem kleinen entzückenden Boudoir der Marchesa wurde sehr hoch gespielt. Man schickte die Lakaien fort, und die Herren schenkten selbst ein. Mehr noch als der Champagner stieg der Rausch des hohen Spiels allen zu Kopf.

Marco bebte und brannte. Mit heißem Herzschlag sah er zu, wie bedeutende Summen verloren und gewonnen wurden, ganze Vermögen verloren und gewonnen.

Aber er hatte kein Geld bei sich ... Niemand forderte ihn auf, niemand kümmerte sich um ihn. Nur die Marchesa sah bisweilen zu ihm hinüber. Mit ihren schlanken, weißen Fingern, die von Brillanten und Edelsteinen blitzten, wühlte sie in dem Haufen Gold, der vor ihr lag. Sie hatte viel Glück im Spiel, die Marchesa ...

Das nächste Mal, am nächsten Empfangsabend der schönen Frau, also am nächsten Dienstag, würde auch er —

Bedeutende Summen, ganze Vermögen wollte er gewinnen, um Sor Riccardo seine Schuld zurückzuzahlen: zehnfach, dreißigfach.

Wenn er dadurch mit Richard Hille quitt werden könnte! ...

III.

„Ich komme, um Sie zu bitten, sich wieder einmal bei uns sehen zu lassen. Alle würden sich freuen. Auch — Lella! Die Abende auf Tante Doras Terrasse sind jetzt wundervoll: man sitzt förmlich eingehüllt in Rosen. Nicht wahr: Sie kommen? Gerade heute abend würde es prächtig passen. Bitte, kommen Sie!"

Eigens, um Minardi selbst zu bitten, ging Marco zu ihm, und es freute ihn, daß er gegangen war: er hatte damit einer edlen Regung nachgegeben. Besonders in letzter Zeit tat es ihm wohl, wenn er sich sagen durfte: ‚Das war von Dir schön empfunden!' Minardi sollte erkennen: ‚Er ist doch ein nobler Bursch, dieser junge Mann! Trotzdem er weiß, daß Du die kleine Else ... Er aber kommt selbst und bittet Dich!'

Minardi war denn auch sichtlich erfreut. Es gab also Menschen, die sich um ihn kümmerten, die ihn gern bei sich sehen würden, die versuchten, ihn seiner Kaisergruft zu entreißen? ... In früherer Zeit hätte er solche guten Freunde für seine Feinde gehalten, wäre er wild geworden, wenn jemand gewagt hätte, ihn bei seiner Arbeit zu stören. Aber seit einiger Zeit: seitdem er sich täglich zu dem Entschlusse aufraffen wollte, die Besichtigung seines Werkes durch eine Kommission zu verlangen — seitdem fing er an, unruhig zu werden. Täglich wuchs seine Aufregung und mit dieser das Gefühl der Einsamkeit. Eine ungeheuere Angst lebte seit einiger Zeit in ihm auf. Angst wovor? Vor einem Unglück! Welches Unglück konnte ihn treffen, da er sicher war, daß er dieses Mal mit seinem Königsdenkmal seiner Nation ein nationales Werk schenkte?

Trotzdem zauderte er von Tag zu Tag, den bedeutungsvollen Brief zu

schreiben oder selbst zum Minister zu gehen.

Er ertrug das Alleinsein nicht mehr. Und so antwortete er Marco: „Es ist sehr freundlich von Ihnen. Wenn mein Besuch keinerlei Störung macht, komme ich gern."

„Das ist prächtig! Sie sollen unter einem Purpurbaldachin von blühenden Rosen sitzen, Rom zu Ihren Füßen. Und Paoluccia wird selig sein, Ihnen ihre famosen, mit jungen Erbsen gedämpften Wachteln vorsetzen zu dürfen. Also: es bleibt bei heut abend!"

Marco konnte es nicht erwarten, fortzukommen, sagte hastig Lebewohl, nahm in der Via Ripetta einen Wagen und beschloß einen Festabend zu feiern, zu dem er selbst die Einkäufe machte. Zunächst fuhr er nach Piazza S. S. Apostoli zu Latour, der für gewisse kleine Torten, für Fondants und Schokoladen berühmt war. In einer großen Weinhandlung kaufte er Asti spumante und in der Via Tritone nicht nur Früchte — es war die Zeit der Erdbeeren vom Nemisee! — sondern auch Wachteln und junge Erbsen. Außerdem Lachsforellen, die, in Lattichblätter gewickelt, frisch von Tivoli eingetroffen waren, in dem nämlichen Anio erbeutet, darin Kaiser Nero den köstlichen Fisch bei Gesang und Lautenspiel in goldenen Netzen gefangen hatte.

Wie Marco dem erwarteten Gast vorausgesagt, freuten sich alle auf Minardi. Und daß der einsame Mann sogar die Cena mit ihnen nehmen wollte! Tante Dora war über Minardis Kommen so glücklich, daß sie den von Marco für die Abendtafel eingekauften guten Dingen ungeteilten Beifall zollte, die Wachteln fett, die Forellen köstlich fand und völlig vergaß, nach dem Preise zu fragen. Sie kramte ihr bestes Damastgedeck hervor und einen Tafelaufsatz, den ihre Eltern zur silbernen Hochzeit geschenkt bekommen hatten. Marco machte den Tafeldecker ... Er streute Rosen nicht allein über den ganzen Tisch — der auf der Terrasse unter dem versprochenen ‚Purpurbaldachin' aufgestellt war — sondern auch über den ganzen Boden. Einen hohen Lehnsessel bekränzte er. Auf dem sollte Aristide Minardi wie auf einem Thron sitzen, gegenüber dem Nymphlein, das einen Rosenkranz aufsetzen mußte.

Gleich nach dem Ave erschien der Gast. Paoluccia öffnete ihm, ohne ihr fragendes ‚Chi è?' gerufen zu haben, und ihn begrüßend, als ob er der ‚Buonissimo' in eigener Person wäre. Dann stürmte Marco herbei, herbei eilten Tante Dora und Sor Riccardo, alle mit solch lebhaften Ausrufen der Freude, daß es dem Ankömmling wunderlich zumute ward. In seiner vereinsamten und umdunkelten Künstlerseele erwachten verklungene Melodien aus der Kinderzeit.

Tante Dora rief: „Kommen Sie nur auf die Terrasse, Minardi; denn Sie müssen gleich meine Rosen sehen."

Auf der Terrasse war Lella, an der gleichfalls von Rosen umrankten Brüstung lehnend. In den Umrissen einer Psyche hob sich die feine Gestalt gegen den Abendhimmel ab, den Purpurgluten bedeckten. Sie trug ein Kleid aus einem dünnen, mattgelben Stoff und hatte einen üppigen Kranz aus großen, dunkelroten Rosen im Haar.

„Da bist Du ja, Kind! ... Aber dieser Abendhimmel! Und das Kind mit dem Rosenkranz ... Lieber Minardi, was sagen Sie dazu?"

Minardi sagte nichts. Er stand unter Tante Doras Rosendach, schaute auf das bekränzte junge Mädchen, das von den Flammen des Sonnenuntergangs umglüht wurde, und blieb stumm.

Als man zu Tisch ging, mußte die Kleine den Ehrengast zu seinem Platz führen, was Sor Riccardo zu der halblauten Bemerkung veranlaßte: ‚es sei, als ob den Künstler seine Muse bei der Hand nähme.' Auch Marco war von der Gruppe begeistert und war es in aller Aufrichtigkeit, er dachte nicht daran, daß er auf den so lieblich Geleiteten noch vor kurzem eifersüchtig gewesen war. So setzte sich denn die kleine Gesellschaft in bester Stimmung, ohne daß Minardi gegen den bekränzten Thron protestiert hätte.

Paoluccia hatte heute sich selbst übertroffen. Kaiser Nero hatte solche Aniofforellen in solcher Kräutersauce niemals gespeist, von den jungen in Speck ge-

wickelten und mit zarten Erbsen gedämpften Wachteln gar nicht zu reden. Zu den Erdbeeren vom wunderschönen Nemisee gab es Crema battuta, ‚Schlagsahne', wie Richard Hille sie noch immer nannte, was ihm von seiner römischen Freundin Petersen allen Ernstes übelgenommen wurde.

Ein glanzvoller Sternenhimmel leuchtete zum Nachtisch, und die Schönheit der römischen Mainacht, welche die Farben der Rosen nicht auslöschen konnte, löste die Seelen. Glühwürmer begannen in Tante Doras ‚hängendem Garten' zu schwärmen. Die schwebenden Funken verfingen sich in dem blühenden Gerank, durch des hier und dort ein Stern funkelte. Marco haschte eine ganze Handvoll der tanzenden Flämmlein, und streute sie Lella in die Rosenkrone und in ihr dunkles Haar. Jetzt glich das Nymphlein vollends einem Märchenwesen.

Jeder tat das Seine, um die Stunden köstlich zu machen. Marco holte die Gitarre und sang zu seinem Spiele sehnsüchtige Liebeslieder, wobei er mehr als je einem modernen Apoll glich! Nach diesem etwas elegischen Konzert mußte Paoluccia gleichfalls, auf allgemeines Verlangen, eine ihrer famosen Marktszenen im römischen Dialekt vortragen. Da begab sich denn das Außerordentliche, daß Aristide Minardi hell auflachte.

Wahrhaftig, der Mann, den niemand jemals hatte lächeln sehen, lachte wie ein lustiger Schulknabe. Jetzt sollte Minardi erzählen.

Minardi erzählen! Irgend etwas aus seiner Jugend, seiner Heimat. Seine Jugend, seine Heimat . . . Eine lange Weile, während alle stumm blieben, schwieg er. Dann begann er zu reden, als hätte er seine Umgebung vergessen und spräche von seiner Jugend, seiner Heimat zu sich selbst: „Meine Eltern waren Bauern: gewöhnliche Bauern, hoch droben in den umbrischen Felsenbergen. Dort sieht es noch heute aus, wie vor Jahrtausenden: Fels, nichts als Fels. In der Tiefe Steineichen, wie Urwald so hoch und dicht. Auf dem Fels wächst kein Halm. In kleinen Körben muß der Bauer aus dem Walde die Erde hinaufschaffen, die ihm das Korn bringen soll, davon er sein Brot essen will. Und er muß die Erde an geschützten Stellen der Felswände förmlich befestigen, damit der Sturm sie nicht herunterreißt. In kleinen Büscheln werden die Ähren gesammelt, auf daß das Wort des Herrn erfüllt werde und der Mensch sein Feld im Schweiße seines Angesichts baue.

Das ist eine Sorge, ehe die Saat aufgeht; das ist eine Angst, ehe die magere Scholle Frucht trägt und ehe die Frucht reift. Jeder Halm eine Kostbarkeit; um jeden Halm wird der Himmel angefleht, für jeden Halm dem Himmel gedankt. Trotz dieser Bitt- und Dankgebete gab der Himmel uns oft nicht genug Halme, um uns satt zu machen. Am meisten hungerte meine Mutter, damit wir Kinder am wenigsten hungern mußten. Sie tat es so heimlich, daß wir es erst nach ihrem Tode erfuhren. Ehe sie sich zum Sterben niederlegte, buk sie ihren Kindern noch das letzte Brot . . .

Ich hütete die drei Ziegen, die uns zu unserm Brote Milch geben sollten. Unter den Steineichen wuchs kein Gräslein und auf den Felsen auch nicht. Ich mußte die Ziegen weit fort treiben: dorthin, wo es in der Wildnis Gesträuch und Gestrüpp gab. Es war ein mühseliges Leben, aber schön war es doch!

Schön war der graue Fels, schön der schwarze Wald, daran keine Axt rührte; schön der Himmel, an dem die goldene Sonne stand, in der Nacht Mond und Sterne hinzogen und die Wolken. Die Wolken waren das Allerschönste! Aus den Wolken machte ich mir Gestalten, mächtige, herrliche. Den ganzen Himmel schuf ich mir davon voll, tauchte sie in Sonnengold und in Mondessilber, ließ sie in Morgenröte erglühen und umkleidete sie mit der Pracht des Sonnenuntergangs. Zog ein Gewitter über die Gipfel, trieb der Sturm schwarze Dunstmassen vor sich her, saß ich kleiner Knabe, und beim Leuchten der Blitze, beim Heulen der Windsbraut schuf ich und schuf . . .

Auf unserm hohen Berge dauerte der Winter lange und war grimmig kalt. Unser Haus war aus Felsstücken aufgemauert und selbst wie ein hoher Felsblock. Es hatte keine Fenster. Wenn auf dem Herde ein Feuer brannte, mußte

der Rauch durch die offene Tür hinausziehen. Oft stürmte es wochenlang. Dann konnten wir kein Feuer anmachen, kauerten im Finstern, und die Mutter erzählte uns Geschichten.

Im Sommer brannte die Sonne, als ob sie Wald und Feld in Flammen setzen wollte. Des Futters wegen mußte ich mit meinen Ziegen höher klettern, immer höher, bis die ganze Welt unter mir lag. Und die ganze Welt war Felsgipfel an Felsgipfel.

Auf einem solchen Gipfel wollte ich leben! Immer höher wollte ich hinauf! Hinauf auf den Gipfel des Lebens! Und war doch niedriger Leute Kind.

Einige Male im Jahre, an den großen Festtagen, stiegen wir von unserem Fels tief hinab; durch den Steineichenwald nach der Stadt Spoleto. Dort unten in der Tiefe sah ich Menschen, Menschenwohnungen, Menschenwerke. Sie erschienen mir wunderlich. Ich sah Häuser, Paläste und Kirchen. Und in den Kirchen sah ich die ersten Kunstwerke.

Ich sah Bilder und Statuen. Statuen aus Marmor und Erz. Ich begriff nicht, daß Menschenhand dergleichen schaffen konnte. Aber das, was meine Phantasie aus den Wolken schuf und was meine Seele in sich trug, war noch viel wunderbarer, großartiger und herrlicher.

Im Dome zu Spoleto betete ich an, was göttlich war; aber droben auf den Gipfeln, in der Einsamkeit und Öde offenbarte sich mir die Gottheit: Die Gottheit der Kunst, *meine* Gottheit...

Als ich größer ward, wollte ich nicht mehr aus Wolken Gestalten und Angesichter schaffen. Ich nahm meines Vaters Axt und schlug damit in das Gestein! In das Gestein meiner Heimat meißelte ich meine erste Menschengestalt. Es war eine gewaltige Gestalt, wie ich mir Gott dachte, wenn er im Sturme über Felsengipfel dahinfährt und hinabschaut auf die Erde, wo alle Menschen sind, die geboren werden, um zu leiden, zu entsagen, zu sterben. Die gewaltige Gestalt meines Gottes hatte ein todtrauriges Antlitz: deshalb todtraurig, weil er seine Menschen schuf, um leben und leiden, entsagen und sterben zu müssen.

Leiden und entsagen wollte auch ich; aber ich wollte zugleich anderes: Aus den Leiden wollte ich mich emporringen, aus den dunklen Tiefen der Entsagung zu Felsgipfeln empor. Klimmen und klettern wollte ich, sollte ich mir auch Hände und Füße blutig reißen, mir blutig reißen meine Seele ..."

Minardi schwieg. Auch von den anderen sprach niemand. Erst jetzt bemerkte Marco, daß Lella, während Minardi sprach, aufgestanden und zu ihm gegangen war. Als müßte sie dem Manne, der mit blutender Seele klimmen und klettern wollte, wie ein Schutzgeist zur Seite stehen, stand sie neben ihm und schaute ihn an.

Von allen am tiefsten ergriffen war Marco. Eine Empfindung bemächtigte sich seiner, wie niemals zuvor. Begeisterung und Ehrfurcht, Schmerz und Scham; Sehnsucht — solche tiefe Scham, solche wütende Sehnsucht.

„Weiter! Sprechen Sie weiter!"

Er stieß die Worte mit erstickter Stimme hervor, von der Gewalt seiner Empfindungen wie von Fieberschauern geschüttelt.

Minardi sprach weiter. Er bemerkte nicht die Ergriffenheit seiner Zuhörer, sah nicht die junge, rosenbekränzte Gestalt an seiner Seite, schaute in sich hinein, erblickte vor sich Bild auf Bild, und jedes Bild war eine Station seines Leidensweges.

„Meine Mutter war tot, die Liebe meines Lebens war tot. Ich habe seitdem nie wieder geliebt. Als meine Mutter gestorben war, saß ich noch den ganzen Winter über in der aufgemauerten Felsenhöhle bei den Meinen, für die keine zärtliche Hand mehr das Brot buk. Durch Wochen, Tag und Nacht heulte der Sturm. Da meine Mutter uns nicht mehr Geschichten erzählen konnte, saß ich in dem dunklen, eiskalten Raum und hörte auf die Stimme in meinem Innern. Sie erzählte mir, daß ich fort müßte: hinaus und hinab in die Tiefe, um aus der Tiefe emporzusteigen. In einer Felsenhöhle leben und hungern und leiden zu müssen, das war nicht schwer. Ich aber mußte noch Schwereres vollbringen.

Wir waren in diesem Winter so arm geworden, daß wir unsere Ziegen schlach-

Sphinxbüſte.

Polychrome Skulptur von Prof. Wilhelm Widemann.

Digitized by Google

ten mußten. Also hätte ich im Sommer auch nichts mehr zu hüten gehabt. Das Fleisch der geschlachteten Tiere schnitten wir in schmale Streifen und dörrten es über dem Herdfeuer, dessen Rauch uns fast erstickte. Zu dem getrockneten Ziegenfleisch gab es Brot aus dem Mehle wilder Kastanien, die meine Geschwister in den Tälern auflasen. Aber nur die anderen verspürten den Hunger. Ich dachte stets an die Speise, die meine Seele bekommen würde, wenn sie erst auf dem hohen Gipfel stand und Menschen schuf.

Menschen aus Fels! Menschen aus meinem Geiste.

Im Frühling also ging ich fort: hinaus aus unserer Steinhöhle, unsern Berg hinab. Ich kam in die Stadt und fragte jemand: ‚Wo geht's nach Rom?' Man zeigte mir die Straße. Ich ging und ging. Wenn mich hungerte, trat ich in ein Haus am Wege und sagte: ‚Gebt mir ein Stück Brot. Ich muß nach Rom.' Die Leute sahen mich erstaunt an: solcher Knirps wollte nach Rom! Die Frauen waren voll Mitleids.

Ich ging Tag und Nacht, ging, bis ich todmüde war. Dann legte ich mich am Wege nieder und schlief. Danach war ich wieder ausgeruht. Wer einen großen Glauben in sich trägt, ist geweiht. Ich hatte den stärksten Glauben, den ein Mensch haben kann: den Glauben an sich selbst!

Da, eines Tages, führte die Straße einen Hügel hinan. Der war weiß von der Blüte des Schlehdorns. Hinter dem weißen Hügel stieg etwas Blaues auf. Es war die Kuppe eines fernen Felsenberges. Die Peterskuppel! Dort war Rom! In Rom wollte ich noch höher steigen als auf die Peterskuppel: auf die höchsten Höhen des Lebens, auf den Gipfel der Kunst.

Ich kam an in Rom . . .

‚Wo wohnt der Mann, der aus Steinen Menschen macht?' Ich fragte und fragte. Es dauerte lange Zeit, bis ich jemand fand, der meine Frage verstand. Dieser wollte mir den Menschenmacher zeigen. Ich sagte ihm: ‚Es muß aber ein Mann sein, der auf einem hohen Berge wohnt und dessen Steinmenschen Leben haben.'

Der Jemand lachte, und lachend zeigte er mir den Weg zu dem Manne, zu dem ich wollte. Vor seiner Türe lag es weiß und schimmernd: Stein an Stein, Felsblock an Felsblock, Marmor an Marmor.

An die Türe klopfte ich und dem, der mir öffnete, sagte ich: ‚Ich will zu dem Manne, der aus den Steinen dort draußen Menschen macht.'

Der, zu dem ich so sprach, ließ mich stehen und machte die Türe wieder zu. Vor der geschlossenen Türe stand ich und wartete. Nachdem ich lange gewartet hatte, wurde die Türe ein zweites Mal geöffnet, und ein Mann stand vor mir, der hatte einen Blick wie ein Adler. Mit seinem Adlerblick sah er sich den zerlumpten Bauernknaben an. ‚Was willst Du von mir?' — ‚Ich will lernen, Menschen schaffen!' — ‚Künstler willst Du werden?' — ‚Menschen schaffen will ich!' — ‚Komm herein.'

Ich ging hinein . . . Da war ein weiter Saal, und in dem Saale lagen Steine, Steine, Steine, weiß und schimmernd; und jeder der weißen, schimmernden Steine war ein Mensch. Es waren wirkliche Menschen; aber — es war kein einziger darunter, der dem glich, den ich schaffen wollte. Kein einziger war lebender Stein. — Der Mann, der mich eintreten ließ und der mich mit seinem Adlerblick beständig ansah, sprach: ‚Dort liegt Ton. Nimm davon und schaffe Menschen!' Ich nahm den Ton, der weich und feucht war. Lange Zeit stand ich und hielt die weiche, feuchte Erde in der Hand. Und ich dachte an den ersten Menschen, den Gott der Schöpfer aus solcher weichen, feuchten Erde geschaffen hatte. Während ich noch dachte, begann meine Hand zu kneten und zu formen. Ich stand und wußte kaum, was meine Hand tat. Mein Geist war nicht auf dieser Erde. Er war wie emporgehoben. Ich fuhr fort zu kneten und zu formen. Der Mann, der die steinernen Menschen schuf, stand neben einem gewaltigen Marmorblock, hielt in seiner Hand Stemmeisen und Meißel und schlug in den Marmor hinein. Es tönte aus dem Stein wie Musik. Er kümmerte sich nicht um mich, und ich hörte immer nur, wie es aus dem Marmor zu mir herüberklang. Während des Klingens knetete ich, formte ich . . .

‚Du, Knabe! Wer bist Du?‘

Ich sagte es ihm.

‚Woher kommst Du?‘

Ich sagte es ihm.

‚Wessen Gesicht ist das?‘

‚Das ist das Gesicht, welches ich in mir trage.‘

‚Ein Genius! . . . Weißt Du, was Du bist — was Du werden wirst?‘

Ich wußte es nicht. Da sagte es mir der Mann: Ein Künstler!

Er sagte mir auch, daß ich bei ihm bleiben könnte, daß er mein Lehrer sein wollte. Der Mann, der mich bei sich bleiben ließ und der mich lehrte, hieß Monteverde. Dieser Mann wohnte auf einem Berge. Es war aber doch nur ein Hügel. Ich mußte höher steigen, viel höher: hoch über allem!“

Wiederum schwieg Aristide Minardi, und wiederum drängte Marco mit angehaltenem Atem: „Weiter, weiter!“

„Also begann ich zu steigen. Ich ging durch Disteln und Dornen, ging an Abgründen hin und durch schwarzes Nebelgewölk. Aber über den Abgründen, durch die Nebel leuchtete mir der Gipfel entgegen. Also stieg ich und stieg. Oft hungerte ich und fühlte es nicht; meine Seele wurde blutig gerissen — ich fühlte es nicht. Ich lebte unter den vielen Menschen wie in der Öde. Ich hatte keine Zeit für Menschen und Freundschaft; denn ich mußte steigen, steigen —

Wie ich keine Freunde haben wollte, so wollte ich auch kein Weib lieben: ich wollte nicht!

Ich wollte kein Weib lieben, weil ich steigen und klimmen mußte; wollte kein Weib lieben, weil ich ein zu einsamer Mensch war mit blutender Seele: ich hätte auch das Weib, das ich liebte, einsam und in ihrer Seele blutig gemacht.

Und jetzt . . .

Jetzt, denkt Ihr, stünde ich auf einem Gipfel und sähe unter mir die Welt. Ihr irrt Euch! Was ich erstieg, ist bis jetzt nur ein Hügel. Auf dem Hügel stehe ich und sehe — daß ich ein einsamer Mensch bin ohne Freund, der meine Einsamkeit teilt; ohne Weib, dessen Seele ich könnte schaffen ähnlich meiner Seele.“

Minardi stand auf. Vor sich sah er Lella stehen. Erst jetzt sah er sie! An ihr vorüber wollte er das Zimmer verlassen. Da nahm sich das Kind den Rosenkranz ab und ließ die purpurnen Blüten vor die Füße des Mannes fallen, der kein Weib lieben — wollte.

IV.

Aristide Minardis ‚Gipfel‘ war eine andere Höhe, als die war, zu der Marco Lippi sich emporschwingen wollte, um in Sonnennähe hoch über allem zu stehen — wie es Richard Hilles heißer Wunsch für seinen Jungen war.

Marco empfand den Unterschied zwischen seiner Lebensauffassung und der des einsamen Meisters aus dem Grabmale des Augustus. Der Kontrast hatte etwas geradezu Schreiendes und gellte durch die Seele des jungen Mannes, die in einem ewigen Auf und Ab zwischen Gut und Böse schwankte. Er stand einige Zeit ganz unter dem Eindruck von Minardis Erzählung und dessen machtvoller Persönlichkeit. Er besuchte nicht einmal die Dienstagabende der Marchesa, obgleich er in diesem exklusiven Kreise in aller Form unter die ‚Intimen‘ aufgenommen war und bereits angefangen hatte, sein kleines Kapital mit wechselndem Glück für Sor Riccardo anzulegen: am grünen Tisch!

— — — — — — — — —

Inzwischen trat eine andere, größere Gefahr in sein Leben.

Da er noch immer kein Modell für seine ‚Sehnsucht‘ gefunden hatte — modellierte er einstweilen nach irgend einem Berufsmodell nur für Pose und Proportionen.

Es war eine freudlose Arbeit; und sie sollte doch seine erste große, feierliche Lebensfreude werden. Nicht nur die seine — mehr noch die seines Freundes, der mit fast andächtiger Erwartung des Tages harrte, an dem Marco ihm von seiner Idee sprechen, die Türe seines Heiligtums öffnen würde. Denn für Sor Riccardo war jede Künstlerwerkstatt geweihte Stätte. Wenn der seelenvolle Schwärmer von des jungen Künstlers Gedanken gewußt hätte, die diesem nicht aus dem Kopfe wollten: ‚Da gestalte ich nun meine »Sehnsucht«. Sie soll etwas

von der Erde Fortstrebendes, zum Himmel Aufsteigendes sein: der höchste Flug einer Menschenseele. Und was ist meine Sehnsucht in Wahrheit? Wildes Verlangen nach einer Macht, die in Abgründe hinabreißt. Anstatt die »Sehnsucht« zu bilden, sollte ich die »Begierde« darstellen; anstatt ein göttliches Geschöpf mit Seraphsschwingen ein Weib mit dem Blick eines hungrigen Raubtiers.'

In solcher Gemütsverfassung begann Marco seine Wahlverwandten möglichst zu meiden, als Vorwand für ihre Isolierung seine Arbeit nehmend. Um sich durch die weiten Nachhausewege nicht mitten in seiner Arbeit stören zu lassen, speiste Marco fortan in den der Villa Strohl-Fern nahe gelegenen ‚Tre Re'. Diese ‚Drei Könige' waren eine, wegen ihres risotto und ihrer maccaroni al sugo hochberühmte Künstlertrattorie. Das war ein Glück für den fleißigen Arbeiter. Aber jeden Mittag ertappte sich Sor Riccardo dabei, daß es ihm nicht mehr schmeckte — an Tante Doras Tisch, bei Paoluccias Küche nicht schmeckte! Seine alte Sehnsucht nach einer römischen Trattorie, ‚Trattoria romana antica', überkam ihn mit solchem Ungestüm, daß er sich schämte, derartige dunkle Gewalten in sich zu tragen und dagegen ankämpfen zu müssen. Natürlich unterwarf er sich nicht. Wie schön wäre es jedoch gewesen, wenn Marco ihn eines Tages aufgefordert hätte: „Speise doch heute mit mir in den ‚Drei Königen'."

Marcos einsame Tafelfreuden waren übrigens sehr unterhaltend. Sämtliche Künstler der Villa Strohl-Fern — fast ausnahmslos Deutsche — speisten in den ‚Tre Re' und waren dabei so lustig, wie nur Künstler das sein konnten.

In seiner aufgeregten Stimmung fühlte sich Marco bei dem lustigen jungen Künstlervolk sehr wohlig. Er hatte sich vorgenommen, den jungen Leuten zu gefallen, gefiel ihnen also, gefiel ihnen so sehr, daß sie, ohne eine Probe seines Talentes gesehen zu haben, von diesem überzeugt waren: hatte er doch das Leuchten des Genius in seinen Augen und war ein Schüler jenes wunderlichen Heiligen in der Kaisergruft. Seinen Mangel an Kenntnissen gestand er mit entzückendem Freimut ein, was ihm die Herzen vollends gewann, so daß ihm sogar seine mehr als gewählte Kleidung verziehen wurde. Der hübsche Junge war ja auch kein Germane. Ein Römer durfte solche brillante Westen, wunderbare Krawatten, weiße Kostüme, hübsche Hüte und niedliche Spazierstöcke tragen.

„Sie sind ja wohl eine Art Adoptivsohn jenes närrischen Kauzes?" wurde Marco eines Tages gefragt.

„Wen meinen Sie?"

„Professor Hille. Er soll ein furchtbar gelehrtes Tier sein. Wie kamen Sie denn zu dem? Gerade Sie!"

„Er rettete mir das Leben." Marcos Stimme klang gepreßt. Er mußte bleich geworden sein.

„Ihr Lebensretter also? Das hätten wir dem Alten gar nicht zugetraut. Nett von dem Mann!"

„Bitte sprechen Sie nicht in solchem Ton von meinem Freunde. Ich verdanke Richard Hille alles."

„Sie sind ein anständiger junger Mann. Bei aller Dankbarkeit muß es aber doch tödlich langweilig für Sie sein. Jugend gehört zu Jugend. Mit allem Respekt vor Ihrem alten Herrn ist er doch ein schnöder Egoist. Jugend muß frei sein. Da sitzen Sie bei diesem Professor Hille unter lauter verstaubten Büchern und sehen zu, wie andere frische Jungen . . ."

„Wollen Sie schon aufbrechen?"

„Ich muß arbeiten."

„Machen Sie, daß Sie von Ihrem alten Egoisten fortkommen. Und das bald! Ein Mensch wie Sie . . . Werden Sie heute vor Ponte molle im Tiber mit uns baden?"

„Ich glaube nicht."

„Erlaubt es Ihr Mentor nicht?"

Der junge Deutsche lachte; die andern stimmten mit ein. Das Lachen war so wenig böse gemeint, wie die Worte. Aber auf Marco machte beides tiefen Eindruck. Er grüßte kurz und ging verstimmt.

Im Grunde genommen war er es mehr darüber, daß Sor Riccardo zu solchem Gerede Leute, die ihn nicht kannten, durch seine — Eigentümlichkeiten herausforderte. Sie sollten Richard Hille kennen,

so würden sie anders sprechen. Niemand kannte ihn, nur er.

Als Marco von den ‚Drei Königen' aufbrach, beabsichtigte er, sich sogleich wieder zurück in sein Atelier und an seine Arbeit zu begeben. Diese war ihm jedoch durch das Geschwätz der jungen Leute für heute verleidet. Statt den Hügel bei der Villa Borghese hinaufzusteigen, nahm er sich vor Porta del Popolo mit plötzlichem Entschlusse einen Wagen und ließ sich in die Via Rasella fahren: „Über den Pincio!"

Das war nett von ihm, daß er jetzt die guten Leute in der Via Rasella aufsuchte! Ihm war zumute, als müßte er an Sor Riccardo etwas gut machen. Ein brennendes Gefühl stieg plötzlich in ihm auf, Schmerz war es nicht. Auch nicht Liebe: Mitleid war es. Mitleid mit dem Manne, der ein schnöder Egoist war und ihn an sich kettete: das beginnende Alter die Jugend!

Und sein Mitleid mit Richard Hille war es, das ihn jetzt zu diesem trieb; sein Mitleid mit Richard Hille würde es sein, das ihn bei diesem bleiben ließ, ihn an ihn ‚kettete': Mitleid mit dem Alternden, der in ihm nicht die Jugend, sondern das Leben selbst liebte; alles das, was im Menschen gut und rein, schön, edel und köstlich war. Wenn Marcos Mitleid mit Richard Hille ihn einmal nicht länger bei ihm bleiben ließe; wenn seine gefesselte Jugend eines Tages die Ketten sprengte und er sich gewaltsam frei machte, so würde es nicht das sein, was Richard Hille dann vernichtete: nicht die Trennung von seinem Jungen, sondern der Schmerz um seinen Jungen! Denn Richard Hille würde mit ihm seinen Glauben an das Wahre und Gute, an das Schöne und Reine verlieren; sein Glaube an die Menschheit würde durch diesen Treubruch mitleidslos zerstört werden, zerstampft und zertreten. Und da Marco dieses wußte, wäre sein Treubruch eine Judastat gewesen.

— — — — — — — —

Die kleine Familie saß noch bei der Collazione, als Marco auf die Terrasse gestürmt kam: „Ich bekam plötzlich solche Sehnsucht nach Euch, daß ich es nicht aushielt. Da bin ich also! . . . Wie Ihr Euch freut, Ihr guten Menschen! Und worüber? Weil ich so gnädig bin, mich nach Euch zu sehnen. Sogar das Nymphlein lächelt mich an. Wißt Ihr, was Ihr seid? Viel zu gut für solchen dummen Jungen . . . Bekomme ich noch etwas zu essen? Ich möchte es mir wieder einmal schmecken lassen."

Paoluccia lief, Tante Dora und Lella liefen, um den Liebling des Hauses zu bedienen und ihm ihr Bestes vorzusetzen.

„Heute bleiben wir zusammen. Ich lade Euch zu einer Spazierfahrt ein: in einem Landauer! Scheußlich protzig, nicht wahr? Aber ich bin ein reicher Mann. Wodurch ich das geworden bin, verrate ich nicht. Während ich den Wagen besorge, packt Ihr ein; denn wir machen eine Merenda. Wohin wollt Ihr fahren? Ich schlage die Via Cassia vor, zum Grabmal Neros. Dort wollen wir schlemmen." Er lachte sie mit Lippen und Augen an, so unwiderstehlich, daß es eine ausgelassene Heiterkeit gab. Eine halbe Stunde später saßen sie in dem bequemsten Wagen, den Marco auf dem Spanischen Platze hatte auftreiben können: Tante Dora und Paoluccia thronten auf dem Vordersitz, Sor Riccardo und dem Nymphlein gegenüber, während der Jüngling neben dem Kutscher saß, unter seinen Füßen Paoluccias Wunderkorb.

Gleich anfangs sollte die Fahrt durch einen häßlichen Zufall verdorben werden.

Die Bicetta!

In dem Augenblick, da der Wagen durch die Via Babuino fuhr, trat sie aus einem Hause: in einem bescheidenen Kleide, ohne Hut, ein schwarzes Spitzentuch um die Schulter. Sie erkannte Marco sofort, würdigte ihn aber keines Blickes —, sondern sah an ihm vorüber in den Wagen. Sie sah Lella, blieb mitten auf dem Trottoir stehen, starrte Paoluccias liebreizendes Töchterlein an, stand und starrte dem Wagen nach . . .

Von denen, die im Wagen saßen, bemerkten sowohl Sor Riccardo wie Lella den Vorgang.

‚Das war ja die Gelbhaarige! Schön wie die Schlange der Verführung, mit ebensolchem satanischen Blick. Ich darf mir nichts anmerken lassen, würde sonst

allen den schönen Tag verderben. Wenn nur Marco sie nicht sah . . .'

„Was hast Du, Kleine?"

Das letztere flüsterte er Lella zu, die leise zurückfragte: „Sahst Du nicht?"

„Was soll ich gesehen haben?"

„Vorhin das Mädchen . . . Es muß den bösen Blick haben! Mit dem bösen Blick sah es mich an."

„Welche Einbildung!"

Sie sprachen so leise, als teilten sie sich ein Geheimnis mit. Weder Tante Dora, noch Paoluccia beachteten sie, da die beiden gerade lebhaft darüber debattierten: ob sie auch ‚wirklich' genug mitgenommen hätten? Richard Hille war im geheimen außer sich; sie waren der Bicetta begegnet, und diese hatte Lella so feindselig angestarrt, daß das erschrockene Kind gewiß von dem krassen Aberglauben des ‚mal' occhio' befallen wurde.

Marco saß da mit zusammengepreßten Lippen, bleichen Gesichts, Wut und Haß im Herzen. Denn zur Wut und zum Haß war seine Leidenschaft für jenes Geschöpf geworden. Das fühlte er plötzlich, und dieses Gefühl ließ ihn ebenso jäh den Entschluß fassen: ‚Jetzt muß ich zu ihr! Was erfrecht sie sich? . . . Sie wagt es, eifersüchtig zu sein. Wie sie Lella ansah!'

Dabei rief er denen im Wagen über seine Schultern hinweg etwas Lustiges zu.

Sie fuhren durch die Via Flaminia zum Ponte molle, unter dessen uralter brauner Wölbung mit leisem, raunenden Rauschen der Tiber seine gelben Wogen dem Meere zuwälzte, an Vignen und Villen vorüber. Er durchschnitt die Straße das Pussintal, eine Waldschlucht, und stieg durch eine Landschaft von tragischer Größe zu der Hochebene des alten, geheimnisvollen Etruriens hinan. Halbwegs von Veji, bei einem antiken Grabmale, ließ Marco den Wagen halten.

‚Was haben die nur?' dachte Tante Dora beim Auskramen. ‚Zu Hause waren sie doch so vergnügt. Und jetzt?! Selbst das Lellakind . . . Das Nymphlein ist doch nicht etwa in den Adonis verliebt? Das wäre . . . Zu dumm ist es von mir, daß mir das jetzt erst einfällt. Es wäre ja doch kein richtiges Frauenzimmer, wenn es sich in den hübschen Bengel nicht vergaffen sollte . . . Wenn das nur kein Unglück gibt! . . . Ach was, Unglück! Solche erste Liebe, das ist ja . . . Das muß ja . . . etwas Göttliches muß es sein! Soll es sich also in Gottes Namen verlieben, das süße Ding, verlieben bis über die Ohren!'

Bei diesem Gedankenmonologe wurde es der alten Dame selber frühlingsfreudig um das Herz. Am liebsten hätte sie Lella gerührt in ihre Arme geschlossen. Marco dagegen hätte sie für ihr Leben gern beim Kragen genommen und tüchtig geschüttelt: ‚weil der Bengel ganz und gar nicht verliebt zu sein scheint, also ganz und gar nicht begreift, welch holdes Göttergeschenk an ihn verschwendet würde'.

Tante Doras Seligkeit über den wundervollen Frühlingstag, das blutrote Mohnfeld, das antike Grabmal; über den Lerchengesang in den Lüften und den Ausblick auf Etrurien, auf ganz Rom bis zu den Volskerbergen rettete die Situation. Lella vergaß schließlich den bösen Blick jenes schönen Geschöpfes; Marco vergaß, daß er die Bicetta nun doch ein letztes Mal wiedersehen würde, und Sor Riccardo vergaß, daß es für seinen Jungen feindselige Gewalten gab, die dieser beständig bekämpfen mußte. Kurzum: Tante Dora figurierte als zarte Fee, die mit ihrem Zauberstabe die Seelen der vier Menschen berührte und sie von ihren geheimen Schmerzen befreite. Wenigstens für einige Stunden.

Auf der Heimfahrt erregte jedes Gespann silbergrauer Ochsen, jeder bunte Karren das Entzücken der beiden alten Römer. Und wie der junge Ochsenknecht neben seinen mächtig gehörnten Tieren einherschritt! Wie der junge Kärrner unter seinem blauen Zeltdache hingestreckt lag: Zoll für Zoll ein echter ‚Robert'! Ein echter ‚Böcklin' dagegen war der Schafhirte, der unter einer Steineiche ruhte und wie ein antiker Faun die Flöte blies; ein echter ‚Feuerbach' das junge Weib, das mit der Haltung und dem Gange einer Königin von dem braunen Brunnenbecken kam und, mit dem gefüllten Gefäß auf dem Haupt, ihrer Rohrhütte zuschritt . . .

Als sie auf dem Platz vor Ponte molle

Digitized by Google

anlangten, schallte ihnen von der Brücke her Gesang entgegen.

Scheffels:

‚Ponte molle, du lieblich Bruck . . .‘

klang den Heimkehrenden fröhlich entgegen.

Die Sänger waren Marcos Bekannte aus der Villa Strohl-Fern und den ‚Drei Königen‘. Sie grüßten ihren Kollegen mit Händewinken und Lachen.

„Wir gehen baden. Kommen Sie mit?“

„Du kennst die jungen Leute?“

„Ja . . . Weißt Du was? Wir beide wollen aussteigen und mit ihnen gehen. Ich möchte, daß sie Dich kennen lernen. Vielmehr: daß Du sie kennen lernst.“ Er war bereits vom Bock heruntergesprungen, gab dem Kutscher überreich seine Bezahlung und rief den lustigen jungen Leuten nach: sie möchten einen Augenblick warten.

„Wenn ich Dir damit einen Gefallen tun kann. Aber Du weißt ja, diese jungen Leute . . . Wenn es auch meine Landsleute und Künstler sind. Ich verstehe nicht, mit jungen Leuten umzugehen; obgleich im Grunde —“

Bitterböse unterbrach Tante Dora den gelehrten Herrn: „Obgleich Sie im Grunde genommen selbst ein junges Blut sind. Also begeben Sie sich gefälligst ohne Widerrede zu Ihresgleichen und seien Sie einmal nach Herzenslust vergnügt.“

Schweigend gehorchte der Professor. Also führte Marco seinen ehrwürdigen Freund seinen lustigen Bekannten zu, dabei denkend: ‚Sie sollen ihn kennen lernen, sollen erkennen, was für ein famoser Mensch der »Alte« ist. Abbitte sollen sie tun: ihm sowohl wie mir; schämen sollen sie sich über ihr törichtes Gerede von heute mittag.‘

Es war ‚anständig‘ gedacht. Aber auch jetzt wieder der geheime Kampf mit ganz anderen Gedanken: daß die jungen Leute trotzdem recht hätten und er sich früher oder später werde frei machen müssen.

Sich frei machen von seinem Wohltäter, seinem besten Freunde auf der Welt, für den er, Marco Lippi, der einzige Mensch auf der Welt war.

V.

Also machte Sor Riccardo vor Ponte molle die Bekanntschaft des jungen Künstlervolks, unterdessen die drei Damen zurückblickend und winkend unter dem Wasserstrahle von Berninis San Giovanni über die ehrwürdige Brücke fuhren.

Zu seiner großen Überraschung bemerkte Marco, daß die jungen Leute sehr nett mit dem ‚alten Herrn‘ waren. Etwas nachsichtig und herablassend vielleicht; aber im Grunde genommen wirklich sehr nett. Es waren doch gutmütige Menschen, diese Deutschen! Sie, die Gutmütigen, nahmen Sor Riccardo in ihre Mitte, und nun ging es plaudernd und lachend stromaufwärts am Tiber entlang, auf dem goldbraunen, wild zerrissenen Ufersande. Jenseits des majestätischen Stromes weitete sich die frühlingsgrüne Campagna zu einem einzigen Gartengefilde blutroten Mohnes, durch das der Tiber, gleich einer goldenen Riesenschlange, sich wand. Über den mit Ruinen antiker Villen und Kastelle des Mittelalters gekrönten Hügeln stieg aus der roten Prärie das bereits abendlich blaue Felsengebirge auf.

Der Acqua acetosa gerade gegenüber säumte das steile Ufer wildes Olivengebüsch, dessen silbernes Graugrün von dem goldenen Wasser sich abhob. Die jungen Leute machten einander auf jede malerische Wirkung in der Landschaft aufmerksam, — ein Naturempfinden, das ihnen, zusammen mit ihrer Freundlichkeit und Lustigkeit, Richard Hilles Herz im Fluge gewann. Sie waren gar nicht so schlimm, diese Jungen und Modernen. Auch sie sahen das Schöne!

Hinter dem wilden Ölgesträuch streiften die Jünglinge ihre Kleider ab und, da ringsum kein Mensch sich blicken ließ, benahm man sich in der schönen Wildnis wie Wilde. Um sich von dem Wege, der sie erhitzt hatte, abzukühlen, kletterten sie die steilen Böschungen hinan und warfen sich splitternackt in das rote Meer der Mohnblüten. Doch blieben sie nicht lange ruhig, sprangen wieder auf, stürmten über das rote Gefilde, rissen mit beiden Händen Mohnblumen ab, mit denen sie einander bewarfen und überschütteten.

Die sinkende Sonne überflutete mit ihrem Golde das rote Feld und die leidenschaftlich bewegten jugendlichen Gestalten. Die Campagna loderte auf in einer himmlischen Lohe, und die Schar

Digitized by Google

der Jünglinge glich einem Zuge seliger Gottheiten: zu ihren leuchtenden Gliedern leckte die rubinrote Flamme des Mohns empor, ohne sie zu verzehren. Dann — mit einem jubelnden Aufschrei — rasten sie über das Feld, den tiefen Abhang hinab und hinein in die Flut! Sie tauchten unter, tummelten sich wie Tritone, hätten am liebsten lustige Jagd auf junge weißgliederige Najaden gemacht.

Und dieses Bild von Daseinswonne unter einem purpur, orange und goldgrün erglühenden Abendhimmel, als Hintergrund das jetzt in tiefem Azur dunkelnde Felsengebirge.

‚Daß Tante Dora das nicht mit ansehen kann! Junge Menschenschönheit in dieser Natur, diesem Lichtglanz! Und mein Junge ist der Schönste! Jede seiner Bewegungen ist lebendige Plastik . . .“

Erst bei Anbruch der Nacht entschlossen sich die Badenden, ans Land zu steigen. Sie ließen sich von der warmen Abendluft trocknen, kleideten sich behaglich an und zogen — Richard Hille wie im Triumph in ihrer Mitte führend — deutsche Lieder singend, stromabwärts nach Ponte molle zurück. Alle verspürten Hunger und Durst — unlöschbaren Durst! In einem der volkstümlichen Speisehäuser vor der Brücke wurde eingekehrt, auf der Terrasse ein langer Tisch besetzt, Speise und Trank bestellt: des Trankes so viel, um selbst den unlöschbaren Durst germanischer Kehlen zu löschen.

Held des Abends wäre unfehlbar Marco gewesen, wenn er es hätte sein wollen. Er wollte jedoch nicht. In sich gekehrt, saß er unter den Lustigen. Das Bacchanal auf dem Mohnfelde und das Wellenspiel hatten tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er wußte, daß er schön war; aber erst heute kam ihm zum Bewußtsein, daß seine Wohlgestalt ein Geschenk gütiger Götter, also eine göttliche Sache sei. Die bewundernden Blicke der Künstler, ihre lauten Ausrufe unverhohlener Begeisterung hatten es ihm offenbart und das in ganz anderer Weise, als das kindliche Glück seines alten Freundes über seinen ‚schönen Jungen‘ oder als die brennenden Blicke, die aus Frauenaugen ihn trafen. Dieses Mal fühlte er sich nicht in seiner Eitelkeit geschmeichelt: eine bessere Empfindung erfüllte ihn und veranlaßte ihn zu ernsten Gedanken . . . Mußte der vollkommen schöne Mensch des Göttergeschenkes sich nicht würdig erweisen? Dadurch, daß er unermüdlich versuchte, sein Inneres mit seinem Äußeren möglichst in Harmonie zu bringen. War nicht das allein eine hohe und herrliche Aufgabe, ein Lebensziel und zugleich ein Lebensglück?

Der Aufgabe war er sich bewußt. Aber — würde er sie erfüllen können, sie erfüllen wollen? Inmitten der lustigen Künstlerschar fühlte er sich einsam und traurig.

Dagegen feierte Richard Hille eine große Stunde. War seines Jungen Triumph nicht der seine? Die Freude, die er darüber empfand, machte ihn redselig. Er begann zu erzählen — natürlich von Rom: von dem Rom Feuerbachs und Gregorovius‘, das die armen jungen Leute nicht kannten. Das waren Zeiten gewesen; damals als Sor Riccardo blutjung und bettelarm nach Rom kam und seine ‚römischen Wanderungen‘ begann: Mit einem halben Dutzend Orangen in der Tasche, frühmorgens aufbrechend, aus einem der vielen römischen Tore hinaus, und gewandert und gewandert! Mittags unter einer einsamen Steineiche inmitten der Campagna sich niedergestreckt, das halbe Dutzend Orangen verspeist, von neuem gewandert, bis er am späten Abend in Rom wieder einzog. Und so durch Monate und Monate. Bei solchem Leben lernte der Mensch kennen, was Roms Campagna war: das erhabenste Gefilde der Welt! Richard Hille schilderte leuchtenden Blickes, und immer aufrichtiger und wärmer wurde die Teilnahme seiner Zuhörer.

Dann begannen auch sie zu erzählen: wie sie in Rom lebten. Dabei kam es denn heraus! Auch diese „neuen Römer“, diese armen Modernen, machten weite Wanderungen durch die Campagna bis nach Tivoli und Frascati, nach Olevano und Subiaco. Auch diese Künstler gingen in den Vatikan und auf das Kapitol, waren in der Sistina gewesen und sprachen selbst von Raffael gar nicht so geringschätzig, wie Tante Dora und Richard Hille gehört hatten.

Und wie liebenswürdig benahmen sie sich gegen ihn, der doch so wenig verstand mit jungen Leuten umzugehen. Sie hatten sogar die Güte, ihn aufzufordern, in den „Drei Königen“ mit ihnen zu speisen, sie tranken ihm zu, riefen Marco über den ganzen Tisch zu: „sein alter Herr sei ein ganz famoser Herr“. Jetzt erst bemerkte Richard Hille, wie stumm sein Marco dasaß. Wie war es möglich, daß er das erst jetzt bemerken konnte! Sogleich war es mit aller Freude für ihn vorbei. Er stand hastig auf, die anderen bittend, durch seinen frühen Aufbruch sich in ihrer Freude stören zu lassen. Dabei sah er ungewiß zu Marco hinüber, ob er nicht bleiben wollte.

Aber Marco wollte nicht bleiben.

— — — — — — — — — — —

In der schönen Nacht wäre der Professor am liebsten zu Fuß nach Hause gegangen, vor der Trattorie stand jedoch zufällig ein freier Wagen, und so wollte Marco denn fahren.

„Fehlt Dir etwas? Du wurdest plötzlich so still.“

„Fandest Du?“

„Es tat mir so leid ... Auch Dir hätte es gut getan, zu Fuße nach Hause zu gehen.“

„Ich möchte fahren.“

Er stieg ein, lehnte sich zurück, schloß die Augen. Langsam trottete der abgetriebene, müde Gaul auf dem schlechten Pflaster der flaminischen Straße der Stadt zu.

Plötzlich wußte Richard Hille, was Marco hatte: ‚Er sah die Bicetta, nahm sich mir zu liebe zusammen, um mir den schönen Tag nicht zu verderben, nahm sich solange zusammen, als es eben ging. Jetzt denkt er nur an sie. Der arme Junge! Welches Unglück für ihn!‘

Um Marco von seinen schweren Gedanken abzubringen, begann er, trotz dessen Teilnahmlosigkeit, ein Gespräch: „Das war ein köstlicher Abend, den ich Dir verdanke. Weshalb erzähltest Du niemals von Deinen Bekannten? Wir hätten uns gefreut, Dich in so guter Gesellschaft zu wissen. Schade, daß Dich der reizende Abend nicht in bessere Stimmung bringen konnte.“

„Gar so reizend fand ich ihn nicht. Eigentlich sind es herzlich fade Burschen. Alles Lüge und Heuchelei. Erst diesen Vormittag rieten sie mir, ich sollte mich frei von Dir machen.“

Kaum war es ausgesprochen, so erschrak Marco. Es tat ihm jedoch nicht leid. Er konnte seinem alten Sor Riccardo nicht helfen. Einmal mußte er erfahren, wie die anderen darüber dachten: darüber, daß er ein junges, frisches Leben an sich fesselte. Gespannt wartete er auf die Wirkung seiner Worte.

Richard Hille schien sich besinnen zu müssen, was Marco eigentlich meinte. „Das rieten Dir die jungen Leute —? Mehr und mehr sehe ich ein, welch ein großes Opfer Du mir bringst.“

„Von einem Opfer ist nicht die Rede.“

„Es wird aber wohl doch so sein, mein guter Junge!“

„Eben war ich Dein schlechter Junge. Ich bin es oft.“

„Nur in Deinen dunklen Stunden. Und dann bist Du nicht gegen mich schlecht, sondern gegen Dich selbst; ganz grausam bist Du dann gegen Dich selbst! ... Ich muß mich ordentlich vornehmen und mir den Kopf zurecht setzen. Denn das geht ja doch nicht, daß ich Dir Schaden durch meinen Egoismus bringe.“

Marco wollte noch etwas Beruhigendes, Freundliches erwidern; er wollte gut und liebevoll gegen seinen besten Freund sein, den die bloße Vorstellung einer Trennung fassungslos machte. Aber sie fuhren gerade durch die Via Babuino, und da kam es von neuem über Marco: sein Dämon, der ihn innerlich versteinerte und ihn zwang, anstatt eines guten Wortes ein bitterböses zu sagen: „Heute sagte ich Dir schon einmal, daß ich ein ganz anderer bin als der, für den Du mich hältst. Du wirst es schon erfahren.“

„Gott behüte Dich!“

„Du solltest beten, daß Gott Dich behüten möge, den anderen Marco, der in mir steckt, jemals kennen zu lernen.“

„Mein lieber Sohn ...“

Leidenschaftlich unterbrach ihn Marco: „Weißt Du, was Dein lieber Sohn jetzt tun wird? Er wird Dich bitten, allein nach Hause zu fahren ... Halt, Kutscher!“

Auf dem Spanischen Platze, nahe der Siegessäule der Immaculata, hielt der

Digitized by Google

Wagen. Marco sprang heraus: „Gute Nacht! ... Fahre zu, Kutscher!“

„Warte. Ich steige auch aus!“ Richard Hille tat es.

„Weshalb fährst Du nicht nach Hause?“

„Weil ich bei Dir bleiben will.“

„Ich bitte Dich jedoch, mich allein zu lassen.“

„Trotzdem bleibe ich bei Dir.“

„Oho!“

Marco tat diesen Ausruf in einem Tone, der seinen Freund zusammenfahren machte. Es war ein Ton, wie jenes unvergeßliche Lachen in der Nacht nach dem Balle in der Argentina.

Er wendete sich und verließ Marco. Ihm war, als hätte er einen Schlag ins Gesicht von seinem Jungen empfangen.

Er klomm die schmale, steile Treppe hinauf, die zur Trinità de' Monti emporführte, aber auf dem ersten Treppenabsatz holte Marco ihn ein. Richard Hille fühlte sich jedoch von dem empfangenen Schlage wie betäubt, so daß Marcos Worte wie aus der Ferne zu ihm drangen. „Verzeih', ich war roh. Aber Du selbst bist schuld daran. Weshalb ließest Du mich nicht allein, wenn ich Dir doch sagte, daß ich allein sein wollte? Weshalb bewachst Du mich beständig, jeden meiner Schritte belauernd? Jeder junge Mensch hat Wege, die er seinem besten Freunde verschweigt.“

In seiner Betäubung erwiderte Richard Hille mit Anstrengung: „Gewiß hat jeder junge Mensch solche Wege. Aber der Weg, den Du gehen willst, führt Dich ins Verderben, denn Du willst zur Bicetta gehen.“

„Das will ich. Und ich fordere von Dir, mir die Freiheit meines Handelns zu lassen.“

„Auch wenn Dein Handeln schlecht ist?“

„Das geht Dich nichts an.“

„Wenn es mich nichts angeht, so fordere ich nicht, sondern bitte. Ich bitte Dich: geh' nicht zu dem argen Weibe.“

„Du kannst mich nicht hindern.“

„Nicht durch meine flehentliche Bitte?“

„Nein.“

„Nicht durch meine angstvolle Liebe?“

„Ich lasse mich nicht zurückhalten.“

„Also geh'!“

Und Marco ging.

VI.

Wie befreit von einem dumpfen Druck, der seit langem auf seiner Seele gelastet, stieg Marco aufatmend die Treppe hinab: in solcher Eile, als fürchtete er, von einer flehenden, beschwörenden Stimme zurückgerufen zu werden.

Erst in der Via Condotti fand Marco einen freien Wagen. Als er dem Kutscher die Adresse zurief, ward ihm wunderlich zumute: als ließe er mit dieser Fahrt sein jüngstvergangenes Leben unerreichbar weit hinter sich, als kehrte er für immer dorthin zurück, wohin es für ihn keine Rückkehr mehr gab ... Der Name der Straße, die sein Ziel war, brachte ihn etwas zur Besinnung. Er begann zu überlegen, wie er's anfangen könnte, die Bicetta heimlich zu sprechen. Das Beste war, er begab sich zu einer gefälligen Nachbarin ...

Aber was hatten nur die Leute?

Vor seinem ehemaligen Elternhause ein Zusammenlaufen, ein Geschrei, als wäre ein Mord geschehen. Marco sprang aus dem Wagen, drängte vor, hörte jemand an seiner Seite sagen: „Das ist der Sohn!“ Ein heißer Schrecken durchfuhr ihn, ein glühendes Entsetzen, daß es sich wie Nebel um seine Sinne legte.

Er wußte nichts mehr von sich selbst, wußte nicht, wie er durch die schreiende Menge ins Haus kam; wie er die Treppe hinauf gelangte zu seiner ehemaligen Wohnung. Die Tür stand weit offen. Auch in der Wohnung drängten sich die Leute, die sich wie besessen gebärdeten. Wiederum hörte er: „Sein Sohn!“ Er taumelte vor. Ein jammervolles Stöhnen drang an sein Ohr. Es kam aus dem Zimmer, das die Bicetta bewohnte. Die Tür war aufgerissen. Sich drängende, schreiende Menschen in dem Zimmer der Bicetta! Aber man machte ihm Platz, weil er der ‚Sohn‘ war. Dann sah er sie — eine Sterbende!

Sie erkannte ihn, schien sprechen zu wollen, vermochte es nicht. Aber ihr brechender Blick sagte ihm: ‚Also kamst Du doch ...!‘

Eines der Weiber schrie: „Ein Priester! Holt einen Priester!“

Marco wollte nach einem Arzt rufen, hatte jedoch die Sprache verloren, als

Digitized by Google

wär' auch er zu Tode getroffen. Sein Blick sagte der Sterbenden: ‚Ich mußte kommen . . .'

Wie durch dichte Nebel sah er die Menschen in dem Sterbezimmer, wie aus weiter Ferne vernahm er den wüsten Lärm, das Wehklagen, die Verwünschungen. Plötzlich waren die Carabinieri da. Zugleich mit ihnen der Geistliche.

Der junge Franziskanermönch kniete bei der Sterbenden nieder. Er befragte sie: ob sie bereute? Und da sie ihr Haupt zum Zeichen ihrer Bußfertigkeit nicht mehr bewegen konnte, legte der junge Geistliche seine Hand unter der Sterbenden Haupt und neigte es vor Gott, ihrem Herrn und Richter.

Vicetta dachte weder an ihre Sünde, noch an eine Vergebung. Weder an Himmel, noch an Hölle dachte die Sterbende. Von allen Dingen der Welt sah sie nur Marcos schönes, todblasses Gesicht, empfand sie von allem Irdischen nur, daß er gekommen war.

Sie wollte leben! Während ihr der Priester die Hostie in den Mund schob, bäumte sich in der Sterbenden die Sehnsucht auf nach dem Leben gegen die Unerbittlichkeit des Todes. Ein Kampf begann, den anzusehen Grauen erregte. Marco stand und sah. Er blieb bei ihr, bis das schreckliche Ringen zu Ende war, bis ihr Blick das letztemal zu ihm sprach: ‚Also kamst Du doch! . . .' Er drückte der Gestorbenen die Augen zu, damit sie nicht mit jener fürchterlichen stummen Sprache in ihrem gebrochenen Blicke eingehen sollte in die Ewigkeit.

VII.

Ein plötzlich gealterter Mann kehrte Richard Hille in seine friedliche Wohnung zurück, in der es an diesem Abend so einsam war, wie nie zuvor: so leer und öde, als könnte darin niemals wieder ein junger Schritt, eine jugendliche Stimme ertönen. Er machte Licht und setzte sich an seinen Schreibtisch, um zu arbeiten. Aber wie konnte er schreiben, während Marco bei dem schändlichen Weibe verweilte, von dem seine Seele vergiftet wurde. Ein Glück, daß er diesen Abend Tante Dora nicht mehr zu sehen brauchte. Wie hätte er ihr in die Augen blicken sollen? Ihr und dem lieben Lellakind! Ihm war, als ob Marcos Unrecht seine Schuld wäre.

Was sollte er tun? Sollte er aufbleiben und warten? Auf Marcos Rückkehr. Wer konnte wissen, wann diese erfolgte?

Er zündete die Lichter auf seinem siebenarmigen jüdischen Leuchter an, nahm den Kandelaber, ging damit von Kunstwerk zu Kunstwerk, vor jedem stille Andacht haltend. Dann setzte er sich und las in Goethes Italienischer Reise . . .

So wachte Richard Hille den Tag heran, der auf dem Passionswege seiner Liebe eine Station bedeuten sollte.

— — — — — — — — —

Paoluccia brachte den ‚Messaggiero', dieses Leib- und Lieblingsblatt des römischen Volkes. Sie kam von ihren Einkäufen zurück, erschien jedoch weder mit einer fetten Ente, noch mit einem köstlichen Fischgericht, das sie zu unerhört billigen Preisen eingehandelt hatte, sondern brachte den ‚Volksboten' ihrer Herrin, die in einem hellgeblümten Morgenkleide unter ihren Blumen am weißgedeckten Tisch beim Kaffee saß. „Nun, Paolucc', wer ist denn wieder ermordet?"

Paoluccia verwandelte sich umgehend in Eleonora Duse und begann ihre große Szene. „Zuerst konnten sie die Wunde nicht einmal finden! Und dann war sie nur ein kleiner Punkt! Dicht unter dem Herzen! Aber nicht ein Blutstropfen! Sie soll wie Maria Magdalena gewesen sein! Auch eben solch langes, gelbes Haar hat sie gehabt! Dabei ein Engel an Unschuld, diese arme, arme, arme Vicetta."

„Eine Vicetta wurde ermordet? Wo? Um Himmels willen, wo?"

Ohne eine Antwort abzuwarten, riß Sor Riccardo die Zeitung Paoluccia aus der Hand. Vor seinen Augen wurde es dunkel . . .

„In dieser Nacht ereignete sich . . ."

Das Blatt entsank seinen zitternden Händen. Der Mord geschah in dem Hause in den Prati dei Castelli. Vicetta hieß die Ermordete; die Gemordete hatte solch gelbes Haar wie die Vicetta; Marco war bei ihr gewesen; in dieser Nacht

Digitized by Google

war dieſe gräßliche Tat geſchehen und Marco nicht zurückgekommen . . .

Bei dem Entſetzen, das ihn faſt zu Boden warf, fühlte er ſeine Liebe zu dem unſeligen Knaben gleich einer Macht von oben herab. Sie rührte ihn an und belebte ihn; gab ihm Ruhe und Kraft. Schon im nächſten Augenblicke war er gefaßt und ſagte zu Tante Dora, die plötzlich alles begriff: „Ruhig! Wir müſſen ruhig ſein. Ich begebe mich ſogleich hin: in die Prati dei Caſtelli . . . Ruhig. Nur ruhig!“

Damit entfernte er ſich. Bei allem Entſetzen empfand er ſeine Liebe zu dem unſeligen Knaben faſt als Glück.

„Kutſcher, Prati dei Caſtelli . . .“

Er nannte Straße und Nummer.

„Was wollen Sie denn dort, Sor Riccardo?“

„Fahr zu! Schnell!“

Der Kutſcher, dem der deutſche Gelehrte ſo bekannt war wie irgendeine andere populäre römiſche Straßenfigur, wandte ſich nach ſeinem Fahrgaſt um, dieſem, während er ſeinen Gaul antrieb, voll Behagen erzählend: „Sie haben nämlich dieſe Nacht dort eine umgebracht. Ich denke mir, es wird wohl nicht ſchade um ſie ſein. Mir tut nur der Mann leid. Ich meine den Mörder. Hoffentlich bekommen ſie ihn nicht.“

„Biſt Du ſicher, daß ſie ihn noch nicht haben?“

„Sie haben ihn noch nicht . . . Er wird wohl wiſſen, weshalb er es tat. So iſt es: immer ſind die Weiber ſchuld. Gewiß iſt er längſt in Sicherheit —“

„Der Advokat Luigi Lippi?“

„So heißt der Mann.“

Vollſtändig ruhig blieb Sor Riccardo. Und er hätte doch . . . nicht aufatmen, nicht aufjubeln, ſondern aufſchluchzen, weinen, wie ein Kind weinen, beten hätte er mögen: ‚Herrgott, ich preiſe Dich; Herrgott ich danke Dir!‘

Nicht Marco war der Mörder! Aber Marcos Vater! Es blieb fürchterlich, gräßlich . . . Was mußte der Sohn gelitten haben! Und er war nicht bei ihm geweſen in den ſchrecklichen Stunden!

Noch immer ſtanden Leute vor dem Hauſe, ſchwatzend und gaffend, noch immer patrouillierten Poliziſten davor auf und ab. Aber man ließ den Profeſſor ungehindert hinein. Er trat in den dunkeln Flur, ſtieg die dunkle, feuchte Treppe hinan, kam zu der Tür, vor der er ſchon einmal geſtanden hatte, und vor der jetzt zwei Carabinieri Wache hielten.

„Können Sie mir ſagen, ob ſich der Sohn des Advokaten Lippi in der Wohnung befindet?“

Man teilte ihm mit: Marco Lippi würde gerade in der Wohnung vernommen.

Nach einer langen Weile verließ die Kommiſſion die Wohnung, und der Profeſſor erhielt die Erlaubnis, einzutreten. Auf dem Korridor trat ihm Marco entgegen: „Was willſt Du hier? Wen ſuchſt Du hier? Wenn Du etwa Richard Hilles Jungen hier ſuchſt . . .“

„Mein Junge! Mein geliebter Junge!“

„So nennſt Du mich auch jetzt noch?“

„So werde ich Dich immer nennen. Es kann kein Tag kommen, an dem ich Dich anders nennen werde, weder mit meinem Munde, noch mit meinem Herzen. Denke es ſtets. Hörſt Du — ſtets!“

„Nachdem ich Dich geſtern nacht auf der Treppe ſtehen ließ; nachdem ich von Dir fortging hin zu ihr, die nicht mehr lebt; nachdem ſie mein Vater . . .“

„Sprich leiſe . . . Um Gottes willen!“

„Komm herein.“

Marco führte ihn in eine Kammer, die nach dem dunklen, feuchten, troſtloſen Hof hinauslag. Eine leere Bettſtatt war in dem elenden Raume das einzige Gerät. Als läge in der leeren Bettſtatt ein Toter aufgebahrt, mit ſolcher Stimme, ſolcher Miene ſagte Marco: „Das iſt das Zimmer meiner Mutter. In dieſer Höhle lebte ſie, litt ſie. Sie lebte und litt ſo lange, bis ſie dort das Fenſter öffnete und . . .“

„Mein Junge! Mein Junge!“ Es war alles, was Richard Hille ſagen konnte. Aber wie ſprach er die wenigen Worte.

Marco trat an das offene Fenſter, lehnte dagegen, ſagte: „Und jetzt kommſt Du hierher: zu ſeinem Sohne!“

„Jedenfalls iſt er in Sicherheit; wenn er ſich nicht ſelbſt . . .“

Richard Hille bekam das gräßliche Wort nicht mehr über die Lippen. Marco ſprach es aus: vollſtändig ruhig mit

Digitized by Google

flüsternder Stimme: „Wenn er sich nicht selbst umgebracht hat ... Das hat er nicht. Ich kenne ihn. Einen anderen töten, hinterrücks ... Oder einen Menschen seelisch ermorden — das kann er; dafür bedarf es keines großen Mutes. Aber an sich selbst Hand anzulegen ... Dazu ist dieser Mensch viel zu feige ..."

„Marco!"

„Viel zu feige, sage ich Dir. Ich bin genau ebenso — trotz meines heldenmütigen Versuches, mir damals das Leben zu nehmen. Heute täte ich's nicht mehr, heute bin ich zu feige dafür; heute will ich leben bleiben. Feige war mein Vater. Ich fühle es an dem Fluche, der auf mir liegt."

„Und wenn auf Dir ein Fluch liegen sollte, so wird er für Dich in Segen verwandelt werden."

VIII.

Sommer in Rom!

Es war die Zeit, in der sich die Stadt mit den dreihundert Kirchen zu einem feurigen Ofen verwandelt. Der Himmel glühte, die Erde glühte. Es glühten die Hausmauern und die Pflastersteine.

Abend und Nacht brachten keine Erquickung. Selbst dem fröhlichen Meerwind, der jeden Nachmittag wie ein Götterknabe über Rom hinsprang, gelang es nicht, die Stirnen der Römer zu kühlen.

Vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl waren in jedem Hause sämtliche Jalousien geschlossen. Das leichteste Kostüm brannte den, der es trug, noch immer gleich einem Nessushemde.

Gegen Abend begann die große, tote Stadt sich gespenstig zu beleben. Einige ermattete Spaziergänger und Corsofahrer zeigten sich. Wer sich jedoch während dieser Bleikammerperiode Roms selbst gegen Abend nicht zeigte, das waren die Fremden. Rom war leer an ‚Forestieri'.

Auch keine Deutschen in Rom? Das war gelogen! Gerade deutsche Künstler hielten den weißglühenden römischen Sommer, genossen ohne andere Deutsche, ohne Engländer und Amerikaner, für Roms Wunderzeit. Während des Tags saß man in den verdunkelten Räumen, vielmehr man lag darin. Am späten Nachmittag raffte man sich auf, schlich hinaus, fuhr vor das Tor an den Tiber, um den heißen Leib in die heißen Wellen zu tauchen, und nachts konnte man vor Gluten nicht schlafen. Aber ‚herrlich' war es trotzdem.

Ganz wie einst Goethe rollten Richard Hille und sein Junge in heiliger Morgenfrühe in hochbepacktem Wagen aus Rom: vorüber an Lateran, an Obelisk und Baptisterium, Palast und Kirche, zur Porta San Giovanni hinaus, hinein in die sommerliche Campaga.

Der rote Mohn war längst verblüht, und die über manneshohen Disteln waren die einzigen Blumen des römischen Landes, das den Reisenden sein erhabenstes Antlitz zeigte: das Antlitz einer Königin der Landschaften voll ernster, fast furchtbarer Majestät.

Weite Flächen bedeckt mit Riesendisteln, gleich silbergrauen Staubhüllen die braunen Ruinen der Wasserleitung umwuchernd, die wie Felsklippen aufragten.

Braun gebrannt die Steppe, so weit der Blick sie übersah, verschwunden die üblichen Staffagen dieses Landschaftsbildes: die weidenden Ochsen und Pferde mit ihren Hütern, verschwunden die Schafherden mit ihren in Lammfell gekleideten Hirten. Bis zu den in Silberdunst gehüllten Felsenmauern der Sabiner- und Albanerberge, das Land wie ein Totenfeld. Ringsum eine Stille und Feierlichkeit, als wäre die Welt unmittelbar vor den Toren Roms das Lager des großen Pan. Und der Gott schlief ...

Hätte Richard Hille es nicht längst gewußt, so würde er es jetzt erfahren haben: nämlich, welche Künstlerseele in Marco steckte! Und wenn kein Mensch an diese geglaubt hätte, so würde fortan er hoch und heilig daran glauben: an den Götterfunken in diesem jungen Gemüt. Kaum aus Roms Toren, belebte sich Marco. Die sommerliche Schönheit der Campagna erfüllte ihn mit einem Entzücken, einer Begeisterung, wie sie nur ein echter Künstler zu fühlen vermochte. Fast schien es, als hätte die blutige Tragödie sein Gemüt für die tragische Schönheit von Roms Sommerherrlichkeit empfänglich gemacht.

Porta Furba hinter sich lassend, näherten sie sich Italiens schönstem Höhenzuge.

Die Straße verließ die Steppe, und plötzlich schien sich die braune Wildnis in hesperisches Land zu verwandeln, das in sanften Linien anstieg. Der märchenhafte Eindruck wurde erhöht durch die unwirkliche Färbung der Rebenfelder: über und über mit der wohltätigen Vitriollösung bestäubt, leuchteten die Blätter gleichsam oxydiert, so daß rechts und links vom Wege ein prächtiges Farbenspiel die Reisenden begleitete.

Es begannen Frascatis Olivenwälder, darüber im Kranze ihrer Villen die bunte Stadt erglänzte. Palast an Palast! Und jeder dieser Fürstensitze aus den Zeiten römischer Bauherrlichkeit mit Terrassen, Fontänen und Wasserwerken, mit Lorbeergängen; hoch und dunkel wie Kirchenhallen, mit Steineichenwaldungen, heiligen Hainen gleich.

„Sor Riccardo! Eccolò, Sor Riccardo!"

Es war Frascatis Straßenjugend, die Richard Hille diesen Empfang bereitete, als der Wagen durch die von Ulmen beschattete ‚Passeggiata' unterhalb der monumentalen Torlonia-Terrassen in die wonnige Weinstadt einfuhr.

„Von hier aus hat Oswald Achenbach Frascati gemalt: mit der Villa Aldobrandini und dem Hohlwege der Straße nach Marino . . . Die Rosengluten zwischen den grauen Steinbalustraden der Villa Torlonia begeisterten Villegas zu einem berühmten Gemälde . . . Jetzt sieh nicht hin! Ich möchte Dich überraschen. Höre nur, wie sie sich freuen, meine guten Frascataner!"

„Sor Riccardo! Eccolò, Sor Riccardo! Bentornato!"

Der Wagen hielt. Marco durfte aufsehen. „Hier wohnen wir?"

„Hier bist Du zu Hause."

Ein wahrhaftiger Palast! Das Portal von zwei prächtigen antiken Marmorsäulen mit attisch-ionischen Kapitälen flankiert; darüber ein geradezu ‚königlicher' Balkon mit schöner Brüstung aus schneeweißem Marmor und hoch an der Mauer eine Fürstenkrone.

Ein geöffnetes bronzenes Gitter, ein geöffnetes mächtiges Tor, davor eine würdige Matrone lächelnd und grüßend; lächelnd und grüßend eine ältliche Dienerin, lächelnd und grüßend drei Jünglinge, wahre Prachtgestalten römischer Landjugend. Das Haus war der Palazzo Micara, ehemals Palazzo Borghese; die Matrone die Signora Micara; die drei Jünglinge ihre Söhne, das andere Frauenwesen die von Sor Riccardo gemietete ‚donna di facenda' mit dem feierlichen Namen Christina, jedoch kurzweg ‚Christi' gerufen.

Lächelnd über die gelungene Überraschung, geleitete Sor Riccardo seinen Jungen in den Flur, einen echten römischen Palastflur mit antiken Säulen, antiken Statuen, antiken Sarkophagen, in denen großblätterige Pflanzen wuchsen oder die als Brunnenbecken dienten. Eine breite Treppe aus weißem Marmor führte in das Haus, in die Wohnung des ersten Stockwerkes und in Gemächer, die ausgemalte Plafonds hatten, mit Empiremöbel ausgestattet waren, mit Marmorkaminen und Marmortischen und altertümlichen Porzellanvasen voll bunter Sommerblumen: Stockrosen, Hortensien und Dahlien.

In einer al fresco ausgemalten Galerie, die auf den mit einer kleinen Fontäne geschmückten Balkon führte, war auf blumengeschmücktem Tisch die Colazione gerichtet: goldiger Frascatiwein in strohumflochtener Flasche, eine Schale voll bläulicher, vor Reife aufberstender Feigen, deren purpurner Inhalt hervorquoll; rosiger Schinken und ein vom Safte der Tomaten gerötetes Gericht Makkaroni —

Von seinem Platze aus sah Marco die Villa Torlonia: Terrasse an Terrasse, Eichenhain über Eichenhain. Und vor sich, unter sich, das römische Land: hier bis zur Meeresküste, dort bis zu den etruriſchen Bergen.

„Gefällt es Dir? Wirst Du hier wieder froh werden können?"

„Von hier gehe ich nicht wieder fort. Nicht eher, als bis . . ." Er sah seinen Freund mit heißen Augen an.

„Nun?"

„Bis ich Dein Junge geworden bin, so sehr ich das überhaupt wieder werden kann."

„Mein guter Junge!"

„Still! Um Gottes willen sei still! . . . Weißt Du, was ich kürzlich irgendwo las?"

„Hoffentlich nur etwas sehr Schönes."

Digitized by Google

„Etwas sehr Ernstes, sehr Wahres; etwas, das ich zu dem Motto meines Lebens machen möchte."

„Dein Lebensmotto gab ja ich Dir: „Hoch über allem!"

„Das gabst Du mir, ohne mich zu kennen. Was ich selbst, da ich mich kenne, vor mein Leben setzen möchte, lautet: ‚Leben — heißt: dunkler Gewalten Spuk bekämpfen in sich . . ."

— — — — — — — — — — — —

Für denjenigen, der ‚dunkler Gewalten Spuk' in sich bekämpfen wollte, folgten jetzt Frascataner Sommertage voll festtäglichen Friedens und auch voll ländlicher Freuden. Richard Hille begriff zum erstenmal Goethe nicht! Wie konnte der große Sohn der weisen Frau Aga sagen und schreiben, auf der Welt sei nichts schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen?

Denn ein Tag wie der andere war nicht nur schön, sondern auch gut; sogar gut im Goetheschen Sinne. Die beiden Bewohner des ‚Appartamente nobile' im Palazzo Micara vollbrachten ihre Tage in der Gegend, ‚in welcher vornehme Römer sich recht zur Lust Landhäuser bauten', mit Zeichnen und Malen, mit Lesen, Wandern und Plaudern. Des Malerischen gab es so viel, daß eine Heerschar von Künstlern ihr Leben lang genug ‚Motive' gefunden hätte. Im Parke der Villa Torlonia zeichnete Richards Junge Baumschlag, in der Villa Falconieri Architektur, das sorgsam Gezeichnete mit Wasserfarben leicht ‚illuminierend' — auch das war ein Goethescher Ausdruck. Sor Riccardo saß neben dem Künstler, las vor und begleitete jeden wohlgelungenen Strich, jeden wohlgelungenen Farbenton mit innerem Frohlocken. Begann er zu loben, pflegte Marco sogleich einen Wasserstrahl in seines Mentors warme Begeisterung zu schütten: „Das ist alles nichts! Ich treibe das Ding nur, um Dir Freude zu machen. Im Grunde genommen langweilt mich's längst."

Dann wurde der Buonissimo böse: „Deine Arbeit nennst Du das ‚Ding'? Das Ding langweilt Dich? Und Du willst ein Künstler sein!"

„Ich will es gar nicht sein. Aber Du behauptest steif und fest, ich wäre ein Künstler. Also bin ich es denn — Dir zuliebe."

Richard Hille wollte zornig werden. Der Junge lachte ihn jedoch an: so lange und so unwiderstehlich, bis auch der Alte wieder ein frohes Gesicht machte.

— — — — — — — — — — — —

Der Meerwind wehte in Frascati mit solcher Kraft, daß er sogar die sommerlichen Gluten linderte. In der Kühlung der frischen Seebrise machten die beiden weite Spaziergänge: auf der Gräberstraße nach Tusculum, hinauf in den Bosco di Diana, zur Villa Tusculana und nach dem von Lucien Bonaparte angepflanzten ‚Parnaß', einem heiligen Hain, mit dem Altar Apollos und allen Schauern des Mysteriums wie aus Hellas selbst nach Latium versetzt, hoch über der Campagna Roms. Da die paradisische Gegend zugleich ein einziges meilenweites Ruinenfeld war, schlug Sor Riccardo die ganze Weltgeschichte vor Marcos geistigen Augen auf: von der Gründung Tusculums durch den Sohn den herrlichen Odysseus angefangen bis zu dem Bruder Napoleon Bonapartes, der sein Tusculanum so leidenschaftlich liebte, daß er Königskronen ausschlug, um als römischer Landedelmann leben zu können.

Wenn Marco des Morgens erwachte, brauchte er von seinem Lager nur aufzusehen, und der Berg Oreste schimmerte ihm entgegen; wenn er sich zum schlafen niederlegte, grüßte ihn aus der schwarzen Landschaft ein langes, lichtes Gewölk: die Lichter Roms! Von seinem Bett aus sah er im Sternenschein das Tyrrhenische Meer erglänzen und in die aufstrahlenden Wogen die goldene Mondsichel versinken. Fürstlicher konnte Richard Hille seinen Jungen nicht betten, sein Leben nicht mehr mit Schönheit erfüllen!

Jeden Sonnabendnachmittag mit dem Vieruhrzuge bekamen die beiden Besuch, der im Mezzanin des Palazzo Micara einquartiert wurde und über Sonntag blieb: Tante Dora, Paoluccia, Lella und — Aristide Minardi.

Das Wunder geschah: der einsame Künstler vermochte nicht länger ein einsamer Mensch zu sein! In der Via Rasella

Digitized by Google

erschien er Abend für Abend auf Tante Doras Terrasse, und jeden Sonnabendnachmittag begleitete er das Trio hinaus nach Frascati. Paoluccia kam niemals ohne ihren Wunderkorb, aus dem sie in Gegenwart der ganzen Familie triumphierend die köstlichsten Dinge auskramte; Tante Dora brachte ihren ganzen prächtigen Menschen mit, alle heimliche Sorge und Angst zu Hause lassend unter den immer blühenden Blumen ihres hängenden Gartens; das Nymphlein schmückte das blasse Gesicht mit seinem süßen, etwas schwermütigen Lächeln, und Aristide Minardi zeigte ein ‚bei diesem Manne geradezu erschütterndes' Aufleuchten von Lebensfreude.

Richard Hilles erste Frage war stets: „Hörten Sie etwas vom Minister, und wie steht es mit Ihrem Victor Emanuel?"

„Majestät geruhen im Mausoleum Ihres Kollegen Augustus hoch zu Rosse etwas langen Aufenthalt zu nehmen," lautete heute des Künstlers launige Antwort auf seines Freundes gewöhnliche Frage . . . „Die Kommission edler Römer, welche Majestät beaugenscheinigen und begutachten soll, ob Majestät würdig befunden werden, sich auf dem Kapitol seinem Volke zu zeigen, ließ noch immer nichts von sich hören. Majestät müssen also geruhen, noch eine Weile zu warten. Inzwischen wird an ihrer erhabenen Person noch immer in aller Untertänigkeit herumgefeilt."

„Noch immer!"

Sor Riccardo unterdrückte einen Seufzer und schaute hinüber zu Tante Dora, was sie wohl dazu sagte: zu Minardis höchst eigentümlicher Weise, von seinem Werk zu reden. Tante Doras Gesicht, das Richard Hille Aufklärung bringen sollte, blieb jedoch gleichsam ein undurchdringliches Geheimnis. Sie schien den erstaunt fragenden Blick ihres Freundes gar nicht zu verstehen, so daß sich dieser mit seinen Augen hilfesuchend an die Gesichter der anderen wandte. Er sah Paoluccias Töchterlein wehmütig lächeln, sah in Marcos Zügen einen Ausdruck, der ihn an jenes häßliche Lachen in der Ballnacht erinnerte und — endlich begann es in Sor Riccardos Kinderseele zu dämmern. Er wollte sich über den neuen Aristide freuen, wollte Anteil nehmen an des Künstlers nach langer Winterszeit endlich erwachtem Lebensfrühling, vermochte es jedoch nicht völlig, fühlte sich mehr und mehr von einer dumpfen Bangigkeit ergriffen. Denn weshalb machte Tante Dora ein so geheimnisvolles Gesicht? Auch aus Paoluccia wurde der Buonissimo nicht klug.

Von dieser einen, sehr merkwürdigen Sache abgesehen, bildeten die Frascataner Sonnabende und Sonntage wahre Feierzeiten. Jeden Nachmittag wurde an irgendeinem schönen Ort ‚Merenda' gemacht, jeden Abend auf dem weißen Marmorbalkon Cena gehalten. Zu Füßen das ganze Land mit der Meeresküste und Rom, das gewaltige Rom, unter sich als einen Streifen, der sich bei Anbruch der Nacht märchenhaft erhellte.

Mit der Familie Micara wurde Freundschaft geschlossen, und Tante Dora erklärte pathetisch: „Nur in der römischen Campagna sei solcher Menschenschlag möglich!" Die gute Signora Micara verglich sie mit einer Volumna oder Aria und die drei jungen Söhne nannte sie entweder die drei Gracchen oder die drei Curiatier, die sie bisweilen mit den drei Horatiern verwechselte.

Die Micaras waren reiche Weingutsbesitzer. Jeden frühen Morgen ritten die drei Jünglinge Micara aus, um erst spät am Abend von ihren Feldern zurückzukehren. Sie saßen wie junge Helden auf ihren kleinen schwarzen Rennern, deren Schweife fast den Boden fegten.

In dem Hof, der einem unbedeckten Saale glich, versammelten sich die Bewohner des Palazzo Micara mit den Dienstleuten in biblisch-patriarchalischer Weise. Man saß um einen Tisch, dessen Platte aus antiken Inschrifttafeln zusammengesetzt war, trank den vortrefflichen Wein der Micaras, aß dazu „Ciambelli", dieses berühmte Frascatanergebäck, und fand kein Ende im Erzählen von Frascatanergeschichten: Liebesgeschichten, Mordgeschichten, Räubergeschichten, wundersamen Geschichten von vergrabenen Schätzen aus alter Römerzeit, durch gespenstische Mönche bewacht. Die Micaras erzählten ihren Mietern abenteuerliche Geschichten von

dem großen Nationalhelden Giuseppe Garibaldi, der im Nebenhause über Nacht geblieben war, und seltsame Geschichten von der wunderschönen Fürstin Paolina Borghese, die den Palazzo Micara lange Zeit bewohnt und sich dortselbst von dem Herrn Canova, einem ‚gran sculptore' in Lebensgröße hatte aushauen lassen. Wie aushauen!

Ja, wie hatte sich die wunderschöne Frau von dem berühmten Bildhauer in Marmor aushauen lassen! Die Signora Micara schilderte es vor ihren drei jungen Söhnen und dem Lellakinde; und zwar schilderte sie es ohne jede sittliche Entrüstung, als ob es etwas durchaus Natürliches gewesen wäre: „Da die Dame doch solchen herrlich schönen Körper besaß, weshalb hätte sie ihn sich von dem Signore Canova nicht sollen aushauen lassen: gerade so, wie der Himmel sie geschaffen hatte, zur Freude des Künstlers und aller Menschen, die des Künstlers Werk heute noch sehen!" Tante Dora rief entzückt: „Das sind Anschauungen! Die sollte bei uns da oben eine Frau Geheimrat hören! Weshalb hätte sich die Fürstin Paolina vor dem Künstler schämen sollen, ihm ihre Frauenherrlichkeit zu enthüllen? Als ob der Mann, sein Werk schaffend, bei dem Anblick andere Gedanken gehabt hätte, als solche, wie ein echter Künstler sie eben hat? Ich ärgere mich doch jedesmal, wenn sie von Napoleons Schwester als Zeichen ihrer Schamlosigkeit die Geschichte erzählen: ‚Aber Fürstin! Wie konnten Sie das nur tun? . . .' ‚Wie? Das Zimmer war geheizt.' Sora Micara, ich muß Sie umarmen!"

Unverzüglich vollzog Tante Dora diese Zeremonie an der Mutter der drei Gracchen, die nicht ahnte, wodurch sie solchen Zärtlichkeitsausbruch verursacht hatte. Marco blieb merkwürdig still. Zufällig sah er Lella und begegnete einem Blicke des schönen Geschöpfes, der ihm viel zu denken geben sollte; aber erst — als es zu spät war.

— — — — — — — — —

Der ‚Signorino' wurde Richards Junge im Palazzo Micara genannt, und bald nannte ihn so ganz Frascati: bald wurde der Signorino eine fast ebenso populäre Persönlichkeit, wie Sor Riccardo selbst es war, wurde es zu dessen stolzer Freude. Denn Marcos Popularität bedeutete für diesen einen Sieg seiner Liebenswürdigkeit sowohl wie seiner Schönheit, zwei Gewalten, denen sich das römische Volk unbedenklich unterwirft. Marco genoß seinen Triumph als etwas durchaus Selbstverständliches, streute reichlich Kupfermünzen unter Frascatis Straßenjugend, grüßte auf der Passeggiata die Schönen Frascatis mit keckem Lächeln, traktierte Frascatis Jünglinge in der ‚Viletta' mit Frascatis bestem Wein und fühlte sich in seiner ‚sala della principessa Paolina' durchaus heimisch. Ein fensterloses Zimmer war seine Toilette geworden. Die vier Wände des reizenden Gemaches bestanden aus Spiegelscheiben, es hatte Oberlicht und sollte — nach Tante Doras Behauptung — der legendäre Raum gewesen sein, in welchem jene berühmte Statue des Canova entstanden war. Dem war jedoch wohl nicht so, denn es fehlte in dem Gemache der Kamin, den die Frau Fürstin hatte heizen lassen, um nicht — frieren zu müssen.

Ganz anders wirkte auf die deutschen Bewohner des ehemals fürstlich-borgheſischen Wohnsitzes eine andere historische Szene, die sich beglaubigter Weise in dem gegenwärtigen Hause der Micaras abgespielt hatte . . .

Fürstin Paolina befand sich in Frascati, bei ihr war ihre Mutter, auf dem Eiland im Ozean verweilte der große Gefangene. Da erhielt seine Schwester die Nachricht: Napoleon starb auf St. Helena!

In Frascati erfuhr es seine Mutter . . .

Welche Seufzer, Tränen mußten diese mit den Darstellungen berühmter Heldentaten geschmückten Wände gehört haben? Welche Worte, Gebete, Verwünschungen mochten zu den schönen Deckengemälden aufgestiegen sein, deren Gestalten Allegorien von Sonnenaufgängen und vom Erwachen des Frühlings waren? Unter diesen Gemälden beweinte eine Mutter ihren Sohn, den auch diese Frau mit Schmerzen geboren hatte.

Ob Frau Lätitia wohl ebenso geweint hat, wie andere Mütter um ihre gestorbenen Söhne weinen.

Digitized by Google

Sieſta.

Gemälde von Joſeph Danhauſer.

Photographieverlag der Verlagsanſtalt Fr. Bruckmann in München.

Richard Hille wußte auf Tante Doras Frage keine andere Antwort zu geben, als: „Was ihre weinenden Augen durch dieſe Fenſter ſahen, glich an Größe dem Geiſt ihres großen Sohnes, denn Lätitias Augen ſahen Rom und Roms Campagna.“

Bitterböſe rief die alte Dame: „Solchen Unſinn will ich nicht hören! Sehen Sie gefälligſt dort zum Fenſter hinaus! Was Sie dort ſehen, iſt nicht Größe allein, ſondern Herrlichkeit zugleich, und die Größe des korſiſchen Korſaren war eine abſcheuliche Größe! Sie iſt längſt vergangen, während das, was Sie von dieſen Fenſtern aus ſehen, ewige Herrlichkeit bleibt!“

So bekam es denn Sor Riccardo auch von Tante Dora zu hören, daß er zwar ein ſehr gelehrter Herr ſein mochte, aber daß er gerade das Gegenteil von einem weiſen Manne war.

IX.

Und das war das Neueſte: Der Signorino hatte ein Pferd! Einen kleinen, ſchwarzen Steppenrenner mit einer beim ſchnellen Ritte flatternden Mähne und einem den Boden fegenden Schweife, gezäumt und geſattelt wie ein echtes Campagnuolenroß.

Marco hoch zu Roß zu ſehen war ein prächtiger Anblick. Er ſaß zu Pferd, wie einer der antiken Jünglinge vor dem Palaſte des Quirinals zu Pferde geſeſſen haben würde — wenn er ſeinen Wildling nicht hätte am Zaume führen müſſen. Ein zweiter Unterſchied zwiſchen dem quirinaliſchen Roſſebändiger und Richards Jungen beſtand darin, daß letzterer ein Koſtüm trug. Welch ein Koſtüm! Eigens für einen Ritt durch die römiſche Campagna komponiert. Es fehlte weder der ſchwarze, breitkrempige Filzhut, der ſchwarze, faltenreiche Mantel, noch der lange, gezackte Stab zum Öffnen der hölzernen Gittertore, welche die Wege verſperrten.

Das waren Ritte! Mit verhängtem Zügel, in tollem Galopp die tusculaniſchen Hügel empor über Parnaß und Camaldoli, durch die Wildniſſe des Molaratals und die Kaſtanienwaldungen von Rocca di Papa. Ritte waren es, auf denen eine von Leidenſchaften durchtobte Menſchenſeele ſich ausſtürmen konnte.

„Du gibſt zu viel die Sporen . . .“

„Ich will jagen, raſen!“

Eines Tages blieb Marco ſehr lange aus. Der gute Herr begann ſich zu ängſtigen und ſah ihn im Geiſte bereits ermordet am Wege liegen.

Tief in der Nacht — Sor Riccardo wollte gerade die Carabinieri aufbieten — kam Marco zurück. Er war nicht nur heil und geſund, ſondern auch beſter Stimmung: in einer Laune, ſo leuchtend, wie nur er ſie haben konnte.

„Was ſollte mir wohl geſchehen? Mir! Es war ein wonniger Tag! An ſolchen Tagen fühle ich mich wie das Leben, wie die Jugend ſelbſt! Rate, wo ich war?“

„In Paleſtrina?“

„In Rom.“

„Auf Deinem Campagnaroß?“

„Das eben war der Spaß. Sogar über den Pincio ritt ich durch den ganzen Korſo. Die Leute ſtaunten nur ſo.“

„Gewiß freuten ſie ſich über Dich.“

„Vermutlich. Ich weiß nämlich, daß ich zu Pferde prachtvoll ausſehe, bin jedoch nicht mehr eitel darauf.“

„Nicht mehr?“

„Ich habe mich ſehr verändert, geradezu ungeheuer. Oft ſtaune ich über mich — und wie ernſt ich geworden bin. Wie Du weißt, arbeite ich jede Stunde an mir ſelbſt, kämpfe ich jede Stunde. Kein Menſch ahnt, wie ſehr und wie ſchwer.“

„Daß Du überhaupt kämpfen mußt: ‚gegen dunkler Gewalten Spuk‘. Sagteſt Du nicht ſo?“

„So ſagte ich. Aber ich will Dir von heute erzählen.“

„Erlebteſt Du etwas? Deine vornehmen Bekannten ſind gewiß noch alle im Seebade oder auf ihren Villen.“

„Nicht alle. Eine mir bekannte Dame ſah ich heute.“

„O wirklich?“

„Jene Marcheſa, Du weißt. Ich ſoupierte mit ihr im Café di Roma. Die Kellner machten große Augen: ein Campagnuole und eine der vornehmſten Damen der weißen Geſellſchaft.“

„Bleibt die Marcheſa in der Stadt?“

„Ich weiß wirklich nicht. Es wäre

möglich. Sie ist nämlich in mich verliebt."

„Verliebt? Eine verheiratete Frau?"

Marco sah Sor Riccardo an, brach in ein schallendes Gelächter aus. Dann aber umarmte er seinen besten Freund, der trotz seiner grauen Haare solch einfältiges, kindisches Kind war.

— — — — — — — — —

Immer häufiger mußte Sor Riccardo sich ängstigen, denn immer häufiger geschah es, daß Marco erst spät in der Nacht zurückkam: mitten in der Nacht ein einsamer Reiter in der Campagna . . .

„Wenn Du wüßtest, wie herrlich das ist! Du wärest außer Dir vor Entzücken. Stelle Dir vor: Du bist mitten in Rom, im Korso, mitten im Menschengewühl. Vielleicht gingst Du in ein Theater oder in ein amüsantes Lokal. Vielleicht verbringst Du Deinen Abend irgendwo mit eleganter Welt, mit schönen Frauen... Du brichst auf, willst nach Hause, fährst bis vor das Tor, wo Dein Pferd steht. Du kleidest Dich um, besteigst Dein Tier, reitest davon, im Galopp. Jetzt wird's wunderbar. Soeben noch in der elektrisch erleuchteten Stadt, nach weniger als zehn Minuten in einer Wildnis. Ruinen. Immer wieder Ruinen! Rings um Dich Einsamkeit, Schweigen, Erhabenheit. Und Du hinsausend auf Deinem Pferde . . .

In der schwarzen Weite flammt ein Hirtenfeuer auf. Ein Hund hört den Hufschlag Deines galoppierenden Pferdes und erhebt ein heiseres Gebell. In den Ruinen klagt ein Kauz. Ein graue Eule flattert lautlos an Dir vorüber. Vorbei! Vorbei! Am Wege eine einsame Zypresse, gleich einem Deiner am Wege harrenden düsteren Geist. Und Du auf dem Rücken Deines Tieres denkend an das, was hinter Dir liegt; denkend an das, was vor Dir liegt. Denkend an Deine Jugend, Deine Sehnsucht; denkend an Liebe, Leidenschaft: mitten in der Nacht, mitten in der dunklen, einsamen, wilden Campagna."

Richard Hille rief: „Du bist ja ein Dichter!"

„Hast Du wieder einmal einen neuen Menschen in mir entdeckt? Aber — ob Dichter oder nicht — meine nächtlichen Campagnaritte mußt Du mir lassen."

„Als ob ich Dir etwas nehmen wollte, das Dich beglückt!"

Häufiger, immer häufiger waren bei Marco derartige Stimmungen, Äußerungen, Empfindungen . . .

Plötzlich dachte er wieder an seine Arbeit: an die Gestalt seiner ‚Sehnsucht'. Er wollte jedoch weder nach Rom zurück, noch mit dem Zuge in die Stadt fahren: sein Pferd brauchte nur eine halbe Stunde länger als die Bahn, und — seine nächtlichen Heimritte wollte und wollte er nicht aufgeben.

Auch das Aktzeichnen nahm er wieder voller Eifer auf: in dem ‚circolo degli artisti' in der Via Margutta. Dort versammelte sich allabendlich ein lustiges Künstlervölklein, fast nur aus Italienern bestehend, also ganz anders geartete, als die Deutschen in der Villa Strohl-Fern und von ‚tre rè'. Es waren junge, meistens auch elegante Leute, denen Marco sich wahlverwandt fühlte: um vieles wahlverwandter als dem Manne, dessen Wahlsohn er sich nennen ließ.

Jeden zweiten Tag frühmorgens ritt er also nach Rom; blieb bis zum Nachmittag im Atelier, machte colazione — nicht in tre rè, sondern im Café di Roma. Darauf Aktzeichnen. Der Tag, der zwischen Marcos Romritten lag, war Festtag für Richard Hille.

„Sage, mein Junge . . . Darf ich Dich etwas fragen? Du scheinst niemals in die Via Rasella zu gehen?"

„Gewiß nicht."

„Ich weiß, Du arbeitest, modellierst, bist fleißig. Ich bin glücklich darüber. Erst jetzt wirst Du wieder froh werden können. Einmal könntest Du aber doch bei Tante Dora vorsprechen?"

„Ich sehe sie ja jede Woche hier."

„Gewiß, freilich — werde doch nicht gleich heftig."

Marco wurde jetzt häufig ‚gleich heftig', wurde es immer häufiger . . . Eines Sonntags, als — mit Ausnahme von Minardi, der zufällig fehlte, — die kleine Familie beisammen war, kam, wie jedesmal, die Rede auf Marcos Arbeit. Der junge Mann befand sich gerade in einer seiner mutlosen Stimmungen, denen er sich mit derselben Leidenschaft hingab, wie seinen hoffnungsvollen und lebens-

freudigen. Er klagte: „Was nützt es mir? Alle diese Berufsmodelle taugen nichts. Ich brauche einen lilienhaften Leib, den der neapolitanischen Psyche. Wo einen solchen finden? Finde ich für meine Figur keine Psyche, so ist es mit dem Künstler vorbei."

Richard Hille wollte lebhaft auffahren, statt seiner tat es jedoch Tante Dora. Das heißt, sie fuhr nicht auf, sondern sagte, und sie sagte es ruhig, als ob es sich um die gleichgültigste Sache handelte: „Wenn es dann mit dem Künstler ‚vorbei' ist, so bist Du eben kein Künstler. Wir alle haben uns dann eben schwer geirrt und müssen uns schämen, Dich jemals einen Künstler genannt zu haben."

Mit Richard Hilles schmerzlichem Zorn war es vorbei. Zu hören, wie seinem Jungen solche Worte gesagt wurden, solche vernichtenden Worte aus diesem guten Munde, das vernichtete ihn selbst.

Marco aber verteidigte sich. „Wer hat mir die Künstleridee in den Kopf gesetzt? Wer anders als Ihr! Aber selbst angenommen, ich hätte Talente — in Rom bilden sich nicht mehr Talente aus. Was für Künstler haben wir denn in Rom? Für die Kunst — sei es Malerei oder Skulptur — gibt es auf der Welt heutzutage nur einen einzigen Ort, wo der moderne Künstler etwas lernen kann; also nur einen einzigen Ort für mich, der ich ein moderner Mensch bin."

Mit zuckenden Lippen, aber ruhiger Stimme erkundigte sich Sor Riccardo bei Marco, was für ein Ort das sei?

„Paris." Tante Dora war es, die den Namen aussprach. In leidenschaftlicher Aufregung rief Marco: „Nur Paris! Einzig und allein Paris! In Paris ist das Heil der Kunst! Der neuen Kunst, der Kunst unserer Zeit!"

„Also möchtest Du nach Paris gehen?" Wieder sagte es Tante Dora, und Marco bestätigte: „Wenn ich das Modell zu meiner Figur hier nicht finde, will ich nach Paris gehen."

„Um in Paris zu werden, was Du in Rom nicht werden kannst?"

Marco überhörte die angstvollen Worte, die wie eine Frage an das Schicksal klangen: sein alter Freund hatte sie getan. Marco sah Lella an. Das Mädchen stand da, regte sich nicht, schaute auf ihn: unverwandt, mit jenem Blicke, den er schon einmal an ihr bemerkt hatte und den er niemals vergessen sollte.

X.

‚Wenn er für seine Figur kein Modell findet, geht er fort von Rom, verläßt er uns. Er geht in sein Unglück! Wer in Paris kann es so gut mit ihm meinen, wie Tante Dora, wer ihn so lieb haben, wie Sor Riccardo? Was wird aus Sor Riccardo, wenn sein Junge von ihm fort geht?'

Seit jenem erregten Gespräch in Frascati konnte Lella keinen anderen Gedanken fassen. Sie dachte daran, wenn sie bei den guten Schwestern in der stillen, kühlen Klosterzelle saß und an einem Gewand für die Madonna stickte; dachte daran, während sie mit Tante Dora plauderte und ihrer Mutter in der kleinen Wirtschaft half ... Ob ihre Seele mit etwas Himmlischem oder Irdischem beschäftigt war, beständig mußte sie daran denken, wie es sein würde, wenn Marco fortginge. Gewiß, um nie wieder zu kommen — wie das Kind voll dumpfer Angst glaubte.

Sor Riccardo ohne seinen lieben Jungen ... Und was sollte aus ihr werden, die er das Nymphlein nannte und die nicht länger leben wollte, wenn sie ihn nicht mehr sehen konnte? Nur in seiner Gegenwart atmen — es war das Einzige, was Paoluccias Töchterlein für sich im Leben wünschte.

Seit der Ausfahrt vor Ponte Molle gab es für sie kein anderes Wünschen mehr. Seitdem der böse Blick jenes schönen gelbhaarigen Geschöpfes sie getroffen hatte, schwebte es über ihrem Leben, — dunkel, geheimnisvoll, verhängnisvoll: der Malocchio! Wen der böse Blick traf, der war dem Unheil verfallen. Sie war es! Ihre Mutter kannte von der verderblichen Wirkung des Malocchio hundert traurige Geschichten. Tante Dora und Sor Riccardo glaubten freilich nicht daran. Aber diese beiden besten Menschen glaubten auch nicht an die Madonna und die lieben Heiligen.

‚Ich weiß, Minardi hat mich über

Digitized by Google

alles lieb. — Und ich, — heilige Mutter Gottes, erbarme Dich meiner! — ich kann ihn nicht wieder lieb haben. Er ist ein großer Künstler und er ist ein unglücklicher Mensch. Marco wird gewiß auch einst ein großer Künstler, aber niemals ein unglücklicher Mensch werden. Er kann gar nicht unglücklich sein! Mit ihm brauche ich also kein Mitleid zu haben. Nur mit dem anderen. Das habe ich auch. Das fühlte ich an dem Abend, an dem er uns aus seinem Leben erzählte. Aber dann traf mich der böse Blick und seitdem ... Was ist das nur mit mir? Liebe, süße Gottesmutter, steh' mir bei in meiner Not!'

— — — — — — — — —

Marco ging nicht in die Via Rasella, weil dort das Nymphlein wohnte, welches seiner Natur nach nicht nur ein Hexlein, sondern auch — Tante Doras Enkelin war.

Auch an den Sonnabenden und Sonntagen in Frascati wußte es Marco so einzurichten, mit Lella niemals allein zu sein. Das junge Mädchen half ihm in diesem Bestreben. Einander sich ausweichend, fühlten sie, daß sie einander suchten: heimlich und sehnsuchtsvoll.

Eines Tages ritt Marco wie gewöhnlich nach Rom. Auf dem Korso erblickte er plötzlich Lella. Sie sah ihn, blieb stehen, drückte sich scheu in den Eingang eines Hauses, vor Freude über das unerwartete Wiedersehen mit hochrotem Gesichtchen. Sie wollte ihm nachschauen, solange er zu sehen war, ganz beklommen über das Aufsehen, das er bei den Römern erregte. Aber schon hielt Marco sein Pferd an, sprang ab, winkte mit der Miene eines Königssohnes einem der Gassenjungen, warf ihm die Zügel zu und schritt mit leuchtendem Gesicht zu seiner Freundin. „Guten Morgen, Kleine! Ich glaube gar, Du willst Dich vor mir verstecken?"

„Ich wußte wirklich nicht, daß Du heute nach Rom kommen und durch den Korso reiten würdest."

„Wußtest Du das ‚wirklich' nicht? Du zitterst ja und bist ganz bleich."

„Weshalb bleiben die Leute stehen?"

„Weil sie sich über uns freuen. Hörtest Du nicht, was sie vorhin über uns sagten? Wir wären ein allerliebstes Paar ... Wenn Du nicht so zittern wolltest, kannst Du hören wie sie Dich bewundern und sich auch über mich ziemlich anerkennend äußern. Höre nur! ‚Welche reizende Kleine! Und wie lieb sie den hübschen Jungen hat!'

„Marco, Marco!"

„Sie halten uns für Verlobte, jedenfalls für Verliebte. Es ist nämlich nicht ein und dasselbe. Ich werde sehr oft ein Verliebter, aber niemals ein Verlobter sein — ob zum Glück oder Unglück, weiß ich nicht —"

„Hoffentlich bist Du immer glücklich."

„Hoffentlich ... Also auf Wiedersehen am Sonnabend in Frascati. Grüße die beiden guten Seelen von mir."

„Gehst Du in Dein Atelier? Fandest Du, was Du suchtest?"

„Du meinst die Psyche? ... Ich fand sie immer noch nicht, bin es müde, sie zu suchen."

„Also gehst Du fort?"

„Sage es nicht unseren beiden besten Menschen ... Ja, liebe, kleine Lella: ich gehe fort."

„Du gehst nach Paris?"

„Der arme Sor Riccardo!"

„Wohin gehst Du?"

„Nach San Carlo."

Und sie schlüpfte wie ein Eidechslein davon, in einer Verstörung, daß sie kaum ihren Weg fand, daß sie vor jedem Menschen, der sie ansah, erschrak, nicht wagend, an Marcos leichtfertige Worte, an sein leuchtendes Lächeln zu denken. Vor ihren Gedanken fürchtete sie sich und konnte sie doch nicht bannen.

Marco bestieg sein Pferd und ritt weiter, mit einem Glanz in seinen Augen, als feierte er einen Triumph. Das tat er auch. Denn er hatte einen Sieg gefeiert über seine Begierde. Er hätte dem zitternden Nymphlein nur zuzuflüstern brauchen: ‚Lella, kleine, liebe Lella! Willst Du nicht einmal zu mir kommen? Nur ein einziges Mal, kleine, liebe, süße Lella!' Und — sie wäre gekommen! Er aber schwieg, dunkler Gewalten Spuk in sich bekämpfend.

— — — — — — — —

Obgleich er für seine Gestalt noch immer kein Modell gefunden, hatte er sich

Digitized by Google

längst das schleierhafte Gewand beschafft, darin seine ‚Sehnsucht' von der Erde zur Gottheit aufsteigen sollte. Eine wesenlose leere Hülle lagen die hellen, weichen Falten vor ihm in seinem Atelier.

Er streckte sich auf den Korbstuhl, darin es sich so bequem ruhte, daß es schwer hielt, wieder aufzustehen. Durch das Atelierfenster blickte der Ruhende auf die Campagna: auf die ganze etrurische Hochebene mit den schönen Linien des Ciminiwaldes. Es war ein großer Anblick, der große Gedanken geben konnte: Gedanken, welche die Seele aufsteigen ließen über dem Dunst der Tiefen, dem Qualm niedrigen Empfindens, bis die befreite Seele in Sonnenhöhe schwebte: ‚Hoch über allem!'

Vor ihm stand seine ‚Sehnsucht' in noch immer skizzenhafter Gestalt, ein unwirkliches Gebilde aus Ton, der durch so viele Wochen feucht zu erhalten ein ruhmvolles Werk des Atelierdieners war.

Seine lebensgroße Figur vor sich, verlieh Marco ihr im Geiste Formen und Antlitz, wie er es für seine Gestalt in der Seele trug. ‚Was hilft es mir, daß ich sie in mir sehe? Das ist nicht genug. Sie muß vor mir stehen als lebendige Wirklichkeit! Nur nach einem Vorbilde kann ich gestalten ... Für jede andere bekäme ich Modelle genug und wenn es die Göttin der Liebe selbst wäre ...

Er lag mit geschlossenen Augen, so versunken im Anschauen seines inneren Gesichts, daß er die Schritte vor dem Gartenhause nicht hörte, dessen Türe offen stand, daß er nicht hörte, wie der Schritt vor der Türe still ward. Dann nach einem Augenblick des Zauderns — überschritt jemand die Schwelle, trat jemand ein, blieb stehen!

„Marco!"

Seltsam! Er erlebte seine Vision mit einer Deutlichkeit, daß er die holdselige Gestalt sprechen hörte, leise seinen Namen rufen. Über seine glühende Einbildungskraft lächelnd, rief er leise zurück: „Lella, liebe, kleine Lella!"

„Darf ich die Türe schließen?"

„Ja, liebe, liebe, süße Lella."

Es gab einst einen heidnischen Mittagszauber: wenn der große Pan schlief. Dann senkte sich ein Bann auf die Seelen der Menschen, daß sie am hellen, lichten Tage dalagen, im Traum Gesichte schauten. Stimmen hörten, ohne sich regen zu können. Hinter einem Lorbeergebüsch tauchte ein Faun auf, schnitt sich im Röhricht eine Pfeife, ein Nymphlein huschte über die Blumenflur ...

Ein Nymphlein! Lella das Nymphlein! In dem Traum des Mittagszaubers erschien sie ihm.

Marco schlug die Augen auf.

Leibhaftig stand sie vor ihm, mit einer Miene, einem Lächeln, einem Blick ...

Mit demselben leisen, ganz leisen Lächeln, das er seiner ‚Sehnsucht' geben wollte, mit demselben unbeschreiblichen Ausdruck in dem holdseligen Antlitz, denselben weit offenen Augen, demselben in grenzenlose Fernen gerichteten Blick.

Eine Weile betrachtete er die Erscheinung schweigend, als wäre ihm die Sprache genommen. Nur die Lippen bewegte er. Dann richtete er sich auf: langsam, wie emporgezogen, wie weit offenen Auges träumend.

Allmählich belebte er sich, gewann er Gedanken, sprach er. Doch auch jetzt konnte er nur flüstern: „Du kommst zu mir?"

„Ich mußte kommen."

Jetzt stand er auf, ging langsam, traumumfangen zur Türe, schloß sie. Dabei sprach er zu sich selbst, immer noch ohne einen lauten Ton, sich selbst zuflüsternd: „Dunkler Gewalten Spuk mußt Du in Dir bekämpfen. Weil sie zu Dir kam, zu Dir kommen ‚mußte', so mußt Du jetzt kämpfen."

Er hörte sie sagen: „Bitte, Lieber."

„Was willst Du?"

„Lege Dich wieder dort nieder, mache Deine Augen wieder zu."

„Alles was Du willst ... Dort liegt Dein Gewand — wie für Dich bereit."

„Wohin soll ich mich stellen?"

„Auf den Podest, kleine Lella. Dann werde ich arbeiten."

„Sprich jetzt nicht."

„Nein, liebe, kleine Lella."

Sie begann sich zu entkleiden. Stück für Stück legte sie ab, Hülle um Hülle fiel. Dann legte sie sich den Schleier um in lichten, leichten Faltenwurf. Sie

tat ihr großes Liebeswerk mit vollkommener Ruhe, ohne Reue, ohne Scham. Mit dem ganz leisen Lächeln, dem unbeschreiblichen Ausdruck, dem in Unendlichkeit gerichteten Blick vollzog sie ihr Opfer, als beginge sie eine fromme Handlung. — — — — — — — —

Erst jetzt kam die Zeit, die Richard Hille ‚die glücklichste Zeit seines Lebens' nannte; denn Marco bewies erst jetzt, daß er arbeiten konnte. Seine fleißige Arbeit machte ihn nicht nur freundlich und weich gegen seinen Mentor, sondern erfüllte ihn mit einem ganz neuen Gefühle, welches jemals empfinden zu können er nicht für möglich gehalten. Es war in diesen Tagen, daß Marco zu sich selbst sagte: „Sor Riccardo hat recht — nur der fleißige Mensch kann ein guter Mensch sein. Jetzt bist Du es!"

Für einen guten Menschen, als welchen Marco während dieser gesegneten Wochen sich fühlte, gab es auch keine dunklen Gewalten, die bekämpft werden mußten. Marco hatte seine Arbeit als Schutzheilige um sich.

Er wollte auch jetzt nicht nach Rom übersiedeln, wollte auch jetzt in Frascati bleiben; und wäre es aus keinem anderen Grunde gewesen, als seiner köstlichen Morgen- und Nachtritte willen. In seinem Studio kaum angelangt, vernahm er bereits auf dem Gartenwege den leisen Schritt. Dann bezwang er sein Erbeben, öffnete die Türe, ließ sie eintreten.

Was war aus Paoluccias Töchterlein in wenigen Wochen geworden? Kein Kind mehr, sondern eine Jungfrau, welche einen Opferdienst für den Geliebten verrichtete, wie sie der Madonna ein silbernes Herz dargebracht hätte, damit die Gnadenmutter des Herrn ihr gnädig sei.

Mit jedem Tage wuchs des Künstlers Entzücken und mit diesem sein Eifer. Er fühlte eine Schöpferkraft in sich, als wäre er in Wahrheit das, was sie ihn nannten: ein begnadeter Künstler, dem ein Genius zur Seite stand.

‚Ich könnte sie zu keiner anderen Figur brauchen. Es ist als wäre sie für diese eine Figur geschaffen worden: nur für diese! Sie ist meine Sehnsucht, ist nichts anderes . . .'

Künstler und Modell sprachen selten miteinander. Von Zeit zu Zeit erkundigte sich Marco: „Bist Du nicht müde?"

„Gar nicht."

„Ruh' aus . . . Mir zuliebe . . ."

Dann tat sie es, wie sie alles tun mußte, was er ihr sagte. Und — er wußte das.

Sie brachte jeden Morgen in einem kleinen Korbe Früchte und süßes Gebäck. Das verzehrten sie zusammen. Marco hatte einen scharlachroten Teppich gekauft, einen vergoldeten, mit scharlachrotem Kirchendamast bezogenen Sessel und einen kleinen runden, eingelegten Tisch. Eine Vase aus venezianischem Glas war stets mit frischen roten Rosen gefüllt, und für sein Modell hatte der Künstler einen Mantel aus weichem veilchenfarbenen Seidenstoff beschafft, den sie über ihre leichte Hülle legte. Dann mußte sie sich auf den goldenen Sessel setzen, und er reichte ihr Früchte, die er für sie aussuchte.

Jeden Tag die Frage: „Merken sie zu Hause wirklich nichts? Noch immer nichts? Nicht daß ich Angst habe, aber . . . Es wäre einfach schrecklich. Was sollte aus meiner Arbeit werden?"

Sie tröstete ihn jeden Tag: „Sei ruhig! Es stört Dich in Deiner Arbeit, wenn Du Dich sorgst. Laß mich nur machen."

„Inwiefern ‚machen'?"

Mit einem leisen Evalächeln belehrte sie den jungen Mann: „Ich gehe ja doch jeden Morgen zu den guten Nonnen, um das Goldsticken zu lernen."

„Mir zuliebe lügst Du! Und ich weiß doch, daß Du das Lügen nicht ausstehen kannst."

„Sor Riccardo sagte: es sei von allem Häßlichen das Häßlichste! Aber es ist nicht häßlich, wenn ich Dir zuliebe lüge — — —"

Ein anderes Mal klagte der Künstler: „Ich muß auch lügen. Ich darf meiner ‚Sehnsucht' nur Deine süße Gestalt geben, nicht auch Dein holdes Gesicht."

„Du darfst nicht?"

„Alle, die Deine Statue sehen würden, wüßten dann gleich: Das ist die kleine Lella!"

„Was täte das? Gib Deiner ‚Sehnsucht' nur auch mein Gesicht. Glaubst

Digitized by Google

Du, Tante Dora würde sehr böse sein? Sie würde es verstehen."

„Weil sie damals in Frascati das von der Fürstin Paolina sagte?"

„Nun ja."

„Du bist nicht die Fürstin Paolina, sondern Paoluccias Lella — Tante Doras Lella! Und ich bin nicht Canova."

„Dafür bist Du ‚Richards Junge'."

„Jetzt lachst Du. Wüßtest Du, wie unirdisch lieblich Du bist, wenn Du lachst."

Es war an diesem Tage, daß Marco begann — er tat es halb unbewußt — dem Antlitz seiner ‚Sehnsucht' Lellas liebliche Züge zu geben.

Wiederum ein anderes Mal sagte Marco: „Wir sprechen niemals von Aristide Minardi . . ."

„Der arme Minardi!"

„Weil die Kommission endlich einmal kommen muß? Oder was meinst Du sonst?"

„Was sollte ich sonst meinen?"

Sie sagte es so leise, daß es von ihren Lippen wie ein Hauch kam, war bleich und zitterte. Marco konnte an diesem Tage nicht weiter arbeiten.

XI.

Heute eilte Marco ihr bis in den Garten entgegen, in dem die herrlichen Cyklamen den Rasen unter den Zypressen und Steineichen purpurn färbten. Schon von weitem rief er ihr zu: „Kommst Du endlich?"

„Es ist nicht später als sonst."

„Ich warte schon so lange!"

„Da bin ich ja."

„Was hast Du nur heute?"

Sie tat, als ob sie ein wenig schmollte und war doch selig über die Ungeduld seines Wartens und seinen Ausruf des Entzückens, daß sie ‚endlich' kam. So war er noch niemals gewesen: niemals so gut und . . . Etwas lieb hatte er sie also doch.

„Komm herein! Gib mir den Korb!"

„Trauben und Pfirsiche. Goldige Trauben, wie Du sie gern hast. Die Trauben holte ich bei dem Fruchthändler des Königs. Du sagtest neulich, Du wolltest nur Früchte essen, wie sie auf des Königs Tafel kämen."

„Das war doch Scherz."

„Du bist eben ein Prinz!"

Sie lachte, daß es klang, als ob die Nymphe des Hains ihr silberhelles Lachen erschallen ließ. Etwas Spott klang in diesem Mädchenlachen; aber nur etwas.

„Wäre ich ein Prinz, könnte ich nicht Richards Junge sein."

Der feine, silberhelle Klang brach plötzlich ab, wie eine Melodie. Still und ernst sagte sie: „Du bist ja gar nicht Richards Junge!"

„Aber Lella!"

„Bist es niemals gewesen. Niemals im Herzen, mein' ich. Es tut mir immer weh, wenn Du so genannt wirst. Und am wehesten tut es mir, wenn Du Dich selbst so nennst. Es ist eine Lüge."

„Immerhin ist es eine Lüge aus Liebe."

Auch Marco war ernst geworden. Er ließ sie eintreten, schloß die Türe, wie gewöhnlich, setzte den Korb mit den Früchten auf einen Stuhl, rief plötzlich: „Du hast recht! Niemals war ich es! Wenn ich es einmal eine Stunde lang glaubte, belog ich mich selbst."

„Traurig. Ach, so sehr traurig . . ."

„Für den guten Sor Riccardo."

„Und für Dich. Für Dich noch mehr."

Lella packte die Früchte aus, ordnete sie zierlich auf einer alten Majolikaschüssel. Marco stand daneben und sah ihr zu, wie sie mit schlanken Fingern jede Frucht behutsam faßte. Ehe sie die Trauben auf die Schüssel tat, hielt sie sie in die Höhe, um zu sehen, ob eine Beere zerdrückt oder unreif wäre. Der junge Künstler stand in Anschauen versunken. Wie reizend sie war, in der hoch erhobenen, kleinen Hand die goldige Bacchusfrucht!

Endlich hatte sie die letzte Frucht geordnet. Sie stellte die Schüssel auf den kleinen runden Tisch, darüber jetzt eine Decke aus scharlachroter Kirchenseide lag. Die roten Rosen in dem venezianischen Glase dufteten heute so ganz anders als sonst: als entströmte ihren Purpurkelchen ein betäubender Wohlgeruch.

„Wir müssen anfangen."

„Ich warte ja doch nur . . ."

In das blasse Gesicht des jungen Mädchens stieg eine feine Röte. Mit schüch-

Digitized by Google

terner Bitte deutete Lella auf Marcos gewohnten Ruheplatz, den diwanähnlichen Korbstuhl.

„Verzeihe. Ich vergaß."

Er ging gehorsam hin, legte sich nieder und schloß die Augen.

— — — — — — — —

Als sie während der Ruhepause in den veilchenfarbenen Seidenmantel gehüllt, auf dem hochlehnigen, mit Scharlachseide bezogenen Thronsessel saß und an einer Traube naschte, sagte ihr Marco: „Heute war es das letztemal, daß Du kamst."

Lellas Hand entglitt die Traube, und wie in plötzlicher Lähmung sank die zitternde Mädchenhand auf den Schoß, wo sie wie leblos liegen blieb. Ihr angstvoller Blick suchte den des Freundes. Aber dieser hatte sich abgewendet! Sie sah nur, daß er sehr bleich war.

‚Madonna, gnadenreiche, hilf mir, steh' mir bei! Heute war es das letztemal ... Süße Gottesmutter, erbarme Dich meiner. Laß mich doch sterben!' So flehte das arme Kind in seiner Angst, seiner Liebe, seiner heimlichen Sehnsucht.

Auch Marcos Empfinden wurde wie von einer Windsbraut aufgewühlt. Bleichen Gesichts, die Lippen wie im Kampfe zusammengepreßt, den Blick von der holden Gestalt wie feindselig abgewendet, erklärte er Lella in abgerissenen Sätzen, mit heiserer Stimme, jedes weiche Wort wie eine Gefahr vermeidend: „Noch ein volles Jahr könnte ich Dich bitten, täglich zu mir zu kommen, könnte ich nach einem Modell arbeiten ... Meine Figur ist eigentlich noch ganz unfertig. Dennoch hilft es nichts: sie muß fertig sein! Ich beginne zu ermüden und — ich kenne mich nur zu gut. Noch eine Sitzung wie heute, und ich könnte alles verderben. Auch deshalb muß es zu Ende sein. Der Marmor ist bereits gekauft, der Formator für heute nachmittag bestellt ..."

Sie verstand ihn. Er hatte sie lieb, sehr lieb und — es durfte nicht sein! Er hatte sie so innig lieb, daß er für sie stark sein mußte. Was sollte daraus auch werden? Hundert Male hatte sie ihn sagen hören: ein Künstler dürfe nicht heiraten — er dürfe nicht heiraten. Also ... Es war so gut von ihm, daß er ihretwillen stark blieb.

Während sie auf seine Worte lauschte, wie auf eine Verkündigung, stammelte ihre Seele: ‚Ich danke Dir, Madonna, Du warst mir gnädig, Du hast meine Bitte erhört. Mein Leben lang werde ich Dir danken! Er hat mich lieb. Wüßtest Du, wie glücklich ich bin. Aber Du weißt es. Wenn ich nur sterben könnte.'

Ihre Hände lagen noch immer wie leblos in ihrem Schoß, noch immer konnte sie sich nicht regen. Trotz ihrer Todessehnsucht spielte ein glückseliges, verzücktes Lächeln um ihren leise geöffneten Mund, leuchtete ein unirdischer Glanz in ihren weit offenen Augen.

Mechanisch sprach Marco jetzt weiter: „Heute mußt Du ohnedies gleich gehen: es ist ja Sonnabend. Mit dem Nachmittagszuge fahrt Ihr hinaus nach Frascati! Ich glaube, auch Minardi fährt heute mit Euch. Ich werde wohl erst morgen früh kommen. Morgen wollen wir einen vergnügten Tag haben ..."

Sie stand auf, tat einen Schritt, sank lautlos zu Boden, wie hingestreckt durch eine göttliche Hand.

— — — — — — — —

Auch das war überstanden!

Die Scharlachseide hatte er vom Tische gerissen und sie zusammengerollt unter ihr Haupt gelegt. Dabei war von dem herbstlich goldigen Weinlaub auf sie herabgefallen, daß sie mit ihrem bleichen Gesicht und den geschlossenen Augen dalag wie gestorben und feierlich aufgebahrt. Er war bei ihr niedergekniet, ihr Erwachen erwartend. Bald schlug sie die Augen auf. Ihr erster Blick fiel auf des Geliebten Gesicht. Sie lächelte ihn an. Sie glaubte, sie sähe ein Traumbild. Als er sie leise bei Namen rief, kam ihr zugleich mit dem Bewußtsein die Erinnerung zurück.

Sie mußte von ihm gehen, aber — er hatte sie lieb.

Solange sie noch beisammen waren, sprach keiner ein Wort. Dann ging sie hinaus und von ihm fort — — —

Auch das war überstanden!

— — — — — — — —

Fünf Uhr vorbei ... Jetzt waren sie wohl schon in Frascati: die drei Frauen und — Minardi.

Unwillkürlich schlug Marco die Rich-

Digitized by Google

tung ein, in der das Mausoleum des Augustus lag. Bei dem Gehilfen wollte er erfragen, ob der Meister wirklich schon heute nach Frascati gefahren sei.

So waren die Menschen! Selbst ein Aristide Minardi war nicht anders, war nicht besser. Was für große Worte hatte der Mann gemacht, als Marco die Gruppe der drei aufdeckte und damit Minardis Geheimnis enthüllte.

Vor seinem Werke stehend, hatte er die schönsten Redensarten gemacht. Marco hielt sie für heiligen Ernst, fühlte sich davon bewegt, geradezu ergriffen, kam sich im Vergleich mit diesem Manne klein und schwach vor, schlecht und schändlich.

Feierlich hatte Aristide Minardi dem geliebten Mädchen entsagt: der Alternde entsagte der Jugend; der Einsame, der zum ersten Male liebte, entsagte der Liebe; der Glücklose, der nur den Ruhm kannte, entsagte dem Glück. Der große Meister wollte Hunger leiden, während der kleine Künstler an vollen Tafeln schwelgte ...

Wie aber verhielt sich die Sache in Wirklichkeit? Es fiel Minardi nicht ein, zu ‚entsagen'.

Sein beständiges Kommen in die Via Rasella und nach Frascati war nichts anderes als ein beständiges Werben, eine einzige Liebeserklärung. Was sein Mund nicht aussprach, redeten seine Blicke, seine zarten Aufmerksamkeiten, seine seligen Mienen. Nur darum stillselig, weil er bei dem reizenden Kinde sein durfte. So leidenschaftlich liebte er das schöne Mädchen, daß er das lange Ausbleiben jener Kommission, davon seine Zukunft abhing, mit fast gleichgültiger Gelassenheit trug, um sein letztes, allerletztes Reiterstandbild so wenig sich kümmernd, als ob es sich um irgendeine Gipsfigur handelte. Jedenfalls bereicherte diese Erfahrung Marcos Kenntnis des Lebens und der Menschen um ein Beträchtliches: dahin also konnte die Leidenschaft einen Mann bringen. Was Richard Hille von leidenschaftlicher Liebe fabelte, war — eben gefabelt.

Marco fand den Gehilfen in dem umlaufenden Gange, der zu den Substruktionen des Kaisergrabes gehörte. Der treue Diener seines Herrn schien vor dem Eingang Wache zu halten.

„Ist Euer Herr schon hinaus nach Frascati?"

„Jawohl, Signorino."

„Darf ich hinein? Ihr wißt doch, daß Euer Herr mich hineinlassen würde?"

„Ich bin nicht mein Herr."

„Also bleibe ich draußen ... Was macht Ihr für ein sonderbares Gesicht."

„So wissen Sie nicht, Signorino? Montag kommt die Kommission. Stellen Sie sich vor: die Kommission! Wir warten seit Monaten darauf. Und — man ließ uns warten." Marco unterdrückte einen Ausruf ... Nach einer Weile bemerkte er mit möglichster Ruhe: „Deshalb macht Ihr solches Gesicht? Ihr solltet Euch freuen, daß die Kommission endlich kommt. Oder fürchtet Ihr ..."

„Was sollte ich fürchten? Für Aristide Minardi? Er ist der erste Bildhauer Italiens, ein großer Mann. Er ist mehr als ein großer Mann — ein guter Mensch. Ich liebe ihn, wie eine Mutter ihren kranken Sohn. Denn krank ist Aristide Minardi. Und wenn ich mich nicht freue, wie ich mich freuen sollte, so ist es darum. Weil er krank ist: in seinem Gemüt, in seiner Seele, als Künstler und als Mensch. Und niemand kann ihm helfen."

Der treue Mann sprach in zitternder Erregung, mit tränenerstickter Stimme.

Marco stand neben dem Manne, der ein armer Steinmetz war, und mußte denken: ‚Dieser Alte ist ja eine Art von Sor Riccardo. Er zittert für seinen Herrn, fürchtet für ihn, würde sein Herzblut dafür hingeben, sich jetzt von Herzen freuen zu können. Dabei hat er den vollen Glauben an die Größe seines Herrn — auch genau wie Richard Hille, der unerschütterlich an meine Güte glaubt. Es muß doch etwas Schönes darum sein, einen Menschen zu besitzen, der solchen Glauben an uns hat. Glücklicher Aristide Minardi! Aber auch — glücklicher Marco ...!'

Mit kurzem Gruß entfernte er sich.

Also am Montag!

Da stand Aristide Minardis Werk in der Kaisergruft und erwartete sein Schicksal, welches nur eines sein konnte. Was würde dann mit dem Werke geschehen? Wohin würde der weiße König auf seinem weißen Rosse reiten, wenn er aus dem

Mausoleum hinaus mußte? Welch andres Grab nahm Aristide Minardis Königsgedanken auf? Würde er in Staub zerfallen oder unter Gerümpel und Kehricht vermodern?

Konnte der weiße König auf seinem weißen Rosse — da ihm der Ritt auf das Kapitel verwehrt ward — nicht Rom den Rücken wenden und, von gespenstischem Leben beseelt, die Hauptstadt Italiens, für die sein Geist zu gewaltig, imperatorisch war, für immer verlassen? Durch Porta del Popolo ritt der weiße König auf seinem weißen Rosse hinaus über Ponte Molle auf der Flaminischen Straße, hinaus in die Campagna Roms, deren Erhabenheit dem Werke des Künstlers wahlverwandt war. Auf der uralten Heerstraße, die nach Germanien führte, ritt auf seinem weißen Rosse der weiße König durch die große, schweigende Einsamkeit vorüber an Prima Porta und dem Landhause der Livia, deren Sarkophag neben dem des Augustus gestanden in dem Grabe, darin Aristide Minardi seinen König Viktor Emanuel schuf; vorüber an zerstörter Römermacht und Pracht: immer tiefer hinein in die Kirchhofsruhe, in die Einsamkeit weiter und weiter, bis zu der schönen, wilden Heimat des Künstlers . . .

Höher und höher hinauf ritt der weiße König, bis dorthin, wo der graue Felsengipfel über der armen Hütte starrte, in welcher Aristide Minardi geboren ward. Auf dem Felsengipfel seiner Heimat hielt der König sein weißes Roß an: von dem Felsengipfel seiner Heimat wich er nicht wieder. Zu Fels erstarrten dort oben Reiter und Roß. Dort standen sie nun, sturmumtobt, in Himmelshöhe, in Sonnennähe, hoch über den dunstigen Tiefen, hoch über der staubigen Erde —

hoch über allem!

— — — — — — — — — — —

„Du bist ja ein Dichter!"

Richard Hille hatte Marco schon einmal einen solchen großen Namen gegeben. Aber das war Richard Hille gewesen, der beständig darauf lauerte, was er Gutes und Wertvolles in seines Jungen Seele entdecken konnte. Gelang es ihm etwas zu erspähen, so stürzte er sich darauf, faßte es und tauchte es tief in das verklärende Sonnengold seiner Liebe.

Aber heute, an diesem Tage großer Kämpfe und Siege — wenn Sor Riccardo seines Jungen Phantasie über Aristide Minardis weißen Königsreiter vernommen hätte, so würde er leuchtenden Blickes ausgerufen haben: „Du bist ja ein Dichter!"

Könnte er doch stets gut und edel empfinden! So oft er sich bewußt ward, gegen eine dunkle Gewalt ankämpfen zu müssen, erinnerte er sich Sor Riccardos Erstaunen über diesen Zwiespalt in seiner Natur.

Um die Zeit bis zum Anbruch der Nacht tot zu schlagen, begab sich Marco in das neue, nach antikem Muster eingerichtete Bad jenseits vom Tiber. Jünglinge in bunten Togen bedienten den Badenden, der im ‚Caldarium' sowohl wie im ‚Frigidarium' vergeblich versuchte, einen Hauch antiker Stimmung zu empfinden, und schließlich über diese Karikatur einer altrömischen Therme in schlechte Stimmung geriet. Immerhin verging Marco dabei die Zeit, die ihm — er wußte nicht weshalb — heute fast Furcht einflößte.

Bei Anbruch der Dämmerung verdrossen und gelangweilt durch die Stadt schlendernd, glänzten ihm an Bretterwänden und Hausmauern farbige Riesenplakate entgegen, auf denen den Römern angekündigt wurde, daß heute abend neun Uhr im Costanzitheater der gottbegnadete Künstler Cavaliere Zacconi die ‚brillantissima tragedia' des berühmten Enrico Ibsen: ‚I Spettri' spielte. Eigentlich wollte Marco gerade diesen Abend etwas sehr ‚Lustiges' erleben: spukten doch gerade heute in seiner eigenen Seele Gespenster.

Die Marchesa hatte ihn in ihre Loge eingeladen. Überdies ‚die Gespenster' . . . Es klang so geheimnisvoll.

Marco beschloß, der Vorstellung in der Loge der Marchesa beizuwohnen und den Ruhm tragischer Schauspielkunst, den Kommendatore Cavaliere Zacconi, als ‚Osvaldo' in Ibsens ‚Gespenster' zu bewundern.

(Schluß folgt.)

Die Berliner Bühnen.

Besprochen von

Paul Oskar Höcker.

Seit einem halben Menschenalter befanden sich die Berliner ihrem Provinzbesuch gegenüber nicht in solcher Verlegenheit wie heuer. Welches Theater soll man besuchen? Welches Stück soll man sich ansehen? Ja, du lieber Himmel, man braucht in diesem Mißwachswinter der Berliner Bühnen eigentlich nirgends hinzugehen. Keine einzige dichterische Tat lockt. Böte nicht Max Reinhardt wenigstens eine Regie-Überraschung, so käme es schließlich bloß darauf hinaus, daß wir unsere theaterhungrigen lieben Gäste aus dem Reich einen Abend im „Walzertraum" totschlagen lassen. Diese vielbesuchte Operette, die seit Weihnachten die „Lustige Witwe" abgelöst hat („die lästige" hieß sie zuletzt), ist eine skrupellos zusammengestellte Übersicht über erfolgsichere Szenen und Auftritte aus dem „Prinzgemahl", aus „Altheidelberg" usw., wozu der Berliner Kabarettkomponist Oskar Strauß eine Musik geschrieben hat, die überall da leidlich klingt, wo Oskar bescheiden zurücktritt, um seinem berühmteren Namensvetter Johann das Wort zu lassen. (Blutsverwandt oder geistesverwandt sind sie durchaus nicht, diese beiden Sträuße; eine weite Kluft trennt sie, wie etwa den Salome-Richard von der Familie der Wiener Walzerkönige.)

Das letzte Drittel des Januar ist nun herangekommen — und noch immer harren wir der erlösenden Tat. Zu großen Ereignissen kann sich auch die Eröffnung der beiden neuen Berliner Bühnen nicht auswachsen — des Hebbeltheaters, das um Ultimo herum mit „Maria Magdalena" seinen Musensitz in der Königgrätzerstraße einweiht, und des Neuen Operettentheaters, das am Schiffbauerdamm nahe dem Lessingtheater soeben seine Baugerüsthülle ablegt. Die beiden Truppen haben ihre Besuchskarte bei den Berlinern schon an anderen Stätten gastspielweise abgegeben und erfreuen sich seitdem starken Zuspruchs.

Die künstlerische Hauptkraft des Hebbeltheaters ist die geniale Rosa Bertens. Sie hat dem wenig erquicklichen und wenig dankbaren, auf den meisten deutschen Bühnen längst abgespielten Drama „Frau Warrens Gewerbe" von Bernhard Shaw zu einem ungeahnten Erfolg verholfen. Lediglich durch ihre packende schauspielerische Leistung; eine Leistung ersten Ranges. Die vielseitige Frau, die zuerst in den pikanten Rollen der Residenztheaterschwänke auftauchte — ihre „Marquise" bleibt unvergessen — hat im Verlauf von zwei Jahrzehnten in jedem neuen Fach, das sie sich eroberte, neue überwältigende Eindrücke hinterlassen: in der antiken Tragödie als klassische Versprecherin ebenso wie in der naturalistischen Spielweise vom „Nachtasyl". Trotzdem ist es noch nicht Mode in Berlin, auf sie stolz zu sein. Es wird aber jetzt dahin kommen. Auch ohne die sonst dafür übliche Vorbedingung: daß Wien sie uns wegschnappt. Frau Rosa Bertens wäre unersetzlich, denn sie ist die reifste und gebildetste Schauspielerin, die die

Das neue Hebbeltheater in Berlin SW.

Szenenbild aus Shaws Schauspiel: „Frau Warrens Gewerbe" im Hebbeltheater.

Berliner Bühnen gegenwärtig aufzuweisen haben, sie hat ein ganz ursprüngliches, mitfortreißendes Temperament, sie besitzt eine reiche Charakterisierungskunst und die vollendete Meisterschaft in allen künstlerischen Ausdrucksmitteln.

Mit einem guten Zusammenspiel, einem wohlgeschulten Chor und einem tüchtigen Lustspielorchester machte uns das Neue Operettentheater bei seinem Gastspiel in dem von Ferdinand Bonn mit wehmutsvoll-tragischer Sherlock Holmes-Gebärde verlassenen Berliner Theater bekannt. Man gab Offenbachs nur wenig gespielte komische Oper „Blaubart". Es tat wohl, nach dem Tingeltangelschlendrian, der im „Walzertraum" des Theaters des Westens die Solisten, den Chor und ganz besonders das miserable Orchester beherrscht, heitere Melodien einmal von wirklich geschulten Kräften zu hören. Wieviel Witz und Geist und Geschmack und Laune steckt doch in einer einzigen Partiturseite des Meisters Jacques. Bei der Anspruchslosigkeit des heutigen Publikums könnte sie einem Oskar Strauß genügen, um daraus eine Tetralogie zu machen.

Ein entzückendes Menuett, das den ganzen höfischen Zauber und süßen Leichtsinn des Zeitalters von Louis XVI. widerspiegelt, hätte beinahe der zweiaktigen Revolutionsoper „Therese" von J. Massenet im Kgl. Opernhause einen Erfolg gebracht. Es war in ein Liebesduett des ersten Aktes allerliebst verwoben — es bildete dann die Zwischenaktsmusik zu Akt II. Die Köpfe der Parkettbesucher wiegten sich schon hin und her — alles schmunzelte — diskret summte der eine oder andere die einschmeichelnde Melodie mit. Aber da schlug der plumpe Spektakel des zweiten Aktes die hübsche Wirkung tot, und unter dem Achselzucken mitleidiger Enttäuschung ward das Werk begraben. Friede seiner Asche! — — —

Wenn ich die übrigen Premieren übersehe, so beginnt mich's zu frösteln. Ich will aber nicht so grausam sein, von all den Leiden dieses Theaterwinters zu erzählen. Auf Vollständigkeit kann meine kurze Übersicht sowieso keinen Anspruch erheben. Eine ganze Anzahl von Stücken — das ist das Denkwürdige dieser Spielzeit — bekam man nämlich, wenn man nicht die Erstaufführung besuchte, überhaupt nicht zu sehen. Sie wurden gleich wieder abgesetzt. So habe ich von den Leistungen des „Neuen Theaters" weder Jacobsons Militärschwank „Die Waffen nieder", noch Jon Lehmanns Russensatire „Das Ungeheuer", noch Karl Strecker's Drama „Rudolf Schlosser" miterlebt. Freunde haben mich dazu beglückwünscht. Henry Bernsteins „Baccarat", ein schwächlicher Milchbruder des „Dieb" — kalt, raffiniert, nach wirkungssicheren Pariser Rezepten in der Retorte eines schlauen Theaterchemikers zur Welt gebracht — setzte ein gut eingespieltes Trio in Bewegung: Frau Reisenhofer, genau so kalt, genau so raffiniert, aber ebenso wirkungssicher wie das Stück, den sympathischen Liebhaber Schroth und den vorzüglichen neuen Regisseur und Charakterspieler Hans Andre-

ſen, der mit ſeiner behaglichen Komik hier eine Zukunft haben dürfte.

Vom „Neuen Schauſpielhaus“ will ich ſchweigen. Ich habe den „Zar Peter“ von Otto Erler dort überſtanden und bin nicht imſtande, es dem Verfaſſer heute noch nachzutragen. Das Weihnachtsfeſt liegt dazwiſchen. Verſöhnende Milde löſt die lange Zeit auch anderen verlorenen Abenden gegenüber aus. Wer ſpricht heute noch von Blumenthals „Zwiſchen Ja und Nein“? Ein neuer Schwank von einem neuen Dioskurenpaar „Wolkenkratzer“ hat am Nollendorfplatz die Herrſchaft angetreten. Das iſt für die Bühnenliteratur ebenſo gleichgültig wie der Umſtand, daß der luſtige Unſinn, der ſeit einigen Abenden im „Luſtſpielhaus“ gegeben wird, nicht mehr „Huſarenfieber“ oder „Familientag“ heißt, ſondern „Panne“, und daß er von Richard Skowronnek iſt, nicht von Guſtav Kadelburg. Mag es. Wen geht das etwas an? Es bedeutet nur eine kleine Verſchiebung in den Bilanzen der Theaterbörſe. „Panne gefragt“, heißt es bei den Agenten.

Eine Aufführung von Bedeutung erlebten die Berliner einzig und allein wieder im „Deutſchen Theater“. Und dies iſt das einzige Stück in dieſem ganzen Winter, das ich nicht bereue mir angeſehen zu haben, ja, das mich ſogar lockte, an einem folgenden Abend die zweite Beſetzung kennen zu lernen. Es handelt ſich um — Schillers „Räuber“.

Natürlich gibt der große Regiezauberkünſtler Max Reinhardt wieder ziemlich das Gegenteil von dem, was wir bisher gewohnt waren, uns unter den „Räubern“ vorzuſtellen. Drängte ſich früher der pathetiſche Edelmut in den Vordergrund, ſo beherrſcht jetzt rückſichtslos die Kanaille die Szene. Der Schwerpunkt der Darſtellung liegt in der Beſeelung der Räubermaſſen. Nicht nur in der Bewegung durch Regiedrill, was die Meininger ja auch ſchon fertig brachten. Nein, die Enſembleſzenen ſind in ihrem überraſchend klugen und temperamentvollen Ineinandergreifen, in ihrer Gliederung und Steigerung ganz unvergleichlich. Reinhardt hat nach ſeinen großen und glänzenden Regietriumphen mit Shakeſpeares „Sommernachtstraum“, „Kaufmann von Venedig“, „Wintermärchen“ und „Was ihr wollt“ hier auf dem neuen Feld einen neuen großen Sieg erfochten. Daran ändert es nichts, daß die zweite Beſetzung, worin Alexander Moiſſi ſtatt Paul Wegener den Bruder Franz ſpielt, an Geſchloſſenheit und Schwung hinter der des erſten Abends zurückbleibt. Der grobknochige Wegener gibt einen brandroten

Szenenbild aus der Oper „Thereſe“ im Königl. Opernhaus.

Erzschuft von mächtigen Dimensionen; bei dem schwächlichen Moissi wird aus der Kanaille natürlich wieder eine hysterische Lazarettstudie. Moissi befremdet mehr, also wirkt er noch ‚stilechter' im Rahmen einer Aufführung des „Deutschen Theaters"; aber Schiller würde weinen, wenn er diesen Franz Moor sähe. Seine Todesnot löst nicht die grausame Befriedigung des Galeriebesuchers aus, die vom Dichter nun einmal gewünscht sein dürfte, sondern das verstehende Mitleid der klinisch geschulten Parkettbesucher. Damit ist aber vieles auf den Kopf gestellt.

Doch warum am einzigen ehrlichen Theatererfolg dieses Winters nörgeln? Was sollten wir denn anfangen, wenn wir nicht kurz vor dem Ordensfest, wo die Residenz das ganze Land in ihren Mauern zu empfangen beginnt, in Schillers Jugenddrama noch rasch einen solchen Schlager erwischt hätten?

Mit gemischten Gefühlen mag Otto Brahm, der Direktor des „Lessingtheaters", den Zulauf sehen, dessen sich die Stätte seiner eigenen früheren Wirksamkeit erfreut. Daß sich etwas wie Eifersucht im Busen dieses Literaturpapstes der neunziger Jahre regt, ist erklärlich. Die Regung wäre dem Publikum aber verborgen geblieben, hätte das „Lessingtheater" sich nicht beeilt, den Reinhardtgegnern die Hermann Bahrsche Burleske „Die gelbe Nachtigall" vorzuspielen. Diese Schauspieler- und Theaterklatsch-Burleske, die besonders durch Bassermanns Spiel sehr lustig wirkt, die aber literarisch doch um einige Stockwerke zu tief steht für die weltbedeutenden Bretter der Ibsenbühne, ist eine Verulkung von persönlichen Schwächen und geschäftlichen Mißbräuchen eines erfolggierigen, in seinen Sensationsmitteln wahllosen Theaterdirektors. Natürlich sind ihm in dieser Parodie großmütig auch die komischen Fehler von anderen Berliner Theaterdirektoren verliehen; aber der wissende Fauteuilinhaber weiß doch immer: gemeint ist der eine.

Fräulein Ida Orloff
als Gersuind in „Kaiser Karls Geisel".

Neben Bahrs schon flügellahm gewordener „Gelber Nachtigall" hält sich nur mühsam das Sorgenkind der Brahmsbühne aufrecht: der neueste Hauptmann.

Gerhart Hauptmann ist noch immer die Hoffnung eines großen Teils der Berliner Premierenbesucher. Mit starkem Beifallslärm hat dieser Teil am 11. Januar sein Legendenspiel in vier Akten „Kaiser Karls Geisel" entgegengenommen. Mit einem Theaterlärm, der zu dem undramatischen, handlungsarmen, in endlosen Monologen mühsam sich weiterquälenden Stück gar nicht passen wollte.

Die sechzehnjährige Gersuind, die Sachsengeisel Kaiser Karls des Großen, ist dem Kloster entwichen und ergibt sich einem durchaus vorurteilslosen Lebenswandel. Kaiser Karl, der Sechzigjährige, läßt sie sich vorführen. Ihre Sinnlichkeit bestrickt ihn. Er gewährt ihr die erbetene Freiheit und schenkt ihr einen fürstlichen Sommersitz. Sie macht mehr von der Freiheit als von dem Fürstensitz Gebrauch: ihren wilden Neigungen folgend, treibt sie sich nächtlings in wüsten Schenken herum, tanzt den Schiffern nackt vor — und tagüber in Karls des Großen Gegenwart langweilt sie sich. Der Kaiser vernachlässigt seine Regierungsgeschäfte, das Problem, das ihm dieses kleine Dirnlein aufgibt, beschäftigt ihn unausgesetzt. Er will sie „retten", er will sie väterlich beschützen. Aber als die Kunde von den schamlosen Orgien der Gersuind sein Ohr trifft, verstößt er sie. Inzwischen hat der Kanzler dem gefährlichen Königsliebchen Gift beigebracht. Gersuind, die bisher ihren Wohltäter verspottet und betrogen hat, erkennt sterbend — nun da sie der ganze Zorn des großen Karl trifft — daß sie ihm heimlich doch in brünstiger Liebe zugetan war. Und an ihrem Sarge erkennt der Kaiser das gleiche: es war nicht bloß väterliche Zärtlichkeit, was ihn an die Kleine gekettet hat. Aber befreit atmet er auf, erlöst von den Qualen dieses Johannistriebs. Und dem wie in der „Jüdin von Toledo" sich bereits auflehnenden Volk, das seinen

Herrn in den Netzen einer bösen Zauberin wähnt, zeigt er sich mit dem Schwert in der Hand wieder als der Große, den wir aus dem Geschichtsunterricht kennen.

Der Legenden über Karl den Großen gibt's gar viele. Keine dürfte dem historischen Bild, das wir uns von seiner Persönlichkeit machen, so sehr widersprechen wie die, deren Spuren Gerhart Hauptmann in seinem Spiel gefolgt ist. Geschichtliches Bewußtsein verlangt die Legende nicht. Nur etwas, wenigstens ein ganz klein bißchen vom Zeitgeist möchten wir darin sich widerspiegeln sehen. Und da taucht nun sofort als erste die ungalante Frage auf: was war denn wohl überhaupt das Weib im Leben eines Großen Karl? Und was für Kämpfe konnte eine solche kleine Sünderin im Seelenleben eines solchen Tatmenschen auslösen? Ein Stubengelehrter von heutzutage, der quälenden, nervenspaltenden Ibsenproblemen zu folgen fähig ist — und zu folgen gewohnt —, der mag die Unklarheiten einer solchen Versuchung in tiefsinnigen Betrachtungen und seelischen Kämpfen zu lösen und zu überwinden trachten. Karl den Großen stellt man sich weniger differenziert vor. Er mag die Kleine ein paar Tage lang wie ein Spielzeug dabehalten haben, um sie bei erster Gelegenheit im kühnen Bogen wieder an die Luft zu befördern.

Doch das sind schließlich Auffassungen, die den Kern des Themas nicht berühren. Nur ist das Thema selbst, alle anderen Voraussetzungen zugegeben, an sich so furchtbar wenig interessant: dieser Kampf nämlich eines Sechzigjährigen, ob er eine Sechzehnjährige lieben soll. Wie immer das Ergebnis sich gestaltet — bei allem schuldigen Respekt vor weißem Haar, vor Heldentaten und geschichtlicher Größe — wir können die gewisse Komik nicht überwinden, die im Sieg wie in der Resignation liegt.

Was sich aus dieser legendaren Kaisergestalt in einem solchen Konflikt herausholen ließ, das war nicht viel. Hauptmann dachte sich wohl einen Bismarck. Aber es ist in der (übrigens fleißigen und nicht unsympathischen) Darstellung von Hans Marr doch nur ein krächzender, derber, leicht rheumatischer Rittergutspächter aus Ostelbien daraus geworden.

Und ob die Gersuind ohne Wildes Salome und Sudermanns perverse Tennisgirls das Rampenlicht erblickt hätte? Diese sich selbst beobachtende, ihre eigenen Empfindungen sezierende blonde kleine Krabbe ist merkwürdig belesen. Sie weiß ihre schlechten Instinkte theoretisch sehr gebildet zu erklären. Sie, die nicht heiraten will, weil ihr „einer für alle" nicht genügt, bildet mit ihren sechzehn Lenzen denn doch eine gar zu virtuose Komplikation von mittelalterlicher Soldatendirne und Berliner Kurfürstendammgöre der Kaffeehausliteratur. Fräulein Ida Orloff, die in „Pippa" und den „Jungfern von Bischofsberg" schon die Tanzpoesie Hauptmanns anmutig verkörpert hat, wußte mit der Sachsengeisel Gersuind blutwenig anzufangen, sah aber wieder bildhübsch aus. (Die Tanzszene in der Schifferschenke spielt natürlich im Zwischenakt.)

Alles in allem also: eine verlorene Schlacht.

Die nicht blind mit Hauptmann mitgehn, trotzdem sie ihn lieben und hochachten, fragen sich besorgt, welch wirre Pfade das Talent des großen, ernsten Schlesiers plötzlich einschlägt?

Daß nicht jeder Wurf ein Treffer sein kann, zumal bei einem so rege produzierenden Schöpfer, ist selbstverständlich. Aber in diesem Werk stolpern wir fast Schritt für Schritt über Hilflosigkeiten in der dramatischen Technik, die anderen als blutiger Dilettantismus rot angestrichen würden. „Laßt uns allein!" — „Ihr andern, geht!" — So und ähnlich schafft der Dichter die Szene frei für einen Monolog oder Dialog. Und ebenso plump und zusammenhanglos gestalten sich die Auftritte neuer Personen.

Da ist ein böser Schlendrian erkennbar, der uns weh tut bei einem Dichter, den wir, ob ihm auch das Glück der lichten Schöpferstunde bei seinem jüngsten Werk nicht gelächelt hat, doch immer noch mit dem Hut in der Hand kritisieren möchten.

Am Brunnen.

Geliebte, laß uns Hand in Hand
Den Mädchen lauschen, die am Brunnenrand,
Die leeren Eimer neben sich, laut singen
Und selbstvergessen,
Indessen
Die Mütter warten, daß sie Wasser bringen.
Die guten Mütter, wenn nachher sie zanken,
Ob nicht Gedanken
An junge Torheit sie dann lächeln lassen,
Da selber sie am Brunnen saßen,
Die Pflicht vergaßen,
Und können's von den Töchtern nun nicht fassen?

Und Du, Geliebte, wenn Dein Liebster fern,
Und gingest Wasserholen mit den andern?
Ich ließ wohl gern
Sehnsucht und Lied nach meinem Liebsten wandern.
Nicht nach den Eimern, die da warten, fragt' ich,
Und schölte mich die Mutter dann nach Brauch,
Ei nun, so sagt' ich:
Was zankst Du, Mutter? Liebst Du ihn doch auch.

Gustav Falke.

Die Huppe des Todes.

Von Fr. W. v. Oeſtéren.

William Sillerton hatte ſeine ganze eiſerne Willenskraft gebraucht, um ſich während der furchtbaren drei Tage, die er eben verlebt, aufrecht zu erhalten, und hatte ſie nahezu verbraucht. Sein großes Vermögen, das auf dem Spiele geſtanden hatte und das der ‚ſchwarze Freitag‘ faſt verſchlungen hätte, war nun zum überwiegenden Teile gerettet; aber er ſelbſt war am dritten und letzten Tage des Rieſenkampfes, nach gewonnener Schlacht, am Ende ſeiner Kräfte, ſah um Jahre gealtert, ſchlaff und müde aus, war ein nervenkranker Mann. Da erhielt er um die zehnte Abendſtunde ein Telegramm ſeiner Frau, das ihn zittern und erbleichen machte. ‚Komme ſofort! Lydia ſchwer erkrankt,‘ lautete es. Lydia, ſein einziges Kind, ſeine vergötterte Tochter, ſchwer erkrankt! Sillerton glaubte, als er dieſe Zeilen las, ſeinen Herzſchlag ſtocken zu fühlen. Er wankte, kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren. Auch das noch! Barmherziger Himmel, das war fürchterlich. Das Vermögen, das Sillerton in hartem, nervenzerſtörendem Kampfe juſt gerettet — er hätte es mit tauſend Freuden wieder hingegeben, wenn ihm das erſpart geblieben wäre. Mit äußerſter Anſtrengung hielt er ſich aufrecht, gewann die Faſſung zurück und wurde Herr ſeiner Gedanken. Um Gottes willen, wenn nur nicht das Allerſchlimmſte ſich hinter den Worten des Telegrammes verbarg, wenn Lydia nur nicht — —! Sollte er das Gewonnene ſo teuer, mit dem Verluſte ſeines einzigen Kindes bezahlen? Aber nein, nein, das war ja nicht möglich; großer Gott, das durfte, konnte nicht ſein. Woran war ſie ſo jäh erkrankt? Was fehlte ihr? Sillerton zitterte über und über. Mit ſchweren Fingern faßte er den Fahrplan und blätterte. Der nächſte Zug ging um 10 Uhr 20 Minuten ab; aber das war ein Expreßzug, der weder in Carbane, dem Landſitz der Sillertons, noch in erreichbarer Nähe anhielt. Und der Perſonenzug, der in Carbane hielt, fuhr gegen Mitternacht ab und erreichte erſt nach fünfſtündiger Fahrt den Ort. Sillerton warf das Buch fort und läutete.

„Iſt John im Hauſe?“ fragte er den eintretenden Diener in haſtigem Tone.

„Ja, Sir.“

„Sofort das Automobil, den Hunderter, herrichten! Wir fahren ſofort. Um Gottes willen, eilen! Ich komme ſelbſt und helfe. Laufen Sie! Laufen Sie!“

Beſtürzt ſah der Diener den Herrn an, der in ſo fieberhafter Erregung den ſeltſamen Befehl erteilte. Am ſpäten Abend eine Fahrt juſt mit dieſem Wagen?

Sillerton ſah den Diener zögern. „Laufen Sie!“ ſchrie er ihn an.

Der Diener verſchwand.

Zwanzig Minuten ſpäter verließ Sillerton in ſeinem grauen, hundert Pferdekräfte ſtarken Kraftwagen die Stadt und raſte nordwärts. Ein Glück, daß ſowohl John, der Chauffeur, wie auch er ſelbſt den Weg ſo genau kannten. Ein Verfehlen, eine Verzögerung durch Irrefahren war ausgeſchloſſen. Am Himmel ſtand Stern um Stern, und der volle Mond erglänzte in hellem Silberlichte. Sillerton ſandte einen dankbaren Blick himmelwärts. Die großen Laternen an der Stirnſeite des dahinrollenden Wagens funkelten und warfen weithin ihre Strahlen. William Sillerton ſaß ganz zuſammengekauert in einer Ecke des Wagens. Schauer der Angſt jagten durch ſeinen Leib, ſein Herz pochte laut und ungeſtüm, in ſeinem Hirne kreiſte es, ein Gedanke ſcheuchte, ehe er ausgedacht, den anderen. Die Augen blickten ſtarr geradeaus auf die Straße; die Blicke eilten ſo weit voraus, als ſie vermochten, und es lag in ihnen nicht nur verzehrende Furcht, ſondern auch der heiße, tolle Wunſch, das Fahrzeug möchte mit ihnen Schritt halten. John, der Chauffeur, in ſeinen ſchwarzen Ledermantel eingehüllt, die Kappe mit herabgelaſſenen Sturmbändern eng an den Kopf geſchmiegt, die großen Brillen vor den Augen, ſteuerte mit ſicherer, erregungsfremder Hand. Er wußte, was auf dem Spiele ſtand; aber das beſchleu-

Straße in Katwyk.

Gemälde von Prof. Eugen Kampf.

nigte nicht ſeinen Herzſchlag und machte ihn nicht zittern.

Sillerton erhob ſich plötzlich mit einem gewaltſamen Rucke und beugte ſich zum Chauffeur vor. „John, die vierte einſchalten! Ich beſchwöre Sie, bringen Sie mich rechtzeitig hin! Ich ſterbe vor Angſt. Wir kommen ja nicht von der Stelle.“ Erſchöpft ſank er wieder auf ſeinen Sitz zurück und ächzte.

John hatte nur mit einem Schütteln des Hauptes geantwortet. Er fuhr mit der zweiten Geſchwindigkeit weiter; er wagte nicht raſcher zu fahren. Beſſer, ſein Herr kam zu ſpät als gar nicht zu Miß Lydia.

In Wolken flog der Staub hinter dem Fahrzeuge, dichter und dichter. Das weiße Licht der Scheinwerfer überſtrahlte das Licht vom Himmel; unheimlich hell blinkten Bäume und Steine, die ſein Strahl juſt traf. Ein Rauſchen wie Windsbraut begleitete den Wagen; in den Kronen und Äſten der Bäume, die den Weg begrenzten, brauſte es. Das Fahrzeug ſelbſt und die Menſchen, die es barg, blieben in undeutliches Dunkel gehüllt — ein geſpenſtiſcher Anblick. Weiter ging es, weiter auf der ſtaubigen Straße. Die Huppe ließ ihre tiefe, häßliche Stimme von Zeit zu Zeit warnend ertönen; aber die Straße war menſchenleer. Nun kam eine Ortſchaft in Sicht. John verlangſamte das Tempo ein wenig; denn die Straße, die hier durch die Häuſerreihen führte, wand und bog ſich mehrmals. Aus einigen Fenſtern drang noch Lichtſchimmer, und da und dort wurden Menſchen ſichtbar. Neugierige Blicke trafen das Fahrzeug, das, kaum aufgetaucht, wieder entſchwand, und ein bedenkliches Kopfſchütteln folgte. ‚Töff, töff,‘ tönte die Huppe. Der Ort war durchfahren. Gerade und eben lag nun die Straße wieder vor den Blicken.

„John, raſcher, raſcher! Um Gottes willen!“ ſchrie Sillerton abermals mit qualentſtellter Stimme.

Der Chauffeur nickte. Er wagte es; er ſchaltete nun die vierte ein. Und das Fahrzeug flog dahin, und ſtärker rauſchte und ſauſte es zu beiden Seiten.

Nun ging's bergab; durch einen Wald führte der Weg. Dicht ragten mächtige Baumrieſen empor und drängten ſich mit ihren Schatten zwiſchen Himmel und Erde. Das Ziſchen und Knattern verſtummte. Faſt geräuſchlos rollte der Kraftwagen im Leerlauf abwärts. Hier eine Biegung, dort eine; eine Wendung um die andere, und weiter, weiter bergab. Johns Rechte griff unaufhörlich nach der Huppe. Dumpf tönte das Warnungszeichen. Eine letzte Wendung noch, und der Hebel wurde verſtellt, abermals die vierte eingeſchaltet. Knatternd und ziſchend jagte der Wagen auf ebener Straße dahin. Plötzlich riß John ungeſtüm an der Bremſe. Dort vorne zur Linken war aus dem Straßengraben eine Geſtalt aufgetaucht, die juſt die Straße überſchreiten zu wollen ſchien. ‚Töff, töff,‘ tönte die Huppe, und langſamer rollte das Fahrzeug. Aber die Geſtalt wich nicht; nun ſtand ſie mitten auf der Straße; die Warnungszeichen hörte oder beachtete ſie nicht. John ließ nicht die Hand von der Huppe und fuhr langſamer und langſamer.

Sillerton richtete ſich, wie aus einem Traum, auf und beugte ſich vor. „Was iſt, John?“

„Verdammt! Der Kerl weicht nicht.“

„Ich ſehe. Fahren Sie ihn nieder,“ ſchrie Sillerton wütend.

Langſam fuhr der Wagen; laut, dumpf und dringlich tönte das Zeichen. Ein ſcharfer Riß an der Bremſe, und der Wagen ſtand. Ganz knapp vor den Laternen die Geſtalt eines alten Weibes in gebückter Haltung. Das Antlitz wandte ſie den beiden Männern entgegen, ein greiſes, verrunzeltes Geſicht, das höhniſch grinſte.

„Aus dem Wege, Bettel,“ ſchrie Sillerton außer ſich. Vielleicht verſchlang das toſende Arbeiten des Motors den Ruf; das Weib rührte ſich nicht.

„Fort da,“ ſchrie John mit Stentorſtimme. Vergebens.

Da ſprang Sillerton in äußerſter Erregung von ſeinem Sitze und aus dem Fahrzeug, gewillt, das Weib zu packen und von der Straße in den Graben zurückzuſchleudern. Aber als er vor dem Wagen ſtand, fand er die Stelle leer. Er griff ſich an die Stirn und fuhr ſich über die Augen.

„Wo ist das Weib?“ rief er verstört.

John war erbleicht. „Ich sehe es nicht mehr. Vielleicht unter — —“ Er sprang zur Erde. Sillerton und er blickten nun besorgt unter den Wagen. Nichts zu entdecken. Als sie sich beide wieder aufrichteten, sahen sie einander an — beide fahl und zitternd.

„John, was war das?“ fragte Sillerton. Seine Kehle war gewürgt; heiser und rauh kamen die Worte von seinen Lippen.

Stumm zuckte der Chauffeur die Achseln.

„Haben wir geträumt oder — — was war das, John?“ fragte Sillerton zähneklappernd.

„Ein Spuk,“ knirschte John. „Gnädiger Herr, fahren wir nicht weiter!“

Sillerton ermannte sich und zwang sich zur Ruhe. „Unsinn,“ stieß er heiser hervor. „Das war eine Halluzination. Wir sind erregt. Nur weiter, um Gottes willen, John! Nur rasch!“ Und er sprang wieder in den Wagen.

Auch der Chauffeur trachtete sich aufzuraffen. Aber seine Glieder waren schwer, seine Beine zitterten, als er vor den Wagen trat, um aufzukurbeln. Mit zitternden Fingern drehte er. Das Knattern des Motors begann von neuem. John stieg auf.

„Los,“ schrie Sillerton.

Und John fuhr an. Aber der Wagen hob sich plötzlich, als setzte er über eine Mauer; die Vorderräder schwebten in der Luft, tief senkte sich das Rückgestell. John riß an Bremse und Hebel. Sillerton schrie auf. Ein zweiter Schrei, in ein Verröcheln endend, schrillte; der war unter dem Wagen erklungen. Und ohne daß John sie berührte, ertönte die Huppe — doch nicht dumpf und tief, sondern durchdringend hoch und schneidend. Ein unheimlicher, markerschütternder, nervenzerreißender Laut. Und da setzte sich der Wagen wieder in Bewegung und schoß rasend dahin. John und Sillerton saßen beide wie entgeistert. John hatte völlig Fassung und Denkkraft verloren; seine Glieder waren wie gelähmt. Er versuchte die Hand zu heben und vermochte es nicht; reglos mußte er auf seinem Sitze verharren und das Unfaßliche geschehen lassen. Wie kam es, daß der Wagen aus eigener Kraft dahinsauste? Man begriff es nicht; John hatte doch Fuß- und Handbremse gebraucht und den Motor abgestellt. Wer steuerte das Fahrzeug? Wer trieb es vorwärts? Das war keine menschlich erreichbare Geschwindigkeit mehr, das raste schneller dahin als der Sturm. Fassungslos, todesbang saß Sillerton, unfähig, sich zu rühren, die Lippen zu einem Schrei zu öffnen, unfähig, zu denken. In seinen Ohren schrillte der markerschütternde Laut der Huppe, gellte der wehe, in ein Röcheln ersterbende Schrei. Und der Motor zischte und knatterte, der Wind sauste zu beiden Seiten, brauste in den Lüften, nahm Atem und Sinne, und der Wagen schoß wie toll dahin. Da — abermals ein Ruck, ein unheimliches Knirschen, ein donnerndes Krachen. Der Wagen stand still. Sillerton schnellte von seinem Sitze auf — emporgeschleudert. Ihm war, er flöge auf Vogelschwingen mondwärts, schwebte höher und höher, bis er an die Sterne prallte. Die Sinne schwanden ihm.

Als er wieder zur Besinnung kam und die Augen aufschlug, war sein erstes Gefühl das eines wütenden, stechenden Schmerzes im Hinterhaupte. Vor seinen Augen drehte sich und tanzte alles in roten Wirbeln und zuckenden Ringen. Er fuhr mit der Hand über Augen und Stirne. Das hemmte zwar nicht das qualvolle, irre Wühlen im Hirn; aber vor den Blicken ward es klar. Sillerton sah sich auf dem Sitze seines Automobils. Dieses stand mitten auf der breiten Landstraße. John war verschwunden, sein Platz leer. Nur die Laternen leuchteten; über den Himmel hatte sich dunkles Gewölk gebreitet und Mond und Sterne verschlungen. Eine grenzenlose Angst faßte den Einsamen. Er schrie gellend auf. Was war mit ihm geschehen? Wo war er? Wo war John?

„John,“ rief Sillerton bang, und nochmals: „John!“ Sein Ruf verhallte. Wo war der Chauffeur? Lag er etwa tot oder ohnmächtig im Straßengraben? Lag er zermalmt unter den breiten Rädern? Denn — — Sillerton entsann

ſich nun der grauſigen Vorfälle, eines alten Weibes, das nichts als Schatten und weſenloſer Spuk war und doch überfahren wurde und ſo furchtbar geſchrien hatte, entſann ſich der tollen Fahrt ohne Steuer, die vielleicht Sekunden, vielleicht Stunden gewährt hatte, und endlich des furchtbaren Anpralles, der ihn ſelbſt emporgeſchleudert. Aber nein, ihm war ja nichts widerfahren, er ſaß doch unverletzt wie vordem in ſeinem Wagen. Hatte er all das Geſpenſtiſche nur geträumt? War er — —? Sillerton hatte das bange Gefühl, der Spuk, den er erlebt, wäre Bote einer furchtbaren nächtigen Macht, des — — — Nein, nein, er war nicht wahnſinnig, ob das Haupt auch wütend ſchmerzte und das Hirn ſich zuckend wand. Er war doch, war doch — — Mein Gott, was wollte er nur hier? Lydia! Nun wußte er alles wieder. O, er konnte denken, klar denken, ganz klar. Lydia! Wieder kam ſein Kind ihm in den Sinn, ſeine vergötterte Tochter, die ſchwer erkrankt daniederlag, und ſein Herz krampfte ſich in Schmerz und Verzweiflung. Zu Lydia fuhr er ja, zu ihr eilte er — voll Bangen, zu ſpät zu kommen. Nur weiter, nur zu ihr, um Gottes willen, raſch! Hatte er nicht einen Chauffeur gehabt? Das Denken tat ſo weh! Es war doch einer dageweſen, und der hieß — — hieß — —

„John," ſchrie Sillerton ein drittes Mal, erhob ſich und ſandte ringsum die Blicke. Doch nur den Flecken Erde, das Stück Straße, das vom Laternenlichte beleuchtet war, vermochte er zu überblicken. Alles übrige war in undurchdringliches nächtliches Dunkel gehüllt.

Hinter ihm ertönte aber die Antwort: „Hier iſt er, Sir."

Eine tiefe Stimme hatte das in einem Tone geſprochen, der hohnvoll und unterwürfig zugleich klang.

Sillerton ſchrie auf und wandte ſich zitternd. Nichts zu erblicken.

„Hier iſt John, Sir," erſcholl es nochmals, jetzt von der Stirnſeite des Fahrzeuges her.

Und dort ſah Sillerton nun John ſtehen und neben ihm einen anderen Mann von hohem Wuchſe, gleich dem Chauffeur in einen ſchwarzen Mantel gehüllt. War nicht auch das Antlitz des Mannes — —? Oder war das bloß nächtiger Schatten und neuerliche Sinnestäuſchung? Sillerton beugte ſich vor. Nein, er hatte ſich nicht getäuſcht: auch das Antlitz des Mannes war ſchwarz. Ein Neger alſo!

„Hallo, wie kommen Sie hierher?"

„Sir," erwiderte der Schwarze, „ich war dabei, als Sie die alte Frau überfuhren; ich lag im Straßengraben und ſchlief. Da ſprang ich auf, als ich den Schrei vernahm, ſah, was geſchehen war, und lief hinter Ihnen her."

„Und was iſt geſchehen? Haben wir wahrhaftig ein Weib überfahren? Iſt ſie tot?"

„Nein, Sir. Sie iſt wohl nicht tot. Denn ich fand die Stelle leer und ſah keine Blutſpur."

„Und dann?"

„Ihr Wagen raſte weiter, fuhr aber bald an einen Baum an und ſtand ſtill."

„Iſt das wahr? Iſt das nicht — —? John, was iſt mit Ihnen? John! So reden Sie doch!"

Der Chauffeur ſtand ſtumm und regungslos. Sillerton ſah von ihm nichts als den ſchwarzen Ledermantel, der bis zu den Fußſpitzen herabwallte; das Antlitz war völlig von Brille und Kappe verdeckt, ſelbſt der Mund.

Der Neger grinſte. „John kann nicht ſprechen, Sir. Er hat ſich beim Sturze aus dem Wagen verletzt."

„So iſt alſo doch — —? Ich habe alſo nicht alles geträumt? So erklären Sie mir doch!"

„John iſt nicht ſchwer verletzt, Sir. Bloß die Sprache hat er verloren. Das hat wohl die Angſt verſchuldet. Der Wagen iſt wieder inſtand geſetzt. John und ich vollbrachten das, während Sie ſchliefen."

„Ich ſchlief?"

„Ja, Sir."

„Aber ich verſtehe das alles nicht. Ich — —" Sillerton griff ſich an die Stirne. „Bin ich toll?" ſchrie er.

„Sir, wollen Sie nicht nach Carbane?" fragte der Neger. Wie hohnvoll das klang!

Lydia! Um Gottes willen, Lydia! Sillerton fühlte ſein Herz wieder bang

pochen und kalte Schauer ſeinen Leib durchjagen.

„Welche Zeit iſt es?“ ſtieß er hervor.

„Juſt um Mitternacht überfuhren Sie die Alte, Sir, und jetzt iſt es Mitternacht und halb.“

„Kennen Sie den Weg?“

„O, ſo genau. In weniger als einer halben Stunde können Sie am Ziele ſein, wenn Sie gut fahren.“

„In einer halben Stunde? Das iſt unmöglich.“

„Ich kenne einen kürzeren Weg. Soll ich Sie führen?“

„Nein, nein,“ ſchrie Sillerton entſetzt. Der ſchwarze Kerl erweckte Angſt und Mißtrauen in ihm. „John,“ rief er, „John, wie geht es? Kannſt du fahren?“

Der Chauffeur nickte grinſend. Alle ſeine Zähne wurden in unheimlich leuchtender Weiſe ſichtbar und ſchienen faſt das ganze Antlitz auszufüllen. Wortlos ſchritt er ſeinem Sitze zu. Sein Gang war feierlich langſam, der Mantel ſchlotterte um ſeinen Leib, in dem es ſeltſam, wie metallen klang. John ſchwang ſich auf den Sitz. Der Neger kurbelte auf. Der Motor begann zu arbeiten; ein toſender Lärm erhob ſich, ein ohrenbetäubendes, donnerndes Knattern und Krachen erſcholl, eine ſchwefelgelbe Stichflamme züngelte und erloſch.

„Darf ich aufſteigen, Sir? Ich zeige Ihnen den Weg,“ ſagte der Schwarze in unterwürfig bittendem Tone.

„In des Teufels Namen! — Los, John!“

Mit raſchem Satze ſprang der Neger über den Motor hinweg auf den Sitz. Dicht an John geſchmiegt ſaß er nun. Und in tollem Laufe ſchoß im gleichen Augenblick der Wagen dahin, mit ſicherer Hand geſteuert.

Sillerton war von all den gräßlichen, unheimlichen Erlebniſſen dieſer Nacht, von den geſpenſtiſchen Abenteuern, die kein Ende nehmen wollten, derart erſchüttert, daß er ſich zu Tod erſchöpft fühlte. Wie Blei lag es ihm in allen Knochen, in ſeiner Bruſt wie ein Stein. Komme nun, was da wolle, es war ihm alles gleichgültig, er fühlte ſich zu ſchwach zu jeder Willensäußerung. Er hätte ſich jetzt nicht geregt, kaum etwas verſpürt, wenn man ihn unter Martern ermordet hätte. Teilnahmlos blickte er ſtarr vor ſich hin.

Im grellen Schein der Laternen ſauſte das Fahrzeug weiter. John ſteuerte es gelaſſen und rührte ſich kaum. Aber der Neger entwickelte jetzt eine ſonderbare Tätigkeit. Er blies unaufhörlich, und grelle Flammen ſchoſſen an allen Seiten hervor und umwogten den Wagen im Kreiſe. Ringsum donnerte es; eine Entzündung folgte der anderen. Raſcher und raſcher rollten die Räder; es war, als peitſchte ſie der Sturm ſelbſt, der durch die Speichen pfiff, unwiderſtehlich vorwärts. Das war kein Fahren mehr, ein Fliegen war es, ein Verſchlingen des Erdbodens.

Und jäh bevölkerte ſich die Straße. Pferde, Wagen und Menſchen füllten ſie. Durchdringend und ſchneidend ertönte ohne Unterlaß die Huppe, ohne daß John ſie berührte. Und jedesmal Schrei um Schrei. Ein ſcheues Roß jagte dem raſenden Wagen entgegen und ward zermalmt. Ein Leiterwagen, mit heimkehrenden Bauern gefüllt, ward umgeſtoßen und geriet unter die Räder, die über Menſchen und Tiere hinwegſetzten, alle zermalmend. Gräßlich tönte die Huppe, weh ſchrillten die Schreie der Todesopfer. Jetzt ſprang ein Menſch von einem Baume am Straßenrande herab; juſt auf den Neger fiel er. Dieſer packte ihn und ſchleuderte ihn in weitem Bogen vor den Wagen hin. Die Huppe tönte, ein Schrei ſchrillte, und unaufhaltſam ſtürmte der Wagen weiter — über das neue Opfer hinweg. Rechts und links aus den Straßengräben ſtiegen, von den Böſchungen erhoben ſich ſeltſame menſchliche Geſtalten; ſie lachten und ſchluchzten, ſprangen und überſchlugen ſich. Sie liefen alle dem Wagen entgegen oder liefen ihm mit unerhörter Schnelligkeit nach und ruhten nicht, bis die Räder ſie erfaßt hatten. Und die Huppe tönte wieder ſchneidend, ſchrille Schreie ſchallten. Weiter und weiter raſte der Wagen, unaufhaltſam über Leichen ſtürmend. Dichter und dichter wurde die Schar der Opfer, die ſich herandrängten; die Straße war ſchwarz

von Menschen und Tieren. Zu den Pferden gesellten sich Kühe, Katzen, Hunde und Vögel; sie alle warfen sich unter die Räder.

Sillerton sah das alles; aber er saß reglos. Wohl fühlte er, wie ihm der Schweiß in Strömen über die Glieder rann, wie seine Haare sich sträubten und seine Augen langsam aus den Höhlen quollen; doch seine Kehle war geschnürt, seine Lippen waren versiegelt, seine Hände und Füße gelähmt. In seinem Hirn kreiste siedend das Blut, tollten wahnwitzige Gedanken. Er fühlte und erkannte es, und ein blödes Lächeln verzog die Lippen im verzerrten Antlitz, ein stumpfes, kurzes Lachen erklang. „Ihr macht mich doch nicht wahnsinnig, dummes Gespensterpack, ihr werdet schon nachgeben," sagte Sillerton mit sieghaftem Hohn.

Nun raste der Wagen durch eine Ortschaft, die hell erleuchtet war. Die Flammen, die das Fahrzeug umtanzten, eilten voran, schlugen höher empor und züngelten in alle Fenster, zu allen Dächern. Und schon rötete ein Brandmeer den Himmel, schon tönte Schrei um Schrei, und es brachen krachend Mauern. Zum Kirchturm züngelte eine Flamme blutrot empor. Ein Ächzen, ein donnerndes Geräusch, und der Turm sank, in Schutt und Glut zerfallend. Die Glocke stürzte dröhnend herab. Und dumpf scholl ein Schlag. Da sprang mit einer gellenden Lache der Neger vom Wagen herab und verschwand im Glutmeer. Auch der Chauffeur erhob sich jäh. Er riß ungestüm die Kappe vom Haupte, den Mantel vom Leibe. Sillerton sah einen Knochenhaufen vor sich, blickte in ein grinsendes, entfleischtes Antlitz mit leeren Augenhöhlen. Da lieh ihm das Entsetzen wieder Kraft. Mit einem furchtbaren Schrei sprang er auf und stürzte auf das gespenstische Wesen. Aber dieses zerfiel im gleichen Augenblick, und Sillerton sank sinnberaubt auf den Sitz zurück. — — —

Pünktlich um ein Uhr nach Mitternacht aber stand das Automobil vor dem Landhause der Sillertons in Carbane. Im Hause drinnen lag ein junges Mädchen und verhauchte ihr Leben, während vor dem Tore der Vater saß und mit dem starren Blick des Wahnsinns vor sich hinstierte.

Kindheit.

Mit blauen Himmeln wunderhold,
O Kindheit, Kindheit, seh' ich Dich,
Steh' fremd vor Deinem Märchengold
Und steh' und weine bitterlich.

Du Tor mit Kranz und Wappendrach',
Du Schanz am Rhein, Du schlanker Dom,
Du Storchennest am Giebeldach,
Du schöner, blanker Silberstrom!

Von Euch ein Schatten Erlengrün,
Ein Sonnenflimmern, zart und scheu,
Ein leiser Duft, ein Abendglühn,
Blieb allen meinen Träumen treu.

Treu auch ein Rest von Kindersinn,
Ein Blau im Blick, ein Träumerzug,
Der tröstend oft zu Dir mich hin
In meinen schwersten Nächten trug.

Hermann Hesse.

Die Kaiserin-Witwe von China.

Von Dr. Georg Wegener.

Wer ist eigentlich diese seltsame Frau, die seit den Boxerwirren die Phantasie der ganzen Kulturwelt beschäftigt, obwohl sie fast immer unsichtbar hinter geheimnisvollen Palastmauern lebt und nur hier und da einigen wenigen Vertretern der Außenwelt feierlich auf prunkendem Thron wie ein fremdes Götzenbild sichtbar wird? Ist sie die wirkliche Beherrscherin Chinas, seit mehr denn einem Menschenalter, und ist es tatsächlich ihr Wille, der von Peking her bis in den fernsten Winkel des riesigen Gebietes fühlbar wird, ihre Person, die man seit Jahrzehnten in den gewaltigen Erschütterungen und Umwälzungen, die die neue Zeit über das alte Reich heraufgeführt hat, als den einzig ruhenden Pol zu empfinden glaubt; oder ist sie nur eine Puppe in den Händen rätselvoller Machthaber? Ist sie jener furchtbare Dämon von Tücke und Grausamkeit, als der sie um 1900 herum bei uns im Volksbewußtsein lebte, oder ist sie die feine, gütige, der realen Außenwelt wenig kundige Dame, als die man sie auch gelegentlich uns vorgeführt sieht? Gehört sie zu den großen, leidenschaftlichen, jenseits von Gut und Böse stehenden Frauen der Weltgeschichte, als deren Urbild man gewöhnt ist Semiramis zu betrachten, oder ist sie eine gewöhnliche orientalische Haremsfrau, deren Horizont in Launen und Hofintrigen aufgeht?

Niemand im Abendlande kann heut wagen, eine sichere Antwort darauf zu geben. Wenn es schon überall schwierig ist, über lebende Herrscherpersönlichkeiten, deren Handlungen man noch nicht aus geschichtlicher Ferne überschaut, ein Urteil zu gewinnen, so vollends in orientalischen Sultanaten, wo Fürst und Hof in halbgöttlicher Abgeschlossenheit vom Volke dahinleben. Und nirgends wiederum schwieriger, als gerade in China, wo diese orientalische Abgeschlossenheit die kaiserliche Familie und ihren Haushalt in der schärfsten Form umgibt.

Freilich hat auch die Kaiserburg von Peking dem Europäer jüngst ihre Mysterien enthüllen müssen. Im Jahre 1900 schlug Waldersee nach der Flucht des Hofes im Bezirk der „Kaiserlichen Stadt" sein Hauptquartier auf. Damals habe auch ich die geheiligten Räume durchstreifen können. Meines kleinen Mongolenponys Hufschlag hallte auf den Steinfliesen der ruhigen Paradehöfe; von der herrlichen weißen Marmorbrücke in den kaiserlichen Gärten schaute ich hinweg über die von Lotos überwucherten Teiche; ich tafelte mit in den von wunderbaren Schnitzereien, kostbaren Uhren und Vasen angefüllten Wohngemächern der Kaiserin. Nicht nur die großen schweigenden Prunkhöfe und Hallen ihres südlichen, den großen Staatsaktionen des Reiches gewidmeten Teils, sondern auch die nördlichen Haremsgärten, der geheimnisumwobenen Stätten geheimnisreichster Teil, diesen intimsten Bezirk des kaiserlichen Hofhalts sah ich, den außer den nächsten Angehörigen des Herrscherhauses und den Eunuchen sonst nie ein fremder Fuß betreten darf. Es war nur ein flüchtiger Gang, aber mir haftet noch die Erinnerung an ein dichtes Labyrinth wunderlich verworrener Gärten in dem barocken Geschmack altchinesischer Gartenkünste mit bizarren künstlichen Felsen, sonderbar gestutzten Bäumchen, geschnitzten Gittern und Pavillons. Bekanntlich erfolgte die Flucht des Hofes erst im letzten Augenblick mit überstürzter Hast, und so boten die Räume noch einen fast unveränderten Anblick. Wie chinesische Wohnräume überhaupt, waren sie im großen und ganzen ziemlich einfach eingerichtet, nur das geübte Auge erkannte den außerordentlichen Wert der überall aufgehäuften zierlichen oder bizarren Kostbarkeiten, der künstlichen Topfblumen mit Blättern aus Gold und Blüten aus Jaspis, Achat und Karneol und anderen farbigen Steinen, der Toilettengegenstände aus Schildpatt und geschnitztem Elfenbein, der alten Porzellane, der Arbeiten aus dem hochgeschätzten Jadestein und aus den blauen, in Goldblech eingelegten Eisvogelfedern.

Dies und der im Nordwesten Pekings gelegene, ähnlich abgeschlossene und ähnlich eingerichtete Sommerpalast sind im wesentlichen die Stätten, auf denen sich seit den letzten Generationen das Leben der chinesischen Herrscher abspielt, auf denen sich auch das Dasein der Kaiserin-Witwe fast ausschließlich abgespielt hat.

Ein Wissender kann, wie die Dinge liegen, nur ein Chinese sein. Und hier wieder nur ein solcher, der nahe Beziehungen zum Hofe gehabt hat.

Gerade hierin liegt aber eine neue Schwierigkeit. Es ist durchaus gegen Zucht und Sitte in China, daß überhaupt über die geheiligten Personen der Kaiserfamilie etwas für die Öffentlichkeit geschrieben wird. Ihr Leben und ihre Handlungen stehen nicht nur außerhalb jeder Kritik, sondern sogar über das panegyrischste Lob, das doch auch die stolzesten unserer Monarchen recht gut vertragen, sind sie erhaben. Selbst ein solches würde sie nur beleidigen.

Daher gibt es innerhalb Chinas keine Lebensbeschreibung der Kaiserin-Witwe. Und würde vielleicht auch neuerdings denkbar sein, daß auf Veranlassung der Kaiserin selbst eine solche geschrieben werde — wie sie ja unlängst ihr Bild für die Ausstellung

in St. Louis gestiftet hat — so würde doch eine solche sicher ganz den Charakter jenes Gemäldes haben, in feierlichem Staatsornat, in würdevoller, alten Stilgesetzen in jedem Zuge entsprechender Pose, ohne Schatten, ohne Runzeln, ohne persönliches Leben. Das aber hülfe uns naturgemäß zu nichts. Einzig von einem Chinesen, der zwar wissend wäre, aber doch nicht im Bannkreis des Hofs und der Sitte stände, könnte eine lebensvollere Darstellung erwartet werden.

Von einer solchen will ich sprechen, wie ich hoffe, mit ausreichender Vorsicht und mit Würdigung der Bedenken, die eine kritiklose Übernahme seiner Ansichten hätte. Der Historiker darf auch eine Quelle, die befangen sein kann, nicht ablehnen, solange es die ergebnisreichste ist, die er hat; er muß sie nur richtig zu verwerten suchen.

Während der Anfänge der Boxerwirren, im Jahr 1900, erschien in einer Zeitung der britischen Kolonie der Straits, der Singapore Free Press, eine Reihe von Aufsätzen über die Vorgänge in China, die von einem in Singapore lebenden Chinesen verfaßt waren. Die Straits-Chinesen nehmen eine eigentümliche Stellung ein. Seit Generationen schon außerhalb Chinas in einer europäischen Kolonie lebend, deren freiheitliches Regiment und deren rechtliche Sicherheit ihnen gestattet hat, ihre kaufmännischen Talente in voller Unbeschränktheit zu entfalten und zum großen Teil außerordentlichen Wohlstand zu sammeln, sind sie gute Untertanen Englands geworden, die, bisher wenigstens, das ihnen von der englischen Kolonialverwaltung geschenkte Vertrauen mit Vertrauen lohnen. Sie haben für die westliche Zivilisation Verständnis, und viele von ihnen eignen sich deren Errungenschaften an. Zu diesen Leuten gehört der Autor. Er schreibt ein erstaunlich gutes Englisch und zeigt sich auf verschiedenen Gebieten der westlichen Bildung überraschend bewandert.

Die Kaiserin-Witwe von China, umgeben von Hofdamen.
(Copyright 1908 by Brown Brothers, New-York.)

Zugleich aber bleiben diese Straits-Chinesen noch immer im Herzen Angehörige ihres Volkes, sie legen im Grund keine einzige ihrer wesentlichen nationalen Gewohnheiten ab, sie verfolgen mit Aufmerksamkeit die Geschichte ihres Vaterlandes und nehmen einen oft tiefen Gemütsanteil daran. Das ist auch hier der Fall. Der Autor trägt seine englische Untertanenschaft geflissentlich zur Schau, aber man merkt doch, daß sein innerstes Herz für das Wohl und Wehe Chinas bewegt wird. Das Ganze ist eine Art Denkschrift für die damals verbündeten Mächte, denen er ein besseres Verständnis der inneren Vorgänge in der chinesischen Welt vermitteln möchte. Mit einem gewissen idealistischen Glauben an die Vertreter einer liberaleren Gesittung und einer höheren, sittlichen Gerechtigkeit, als welche sich damals ja diese europäischen Großmächte gaben, sucht er ihnen die wahren Schuldigen für die Boxerunruhen und alles, was damit zusammenhing, zu zeigen und ihre Hilfe für eine Neugestaltung Chinas zu gewinnen. Er ist Anhänger der Reformpartei unter der Führung Kangjuweis, jenes begeisterten Apostels einer Wiedergeburt Chinas, der 1898 das Ohr des Kaisers Kuangsü gewann und bereits die Anfänge einer durchgreifenden, wenn auch überstürzten Reformation ins Leben rufen konnte. Der Staatsstreich von 1898 stürzte bekanntlich die Reformpartei, ein Teil der Reformatoren flüchtete ins Ausland, ein anderer wurde hingerichtet; ein tödlicher Reif war auf die Blütenträume der Fortschrittler gefallen, die Reaktion hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Unser Verfasser nun muß ein Freund, entweder Kangjuweis selbst oder ihm nahestehender Schüler, die am Hofe lebten, gewesen sein. Es scheint,

als ob im Umgange mit solchen, nach Singapore geflüchteten Anhängern der Reformbewegung sein eigenes leidenschaftliches Feuer für die Reformsache entzündet worden ist. Mit bewundernder Verehrung redet er von Kangjuwei, mit Zorn und Haß von allen denen, die ihn verfolgten, und wenn er von dem jungen Kaiser spricht, der einst die Gedanken des großen Mannes in die Tat umzusetzen versucht hat, dabei aber tragisch zugrunde ging, so klingt eine poetische Wehmut hindurch, ähnlich wie man bei uns unsere Fortschrittskreise von dem „Frühlingskaiser" Friedrich reden hören kann. Dies kennzeichnet von vornherein die Richtung, in der er schreibt.

In seinen Aufsätzen, die später auch als Buch unter dem Titel: „The Chinese Crisis from within. By Wen Ching. London 1901 erschienen, schildert er nacheinander die wichtigsten der handelnden Personen in der Bewegung von 1900, darunter solche, deren Namen auch in Europa wohl bekannt geworden, wie Lihungtschang und Tschangtschitung, sowie andere, die kaum einem engeren Kreise von Ausländern geläufig sind, die aber doch augenscheinlich zu den Drahtziehern des politischen Marionettenspiels gehört haben, wie der Haupteunuch Lilienjing oder der Leiter der Anti-Reformbewegung Kangji u. a. m. Der Autor schildert mit augenscheinlich großer Vertrautheit ihre Laufbahn, ihre Intrigen und Verschwörungen, entwirft lebendige Charakterbilder von ihnen in biographischen Einzelabrissen; kurz, gibt uns gerade das, was uns Europäern fehlt, für die die gelegentlich auftauchenden von weitem geschauten Persönlichkeiten dieses exotischen Hofes doch nur leblose Schattenbilder bleiben.

Weitaus am eingehendsten beschäftigt er sich aber mit der Kaiserin-Witwe. Ihrem Leben und ihrer Charakterschilderung sind mehrere Kapitel gewidmet, denn in ihr sieht er unbedingt den beherrschenden Mittelpunkt in der Person Chinas. Wentsching — mit diesem aus Sorge vor dem „weitreichenden Messer" der Mandschu gewählten Decknamen bezeichnet sich der Verfasser — ist natürlich ihr erklärtester Gegner, in ihr sieht er den unheilvollen Dämon in der Niedergangsgeschichte des zeitgenössischen China. Dies muß man im Auge behalten. Man muß aber zugleich anerkennen, daß er sich bemüht, gerecht zu sein. Und um so schwerwiegender, als von einem Feinde ausgehend, ist es dann, daß doch deutlich eine geheime Bewunderung dieser merkwürdigen Frau, man möchte sagen ein künstlerisches Entzücken an der Genialität und Kraft ihrer Persönlichkeit durch seine Schilderungen hindurchklingt.

Der eigentliche Name der Kaiserin-Witwe ist Jehonala. Sie wurde 1834 mandschurischen Eltern geboren, die nach Wentsching ohne vornehmere Rangstellung in Peking lebten. Nach anderen Quellen hatte der Vater die Stellung eines höheren Führers bei den Bannertruppen. In jedem Falle gehörte aber die Familie nicht zu dem roten Banner, dem die Dynastie entstammt.

Obwohl es geradezu der Schlüssel für die grundlegendsten Fragen der inneren und äußeren Gegenwartsgeschichte Chinas ist, so pflegt doch in weiteren Kreisen viel zu wenig berücksichtigt zu werden, daß die derzeitige Dynastie in China eine ausländische ist und ihre Regierung von den Chinesen noch immer durchaus als Fremdherrschaft empfunden wird. Nahezu dreihundert Jahre, seit 1644, ist es her, daß der kriegerische Mandschu-Stamm aus dem Nordosten, jenseits der Großen Mauer, die Chinesen unterworfen, ihnen das Tragen des Zopfes aufgezwungen und ihre einheimische Ming-Dynastie durch die mandschurische der Tsin ersetzt hat. Erst wenn man chinesische Verhältnisse genauer kennen lernt, sieht man mit Erstaunen, wie sehr das Verhältnis zwischen einer barbarischeren, aber kräftigeren Herrennation und einem gebildeteren, aber weicheren beherrschten Volke in China noch immer lebendig ist. Noch heute sind Mandschu und Chinesen völkisch stark getrennt. Der Besucher von Peking lernt die Mandschu sofort an ihrer stark eigenartigen Tracht von den Chinesen unterscheiden. Schon dadurch sondern sie sich aus, daß z. B. die Frauen die chinesische Sitte der Fußverstümmelung niemals angenommen haben. Das Mandschurische ist noch heute die Sprache der Mandschu. Wie sehr, geht aus der gelegentlichen Notiz hervor, in der Wentsching als etwas besonders Anerkennenswertes hervorhebt, die Kaiserin hätte sich später eine völlige Beherrschung der chinesischen Sprache angeeignet. Ein immer wiederkehrender Grund zur Klage auf chinesischer Seite ist bis zur Gegenwart der gewesen, daß trotz des außerordentlichen numerischen Mißverhältnisses zwischen Mandschu und Chinesen doch immer etwa die Hälfte aller Mandarinate in Händen von Mandschu sich befänden. Ein Umstand, der natürlich nur durch eine ungerechte Bevorzugung der mandschurischen Kandidaten bei den öffentlichen Prüfungen erklärt werden konnte. Um so mehr, als unzweifelhaft die Mandschu in litteris noch heute den Charakter des Barbarenvolkes beibehalten haben. Sie gelten im allgemeinen für unwissend, Verächter der Bildung, die mit dem Hochmut des Kriegers auf die Schulmeisterlichkeit der Chinesen herabsehn. Hat auch in Wirklichkeit das Kriegertum des Mandschu erheblich eingebüßt, so ist doch immer noch ein Rest davon zu erkennen. Die sogenannten Bannertruppen, die Garde der Dynastie, sind eine Art mandschurischen Prätorianerheeres, das über das ganze Reich verteilt ist. In der Hauptstadt jeder Provinz sitzt neben dem höchsten Zivilbeamten, dem Gouverneur, ein mandschurischer Bannergeneral mit einer Mandschu-Truppe, dessen Aufgabe es ist, die Herrschaft der Mandschu aufrecht zu erhalten. Vor allem ist Peking selbst in der Hauptsache noch heut

ein großes mandschurisches Lager, dessen Insassen mit ihren Familien als Leibwächter um die Kaiserburg geschart sind.*)

Wenn man diese Tatsachen ins Auge faßt, so versteht man die außerordentlichen Schwierigkeiten noch besser, denen die im Niedergang begriffene Dynastie der Tsin gegenübersteht. Es ist nicht allein der Widerstand gegen das Andrängen der begehrlichen Fremdmächte, der ihr obliegt — im Gegenteil, in dem verworrenen Spiel der Diplomatie der letzten Jahrzehnte hat sie an deren gegenseitiger Eifersucht sogar mehr als einmal eine rettende Stütze gefunden —, sondern sie hat auch gegen die Bestrebungen in China selbst sich zu wehren, die die Fremdherrschaft abschütteln möchten. Wir Europäer sehen in der Regel nur die mit den auswärtigen Fragen zusammenhängenden Verhältnisse; wenn man aber in die Geschichte Chinas selbst mehr eindringt und die fürchterlichen inneren Erschütterungen, wie die Taiping-Rebellion und die großen Mohammedaner-Aufstände kennen lernt, dann versteht man wohl, wie die auswärtigen Verwicklungen demgegenüber für die Regierung oft geradezu Nebensachen sein mußten. Das große Dilemma der heutigen Lage für die Dynastie ist dies: sie kann ohne durchgreifende Reformen nicht weiter wirtschaften, das Verlangen danach im eigenen Lande wird zu mächtig. Aber diese Reformgedanken sind aufs innigste mit dem Wachstum nationaler Empfindungen verknüpft, und diese wenden sich von selbst gegen eine fremdländische Dynastie. Versucht sie, sich selbst an die Spitze dieser nationalen Reformen zu stellen und ganz als chinesische Dynastie zu regieren, so ist ihr die leidenschaftlichste Gegnerschaft der Mandschu sicher, die für ihre Vorrangstellung fechten, in dem richtigen Bewußtsein, daß sie nur durch diese in China etwas bedeuten können.

Nach altem Brauch der Tsin-Dynastie kann jede Tochter der in Peking lebenden Mandschu-Familien innerhalb des Alters von fünfzehn bis neunzehn Jahren für den Kaiserlichen Harem auserlesen werden. Dies Los traf die junge Jehonala; sechzehnjährig trat sie in den Bereich jener geheimnisvollen Welt hinter den Mauern der Kaiserlichen Stadt, die fortan ihre Umgebung und die Grundlage ihrer Größe werden sollte.

Sie wurde die fünfte Nebenfrau des damaligen Kaisers Hienfeng, d. h. zunächst eine Konkubine ziemlich niedrigen Ranges in der Stufenleiter der Haremswürden. Nirgends, das kann man ohne weiteres annehmen, wird das Spiel höfischer Intrigen kunstvoller, nirgends der Wettkampf weiblicher Einflüsse raffinierter sein können, als an diesem abgeschlossenen, entarteten Fürstenhofe des ältesten und überfeinertsten Kulturvolks der Erde. Doch scheint das gerade für die Anlagen der jungen Jehonala der richtige Boden gewesen zu sein. Sie war von der Natur mit hohen weiblichen Reizen ausgestattet, klein und zierlich von Figur, mit schönem Antlitz, vornehmen Händen und besonders einer höchst wohllautenden Stimme, dabei feurigen Temperaments, voller Geist und Phantasie. Ehrgeiz und ein unbeugsamer Wille traten hinzu, um diese Eigenschaften zielbewußt zu verwenden. So wenig wir von Einzelheiten aus diesen ihren ersten Zeiten eines ganz abgeschlossenen Haremslebens in den fünfziger Jahren naturgemäß wissen, soviel ist doch sicher, daß es ihr rasch gelang, die Favoritin des Kaisers Hienfeng zu werden, der 1850 den Thron bestiegen hatte. Die damals erste Gemahlin des Kaisers und damit die gesetzliche Kaiserin war Tsuann, eine Frau, die in ihrer Art auch bedeutend gewesen sein muß, von vornehmer Gesinnung und hoher innerer Würde. Es ist vielleicht der höchste Beweis von Jehonalas Klugheit, daß sie es von vornherein verstanden hat, den richtigen Takt dieser mächtigeren Nebenbuhlerin gegenüber zu finden und mit ihr durch viele Jahre hindurch in bestem Verhältnis zu leben. So kam es, daß Tsuann, als ihr der erwünschte Sohn versagt blieb, anscheinend selbst, ähnlich wie Sarah dem Abraham die Magd Hagar gab, unter den Konkubinen des Kaisers diese Vertraute auserwählt hat, um dem Herrscher an ihrer Stelle den erforderlichen Thronerben zu geben. Jehonala gebar auch einen Sohn, den späteren Kaiser Tungtschi, und wenn sie schon bis dahin durch den Zauber, den sie auf den Kaiser ausgeübt hatte, auf der offiziellen Rangleiter der Serailfrauen höher und höher gestiegen war, so befestigte dies vollends ihre Stellung und trug ihr die Würde einer Hwangkweifei, einer wirklichen „Kaiserlichen Gemahlin" ein.

Ohne Stürme scheint freilich diese glänzende Haremslaufbahn keineswegs abgegangen zu sein. Der Kaiser Hienfeng war ein rechtes Erzeugnis eines in Dekadenz befindlichen orientalischen Herrscherstammes, matt und melancholisch und schon mit dem neunzehnten Lebensjahre, in dem er den Thron bestieg, durch Laster entnervt, für das lebensprühende, geistvolle Mandschu-Mädchen schwerlich als Mann der rechte. Sie verstimmte ihn gelegentlich gründlich mit Dickköpfigkeit und Launen, ja es scheint, daß er nicht immer frei von eifersüchtigen Zweifeln über ihren Lebenswandel war, während sie ihm wiederum ihre Verachtung über seine Schwäche nicht vorenthielt. Kurz vor der Geburt des Sohnes soll es nahe an einem Bruch gewesen sein. Wahrscheinlich hat aber Jehonala ihr Spiel gerade auf diese Weise —

*) Erst wo diese Zeilen schon geschrieben waren, Ende 1907, kam die Nachricht, daß die Bannertruppen aufgehoben, ihre Soldbezüge durch Anweisung von Ackerland abgelöst und die Leute zum eigenen Erwerbsleben übergeführt werden sollen. Es bleibt abzuwarten, ob diese Maßregel ohne schwere Unruhen durchführbar sein wird.

sei es aus Überlegung oder aus dem natürlichen Instinkt der genialen Frau — besonders geschickt gespielt. Einer allzeit gefälligen Haremsschönen gewöhnlicher Art wäre der Kaiser sehr bald überdrüssig geworden; sie machte sich rar, wahrte ihre Würde, plagte ihn und fesselte ihn dadurch um so sicherer.

Doch der Augenblick ihres Lebens kam, wo zum ersten Male die vernachlässigte Außenwelt mit eherner Faust an die Tore dieser abgeschlossenen Lustgärten donnern sollte. Die Regierungszeit Hienfengs ist eine des raschen Abwärtsgehens der kaiserlichen Macht und der staatlichen Ordnung in China. Während der Kaiser sich dem umnebelnden Serailleben mit der schönen Jehonala völlig überließ, breitete sich im Süden Chinas der furchtbare Taiping-Aufstand immer gefahrdrohender aus. In Nordchina brach der vernachlässigte Hwanghostrom seine Riesendämme durch und grub sich unter fürchterlicher Verwüstung ein neues Bett. Gegen Ende des Jahrzehnts trat dazu der Zusammenstoß mit England und Frankreich, der nach einer Reihe von Niederlagen der kaiserlichen Truppen schließlich zu dem Zusammenbruch von Palikao am 21. September 1860, vor den Toren Pekings, führte. Damit war den europäischen Verbündeten der Weg nach der Hauptstadt offen. Voller Entsetzen verließ der kaiserliche Hof in jäher Flucht den Palast kurz vor dem Herannahen der „fremden Teufel" und rettete sich nach dem im Nordosten jenseit der Großen Mauer gelegenen Jagdschloß Jehol. Die Kaiserin und Jehonala hielten dabei gemeinsam den gebrochenen Sohn des Himmels aufrecht. So erlebte die junge Frau ein erschütterndes, politisches Ereignis, das sich ihr später auf der Höhe ihrer Macht — genau dreißig Jahre später und in fast ganz den gleichen Formen — wiederholen sollte.

Wie diese Schicksalsschläge auf Jehonala wirkten, ob sie schon damals die in ihr schlummernden politischen Instinkte weckten oder nicht, ist uns nicht bekannt. Wentsching will wissen, daß sie gerade in dieser wilden Zeit einen bedenklichen Flirt mit dem jungen Prinzen Susuen, ihrem glühenden Bewunderer, hatte, und daß die Erkenntnis davon den kranken Kaiser noch schwerer erschütterte, als die politischen Ereignisse. Schon im folgenden Jahre, im August 1861, starb Hienfeng und hinterließ den Thron dem damals sechsjährigen Sohne Jehonalas, Tungtschi.

Jehonala war damit, im siebenundzwanzigsten Lebensjahre, Mutter des regierenden Kaisers geworden; in China, bei der hohen, religiösen Verehrung der Kinder gegenüber ihren Eltern und deren dauernder Gewalt über sie, eine glanzvolle Stellung und für den entsprechenden Charakter die Handhabe zu außerordentlichem Einfluß. Doch einstweilen scheint sie diesen noch nicht in dem vollen Umfang wie später ausgenutzt zu haben. Entweder weil der Sinn der jungen Frau noch nach anderen als politischen Dingen stand, oder weil ihre Stellung am Hofe doch, gerade jetzt nach dem Tode des von ihr beherrschten Monarchen, eine noch wenig sichere war. Die erste Frau am Hofe war nach chinesischem Herkommen nach wie vor die ältere Gattin Hienfengs, die Kaiserin-Witwe Tsuann, und diese war selbst klug und gewandt und genoß eines alten und großen Ansehns. Sie hatte politischen Ehrgeiz und führte mit dem Bruder des verstorbenen Kaisers, dem Prinzen Kung, zusammen die Regentschaft für den unmündigen Tungtschi. Jehonala ließ sich auf einen Machtstreit nicht ein, sondern verstand es nach wie vor, das vorzügliche Einvernehmen mit der Rivalin aufrecht zu erhalten, so daß wiederum Tsuann selbst sie nach der Rückkehr nach Peking im Namen des Kaisers zur Würde einer zweiten offiziellen Kaiserin-Witwe erheben ließ. Damals wurde ihrem Namen ein langer Ehrentitel hinzugefügt, lautend: Tsu-Hsi-Tuan-Ju-Kang-Ji-Tschao-Yu-Tschuang-Tscheng-Scho-Kung-Tschin-Hsien-Tschung-Schih. Nach den Anfangsworten dieser Titelreihe pflegt sie seitdem im Auslande Tsuhsi (sprich chi, mit einem ch wie in „ich") genannt zu werden. Die beiden Kaiserinnen Tsuann und Tsuhsi wurden fortan als die Kaiserin-Witwe des östlichen Palastes und die Kaiserin-Witwe des westlichen Palastes oder einfach die östliche und die westliche Kaiserin unterschieden.

Die nun folgende Regierungszeit Kaiser Tungtschis ist ohne Frage in gewissem Grade eine Periode der Wiedererstarkung Chinas. Die Taiping-Rebellen wurden niedergerungen, die Aufstände der Mohammedaner in den Nordwestprovinzen ebenfalls. Auch die abgefallenen Landschaften Zentralasiens wurden wieder unterworfen; mit den Fremden unterhielt eine geschickte Diplomatie ein nutzbringendes Verhältnis; hervorragende Persönlichkeiten, wie Tsotsungtang und der geniale Lihungtschang, der Retter gegen die Taipings, erhielten Raum für die Entfaltung ihrer Fähigkeiten. In Schanghai, Futschou, Kanton wurden Arsenale und Docks eingerichtet, Militärschulen in Tientsin usw. Die Seele der Regierung war der vornehm denkende, fortschrittlichen Ideen nicht verschlossene Prinz Kung.

Nach öfter ausgesprochener europäischer Anschauung wirkte er im besonderen Einverständnis mit der Kaiserin-Witwe Tsuhsi, und ihr wären alle diese Erfolge in der Hauptsache zuzuschreiben. Dies erklärt Wentsching für einen Irrtum. Nach ihm ordnete sich die westliche Kaiserin der östlichen mit der größten Ergebenheit unter und fügte sich allen ihren Wünschen. Sie wartete klug ihre Zeit und genoß einstweilen mit vollen Zügen die Freuden einer glänzenden Haushaltung in ihrem schönen Palast. Wentsching spricht über die jetzt folgenden Jahre ihres Lebens in seltsam unbestimmten Andeutungen. Offenbar weiß er nichts Positives, hat aber die wildesten Hofklatschgeschichten

Digitized by Google

gehört und läßt nun durchblicken, daß die von ihrem Gatten befreite Jehonala sich einem tollen Genußdasein im Stil einer Semiramis und Messalina hingegeben habe. Üppigste Schmausereien, Theater, Puppenspiele, Aufzüge und Orgien schlimmster Art folgten in ihrem mit unerhörter Pracht eingerichteten Schlosse in ununterbrochener Reihe. Zwar sollten nach den Gesetzen der Kaiserstadt nur Eunuchen sie umgeben, geheimnisvoll aber wird angedeutet, wie man unter diesen angeblichen Eunuchen der westlichen Kaiserin mehr als einmal junge und hübsche Männer aus der Schar der alljährlich nach Peking kommenden Examenskandidaten wiedererkannt habe. Was aber wurde aus ihnen? „Für den Eingeweihten gibt es da kein Rätsel, aber die, die nicht verstehen, blieben besser tief nichtwissend über die Kammerintrigen orientalischer Höfe," so spricht er mit sibyllinischem Schauern. Auch von nächtlichen Entweichungen aus dem Kaiserpalast, bei denen Jehonala in der Verkleidung einer Palastdienerin in den Gassen Pekings erkannt worden sein soll u. dgl., erzählt der Verfasser. Und so wenig Beweise er dafür sichtlich auch in Händen hat, ganz gegen die innere Wahrscheinlichkeit verstoßen diese Andeutungen keineswegs. Es liegt ja doch nur zu nahe, daß ein lebensprühendes Weib, das auf der Höhe seiner Jugendblüte sich der Fesseln einer trübseligen Ehe entledigt und in die Lage versetzt sieht, ihre phantastischsten Launen fast schrankenlos zu befriedigen, ein Weib vollends, das in dem mit allen Lastern erfüllten Milieu des Frauenhauses eines solchen Fürstenhofes aufgewachsen ist, sich rückhaltlos in den Strudel sinnlichen Genusses stürzen wird. Daß einige der Züge des Bildes, das Wentsching von ihr für diese Epoche entwirft, auch von anderen Beobachtern aus späteren Zeiten bezeugt werden, ist unzweifelhaft, so z. B. ihre Phantastik, die sich, nach dem noch zu erwähnenden Buche der Carl, so die Neigung zu Verkleidungen und stimmungsvoll sentimentalen Posen, die bei ihren Gartenfesten, ihren Porträtsitzungen hervortritt, so ihre Sucht zu verschwenderischen Festen, wie die Welt sie bei den unerhört kostspieligen Feiern ihres sechzigsten und siebzigsten Geburtstages kennen gelernt hat. Ihre Lebensweise erregte allmählich soviel Ärgernis, daß Zwistigkeiten mit der Regentschaft und der östlichen Kaiserin, die über der Würde des Kaiserlichen Hauses zu wachen hatte, nicht ausbleiben konnten. Wentsching erzählt einen solchen, bei dem im zwölften Jahr der Regierung Tungtschis zwei Günstlinge der Kaiserin Tsuhsi, die sich unerhörte Frechheiten gegenüber dem Gouverneur von Schantung erlaubt hatten, auf Verlangen des Prinzen Kung und Tsuanns hingerichtet wurden. Tsuhsi hätte bei der Urteilsfällung im Regentschaftsrat schweigend zugestimmt, ohne zu verraten, was in ihrem Innern vorging; diesen Vorfall aber, der ihr die Grenzen ihrer Launen fühlbar machte, möchte Wentsching als den inneren Wendepunkt für ihre Entwicklung ansehen. Von nun an sei ihr Sinnen einzig darauf gerichtet gewesen, die alleinige Herrin zu werden.

Um diese Zeit ging ohnehin gerade nach gewöhnlichem Verlauf der Dinge ihre Herrlichkeit als namentliche oder wirkliche Mitregentin zu Ende. Ihr Sohn, der Kaiser Tungtschi, hatte 1872 geheiratet und mußte für mündig erklärt werden. Bereits 1873 legten die beiden Kaiserinnen öffentlich die Regentschaft nieder. Tsuhsi hatte sich während ihres rauschvollen Vergnügungslebens um die Entwicklung ihres Sohnes wenig gekümmert und seine Erziehung den Einflüssen des Prinzen Kung und der Kaiserin Tsuann überlassen. Und er scheint ihr auch innerlich abgewendet gegenübergestanden zu haben. Sobald er sich zur Macht gekommen sah, trat er dem sittenlosen Treiben im westlichen Palast mit großer Schärfe entgegen, indem er ein ganzes Pack besonders frecher Eunuchen hart bestrafen ließ. Das war die offene Kriegserklärung an seine Mutter. Bereits 1874 starb Tungtschi plötzlich nach einem Pockenanfall; die Fama sprach von Gift.

Indessen gab es noch eine andere Gefahr für sie. Die junge Gattin des Kaisers, die sanfte und sittenreine Aluteh, war bei seinem Tode in gesegneten Umständen. Gebar sie einen Sohn, dann war sie die Kaiserin-Mutter und Tsuhsis Stern völlig verdunkelt. Rücksichtslos griff diese jetzt ein. Es gelang ihr durchzusetzen, daß, ohne die Geburt des Kindes Tungtschis abzuwarten, ein anderer Thronerbe aus dem Kaiserlichen Hause erwählt wurde; angeblich durchs Los, dies Los aber fiel auf den vierjährigen Knaben ihrer eigenen Schwester, die an den Prinzen Tschun verheiratet war. Diese Schwester war entweder nicht mehr am Leben oder ihr völlig gefügig, so daß sie als Tante zum zweiten Male natürliche Gewalt über einen unmündigen Kaiser von China hatte. Ihr Helfer bei diesem Staatsstreich war der Mann, der fortan Jahrzehnte hindurch ihr besonderer Vertrauter sein sollte, Lihungtschang. Bei einer großen Prozession der beiden Kaiserinnen zu den einige Tagereisen von Peking entfernten Grabstätten der Dynastie, deren Geleit Lihungtschang mit seinen Truppen zu übernehmen hatte, fand Tsuhsi Gelegenheit, die ungewöhnlichen Fähigkeiten dieses Mannes und seinen Wert als Bundesgenossen schätzen zu lernen, während der scharfsinnige Li seinerseits den hochstrebenden Geist und die dämonische Tatkraft der Kaiserin erkannte und die Vorteile wohl ermaß, die für ihn zu erwarten waren, wenn er seinen Stern an den ihrigen knüpfte. Das bekannte Gerücht, daß zwischen beiden ein Liebesverhältnis bestanden habe und daß die Erinnerung daran noch bis in späte Zeit die Grundlage des Vertrauens gewesen sein solle, das Lihungtschang bei der Kaiserin

genoß, erwähnt Wentsching gar nicht; gewiß ein vollwichtiger Grund, daß es müßig ist.

Um diese Zeit also wandelte sich Jehonalas Art, oder sie zeigte, im Gefühl ihrer sicheren Position, jetzt ihr wahres Gesicht. Politische Macht ward nun ihr Ziel. Sie erwirkte die Einsetzung einer neuen Regentschaft, die wiederum den beiden Kaiserinnen übertragen ward. Aluteh wurde völlig übergangen. Sie starb nach einem mißglückten Selbstmordversuch ebenso plötzlich wie ihr Gatte, ehe ihr Kind zur Welt gekommen war. Im Jahre 1880 starb auch, wiederum plötzlich, die östliche Kaiserin Tsuann, nachdem in den letzten Jahren das von den beiden Frauen mit so bewundernswertem Takt bewahrte Einvernehmen bereits schwer gefährdet gewesen sein soll. Wentsching läßt uns bei allen diesen Todesfällen wissen, daß man in Peking von Gift gesprochen hat. Eine Möglichkeit, den Wert dieses Klatsches abzuwägen, gibt es einstweilen nicht.

Nun war die Kaiserin Tsuhsi die alleinige Herrin, die Geschicke Chinas lagen fortan in ihrer Hand.

Das Urteil unseres Straits-Chinesen über den Gesamtcharakter ihrer jetzt folgenden Regierung ist düster genug. Sie brachte nach ihm das Reich zum Rande des Abgrunds. Unglück folgte auf Unglück. Willkür wurde das Gesetz des Tages. Innerhalb des Palastes dachte sie an nichts als an Vergnügungen und erlaubte der Schar ihrer Schranzen alle Zügellosigkeiten; außerhalb ihres Serails waren ihre Hauptgedanken darauf gerichtet, Geld zu machen: durch Demoralisierung der gesamten chinesischen Verwaltung. Unredliches Regiment hatte es in China schon seit Generationen gegeben, der Kaiserin-Witwe Tsuhsi, sagt er, blieb es aber vorbehalten, die Staatsmaschine in eine einzige große Münze zu verwandeln, in der das Geld für die außerordentlichen, für ihre Feste notwendigen Summen geprägt wurde. Ihre rechte Hand war dabei der Eunuch Lilienjing. Er verstand es, die fabelhaften Gelder von den Beamten und Stellensuchenden für seine Herrin zu erpressen. Da die Kaiserin nach den Forderungen der Etikette nur durch ihn mit ihren Ministern verkehrte, so war der Einfluß dieses unheilvollen Mannes, dessen Hand in der gesamten Politik bis 1900 erkennbar wird, unbegrenzt.

Die ehemaligen Diener und Ratgeber der Krone wurden einer nach dem anderen entfernt, um ausschließlich Geschöpfen der Kaiserin Platz zu machen. Lihungtschang, der Hauptvertraute der Kaiserin, wurde Vizekönig von Petschili und machte sich ein so großes Vermögen, daß er nach Meinung einiger der reichste Mann der Welt wurde.*) Gewaltige Reichtümer sammelten auch die übrigen Höflinge, und von aller Beute nahm die Kaiserin ihren Anteil, deren Aufwand ins Ungemessene stieg. Der Neubau und die Ausstattung des 1860 geplünderten Sommerpalastes Ihoyüan und seiner Gärten verschlangen Millionen und Millionen. An ihrem sechzigsten Geburtstage 1894 erhielt sie von den Mandarinen des Reiches Geschenke im Wert von 100 Millionen Taels oder etwa 300 Millionen Mark.

Wieviel in allen diesen Darstellungen der Haß übertreibt, ist schwer zu sagen. Richtig ist jedenfalls, daß die Verderbnis des Mandarinats in den letzten Jahrzehnten mindestens nicht geringer war, als zu früheren Zeiten, daß der Hof viel Geld verbrauchte und für öffentliche Zwecke wenig übrig hatte, und daß China viel äußeres Unglück litt. In den achtziger Jahren ging im unglücklichen Krieg mit den Franzosen Annam verloren, der Hwanghofluß brach von neuem aus seinen Ufern und richtete schauerliche Verwüstungen an. In den neunziger Jahren kam die schmachvolle Niederlage durch Japan, denen die Demütigung durch Deutschland in der Kiautschou-Frage, die Wegnahme Port Arthurs durch die Russen, Weiheiweis durch die Engländer und Kwangtschouwans durch die Franzosen folgte, bis endlich das Ganze der Katastrophe von 1900 zutrieb.

Hatte die Kaiserin in einer früheren Lebensepoche, in ihren dreißiger Jahren, sich um die Entwicklung des damaligen unmündigen Kaisers, Tungtschi, wenig gekümmert, so verfuhr sie jetzt gegenüber ihrem Neffen Kuangsü ganz anders. Sie überwachte persönlich seine Erziehung, die an sich nicht schlecht, aber mit der äußersten Strenge gehandhabt wurde. Der kaiserliche Knabe wurde systematisch in der tiefsten Unterwürfigkeit gehalten; bei dem geringsten Fehler mußte er den Kotau vor ihr machen. Er entwickelte sich als ein begabtes Kind, lebte aber stetig in Furcht und Zittern vor der Tante, deren Absicht es offensichtlich war, jede Regung eines eigenen Willens, wie ihn ihr Sohn gezeigt hatte, in ihm zu ertöten. Als er das heiratsfähige Alter erreicht hatte, wurde er vermählt, und zwar bestimmte Tsuhsi ihm als Gattin ihre Nichte, die Tochter ihres Bruders, um so die Bande zwischen ihrer Familie und dem kaiserlichen Clan immer fester zu knüpfen.

Endlich aber kam auch hier wieder der Augenblick, wo das Staatsgesetz verlangte, daß die Kaiserin-Witwe die Regentschaft niederlegte und Kuangsü die Regierung selb-

*) Es ist bezeichnend für Wentsching und ein vertrauenerweckendes Zeugnis, daß er auch Lihungtschang trotz seiner Stellung zur Kaiserin anderseits volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er schildert ihn doch als den grand old man der Nation und erweckt z. B. unsere menschliche Teilnahme und Bewunderung bei der Gelegenheit, wo der alte Degen nach der Niederlage gegen Japan zum Wohle des Reichs tapfer nicht nur seinen Ruf, sondern auch sein Leben aufs Spiel setzte, um in Japan den Frieden zu erwirken.

ständig übernahm. Entziehen konnte sich Tsuhsi dieser Notwendigkeit nicht, sie war aber mächtig genug durchzusetzen, daß die Beförderung und Erniedrigung aller Beamten ersten und zweiten Grades ihrer Zustimmung vorbehalten blieb. Damit hatte sie die höchsten Mandarinen nach wie vor in der Hand, schützte ihre Schmarotzer und konnte, sagt Wentsching, durch die Vermittlung des Obereunuchen Lilienjing nach wie vor den einträglichen Schacher mit den höchsten Reichsämtern betreiben. Kuangsü war tatsächlich machtlos, da er keine Stütze unter den hohen Beamten hatte. Tsuhsi wohnte den Audienzen, die ihr Neffe erteilte, bei, und der Kaiser selbst bezeichnete Vertrauten gegenüber seine Stellung als die eines bloßen Sekretärs und Vermittlers zwischen der Kaiserin-Witwe und den Mandarinen.

Der junge Kaiser, wenn er auch keine starke Persönlichkeit war, besaß doch einen willigen und geweckten Geist. Unter seinem für moderne Ideen im bescheidenen Maße nicht unzugänglichen Erzieher, namens Wengtungho, hatte er mancherlei Kenntnisse erworben, die über das gewöhnliche Maß eines mandschurischen Palastbewohners hinausgingen. Aus eigenem Antrieb hatte er sogar die englische Sprache erlernt und wurde nur mit Mühe davon abgehalten, bei einem Neujahrempfang der Gesandten diese englisch anzureden. Tsuhsi selbst war durchaus in konservativen Anschauungen aufgewachsen und fremdländischen Neuerungen immer abgeneigt gewesen. Es ist sehr wohl anzunehmen, daß sie von der Welt außerhalb der Palastmauern und vollends außerhalb Chinas nur sehr unbestimmte Vorstellungen hatte. Erzählt man sich doch als Beweis der grandiosen Unwissenheit am kaiserlichen Hofe, daß selbst der Prinz Kung, als er seinerzeit für die Regierung mit Frankreich über den Frieden und die Abtretung von Annam verhandelte, gefragt habe, ob denn Annam eine Küsten- oder eine Binnenprovinz sei, und daß im ganzen Auswärtigen Amt keine Karte von dem Land gefunden werden konnte, um das man bereits einen mehrjährigen Krieg führte.

Auf den jungen Kaiser machte die völlige Niederlage im Kampf mit den verachteten „Zwergen", den Japanern, 1895 den tiefsten Eindruck. Den Mitteln der modernen westlichen Gesittung, mit denen diese ausgerüstet gewesen waren, war China unterlegen. Es scheint das den Kaiser zuerst veranlaßt zu haben, mit seinem Erzieher Wengtungho zusammen ernstlich die Einführung solcher Dinge auch in China zu planen. Der Kaiserin-Witwe entgingen die Selbständigkeitsregungen, die daraus sprachen, nicht. Um so mehr, als ein Fall ähnlicher Art, wie er ihr mit ihrem Sohne Tungtschi begegnet war, hinzutrat. Der allmächtige Obereunuch Lilienjing hatte sich in Gegenwart des Kaisers einen groben Verstoß gegen die höfische Etikette zuschulden kommen lassen. Dieser ließ ihn in einer zornigen Aufwallung mit der Bastonade bestrafen.

So war auch hier wiederum der Krieg zwischen der Kaiserin-Witwe und dem Kaiser unvermeidlich. Die nächste Maßregel der Kaiserin war, daß zuerst der altvertraute Erzieher des Kaisers entlassen wurde, ebenso wurden binnen kurzen auch alle anderen befreundeten Persönlichkeiten aus der Umgebung des Kaisers entfernt. Dieser selbst mußte sich auf ihren Befehl aus der Hauptstadt in den außerhalb gelegenen Sommerpalast zurückziehen. Ihre diabolische Absicht war nach unserem Gewährsmann, ihn hier nicht nur leichter von den Einflüssen der fortschrittlichen Jugend, die sich in Peking zu sammeln begann, fernzuhalten, sondern ihn auch körperlich und geistig zu ruinieren. Zu einem Palast der Circe gestaltete sie das mit hohen Mauern umgebene Schloß, gefüllt mit den verdorbensten Elementen des kaiserlichen Hofes. Häufig besuchte sie den Palast selbst, um sich zu überzeugen, daß die ununterbrochenen Bacchanalien richtig ausgeführt wurden. Der Plan gelang nur zu gut. Wenigstens wurde es bald öffentliches Geheimnis, daß der schwache Kaiser, anderer Wirksamkeit beraubt, in Ausschweifungen und Lastern seine Gesundheit rasch untergrabe. Sein Wesen wurde immer melancholischer, der Eindruck, den er auf fremde Beobachter machte, wurde als „halbtot und apathisch" oder direkt „stumpf" bezeichnet. Unser Gewährsmann freilich will gerade das zum großen Teil als eine vom Kaiser geübte bewußte Verstellung ansehen, und er hat die Tatsache für sich, daß der junge Kaiser kurz danach einen sehr lebhaften Anteil an der Regierung zu nehmen versuchte.

Als die Geschehnisse sich immer schlimmer gestalteten und als endlich die Abtretung Kiautschous und eines beträchtlichen Anteils an der alten, durch klassische Erinnerungen geheiligten Provinz Schantung, des Geburtslandes des Konfuzius, an Deutschland, die er durch seine kaiserliche Unterschrift zu sanktionieren hatte, eintrat, gelang es ihm, mit Hilfe eines Verwandten, des Prinzen Tsching, von der Kaiserin-Witwe, die vermutlich durch diesen neuen politischen Unglücksfall auch zu dem Gefühl gekommen war, es müsse in China irgendein Wandel geschaffen werden, die Zustimmung zur Rückkehr nach Peking zu erwirken. Die letztere soll ihm sogar zugesagt haben, mit ihm zusammen Reformen vorzunehmen. Sie ließ es zu, daß Kuangsü seinen alten Lehrer Wengtungho wieder zu sich berief, und durch diesen wurde Kuangsü aufmerksam gemacht auf den berühmten Reformapostel Kangjuwei aus Kanton. Mit einer ganz unerwarteten Energie setzte es der Kaiser gegen den leidenschaftlichen Widerstand der konservativen Hof- und Regierungskreise durch, daß Kangjuwei berufen und zum Sekretär des Tsungli Yamen, d. h. des Bureaus für Auswärtige Angelegenheiten, ernannt wurde. Neben

ihm berief er noch verschiedene andere Schüler desselben in seine nächste Umgebung, um mit ihnen zu arbeiten. Nun beginnt, 1898, die Zeit, die die Reformer als die großen „Hundert Tage des Wunders“ in Peking bezeichnen. Der Kaiser ließ sich alle bisherigen Schriften Kangjuweis kommen und studierte sie in glühendem Eifer durch. Sorgfältig las er auch die neuen Denkschriften, die der begeisterte und geistvolle, wenn auch schwärmerische Vorkämpfer eines erneuerten Chinas, in der Glut der Hoffnungen, die nach einem Leben voll Arbeit für seine Ideen sich vor ihm auftaten, für den kaiserlichen Jünger schrieb. Es würde zu weit führen, die Natur dieser Reformen hier auseinanderzusetzen; jedenfalls waren sie eingreifendster Art und geeignet, mit tausendjährigen Gebräuchen Chinas und mit uralten Mißständen, von denen aber ein Heer von Beamten und Schmarotzern lebte, von Grund aus zu brechen. Es war das Beste in der an sich wackeren Natur des jungen Kaisers, was sich unter dem Anhauch dieser Gedanken zu ungeahntem Leben entfaltete, aber leider war es ein Riesenwerk in der Hand eines schwachen Knaben; es fehlte dem rasch Entflammten völlig die dazu erforderliche Besonnenheit und nicht minder die kalte Klugheit, die in so gefährlicher Umgebung für ihn persönlich nötig war. Zum Entsetzen der Hofgesellschaft, zu besorgtem Staunen auch der wohlwollenderen unter den hohen Mandarinen des Reichs erschien ein grundstürzendes kaiserliches Edikt nach dem anderen. Wie berauscht von ungewohntem Wein genehmigte er die revolutionärsten Vorschläge der jungen Reformer und setzte den Vorstellungen der älteren Berater, Hofleute und Angehörigen der kaiserlichen Familie schroffe Zurückweisung oder strenge Maßregelungen entgegen. Es versteht sich von selbst, daß sich die konservativen Kreise des Hofes alsbald um die Kaiserin-Witwe scharten, und daß es zu einem Kampf auf Leben und Tod zwischen ihr und dem Kaiser kommen mußte. Im Verein mit dem Oberbefehlshaber der Truppen der Provinz Tschili, dem General Junglu, bereitete die alte Meisterin der Staatsstreiche einen neuen Schlag vor, der ihr die gefährdete Herrschaft sichern sollte. Das ahnten auch die Reformer und sie veranlaßten Kuangsü, vorher einen Gegenschlag zu führen. Die Persönlichkeit, auf die sie dabei ihre Hoffnung gesetzt hatten, war Juanschikai, der heute der mächtigste Mann im chinesischen Reich und auch im Abendlande neben Lihungtschang der bekannteste Name unter den chinesischen Staatsmännern des letzten Jahrzehnts geworden ist. Uns Deutschen wurde er besonders als späterer Gouverneur der Provinz Schantung, in der unser Kiautschou gelegen ist, vertraut. Dieser war damals Befehlshaber der Tientsin-Division der Armee von Tschili und er galt für einen den Reformern zugeneigten Mann. Ihm schenkte Kuangsü sein Vertrauen, und es wurde mit ihm verabredet, daß er an einem bestimmten Tage mit erprobten Truppen nach dem nahen Peking kommen, den Palast der Kaiserin umstellen und diese gefangen nehmen sollte.

Der Anschlag ging jedoch ganz anders aus. Der kluge und ehrgeizige Juanschikai erkannte jedenfalls sehr wohl, welch ein schwankes Rohr der junge Kaiser sei, und wie zuvor Lihungtschang in einem ähnlichen Zwiespalt wählte auch er die Partei der Kaiserin. Im Augenblick, wo alles für den Staatsstreich vorbereitet war, verriet er den Kaiser, er ging, statt seinen Auftrag zu erfüllen, selbst zu Tsuhsi und enthüllte ihr das Komplott.

Die Wirkung war furchtbar. Die Kaiserin sandte nach dem kaiserlichen Neffen, und als er vor ihr erschien, gab sie ihm in der Wut mit ihrem Fächer einen heftigen Schlag ins Gesicht. Vor dem mächtigen Temperament der so lange gefürchteten Frau brach der schwache Wille des jungen Monarchen zusammen, er stürzte in die Knie und gestand alles. Unverzüglich wurde er zum Gefangenen erklärt und unter einer strengen Bewachung in dem Inselpalast innerhalb der kaiserlichen Gärten der Kaiserstadt eingeschlossen.

So hatte, am 21. September 1898, Jehonala also zum dritten Male in ihrem bewegten Leben ihre Allmacht wiederhergestellt. Selbstverständlich wurden die Reformedikte des Kaisers sämtlich widerrufen, seine reformatorischen Freunde wurden enthauptet, nur wenigen gelang es zu entkommen, unter diesen Kangjuwei selbst, der sich nach den Vereinigten Staaten von Amerika flüchtete. Gerüchte über unerhörte Grausamkeiten verbreiteten sich, die die Kaiserin-Witwe gegen ihren unglücklichen Neffen in der Gefangenschaft seines Inselpalastes ausgeübt haben sollte. Wentsching selbst wendet sich gegen diese Unterstellungen, die wohl dem Haß der in ihren Hoffnungen gescheiterten fortschrittlichen Partei von China zuzuschreiben seien. In der Tat dürften besondere Grausamkeiten auch gar nicht nötig gewesen sein; anscheinend hat dieser Ikarussturz des jungen Kaisers seine Persönlichkeit endgültig gebrochen. Es ist bekannt, daß die Gefangenschaft des Kaisers späterhin aufgehoben, daß er dem Namen nach heute noch Kaiser ist und die kaiserlichen Geschäfte führt, aber mit völliger Teilnahmlosigkeit, eine Marionette in den Händen seiner Tante Tsuhsi. Bei den jährlichen Empfängen der auswärtigen Gesandten sitzt er da mit matten Augen, leblos, uninteressiert für alles; selbständige Willensregungen hat man nicht mehr von ihm gehört. Man hat sich damals gewundert, daß die Kaiserin-Witwe ihn nicht entthront hat; ohne Frage sichert ihr aber der Zustand des Kaisers weit gewisser ihre Macht, als etwa ein drittes Experiment mit einem neuen Herrscher.

So scharfsinnig und willensstark die Kaiserin Tsuhsi sich nun aber auch in allen

Fragen bewährt hatte, die sich auf Palast- und Hofintrigen und auf ihre eigene Machtstellung bezogen, in bezug auf alles, was außerhalb der Mauern des Palastes lag, scheint auch sie noch immer die Unwissenheit der mandschurischen Hofkreise geteilt zu haben, denn nunmehr trieben, unmittelbar nach 1898, die Dinge in rascher Entwicklung dem Konflikt von 1900 mit sämtlichen Großmächten der Welt zu, der die tiefste Erniedrigung Chinas in der neueren Geschichte vorstellt.

Die wirkliche Rolle, die Tsuhsi in den Boxerwirren und was dazu führte, gespielt hat, muß erst eine künftige Geschichte entwirren. Nach der wechselvollen Haltung, die sie während der Belagerung der fremden Gesandtschaften in Peking einnahm, wo sie diesen, den Europäern, bald Lebensmittel und freundliche Briefe sandte, bald wieder zuließ, daß sie bombardiert wurden, scheint es, als ob sie selbst unentschlossen war, vielleicht das Törichte der Boxerbewegung erkannte, aber der Geister nicht mehr Herr blieb, die sie durch den Staatsstreich von 1898 entfesselt hatte. Die letztere Auffassung teilt auch Wentsching. Die Mandschu-Partei am Hofe hatte mit dem Instinkt des Selbsterhaltungstriebes einen Schauer des Schreckens empfunden bei dem plötzlichen Einfluß, den die Reformer über den jungen Kaiser gewonnen; um so grimmiger war nun die Rache, um so nachhaltiger suchte sie einer Wiederholung der Gefahr vorzubeugen. So viel irgend möglich war, wurden in der Regierung die chinesischen Beamten durch Mandschus der rückständigsten Richtung ersetzt, selbst Lihungtschang, der „große alte Mann", der so lange das Wunder von China und der Vertraute der Kaiserin gewesen war, mußte vom politischen Schauplatz abtreten, er erhielt einen Posten als Statthalter der fernen Südostprovinzen in Kanton. Den größten Einfluß am Hofe gewann der bekannte „Boxer"-Prinz Tuan, ein Vetter des Kaisers, das ungebildete, zügelloseste und abergläubische Haupt der reaktionärsten Richtung unter den Mandschu.

Dieser war es denn hauptsächlich, der, an die Unverwundbarkeit der Boxer glaubend, die fremdenfeindliche Bewegung ins Werk setzte, die schließlich zur Eroberung Pekings durch die Fremden und zur vollständigen Besetzung der vornehmsten Provinz des Reiches, Tschili, führte. Zum zweiten Male erfuhr so Jehonala auf dem Gipfel ihrer Macht die — nach den Begriffen des Orients ungeheuerliche — Katastrophe, die sie dreißig Jahre zuvor als Favoritin Hienfengs erlebt hatte, aus ihren geheiligten Palästen vor den fremden Teufeln flüchten zu müssen.

Wentschings Darstellung endigt hier. Er ist der Meinung, daß die Rolle der Kaiserin-Witwe damit endgültig zu Ende sei, und er widmet ihr zum Schluß eine zusammenfassende Charakteristik, die seiner Objektivität bei der für ihn gegebenen Parteistellung alle Ehre macht. Wenn er Jehonala-Thuhsi auch durch Vergleiche mit allen möglichen dämonischen Frauen der abendländischen Weltgeschichte den abendländischen Völkern näher zu führen sucht, außer mit Semiramis und Messalina z. B. auch noch mit Fulvia, Katharina von Medici, der Giftmischerin Marquise von Brinvilliers, so geschieht das doch nicht nur nach der Seite des Verbrechens, sondern auch nach der der Größe hin, und er sucht auszuführen, daß eine gerechte Beurteilung ihres Charakters eine Berücksichtigung der Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen, verlange. Bevor sie noch ihre eigenen schwankenden Empfindungen verstehen konnte, bevor sie zum Weibe geworden, sei sie in die trübe Atmosphäre des kaiserlichen Serails versetzt worden. Hier tat sie, was man von einer Frau in ihrer Lage und von ihrer Erziehung erwarten mußte. Aber sie überließ sich nicht den Genüssen, sondern, mit dem Instinkt des Genies, wußte sie mit ihren Gaben so zu wirtschaften, daß sie nicht nur den Kaiser völlig beherrschte, sondern auch ergebene Sklaven aus all den Würdenträgern machte, die ihr späterhin begegneten. Sie war dickköpfig, wie die meisten hübschen jungen Mädchen sehr leicht zu sein lernen, sie war eifersüchtig, wie es die meisten Frauen sind; allein sie brachte fertig, was den meisten Frauen mißlingen würde, sie beherrschte ihren Gatten und machte sich doch die ältere Nebenbuhlerin, die Kaiserin Tsuann, zur Freundin. Unwiderstehlich war ihr triumphierender Aufstieg zur Macht. Es ist sicher etwas Großes, daß sie in dem Leben, das sie führte, nicht zugrunde ging, sondern alle entnervenden Einflüsse ihrer Umgebung überwand. Die Verbrechen, die ihren Namen beflecken, sind schließlich die natürlichen Vorfälle eines Haremslebens.

In einem hat Wentsching bereits geirrt. Auch der Zusammenbruch von 1900 war noch nicht das Ende des Glanzes dieser Frau. Sie ist wieder zurückgekommen und hat unwidersprochen von neuem die Zügel der Macht in die Hand genommen.

Wir besitzen seit einigen Jahren ein sehr interessantes Zeugnis aus dem täglichen Leben ihrer gegenwärtigen Regierungsperiode. Im Jahre 1903 nahm sie die amerikanische Malerin Katharine Carl zu sich in ihre nächste Umgebung, um mehrere Porträts von sich anfertigen zu lassen. Es scheint, daß sie in einer eigentümlichen Laune ein ganz besonderes Wohlgefallen an dieser bescheidenen und liebenswürdigen Dame gefunden hat. Sie hat sie Monate hindurch in ihrer nächsten Hofgesellschaft, im Verkehr mit den Gemahlinnen des Kaisers und den Prinzessinnen des Hofes gehalten und mit Aufmerksamkeiten überschüttet. Fräulein Carl hat über diese Erlebnisse ein sehr anziehendes Buch geschrieben unter dem Titel With the Empress-Dowager of China. Gewiß, das Buch ist in mancher Hinsicht von einem sehr beschränkten Gesichtskreis. Die Verfasserin hat keinerlei Verständnis für politische Ver-

hältnisse und Charaktere, keinerlei überschauende Kritik für Dinge und Personen, sie bewundert alles, was sie sieht; alle Personen des Pekinger Hofes sind edel, feinsinnig, liebevoll; ja sie glättet auch wohl gelegentlich bewußt in usum Delphini gewisse historische und politische Klüfte, die bei einer westlichen Darstellung chinesischer Ereignisse der letzten Jahrzehnte unübersehbar sind. Aber immerhin gibt sie uns doch einen Einblick in das tägliche Leben und Treiben dieses merkwürdigen Hofes im Sommerpalast, wie in der kaiserlichen Stadt, so ins einzelne gehend, wie ihn noch nie ein Sterblicher weißer Rasse hat tun können. Und manches über die Art und die Stellung der Kaiserin-Witwe wird uns auch durch ihr Buch bestätigt. Unzweifelhaft wird daraus, daß die Kaiserin Tsuhsi auch heut die unbedingte Herrin des ganzen Hofhalts ist, der mit einer grenzenlosen Ehrerbietung begegnet wird. Herrin sowohl in allen Fragen des täglichen höfischen Zeremoniells wie auch der Mittelpunkt aller politischen Geschäfte des Kaiserhauses. Und ferner, daß sie noch heut in ihrem hohen Alter mit einem hinreißenden Zauber begabt ist, der sich sowohl aus den Spuren ehemaliger Schönheit, wie aus natürlicher und kunstvoll durchgebildeter Grazie, Eleganz und ästhetischem Geschmack zusammensetzt und die Erfolge wohl verstehen läßt, die sie in ihrer Jugend durch den Reiz ihrer Persönlichkeit gewonnen hat. Dazu kommt ein feinsinniger Takt mit Rücksicht auf andere, eine hohe künstlerische Phantasie, die ihre ganze Lebensführung durchdringt, eine sichere Würde und ein klarer Geist und Witz, so daß man das Gefühl bekommt, es mit einer ungewöhnlichen Persönlichkeit zu tun zu haben.

Politisch ist auf die Katastrophe der Boxerbewegung in der letzten Periode der Regentschaft Tsuhsis wieder eine neue Richtung gefolgt, in der anscheinend die konservative Reaktion von 1898 überwunden worden ist und die Notwendigkeit einer Reformierung Chinas in fortschrittlichem Sinne eingesehen wird. Ob die Kaiserin-Witwe selbst, belehrt durch die Ereignisse, die Initiative dazu ergriffen hat, wissen wir nicht. Ich möchte eher glauben, daß ihr ursprünglich das hemmende Moment zu verdanken ist, das man deutlich gegenüber den vielfach wiederum sich überstürzenden Reformplänen der letzten Jahre erkennt. Ist das so, dann würde das nur zugunsten dieser Frau sprechen, denn wenn auch China unzweifelhaft reformiert werden muß, so ist doch auch heute noch ein Allzurasch dabei von größter Gefahr; das Ganze kann leicht in ein Rollen hineinkommen, das unaufhaltsam zum Abgrund führt.

In allerletzter Zeit scheint es allerdings, als errängen die Heißsporne wieder die Oberhand, als versage die Bremse. Die Chinesenpartei, geführt durch Juanschikai, gewinnt gegenüber den Mandschu immer mehr Boden. Zugleich tritt die Nachricht auf, die Kaiserin-Witwe gedenke sich von der Regierung zurückzuziehen. Gestützt wird dies Gerücht durch die Hinzufügung, daß sie neuerdings leichte Schlaganfälle erlitten habe, die den körperlichen Zusammenbruch ihres langen, tatenreichen Lebens ankündigten. Ist letzteres der Fall, dann, aber auch nur dann, verdienen auch die Ankündigungen ihres freiwilligen Verzichtes auf die Herrschaft Glauben. Die Diplomaten aller Kulturvölker aber sehen mit sorgenden Gefühlen dieser Zukunft entgegen und fragen: Was soll dann werden?

Das Ziel, zu dem diese Untersuchung führen sollte, ist dieses. Die Frage: ist Tsuhsi als eine bedeutende, weltgeschichtliche Persönlichkeit anzusehen oder nicht, muß nach allem, was wir, von Freund oder Feind, hören, bejaht werden. Ob sie ihren Weg zum Glanz mit all der Fülle jener moralischen Verschuldungen gemacht hat, die Wentsching vor uns aufrollt, muß, da dieser Zeuge ein Gegner ist, als unbewiesen gelten. Kenner weltgeschichtlicher Vorgänge werden sich dabei aber sagen müssen, daß solche Laufbahnen ohne jedes Überschreiten der Grenzen der bürgerlichen Moral im allgemeinen undenkbar sind. Ist sie eine Frau von der Art der Semiramis, Kleopatra oder der beiden großen Katharinen, dann werden ihre Fehler ebenso wie bei jenen von der Geschichte an der Größe ihres Handelns abgewogen werden müssen. Ob die Summe ihres Handelns für China vorteilhafter oder nachteiliger war, ist heute noch nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist das eine aber deutlich und fällt ganz in die Schale zu ihren Gunsten, daß die bedeutendsten Geister, die in China selbst in den letzten Jahrzehnten hervorgetreten sind, stets ihr sich willig und ehrfurchtsvoll gebeugt, ihr sich angeschlossen und in ihr den sichersten Halt für ihre Bestrebungen gefunden haben.

Scheuer Sang.

Der Tag verglimmt. Von Dämmerduft
umronnen
Lausch' ich empor ...
Dringt nicht durchs Schweigen
Singen mir ans Ohr,
Verhaltnes Singen? — zwei,
drei Takte nur —
Wie wenn im März
Ein scheuer Vogel sich gefaßt ein Herz
Und leis auf sturmverwehter Lenzesspur
Zu trillern neu begonnen.

Weißt Du, wie's klingt,
Wenn einer, den ein dunkles Leid
umsponnen,
Verstohlen singt?

Harriot Wolff.

Frau Gerhart Hauptmann.
Gemälde von Dora Hitz.

Ausflügler des Österreichischen Tourenklubs auf dem Semmering.
(Aufnahme von F. J. Böhm, Hof- und Kammerphotograph in Mürzzuschlag.)

Semmeringstudien. Von Rudolf Hans Bartsch.

Eine Bahnstunde von der Zweimillionenstadt Wien thront die Majestät des Felsenreichs, das in furchtbar ernsten Schroffen bis in jene Einsamkeit der Lüfte hinaufgreift, in denen Eis und Schnee daheim sind.

Eine Bahnstunde von der gedrückten Not der Massen, die sich wie durch einen rätselhaften Fluch aus der göttlich weiten, sonnigen Natur in feuchten, lichtlosen Kammern zusammengedrängt haben, um sich gegenseitig das Weben der Seele, den Bissen im Munde und die Luft jedes Atemzuges zu vergiften, eine Stunde von Elend, Krankheit und Verbrechen träumt die Gotteinsamkeit selig stiller Höhen, zischt der Pfiff der Gemsen, weht der Duft von Kohlröschen, Speik und Edelraute, leuchtet der Schimmer des Edelweiß, die Glut der Alpenrose.

Eine Stunde vom Seufzer der Hunderttausende hallt das Jauchzen der Freigebliebenen oder der befreiten Flüchtlinge, dehnt sich ein Reich der reinen Sehnsucht, ein Land der Beruhigung unter den ernsten Augen Gottes, das Gebiet des Semmerings.

Einst, im Mittelalter zur Grafschaft Pütten gehörig und steirischer Boden, ist diese herrliche Alpenwelt heute die Grenze von Österreich und der Mark Steier. Hier stürmen, zum letztenmal gegen Osten, die Übermütigen unter der gewaltigen Schar der Alpenberge, die Kalkschroffen himmelan, mit ihren Gipfeln Schneeberg und Raxalpe das zweite Tausend Meter übertrumpfend, voll unnahbarem Trotz, voll prächtiger Launenhaftigkeit, gesägt, zersplittert, abstürzend, durchklüftet von steinhallenden Kaminen, das letzte Gedicht aus dem gewaltigen Liederbuch des Schöpfers, den Alpen.

Von hier aus schlagen die Berge nach der feindlichen, fremdsprachigen Tiefebene des Ostens hin nur mehr sanfte Wellen. Das Urgebirge des Wechselgebietes erreicht jene Kalkhöhen nicht mehr an Meterzahl und weitaus nicht an wundervoller, unzugänglicher Felsenschönheit.

Zwischen jenen herben, gewaltigen Kalkfelsen und den sanfteren Waldkuppen nun griff vor uralten Zeiten ein Saumweg über die Höhen, vom Tale der Schwarza in jenes des Fröschnitzbaches hinüber. Es war kein Völkerweg. Das urwaldstille Gebiet, das sich durch Erzreichtum nicht auszeichnete, war nur schwach besiedelt von den vorrömischen Bewohnern Noricums und Pannoniens, von der Wissenschaft bis heute Kelten genannt, während es langsam fast zur Gewißheit wird, daß jene sogenannten norischen Kelten Slawen waren: Winden, wie ihr Name in den ältesten Urkunden heißt und

in zahlreichen römischen Benennungen nachklingt: Vindobona, Vindomina, Vindelicia, Veneti.

Dieses Volk hinterließ bis heute die wichtigsten Flurnamen der Gegend: Fröschnitz, Gloggnitz, Mürz (Murica), Göstritz, Adlitz und gab dem ganzen Gebiete seinen Namen, Semmering (Semernik).

Sehe niemand diesen fast unfehlbar erwiesenen Autochthonismus der Slawen auf einem großen Stücke deutschen Bodens als gefährlich für das höhere Recht der deutschen Besiedelung an! Nichts würde die Kulturunfähigkeit der Winden furchtbarer dartun als die Tatsache, daß dieses Volk drei Jahrhunderte lang den lateinischen Städtegründungen zuschauen konnte, römische Zivilisation lernen, römisches Verwaltungswesen abschätzen durfte und nach dem Fortfluten der romanischen Bevölkerung in die schwermütige Schläfrigkeit zurücksank, die jener Rasse eigen ist, — bis das trotzige, deutsche Blut in jenen Gegenden endlich Osterfest machte!

Der Winde, der die römischen Städtegründungen — ganz im Gegensatz etwa zu den Umwohnern von Köln, Augsburg, Nürnberg, Mainz und Worms — gleichgültig und verständnislos in Schutt zerfallen ließ, mußte es sich nach weiteren fünf Jahrhunderten gefallen lassen, daß ihm der Deutsche Burg auf Burg und Stadt nach Stadt auf den Nacken baute und jahrhundertelang als trotzige Edelrasse, als Ritter und Bürger einem trägen Bauernvolke gebot, bis die große Endosmose sich vollzogen hatte. Die Sprache des Weltbesiedlers sickerte bis ins Volk herab, aber dafür stieg das Grundwasser Österreichs, das wehmütig untätige Slawenblut, bis in die obersten Schichten und erzeugte jenes merkwürdige, träumerisch lebhafte Volk voll von Talenten und ohne ein Genie, außer eben in der Kunst zu träumen, der Musik, — das Volk, das heute Deutschösterreich besiedelt.

So beginnt denn auch die Bedeutsamkeit des Semmerings, des „Zerwaldes“*) wie das deutsche Mittelalter ihn nannte, erst mit den großen Regungen des Ger-

*) Von cer—quercus: Eiche. Heute hat die Fichte in der Gegend allenthalben gesiegt.

Gesamtbild des Semmering. (Aufnahme von F. J. Böhm in Mürzzuschlag.)

Payerbach. (Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Wien.)

manenzuges in jenen Gegenden. Noch die Römer hatten ihre ungeheure Heerstraße von Noricum über Pannonien nach Vindobona in weit ausweichendem Bogen durch die Ebene gelegt, und am Rande der Berge, die das Steinfeld im Westen begrenzen, führte nur ein Saumweg, die Weinstraße, der jedoch nur eine unbedeutende Fortsetzung über den Semmering gehabt haben konnte.

Erst dann also, als der Norden seine ungestüm sehnsüchtigen Wogen nach dem Süden warf, im Zeitalter der Römerfahrten, der Pilgerschwärmerei und der Kreuzzüge, erst da ward der waldeinsame Paß des Semmerings bedeutsam. Denn eines kam mit dem Germanen in die Welt: das Ruhelose, das ‚keine Zeit haben'. Der Deutsche wich den Bergen nicht mehr in weitem Bogen aus; — er drang über sie hinweg, geradeaus hinstrebend wie ein Zugvogel.

So legten sich die ersten christlich-germanischen Siedelungen an beide Rastenden des Hochpasses. Nach Süden zu erstand ein Hospital für die Wegmüden, die den, von Bär und Wolf durchspukten Zerwald durchkämpft hatten und für die noch Weltmüderen, die mit tiefen Erkenntnissen aus dem Trugland des Südens in die herbe, nordische Heimat zurückkehrten. Der heutige Ort Spital am Semmering trägt noch den alten Namen. Im Norden des Steilpasses aber ließ der Bedarf an schwerem Zugtier und Fuhrwerk, an doppeltem und dreifachem Vorspann einen neuen Ort erstehen, dessen Bürger reichlichen Erwerb fanden; es ist der von schottischen Mönchen aus Wien gegründete Markt Schottwien, ein richtiger, echter Klausenort an jenem einzig passierbaren Taldurchbruch, wo sich die Wände zu einer riesigen, drohenden Gasse zusammenschließen. Hoch über jener Felsenklemme auf beherrschender Steinwand entstand dann das trotzige Schloß, von dem das Ja und Nein des Durchgangs über den Semmering abhing, die Talsperre Klamm, — wegen ihrer strategischen Wichtigkeit und wegen der reichen Wegmaut ein beständiger Zankapfel zwischen den Marken Österreich und Steier.

Ein schwieriger Saumpfad durch schauerlichen Urwald, zwischen dem Steinfall der

Felsenschroffen, den Lawinen des Hochgebirges, den Räubern und dem wilden Getier des Waldes hindurch, das war die erste Verbindung des Nordens mit dem Süden in den Ostalpen, das war die historische Urgestalt des Semmeringspasses. Düster und drohend sind die Anfänge auch dieses Kulturweges.

Das ganze, harte Mittelalter und die regsame Neuzeit plagten sich mit dem Keuchen von zahlreich voreinander gespannten Rossen, mit Hü und Hott, mit

Blick gegen die Raxalpe. (Aufnahme von F. J. Böhm in Mürzzuschlag.)

Flüchen und harten Geldbußen über diesen Weg, der immer wichtiger wurde, je bedeutsamer nördlich der Alpen der Name Wien, je stärker unten am Meer der erste große Magnet des Südens wurde, Venedig. An den Talsperren von Schottwien zerschmetterten die Angriffe der gelben Gefahr vergangener Zeiten. Den Ungarn, Tataren, Kumanen geboten der Trotz der Bewohner und deren Rückhalt an den Felshöhen ein steinernes ‚bis hierher und nicht weiter'. Der Kuruz und Türke sengte und raubte in den Tälern, die Berge aber schützten

treu, was zu ihnen flüchtete. Noch heute sind die Türkenlöcher in jenen Gegenden weitaus nicht alle erforscht. Mir selbst ward auf der Hochwildpirsch vom Förster ein solcher seit Jahrhunderten vergessener Zufluchtsort vergangener Zeiten gewiesen, den sonst keine Menschenseele kennt. Abseits von den Touristenwegen klammt in steiler Felshöhe hoch über den Wipfeln der Waldeinsamkeit ein Felsloch, vor dem ein Kirschbaum steht; — der einzige Kirschbaum in einer Unendlichkeit von Fichtenwald. Noch sieht man das Palisadenwerk, das jenes Felsloch verrammelte, und einmal wollten Jagdgäste den Fluchtort weitvergangener Tage erklimmen und untersuchen. Ein gewaltiger Steinschlag, wie von unsichtbaren Händen losgelassen, der zwei Menschenleben an den Rand des Grabes schleuderte, wies den Sturmversuch ab, und heute noch schwebt das Grauen des Unbekannten und Ungewissen vor jener Höhle in der Felswand.

In allen Winkeln träumt so dort oben noch die alte Zeit, und dennoch sind jene

Blick von der Ruine Klamm auf den Wallfahrtsort Maria Schutz.
(Aufnahme von F. J. Böhm in Mürzzuschlag.)

Höhen die ersten, die sich die Neuzeit eroberte!

Denn hier geht die älteste Gebirgsbahn Europas, — an Technik heute längst überholt, an Poesie und Landschaft unüberboten.

Heute, wenn sich ein Bergklotz dem gewaltigen Drange des Nordens nach dem Süden, des Ostens nach dem Westen entgegenstemmt, da durchbricht ihn die Wucht menschlichen Willens in leidenschaftlich nachbohrendem Stoße. Arlberg, Simplon, Tauern, — es ist kein Olymp an Wucht und Höhe, den die Menschenzähigkeit nicht durchnagen würde.

Damals, in den Zeiten der Revolution, die das moderne Europa erst zu schaffen begann, galten fünftausend Schuh Bohrarbeit schon für Titanenkampf. Der größte Tunnel der Semmeringbahn hat noch keine zwei Kilometer Länge. Dazu gab es in jenen Tagen, zu Beginn der fünfziger Jahre des XIX. Jahrhunderts, auf der ganzen Erde nur in der Ebene Bahnen mit Dampfbetrieb. Wo sich Steigungen erhoben, mußte die schwache Lokomotive der damaligen Technik ausgeschaltet werden, der

Ruine Klamm. (Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Wien.)

Blick von der Weinzettlwand auf Breitenstein. (Aufnahme von F. J. Böhm in Mürzzuschlag.)

Strang und das schwere Zugpferd traten an die Stelle des Dampfes, und unter dem guten alten ‚Hüh' der vergangenen Zeiten wurde Waggon nach Waggon über den Berg gezogen.

Beim Bau der Semmeringbahn galt es zum ersten Male, nicht nur Fels und Berg zu durchstoßen und Täler zu überbrücken, sondern auch die großen Steigungen einer Bergbahn durch die Kraft des Dampfes zu überwinden. Nun verhielten sich aber die Steigungen meist wie 1:40, und zu ihrer Überwindung mußten, vornehmlich für den enormen Gütertransport, der auf dieser Linie erwartet werden konnte, ganz neue Maschinen gebaut werden. Die Regierung schrieb noch während des Bahnbaues Preise von 20000, 10000 und 6000 Dukaten für die drei leistungsfähigsten Maschinen aus. Damals war es, wo die Industrie zum ersten Male die moderne Überlokomotive, die Mammutmaschine erzeugte. Gewaltige Kolosse waren es, die von der Preiskonkurrenz aus dem Wettbewerb des halben Europa auserlesen wurden; freilich, die Ökonomie, die harmonische Durcharbeitung eines gesunden Verhältnisses zwischen Leistung und Futter, gab ihnen erst der Österreicher Engerth.

Im Norden des Semmerings war schon lange vor dem Jahre 1848 die Bahn Gloggnitz-Wien vollendet worden, im Süden wuchs die Strecke von Mürzzuschlag über Graz, Cilli, Laibach mit jedem Tage. Die Stürme des Jahres 1848 hatten eine Unmenge brotloser Arbeiter an den Strand geworfen, und diese vis major war der stärkste Antrieb zur Erbauung der Bahn gewesen, denn man hielt damals Steigungen wie die erwähnten bei Kurven von 190 Meter Halbmesser für unmögliche Dinge.

So hatte denn im Jahre 1848 der Bahnbau als eine Ableitung der Unzufriedenheit, als ein Kampf gegen die Brotlosigkeit begonnen; 1850 kamen die schwierigen Stellen der Trassen, die Bohrungen, Schutzbauten und Viadukte in Angriff, die in jener Zeit des Kindesalters der Eisenkonstruktion noch ganz in

Stein und Ziegelbau aufgeführt wurden; oft in mehreren Etagen übereinander und mit Bogen, die in ihrer geringen Spannweite fast an die Konstruktionsregeln der römischen Aquädukte erinnern.

Unendlich vorsichtig kroch nun bald der eiserne Wurm an den Steilhängen der Berge entlang. Von Gloggnitz wendet sich die Bahn, die ein moderner Ingenieur in südwestlicher Richtung gegen Schottwien leiten müßte, um hier, unter den Serpentinen der Straße, den Abhang des Sonnwendsteins und den Paßstock selbst zu durchbohren, in westnordwestlicher Richtung fast sieben Kilometer an den Abhängen des Gahns bis über Payerbach weg. Hier übersetzt sie, scharf nach Süden biegend, in einem malerischen Viadukt das Tal der Schwarza. Im Osten die Ebene, im Westen als Abschluß des Tals der riesenhafte, neun Kilometer lange Rücken der Raxalpe, das ist der erste Blick, der den von Norden kommenden Reisenden überwältigt. Da ihm stets gesagt wird, die Aussicht gehe nach der linken Seite, so möchte ich hier auf diese eine Ausnahme aufmerksam gemacht haben; denn der Eindruck, den man beim Übersetzen des Tales nach rechts auf das ungeheure, drohende Felsenmassiv gewinnt, ist einer der kapitalsten der ganzen Fahrt.

Nach jener Talüberquerung wendet sich die Bahn fast genau in entgegengesetzter Richtung nach Ostsüdost und kriecht, parallel zur früheren Fahrtrichtung und keine anderthalb Kilometer Luftlinie von der eben befahrenen Strecke entfernt, fünf Kilometer an den Hängen des Kotsteins und des Gotschakogels weiter bergauf, bis zur Haltestelle Eichberg, von wo sie sich etwa neun Kilometer weit abermals nach Westen wendet. Sie hat sich damit aus dem freundlichen, breiteren Schwarzatal nach dem sich immer mehr verengenden Tal der Adlitzgräben gewendet, über dem sie in schwindelnder Höhe dahinstampft und die eigentliche Heimat der wilden Felsen, der Abstürze und unnahbaren Wände bei Klamm erreicht. Das ist wieder eine der herrlichen Landschaften! Über der Bahn, auf steilem Felskegel, ragen die gebrochenen Zinnen der Talsperre, der uralten Feste Chlamme, zum Teil noch in wohnlichem Zustande, mit einer gut erhaltenen Ka-

Die Bollerswand. (Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Wien.)

pelle. Um die Zinnen des Bergfrieds, die ein Geländer umgibt, reißt eine herrliche Alpenwelt all ihre Tore auf. Jene Felsengeier, die einst dort oben herrschten, vermochten tributpflichtigen oder feindlichen Anzug bis weit im Tal zu erforschen. Aber auch dem Reisenden, der im Wagen verharrt, bleibt ein großer Teil jenes herrlichen Blickes gewahrt. Unter der Burg hat sich eine kleine Rotte von Häusern zusammengeflüchtet, und tief unter den abstürzenden Wänden liegt der Markt Schottwien, den man von der Bahn aus falkenhoch überblickt. Eine einzige Gasse! Mehr gestatten die oft senkrechten Felswände nicht, die hier, selbst zu beiden Seiten des Tales zu einer Riesengasse erbaut, dastehen.

Die Bahn keucht weiter bergan. Sie bohrt sich durch die großartige Weinzettelwand; eine Eisenstraße, die hier in halber Höhe durch eine furchtbare Felswand nahe am Absturz durchgeschlagen wurde und alle Eigentümlichkeiten eines solchen Randtunnels nacheinander reizvoll aufzeigt: Galeriebauten mit entzückenden Durchblicken, ein Stück Viadukt über einen Felskamin, Durchschläge. — Stets wechselt die Nacht mit dem Blitz eines lichtblauen Ausblicks, der wie in ein Land der Seligkeit zu führen scheint und durch seine huschende Eile nur die Sehnsucht steigert; dieselbe Sehnsucht, die besser ist als der Besitz, und die alle Schönheit zuerst als schön entdeckt hat.

Nach der Haltestelle Breitenstein biegt sich die Bahn abermals nach Süden; das geschieht gleich, nachdem sie einen Tunnel durchsaucht hat, auf dem Viadukt, der über die ‚kalte Rinne' führt. Hier leuchtet, nur einige allzu flüchtige Sekunden lang, der schönste Blick über all diese Wände, Schluchten, Waldhänge, über die gewundenen Adlitzgräben, über die Pracht der Weinzettelwand, über die Ruine Klamm, über das Tal bis Gloggnitz, ja weiter, viel weiter bis in den holden Duft der endlosen Ebene auf, die einst Meerboden war und in der auf dem kargen Heidegrund des Steinfeldes Wiener Neustadt, ‚die allzeit getreue' liegt, eine Stadt mit einer Geschichte, gewaltiger, drohender und nachdenklicher, als selbst Wien sie hat. Diese Wände, diese Berghäupter, diese Waldhänge stehen hier eine hinter der andern wie die Kulissen eines Theaters geordnet, und zwischen ihnen durch schießt der Blick unermeßlich weit, — vom Hochgebirg bis ins flache Land hinaus.

Nicht länger als ein überraschtes Atemversagen dauert dieser holdeste aller Ausblicke; dann beginnt die Bahn ihre kurzen, krausesten Windungen, kreuz und quer, wie eine Raupe, die ihren Kokon spinnen will. Von Süden nach Ost, von da nach Norden (vor dem Wolfsbergtunnel) und von da wieder nach Süden zur Station Semmering, wo sich ein letzter schöner Blick ausbreitet. Die Villen der Berge, die großen Hotels, die endlosen Wälder, das Gnadenkirchlein Maria Schutz, der Kegel des Sonnwendsteines, es ist ein Bild voll Weltflucht und Ruhe, dort, nahe unter der Paßhöhe in der herben Luft, deren bergfrisches Prickeln sich gegen die weiche Luft der Ebene trinkt, wie ein kohlensaurer Brunnen gegen überstandenes Wasser.

Ach, wir werden noch andere Dinge von den Wundern dieser Höhen reden, in denen dem gequälten, unrastigen Städter frische Augen und begütigte Nerven erstehen, wo der Laute schweigsam wird und der Schweigsame Choräle hört. Wir werden Geheimnisse lüften, von denen noch wenige wissen, so weltberühmt auch dieses schöne Stück österreichischen Grenzlandes sonst sein mag.

Die Grenze selbst läuft oben auf freier, wehender Paßhöhe beim Hotel Erzherzog Johann vorüber. Die Bahn überschreitet sie mitten im letzten, großen Tunnel, der unmittelbar nach dem Bahnsteig der Station hinaus gähnt.

Auf steirischem Boden verändert sich das Landschaftsbild mit einem Schlag. Geschwungene, runde Höhen, sanfte Waldhänge, herrliche Wiesenmatten, ein Humus, eine Frische, ein Grün ohnegleichen, einsame Eisenhämmer, industriereiche Dörfer und Wasser, quirlendes, springendes, eilendes Wasser in allen Tälern.

Das ist die Bahnfahrt über den Semmering. Das ist die ästhetische Sonnenseite des praktischen Nachteils einer Bahn, die eine direkte Möglichkeit von wenig

über zehn Kilometer Strecke in dreißig reichgeschlängelten Kilometern erschmeichelt, statt sie in mächtigem Bohrstoß zu ertrotzen. Aber statt des verdrossenen Gähnens, statt des unruhvollen ‚Weiter, weiter' eines rastlosen Geschlechts schaut hier die Freude, tönt der Ruf des Jubels aus den Fenstern des bergauf arbeitenden Zuges. Jene altväterische Umständlichkeit hat zwar nur wenige Kilometer Bergesnacht, aber sie hat eine Welt von weitausgebreiteter Schönheit erschlossen.

Aussicht von der Kalten Rinne. (Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Wien.)

Jedoch die Schönheit, die von den durstigen Augen flüchtig Reisender hier aufgefangen wird, ist nur ein kleiner Teil jener Wunder, die über diese Gegend ausgeschüttet sind.

Ich will nur wenig von den intimen Reizen jenes Landes sprechen, deren ja selbst die Ebene hat. Ich will nicht einmal die Schlösser und Ruinen Gloggnitz, Wartenstein, Kranichberg, die Kirchenruine von Sankt Wolfgang, ich will nicht einmal Klamm beschreiben. Ich will nur flüchtig erwähnen, daß bei Gloggnitz eine Tropfsteingrotte, die Hermannshöhle genannt, die Wunder der Adelsberger Grotet beinahe erreicht, daß in jenen Tälern, wo die Edelkastanie reift, wahre Schätze an gotischen Kirchenbauten, gotischer Goldschmiedekunst (Prigglitzer Monstranz), an uralten Sagen und echtem Volkstum liegen. Ich will bloß von der Gottesgewalt dieser Höhen sprechen, deren Schneeglanz hoch über starrer Mauer Tausende von sehnsuchtsvollen Wallern anzieht. Diese Wallfahrten der Masse sind schmerzlich anzusehen. Den Schneeberg erklimmt eine Bergbahn, und an schönen Sonntagen wimmelt dort das Volk der Stadttiefen. Es sind jene eigentümlichen, unverabredeten Opferfeste an die Natur, zu denen sich die bedrückte Menschheit unserer Tage drängt, die in wahrer Selbstkasteiung zwei undurchschlafene Nächte hinwirft, um das gewaltige Weltgestirn von fröstelnder Höhe auf- und niedergehen zu sehen. Es preßt einem das Herz, diese Massenkundgebungen der Hochgebirgssehnsucht ansehen zu müssen. Auf

den Bahnhöfen der Kampf um den Sitzplatz, in den Unterkunftshütten das Ringen um die Schlafstellen, durchjohlte Bergnächte, kurz der ganze, dumpfe Ekel, mit dem die Masse von je ihre Feste für den Einsamen abschreckend gestaltete. Ein Sonntag auf dem Schneeberg und der Rax ist so gut und so schlecht wie eine Dorfkirchweih; aber die Religion der Menge gehabt sich einmal so, ob sie im Vorhof des Tempels bei den Wechslern in Jerusalem oder in Benares oder am Ganges, in der Peterskirche zu Rom oder auf den riesigen Weihesteinen der Natur, den Felshöhen, der Gottheit nach ihrer Weise dient. Wenn die Menge ein Genie besuchen will, bringt sie ihm einen brüllenden Fackelzug. Sie kann nicht anders, als überlaut sein, sich drängen und stoßen.

Selig aber, wer zu jenen erlauchten Höhen als Einsamer kommen darf! An den stillen Wochentagen geht der Atemzug Gottes über jene Berge, der heißt: Gleichgewicht, Erlösung, Ruhe.

Da ist die Rax, die nach der Tiefe zu mit entsetzlichen Schründen, Wänden und Abstürzen dräut, nach überwundenem Aufstieg eine Himmelswiese. Ein Gang über diese ambrosische Höhe, die dem Blick nach Sonnenaufgang das ungeheuere halbasiatische Tiefland der ungarischen Finnen unterwirft, nach Westen die Gletscher des Dachsteines entschleiert, nach Süden die Höhen der Alpen zählen läßt, — ach, eine Welt hinter der andern, — und dann den Blick nach Norden über die vom Tiefland so respektabel anzusehenden Berge des Wienerwaldes mit einer Überlegenheit empfinden läßt, als sähe man von einem Turm auf schollige Felder, oder von einem Schiff auf die hüpfenden Wellen des Ozeans! Groß! Groß!

Diese Höhen enthüllen uns aber auch das Geheimnis, warum das Volk all seine Naturgeister, Faun, Waldschratt, Berggeist und Kobold, stets als unberechenbar launenhafte Geschöpfe, voll Tücke, Bosheit und dennoch voll überirdischer Freigebigkeit gedichtet hat.

Du erreichst mit mir das Plateau der

Die Hochstraße mit dem Schneeberg. (Aufnahme von F. J. Böhm in Mürzzuschlag.)

Bahnstation Semmering. (Aufnahme von F. J. Böhm in Mürzzuschlag.)

Rax. Gewaltig reißt sich um dich die Welt unter dem kristallblauen Sturz des Himmels auf. Nur dort, an der Heukuppe, hängt ein Wolkenfetzlein, wie der Schleier einer saligen Frau, daß er an der Sonne vom Nachttau trockne. Die Sonne aber schlürft ihn nicht hinweg. Das Wölklein wandert anwachsend und bergstreifend über die Höhe. Herrlich geht im Tal sein kühler Schatten über die besonnten Halden mit, und wir freuen uns des lieblich wechselnden Bildes. Dann streift es lautlos gegen uns zu; bald jedoch pfeift der Wind in den Graten auf, die Sonne verkriecht sich hinter den ersten Schwaden, der Rauch schlägt weitmantlige Flügel um uns, und grausige Kälte schüttelt uns jäh. Die Welt um uns ist verschlungen, und wir stehen im eisigen, dämmerig perlenden Nebeltreiben.

Wohin nun? Man sieht keine fünf Schritte weit. Auf gut Glück und um nicht zu frieren, schreiten wir vorwärts. Das knappe, moosige Alpengras weicht, wir geraten zwischen Felsblöcke. Zurück also. Aber nach wenigen Augenblicken wird der Nebel so dicht, daß nahe vor uns die endlose Tiefe auf uns warten könnte, ohne daß wir sie ahnten. Wir halten. Zu einem Lagerfeuer mangelt es in dieser Höhe, die kaum von seltener Legföhre erstiegen wird, an Holz. Der Frost schüttelt uns kläglich. Warten, warten. Die Glieder versteifen sich, die Finger klammen vor Kälte. Essen und Trinken würde helfen. Aber man darf für dieses einzige Mittel, den Körper zu heizen, den kargen Vorrat des Rucksacks nicht vorschnell verschwenden. Der Nebel kann andauern, Tag und Nacht und Tag. Diese Raxnebel sind berüchtigt.

Schon hören wir — unter uns? über uns? — eines der Notsignale der Alpen: ein dünnes, fernes Pfeifen in regelmäßigem Abstand und Rhythmus. Ein Menschenleben in Gefahr. Durch den Nebel vorbei gibt nach einer halben Stunde in tiefen Tönen ein Paar der ernsten Sankt Bernhardhunde seinen klangvollen Laut. Sie suchen den Verunglückten. Wir rufen nicht, denn wir sind noch nicht in Lebensgefahr, und jede verlorene Sekunde würde jenen Gefährdeten töten können. Stundenlang halten wir uns in der furchtbaren Stille, in das leblose

Grau eingemauert, in kauernder Stellung. Da endlich weht der Wind stärker. Wie rieselnder Wasserfallstaub fegen die Perlchen des Nebels über das dunkle Grau unserer Kleidung weg. Ein Riß, ein hellsonniger Riß, — vor uns liegt in schwindelnder Tiefe ein herrliches Alpental, dann schlägt der wallend graue Vorhang wieder darüber. Ein zweiter Riß läßt uns ein Stück der grüngoldigen Ebene sehen, mit den leuchtenden Türmen der Wiener Neustadt. Wie schön sind diese Kontraste. Man sieht wie ein Kind durch die Kleidfalten des Gewandes von Gott-Vater hinaus. Der zweite Riß erweitert sich nun. Über uns wird der Himmel hellgrau, dann weißlich, endlich blaß bläulich; wässerig schwebt die Sonnenscheibe dahinter. Noch ist sie, an der wir fast schon verzweifelten, machtlos, machtlos!

Aber langsam wird der Himmel blauer, die Strahlen der schönen, großen Mutter des Lebens küssen sich wärmer heran und verdoppeln die Schauer der Kälte. Kämpfend zwischen Frost und wohligem Wonnegefühl sträubt sich die Haut. Und endlich hastet die Wolke über uns, um uns davon, weithin streifend reißt sie sich endlich vom Berge ab und übersegelt die von ihr beschattete Ebene. Wir aber jauchzen und strecken uns in einer Sonnengnade voll allerdurchlauchtigster Goldbläue.

Weit, weit, — hoch und tief ist die Welt wieder geworden — und warm vor Leben. Vor uns aber, drei Schritte vor uns, stürzt eine Wand ab, schauerlich kühl, versunken, wild und rätselhaft wie der Tod. Nahe genug waren wir ihm.

Im nächsten Schutzhause liegt ein halb Zerschmetterter. Er war es, der das Notsignal gab, der nicht vorsichtig wie wir warten konnte, sondern verzweifelt durch den Nebel weiterhastete, um einen Bahnzug nicht zu versäumen, der ihn wie an einer Kette zur Pflicht der Großstadt zurückzog.

Wären die treuen, unfehlbaren Hunde mit ihren tiefen, beruhigenden Stimmen nicht gewesen, er hinge noch an einem Felszinken, der erste Mensch, der dieses steinerne Stücklein des Erdballs berührte und vielleicht der letzte für Jahrtausende. Wieviel Knochen bleichen in jenen räthselvollen Schründen und Klüften, wieviel Bussarde und Milane leben von den Menschenopfern, die auch diese neue, sonst so reine Naturreligion verlangt! Wer kann es sagen? Jene Altäre der Schöpfung sind von vielen erklommen worden, deren Reste nie gefunden wurden, — eine Stunde von der Zweimillionenstadt entfernt, und verschlungen von den einsamen, stolzen Felsenungeheuern.

Waldweg bei Semmering.
(Aufnahme von F. J. Böhm in Mürzzuschlag.)

Das ist die Vernichtung und die Größe jener Höhen. Das ist die Erhabenheit der

Blick gegen Steiermark. (Aufnahme von F. J. Böhm in Mürzzuschlag.)

Berge, die euch erlaubt, wie durch die Ewigkeit hinzustreifen. Hunterttausenden öffnet sich diese Ewigkeit als weites, heilig schauerndes, überirdisches Glücksgefühl, als das Herrengefühl des Adlers, des Siegers über die Tiefe, — und immer wieder einem als der felsenstille Tod.

Zu solcher Gottesnähe führt jene alte, mühselige Bergbahn, die erste, die der Mensch in Felsenhöhen hinausbaute. Und noch sind nicht alle Wunder damit ausgesagt.

Denn nun habe ich zu reden von einem Geheimnis des — an Meterzahl als dem geringsten unter seinen Brüdern stehenden Alpenlande — Österreich unter der Enns, das dem Wunder nicht minder nahe ist, als die berühmten Höhen des Pilatus, von Davos oder Chamonix. In Zürich, dem nebelgedrückten, winterlichen Zürich, steht am Bahnhof der Hochbahn eine Tafel, auf der manchmal verzeichnet steht: „Heute Sonnenschein". Ach, dieser Bergsonnenschein mitten in der Wintersnot! Selbst über den Pilatus legt er sich nicht allzu oft.

Nur dieses glückliche Land am Rande der unermeßlichen Ebene, Niederösterreich, hat solche Himmelsgnade für viel geringere Erhebungen als ein eigentümliches Geschenk erhalten. Die Gelehrten, die Meteorologen und Klimatologen, nennen es die Temperaturumkehr. Dieses Wort bedeutet die Zunahme der Temperatur, die gerade in der bösen Zeit der Nebel, des Schnees und des Schlackerwetters mit der ansteigenden Berghöhe wächst.

In den Zeiten, da Steigeisen und Schneereif als einzige unvollkommene Mittel dem Menschen in die lawinendrohenden Höhen hinaufhalfen, damals, vor den Tagen, da die Hochbahnen nach den Berggipfeln griffen, — wußte keine Seele, daß für sie dort oben über den zerdrückend schweren Wolken ein Sonnenreich zu erobern wäre.

Ach, diese Wintersnot der schmutziggrauen Tiefe, die über Stadt und Land wochenlang, mondelang eine finstere Nebelwolkenschicht preßt!

Wer je erlebt hat, wie zu Wien am

Mittag in den Auslagen der Weihnachtsgeschäfte die Glühlichter brennen, wie es nicht Tag werden will, wo die holde Sonne und die klare, scharfe Winterreinheit völlig unbekannt ist von Beginn des Nebelmonds bis zum Ausgang des Eismonds, wer je ein volles Vierteljahr nichts als grauen, stinkenden Nebel, braunschmutzigen Schnee, Straßenkot, Sonnenlosigkeit und erstickende Schwermut erlebt und gefühlt hat, der kann das holde Himmelswunder kaum erfassen, das wenige hundert Meter über seiner Bedrängnis lacht.

Die Täler bis zu sechshundert, bis zu achthundert Meter Seehöhe sind versunken und ertrunken im Jammer der Wolkennebel. Schwer lastet das Grau über der Tiefe, und nur die Höhen des Anninger und des hohen Lindkogels ragen aus dem wallenden, unbarmherzigen Meer der Lichtlosigkeit in die Sonnenbläue. Der Semmering aber, der Semmering blinkt und strahlt in Pracht und Licht!

Aus dem kalten, feuchten Winterdruck voll Trostlosigkeit fahrt Ihr da höher und höher ins Helle hinaus und taucht endlich in eine sonnenglänzende Berglandschaft auf, erfüllt von einer milden aber wunderbar trockenen Atmosphäre.

Tiefatmend zieht ihr eine wahre Himmelsluft ein! Nie habt ihr solche Luft getrunken, — oder doch: An Sommertagen, an reinen, stillen, trockenen Sommertagen in Alpenhöhen, die über zweitausend Meter aufragten. Sonst nie.

Solcher Wechsel, der dem Auftauchen eines vom Wasser Verschlungenen zur Lebensluft vergleichbar ist, vollzieht sich derart jäh, daß der Entronnene hundert Schritte über der Trübnis aus dem beglückten Sonnenreich wie auf ein träge brauendes Meer hinabsieht. Das sind die Wolken, die regungslos drückenden Wolken des Tieflandes, aus denen die leuchtende Bergwelt wie Inseln der Seligen ragt.

Hören wir zu diesem Wunder die Worte eines Gelehrten*): „Namentlich die Trockenheit und die wunderbare Transparenz der Luft, sowie die Lichtfülle wirken in den ersten Momenten fast überwältigend. Und dieser Genuß, der kalten, finstern und schmutzigen Winterluft der Stadt entflohen zu sein, um gleichsam die Luft eines heiteren Sommertages der Hochregionen atmen zu können, der früher nur auf flüchtige Stunden dem Bergwanderer gegönnt war, kann jetzt tagelang völlig ausgekostet werden, mit allem leiblichen Komfort, den die neuen Alpenhotels bieten.

„Diese Erscheinung tritt auf jenen Höhen fast regelmäßig ein, wenn ein Barometermaximum sich über das Alpengebiet verlagert hat und im allgemeinen Windstille herrscht. Aber auch bei niedrigem Barometerstand kann diese Temperaturumkehr eintreten, wenn das Hochdruckgebiet in einer südlichen Richtung hin liegt. Der Barometerstand muß aber dann über die Alpen so gleichmäßig verteilt sein, daß nur schwache Winde und Windstillen herrschen — denn die warme, trockene Luft der Höhen muß über der feuchten und kälteren ruhig schwimmen können. Luftmischungen brächten Abkühlung und meist Trübung."

Wenn man zu diesen Feststellungen noch die Statistik zieht, die zwischen Wien und Klosterneuburg in der schlechten Zeit vierundsiebzig Nebeltage, im Reichenauer Tal am Fuße der Rax schon nur mehr achtzehn solcher schwermütigen Tage zu zählen weiß, deren Zahl bei jedem Hundert Meter aufwärts noch rapid abnimmt, so gewinnt man ein Bild von der köstlichen Gottesgabe, welche dieser nur neunhundert bis tausend Meter hoch gelegenen Villen- und Hotelkolonie beschert wurde.

Ein hellfrohes, jauchzendes Sportleben der übermütigen jungen Welt, ein stilllächelndes Hinwandeln der alten Herren und Damen beginnt dann dort oben. Das skilaufende oder lustig rodelnde junge Volk schmückt die Schneehalden mit leuchtenden Augen und roten Backen, indes auf der Sonnenseite der Schnee von der Luft wie fortgetrunken ist. Dort oben blühen Primeln, gaukeln Falter, spielen Eidechsen und Mücken, während unten im Tal eine Grämlichkeit, ja eine wahre Aufhängestimmung brütet.

Auf der Jagd, auf der frischen, wim-

*) Hofrat Haan, Klimatologie von Niederösterreich.

terlichen Hochwild- und Gemsjagd habe ich solche Tage durchatmen dürfen. Wenn wir am Morgen aus der Hütte traten, da war die ganze Landschaft, Fichtenwald, Fels und ferne Nachbarhöhen wie in altem Silber graviert. Der Rauhfrost hatte das feinste Nadelspitzlein überzogen.

Dann aber bog sieghaft die Sonne am Himmel empor, und ich mußte die Augen schließen vor der blendenden Pracht, die gleichsam zu verrauchen schien. Eine halbe Stunde, und der Fichtenwald war tiefgrün, der Himmel tiefblau, die Alpenmatten warmbräunlich. Dann legte ich wohl auch die Büchse weg und zog mich vom Gahns zu Tal, um in das Nachbargebiet des Semmerings zu fahren, wo ich über die herrlichen Alpenmatten in der vollen Gottesgnade der laulichen Luft bis auf den Sonnwendstein ging, von dem man das unbeschreiblich schöne Gebiet des Semmerings übersieht. Gegenüber, auf der Schattenseite der steirischen Berge, huschten tief unten wie kleine Spinnen die Rodler zu Tal, Skiläufer strichen über die Hänge, und im Sonnenschein der Paßhöhe, auf den Wegen der Hotels leuchteten farbig die hellen Kleider der Lustwandelnden im milden Sonnenschein, — — — Norwegen und Nizza in eine Welt zusammengezaubert.

Abends dann schwamm die Luft in Gold und Rosen, und riesenhaft flammend verbrannte im Westen der Tag in einem Sonnenuntergang, wie ich ihn sonst fast nur vom Monte Pincio hinter Sankt Peters Dom anzubeten gewohnt war.

Freilich, dann: das grimmige Herzweh, aus solchem Reich der Verklärtheit ins Tal zu müssen! Oft schon unterhalb von Klamm, bei Küb, stieß der Bahnzug in die dicken, trägen Dünste der Tiefe hinein, und dann war es aus, aus. Wenn der Zug in Gloggnitz anhielt, lag schon wieder eine Wolkenschicht über ihm, und war es ganz still und einsam am Bahnhof, so konnte man ferne von hoch oben, gegen die Adlitzgräben hinein und von jenseits der Wolken, jodeln und jauchen hören.

Dort sangen und jubelten sie, oben im Sonnenlande . . .

Bobsleyfahrt auf dem Semmering.
(Aufnahme von F. J. Böhm in Mürzzuschlag.)

Die Opfer des Krieges einst und jetzt.

Ein Epilog zur Haager Friedenskonferenz.

Von Hauptmann Hugo Kerchnawe-Wien.

So wären denn die Hoffnungen jener Utopisten, die von einem ewigen Frieden träumen und von ihm das Weltglück erhoffen, wieder zu Wasser geworden. Der uralte Kulturerreger Krieg — wie viele Erfindungen auf technischem, sanitärem und volkswirtschaftlichem Gebiete verdankt ihm doch die Menschheit! — läßt sich eben nicht hinwegdekretieren. Leben heißt wachsen, und wachsen heißt kämpfen, und nur im Tod ist ewiger Friede.

Ebensowenig wie sich je alle sozialen Gegensätze ausgleichen können, wie der soziale Kampf immer bestehen bleiben wird, solange es Menschen gibt, ebensowenig wird sich der Kampf zwischen den Völkern aus der Welt schaffen lassen. Er kann seltener werden, mildere Formen annehmen: aufhören kann er erst dann, wenn kein Volk mehr etwas zu erhoffen und zu erstreben hat, dann, wenn die Entwicklungsgeschichte der Menschheit in rasch fallender Kurve ihrem Ende, dem gänzlichen Verfalle sich nähert. Erst dann wird die Erde Raum für alle haben. —

Es soll trotzdem nicht geleugnet werden, daß Konferenzen, wie die im Haag abgehaltenen, auch einen gewissen reellen Nutzen haben können. Auch dann, wenn es die Ironie der Weltgeschichte immer zuwege bringen wollte, daß, wie bisher, das Federngekratze der Diplomaten im Haag in irgendeinem Wetterwinkel der Erde Kanonendonner und Waffengetöse als Widerhall haben sollte. Nur müssen die an solche Konferenzen geknüpften Erwartungen in äußerst bescheidenen Grenzen bleiben. Es hieße für ein Volk zur politischen Selbstentmannung schreiten, wollte es bei solchen Anlässen sich den Utopien der Pazifisten hingeben.

Diese Konferenzen und die mit ihnen verbundenen Erläuterungen einer ganz oder halb unwissenden, bewußt oder unbewußt lügenden Presse bergen aber auch gewisse Gefahren in sich: sie sind geeignet, das Volk immer mehr an die modernen Schlagworte der schrecklichen Opfer des modernen Krieges und der immensen Kosten des „bewaffneten Friedens" glauben zu machen und damit Kriegsfurcht und mißmutiges Rütteln an der Wehrkraft des Staates großzuziehen.

Diese beiden Schlagworte verdanken ihre Entstehung wohl allem eher als wirklicher Humanität und tiefgründigem Wissen. Im Gegenteil. Bleiche Angst um das eigene Leben oder um dasjenige irgendeines verwöhnten teuren Söhnleins u. dgl., die Angst um Geld und Gut, vielleicht auch nur die Furcht, aus der behaglichen Ruhe aufgestört zu werden, sind die Haupterreger der Kriegsfurcht. Und die rege Phantasie des Fürchtenden läßt ihn Greuel ausmalen, wie sie stärker kaum gedacht werden können. Auch ist es ja nicht zu verwundern, wenn die allerdings immer mehr vervollkommneten Waffen und Zerstörungswerkzeuge bei dem Laien den Eindruck gesteigerter Verluste, gesteigerten Schreckens wachrufen, daß er es kurzerhand nicht glauben will, daß eben diese Vervollkommnungen das gerade Gegenteil bewirken.

Es soll hier versucht werden, diesen Eindrücken zu begegnen und so einigermaßen dem Schaden entgegenzuwirken, den sie schon oft genug gestiftet haben.

Vor allem sei festgestellt, daß auch der teuerste Frieden immer noch ansehnlich billiger kommt als der billigste unglückliche Krieg. Und wenn auch eingangs der Wert des Krieges als Kulturerreger betont wurde, so soll doch nicht verkannt werden, daß ein unglücklicher Krieg der ihn erlebenden Generation furchtbare Opfer an Gut und Blut auferlegt, Handel und Wandel, die Frucht der Arbeit von Jahrzehnten in kurzer Frist völlig zerstören kann. Es ist daher ganz gewiß kein hinausgeworfenes Geld, das der Staatsbürger in der Wehrmacht seines Vaterlandes anlegt, um einen unglücklichen Krieg zu verhindern. Es läßt sich mit jener Versicherungsquote vergleichen, deren Verlust der kluge Kaufmann bei schwierigen Unternehmungen, überseeischen Transporten usw. nicht scheut, um sich beim Mißglücken vor völligem Ruin zu bewahren. Und in der Tat, in den allermeisten Fällen hätte ein Teil jener Opfer, die ein Volk in einem unglücklichen Kriege bringen muß, hingereicht, diesen Krieg entweder ganz zu verhindern oder aber um in ihm Sieger zu bleiben. Die moralischen Werte, die Persönlichkeit des Feldherrn in allen Ehren — aber auch sie finden schließlich wie alles Menschliche ihre Grenzen gegenüber materieller Übermacht. Auch hierin gilt das Wahrwort des Gelehrten Robert Gersuny: „Trotz aller ‚sittlichen Kultur' entscheidet zuletzt die physische Übermacht."

Speziell die deutsche Geschichte weist ein Beispiel ohnegleichen auf, wie viel ein Volk leiden kann, das seine Wehrkraft vernachlässigt: den Dreißigjährigen Krieg. Auch hierüber sei ein unverdächtiger Zeuge aufgeführt: „Der deutsche Krieg," schreibt

Faun und Ziege.

Steinrelief von Knut Aterberg.

Gervinus in seiner Literaturgeschichte bei der Betrachtung der Folgen des Dreißigjährigen Krieges für die Literatur, „der deutsche Krieg war so ein Krieg aller gegen alle geworden, und da drohte wie allem, so natürlich auch der Kunst der Untergang. Aber dies war nur eine Folge der Besiegung; hätten die deutschen Fürsten nicht vergessen, daß wehrlose Blöße das Unrecht wider sich waffnet, daß aber die Kriegsbereitschaft den Feind zum Frieden zwinge; daß der Feind fürchtet, wenn er sieht, wir fürchten ihn nicht; daß der Lorbeer den Ölzweig grünen macht und das Eisen das Gold des Friedens schützt; daß das Schwert beim Zepter liegen muß, soll das Zepter feststehen; daß der Friede in Waffen stehen müsse, damit er den Waffen widerstehe — hätten sie das alles nicht vergessen, so hätte Deutschland schwerlich den Triumph des Mars über die Kunst zu beklagen. Denn das wissen und sagen zum Teil die nicht unmännlichen Dichter dieser Zeiten selbst, wie der Krieg ein Prüfstein der Kraft sei, ein Sammelplatz der Tugend, wo, was zu schwach ist, versinkt, große Herzen aber genesen. — Wer also den Krieg anklagt wegen seiner Feindschaft gegen die Kultur, der klage zuerst die zaghafte Gesinnung an, die sich den Krieg nicht abzuhalten weiß."

Und was ein so heller und wirklich aufgeklärter Kopf vor mehr als fünfzig Jahren so deutlich und unumwunden aussprach, das gilt auch heute noch ebenso wie es für die Zeit des Dreißigjährigen Krieges gegolten, wie es immer gelten wird, solange es Reiche gibt, die von Menschen bewohnt werden, die leben, sich vermehren und ausbreiten wollen.

„Der Friede muß in Waffen stehen", das mögen sich alle jene vor Augen halten, die seine Erhaltung wünschen.

Und das was *heute* vom einzelnen hierzu gefordert wird, heischt wirklich nicht so furchtbare Opfer. Ganz entgegen allen Tiraden von den Tribünen der Parlamente und den Emotionen der politischen Presse ist es heute, im Zeitalter des „bewaffneten Friedens", im Zeitalter des „Militarismus" sogar recht herzlich wenig im Vergleich zu einst. Auch hier wirkt eben die Organisation, das Zusammenschließen ins Große. Den gut verwalteten modernen Staatswesen kommt es, wie jeder großen Organisation, viel billiger, sich eine achtunggebietende Schutzrüstung anzuschaffen, als beispielsweise den kleinen Staatengebilden des Mittelalters.

Sehen wir uns einmal den Bürger einer mittelalterlichen freien Reichsstadt an. Je nach der Zunft und den Vermögensverhältnissen mußte er sich eine mehr oder minder vollständige Kriegsrüstung anschaffen und erhalten. Bei den vermögenderen Bürgern kam hierzu die Erhaltung eines Streitrosses eventuell auch noch eines Packpferdes und des Kleppers für den Knecht. Es galt dabei für vermögendere Bürger nicht nur als Ehrensache gut gewappnet und beritten zu sein: man ermaß an den Ausgaben hierfür auch die Kreditfähigkeit des Geschäftsmannes. Aber die Opfer für die Wehrkraft waren damit nicht erschöpft. Die Übungen in den Waffen kamen hinzu — *mindestens* einige Stunden am *Sonntag* vormittag — der Wachdienst auf den Stadtmauern und Wachtürmen, die nächtlichen Rondengänge.

Stellen wir nun fest, daß dem Durchschnittsbürger einer deutschen Stadt am Ende des XV. Jahrhunderts die Anschaffung einer leichten Rüstung samt Schwert, Schild und Spieß 6—12 Gulden rheinisch*) kostete, ein Patrizier aber für eine gute Reiterrüstung bis 80 Gulden, für ein Streitroß schweren Schlages 40—80 Gulden, für ein Packroß und einen Klepper je 20—25 Gulden auslegen mußte und genötigt war, für den Knecht monatlich 4 Gulden, für jedes Pferd 1—2 Gulden zu verausgaben, und daß der Geldwert gegen heute mindestens der zwanzigfache war, so können wir daraus ermessen, welche Opfer er an Geld allein der Verteidigung seiner Heimat bringen mußte; wobei dies alles ihn nicht davon enthob, einmal in der Woche auf Wache zu ziehen, mindestens einmal in der Woche sich in den Waffen zu üben und jederzeit bereit sein zu müssen, in den recht zahlreichen und erbitterten Kämpfen jener Zeit Blut, Leben und Gesundheit zu opfern. Und dabei sind in den hier genannten Zahlen nur die *persönlichen* Auslagen gerechnet. Nicht aber, was die Stadt für Erhaltung der Befestigungen, Konstablerwesen (Artillerie) u. dgl. verausgaben mußte.

Was würde wohl heute ein kleiner Geschäftsmann dazu sagen, wenn man ihn verpflichten würde, sich mit einer Summe von 200—400 Mark kriegerisch ausrüsten, diese Rüstung instandhalten zu müssen, für das Befestigungs-, Artillerie-, Proviantwesen seiner Stadt Steuern zu entrichten und *außerdem* noch wöchentlich 24 Stunden Wachdienst tun und etliche Stunden durch Waffenübungen seinem Geschäft entziehen zu sollen; dann aber, solange er die Waffen tragen kann, nicht davor sicher zu sein, jeden Moment Weib und Kind verlassen und in den Kampf ziehen zu müssen?

Da hat es der Herr Staatsbürger heute doch wesentlich billiger und bequemer.

Er gibt im Deutschen Reiche jährlich 22 Mark für die Wehrmacht zu Lande und zur See aus, in Österreich-Ungarn gar nur 7,9 Mark (9,6 Kronen), in Frankreich 23,3 Mark, in Rußland 7,4 Mark, in Großbritannien deren 29,4 Mark; und während im Mittelalter jeder Bürger vom 18. bis zum 60. Lebens-

*) Eine Landsknechtrüstung 3—7 Gulden, ein Schwert 2—4 Gulden, ein Spieß oder Hellebarde 1 Gulden, zusammen 6—12 Gulden. Wurde statt des Spießes eine Hakenbüchse gefordert, stellte sich die Summe um 2 Gulden höher. — Nach den von Dr. Uhlirz publizierten Zeughausrechnungen der Stadt Wien.

jahre, d. h. mindestens 20 bis 25 vom Hundert der Bevölkerung zur Verteidigung jederzeit bereit sein mußten, sind dies heute in den genannten Staaten nur 7¹/₄ (D. R.), 7 (Ö.-U.), 14 (F.), 3,5 (R.), 1,8 (Gr.-Br.) v. H. der Bevölkerung; aber nur geringe Bruchteile hiervon, nämlich 1 (D. R.), 0,85 (Ö.-U.), 1,4 (F.), 0,7 (R.), 0,18 (Gr.-Br.) v. H. des ganzen Volkes stehen tatsächlich im Zeitalter des „bewaffneten Friedens" unter Waffen. Verdient unsere Zeit wirklich diesen Namen?

Aber man braucht durchaus nicht in das Mittelalter zurückzugreifen, um zu beweisen, daß in alles Gerede von den unerschwinglichen Militärlasten sich viel leeres Gefasel mischt.

Sind doch diese heutigen Auslagen geradezu kindisch gegen die Militärauslagen in jenen Zeiten, in welchen man den Militarismus zwar nicht dem Namen nach, dafür aber um so mehr dem Wesen nach kannte, wo zwar weniger über seine fiktiven Lasten gejammert, desto mehr aber unter seinen tatsächlichen Lasten geseufzt wurde.

Wir wollen da auf gut Glück Beispiele herausgreifen.

Zu Beginn des spanischen Erbfolgekrieges, also vor etwa 200 Jahren, hatten die 13,5 Millionen Einwohner der österreichischen Provinzen (ohne Ungarn) ein Heer von 101000 Mann (ohne ungarische Truppen) zu unterhalten. Es war also jeder 85. Mensch Soldat, heute ist es in denselben Ländern nur jeder 135. Zur Besoldung, Bekleidung und Ausrüstung dieser Truppen hatten diese Länder jährlich 12 Millionen Gulden rheinisch aufzubringen, d. h. 2,25 Kronen auf den Kopf. In Berücksichtigung des damaligen Geldwertes entspricht dies aber einem heutigen Betrage von etwa 14 bis 15 Kronen, also ansehnlich mehr als heute (9,6 Kronen). Doch waren hiermit die Auslagen für das Heer noch nicht erschöpft, denn die obige Summe war nur für die Besoldung, Bekleidung und Ausrüstung bemessen. Außerdem hatten die Einwohner, wenn die Truppen nicht außer Landes standen, für die Wohnung und die sehr reichliche Verpflegung (pro Mann mindestens 2 Pfund Brot, 1 Pfund Fleisch, 1 Maß Bier oder ¹/₂ Maß Wein, oft um die Hälfte mehr, höhere Kommandanten bezogen 50 bis 100 solcher Mundportionen) einschließlich Heizung und Beleuchtung Sorge zu tragen. Und nun denke man sich die rauhen Kriegsleute jener Zeit bei den damaligen engen und beschränkten Wohnungsverhältnissen in Bürgerquartieren hausend! Besonders — was nicht allzu selten vorkam — wenn der Sold unpünktlich gezahlt wurde. Gewisse Kreise waren ja von dieser Einquartierungslast befreit, mußten aber dafür eine eigene Steuer, die „Arrha" zahlen, die bei kaiserlichen oder Landesbeamten 3—5 Prozent des Gehaltes betrug, während heute die Einkommensteuer, also die ganze direkte Steuer dieser Kategorien meistens nur 2—3 Prozent des Gehaltes beträgt. Also für Kriegszwecke allein hatte der Beamte damals mehr Steuern zu zahlen als heute an Staatssteuern überhaupt.

Unter der Mitregentschaft Kaiser Josefs II. (1772, vor Beginn des bayerischen Erbfolgekrieges) hatte Österreich bei nicht ganz 24¹/₂ Millionen Einwohnern eine Armee von 190000 Mann Friedensstand (0,8 Prozent der Bevölkerung) und 470000 Mann Kriegsstand (2 Prozent der Bevölkerung) und verausgabte dafür bei einem Staatsbudget von 100 bis 110 Millionen Gulden im Frieden 22 Millionen Gulden oder 20 bis 22 Prozent der Staatsausgaben, im Kriege 68 Millionen Gulden oder rund 60 Prozent der Staatsausgaben. Dies repräsentiert nach dem heutigen (mindestens vierfachen) Wert des Geldes Summen von 176, bzw. 544 Millionen Kronen, das heißt 14,1, bzw. im Krieg 42 Kronen pro Jahr und Einwohner, gegenüber 9,6 jetzt!

Am Schluß der Regierung Kaiser Josefs (1790) war das Gesamtbudget auf 120 Millionen Gulden jährlich gestiegen, das Kriegsbudget auf 22 Millionen Gulden, das heißt auf 22¹/₂ Prozent des ersteren. Kaiser Leopold reduzierte bis 1792 das Gesamtbudget auf 97 Millionen Gulden, erhöhte aber das Kriegsbudget auf 27¹/₂ Millionen Gulden = 28¹/₃ Prozent des Gesamtbudgets. Da die Einwohnerzahl der Monarchie seit 1772 nun um etwa 400000 Menschen zugenommen hatte, waren also trotz bedeutender Ersparungen im Staatshaushalte die absoluten und relativen Militärauslagen gegen früher noch gestiegen.

Aber Österreich hatte immer an seiner Armee gespart. Daher die vielen, stets langwierigen und trotz aller Aufopferung der Armee und teilweisen glänzenden Siegen doch oft im Endergebnis unglücklichen Kriege und in weiterer Folge das horrende Anwachsen der Staatsschuld, der wiederholte Staatsbankerott.

Sehen wir uns einmal einen wirklichen Militärstaat an, das kleine, aufstrebende Preußen Friedrichs des Großen. Am Beginn des Siebenjährigen Krieges unterhielt das kaum 4¹/₂ Millionen Einwohner zählende Land eine Armee von 135000 Mann (3 Prozent der Bevölkerung) im Frieden und 150000 Mann (3,3 Prozent der Bevölkerung) im Kriege; zwei Drittel aller Staatsausgaben entfielen auf das Heer. Beim Tode König Friedrichs (1786) hatte das Heer bei einer Bevölkerung von im ganzen etwas über 5¹/₂ Millionen Einwohner einen Friedensstand von 191000 Mann = 3,4 Prozent der Bevölkerung und einen Kriegsstand von 253000 Mann = 5 Prozent der Bevölkerung, das heißt absolut mehr, relativ sogar viermal mehr als das fünfmal volkreichere Österreich. Natürlich werden auch die Militärauslagen, die 1786 60 Prozent aller Staatsausgaben betrugen, relativ viermal so groß gewesen sein als in Österreich, das heißt also

nach jetzigem Werte etwa 50 bis 60 Kronen pro Jahr und Einwohner.

Und doch ist dies erst gnomenhaft gegenüber dem, was die rücksichtslose absolute Advokatenregierung der ersten französischen Republik dem Volke für Kriegszwecke herauspreßte. Frankreich hatte nach dem état approximatif vom 15. Oktober 1793 etwa 603000 Kombattanten unter Waffen, über 700000 Militärpersonen auf den Beinen, das heißt 3½ Prozent der Bevölkerung oder ein Fünftel aller erwachsenen und noch kriegstauglichen Bürger; es verausgabte dafür jährlich 1440 Millionen Franken, das heißt 72 Franken pro Kopf und Jahr, nach heutigem Geldwert mindestens 216 Franken pro Kopf und Jahr, wenn man annimmt, daß der Geldwert in Frankreich seit damals sich nur verdreifacht hat; 288 Franken pro Kopf und Jahr, wenn man — was richtiger sein dürfte — auch hier annimmt, daß sich der Geldwert vervierfachte.

Es ist unter anderem ein beliebtes Schlagwort, daß Österreich im sogenannten Zeitalter der Reaktion, in den Jahren 1850 bis 1860, unter der Last seiner Militärausgaben zusammenbrach. Österreich gab durchschnittlich — von eventuellen Mobilisierungsauslagen abgesehen — 110 Millionen Gulden, d. h. 231 Millionen Kronen (etwa 180 Millionen Mark) oder auf den Einwohner 7½ Kronen jährlich für Heer und Marine aus. Also absolut weniger als heute. Bedenkt man aber, daß das Geld damals den zweieinhalbfachen Wert von heute besaß, so erhöhen sich diese Summen auf 578 Millionen Kronen bzw. auf mehr als 18 Kronen pro Einwohner, also viel mehr als heute (423,3 Millionen Kronen jährlich, bezw. 9,6 Kronen pro Einwohner).

Zum mindesten haben aber diese Militärausgaben dem Staate 1850 und 1854/55 Kriege erspart, die jedenfalls noch weit kostspieliger, für die Finanzen weit bedrohlicher gewesen wären, denn die mit jenen Summen unterhaltene imposante Kriegsmacht erreichte in beiden Fällen durch den bloßen Aufmarsch den politischen Zweck. Auch 1859 war Österreich trotz der unglücklichen Schlachten von Magenta und Solferino nichts weniger als am Ende seiner Kraft. Wohl aber Frankreich. „Noch eine solche Schlacht, und wir kehren ohne Armee nach Frankreich zurück," rief der eigentliche Sieger von Solferino, General Forey, aus, und tatsächlich war eigentlich der Franzosenkaiser bei Villafranca der Friedensuchende.

In den folgenden Jahren strich das parlamentarische Regime in Österreich die Mittel für die Armee auf wenig mehr als die Hälfte zusammen, die Truppen wurden fast auf Kaders reduziert, die Mittel für eine Neubewaffnung der Infanterie bis auf den letzten Moment verweigert*) — und wenige Jahre später wagte es der alte stets besiegte Gegner von Novarra, Magenta und San Martino, neuerdings die Waffen zu erheben, im Bunde mit dem in Olmütz unblutig Überwundenen, und bei Königgrätz schlug der Überwundene von Olmütz, der seither die Ausgaben für sein Heer verdoppelt hatte, in wenigen Stunden die ganze Herrlichkeit der parlamentarischen „Armeeaufwandkontrollkommission" in Scherben, machte alle ihre Ersparnisse zu nichte. Hätte es Preußen damals gefallen, dem Besiegten ähnliche Opfer aufzuerlegen wie 1870/71 — die „Armeeaufwandkontrollkommission" und ihre Ersparnisse hätten es daran gewiß nicht hindern können.

Denn der Krieg ist nun einmal viel teurer als der sogenannte „bewaffnete Friede".

Der unglückliche Feldzug von 1870/71 kostete Frankreich alles in allem 10, nach anderen Angaben 12 Milliarden Franken, also etwa 300 bis 350 Franken (240 bis 270 Mark oder 285 bis 332½ Kronen) auf den Einwohner. Eine einzige Milliarde dieser Riesensumme vor dem Kriege zu Wehrzwecken verausgabt, hätte Frankreich — damals noch ebenso volkreich wie Deutschland — mit einer ganz anderen Widerstandskraft ausgerüstet, hätte zumal vielleicht dem zweiten Teil des Krieges infolge planmäßiger Vorbereitung der Volksaufgebote und Sicherstellung entsprechender Kaders für diese ein ganz anderes Gepräge geben können.

Rußland kostete sein letzter Krieg 5,08 Milliarden Mark (6,01 Milliarden Kronen) d. h. sein fünffaches Wehrbudget vor dem Kriege oder auf das Jahr 92 Mark bzw. 107 Kronen. Ein verhältnismäßig geringer Bruchteil dieser Summe zur entsprechenden Ausgestaltung von Port Arthur, zeitgerechten Verstärkung der Flotte in Ostasien, zeitgerechten Fertigstellung der sibirischen Bahn und Bereitstellung eines schlagfertigen Heeres in der Mandschurei verwendet, würde Rußland die furchtbaren Opfer an Gut und Blut, die gewaltige, moralische Einbuße, ja vielleicht den ganzen Krieg überhaupt erspart haben.

Aber auch hier sind diese Beispiele bescheiden gegen jene früheren Epochen. Das kleine, nur mehr 5½ Millionen Einwohner zählende Preußen mußte nach der Katastrophe von 1806, abgesehen von der Verpflegung des mindestens 200000 sehr anspruchsvolle Esser mit über 50000 Pferden betragenden französischen Heeres, an Kriegskontributionen allein 130 Millionen Taler = 390 Millionen Mark oder auf den Einwohner im Zeitraum von etwa 2½ bis 3 Jahren etwa 71 Mark zahlen. Da das Geld damals aber mindestens dreifachen Wert besaß, würden diese Zahlen heute 1170 Millionen Mark oder 213 Mark auf den Einwohner bedeuten. Dabei mußte aber noch das eigene 45000 Mann starke Heer erhalten, die Kosten für dessen Reorganisation aufgebracht werden. Man stelle sich beispielsweise vor, daß das Königreich Bayern (ohne Pfalz) außer der Erhaltung seines eigenen Heeres noch 200000 anspruchsvolle feindliche

*) Die österreichische Presse hat hinterher allerdings — mit Unrecht — den Militärbehörden die Schuld hierfür in die Schuhe geschoben.

Soldaten erhalten und daß jeder Einwohner innerhalb 2½ Jahren noch außerdem 213 Mark an Kontributionen zahlen müßte!

Vielleicht noch drastischer wirkt das Beispiel einer einzelnen Stadt. Wien mußte im Jahre 1809 an Geld- und Naturallieferungen an 100 Millionen Gulden leisten, außerdem gegen 50000 französische und österreichische Kranke und Verwundete durch zwei Monate verpflegen, ebenso die französische Besatzung, das heißt etwa eine Division von 8000—9000 Mann. Wien hatte damals kaum 400000 Einwohner, das Geld den etwa drei- bis dreieinhalbfachen Wert des jetzigen. Das heutige Wien von etwa 1600000 Einwohnern müßte also unter gleichen Verhältnissen nach heutigem Geldwerte mindestens 4 × 3 × 100000000 Gulden, das heißt 2400000000 Kronen zahlen, das heißt 1500 Kronen auf den Einwohner binnen wenig mehr als zwei Monaten und ungerechnet die Verpflegung der Verwundeten und der Besatzung, von welchen einer auf je sieben Einwohner entfiel!

Und doch sind diese Summen gewiß nicht kleiner als jene früherer Zeit. Der Friedländer soll beispielsweise aus der Mark Brandenburg 40 Millionen Taler (120 Millionen Mark) herausgepreßt haben, und doch hatte diese damals höchstens 1 Million durch lange Kriege verarmte Einwohner, das Geld mindestens den achtfachen Wert von heute.

Man halte sich hierbei stets vor Augen, daß nicht kriegerische Rüstungen solche Riesenopfer erheischen und vielleicht in ähnlichem Maße wieder erheischen, *sondern der Mangel* an solchen. Wie sagt doch Gervinus? „Der Friede muß in Waffen stehen, soll er den Waffen widerstehen.“ — — —

Und nun zu den eigentlichen Opfern des Krieges, den Verlusten auf dem Schlachtfelde und an Kriegsseuchen. Diese sind es ja, welche den Friedliebenden am meisten schrecken, die am leichtesten pazifistischer Propaganda dienstbar gemacht werden können.

Nun, die Kriege werden trotz Repetiergewehren, Schnellfeuergeschützen, Monstrekanonen, Torpedos und brisanten Sprengstoffen immer unblutiger, oder besser gesagt eben wegen dieser Erfindungen!

Des Vergleiches wegen seien hier die Verluste der blutigsten Schlachten verschiedener Perioden rekapituliert (siehe Seite 101).

Bei den Kämpfen um Liaojang und Mukden muß berücksichtigt werden, daß sie eigentlich *aus einer Reihe von Schlachten* bestanden. Auf den einzelnen Schlachttag fällt dann ein geringerer Prozentsatz als auf einen Tag der Schlachten um Metz, von denen hier nur die beiden letzten angeführt wurden.

Die Ursachen dieses steten Zurückgehens der Verluste liegen in mancherlei. Daß die Verluste vor der Zeit der Einführung der Feuerwaffen bedeutend geringer wurden gegenüber den mit der blanken Waffe ausgetragenen Kämpfen des Altertums, hat seinen Grund darin, daß im Handgemenge der Zusammenbruch des einen Teiles erst dann erfolgte, wenn die Verluste einen physischen Kräfteausgleich herbeigeführt hatten, wobei dann der geschlagene Teil sich viel schwerer vom Gegner loslösen konnte, als im Feuergefecht. Erschwerten die Feldherrnkunst des Siegers (Cannä) oder das Gelände (Teutoburger Wald) den Rückzug des Geschlagenen, so ist der Verlust der Schlacht fast gleichbedeutend mit Vernichtung. Ähnliches wiederholte sich unter ähnlichen Bedingungen in unseren Tagen bei Adua. Die stetige Abnahme der Verluste in der Zeit der Feuerwaffen hat verschiedene Gründe. Der hauptsächlichste Grund liegt wohl darin, daß die Zunahme der Feuerschnelligkeit mit dem Anwachsen der Tragweite und der Verkleinerung der Ziele nicht Schritt halten konnte. Zur Zeit der glatten Gewehre war der Raum von 300 Schritt vor der feuernden Abteilung ziemlich gleichmäßig gefährdet. Heute hat sich die Geschoßmenge auf einen zwölf- bis vierzehnmal so tiefen Raum zu verteilen, die Feuerschnelligkeit müßte also — gleich große und gleich tiefe Ziele vorausgesetzt — zwölf- bis vierzehnmal so groß sein wie damals, d. h. mindestens 36 bis 48 Schüsse in der Minute betragen, denn die Infanterie Friedrichs des Großen vermochte 3 bis 4 Salven in der Minute abzugeben. Die Feuerschnelligkeit beträgt aber höchstens 24 bis 30 Schüsse (letzteres schon Ausnahmefall) in der Minute, sie ist also höchstens auf das Achtfache gestiegen. Während aber damals fast ausnahmslos aufrechtstehende, dicht geschlossene, drei Glieder tiefe Ziele beschossen wurden, sind heute meistens liegende, nur in kurzen Zeiträumen aufrechte, ein-, höchst selten zweigliedrige Ziele zu bekämpfen. Die Treffläche hat sich also auf ⅛ bis ⅙ vermindert. Abgesehen von der Schußpräzision, vom Schützen usw. müßte also die Feuerschnelligkeit sich auf das Sechsunddreißig- (Minimum) bis Hundertsechsundzwanzigfache (Maximum) gehoben haben, um den ganzen von der Tragweite des modernen Gewehres beherrschten Raum in gleicher Weise zu gefährden, wie zur Zeit des glatten Gewehres.

Nun hat allerdings die Schußpräzision bedeutend zugenommen, und durch die Möglichkeit der Konzentration der Geschoßgarbe auf das Ziel wurde die Wirkungsfähigkeit in anderem Sinne wieder erhöht. Aber gerade hierin liegt auch wieder eine neue, bedeutende Fehlerquelle. Eben infolge der großen Präzision geht die ganze Schußgarbe präzise daneben, sobald ein unrichtiger Aufsatz angewendet wird oder infolge Indisposition der Schützen die Abgangswinkel zu groß werden, besonders wenn man bedenkt, um wie viel bei der großen Rasanz der heutigen Feuerwaffen selbst ein um nur mehrere Bogenminuten zu großer Abgangswinkel die Flugbahn über das Ziel hebt. Ein kleines Beispiel möge das eben Gesagte illustrieren.

In der Zeit der Lineartaktik bekämpfte

man aufrechte Ziele auf durchschnittlich 150 bis 200 Schritt Entfernung, heute vorwiegend liegende Ziele ($^1/_3$ Mannesgröße, beziehungsweise bei entsprechender Deckung Kopfziele von $^1/_6$ Mannesgröße) auf durchschnittlich 800 bis 1000 Schritt. Der Zielwinkel für ersteres Ziel beträgt (auf 200 Schritt) 40 Bogenminuten, für letzteres 2,6 bis 1,5, das heißt den etwa 15. bis 25. Teil. Um mit den heutigen Gewehren bei gleicher Schußzahl auf Distanzen von 900 bis 1000 Schritt dieselbe Wirkung hervorzubringen wie etwa bei Kolin oder Leuthen wäre auf die genannten Distanzen die fünfzehn- bis zwanzigfache Präzision notwendig wie damals auf 150 bis 200 Schritte! Der Gott der Schlachten sorgt also schon dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen!

Ähnlich liegen die Verhältnisse beim Geschütz. Hier ist zwar der Faktor des Zitterns des Schießgestelles infolge Erregung des Schießenden ausgeschaltet, weil das Schieß-

Datum	Schlacht bei	Kämpfende Parteien	Absoluter Verlust an Toten und Verwundeten	Relativer Verlust in Prozenten der Streiterzahl
v. Chr. 216	Cannä	Römer*)	45000 (Tote)	58
n. Chr. 9	Teutoburger Wald	Römer*)	etwa 21000	100
1632	Lützen	Schweden**) Kaiserliche	etwa 10000 „ 10000	etwa 50 „ 50
1704	Höchstädt	Verbündete Franzosen	12500 16000	23 29
1757	Kolin	Kaiserliche Preußen	8200 14000	12 39
1758	Zorndorf	Preußen Russen	10000 19000	32 38
1759	Kunersdorf	Verbündete Preußen	18000 17150	27 37
1809	Aspern	Österreicher Franzosen	20500 etwa 40000	26 50
1812	Borodino	Franzosen Russen	25—30000 (Minimum)	25 28—30
1813	Leipzig	Verbündete Franzosen	50500 53000	19 27
1870	Mars-la-Tour	Deutsche Franzosen	15500 13000 (Maximum)	22 11
1870	Gravelotte	Deutsche Franzosen	20000 12000 (Maximum)	11 10 (offiziell 7)
1877	Plewna[1]) (dritte Schlacht)	Türken Russen	etwa 10000 „ 18000	etwa 20 „ 24
1896	Adua[2])	Italiener	11000	63
1899	Maggersfontein[3])	Buren Engländer	250 996	etwa 4 Beteiligte 7, wirklich Eingesetzte 13
1904	Liaojang	Japaner Russen	27800[4]) 15800	20 11
1904	Kiautschou[3])	Japaner Russen	etwa 4300 (angebl.) 900	etwa 12 5
1905	Mukden[3])	Japaner Russen	42000 73000	14 24½

*) Nur der unterlegene Teil genannt.
**) Der siegende Teil ist stets der obengenannte.
1) Abgewiesener Angriff auf eine befestigte Feldstellung.
2) Die gewaltigen Verluste wurden hier von dem modern bewaffneten unterlegenen Teil minder bewaffneten, höchst primitiv kämpfenden Gegnern gegenüber erlitten; unter ähnlichen Bedingungen wurde die Entscheidung durchgefochten wie im Altertum.
3) Siegreicher Angriff auf eine befestigte Feldstellung.
4) Bei Berücksichtigung des angeblichen Schreibfehlers bei der Verlustziffer der zweiten Armee (15000 statt der zuerst gemeldeten 5000).

gestell aus verläßlichem Stahl und Eisen besteht, dafür aber kommen Irrtümer und Fehler des Batteriekommandanten (beim Einschießen), der feuerleitenden Zugskommandanten (beim geschützweisen Einschießen und beim Feuerverteilen) und des Richtenden in Betracht, die jeder für sich allein genügen, um die präzise Flugbahn mit großer Genauigkeit um 50 bis 100 Schritt vor oder hinter die beabsichtigte Einschießlinie zu bringen, und das genügt vollkommen, speziell letzteres, um eine Wirkung nahezu unmöglich zu machen. Beim glatten Geschütz konnte man in einem solchen Falle immer noch auf Treffer am Ende des Streuungsbereiches rechnen.

Aber auch der Einwand, daß die Verluste sich mehr konzentrieren und in rascherer Zeit erlitten werden, stimmt nicht. Verluste einzelner Truppenkörper, die 1870 als besonders hoch bezeichnet wurden, zum Beispiel Gardeschützen am 18. August 44 Prozent, 38. Infanteriebrigade bei Mars-la-Tour 43 Prozent, waren im Siebenjährigen Kriege gar nichts Besonderes. Im Gegenteil. So verloren zum Beispiel die Grenadiere Laudons bei Kunersdorf 90 Prozent in einer Stunde, die ganze preußische Infanterie bei Kolin 60 Prozent in drei Stunden, das 2. russische Korps (Prinz Eugen von Württemberg) bei Leipzig ebenfalls gegen 60 Prozent innerhalb 6 Stunden — nur mit dem Unterschiede, daß solche Truppen damals trotzdem oft siegreich blieben, während sie heute, bei den geringeren Verlustziffern, fast ausnahmslos zusammenbrechen.

Genau so wie zu Lande liegen die Dinge zur See. Der Verlust an Toten und Verwundeten von Siegern und Besiegten bei Tsuschima erreicht in keiner Weise jenen bei Trafalgar oder gar bei Tschesme (1770). Bei Tsuschima verlor der Sieger 783 Mann, d. h. ungefähr 6 Prozent seiner Bemannungen, der Besiegte 5000 Mann = 45 Prozent. Bei Trafalgar betrugen diese Zahlen 1640, bzw. etwa 6000 Mann, d. i. 7 bzw. 28 Prozent, bei Tschesme gar 800, bzw. 13000 Mann und 10 Prozent, bzw. 55 Prozent. Ja die ganzen Verluste an Toten und Verwundeten der russischen, bzw. japanischen Marine in der ganzen 18monatigen Kampagne — etwa 19000 bzw. 3673 Mann — übertreffen nur um weniges die Verluste in der einzigen Schlacht bei Tschesme.

Dabei wollte man entdecken, daß Tsuschima ganz einzig darin sei, wie vollkommen der unterliegende Teil vernichtet worden sei. Nun, bei Tsuschima verlor der unterliegende Teil von seinen 20*) großen Kampfeinheiten 13, d. i. 65 Prozent**), bei Trafalgar von 38 (inklusive Fregatten) deren 20, d. i. 80 Prozent. Bei Navarin (1827) und Tschesme wurde der Besiegte gänzlich vernichtet (100 Prozent), bei Sinope (1854) entkam von 13 türkischen Schiffen nur eines (93 Prozent), ebenso bei Abukir (1798) ebenfalls nur ein Schiff der Besiegten.

Trotz des Widerspruches, den die Behauptung in sich birgt, daß ungeachtet des prozentuell und meist auch absolut geringer werdenden Schlachtverlustes doch die Kriege selbst infolge der größeren Streiterzahl und der größeren Zahl an Zusammenstößen immer blutiger werden, wird sie doch immer wieder von neuem aufgestellt. Aber auch sie ist hinfällig. Die Russen verloren in dem eben beendeten 18monatigen Kriege ihren letzten offiziellen Angaben nach zu Lande rund 207000 Mann an Toten und Verwundeten, die Japaner nach den höchsten Angaben 218000 Mann. Nun, die Zahlen nehmen sich ja sehr schrecklich aus — aber der nur 7monatige Feldzug von 1870/71 kostete den Deutschen 130000 Mann an Toten, Verwundeten und Gestorbenen, den Franzosen 285000 (Minimum). Aber das war ein Bewegungskrieg, der jetzige ein Positionskrieg. Im Krimkriege, in dem die Verhältnisse jenen des ostasiatischen Feldzuges ähnlicher waren, büßten die Russen etwa 250000, die Alliierten (inkl. Türken) an 300000 Mann während eines Zeitraumes von 27 Monaten ein. Aber alle diese Verluste sind trotz ihrer Größe fast ein Kinderspiel gegen jene der napoleonischen Epoche oder gar gegen die Opfer des Dreißigjährigen Krieges. Den ganzen Verhältnissen nach, ebenso auch nach Größe und Zusammensetzung der Heere, kommt die Feldzugsperiode 1812—15 den modernen Verhältnissen am nächsten. Der Feldzug 1812 allein kostete Frankreich nachgewiesenermaßen 550000 Mann, jener 1813 in Deutschland etwa 540000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen der Feldarmee*), jener 1814 schätzungsweise etwa 50000 Mann. Von dieser Summe von 1140000 Mann sind 150000 Mann abzurechnen, die Ende 1814 aus der Gefangenschaft zurückkehrten, hingegen etwa 45000 Mann hinzuzuzählen, welche die in Deutschland zurückgelassenen Festungsbesatzungen einbüßten, und 500000 Mann, die der Feldzug in Spanien und Italien kostete, ferner etwa 50000 Mann als Verlust des Feldzuges 1815. Macht zusammen rund 1700000 Mann für 4 Jahre auf etwa 40 bis 41 Millionen Einwohner, die Frankreich damals einschließlich der batavischen Provinzen und inklusive der deutschen und italienischen Departements zählte! Roß-

*) Schlachtschiffe, Küstenpanzerschiffe, Kreuzer.

**) Beziehungsweise von 38 Schiffen und Fahrzeugen inklusive Torpedozerstörern und Trainschiffen 27, d. i. 70,1 Prozent.

*) Von 590000 Mann, die im Laufe des Jahres 1813 den Rhein überschritten, und von etwa 30000 Mann (exklusive Besatzungen), die noch von 1812 in Deutschland standen, kehrten Ende 1813 nur 85000 Mann nach Frankreich zurück, d. h. wenig mehr als ein Siebentell

land kostete die Kriegsperiode von 1812 bis 1814 (inklusive Türkenkrieg) mindestens 1 Million Menschen. Österreich hatte 1812 etwa 25000, 1813—14 in Deutschland etwa 58000 Mann, in Italien rund 15000 Mann vor dem Feinde verloren, 1815 deren 12500, eingerechnet der infolge Krankheit verstorbenen 30000 Mann, zusammen rund 110000 Mann. Über Preußen existiert keine derartige Zusammenstellung. Nach den Verlusten der österreichischen Truppen, nach der Größe der von Preußen aufgestellten Streitkräfte geschätzt und der Zahl der Schlachten, an denen preußische Truppen beteiligt waren, muß deren Verlust mindestens 120000 bis 130000 Mann betragen haben. Die vier Hauptbeteiligten an diesem Riesenkampfe büßten allein nahezu 3000000 Mann Soldaten ein. Hierzu kämen noch die Verluste der Zivilbevölkerung infolge der Kriegsseuchen, die Verluste der Rheinbundstruppen — deren Kontingente 1812 fast ganz, 1813 zum großen Teile aufgerieben worden waren und die 1814 dennoch wieder auf dem Plan erschienen — die Verluste der Italiener, Spanier, Dänen, Schweden, Engländer (der blutige Feldzug in Spanien, 1815 Waterloo!) — was sind gegen diese Opfer jene des mandschurischen Feldzuges! Und damals stand Europa am Ausgang einer zwei Jahrzehnte langen Periode blutiger Kriege, während Rußland und Japan lange Friedensperioden hinter sich hatten. Dabei zählten die an dem zitierten 3000000-Verlust beteiligten Staaten damals weniger Einwohner als heute Rußland und Japan zusammengenommen. Und was bedeuten nun gar die Opfer der Periode der Befreiungskriege gegen die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges, der allein Deutschlands Bevölkerung von 24 Millionen auf kaum 5 Millionen reduzierte. (Da während 30 Jahren die Bevölkerung sich durchschnittlich einmal erneuert, hat dieser Krieg in Deutschland an 38 Millionen Menschenleben gefordert.)

Also blutiger werden die Kriege gewiß nicht.

Aber noch etwas außer den geringeren Schlachtverlusten macht den modernen Krieg weniger opferreich: die große Durchschlagskraft der modernen Gewehrgeschosse, das Schrapnell als Hauptgeschoß der Artillerie und der erstaunliche Fortschritt der ärztlichen Wissenschaft sowohl in der Prophylaxe als auch in der Wundbehandlung. Die große Durchschlagskraft der kleinkalibrigen Infanteriegeschosse bringt zum weitaus größten Teile viel gutartigere Verwundungen hervor als die Geschosse früherer Handfeuerwaffen. Die Zahl der tödlichen Verwundungen durch Gewehrgeschosse sank von $^1/_2$ bis $^1/_3$ aller Verwundungen zur Zeit der Franzosenkriege auf $^1/_5$ bis $^1/_7$ herab. Die Schrapnellfüllkugel, bzw. das Artilleriesprengstück, obgleich unvergleichlich inhumaner als das Infanteriegeschoß und ungleich wirkungsfähiger als das Artilleriegeschoß früherer Zeit, tötet doch nichts weniger als unbedingt, wie dies beim Getroffenwerden durch eine alte Vollkugel fast immer der Fall war.

Die Fortschritte der ärztlichen Kunst haben es ferner soweit gebracht, daß heute höchstens $^1/_{10}$ bis $^1/_{11}$ der den Sanitätsanstalten übergebenen Verwundeten stirbt, früher — abgesehen von den verheerenden Spitalsseuchen, denen manchmal fast alle Verwundeten zum Opfer fielen — mindestens $^1/_3$. Dabei bleiben dank den heutigen Sanitätsvorsorgen viel weniger Verwundete unversorgt wie früher. Was aber die ärztliche Wissenschaft im Verhüten von Seuchen — den schlimmsten Feinden kriegführender Heere — selbst unter schwierigen Verhältnissen heute zu leisten imstande ist, kann im Vergleiche gegen früher geradezu bewunderungswürdig genannt werden.

Wenn die Kriege trotzdem seltener werden, so liegt dies nicht in den zunehmenden Schrecken des Krieges, sondern in der zunehmenden Verweichlichung des Menschengeschlechtes mit seiner übertriebenen Einschätzung des Lebens des Einzelwesens und vor allem in der Institution der Volksheere. Den Soldaten von Beruf, der den „Schilling der Königin genommen", schickt man ja eventuell ganz gern in den Krieg, wenn es gilt, ein gutes Geschäft zu machen, wie dies der Börsenkrieg in Südafrika erst kürzlich wieder bewies, aber ein Volksheer? Ein stets kriegsbereites, starkes Volksheer ist also die beste Bürgschaft für den Frieden.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, die Erkenntnis zu stärken, daß nur ein starkes und wehrhaftes, in den Waffen geübtes Volk seine Weltstellung behaupten, die Segnungen seiner Arbeit genießen kann, denn auch heute gilt noch, was der Weltreisende und Philosoph H. W. Coxes schon vor 150 Jahren behauptete:

„Das Schwert entscheidet über die Schicksale der Völker, es erhält ihre Ruhe und bewirkt ihre Vergrößerung, der Handel kann die Nationen bereichern, die Kunst sie bürgerlich bilden, die Wissenschaft sie aufklären — *aber den Bestand all dieses Glückes verdanken sie nur den Waffen.*"

Trauer.

Weiß nicht, was die Trauer will.
Ist so still und sanft gekommen,
Hat in ihren dunklen Arm
Mein müdes Haupt genommen.

Ist vergangen heißer Harm,
Nur die weiche Wehmut blieb.
Wie ihr krankes Kind die Mutter
Hält sie mich und hat mich lieb.

Karl Friedrich Heitmann.

Mandus Frixens erste Reise.

Eine Hamburger Schiffergeschichte von Ewald Gerhard Seeliger.

Er fiel zwar nicht wie Till Eulenspiegel sofort nach der Taufe zum ersten Male ins Nasse, sondern erst an seinem fünften Geburtstage, dafür aber suchte er sich auch gleich ein größeres und tieferes Wasser aus als den Dorfgraben von Kneitlingen bei Schöppenstädt. Seine Mutter schwatzte an diesem denkwürdigen Tage auf dem Hinterdeck eines Alsterdampfbootes mit einer guten Freundin einmal so eifrig und ausdauernd, daß sie die Kletterkunststücke, die ihr einziger Sprößling (der wohl auf den Namen Amandus getauft war, aber fast nie darauf hörte) an dem Schutzgitter zum besten gab, weder bewundern noch verhindern konnte.

Plötzlich gab's einen Plumps!

Die Frauen schrien; Amandus brüllte, hielt sich aber durch Paddeln über Wasser; die Maschine arbeitete wie besessen rückwärts, und ein langer Bootshaken fuhr Amandus unsanft unter die Jacke. Pudelnaß und lautlos kam er wieder an Bord. Die gute Mutter verabreichte ihm vier wohlgezielte Baxe, auf jede Gesichtshälfte zwei, und Amandus bestätigte den Empfang in seiner gewohnten durchdringenden Weise. Denn als denkender Mensch hatte er sofort erkannt, daß in dieser mütterlichen Hantierung ein großes Unrecht lag. Das hatte auch die darauffolgende Droschkenfahrt, die erste seines Lebens, nicht wieder ausmerzen können. Was aber danach kam, ein dreitägiger Bettarrest und zwei Liter glühheißen Fliedertees, empfand er als einen Ausfluß elterlicher Grausamkeit.

Sogar die Gutmütigkeit seines Vaters, der Alleinherrscher einer tiefgelegenen Köhminsel an der Ecke der Langen Reihe war, und der für seinen einzigen Jungen mehr als eine kleine verzeihliche Schwäche besaß, versagte bei dieser Gelegenheit. Er kam wohl im Laufe der drei Martertage hinter der Tonbank hervor, ließ einmal sogar zwei durstige Droschkenkutscher eine ganze Weile nach Bier lärmen, um Amandus, den Kranken in der Einbildung seiner Mutter, in der Hinterstube zu besuchen. Aber er begnügte sich, nachdenklich vor dem Bette stehen zu bleiben und den dicken, spärlich bewachsenen Schädel zu schütteln. Tief enttäuscht drehte sich Amandus nach der Wand; denn die väterliche Belobigung dafür, daß er sich so tapfer über Wasser gehalten hatte, wollte nicht kommen. Sie kam auch nicht, als er sich am dritten Morgen ohne körperliche Schäden von seinem Qualenbett erheben durfte.

Ganz ohne Folgen aber ging das Abenteuer nicht an ihm vorüber. Mit den Jahren wuchsen sie und wurden offenkundiger. Das Wasser zog den Jungen an wie der Magnet das Eisenstück. In jeder Form und Menge übte es auf ihn diese Wirkung. Beim Wäschewaschen mußte er so lange in der größten Balge herumpantschen, bis die Überschwemmung in der Küche fertig war und die Mutter ihm ein nasses Handtuch um die Ohren schlug. Auf dem Schulweg ließ er keine Pfütze aus. Spazieren ging er am liebsten im Regen, wozu ihm in der nassen Hansestadt reichlich Gelegenheit geboten wurde.

Da er von seiner Mutter den anschlägigen Kopf und von seinem Vater das Phlegma geerbt hatte, konnte er den Gefahren der Schule ruhiger entgegensehen als mancher seiner befähigteren Kameraden. Er saß nie auf der ersten Bank, davor bewahrte ihn die väterliche Mitgift, siedelte sich aber auch nie auf der letzten Bank an, das verhinderte sein Mutterwitz. Bei sehr trocknem Wetter setzte er manchmal seine Lehrer durch ein ungewöhnliches Maß von Aufmerksamkeit in helles Erstaunen. Dafür aber hielt er sich an nassen Tagen schadlos. Dann vermochten ihn nur Geschichten wie „Der Zug der Kinder Israel durch das Rote Meer" oder „Der Prophet Jonas im

Published March 1, 1906. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by Velhagen & Klasing.

Walfischbauch" zu fesseln. Weniger Interesse brachte er der „Dampfmaschine" und der „Eisbildung" entgegen, für diese unnatürlichen Zustände seines geliebten Elements war er kaum zu haben.

Auch in der Praxis trat er von Jahr zu Jahr in immer innigere Fühlung mit dem Wasser. Mit zehn Jahren schwamm und tauchte er besser als ein sechsmonatlicher Enterich. Jeden Tag, den der Herrgott gab, mußte Amandus wenigstens eine Stunde im Wasser gelegen haben. Meistens aber tat er es nicht unter drei. Zuerst machte er die Alster, dann die Bille und endlich die Elbe unsicher, sogar in der höchst gefährlichen Zeit, als Herrn Hagenbeck ein ungezähmtes Nilkrokodil ausgekniffen war und ganz Hamburg die denkwürdigen Verse sang:

Drunten in der Elbe
Schwimmt ein Krokodil,
Wackelt mit dem Schwanze.
Was das Tier wohl will?

Und so kam es, daß Amandus Frixen, um es mit einem Wort, das die wasserscheuen Leute erfunden haben, rund und voll auszudrücken, ein wahrhaftiger Wassernarr wurde.

Seinen Mitschülern blieb seine Narrheit nicht verborgen, und sie neckten ihn gern, wenn sie auf dem Trocknen waren. Bald hatte er auch seinen Spitznamen weg. Denn als der Naturgeschichtslehrer, der das Scherzen liebte, einmal den unaufmerksamen Amandus mit den Worten anrief: „Frixen, Du schwimmst ja schon wieder im Atlantischen Ozean herum! Ist denn in der Reihe Deiner Ahnen ein Butt gewesen?" da blieb der ‚Butt', an ihm hängen. Und dabei paßte der Name gar nicht. Amandus war alles andere, nur nicht so klein und dick wie ein Butt. Schlank und schmal, aber sehnig und kräftig, sah er eher einem Hecht ähnlich. Im Sommer etwas abgezehrt von seiner Wasserleidenschaft, setzte er im Winter dank seines unverderblichen Appetits immer ein paar Speckringe an. Denn essen konnte er, daß es sogar das heimliche Grauen der liebenden Mutter erregte.

Kündeten aber Kanonenschläge vom Stintfang und vom Stadtdeich Hochwasser an, so war Amandus durch nichts mehr zu halten. Mit hungrigem Magen lief er davon. Auf einer Kohlenschute durch die Fleete zu fahren, deuchte ihn schöner als Pfannkuchenessen. Seine Seligkeit aber war das Segeln auf der Alster. Kam er nicht alle acht Tage mindestens dreimal bis auf die Haut durchnäßt nach Hause, so war's nur ein halbes Leben.

Den Entwässerungsplänen seiner Mutter war er kraft der Durchtriebenheit eines Hamburger Jungen vollständig gewachsen. Der Vater aber, der eine harte Jugend hinter sich hatte, wollte ihm die Freude nicht verderben. Die Zeit, in der es für den Jungen keine Schule und keine Ferien mehr geben würde, kam mit jedem Tage näher. Bis dahin mochte er seine Freiheit genießen.

Amandus merkte es bald, daß ihm der Vater die Stange hielt, und richtete sich danach. Versäumte er im Drange seiner Leidenschaft die Schule, und das geschah mit den Jahren immer häufiger, so brachte Vater Frixen die Sache beim Hauptlehrer persönlich in Ordnung.

So wuchs er bis zu seinem vierzehnten Jahre meistenteils zur Freude seiner Eltern heran; da aber sollte die Freude plötzlich ein Ende nehmen. Schon bei der Konfirmation hatte der Vater ein ungewöhnlich ernstes und energisches Gesicht aufgesetzt. Als Amandus mit seinem Schulranzen zum letzten Male nach Hause kam, steckte ihm der Vater ohne weitere Erklärungen eine weiße Serviette unter den Arm und hieß ihn drei Glas Bier an den Droschkenkutschertisch tragen, dann fünf Schnäpse zu den Straßenarbeitern, die daneben Mittagspause hielten, und endlich in die Küche zur Mutter springen, um die sechs bestellten Portionen Eisbein heranzuschleppen. Kaum war die Mittagspause vorüber, mußten die Messinghähne der dreizehn Likörfäßchen blitzblank geputzt, die Wassereimer für die Droschkengäule gefüllt und ein neues Faß aus dem Keller geholt werden. Dazwischen ging fortwährend die Tür, und der Durst nahm kein Ende. Im Handumdrehen war der Abend da, die Stube füllte sich wieder, und Mandus mußte wie ein Windhund zwischen den Tischen und der Tonbank

hin und her springen. Die Lampe qualmte und erschwerte das Atmen, der kalte Zigarrenrauch hing ihm wie ein Schleier vor den müden Augen. Kaum hatte er sich auf eine Stuhlkante niedergelassen, schreckte ihn der laute Zuruf eines Durstigen oder die gellende Klingel von der Tonbank her wieder auf.

So ging's bis in die späte Nacht. Er hatte gar nicht Zeit, über sich selbst nachzudenken. Kraftlos fiel er ins Bett und schlief tief und traumlos.

Am nächsten Morgen in der Frühe weckte ihn die elektrische Klingel in seiner Dachkammer. Jetzt ging das Leiden wieder los! Diesmal brauchte er zum Aufstehen eine halbe Stunde, während er sonst in drei Minuten zum Kaffeetisch gefunden hatte.

Beängstigende Zeichen seines Verfalls drängten sich ihm auf. Sein glänzender Appetit war wie weggeblasen, die Knie zitterten, der Rücken schmerzte, die Finger waren steif, vor den Augen flimmerte es ihm, und ein schwerer, drückender Bierdunst lagerte auf seinem Hirn wie eine Novembernebelbank auf der Elbe.

Der Vater nahm keine Notiz davon. Mandus fragte ihn im Vorbeischleichen, ob er denn keinen neuen Kellner nähme. Aber Herr Frixen schaute seinen Sohn nur recht bedeutsam an, spülte mit einem Gläschen kristallhellen Kümmels den schändlichen Kaffeegeschmack aus der Kehle und hielt es nicht einmal für nötig, mit dem Kopfe zu schütteln. Da ging denn Mandus ein helles Licht auf, und er nahm sich, ohne seine Tätigkeit als Schankgehilfe zu vernachlässigen, zwei Tage lang Zeit, über seine Zukunft nachzudenken.

II.

Am dritten Mittag legte er plötzlich die Serviette hin und erklärte kurz: „Kellner spielen paßt mir nicht!"

Sie waren gerade mit der Suppe fertig, und Frau Frixen brachte den Schinken und die Spargel herein, als Mandus diese Bombe auf den häuslichen Frieden abschoß. Dem Vater blieb vor Staunen eine heiße Kartoffel im Halse stecken und machte ihn vor der Hand unschädlich. Mit knapper Not konnte die Mutter die Schüssel bis zum Tische bringen. Dann aber ergoß sich über ihren Sprößling eine Sintflut von Worten. Mandus war das gewohnt und ließ es über sich ergehen, ohne mit der Wimper zu zucken.

Unterdessen hatte der Vater die heiße Kartoffel bezwungen und seine Kehle durch ein Glas Bier gekühlt. Damit war er auch Herr geworden über sein Erstaunen, und er machte sich nun in Seelenruhe über den Schinken her.

Diese Nichtachtung brachte Mandus nahe ans Heulen. Er schluckte es aber noch hinunter und schrie mit halberstickter Stimme: „Alle werden gefragt, was sie werden wollen, bloß ich nicht!"

Der Vater ließ sich den Schinken schmecken, die Mutter aber schaltete nun sämtliche sanften Register aus und verlas ihrem Söhnlein so gründlich die Leviten, daß ein Fremder an seiner Stelle sofort beigedreht hätte. Mandus aber kannte das Signal schon zu lange. „Fliegenwirt werd' ich nicht!" rief er erbost.

Dieses stolze Wort füllte das Maß seiner Sünden bis zum Rande.

Der Vater schaute mit seinen kleinen wasserblauen Äuglein, einen langen Augenblick nach Mandus, der mit rotem Gesicht hinter dem Stuhl stand, ging aber sofort in der zerlassenen Butter vor Anker, die auf seinem Teller Schinken und Spargel liebevoll und gelblich verband. Er wußte die Leitung der Angelegenheit in festen Händen. Denn seine dünne, rüstige Frau stand mit hochgeschwungenem Kochlöffel vor Mandus, dem Störer des häuslichen Friedens.

„Fliegenwirt?" schrie sie wild, „Fliegenwirt! Ist mir schon so ein ungeratener Mensch vorgekommen! Vierzehn Jahre liegt er nun schon seinen armen kranken Eltern auf der Tasche. Und schimpft seinen Vater Fliegenwirt! Seinen alten, kranken Vater so zu verschimpfieren! Ist mir das heutigentags eine gottlose Jugend! Das ist nun der Dank für die vielen Wohltaten! Man rackt und plackt sich den ganzen Tag, daß der Junge einmal in lauter Wohlleben sitzen kann. Und dafür tritt er das Elternherz mit Füßen! Jawohl, mit Füßen!"

Hier senkte sie den Kochlöffel zweimal sehr energisch gegen den Ungeratenen. Der jedoch wich mit einem Sprung zu-

Digitized by Google

rück und rief mit bebender Stimme: „Wenn Du mich schlägst, lauf' ich fort!"

Jetzt legte der Vater Messer und Gabel hin. Der Ernst der Lage hatte die letzte größere Hälfte seines Appetits auf Nimmerwiedersehen in die Flucht gejagt. Denn die Mutter fiel mit einem Schrei in den Stuhl zurück, hüllte ihr Gesicht in die Schürze und schluchzte: „Wie konnt' mich der liebe Herrgott so strafen! Was hab' ich denn getan, daß ich so eine Kreatur auf die Welt gebracht habe." Sofort erholte sie sich aber von ihrer weichen Stimmung und fuhr nun den Vater an: „Du bist daran schuld! Du ganz allein! Du hast dem Jungen immer alles durchgehen lassen. Jetzt schimpft er Dich Fliegenwirt! Das ist Dir schon recht! Und an seiner Mutter will er sich vergreifen! Aber ich hau' ihn in kleine Stücke!" Damit war sie schon wieder auf den Beinen und griff nach dem entsunkenen Kochlöffel.

Doch der Vater hielt sie zurück: „Halt, Mutter! Der Junge ist aus den Prügeln 'rausgewachsen!"

Da warf sie den Löffel hin, und Mandus ließ den Türdrücker fahren. „Komm her, Mandus," sagte der Vater ruhig, „und setz Dich auf Deinen Platz! Wir wollen jetzt einmal vernünftig reden!"

Mandus tat's, angelockt von dem vertrauenerweckenden pastoralen Ton, den Vater Frixen bei feierlichen Anlässen immer in seine Rede legte.

„Du hast mich Fliegenwirt geschimpft! Das ist wahrhaftig nicht schön von Dir, mein Sohn! So was hätte ich mir von Dir nicht versehen! Ich hab' Dir nie was in den Weg gelegt. Aber jetzt ist die schöne Zeit vorbei. Jetzt heißt's arbeiten! Das will zuerst gar nicht schmecken, aber man gewöhnt sich schon dran. Mit der Zeit wirst Du's schon merken, wie gemütlich das hier ist. Die Leute bringen Dir das Geld ins Haus. Was willst Du mehr? Und eine Fliegenwirtschaft hat Dein Vater nicht. Das merk Dir mal! Die wirft Dir leicht ein paar Tausend jedes Jahr ab. Wenn sie erst den Hauptbahnhof drüben gebaut haben, dann laufen Dir die Groschen Tag und Nacht die Treppe herunter. Und wenn ich mich hinlege, hast Du einen ganzen Berg Geld und kannst Dir ein reiches Mädel suchen. Dann kaufst Du das Haus hier, läßt es 'runterreißen und baust ein großes Hotel hin, pikfein, mit Fahrstuhl und elektrischen Klingeln, und bist ein gemachter Mann. Und kannst Deinen Vater auslachen."

Trotz dieser verlockenden Aussichten blieb Mandus verstockt; er ballte die Fäuste in den Hosentaschen, gab sich innerlich einen tüchtigen Ruck und brachte endlich seinen sehnlichsten Wunsch heraus, „Seemann will ich werden!"

Frau Frixen sprang auf, wie von einem Dutzend Taranteln gestochen, stieß dabei einen durchdringenden Ton aus und bewegte krampfhaft die Lippen, ohne ein Wort herausbringen zu können. Der Vater stutzte einen Augenblick, faltete dann die Hände über dem rundlichen Bauch und fing leise zu lachen an. Dabei drehte er die Daumen umeinander und klappte stillvergnügt die Äuglein zu, als wäre er mit diesem Ausgang mehr als zufrieden. Die Mutter dagegen zog mit Macht alle Schleusen ihrer Beredsamkeit.

„Du gottverlassene Kreatur! Du bist mir doch ein wahres Scheul und Greul von einem Kinde. Meinst Du, wir haben Dich großgezogen, daß Du im Meere untergehst und Dich die Fische fressen! Unter die Erde bringst Du Deine armen, verlassenen Eltern. O mein Kopf! Ich krieg' wieder meinen Zustand!" Damit griff sie sich an beide Ohren. Wenn nämlich Frau Frixen ihren gefürchteten Zustand bekam, zog sie sich alter Gewohnheit gemäß auf acht Tage ins Bett zurück und nährte sich währenddessen nur von heißer Milch mit Kognak. Diesmal jedoch schien das Unheil noch einmal gnädig vorüberzuziehen, denn sie fing wieder so gellend zu schreien an, wie es einem Menschen mit bohrenden Kopfschmerzen nicht möglich gewesen wäre. Jetzt galt es aber dem Herrn Gemahl, der noch immer von Zeit zu Zeit einen tiefen, lachenden Knurrton von sich gab.

„Ich hab's immer gesagt, der gottlose Strick wird uns noch alle drei vermalören! Von wem hat er nur diese Meschantheiten!"

Digitized by Google

„Von mir nicht!“ erklärte mit vollem Recht der Vater. „Eher von Dir!“

„Von mir? Von mir?“ eiferte die bekümmerte Mutter.

„Gewiß! Du pantschst doch mehr mit Wasser, als ein gesunder Mensch vertragen kann,“ lachte der Vater und drehte seine Daumen.

„Jetzt hackst Du auch schon auf mir herum!“

„Sei man gut, Guste!“

„Aber das mußt Du dem Jungen ausreden! Du gehst gleich mit ihm zum Herrn Pastor, der muß es ihm ausreden. Bind Dir einen reinen Kragen um und zieh Dir den schwarzen Rock an.

Mandus wurde etwas schwül zumute. Da klingelte zu seinem Glück die Tür, und die Mutter schoß nach vorn, die eintretenden Gäste zu bedienen.

Sie war so verwirrt, daß sie zuerst das Bier ins Grogglas und dann den Grog ins Bierglas füllte. Und dabei waren es zwei wildfremde Leute, die sie nicht allein lassen und denen sie auch nicht ihr Unglück erzählen konnte. So griff sie in ihrer Herzensangst und Trostlosigkeit zum Wassereimer und Feudellappen und begann mit einer wahren Wut über Tische und Bänke zu fahren. Währenddessen wurde es Mandus immer schwüler. Endlich stellte der Vater das Daumendrehen ein, goß ein Glas Bier hinter die Binde, steckte sich eine Zigarre an und stand auf.

Mit Zorn im Herzen blieb Mandus sitzen, als er sah, daß der Vater über seinen Lebenswunsch so gefühllos zur Tagesordnung überging. Es quoll ihm heiß nach oben. Eine quälende Kugel saß ihm im Halse und würgte ihn. Sie stieg ihm in den Mund, in die Nase und endlich in die Augen. Er fiel mit dem Gesicht mitten auf seinen leeren Teller und heulte herzzerbrechend.

Herrn Frixen glitt vor Schreck die Zigarre aus dem Mund. Erst stand er wie vor einem unlösbaren Rätsel, dann dämmerte ihm eine kleine Einsicht auf, und endlich merkte er, daß Mandus gar keinen Spaß gemacht hatte, sondern daß es ihm mit dem Wunsche, Seemann zu werden, heiliger, bitterer Ernst war.

Der Vater war nie hartherzig gewesen, Heulen machte ihn geradezu weichmütig. Er traute sich gar nicht an den Jungen heran, schlich auf den Zehenspitzen ins Schlafzimmer, band sich einen reinen Kragen um, kroch ächzend in den knappen, schwarzen Rock und bedeckte sich mit dem blanken Filzrohr. Zur Hintertür hinaus drückte er sich, lief, so schnell es Korpulenz und Würde ihm erlaubten, um die nächsten vier Straßenecken und um den Kirchturm herum und schöpfte erst Atem, als er den Klingelgriff des Pastorhauses gezogen hatte.

Mandus erholte sich von seinem Schmerzensanfall sehr schnell, denn man heult unter solchen Umständen niemals, wenn man allein gelassen wird. Er verzog sich grollend in seine Dachstube, wo er sich aufs Bett warf und die versäumten Morgenschläfchen nachholte.

Als die beiden unwillkommenen Gäste gegangen waren, fand Frau Frixen zu ihrem großen Schreck die ganze Wohnung menschenleer, und nur ein neuer Strom von Durstigen, den die Straße in den Keller spie, konnte sie vor ihrer ausschweifenden Phantasie retten, die ihr das plötzliche und unerklärliche Verschwinden ihrer beiden einzigen Familienmitglieder durch allerhand entsetzliche Unglücksfälle zu erläutern bestrebt war.

III.

Währenddessen schüttete Herr Frixen die Bedrängnis seines Vaterherzens vor dem Pastor aus. Der war ein alter Herr in einem langen, würdigen Flausrock und mit einer ebenso langen, würdigen Tabakspfeife in der Hand. Er ließ Vater Frixen ruhig seinen Bericht hersagen, zog dann zwei dutzendmal an der Pfeife, daß der Qualm wie dicker Nebel auf seiner grauen Mähne lag, und legte los.

„Sie, mein lieber Herr Frixen, erfüllen in Ihrem Beruf den Spruch: Speiset die Hungrigen und tränket die Dürstenden! Von denen aber, die über den Hunger essen und über den Durst trinken mögen, besagt der Spruch nichts. Dagegen ist an andern Stellen viel von den Lastern der Völlerei und Säuferei die Rede. Die Gefahren Ihres Berufes sind groß und schwer! Dagegen sind die Gefahren des

Meeres gering. Als Schiffer kann Euer Sohn seinem Herrgott besser, leichter und fröhlicher dienen. Geben Sie seinem Wunsche nach. Kommt es von der Welt, so wird es untergehen, kommt es aber von Gott, so werdet Ihr es nicht dämpfen können. Geben Sie ihn in eine harte Schule, das ist mein Rat. Suchen Sie ihm einen Kapitän, der rauh ist wie die Wellen und unwirsch wie der Wind, der es aber redlich und treu meint. Suchen Sie ihm einen solchen gestrengen Herrn, Sie werden ihn bald finden, denn sie sind weniger begehrt als die gelinden. Hält er bei ihm aus, dann wird man Sie noch um diesen Sohn beneiden. Und damit Gott befohlen!"

Hier stand der Pastor auf und fuhr mit dem silbermähnigen Haupte durch die weiße, wagerechte Rauchwolke, die sich allmählich zu einer festeren Tellerform zusammengezogen hatte.

Herr Frixen bedankte sich bestens für die nachdrückliche Predigt und zog geröteten Kopfes von dannen.

An der Kirchenecke machte er Halt.

So ganz unrecht hatte er nicht, der gute, alte Herr Pastor, denn es war etwas in seiner Rede gewesen, das auch für Vater Frixens Lieblingswunsch, seinen Einzigen als reichen Hotelbesitzer an der Ecke der Langen Reihe sitzen zu sehen, durchaus brauchbar war. Er wollte schon einen Kapitän finden, der den Jungen auf immer von seiner Wassernarrheit heilen sollte.

Sofort nahm Herr Frixen den Kurs nach dem Hafen zu, um diesen rettenden Engel zu suchen. Auf dem Eichholz, dicht beim Scharmarkt, hatte er einen befreundeten Kollegen, Kaspar Maasböl, der als Matrosenwirt und gesuchter Schlafbaas über die ein- und auslaufenden Schiffe immer gut unterrichtet war.

Mit hastigem Gruß trat er in die Tür der engen, verräucherten Stube, von deren Decke Schiffsmodelle und Haifischknochen, Negertrommeln, aufgeblasene Fischbälge und ähnliche Raritäten herunterhingen. Kaspar Maasböl saß mit der Brille auf der Nase an dem einzigen Fenster und las das Fremdenblatt, so andächtig, als wär's ein Gebetbuch.

Bis zum dritten Grog war Kaspar in alles eingeweiht. Beim sechsten fand er etwas Passendes für Mandus.

„Jonni Kaphengst vom ‚Albatros', das ist ein Mann für Dich. Der liegt im Indiahafen mit Stückgut nach Valparaiso. Eine schmucke Dreimastbark. In einer Woche seilen sie los. Soll ich mal mit ihm reden? Er kommt heute her. Der wird Dir den Jungen schon zwiebeln! Verlaß Dich drauf."

„Ist denn das so ein aasiger Kerl?"

„Keine Spur! Das ist ein ganz guter Kerl und ein kluger Kerl, der läßt mit sich reden. Den Jungen kriegst Du heil wieder, da sei ohne Sorge. Du brauchst bloß eine Flasche Genever zu stiften, dann will ich ihm das Ding schon richtig verklaren. Am besten ist, Du schickst den Jungen so gegen neun hierher, dann bring' ich die Sache heut abend noch in Ordnung. Zwanzig Mark Heuerprovision steckst Du ihm wohl gleich bei."

Vater Frixen nickte, bezahlte die Grogs und eine Flasche Genever, drückte seinem treuen Freunde Kaspar Maasböl die knochige Hand und stapfte mit schweren Schritten, schwerem Kopf und schwerem Herzen nordwärts.

Um dieselbe Zeit erwachte Mandus. Aber seine Laune hatte sich nicht verbessert. Drei geschlagene Stunden hatten sich seine Eltern nicht um ihn gekümmert! Es war gewiß etwas gegen ihn im Werke. Da beschloß er kurzerhand zu fliehen. Noch in der Nacht. Leise schlich er zum Wäscheboden hinüber, wickelte die Leine zusammen und versteckte sie unter dem Bett. Einiges Geld hatte er in der Tasche. Es fehlten nur noch die Lebensmittel. Er legte sich aufs Bett, um über diese Einzelheiten ins klare zu kommen. Beim heutigen Abendbrot, dem letzten im Vaterhause, wollte er sich noch einmal ganz gründlich satt essen, daß er es mindestens drei oder vier Tage aushalten konnte. Außerdem war noch das heutige Mittagessen nachzuholen. In der Speisekammer lagen Würste und Brot, unter der Tonbank viele Mittel gegen den Durst. Da konnte er sich im Laufe des Abends das Nötige unbemerkt wegholen. Dann wollte er einen Abschiedsbrief zurücklassen und um zwei Uhr nachts sich vermittelst der Wäscheleine durch die

Dachluke nach dem Hofe, über die Mauer und nach dem Hafen davonschlängeln. Hier wollte er sich in einem Schiffe verstecken und erst auf hoher See, wo sie ihn nicht mehr zurückschicken konnten, zum Vorschein kommen.

Das hatte er einmal irgendwo gelesen und sich in Vorahnung der kommenden Schwierigkeiten genau gemerkt.

Der Hunger trieb ihn endlich hinunter, die Mutter empfing ihn mit Scheltworten, der Vater mit einem steifen Kopfnicken. Von der Schifferei sprach man nicht, worüber Mandus ein tiefer Groll im Herzen fraß. Als sich vorn die Abendgäste bemerklich machten, reichte ihm die Mutter die weiße Kellnerserviette. Aber der Vater winkte ab: „Laß man, Mutter, der Junge muß erst noch einen Weg für mich machen."

Da ging Frau Frixen nach vorn, die Gäste zu bedienen. Der Vater aber holte aus der Westentasche ein funkelnagelneues Zwanzigmarkstück, legte es auf die Tischdecke und sagte, während er aufstand: „Das bringst Du zu Kaspar Maasböl auf dem Eichholz. Du gibst's ihm aber erst, wenn Du angeheuert bist."

Damit ging er auch nach vorn und ließ den verdutzten Mandus allein. Der starrte wie geistesabwesend auf das blinkende Geldstück, steckte es langsam, fast mit Widerstreben ein, stülpte sich zögernd die Mütze auf und machte sich auf den Weg. Schleppend, wie im Traume setzte er einen Fuß immer vor den anderen. Je weiter er sich aber von der roten, runden Laterne, die über der Kellertreppe hing, entfernte, um so mehr erwachte er. Seine Schritte wurden sicherer, straffer und schneller, auf dem Jungfernstieg setzte er sich sogar in einen mäßigen Trab, der sich mit jeder Straßenecke erhöhte. Ganz von Atem stürmte er in Kaspar Maasböls Tür.

Das gab einen ordentlichen Aufstand unter den vielen Gästen, die so ganz anders aussahen, als die in seinem väterlichen Keller. „Jung, bist Du närrisch?" rief ein alter, graubärtiger Ewerführer, der gleich neben der Tür saß, und packte Mandus beim Jackenzipfel.

„Ich soll hier angeheuert werden!" platzte der heraus.

„So ein feiner Jung? Bleib Du man lieber an Land!"

„Wie lange dauert denn das mit dem Grog?" brüllte plötzlich ein unsichtbarer Bärenbaß aus dem dunkelsten Winkel, und ein ohrenbetäubendes Pfeifen, Trommeln und Johlen war die Folge davon.

Aber Kaspar Maasböl, der hinter der Tonbank gerade Rum abfüllte, setzte ein schwarzes, meterlanges Sprachrohr an den Schnauzbart und schrie: „Wer nicht Ruhe hält, fliegt raus!"

Still aber wurde es erst, als er die Gläser vorschriftsmäßig gefüllt herbeitrug. Dann lotste er Mandus hinter die Tonbank und versuchte, ihm das Goldstück abzuluchsen. Aber Mandus wollte erst anheuern. Da schob er ihn ohne weiteres in einen Nebenraum, der so klein und niedlich wie eine Schiffskajüte war.

Oben brannte in einem cardanischen Ring eine tränende Öllampe, darunter stand ein runder Tisch auf einem einzigen, etwas schiefen Beine und mitten auf dem Tisch eine offene Geneverflasche mit einem leeren Gläschen daneben. Hinter der Flasche erkannte Mandus endlich einen struppigen, schwarzen Bart, der an einem unheimlich langen Manne angewachsen war. Der Mann saß auf einem Ledersofa mit dem Kinn auf der Brust und schien zu schlafen. Seine Beine streckte er weit von sich, daß die Siebenmeilenstiefel, die er an den Füßen trug, bis in die Mitte des Zimmerchens reichten. Ebenso tückisch lang waren seine Arme, die er auf den runden Seitenlehnen des Sofas ruhen hatte. An seinen Armen saßen Hände von einem schier unheimlich großen Format. In keiner Hosentasche der Welt hätten diese Hände ohne weiteres Platz finden können. Übermäßig dick war der Maun nicht. Sein Schädel stand voll von straffen, kurzen Haaren.

Mandus wartete nur auf den Augenblick, wo dieser Mann aufstehen und die niedrige Decke der Kajüte einstoßen würde. Doch der rührte sich vorerst nicht.

Plötzlich schrie draußen der Bärenbaß: „Schmeißt den Kerl raus!"

Davon erwachte der Mann auf dem Sofa, zwinkerte ein wenig mit den Augen, warf den Kopf schlaftrunken hintenüber,

die rechte Hand ballte sich zu einer Riesenfaust, und aus dem schwarzen Barte brummte es: „Verdammte Schwefelbande!“

IV.

Dröhnend fiel die Faust auf den Tisch. Mandus hielt das für eine Aufforderung näher zu treten, und machte einen langen Schritt vorwärts. Jetzt stand er ganz dicht an den beiden Stiefelsohlen des Langgebeinten, die ungefähr von der Größe ausgewachsener Pfannkuchen waren. Mit dem einen stieß nun der Erwachende sehr heftig gegen Mandus' Schienbein, daß er wieder zur Tür zurückflüchtete. Weiter aber kam er nicht, denn zwei harte, stahlblaue Augen, die genau über dem Pfropfen der Geneverflasche standen, hielten ihn im Bann. Und schon grollte es aus den Tiefen der mächtigen Brust hervor, wie ein fürchterliches, aber noch sehr entferntes Gewitter: „Bist Du —“

„Ich soll hier angeheuert werden!“ platzte Mandus in seiner Freude wieder heraus.

Da zog im Nu das Gewitter herauf, und wie die Posaune des Jüngsten Gerichts prallte die starke Stimme des Geneverliebhabers gegen die engen Wände. „Halt das Maul, Junge! Oder ich geb' Dir eins in die Klüsen, daß Du die Bramstänge für einen Spillspaken hältst!“ Und wie ein drohender Flächenblitz erhob sich die gigantische Hand von der Tischplatte und fuhr wuchtig durch die Luft, bis sie sehr sanft und liebevoll am Halse der Flasche einschlug.

Mandus griff hinter seinem Rücken nach dem Türdrücker.

„Mein Vater schickt mich her!“ sagte er wie zu seiner Entschuldigung.

„Dein Vater? Was versteht Dein Vater von der Navigation! Der kennt bloß das Wasser, das er in den Genever gießt!“

Das griff an die Frixensche Familienehre, und Mandus rief erbost: „So was tun wir nicht! Das ist eine Gemeinheit!“

„Gemeinheit!“ brüllte der Mann hinter dem runden Tisch und legte seine Hände wie zwei Warpanker an die Tischkanten, um sich aus seiner Ecke zu lotsen. „Du Krabb! Ich Jonni Kaphengst von der Hamburger Dreimastbark ‚Albatros‘ und Gemeinheit! So was ist mir doch in meinen ganzen vierzig Jahren nicht vorgekommen. Du bist ja ein ganz verdammigter Kerl! Na teuf man, komm Du mir erst an Bord!“

„Das will ich schon!“ sagte Mandus ein wenig zaghaft und zog den Türdrücker herunter.

„Dir will ich alle Striche, die in der Windrose sind, auf den Buckel malen!“

„Dazu gehören zwei!“ rief Mandus und wunderte sich im selben Augenblick darüber, daß ihm diese grenzenlose Frechheit entfahren war.

Auf Jonni Kaphengst aber wirkte das merkwürdigerweise nicht beunruhigend, er zog die beiden Hände von den Ankergründen zurück und hängte sie mit den Daumen in die Klüsen seiner Westenarmlöcher. „Sieh mal an! Sieh mal an!“ brummelte er vor sich hin. „So ein Jung! So ein ganz verteufelter Jung! Name?“ fragte er dann in einem freundlicheren Tone.

„Amandus Frixen!“ Der Junge ließ den Türdrücker los.

„Wie alt?“

„Vierzehn Jahre, fünf Monate, drei Wochen, zwei Tage.“

Wieder visitierte ein scharfer Blick aus den blauen, blanken Augen des Kapitäns die frischen Gesichtszüge des Jungen.

„Seemann willst Du werden?“

„Rudern und segeln kann ich schon.“

„Wird weit her sein!“ höhnte Jonni Kaphengst. „Auf der Alster.“

„Auch auf der Elbe! Und schwimmen kann ich auch!“ rief Mandus freudig, denn er hoffte sich damit endlich eine Anerkennung einzuheimsen. „Und tauchen auch!“

„Schwimmen und tauchen?“ schrie Jonni Kaphengst und sprang vom Sofa auf. „Natürlich immer der alte Unsinn. Ein Seemann und schwimmen, das ist gerade so dumm wie ein Butt und Schlittschuhlaufen. Verstehst Du das?“

„Nein!“ sagte Mandus ehrlich, „das kann ich nicht verstehen.“

„Weil Du ein dummer Junge bist!“

„Nein, deswegen nicht!“

„Verdoria!“ Die breite Hand zuckte wieder in die Höhe, doch zu schlagenden Beweisen kam es auch dieses Mal nicht. „Du bist ein dummer Junge! Was ein

richtiger Seemann ist, der gehört an Bord und nicht ins Wasser."

„Wenn er aber ins Wasser fällt?"

„Er hat nicht ins Wasser zu fallen!"

„Und wenn das Schiff untergeht?"

„Denn mag er versaufen!"

„Und die andern?"

„Für die ist das nur eine unnötige Quälerei. Ans Land können sie nicht, und der Hai kriegt sie doch. Ich hab's auch mal gelernt, hab's aber wieder vergessen. Und Dir will ich's auch abgewöhnen, komm Du nur erst an Bord!"

Mandus hörte nur die letzten Worte und fragte eifrig: „Wann soll ich denn kommen?"

Jonni Kaphengst rechnete nach.

„Eins, zwei, drei, vier! Sonntag. Also Montag morgen. Da hat Deine Mutter fünf Tage Zeit zum Heulen, und Dein Vater kann unterdessen drei Dutzend ungemischten Genever einpacken."

Mandus machte das dümmste Gesicht, das ihm überhaupt zur Verfügung stand.

Jonni Kaphengst aber hieb das dicke Gläschen auf den wackligen Tisch, daß er in allen ausgeleimten Fugen stöhnte, und sagte, ärgerlich über die grotesken Linien, mit denen sich die allseitige Hilflosigkeit in Mandus' Gesicht ausprägte: „Junge, bist Du mall? Montag morgen, Punkt neun. Dreimastbark ‚Albatros'. Kapitän Jonni Kaphengst. Liegt im Indiahafen, vorn an den ersten Dallen. Und die drei Dutzend Genever könnt Ihr gleich mitbringen. Verstanden?"

Mandus nickte.

„Abtreten!" kommandierte der Kapitän, und Mandus verließ ihn mit stummem Gruße und eilig, um seinem Vater die frohe Botschaft zu bringen.

Allein Kaspar Maasböl lauerte schon seit einer guten Viertelstunde auf das Goldstück. Er drängte den Jungen gleich hinter die Tonbank und ließ ihn nicht eher fort, bis er seines Schatzes ledig war. Was aber war ein Zwanzigmarkstück gegen das Hochgefühl, ein Seemann werden zu dürfen? Jetzt erst ging das Leben den Kurs seiner Sehnsucht.

Im Fluge durcheilte er die Straßen und rannte gegen die Leute, daß sie hinter ihm her schimpften. Doch er scherte sich nicht darum.

Ein Seemann durfte er werden, ein richtiger Seemann, der sein Ruder nach fremden Ländern und Meeren richtete. Das Meer, das weite, unermeßliche Meer, das er noch nie gesehen hatte, das ihn aber mit mächtigen Tönen lockte, sollte er nun bald mit eigenen Augen sehen. Und auf diesem Meere, dem Ziel seiner sehnlichsten Wünsche, sollte er jetzt ein Bürger werden.

Endlich fiel er mit der Tür in den väterlichen Schankkeller.

„Ich bin —" ‚Angeheuert' blieb ihm im Halse stecken, denn der Vater, der hinter dem Bierhahn stand, winkte ihm Schweigen.

„Schlafen gehst Du, und Mutter sagst Du nichts!" Damit schob er ihn hinten zum Tempel hinaus.

Am nächsten Morgen hatte Frau Frixen ihren Zustand in hochgradigster Form. Sie lag mit verbundenem Kopf im Bett und stöhnte. Hin und wieder erschien Herr Frixen an ihrem Lager, brachte ihr heiße Milch mit Kognak und spendete einige Trostworte. Doch sie ließ sich durch nichts beruhigen, jammerte über die Schändlichkeit des Jungen, der seine leibhaftige Mutter verlassen wolle, um im Meere zu ertrinken, über den unverständigen Mann und Vater, der sich mit dem gottverlassenen Jungen heimlich gegen die arme Mutter zusammentue, und über die Welt, in der solche schrecklichen Dinge überhaupt geschehen dürfen.

„Mutter," riet Herr Frixen freundlich aber bestimmt, „nimm Dich doch ein bißchen zusammen! Die Sache ist abgemacht und nichts mehr dran zu ändern. Mehr als eine Reise macht er nicht. Er kriegt einen Kapitän, der ihm die dummen Schiffergedanken gründlich austreiben wird."

„Und die erste Reise ist gerade am gefährlichsten," jammerte die trostlose Mutter.

„Wenn ihm was passieren soll," sagte Herr Frixen mit dem Phlegma eines Fatalisten, „denn kann's ihm auf dem Lande ebensogut passieren."

„Und der schreckliche Mensch von Kapitän! Der Junge wird sich was zuleide tun!"

„Ach was! Quees man nicht! Er wird ihn scharf anpacken. Das ist ganz gut!

Digitized by Google

Bildniſſe.

Gemälde von J. Emil Blanche.

Sonst vergeht dem Hansnarr die Lust nicht. Ein Menschenfresser ist er nicht!"

„Aber schlagen wird er ihn!"

„Wenn er's sich gefallen läßt, verdient er's nicht besser."

„Du bist ein Rabenvater!" Frau Frixen fuhr aus den Kissen empor.

„Schade um jeden Schlag, der daneben geht!"

Frau Frixen sank wie gelähmt in die Kissen zurück.

„Und dann sprech' ich noch mit dem Kapitän. Wenn ihm die Lust vergangen ist, soll er ihn auf dem kürzesten Wege nach Hause schicken."

Mit einem außerordentlich tiefen Seufzer drehte sich Frau Frixen nach der Wand. Der Hausherr schob sein Käppchen zurecht und drückte sich leise.

Als nach einer kleinen Weile Mandus ins Schlafzimmer kam, fand er die Mutter im tiefen Schlummer. Da drückte er sich ebenfalls.

Nun hielten Vater und Sohn halblaut hinter der Tonbank Kriegsrat. Der plötzliche Eintritt des mütterlichen Zustandes machte ihnen einen schnöden Strich durch die Rechnung. Wer sollte nun die Kiste packen?

„Laß man," tröstete der Vater, „sie wird schon wieder auf die Beine kommen. Sonst mußt Du Dir Deinen Kram eben selbst besorgen."

Die drei Dutzend Genever machten dem Alten viel mehr Kopfschmerzen. Sollte er wirklich das etwas umfangreiche Trankopfer spenden? Und sollte er es von dem Echten, Unverfälschten nehmen?

Doch Mandus ließ sich nichts abmarkten und verlangte drei Dutzend von der allerfeinsten Sorte. Und da er dem Vater nicht eher von der Seite wich, bis sich dieses Geschäft zur vollsten Zufriedenheit des Kapitäns abwickeln wollte, gab Vater Frixen klein bei.

Den ganzen Tag über war Mandus mit Kistennageln und Flaschenpacken hinreichend beschäftigt. Die letzte Kiste war etwas zu groß geraten, und Mandus mußte, um sie zu füllen, noch sechs Flaschen vom besten Jamaikarum hinein verstauen. Das vergaß er aber dem Vater zu erzählen. Sie waren auch nicht für den Kapitän bestimmt, sondern für die andern Seeleute auf dem ‚Albatros', bei denen sich Mandus dadurch vorteilhaft einzuführen gedachte.

Frau Frixen aber hatte den Kampf auf offnem Felde aufgegeben und sich hinter die undurchdringlichen Festungswälle ihres Zustandes verschanzt. Hier gedachte sie die beiden Feinde des häuslichen Friedens durch tatenlosen Trotz zu besiegen.

V.

Am nächsten Morgen kam die durch Vermittlung Kaspar Maasböls besorgte Seemannskiste an. Sie war zwar nicht mehr neu, aber noch gut imstande, und zwei rote, brennende Herzen auf dem Deckel schienen für ihre Dauerhaftigkeit zu bürgen. Darunter stand mit großspurigen Buchstaben: Moritz Flickl. Der war vor Jahren von der Stuttgarter Schule entlaufen, hatte sich als Schiffsjunge die Welt angesehen und saß jetzt zufrieden in Überlingen am Bodensee als Postassistent hinter dem Schalter. Mandus kratzte den Namen fort, und schrieb seinen eigenen Namen groß und deutlich an die Stelle.

Dann schleppte er die schwere, sargähnliche Kiste ins Schlafzimmer.

Frau Frixen fuhr bei dem Donnergepolter aus den Kissen und riß die Augen schreckhaft auf.

Mandus bot ihr „Guten Morgen!" und bemerkte beiläufig, daß er jetzt seine Sachen packen müsse.

Sprachlos starrte sie ihn an. Als er aber die Flügeltüren des Wäscheschranks öffnete und mit ungeübter Faust in die Fächer griff, da war es mit Mutter Frixens Selbstbeherrschung vorbei. Mit einem Schmerzensschrei, in dem sich Zorn und Angst gleichmäßig mischten, entfuhr sie gänzlich den Federn, nur mit dem blauen Unterrock und einer weißen Nachtjacke bekleidet.

Mandus ergriff ungesäumt die Flucht. Die Mutter aber verfolgte ihn nicht, sondern blieb vor der Verkörperung ihres Hausfrauenstolzes, dem zweiflügeligen Wäscheschrank, stehen und strich unschlüssig über die kleinen und großen, sauber mit blauen Schleifen zusammengebundenen Packen. Dann seufzte sie aus tiefstem Herzensgrunde und säuberte mit Aus-

dauer und Umsicht die verstaubte Seemannskiste. Hierauf legte sie Mandus' Wäschestücke einzeln und laut zählend hinein, wobei sie sich mit erschreckender Deutlichkeit ausmalte, in welchem Zustande sie diese unersetzlichen Schätze im nächsten Jahre wiedersehen würde.

Und wenn sie nun gar nichts mehr davon zu Gesicht bekam? Schon mußte sie mit den Tränen kämpfen. Mutig arbeitete sie weiter. Immer größere Lücken entstanden in dem festen Gefüge der Schrankfächer, und noch immer sperrte der unersättliche Kasten sein weites Maul auf. Da klappte sie wütend den schweren Deckel herunter, daß es dröhnte wie ein Notschuß im Sturm, sank selbst auf den Deckel, hielt die Hände vors Gesicht und weinte. —

Frau Frixens Augen standen bis zum Abend unter Wasser, aber ihr ‚Zustand' war gebrochen. Sie hatte sich ins Unvermeidliche gefügt, kaufte, packte, sorgte und sparte nicht mit eindringlichen Lehren über Wäschebehandlung und Lebensführung, die dem überwachten Mandus zur Qual wurden. Er hatte die letzten Nächte nur noch auf einem Auge geschlafen und fühlte im voraus, daß er die letzte Nacht unter seines Vaters Dach überhaupt kein Auge zumachen würde.

Doch es kam anders. Dank der mütterlichen Predigt, die sich mit geringen Unterbrechungen bis zum Abend fortgesponnen hatte, fiel er wie tot ins Bett und schlief bis in die helle Sonne. Als ihn die Klingel aufschreckte, fuhr er hastig in die Kleider und stürmte hinunter. Da stand der Vater schon fertig hinter der Tonbank und schenkte dem Arbeiter, der die schottische Karre mit den drei Flaschenkasten und der Seemannskiste zum Hafen stoßen sollte, ein Glas Bier ein.

Mandus stürzte eilig seinen Frühstückskaffee hinunter, vertilgte geschwind die drei Rundstücke, hielt mannhaft den Tränen und Küssen der betrübten Mutter stand und atmete erleichtert auf, als sich die Karre in Bewegung setzte.

An der Kehrwiederspitze angelangt, verstauten sie die Kisten und sich selbst in eine Jolle und suchten durch das Gewimmel von großen und kleinen, fahrenden und festliegenden, rauchenden und segelnden Schiffen den rechten Kurs an klobigen Pfahlbündeln vorbei, umbrandet von dem Tuten der Dampfpfeifen und umzittert von dem Gerassel der unaufhörlich schwingenden Kranketten. Allmählich kamen sie in ruhigeres Fahrwasser. Der Jollenführer wußte genau Bescheid, wo der ‚Albatros' lag. Wortlos wies er mit seinem gebräunten Pfeifenstummel auf ein Schiff, das tief beladen an drei Dallenbündel vertäut war, und dessen stehendes Gut sich leinwandlos und scharflinig vom graublauen Hintergrund des Frühlingshimmels abhob.

Vater und Sohn hatten den ganzen Weg nicht ein Wort miteinander gewechselt. Jeder schmiedete seine eigenen Pläne. Als sie an der schwarzen Schiffswand anlangten, entfuhr es dem Vater wie ein leises Stöhnen, und den Jungen überlief ein Fieberschauer der Freude.

Auf den langezogenen Ruf des Jollenführers schob sich eine blaue Mütze über die Reling, darunter grinste ein altes, gutmütiges, von vielen Falten durchzogenes und von grauweißen Bartstoppeln umrahmtes Gesicht.

Gleich darauf wurde Herrn Frixen zugemutet, seine einhundertsechsundneunzig Pfund Leibesfülle einer vertrauensunwürdigen Strickleiter zu übergeben. Vier Hände halfen von unten und zwei derbe Schifferfäuste erwarteten ihn oben, und so gelangte er mit Hangen und Bangen an Bord.

Als Mandus den Kopf über die Verschanzung steckte, fragte der Vater gerade nach dem Kapitän und verschwand gewichtigen Schrittes in einer schmalen Tür im Hintergrunde.

Mit einem Sprung war Mandus an Bord, zog die Mütze und nahm die schwielige Hand, die sich ihm zum Gruße darbot.

„Sieh so! Du bist also der Jung!"

Mandus nickte stumm und stolz.

„Ich bin Greggers Mohrt, der Bootsmann."

„Hol auf!" schrie's von unten.

Ungeheißen stellte sich Mandus mit ans Tau, und kaum eine Minute später schwebte die schwere Seekiste wie eine Feder durch die Luft und senkte sich sanft aufs Deck. „Noch was?"

Digitized by Google

„Ja!“ kam's laut aus der Jolle.

„Drei Kisten Genever,“ beeilte sich Mandus zu erläutern.

Greggers nickte verständnisinnig.

„Aber in der einen sind sechs Flaschen Rum, die soll er nicht kriegen.“

Der Alte sah den Jungen forschend von der Seite an, dann lachte er, als wollte er sagen: ‚Bist du mir aber ein richtiger Hamburger Jung!‘ Das Reep schlängelte sich wieder hinab und brachte auch die drei Kisten an Bord. Die große nahm Greggers sofort ins Mannschaftslogis, riß den Deckel auf, daß er splitterte, und setzte die sechs achtkantigen Rumflaschen gewissenhaft hinter Schloß und Riegel. Dann holte er aus der Kambüse eine leere Kiste, die schon früher ein Dutzend echte Geneverflaschen beherbergt hatte, staute die runden steinernen Henkelflaschen hinein und trieb mit schnellen Hammerschlägen den Deckel darauf.

Währenddessen saßen sich Jonni Kaphengst und Herr Frixen wie zwei heimliche Verschwörer gegenüber. Zwischen ihnen standen eine Flasche und Gläser.

„Dem Jungen will ich Mores lehren!“ sagte Jonni Kaphengst und setzte den Zeigefinger der rechten Faust steif auf den Tisch, mitten in einen kleinen Genevertümpel hinein, „der Junge soll mir noch das vierte Gebot lernen, eh wir Haaks Feuerschiff in Sicht haben. Dem will ich wohl das Seemannspielen austreiben! Hätt' ich nur so einen vernünftigen Vater gehabt! Verlassen Sie sich drauf, Herr Frixen, der Junge ist in guten Händen.“

„Die Auslagen ersetze ich!“

„Nicht der Rede wert, das muß er abarbeiten. Bedienung muß er machen, Kellner muß er sein. Wie er's zu Haus gelernt hat.“

Herr Frixen nickte entzückt und griff nach der Geldtasche.

„Lassen Sie nur stecken. Das machen wir in Ordnung, wenn ich wieder in Hamburg bin. Monatlich fünfzig Mark. Sie sind mir gut dafür.“

„Daß der Junge nicht etwa auf ein anderes Schiff läuft, in Valparaiso oder anderswo. Dann kommt er überhaupt nicht wieder.“

„Dafür will ich schon sorgen. Wenn wir den ‚Albatros‘ heil und gesund wieder hafenein bringen, kriegen sie auch Ihren Herrn Musjöh wieder, aber kuriert! So wahr ich Jonni Kaphengst bin!“

Als nach einer halben Stunde Jonni Kaphengst und Herr Frixen in holder Eintracht aus der Kajüte traten, fanden sie die drei Geneverkisten in Reih und Glied aufmarschiert. Mandus stand als Feldwebel vor der sonderbaren Schlachtordnung und zog die Mütze; doch der Kapitän übersah ihn völlig.

Der Abschied vom Vater vollzog sich in anerkennenswerter Kürze. Herr Frixen kletterte mit einem nicht allzuguten Gewissen in die Jolle, und ließ sich eilig aus dem Indiahafen rudern. Ehe er hinter dem Afrikahöft verschwand, hob er grüßend die Hand, und Mandus schwenkte seine Mütze.

Unterdessen hatte Jonni Kaphengst die drei Kisten mit Kennerblicken gemustert. Nur eine davon trug den Stempel der Echtheit. „Jung!“ ließ er nun seinen dröhnenden Baß über das Deck grollen, „mach sofort die Kisten auf.“

Mandus kam schnell mit Hammer und Meißel herangesprungen und klopfte mit geschickten Hieben die Deckel herunter. Der Kapitän stand daneben und wartete auf den ersten Fehlschlag. Doch Mandus hatte in seinen Fingern eine natürliche Gewandtheit für praktische Hantierungen.

Die drei Dutzend Genever standen nun hüllenlos in einem Karree von sechs Mann Tiefe, und Jonni Kaphengst hatte keine Gelegenheit gefunden, sein erstes Erziehungsgewitter auf Mandus loszulassen. Auch bei der Ausführung des zweiten Befehls, die Flaschen nach dem Proviantraum zu tragen, ließ sich Mandus keinen Fehlgriff zuschulden kommen.

Jonni Kaphengst bekam einen schwachen Dämmer davon, daß er diesem Jungen das vierte Gebot nicht auf eine leichte Art und Weise beibringen könnte. Das drückte ihm die gute Laune, die sich durch die tadellose Echtheit der Steinflaschen bedeutend gehoben hatte, wieder auf den Nullpunkt hinunter. Jetzt brach er den Streit vom Zaune.

„Junge!“ sagte er scheinbar freundlich,

„Du bist ja gar nicht so dumm.“ Dann hing er gemütlich die Daumen in die Klüsen der Weste.

„Nein!“ lachte Mandus froh.

„Halt das Maul!“ brüllte ihn Jonni an. „Verdammigter Jung! Du sperrst Deine Luk' nur auf, wenn Du gefragt wirst! Sonst —“ Der rechte Daumen rutschte aus der Klüse, und die dazugehörige Hand stand hart vor Mandus' Gesicht.

Mandus zuckte nicht mit der Wimper. ‚Einmal muß es das erste mal sein!‘ dachte er bei sich und blickte dem Kapitän fest in die harten, blauen Augen. Da spreizte sich plötzlich der Daumen von der riesenhaften Handfläche ab und suchte wieder die Klüse unter der Achselhöhle. „Du bist ein ganz durchtriebener Frechdachs! Aber warte nur, ich krieg' Dich schon noch klein! Jetzt packst Du Deine Sachen in die Koje. Dann meldest Du Dich in der Kambüse, wirst dem Koch an die Hand gehen. Dann bringst du mir das Essen. Um zwei! Keine Minute später! Hernach kannst Du in die Labsalbe greifen! Greggers wird Dir's zeigen.“ Damit drehte er sich um und ging mit schweren Schritten nach seiner Kajüte.

VI.

Mandus zog wie ein begossener Pudel davon. Der alte Greggers empfing ihn an der Tür des Mannschaftslogis und half ihm bereitwilligst, die schwere Kiste in den niedrigen Raum schieben, der sich wie eine windschiefe Bohlenbude an den Fockmast lehnte und für zwölf Leute Gelegenheit zum Schlafen, Essen und Wohnen bot. In der Mitte stand die Back, die mit der einen schmalen Seite an die Vorderwand stieß. Dort vermittelte ein Schiebefenster den schnellen Verkehr mit der dahinterliegenden Kambüse. Als Bänke dienten die verschiedenen Seekisten, die im Verein mit zusammengerollten Bultsäcken, Paketen und Bündeln den Boden bedeckten. Sechs Kojen oben und sechs Kojen unten waren an den Wänden angebracht. Die oberen hatten kreisrunde Fenster, so groß wie Suppenteller, die unteren waren finster wie Kohlenkasten.

Die allerdunkelste erhielt Mandus angewiesen. Er mußte die Schiebetüren weit aufsperren, wenn er dort überhaupt etwas erkennen wollte. Dann breitete er seine Seegrasmatratze aus, legte Laken, Kissen und Wolldecken zurecht und ging allein auf Entdeckungen aus.

Über der Back hing an einem Haken eine schmierige Petroleumlampe, an deren blindem Messingbassin drei große, wasserhelle Tropfen blinkten. Ping! ping! ping! fielen sie nacheinander in eine Kaffeetasse, die genau darunter stand. Lange dachte Mandus darüber nach, ob dieses Gefäß nur vom Zufall senkrecht unter die Lampe gesetzt worden war. Und ferner darüber, wohin die Tropfen fielen, wenn das Schiff auf dem Meere zu wackeln anfing.

Da schreckten ihn plötzlich lautes Kesselgeklapper, Kohlengerassel und verwandte Küchengeräusche auf. Er erinnerte sich der Weisung des Kapitäns und schlich auf den Zehen zum Schiebefenster, um das Schlachtfeld auszukundschaften.

Da stand ein breiter, eiserner Herd mit vier Kochstellen. Auf der einen zischte ein Wasserkessel. An den Wänden hingen und standen verschieden geformte Blechbüchsen und Töpfe, ganz genau wie zu Hause in der mütterlichen Küche, nur fehlte die Blankheit. Endlich erblickte Mandus auch den Beherrscher dieser Gefäße. Ganz steif und stumm stand er vor einem schmalen Tische und knetete mit seinen roten Händen in einem gelben Teig herum. Die Augen hielt er währenddessen auf ein Buch geheftet, das er auf dem Tellersims genau in der Höhe seines Gesichts aufgestellt hatte. Krampfhaft zerdrückten seine Finger den gelben Mehlklumpen immer wieder von neuem, krampfhaft auch liefen seine kleinen, schwarzen Äuglein wie zwei hungrige Mäuschen immer wieder die Zeilen entlang. Was für ein Buch mochte das wohl sein?

Mandus mußte sich wieder den Kopf zerbrechen. Aber diesmal fiel ihm wenigstens etwas ein. ‚Aha!‘ dachte er und freute sich im stillen, ‚das ist das Kochbuch! Mutter nimmt's auch immer, wenn sie was Feines kocht!‘

Jetzt streckte der Koch seine rote, lange, schlangenförmige Zunge heraus, strich damit über die Nasenspitze und brachte das Kunststück fertig, mit dieser angefeuch-

teten Nasenspitze die nächste Seite des Appetit reizenden Buches aufzuschlagen.

Mandus stand das Herz vor Bewunderung still. Wie unter einem Bann streckte er die Zunge heraus, um es nachzumachen. Doch seine Nasenspitze blieb unerreichbar.

Der Koch empfing Mandus mit einem leichten Kopfnicken, ohne sich in seiner fesselnden Lektüre stören zu lassen. Als Mandus ihn nach Arbeit fragte, wies er mit teigtropfigem Finger auf einen Topf und sprach mit einer heiseren Fistelstimme, die wie eine stumpfe Kaffeemühle kreischte: „Da schäl die Kartoffeln." Mandus fuhr vor Schreck zurück. Das war ja schlimmer als zu Hause! „Hernach kannst Du das Holz spalten!"

Mandus fügte sich seinem Verhängnis und schälte die verschrumpften Erdäpfel. Und die armen Knollen nahmen fortwährend an Umfang ab, zuletzt machte Mandus fingerdicke Schalen. Dank dieser Technik aber brachte er das eines Seemanns unwürdige Geschäft in kurzer Zeit zu Ende. Nun war auch der Koch mit dem Teig fertig geworden, ballte ihn zusammen, warf ihn in eine Bratform und stellte ihn aufs Feuer.

Mandus hätte gar zu gern gewußt, was aus diesem seinen, goldgelben Teig werden sollte. Er hob das Beil, um das erste Holzstück zu spalten, und riß dabei das Buch geschickt vom Sims herunter. Es purzelte mit Gekrach in den Kohlenkasten. Mandus hob es auf und las den Titel: „Fürstenkrone und Bettelsack oder der Fluch —"

Hier aber kam die Hand des Besitzers über ihn, entriß ihm das flatternde Eigentum und schlug es ihn zweimal derb um die Ohren. Mandus stand wie vom Donner gerührt. Dann hob er das Beil und ließ es mit Wucht auf den Haublock sausen. Das beruhigte ihn einigermaßen, so daß er mit Erfolg über die Holzscheite herfallen konnte. Dabei ging ihm fortwährend die Frage durch den Kopf, wie er das wunderbare Buch einmal in seine Finger bekommen könnte, um es zu lesen.

Der Koch hatte sich nämlich sofort wieder über das Buch hergemacht, hörte nicht, daß die Uhr eins schlug, und sah nicht, daß Mandus sich von dannen hob, nachdem er das zerkleinerte Holz handlich unter dem Herd verstaut hatte.

Draußen ging nämlich etwas vor. Zwei Männer kamen an Bord und steuerten mit stummem Gruße an Greggers vorbei, der die Mütze lupfte, nach der Kapitänskajüte. Der eine war lang und dünn wie ein Gaitau und schritt mit weiten, stelzenartigen Schritten voran, der andere war kurz und zusammengedrückt wie eine Bakentonne und stampfte mit schnellen, zappligen Tritten hinterdrein.

„Die beiden Steuerleute," erklärte Greggers Mohrt dem erstaunten Mandus.

Plötzlich kam ein langgezogener Ton von der Kaimauer. Da standen sechs in einer Reihe und sahen herüber.

„Das sind unsere Leute!" sagte Greggers.

„Die wollen wohl herüber?"

„Ja! Aber sie können lange warten. Die mögen sich ein Boot suchen. Ich werd' mich hüten, meine alten Knochen für die Sippschaft abzurackern!"

Mandus fand das nicht in Ordnung, wagte aber keine Widerrede. Greggers zog ihn hinters Logis, hier konnten sie nicht gesehen werden.

„Vorn, der Dicke, Breite mit dem langen Bart, das ist Tetje Sappei, der führt das große Wort an der Back. Dann kommt Jakob Segger, der hat die Hände in der Tasche. Dann Jan Muus, unser Zimmermann, der schmökt immer. Dann Hugo Pingel, mit der roten Mütze. Der kann fein spielen auf der Harmonika. Der Kleine ist Detlef Bodderbrot, mit den großen Prüntjes und dem kleinen Maul, und der Lange ist Kuno Leek mit dem großen Maul und den sieben Schiffbrüchen. Und da hinten kommt Karsten Kiekbusch angelaufen, der kann einen bösen Happen vertragen."

Währenddessen wuchs der Lärm von drüben stetig. Jetzt lotste Greggers den Jungen ins Logis.

„Erst mal nachsehen, was unser Smeerlapp gekocht hat!" meinte Greggers leise, schob das Verbindungsfenster zur Seite, steckte den Kopf hindurch und flötete so zart es ihm möglich war: „Smutje, was gibt's heute?"

„Beefsteaks!" kreischte der, fuhr von der Bank auf, steckte ‚Prinzenkrone und Bettelsack' in den Brustlatz seiner weiß-

gewesenen Schürze und fing an, erschrecklich mit Fleischklopfer und Bratpfanne zu rumoren.

„Der Jung muß drüben aufbacken! Höchste Zeit!“ rief der Koch.

Mandus sprang in die Kambüse, belud das Servierbrett mit allem Nötigen und lief achteraus.

Ein siebenstimmiges Geschrei von der Kaimauer her begleitete ihn bis an die Kajütentür.

Mit geschickten Händen und unter der strengen Aufsicht von sechs schweigenden Augen ordnete er die Gegenstände auf dem Tische. Das wickelte sich alles so glatt ab, daß Jonni Kaphengst nicht das geringste daran auszusetzen hatte.

Mandus verschwand lautlos.

„Ein fixer Jung!“ sagte Cornelius von Holten, der zweite Steuermann, ein langer, schlanker Holste aus Blankenese.

„Was? Fixer Jung!?“ schrie Jonni Kaphengst erbost, „das ist ein Frechdachs und ein ganz gefährlicher Bruder. Dem müssen wir hier an Bord noch das vierte Gebot beibringen.“

„Wir haben doch hier keine Schule?“ fragte Cornelius und lachte.

„Viertes Gebot?“ quarrte es aus dem dicken Dietrich Dippel heraus. „Viertes Gebot? Ist doch nicht zu glauben! So ein grüner Junge und schon hinter den Mädels her.“

Mit dampfenden Schüsseln schlitterte jetzt Mandus über die glatten Deckplanken. Ein siebenstimmiges Wutgeheul von der Kaimauer dröhnte herüber. Aber er wandte nicht den Kopf, stieß geschickt die Tür auf und verrichtete schnell und sicher seinen Dienst. Der Kapitän würdigte ihn keines Blickes, der Erste prüfte ihn mit neugierigen Augen auf das Übertreten des vierten Gebotes hin, konnte aber nichts Verdächtiges entdecken, der Zweite aber legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte ihn nach seinem Namen.

Dafür bekam er von Jonni Kaphengst einen mißbilligenden Blick von besonderer Durchschlagskraft.

Die sieben an der Kaimauer standen jetzt im Kreise herum und steckten die Köpfe zusammen. Ohne von ihnen bemerkt zu werden, kam Mandus zu Greggers zurück, der längst an der Back saß und sich schmunzelnd und schmatzend an einem saftigen Fleischstück mit viel Zwiebeln und noch mehr Kartoffeln gütlich tat.

Mandus ließ sich nicht lange nötigen, und auch der Koch setzte sich in der Kambüse vor seinen Teller, nachdem er die ‚Prinzenkrone‘ und den ‚Bettelsack‘ aus dem Schürzenlatz gezogen und an den großen Haufen der dickwandigen Kartoffelschalen gelehnt hatte.

Friedlich klapperten Messer und Gabeln, bis sich Greggers mit dem Ärmel über den Mund fuhr und damit die Tafel aufhob. „Die suchen jetzt ein Boot!“ meinte er mit listigem Augenzwinkern. „Aber sie finden keins. Und hungrig sind sie wie die Wölfe. Schad nix. Mittag ist vorbei.“

Mandus schob das gesamte Eßgeschirr durch das Fenster in die Kambüse. Greggers aber zog aus der Brusttasche eine kurze Stummelpfeife, steckte sie in Brand und sog bedächtig daran. Nach einer Weile schloß er seine Kiste auf, kramte unten auf dem Boden herum und brachte eine neue Tonpiep herauf, die er stopfte und Mandus hinüberreichte. „Schmökst Du nicht?“

Mandus meinte mit dem Kopf schütteln zu müssen.

„Hier schmök! Ein Seemann muß schmöken oder priemen, sonst wird er krank!“

Mandus setzte gehorsam die Pfeife unter Dampf und zog mit rührender Ausdauer, obgleich sie ihm entsetzlich schmeckte.

Greggers Mohrt aber nickte zufrieden mit seinem breiten Schädel und war mit seinem Zögling ein Herz und eine Seele.

Dann schloß er die Kiste auf, holte eine von den sechs Rumflaschen heraus und grabbelte nach seinem Taschenmesser.

Als der Pfropfen knallte, flog plötzlich die Tür auf und vier, sechs, zehn, vierzehn Hände griffen gleichzeitig nach dem Labsal.

Im Augenblick war der Raum gefüllt von schreienden und schimpfenden Schiffsleuten. Mit leeren Händen war Greggers auf seine Kiste zurückgesunken und sah hoffnungslos die Rumflasche von einem Mund zum andern wandern. Jeder wollte seinen Teil haben. Es bildete sich eine feste Reihenfolge, und als die Flasche

dreimal die Runde gemacht hatte, kehrte sie leer zu Greggers zurück.

„Hast Du denn geschlafen, Greggers!“ überschrie den allgemeinen Tumult Tetje Sappei mit seiner Bärenstimme. „Wir haben gebrüllt wie die Löwen.“

„Das hab' ich gehört!“ gab Greggers ruhig zurück. „Aber Ihr habt ohne mich von Bord gefunden, da könnt Ihr auch ohne mich wieder zurückfinden!“

„Du Grießmaul!“ schimpfte Karsten Kiekbusch, der einen Kleinen sitzen hatte.

„Einer muß doch an Bord bleiben!“ rief Hugo Pingel und fuhr sich mit einer langausladenden Geste an die Wange, denn er litt wieder einmal an seinen Zahnschmerzen.

„Und immer muß ich das sein!“ sagte Greggers unmutig.

„Du bist der Älteste!“ schrie Kuno Leek und nahm den Mund ordentlich voll. „Hast Du nicht selbst gesagt, daß Du an Land nichts zu tun hast? Oder hast Du das nicht gesagt?“

„Grünschnabel!“ sagte Greggers trocken und drehte ihm den Rücken zu.

„Schimpfen kann jeder!“ zeterte Kuno und warf sich in die Brust. „Und der Jung hätt' uns auch sehen können.“

Da stimmten alle kräftig ein. Mandus suchte eine Lücke zur Flucht.

Alle sahen ihn bös und drohend an.

„Ja, der Jung!“ grunzte Karsten Kiekbusch, holte aus und griff nach Mandus' Haarschopf.

„Ja, der Jung ist schuld! Der muß vertrimmt werden!“ schrien sie alle durcheinander, befriedigt, jemand gefunden zu haben, an dem sie ihren Unmut auslassen konnten. Vierzehn Fäuste fuhren gleichzeitig nach Mandus, der in seiner Angst wie ein fliegender Fisch, hinter dem die Möwen her sind, unter die Back tauchte und auf allen Vieren zwischen Matrosenbeinen, Seekisten und Bultsäcken den Weg ins Freie fand. Als er gerettet durch die Tür schoß, traf er den zweiten Steuermann, der gerade herein wollte, mit gesenktem Kopf genau in die Gegend des Leibes, wo man die mit Appetit verzehrten Beefsteaks zwecks weiterer Verdauung aufzubewahren pflegt.

„Bist Du des Deibels, Jung!“ Und schon hatte er einen derben Puff weg.

„Sie wollen mich —“ Mandus stockte, halb vor Aufregung, halb vor Scham, den Angeber spielen zu müssen.

„Streicheln! Was hast Du denn ausgefressen?“

Mandus zuckte die Achseln.

„Trab! Die Kajüte klar machen!“

Mandus sprang zur Kambüse, um das Brett zu holen. Da wäre er seinen Peinigern um ein Haar wieder in die Hände gelaufen. Denn sie drangen jetzt von allen Seiten auf den Koch ein und verlangten ihre Beefsteaks. Smutje aber weigerte sich entschieden, seine anregende Lektüre zu unterbrechen.

Da mußte sich Cornelius von Holten ins Mittel legen, säuberte die Kambüse von der hungrigen Mannschaft, verschaffte Mandus das Brett und verwies dem Koch seine Faulheit, der sich puterrot an das Feuer stellte.

Nachdem der Hunger gestillt war, zog wieder der alte Friede ein.

Sogar der Koch war zufriedengestellt. Er hatte die Beefsteaks aus Rache versalzen, und zwar so stark, daß in den nächsten vier Stunden die Süßwasserpumpe keine fünf Minuten Ruhe hatte.

Greggers stiftete zur Versöhnung noch eine Flasche und wies auf den gütigen Spender hin. Das trug Mandus allseitige Anerkennung ein.

VII.

Mandus eilte in die Kajüte zu Jonni Kaphengst. Der empfing ihn mit einem gewaltigen Kreuzmillionenhimmeldonnerwetter, und warf ihm zur Bekräftigung einen Teller entgegen. Aber Mandus ließ den Teller am Kopfe vorbeisausen. Er fuhr mit Krachen gegen die Wand und verlor dabei einen Teil seiner Glasur. Mandus setzte rasch entschlossen das Brett an die Back, zerrte mit einem Ruck das Tischtuch mit allem, was darauf stand, aus dem Bereich des zornigen Jonni, warf den mißhandelten Teller auf den Wirrwarr und schoß hinaus, ehe der böse Feind seine Überraschung durch einen zweiten Kraftausdruck überwinden konnte.

Er hing die Daumen in die Klüsen, schwenkte den Kopf hin und her und knurrte vor sich hin: „Der Jung hat wahrhaftig den Teufel im Leib!“

Draußen setzte Mandus das Brett auf dem Hühnerbock ab, türmte das durcheinandergeworfene Geschirr küchengerecht auf, legte das Tischtuch so zusammen, daß die saubere Seite nach oben kam, und lieferte es in die Kambüse.

Greggers fand er schon eifrig bei der Arbeit. Der stand mitten auf einem alten Segel, das zum Schutz des Decks ausgebreitet war, hatte rechts eine große Pütze voll Labsalbe stehen, links einen Haufen Taue liegen und fuhr mit beiden Händen abwechselnd in das braunschwarze Teer und an den Tauen entlang.

Mandus fand dieses Geschäft nicht so sehr erfreulich, daß er sich gern daran beteiligt hätte. Aber Greggers füllte ihm eine kleine Pütze mit der klebrigen, übelriechenden Masse und zeigte nach oben.

„Enter ins Want und salb die Hoofdtaue. Immer von oben nach unten. Die sechs dicken Taue, die in die Mars laufen."

Mandus betrachtete die luftigen Taue und die gefüllte Pütze mit wägenden Blicken. Ohne den Eimer schien ihm das Manöver weniger gefährlich zu sein.

Greggers hatte nichts dagegen, und so machte sich Mandus auf den Weg nach oben. Je höher er kam, um so mehr Mut gehörte dazu. Die schönen breiten Strickleitern wurden immer schmaler. Zuletzt stieß er mit dem Kopfe gegen etwas Hartes. Über eine viereckige Plattform von kurzen, dicken Balken zogen sich von oben her wieder solche Taue.

Er nahm seine gesamte Herzhaftigkeit zusammen und gewann schnell das Balkenviereck. Jetzt befand er sich in einem sinnverwirrenden Gewühl von dicken und dünneren Tauen, Ketten, Rollen und Rundhölzern. Allmählich fand er sich einigermaßen darin zurecht.

An seinem Standort waren die beiden untersten Stücke des Mastes kunstvoll zusammengefügt. Auf drei Tauen, die ebenfalls durch strickleiterartige Querseile verbunden waren, ging's ein Stockwerk höher. Mandus hielt den Blick auf die allernächsten Gegenstände geheftet. Nach unten zu sehen hütete er sich.

Endlich war die zweite Plattform erreicht. Hier fehlte der Bretterbelag, auch war sie bedeutend kleiner.

Wieder saß da ein Maststück auf dem andern, und wieder lief eine handliche leiterartige Klettervorrichtung nach oben.

Mandus klomm noch ein paar Meter höher, machte aber bald Halt, denn die Taue, die den Mast hielten, nahmen erschrecklich schnell ab. Auch hatten sich seine Füße noch nicht so recht an das Schwanken der hanfenen Sprossen gewöhnt.

Plötzlich hatte er das Gefühl, als schwebe er wie ein Vogel frei in der Luft. Seine Augen waren etwas zu weit spazieren gegangen. Instinktiv kniff er sie zu, umfing die beiden Taue des Bramwants mit den Armen und steckte den Kopf durch das nächste Hanfviereck. So hing er, bis er wieder Herr seines inneren Gleichgewichts geworden war.

Dann erst wagte er es, zuerst mit dem einen, dann mit beiden Augen nach Hamburg hinüberzublinzeln. Auf einmal aber taten sich seine Augen ganz von selbst sehr weit auf, so schön war der Anblick, der sich ihnen bot.

Mandus stand so hoch, so hoch, daß er über den Dunstschleier, der auf dem Hafen und der Elbe lag, weit hinwegsehen konnte.

Da lag Hamburg, seine stolze Vaterstadt! Die sechs großen Türme waren in Reih und Glied längs des Elbufers aufmarschiert. Voran der große Michel, dessen runde, grüne Kappe seine Hohlköpfigkeit noch immer nicht verdecken konnte, zuletzt der stachlige Jakob. Sie standen da wie ehrwürdige, alte Handelsherren, die es nicht nötig haben, sich nach den Reichtümern zu bücken, die arbeitsfrohe Hände zu ihren Füßen häufen. Auch über den Hafen, das unermüdlich schlagende Herz seiner Vaterstadt, ließ nun Mandus seine trunkenen Augen wandern. Unablässig pulste der Verkehr von Land zu Bord, von Bord zu Land. Die Krane hantierten mit der spielerischen Plumpheit von Riesen. Die kleinen Hafendampfer und Motorboote durchpflügten pfauchend, tutend, pustend und knatternd die aufgewühlten Wasser der Elbe und ihrer fächerförmig angeordneten Hafenbecken. Dazwischen brummte das dumpfe Stöhnen der großen Paketboote.

All dieses tausendstimmige Getön brandete in Mandus' Ohren zusammen zu

einem einzigen, gewaltigen, rauschenden Akkord. Atemlos lauschte er diesem brausenden Liede des allgemeinen Strebens. Er fühlte sich wachsen, fühlte sich plötzlich um Jahre älter. Er fühlte sich selbst als ein Glied dieser Gesamtheit, als ein echter Sohn der alten, meerbeherrschenden Hansestadt, und ein jauchzender Glücksschrei löste sich aus seiner Brust.

Und auf diesen Jauchzer kam ein schwacher Schrei als Antwort, zart wie ein Widerhall, und eine Jolle, in der eine Frau und ein Mädchen saßen, schaukelte sich gemächlich in den Eingang des Hafens. Der Führer stand im Stern und wrickte, das Mädchen, dessen hellblaues Kleid und dessen hellgrauer, breitrandiger Filzhut Mandus sofort in die Augen stachen, kauerte vorn und winkte mit einem weißen Taschentüchlein.

Mandus hatte längst den Kopf aus dem Hanfviereck gezogen, jetzt ließ er sogar die eine Hand los und schwenkte furchtlos seine Mütze.

Das Boot hielt genau auf den ‚Albatros' zu, für Mandus ein Grund mehr, sich möglichst bemerkbar zu machen.

Jetzt schob sich aus dem Hintergrunde des Hafenbeckens ein leerer Kohlendampfer, von zwei Schleppern gezogen, langsam heran, und das Boot mußte von seinem Kurs abfallen. Da der schwarze Kasten weit aus dem Wasser ragte, verdeckte er bald das Boot und das winkende Tüchlein. Mandus stieg zwar noch einige Sprossen höher, aber das Boot verschwand und konnte sobald nicht wieder zum Vorschein kommen, denn der Dampfer rückte nur sehr langsam vorwärts.

Mandus stieg vorsichtig hinunter. Von der obersten Plattform, der Bramsaling, visitierte er das Deck. Am Fockmast war ein Haufen beschäftigt, die Wanten steif zu holen. Da führte Cornelius das Kommando, seine scharfe Stimme hörte Mandus deutlich bis zu sich heraufdringen. Die andern hatten sich bei Greggers eingefunden und salbten wie er mit schwarzen Händen die Taue. Außerdem standen zwei links und zwei rechts im Großwant und stiegen mit ihren Pützen immer eine Stufe tiefer.

Mandus spürte nicht die geringste Lust, diesen schlüpfrigen Steg zu betreten. Er setzte sich nieder, lehnte sich an die Bramstenge und ließ die Beine über die Saling baumeln. Plötzlich aber stolperte Jonni Kaphengst aus der Kajüte heraus, fragte Greggers etwas, und Greggers wies mit schwarzen Fingern nach oben.

Im nächsten Augenblicke fühlte sich Mandus von dem Kapitän gesichtet. Der hob drohend die Faust, was von oben aus gesehen sehr komisch wirkte, und befahl Mandus, sofort herunterzukommen.

Der Junge machte sich auf die Socken. Als er aber die Saling noch dicht über sich hatte, kam ihm ein strammes Tau zwischen die Finger, das schlank und rank bis an die Reeling hinunter lief. Er stockte, besah sich die Gelegenheit, wickelte seine Mütze darum und sattelte so auf die Brampardun über.

Jonni schrie, Greggers schrie noch lauter, aber Mandus rutschte, rutschte, zuerst langsam, dann immer schneller und schneller ohne Aufenthalt, bis er mit einem gehörigen Plumps! an Deck kam. Die Mütze war dabei in Fetzen gegangen, und die Fetzen glühten wie höllisches Feuer. Mandus warf sie weg und rieb die brennenden Handflächen nachdrücklich auf dem hinteren Teil seiner Büx.

Jonni packte ihn mit unsanften Fingern am Jackenkragen und schüttelte ihn wie einen Kater, der sich über der Milch erwischen ließ. „Du Satansbraten! Du hast wohl einen Hals und zwei Beine zu viel! Jetzt marsch in die Kambüse, Kaffee holen!"

Das war nun durchaus nicht nach Mandus' Geschmack. Er äugte nach der schwarzen Pütze, die seinen brennenden Händen Kühlung und seiner Schiffsjungenehre Befreiung von niedrigen Kellnerdiensten versprach, und fuhr kurz entschlossen mit beiden Händen tief in die dunkle Teersauce.

Wunderbar kühl war es da drinnen, und der Schmerz verflog augenblicklich.

Doch Jonni Kaphengst nahm die Sache krumm. Er erblickte darin mit Recht eine Verhöhnung seiner Autorität und erzeugte aus diesem Grunde durch die Wucht seiner linken, unheimlich großen Handfläche auf Mandus' rechtem, unterem Gesichtsviertel einen schallenden Knall. Fürch-

terlich kam nun auch schon die rechte Hand herangesaust. Mandus wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er mit den beteerten Fingern die bedrohte Gegend bedeckte. Jonnis rechte Hand erzeugte daher einen weniger hörbaren Knall, dafür aber trug sie ein Viertelpfund Labsalbe auf den Fingern davon.

VIII.

Auf den Lohn für diese schwarze Freveltat sollte Mandus vergeblich warten. Eine Stimme rief plötzlich „Papa!"

Jonni Kaphengst drehte sich um.

Das hellblaue Mädchen mit dem grauen, breiten Hut kam auf ihn zugesprungen und schlang die Arme um seinen Hals. Jonni machte dabei eine wenig vorteilhafte Figur, denn er mußte sich tief herunterbeugen und die schwarze Hand möglichst weit von dem blauen Kleide abspreizen.

Endlich war die Begrüßung vorbei. Jonni zog sich gegen seine Kajüte zurück.

Mandus gefiel das hellblaue Mädchen sehr gut. Zwei kurze, dicke, dunkelblonde Zöpfe guckten ihr unter dem breiten Hutrande hervor.

Dann aber sagte sein männlicher Stolz: ‚Die trägt ja beinah noch kurze Kleider! Das ist gewiß noch ein Schulmädel!' Er bückte sich nach dem Tau, um seine Hände daran abzureiben.

Mit kurzen, zögernden Schritten kam das Mädchen näher.

„Guten Tag, Fräulein Selma!" sagte Greggers, zog die Mütze und streckte seine rechte Hand zum Gruße aus.

Selma verschränkte die Arme auf dem Rücken und schlug ein helles Gelächter an.

Kein Auge wandte Mandus von ihr.

Je länger er sie ansah, um so besser gefiel sie ihm. Eins aber stand nun für ihn felsenfest: Ein Schulmädel war sie gewiß nicht mehr!

„Und das ist unser neuer Niggerjung!" sagte Greggers und stülpte seine schmierige Mütze dem verdutzten Mandus tief ins Gesicht, daß sie die weiße Stirn verdeckte. Jetzt sah Mandus bis auf die weiße Nasenspitze einem Negerjungen zum Verwechseln ähnlich.

Zum erstenmal fühlte er die tiefblauen Augen Selmas längere Zeit auf sich ruhen.

„Die Farbe ist echt!" beteuerte Greggers.

Da kam das hellblaue Mädchen ganz dicht an Mandus heran, so dicht, daß er ihren Atem fühlen konnte, und strich mit steif ausgestrecktem Zeigefinger über Mandus' schwarze Wange. Ganz sanft und zart machte sie es, nur ein wenig stärker als der Hauch, der ihren purpurroten halbgeöffneten Lippen entströmte.

Mandus bewegte nicht einmal die Zehenspitze, so schön war es. Er schloß nur die Augen vor Wonne.

Greggers schmunzelte über den Schelmenstreich und hielt seine Nase möglichst nahebei. Ehe er sich's aber versah, strich der vormals rosige Zeigefinger Selmas ihm über Stirn und Nasenrücken und hinterließ eine tiefschwarze Bahn.

„Da hast Du's, alter Lügenpeter."

Kuno Leek und Hugo Pingel lachten aus den Wanten herunter, daß es dröhnte, aus Selma, der Hellblauen, kicherten tausend kleine Teufelchen, und Greggers guckte grinsend auf seine Auszeichnung.

Nur Mandus stand noch immer mit geschlossenen Augen, denn von dem hellen Strich auf seinem schwarzen Gesicht rieselte ein merkwürdiges, wohltuendes, wärmendes, süßes Gefühl durch den ganzen Körper.

„Wie sind Sie denn an Bord gekommen?" hörte er Greggers fragen.

„Ach Gott!" rief Selma und erschrak, „meine Mama! Die sitzt im Boot und wartet aufs Fallreep!"

Unter Greggers' sachkundigen Händen senkte sich bald darauf die wacklige Fallreeptreppe zum Wasserspiegel, und Selmas Mutter kam an Bord.

Sie war von mittlerem Wuchs, neigte nur wenig zu fraulicher Fülle; ihr Gang war langsam und gelassen; das blonde Haar lag in einem dicken Knoten auf dem Nacken, und ihre seetiefen Augen glänzten.

Selma schmiegte sich dicht an ihre Seite und legte die Arme fest um ihre Hüften. So verschwanden sie in der Kajüte, in der Jonni Kaphengst noch immer wie wild auf seine geschändete rechte Hand loswusch.

Greggers nahm einen Zipfel vom alten Segeltuch auf und rieb sich den schwarzen

Digitized by Google

Strich von Stirn und Nase, wobei er wieder die Augen verdrehte wie ein toter Salzhering. Mandus hob den anderen Zipfel und scheuerte damit so lange auf seinem Gesicht herum, bis es glühte wie lebendiges Feuer.

Dann strichen sie schweigend und nachdenklich an den Tauen entlang.

Plötzlich huschte Selma an ihnen vorbei. Sie hatte den Hut abgelegt und eine weiße, hemdartige Ärmelschürze umgebunden. So stob sie nach vorn und verschwand in der Kambüse.

Greggers hielt inne.

„Jungedi!“ flüsterte er, „heute gibt das einen Kaffee! Pikenfein! Ich sag' Dir, sie versteht's schon ebensogut wie ihre Mutter. Vierzehn Jahre bin ich all hier an Bord, aber den Kaffee, den sie uns zum ersten Abschied in Cuxhaven gebraut hat, den vergeß' ich mein Lebtag nicht. Horch 'mal, wie sie mit dem Smeerlapp zu Gang ist!“

Aus der Kambüse kamen Lachen und hastiges Kesselgeklapper. Der Koch schoß im sausenden Trab das Deck entlang und die ‚Prinzenkrone‘ nebst ‚Bettelsack‘ flogen hinter ihm drein. Mit eifrigen Stößen füllte er den Kessel aus der Süßwasserpumpe. Im Galopp jagte er mit gefülltem Kessel wieder nach vorn, begleitet von einem vielstimmigen Hallogeschrei.

Er hob im Laufe die ‚Prinzenkrone‘ und den ‚Bettelsack‘ wieder auf und versteckte sie in den leeren Hühnerstall.

Mandus sah nun mit tiefem Bedauern auf seine für Küchenzwecke ungeeigneten Hände. Und ärgerlich schmierte er sein Tau, daß der Teer nach allen Seiten spritzte.

Auf einmal wirbelte aus der Kambüsenesse dicker, schwarzer Rauch, und die Kaffeemühle kreischte laut und lange.

„Kiek! Kiek!“ sagte Greggers leise zu Mandus, „genau wie die Mutter! Jung! Wenn die beiden mitkämen! Das wär' ein Leben wie im Himmel. Die Frau als Koch und das Mädel als Kajütjunge!“

Damit war Greggers in seine gesprächige Periode hineingekommen und erleichterte sein Herz. „Solange die Frauensleute an Bord sind, sieht der Alte den Gegenever mit keinem Auge an. Aber gleich hinter Cuxhaven kriegt er seine Grappen. Aber er ist doch ein feiner Kerl und ein anständiger Kerl. Und ein Kapitän ist er! Den soll man sich erst suchen! Er geht auf keinen Dampfer. Das macht ihm keinen Spaß. Und mir auch nicht. Siebzehn Jahre hat er hier an Deck das Kommando. Und die Leute, die an Bord sind, die sind gern an Bord. Bloß die Steuerleute wechseln manchmal. Diesmal fahren wir wieder mit zwei neuen. Der erste scheint mir ein bißchen pütscherig zu sein. Der zweite ist aus Blankenese, von den Holtens, das ist eine alte Fischerfamilie. Die fahren schon so lange auf See, als ein Mensch denken kann, mit dem Ewer. Nicht der zehnte ist auf dem Trocknen gestorben. Der wird schon aushalten. Den Heuerbaas hat Jonni seit drei Jahren nicht gebraucht. Da kam Kuno zu uns an Bord.“

„Ja!“ sagte Kuno Leek, der sich unterdessen bis dicht über ihre Köpfe herangeteert hatte, „das kann ich bezeugen! Ich bin der letzte Jung hier an Bord gewesen. Nächstes Jahr geh' ich auf Schule, und dann fahr' ich wieder mit als zweiter Steuermann.“

„Mit dem großen Maul!“ setzte Greggers erläuternd hinzu. „Die Fahrzeit hast Du längst, Du bist bloß zu faul.“

„Das will ich Dir wohl weisen!“ rief Kuno und ballte seine Faust. „Was verstehst Du von Navigation? Hast Du schon einmal eine mißweisende Kompaßrose gesehen? Nix verstehst Du davon! Das hat mir Jonni alles gezeigt.“

„Ja!“ lachte Greggers. „Das kann ich bezeugen. Acht Tage hat's grade gedauert, bis er merkte, was Du für ein Dösbaddel warst. Wenn Du in Deinem Leben Steuermann wirst, mach' ich Deine erste Reise als Kavielnagel mit. Mich deucht, Du machst eher Deinen achten Schiffbruch, als Dein Steuermannsexamen.“

„Greggers,“ schrie Kuno wütend und warf ihm die leere Pütze vor die Füße, „Du bist ein alter, dummer Kerl, weißt Du überhaupt, was ein Metazentrum ist?“

„Du hast ein Maul wie ein altes Weib.“

„Und Du eins wie ein junger Mann!“

Kuno hatte sich die Pütz gefüllt und zog davon.

„Siehst Du, wie er abseilt!“ meinte Greggers. Den hab' ich auf den rechten Kurs gebracht. Drei Jahre fährt er schon mit uns, aber das große Maul hat ihm keiner abgewöhnen können. Als er die erste Reise machte, war Hein Kruse der älteste an der Back. Vor dem hatte er Achtung. Das war ein guter Kerl, einer von den alten, ehrlichen Seeleuten. ‚Jung,‘ sagte der, ‚das Schiff ist gut, der Kapitän ist gut, die Leute sind gut, bloß Dein Maul ist schlimm! Die nächste Reise bringst Du mir das nicht mit an Bord.‘ Aber Hein Kruse legte sich hinter Neuseeland in die Koje und stand nicht mehr auf. Die Haifische haben ihn längst gefressen im Indischen Ozean, aber er hat's nicht mehr gespürt. Und mit der Koje von Hein Kruse hat Jonni immer Pech gehabt. Die wollte keinem passen.“

„Und von den andern ist keiner weggegangen?“ fragte Mandus verwundert.

„Bloß die Steuerleute und der Koch. Unser alter Smutje hat vorvorige Reise abgemustert. Er hat jetzt eine Speisewirtschaft auf Sankt Pauli. Der konnte kochen! Skorbut kannten wir nicht. Auf die Kartoffeln verstand er sich wie einer. Einmal gab's noch zwei Tage vor Iquique Lapskaus von frischen Kartoffeln. Unser jetziger wird's auch schon lernen. Er ist gern an Bord, denn hier kann er schmökern so viel er will.“

„Und die andern sind immer hier geblieben?“

„Da ist Jonni schuld. ‚Leute!‘ sagt er, wenn der große Michel in Sicht ist, ‚ich weiß nicht, wann das Schiff wieder seeklar ist, abmustern muß ich Euch. Wer eine bessere Chance findet, den kann ich nicht halten. Und wer so dumm ist, sein Geld dem Schlafbaas in den Rachen zu schmeißen, der braucht nicht wiederzukommen. Schlafen und essen kann jeder hier an Bord, wenn er will.‘ Die erste Nacht schlief Hein Kruse allein, die zweite Nacht waren wir schon zu dritt, und die dritte Nacht fehlten bloß noch zwei: Jan Muus, unser Zimmermann, der war zu seinem Bruder nach dem Holsteinschen gegangen, und Kuno, der mußte seine Mutter nach Ohlsdorf bringen. Ein andermal sagte Jonni: ‚Leute, in drei Tagen ist Weihnachten, da bleibt Ihr mir alle an Bord!‘ Wohin sollten wir auch? Ein alter Seemann hat kein zu Hause. Und verheiratet ist keiner, das taugt einmal nicht. So gegen vier kommt der Alte mit seiner Frau und seiner Deern. Einen langen Tannenbaum und zwei große Koffer hieven wir an Bord. Dann haben wir die Back rausgeschmissen und den Baum in die Mitte gestellt. Die Frau und die Deern haben ihn geputzt, und wir haben zugekiekt. Keiner hat einen Muks getan. So schön war das! Dann ging's über die Koffer her. Da war wahrhaftig für jeden was drin, Strümpfe, warmes Unterzeug, ein Halstuch oder eine Mütze. Dann spielte Hugo auf der Harmonika, und getanzt haben wir den Abend, so hab' ich mich mein Lebtag nicht wieder amüsiert. Jeder durfte mit der Frau und mit der Deern tanzen, mit der Frau dreimal rum, mit der Deern soviel er wollte. Und zuletzt gab's einen steifen Grog von Genever.“

„Aber der Kapitän?“ fragte Mandus zaghaft, denn in das schöne Bild, das ihm Greggers vor die Augen gezaubert hatte, wollte die Vorstellung, die Mandus von Jonni Kaphengst hatte, durchaus nicht passen. „Er hat mir heute einen Teller an den Kopf geschmissen.“

Greggers lachte. „Das ist nicht so schlimm. Du brauchst ja den Kopf nicht hinzuhalten.“

Da streckte Selma an der Steuerbordseite den Kopf aus der Kambüsentür, klatschte in die Hände und rief: „Handschuh ab!“

Und der Koch schrie auf der Backbordseite: „Schaffen! Schaffen!“

IX.

Bald saßen sie alle schlürfend und schmatzend um den dampfenden Kaffeepott. Keiner sagte ein Wort, aber jedem stand es auf dem Gesicht geschrieben, wie vorzüglich der Kaffee schmeckte. Am besten aber schmeckte er Mandus, der hin und wieder unbemerkt durch das kleine Fenster schielte. Aber er konnte nur den Koch erspähen.

Tetje goß sich zum zweiten Male ein

und sagte leise: „Leer!“ Jakob Segger, der Segelmacher, klopfte mit dem Knöchel daran und nickte. Aber keiner wagte ans Fenster zu klopfen.

Plötzlich schob sich das Fenster zur Seite, und Selmas vom Herdfeuer rot angeglühtes Gesicht lachte herein.

„Na, schmeckt er?“

„Großartig!“ brüllte Tetje, und die andern kopfnickten dazu.

„Fräulein Selma!“ sagte Kuno mit gedämpfter, vor Höflichkeit zappelnder Stimme und hob sich zwei Hände breit von seiner Kiste, „wir möchten um noch so eine Ladung gebeten haben.“

Greggers reichte den Krug hinaus und nach einer Weile wieder herein. Dampfend machte er wieder die Runde.

„Achtung! Feinbrot!“ rief Selma.

„Feinbrot! Pudding!“ Das gab ein Aufsehen, Schmunzeln und Schlecken! Hugo Pingel lief das Wasser im Munde so stark zusammen, daß seine sämtlichen vom Skorbut zerfressenen Zähne überflutet wurden und er seine Schmerzen mit einem Male los war. Jan Muus, der Zimmermann, der sehr selten seine Piep außer Gebrauch setzte, klopfte sie aus und steckte sie in die Tasche. Detlef Bodderbrod spuckte unauffällig seinen Priem hinter sich.

Dann schnitt sich jeder mit der Knief einen Happen von dem weichen Gebäck, das soeben in der Pfanne gar geworden war. Selma aber hatte den schmalen Kopf zum Kambüsenfenster hereingesteckt und schaute lachend zu.

Mandus ertappte sich dabei, wie er sie mit offnem Munde anstarrte.

Tetje war zuerst fertig, strich sich durch die graue Freese und sagte, indem er nach Möglichkeit seine Stimme zügelte: „Ich weiß wahrhaftig nicht, was mir besser geschmeckt hat, der Kaffee oder der Pudding.“

„Den hat Smutje gebacken!“

„Smutje! So ein Kerl! Dann müssen wir ihm wohl noch einen neuen Roman kaufen.“

„Ja!“ nickte Greggers. „Das tu' Du man!“

Tetje stand auf und putzte sich die Krumen von der Büx. „Los, Jungs, jetzt setzen wir das Großwant steif.“

Da wurde Selma von der Mutter gerufen, und die Leute gingen an die Arbeit.

Greggers und Mandus standen auf dem Achterdeck und salbten die Taue für den Besanmast. Mandus fragte mit Gier nach all den fremden Dingen, die um ihn herumstanden und über ihm hingen. Und Greggers mußte so viele Namen nennen und so viele Erklärungen abgeben, daß seine ohnehin geläufige Zunge einen wahren Festtag feiern konnte. Allmählich kam dem Jungen die Erleuchtung, daß all das einzelne, das ihn sinnverwirrend umgab, eine Einheit ausmachte, vom Meere geschaffen, das Meer zu besiegen.

Der Gedanke an das Vaterhaus lag schon weit, weit hinter ihm wie ein blasser Traum. Eines nur störte noch sein Glück: Warum war Jonni Kaphengst gerade zu ihm so bösartig?

X.

Die Sonne sank allmählich in die Dunststreifen des Horizonts. Gelbrot preßte sie sich endlich zwischen zwei schlanke Fabrikschornsteine, deren Rauch kerzengerade in die Luft stieg.

Mandus legte die müden Hände ineinander und schaute träumend in die Abendglut. Er hörte kaum, daß jemand leichtfüßig auf das Achterdeck heraufsprang und sich neben ihn stellte, aber er fühlte, daß es niemand anders als Selma sein konnte. Doch wagte er nicht seinen Blick von der Sonne zu lösen.

„O wie schön sinkt heute die Sonne!“ sagte Selma freudig.

Mandus spürte deutlich, daß er nun auch etwas sagen müßte, kam aber über das Spüren nicht hinaus.

„Und die beiden Schornsteine, die sie einklemmen! Wie komisch!“

Mandus preßte sich einen unartikulierten Laut aus der Kehle.

„Wie ein Viereck sieht sie aus! Eine viereckige Sonne! Ist das nicht furchtbar komisch?“ Dabei sah sie ihm ins Gesicht und lachte hell auf.

Mandus fand diese Sonne mit vier Ecken auch furchtbar komisch und lachte endlich auch, aber viel würdevoller und weniger ausgelassen. Und fand zum

ersten Male den Mut, ihr ordentlich in die blauen Augen zu sehen. Sie hatte den grauen Hut wieder aufgesetzt und hielt die Hände auf dem Rücken. Noch einen Schritt näher trat sie, daß ihr Ärmel an seinen Ellenbogen stieß und flüsterte eindringlich: „Hat Dir Jonni heute einen Bax gegeben?“

Mandus guckte sie verwundert an, dann schüttelte er den Kopf. Und mit Recht, denn es waren ihrer zwei gewesen.

„Du lügst!“ zischelte sie ihm ins Ohr. „Er hat's selbst zugegeben.“

Mandus ließ den Kopf hängen, gegen solchen Kronzeugen half kein Leugnen.

„Laß Dir das nicht gefallen!“ hetzte sie ihn auf. „Ich laß mir's auch nicht gefallen. Ich wär' einfach fortgelaufen.“

Mandus faßte sich nachdenklich ans Ohrläppchen. „Aber auf dem Schiff geht das nicht.“

„Doch! Du springst einfach über Bord!“

„Über Bord?! Aber die Haifische!“

„Dann mußt Du ihn verklagen.“

„Wo denn?“

„Beim Gericht, auf dem Seeamt! Wenn Du wieder an Land bist!“

„Und bis dahin baxt er mich weiter. Er mag mich nicht leiden.“

„Wie kommt denn das?“

„Ich weiß nicht! Schiffsjungen werden immer gehauen, das hab' ich in den Büchern gelesen.“

„Aber ich will nicht, daß Du Dich hauen läßt!“ rief Selma voll verhaltenen Trotzes und stampfte mit dem Fuße auf.

Mandus erschrak vor der Heftigkeit, mit der sie das herausstieß. Dann aber erwachte sein Mannesstolz, und er sagte beinah ebenso heftig: „Was geht's Dich an!“

„Weil's mein Vater ist!“ erwiderte sie schlagfertig.

„Dann sag's ihm doch.“ Mandus zuckte geringschätzig die Achseln.

„Ich hab's ihm ja schon gesagt und Mutter auch.“

Mandus wandte sich ihr wieder zu, das war mehr, als er erwartet hatte.

„Was meinte er denn da?“

„Er wurde ganz wütend, schlug mit der Faust auf den Tisch und sagte: ‚Ich bin der Kapitän hier an Bord!‘ Und Du wärst ein ganz schrecklicher Bursche und ein Frechdachs! Und Dein Vater —“ Hier fand sie nicht weiter.

„Was ist mit meinem Vater?“

„Das hab' ich nicht mehr gehört. Mutter sagte, ich soll an Deck gehen, und dann sprach Vater so leise, daß ich nichts mehr verstehen konnte.

Mandus dachte nach, was der Kapitän auf seinen Vater gesagt haben könnte, denn er witterte hier einen tieferen Zusammenhang zwischen dem fliegenden Teller und den beiden Backenstreichen. An dem Genever konnte es nicht liegen, für dessen Echtheit konnte Mandus seinen Kopf verwetten. Er grübelte hin und her, brachte aber nur ungereimtes Zeug hervor. Das waren zwei Tauenden, die sich vorläufig nicht zusammenspleißen ließen. Regungslos und unschlüssig stand er vor Selma, die ihm scharf ins Gesicht sah. „Versprich mir's!“ sprach sie im Befehlstone und streckte ihm die schmale, feingliedrige Hand hin.

Mandus hob zögernd seine kurzen, teergeschwärzten Finger und fühlte sie sofort von einem herzhaften Druck umspannt. Schweigend standen sich die beiden gegenüber. Selma voller Freude über den errungenen Sieg, Mandus voller Ärger über die beiden Ohrfeigen, denn nun war plötzlich etwas in ihm erwacht, das ihn fortwährend ermahnte: Du bist kein dummer Junge mehr, der sich baxen läßt!

Da kam auf einmal eine kurze, dicke Gestalt über die Verschanzung gekrabbelt. Einen großen Packen auf dem Rücken kugelte sie mit Gepolter an Deck und erhob sich fluchend.

Es bildete sich sofort ein dichter Kreis von Spöttern.

„Du hast wohl zum erstenmal in Deinem Leben Decksplanken unter den Füßen!“ schrie Kuno Leek.

Dafür traf ihn aber auch ein schiefer Blick aus zwei kleinen, stechenden Augen.

„Junge, Du bist wohl verkehrt gelaufen?“ lachte Tetje mit dem freundlichen Bärenbasse und schlug ihm zum Willkommen kräftig auf die Schulter.

Der Dicke sprang einen Schritt zurück, daß er mit dem Rücken hart an die

Nagelbank kam, und ballte die Fäuste. Die Wut über diesen Empfang raubte ihm die Sprache, machtlos fühlte er sich einer einheitlich geschlossenen Gesellschaft gegenüber.

„Kiek doch mal!“ rief Karsten Kiekbusch. „Sieht er nicht aus wie ein Schuster, der eine Büx nähen will!“

Ein wüstes Schimpfwort flog ihm dafür an den Kopf.

„Laßt ihn zufrieden,“ riet Jan Muus und steckte sich eine neue Piep an, „der Kerl versteht keinen Spaß.“

„Das will ich ihm schon beibringen,“ meinte Karsten Kiekbusch trocken, holte seine Hände aus den Taschen und streifte sich die Ärmel seines Hemdes in die Höhe. Auf dem linken Arm kam eine Germania in Grün zum Vorschein, auf dem rechten eine genaue Karte von der Nordsee mit der Elbe und Hamburg.

Der Dicke zog sich feig zurück und schrie laut: „Ich bin hier angeheuert. Zum Kapitän will ich.“

In dem Augenblicke trat Jonni Kaphengst mit seiner Frau aus der Kajütentür.

Die andern verzogen sich, der dicke Kurze nur kam näher und schielte an der langen Figur Jonnis hinauf. Der sah auf ihn herab wie der Storch auf den Butt, der die Ebbe verschlafen hat.

„Wen haben wir denn da?“

„Ich heiße Menno Pickenpack!“ sagte der Wohlbeleibte und warf sich in die Brust. „Ich komm' von der Reederei.“

„Dann geh man wieder hin und grüß die Leute von mir.“

„Ich bin hier angeheuert!“ rief Menno Pickenpack erbost.

„So? Dann hättest Du eher an Bord sein müssen.“

„Was?“ schrie Menno, der Dicke, im frechen Tone und hielt die Hand an die Ohren.

„Sperr Deine Klüsen auf!“

„Was? Ich bin Arbeiter!“

„Du bist Arbeiter? Dann geh Du und laß Dich auf einem Dampfer anheuern als Kohlentrimmer. Wir brauchen keine Arbeiter, wir brauchen Seeleute!“

„Ich hab' auch meine Ehre im Leibe.“

„Da greift Dir keiner rein.“

„Ich bin organisiert.“

„Das seh' ich.“

„Ich verlange eine anständige Behandlung, und ich verbitt' mir das Duzen!“

„So!“ sagte Jonni ganz erstaunt und riß die Augen weit auf, „Du willst hier an Bord neue Moden einführen? Ich wart's ab. Du kannst Dir das bis morgen früh überlegen. Ob Sie ein Herr Arbeiter sind. Oder ob Du nicht lieber willst ein Hamburger Schiffer sein.“

Damit ließ er Menno Pickenpack stehen und ging mit seiner Frau zum Fallreep. Selma hatte die ganze Zeit über Mandus' Hand festgehalten, und er hatte nicht ein Fingerglied gerührt. Da fuhr auch schon Jonni knurrenden Zornes zwischen die Ahnungslosen.

„Dieser Satansjunge!!!“

Aber Mandus hatte schon hinten beim Steuerrad herum seinen Weg ins Sichere gefunden, während Selma auf der schmalen Treppe zum Achterdeck den Vater aufhielt. Von der Frau des Kapitäns aber fing Mandus einen sanften, mitleidigen Blick auf, als er hinter dem breiten Rücken Tetjes verschwand.

XI.

Am nächsten Morgen wurde der ‚Albatros‘ an die Kaimauer verholt, um den Verkehr von Land zu Bord zu erleichtern. Menno Pickenpack hatte es sich überlegt und war an Bord geblieben.

Jonni Kaphengst hatte vor der Hand keine Zeit, sich um ihn zu kümmern. Lieferanten und andere Landleute kamen und gingen und stahlen ihm mit vielen nützlichen und unnützen Reden die schönen Tagesstunden.

Währenddessen aber liefen die von ihm angeordneten Arbeiten, das Schiff seeklar zu machen, ihren Gang.

Sechs quiekende Schweinchen kamen unter der Obhut des ersten Steuermanns und seines Knappen Menno Pickenpack an Bord. Bei der Ankerwinde unter der Back schlug ihnen Jan Muus ein Hock zusammen, und der Koch sperrte sie hinein.

Dietrich Dippel, der erste Steuermann, und Menno Pickenpack hatten sich geschwind gefunden, da sie beide zu der geschlossenen Masse der andern in kein rechtes Verhältnis kommen konnten, und behandelten sich wie Ehrenmänner.

Selma und Mandus waren nie weit voneinander entfernt. Den Transport der fünfzehn Hühner aus dem Käfigwagen nach dem Stall, der unter der Nagelbank bei den Fockwanten ſtand, übernahmen ſie ganz allein. Mandus führte ſich zur vollſten Zufriedenheit Selmas auf. Er ſtieß in den drei Tagen mit Jonni nicht wieder zuſammen. Im großen Bogen ging er ihm aus dem Wege, ſobald er in Sicht kam. Von Küchenfron und Aufwartdienſten befreiten ihn die flinken Hände des Mädchens.

Am Tage vor der Abfahrt drückten ſich faſt alle noch einmal nach der Stadt, um die letzten Einkäufe zu machen. Jan Muus, der Zimmermann, der nur bei ſehr feierlichen Gelegenheiten die Piep aus den Zähnen nahm, ſchleppte vier große würfelförmige Blechkiſten heran. ‚Cakes‘ ſtand darauf, aber Tabak war darin. Jakob Segger, der Segelmacher, trug ein paar dicke Lindenklötze und Ahornbretter herbei, die brauchte er für ſeine Schnitzarbeiten. Karſten Kiekbuſch wälzte wie immer zwei runde Fäßchen vor ſich her. Sie enthielten geiſtige Stärkung in Form von Rum und Köhm.

Jonni bekam ſie nicht zu Geſicht.

Wer ſeine Sachen ſicher verſtaut hatte, reihte ſich an die Läſterallee, die ihn an der Laufplanke mit allerhand ſaftigen Schmeicheleien begrüßt hatte, und nahm dafür Rache am Nächſten. Mandus ſtand mit darunter, denn Selma mußte an der Abſchiedsfeier in der Kajüte teilnehmen. Jonni Kaphengſt und Frau ſaßen da mit mehreren Gäſten und tranken ſüßen Punſch und aßen noch ſüßeren Pudding dazu. Dann ging Jonni mit der ganzen Geſellſchaft zum letzten Male an Land. Mandus zog ſehr höflich die Mütze. Selma lächelte und nickte ihm zu. Jonni aber überſah den Gruß gefliſſentlich.

Da erſchienen zwiſchen den beiden langgeſtreckten Landungsſchuppen zwei rundliche Geſtalten, die langſam gegen den Wind ankämpften. Die erſte war etwas größer als die zweite und ohne Deckslaſt, konnte aber nur ſchwer über Stag gehen. Die zweite, kürzer und gedrungener, hatte wohl die doppelte Ladung unter und auf Deck gut verſtaut und zottelte bedächtigeren Kurs.

Mit freundlichem Grinſen empfing man auf der Laufplanke Dietrich Dippel, den erſten Steuermann, der vor dem harmloſen Brett ſcheute wie ein Pferd vor ſeinem eigenen Schatten. Er blieb ſtehen und wurde wütend. „Ich will Euch ſchon zeigen, was eine Harke iſt, Ihr —!“ Drohend hob er die Fäuſte.

Aber ſie lachten ihn nur aus, und Menno Pickenpack griff ihm unter die Arme und brachte ihn glücklich an Deck.

Plötzlich erſchienen in dem Einſchnitt der Lagerſchuppen Mandus’ Eltern. Eilig lief er ihnen entgegen.

Der Vater trug ſchwer an einem großen Koffer. Die Mutter empfig Mandus mit offenen Armen und mit einem Schmerzensſeufzer, der ſich ſofort zu einem Freudenſchrei verlängerte. „Mein Junge! Du willſt gewiß wieder nach Hauſe. Es gefällt Dir gar nicht auf dem ſchmutzigen Schiff. Komm ſchnell, wir kriegen noch den nächſten Dampfer.“

Doch Mandus riß ſich los und ſagte: „Es gefällt mir hier ſehr gut!“

Der Mutter fuhr ein Schreck in die Glieder, und ſie ſchnappte nach Luft, der Vater ſtellte den Koffer auf die Erde und fragte erſtaunt.

„Und der Kapitän?“

„Der gefällt mir auch.“

„Da haſt Du’s!“ fuhr Frau Frixen auf ihren Mann los. „Du haſt den ganzen Kram vertütert! Ich hab’ Dir’s gleich geſagt, trau dem Kaſpar Maasböl nicht, der lügt. Angeſchmiert hat er Dich mit dem Kapitän!“

„Aber Guſte!“

„Du biſt und bleibſt immer der Dumme, Du fällſt immer rein! Der Junge kommt uns nicht wieder. Da geſchieht ein Unglück!“ Sie fiel auf den Koffer und löſte ihre Verzweiflung in Tränen auf.

Mandus wollte die Mutter tröſten und ſie von ihrer falſchen Meinung über den Kapitän abbringen. Er fing an ihn zu loben aber je mehr er ihn herausſtrich, um ſo reichlicher floſſen Frau Auguſte Frixen die hellen Tränen über die mageren Wangen.

„Siehſt Du, ſiehſt Du, wie ſchlecht der Menſch iſt! Und dabei hat er Dir’s noch in die Hand verſprochen! Und all der ſchöne Genever!“ Mandus erſchrak,

Böiges Wetter.

Gemälde von Hans Völcker.

denn er glaubte, die Mutter hätte plötzlich den Verstand verloren. Dann aber schob er es auf ihren ‚Zustand', den sie offenbar noch nicht völlig überwunden hatte. Der Vater tat einen schweren Seufzer, mit dem er viele seiner schönsten Hoffnungen begrub, bis auf das Hotel mit dem Fahrstuhl und den vielen elektrischen Klingeln, und sagte begütigend: „Du kannst doch nicht ewig hier sitzen bleiben und heulen! Komm, Guste!"

„Auf das schmierige Schiff?"

„Oho!" begehrte Mandus auf. „Das ist ebenso sauber wie Deine gute Stube!"

„Und all das rohe, ungebildete Volk!"

„Das ist man halb so schlimm!" meinte Greggers, der herangetreten war, und rückte höflich an der Mütze.

Frau Frixen fuhr auf und beharrte erst recht auf ihrer Weigerung. Mit einem Fuß auf der Laufplanke war sie schon, und immer noch behauptete sie, niemals das Schiff zu betreten.

Greggers streckte ihr hilfreich die Hand entgegen. Auch Tetje und Kuno machten sich bereit, einen Unfall zu verhüten.

„Igitt! Igitt! Wie schwarz!"

„Komm, Guste!" mahnte Herr Frixen dringender, „Du mußt doch wenigstens sehen, wo der Junge schläft!"

Das gab den Ausschlag, sie nahm die schwarze Hand Greggers Mohrts und ließ sich an Bord lotsen.

Ihre Bewunderung erregte zunächst das schöngemaserte Holz der gewaschenen Decksplanken. So fein war ihr Dielenholz nicht, dafür aber war es auch viel besser geschrubbert und durch sechsmaliges Ölen glatt wie ein Spiegel. Bevor nicht der Fußboden ihrer guten Stube glatt zum Ausgleiten und Hinschlagen war, durfte keiner hinein.

In lauten Tönen aber drückte sie ihren Abscheu aus, als sie ins Mannschaftslogis trat. „Puh! Diese stickige Luft! Das ist ja gar nicht zum Aushalten!"

„Das macht nichts!" tröstete sie Greggers. „Wenn wir auf See sind, da haben wir manchmal zu viel frische Luft hier drin!"

Mit dem geübten Auge der Hausfrau durchforschte sie den Raum. Die schmutzige, blakende Lampe über dem Eßtisch erregte ihren offenen Unwillen. Dank der Findigkeit Jakob Seggers tropfte sie vor der Hand nicht mehr. Er hatte ihr einen Bierfilz untergebunden, den er zufälligerweise in seiner Rocktasche vorgefunden hatte, als er bei Kaspar Maasböl seinen Abschiedsgrog trank.

Da vernahm Frau Frixen aus einer Ecke tiefe, fettige Schnarchtöne, sie trat neugierig näher, fuhr aber sofort wieder in den Lichtkreis der Lampe zurück, als hätte sie eine giftige Schlange gebissen.

„Da schläft ja einer!" rief sie voller Entrüstung.

„Ja, das ist hier nicht anders!" Tetje lächelte so galant wie möglich. „Der läßt sich nicht stören."

Es war Menno Pickenpack, der schlief seinen Rausch aus.

Mandus wies nun der Mutter seine Schlafstätte, gleich neben der des Schnarchers. Sprachlos starrte sie in die Koje, die ihr wie eine schmale, an der einen Seite offene Kiste erschien. Die unmittelbare Nähe Pickenpacks schloß ihr den Mund, und so mußte sie ihre Gefühle bei sich behalten. Entsetzt aber schlug sie die Hände zusammen, als sie sich vergeblich nach einem Spind umsah.

Herr Frixen verstaute daher kurzerhand den wertvollen, mit Kleidungsstücken und Eßwaren gefüllten Koffer an die Querwand der Koje. Da mochte Mandus beim Schlafen die Füße anstemmen. Hierauf blies er das Zeichen zum Rückzuge.

Draußen schöpfte Frau Frixen frischen Mut. „Wenn das Schiff aber untergeht!" stöhnte sie auf und rang wieder die Hände.

„Keine Angst!" beruhigte sie Greggers. „In neun, zehn Monaten sind wir wieder in Hamburg!"

„Aber der Junge, der arme Junge!

„Da sorgen Sie sich man nicht! Ich will schon auf ihn passen!"

„Und ich bin auch noch da!" sagte Tetje Sappei und reichte Herrn Frixen die Hand.

„Und ich auch!" schrie Kuno vorlaut und griff nach der andern.

Mandus bedankte sich im stillen für die vielen Aufpasser. Herr Frixen wußte auch nicht recht, ob er sich darüber freuen oder ärgern sollte. Endlich aber siegte seine Gutmütigkeit, und er sagte: „Wenn Ihr mir den Jungen heil und gesund

wiederbringt, dann hat die ganze Mannschaft drei Tage frei Essen und Trinken bei mir!"

„Hurra!" schrie Kuno Leek.

„Wir kommen!" schrie Karsten Kielbusch.

„Und nicht zu knapp!" sagte Tetje Sappei und schüttelte Herrn Frixen sehr kräftig die Hand.

Der senkte den Kopf: jetzt mochte die Sache laufen, wie sie laufen mochte! Frau Frixen aber zeigte nicht ihre Empörung über diese ungebetenen Gäste der Zukunft. Auch war sie mit dem Abschiednehmen vollauf beschäftigt. Mandus hielt still. Dreimal sagte sie ihm in steigender Heftigkeit Ade! — am Anfang der Laufplanke, am Ende der Laufplanke und auf dem Ponton des Hansahöfts. Auch der Vater küßte ihn und drückte ihm die Hand. Dann schoß eins von den flinken, grünen Dampfbötchen heran und davon.

Mandus stand auf seinem Platze, bis das Boot hinter der nächsten Hafenecke verschwunden war, und schlich in gedrückter Stimmung nach seiner Koje.

Wenn's ihm nicht mehr gefiele, sollte er sofort nach Hause kommen. Das hatte ihm Mutter noch zuletzt zugeflüstert und ihm zwei blaue Geldscheine in die Hand gesteckt.

Er lachte leise in sich hinein. Es würde ihm schon gefallen, von jedem Hafen aus wollte er es nach Hause schreiben. Und von dem Geld wollte er in Amerika etwas ganz Feines kaufen. Für Vater einen noblen teuren Spazierstock, denn der alte war gar zu schlecht, und für Mutter ein großes, buntes Seidentuch, in das sie sich ganz einwickeln kann. Und für Selma wollte er auch eins mitbringen, weil sie so nett zu ihm gewesen war. Kapitän wollte er werden. Wenn sie dann zu ihm käme und mit ihm fahren wollte, würde er ihr die feinste Kajüte auf seinem Schiff geben und keinen Pfennig dafür verlangen.

Da schlief er endlich ein, ohne sich von den Schnarchtönen seines Nachbars und der Härte seines Lagers beunruhigen zu lassen.

XII.

Um sieben Uhr morgens kam Jonni Kaphengst mit Frau und Tochter an Bord. Gleich darauf schoß ein breitbugiger Schlepper heran und nahm den ‚Albatros' auf den Haken. Dann kam der Lotse an Bord. Jonni ging mit ihm auf eine halbe Stunde in die Kajüte, denn er wollte mit der Ebbe stromab, und die hatte noch nicht eingesetzt.

Jetzt hetzte mit langen Sprüngen Tetje Sappei heran und stolperte über die Planke an Deck. Er war die letzte Nacht an Land geblieben und schwang wie zur Rechtfertigung ein fürchterlich beleibtes und zerfetztes Buch in der Rechten.

‚Klaus Störtebecker, ein Seeräuberroman' stand mit blutroten Lettern auf dem Umschlag.

„Die ganze Nacht hab' ich danach gesucht!" erklärte er etwas atemlos.

Greggers hißte unterdessen an der Gaffel die schräggeteilte Zollflagge. Dicht darüber wehte die deutsche Flagge, vom Besantopp die drei silbernen Türme der Vaterstadt und vom Großtopp die Hausflagge der Reederei. Im leichten Südwest flatterten sie alle vier in der Richtung nach Hamburg hin.

„Alles an Bord?" fragte der Lotse, der hinter Jonni her aus der Kajüte trat.

„Kuno!" rief Tetje nach einer Weile. Ein paar liefen über das Deck und wiederholten den Ruf. Aber es kam keine Antwort.

„War er diese Nacht an Bord?" forschte Jonni stirnrunzelnd.

Das wurde durch Stillschweigen verneint.

„Wo in des drei Teufels Namen steckt die Kanaille?"

„Er wird wohl noch in Altona tanzen!" schrie Menno Pickenpack hämisch.

„Leinen los!" kommandierte Jonni und ging mit dem Lotsen aufs Achterdeck.

Die haltenden Taue wurden losgeworfen, die Laufplanke eingezogen, und der Dampfer zog an, tutete laut und brachte den ‚Albatros' vom Kai ab. Stetig und immer schneller wuchs die Spalte.

Da stob Kuno eilig wie ein Wiesel vom Hansahöft herbei. Er winkte und schrie, aber dadurch kam er nicht an Bord.

„Geh Du man wieder nach Altona tanzen!“ schrie Menno Pickenpack hinüber.

Kuno stellte das Winken ein und schaute dem davongleitenden ‚Albatros‘ nach, wie der Kater dem Sperling. Zurückbleiben wollte er auf keinen Fall. Er rannte wieder zum Hansahöft hinüber. Den letzten Groschen war er diese Nacht glücklich losgeworden, seit gestern morgen hatte er kein Auge zugemacht, und die Beine waren ihm ebenso müde wie der Kopf. Aber er biß die Zähne zusammen und lief. Er sprang auf den Hafendampfer. Die Kontrolle war erst auf den Sankt-Pauli-Landungsbrücken. Bis dahin kam er ohne Geld. Wie aber weiter?

Der Dampfer quirlte sich pfauchend durch das Wasser, an vier Pontons mußte er noch anlegen. Kuno lief auf dem eisernen Deck hin und her, als wäre es glühend. Der ‚Albatros‘ blieb vorerst sechs Schiffslängen voraus.

Kuno biß sich in heller Verzweiflung auf allen seinen zehn Fingernägeln herum. Plötzlich fand er in seinem zermarterten Schädel einen guten Einfall. „Ich möcht' auf das Schiff!“ rief er dem Führer zu, der oben das Ruderrad drehte.

„Ich hab' nichts dagegen.“

„Kannst Du nicht ein bißchen längseit gehen?“

„Nicht zu machen.“

„Aber ich *muß* da an Bord! Ich bin da angemustert!“ Dabei setzte er eine todtraurige Miene auf.

Der Steuermann grinste, warf ihm ein gutgemeintes Schimpfwort an den brummenden Kopf und versah mit Augen und Händen weiter seinen Kurs. Und so kam wie zufällig der kleine grüne Dampfer dem ‚Albatros‘ hart an die Steuerbordseite.

Kuno schrie, wie er in seinem ganzen Leben noch nicht geschrien hatte. Tetje steckte seinen Kopf über die Reling, der Dampfer fuhr plötzlich nur mit halber Kraft, eine Leine flog über ihn weg. Kuno holte sie mit Affengeschwindigkeit ein, schlug ein Auge und streckte Kopf und Arme durch.

Was jetzt noch kam, war ihm gleichgültig. Der grüne Dampfer fiel mit voller Kraft Steuerbord ab, sechs feste Fäuste holten das Tau auf dem ‚Albatros‘ ein, und Kuno Leek schoß mit der Mütze voran in die nasse Elbe hinein. Nach einigen Sekunden tauchte er wieder auf, triefend und erfrischt und ließ sich an Bord hieven.

Mandus stand auf der Back, wo die Schlepptrosse aus der Klüse lief, und ließ das große Wandelpanorama am rechten Elbufer an seinen Augen vorübergleiten. Hamburg mit den sechs Türmen, die sich allmählich hintereinander stellten, so daß zuletzt nur noch der große Michel zu sehen war, die plumpe, vierkantige Seewarte, die beiden Brücken nach Sankt-Pauli hinüber, die nach den alten Hamburger Seehelden Kersten Miles und Simon von Utrecht benannt sind, und endlich Altona, vor dessen geräumiger Fischhalle eine Anzahl der kleinen wetterfesten Fischerewer von Finkenwärder vertäut lag. Von der andern Elbseite dröhnten die Niethämmer der großen Schiffswerften. Nun glitten rechts das liebliche Neumühlen und Ovelgönne vorbei, der Süllberg kam hinten in Sicht, und links fächelte die finkenwärdersche Windmühle durch die klare Morgenluft.

Die Elbe lag ruhig wie ein silberner Spiegel. Ein paar Buttfischer holten nahe am Ufer außerhalb des Fahrwassers, das sich immer weiter vom linken Ufer entfernte, ihre Garne ein. Ein hellgrauer Woermanndampfer mit den grünen Ringen um den Schornstein flitzte an ihnen vorbei. So eilig hatte es der ‚Albatros‘ nicht.

Das rechte Ufer zeigte freundliche Strandhäuser und grünende Gärten. Aus den Lichtungen der baumbesäumten Höhen glänzten stolze Villen. Dann öffnete sich das Quertal von Blankenese, das Dorado dieser Landschaft.

Alle standen sie längs der Reling und schauten hinüber. Tetje schrie auf einmal mit weithindröhnender Stimme: „Drei Cheers für Blankenese!!!“ Und alle fielen ein: „Hipp! Hipp! Hurra!!!“ Sogar Mandus, der die Sache sofort begriff. Dreimal riefen sie der heimatlichen Waterkant ihren Abschied zu, und geschwungene Mützen und flatternde Tücher grüßten vom Strande wieder. Dann verschwand einer nach dem andern von Deck.

Mandus stand schon lange nicht mehr allein. Selma war auf den Zehen heran-

geschlichen, hatte die Hand sanft auf seine Schulter gelegt und hielt wortlos die Augen auf das zurückschwebende Ufer gerichtet.

Mandus rührte sich nicht. Jetzt kam ein langgezogenes Kommandowort von achter. Über Mandus' Kopfe wurde es auf einmal lebendig. Ein Segel nach dem andern wurde gesetzt. Selma klatschte vor Freude in die Hände, so sehr gefiel ihr das schmucke, weißgraue Gewand, mit dem hurtige Fäuste die dürren Masten, Stängen und Rahen bekleideten.

Wie vor einem Wunder stand Mandus. Auch ärgerte er sich, daß er so gar keine Gelegenheit fand, sich nützlich zu machen, so gar nicht gerufen wurde, seine seemännische Befähigung zu beweisen. Dann hätte doch Selma auch über ihn in die Hände klatschen können. Er schob sich an Greggers heran, der sich am vordersten Mast zu schaffen machte. Der gab ihm ein Tau in die Hand: „Da, treck an!"

Das Tau lief am Mast in die Höhe und wollte und wollte kein Ende nehmen.

„Stopp!" sagte Greggers und machte es fest. „Das war der Butenklüver! Jetzt kommt der Klüver!"

Wieder zerrten sie mit angespannten Muskeln, aber an einem andern Tau. Greggers belegte es wie das vorige.

„Jetzt noch das Stagsegel!"

Jetzt merkte Mandus, daß sie die drei dreieckigen Segel, die sich zwischen Fockmast und Klüverbaum ausspannten, emporgewunden hatten. Ein leichter Südwest griff in die Segel und erleichterte dem schnaubenden Schlepper die schwere Last.

Hinter Stade wurde der Wind stärker, die Bugwelle des ‚Albatros' wuchs zusehends, und doch machte er nicht schnellere Fahrt, denn die neue Flutwelle hatte ihn erreicht.

Jonni setzte sich mit Dietrich Dippel an den von Selma fein gedeckten, von seiner Hausfrau fein beschickten Tisch. Vorn an der Back löffelte man schon die wunderbar fette und kräftige Fleischbrühe mit frischen Frühlingskräutern gewürzt. Darauf erschienen drei knusprig braune Hammelkeulen, dazu eine dicke, lieblichduftende Rahmsauce, auch Kartoffeln und roter Kohl fehlten nicht. Zwei Berge von grünem Salat krönten die Tafel.

Die drei Hammelkeulen waren im Augenblick bis auf die Knochen verschwunden. Eine neue Auflage erschien, nicht minder klein. Das dauerte schon ein wenig länger. Am Ende wurden noch für jeden zwei heiße Pfannkuchen herangeschoben.

Keiner hielt sich damit auf, ein Wort über die Lippen zu bringen. Man verständigte sich nur durch Blicke und lag den Tätigkeiten des Kauens und Schlingens so emsig und hingebungsvoll ob, daß man es eher für eine ernste, hochheilige Andachtsübung als für eine Henkersmahlzeit halten mußte.

Unterdessen war der ‚Albatros' wieder ein Stück weiter gekommen. Jetzt wurden Cornelius und Detlef abgelöst.

Der Wind sprang nach Osten um, und Jonni ließ vierkant brassen.

Ruhig und stolz glitt der ‚Albatros' auf seinen weitgespreizten Flügeln stromab.

Dann rief Selma zum Kaffee, der lautes und begeistertes Lob empfing, sogar von Menno Pickenpack, dem das schon von Natur aus sehr schwer fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Abend.

Sterne stehn schon im Herzen,
Und wie loht noch mein Abendrot!
Welche Flut um mein Boot!
Meine Wonnen und Schmerzen
Schmiegen sich tief und gut,
Wie sich Wellen in Wellen schmiegen.
All mein Ringen ruht!
Meine Wünsche fliegen
Ruhig über die Flut,
Wie sich silberne Möwen wiegen.

Frida Schanz.

Emma und Eginhard.

Von

Carl Friedrich Wiegand.

Es prangt der Wald in Eis und Schnee.
Herr Karl ritt über Strom und See —
Nach einer Jagd in Schnee und Frost
Verlangt das Herz nach Trunk und Kost.
Die Meute knurrt am Feuerplatz,
Todmüde von der Bärenhatz.
Durchs Buntglas glüht im Kaisersaal
Der Harnisch und der Goldpokal ...

Nur Emma saß allein im Schloß,
Liebängstig um den Spielgenoß.
Sie spricht, dem Söller angelehnt,
Indem die Brust im Kampf sich dehnt:
„Ergießt nie mehr den goldnen Born
Dem Vater in das Büffelhorn.
Er fängt nie mehr an heißem Tag
Vom Haupt des Kaisers Stich und Schlag ...
Wen trifft des Vaters Aug' zur Nacht
Am Lager jetzt, wenn er erwacht ...?"

„Weil einst in ungestümer Glut
Sein Blick auf meinem Leib geruht,
Traf ihn des Kaisers Richterspruch:
Tod — oder Bann und Landesfluch!"

„Friert auch im Forste Hirsch und Elch,
Und schlummert noch der Veilchenkelch:
Bald bläst der Sehnsucht weicher Süd
An meinem Fenster nimmermüd ...
Wenn heut die Nacht sich tiefer neigt,
Und hoch der Wintervollmond steigt,
Dann spiegeln wir in seinem Bild
Des Glückes schönstes Doppelbild ...
Ich weiß: mein Liebster harrt im Wald,
Gedulde Dich — ich komme bald!"

„Doch ach! auf weißbeschneiter Flur
Kennt ja mein Vater jede Spur,
Ob Ritter oder Hirtenbub
Den Fuß ins weiche Schneefeld grub ...
Was tu' ich? ... Weiß ist rings das Land,
Weiß wähl' ich mir mein Umgewand ..."

Dann löst sie flink das Band des Schuhs
Und setzt den marmorweißen Fuß
Erst zitternd, dann in heißem Weh
Beglückt, auf frisch gefallnem Schnee ...
Vor ihrem Aug' streckt sich die Pracht
Der weihevollsten Winternacht ...
Nach langem Lauf erst hielt sie an,
Ein Ritter stand im dunklen Tann.
Die Tanne neigt die Zweige breit
Auf zweier Herzen Seligkeit ...

„Komm Eginhard, mein Liebgenoß,
Ich führ' Dich heimlich auf das Schloß."
Sie faßt ihn stark. Er hält sie warm —
Sie nahm ihn kraftvoll auf den Arm
Und trug ihn heim, daß jeder Schritt
Klug in die alte Schneespur glitt ...

Der Liebe steht der Zufall nah —
Herr Karl grad aus dem Fenster sah!
Da war's, als ob der Tod ihn stach,
Sein Becher in der Faust zerbrach —
„Ein Wolf," der Alte drohend knirscht,
„Nach einem weißen Lämmlein pirscht ..."
Im Wahnsinn wird sein Auge blind:
„Ist diese Dirne denn mein Kind?"
Gewaltig er den scharfen Spieß
Glutfunkend auf die Treppe stieß —
Er stand im Gang. Er hob den Speer
Und ließ ihn sinken, kräfteleer ...

„Weiß Gott, das wär' mir keine Pein,
Von solchem Weib getragen sein ...
Wie Purpur glüht ihr Milchgesicht —
Den Allerschlechtsten trägt sie nicht!
Ein König, der ein Reich geraubt,
Trägt höher nicht das Siegerhaupt,
Nicht stolzer — wie ein Aar der Höhn ...
O Gott, wie ist die Liebe schön!"

Im Grimm zerbiß er jeden Fluch
Und spürte Luft und Linnentuch,
Als nun der kalte Schmetterling
Durch seine warme Halle ging.
Er stand im Dunklen, tief gebückt,
Und sah es zornvoll und entzückt —
Wie Emma ihren Liebsten jetzt
Leicht auf die Fliesen niedersetzt.
Traun — wie ein Wintermärlein schien's
In wilder Rotglut des Kamins:
Wie Kraft und Schönheit, Hand in Hand,
So kam's vorüber ... und verschwand ...

Dem Kaiser brach als Wintertraum
In Blüten auf der Maienbaum ...

Dann schlug er selbst in Glück und Schmerz
Im Kirchengang das Beckenerz —
Er stellte selbst die schlanke Schar
Der Kerzen auf den Hochaltar
Und rief: „Wacht auf! Herbei! Heran!
Nun zündet Hochzeitsfackeln an!
Und blast die trüben Leuchten aus,
Denn eine Braut birgt unser Haus ..."

Das Kasperle. Von J. Höffner.

Kreuz kruzi wuzi kapuzi und noch einmal rawuzi! Mein untertäniges Kompliment, meine Herrschaften! I bin auch da! I war verreist gewesen. Juhe! Der Kasperle ist wieder da, und wann i da bin, dann bin i da! I bin so geschwind, wie an alte Schuhbürsten! —

Das war ein Fest, wenn alljährlich in den großen Ferien der Kasperle in das stille Dorf an der pommerschen Küste gezogen kam und aus dem Hinterfenster des letzten grünen Zigeunerwagens nach allen Seiten hin freundlich grüßte. Vor der Hand freilich mußten wir uns bescheiden, denn die braune Gesellschaft zog erst auf Händen und Füßen bettelnd durchs Dorf, und der Kasperle saß derweil einsam und verlassen im Wagenwinkel — nur seine große Nase war noch durchs Fenster zu sehen — und dachte nach und philosophierte und hielt aus der Seele der Fahrenden heraus auf gut Kasperlisch den großen Hamlet-Monolog: „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage": wo wird hier zu Land ein gutes Wirtshaus sein oder nicht sein? Trinken — „schlafen und nichts weiter" und zu wissen, daß einem übel wird, wenn man zuviel getrunken hat! Daß aber „ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße endigöt, das ist ein Ziel aufs innigste zu wünschen". Schlafen! vielleicht „auch träumen"! Ha, Strickerl! „Das unentdeckte Land" — nämlich das Wirtshaus — von des Bezirk kein Wandrer wiederkehrt, ohne daß er seine Zech' bezahlt hätt', welches ‚den Willen irrt', insofern man einen Rausch hat, dieser Bezirk blickt mich aus unbekannten Fernen freundlich an!

Am Abend aber im Schein von vier qualmenden Ollampen machte der tiefsinnige Philosoph unter dem endlosen Jubel von jung und alt seine tollsten Späße und Sprünge, bestand die schlimmsten Kämpfe mit Räubern und Teufeln, immer lustig, immer dummdreist, immer oben auf, bis er auf irgendeinem greulichen Untier in die Luft flog oder gemütlich Abschied nahm: „I mag mi gar nit mehr giften. G'scheiter, i geh.

So, jetzt is's aus,
Der Kasperl geht z'Haus,
Wünsch gute Nacht!
Mein Bett is a schon g'macht."

Und im Traum sah ich ihn noch auf meiner Bettgalerie reiten wie auf seinem „buchsbaumenen Schimmel", und er sprach so weich und zärtlich: „Geh her, Du lieber Schneck, o Du herzliebes Pinkerl."

Das ist nun schon lange her. Aber die Freundschaft hab' ich dem guten Burschen treu gehalten bis auf diesen Tag. Hin und wieder hab' ich im Lauf der Zeit auf Jahrmärkten von fernher sein rotes Jäckchen leuchten sehen, und jedesmal war's wie ein Gruß aus dem Paradies der Kindheit. Und neulich, als ich in die Geheimnisse seiner Person einzudringen mich bemühte, hat mich die Sehnsucht, den Kasperle wiederzusehen, unbezwinglich gepackt, und ich wanderte hinaus in die Volksgärten der Berliner Vorstadt, wo er nach der Aussage einer betrunkenen Puppenspielerfrau sein allerdings kümmerliches Dasein fristen sollte.

Ich hab' ihn gefunden, das „arme Hascherl". Aus dem Nachlaß Julius Lindes, des bekannten Puppenspielers aus den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, stammte er, ganz in die Mode jener Zeit noch gekleidet — aber er kannte mich nicht mehr.

Schlapp und apathisch hing er hinten im Bühnenraum wie ein Selbstmörder neben seinem Erzfeind, dem „Mephistofulus", als wollte er sagen: „Gar aus ist's mit mir. I hab' mi überlebt!" Und an Storms rührende Geschichte „Pole Poppenspäler" mußte ich denken, an den armen Kasperle des historisch beglaubigten Tendler, wie er auf dem soeben in die Gruft gesenkten Sarge des toten Puppenspielers auf merkwürdige Weise sich wieder einfindet: den großen Nasenschnabel traurig auf die Brust gesenkt, den einen Arm mit dem kunstreichen Daumen gegen den Himmel ausgestreckt, als solle er verkünden, daß, nachdem alle Puppenspiele ausgespielt, da droben ein andres Stück beginnen werde — — — —

Unter den Dichtern ist Storm nicht sein einziger Freund: Goethe, Wieland, Lessing, Holtei, Lesage, Cervantes, Dickens und viele andere gaben ihm in ihren Werken Heimatrecht, nachdem er im Herzen der deutschen Völker schon eine Heimat gefunden, der drollige internationale Knirps.

Denn ob auch die Forscher uns sagen, daß er samt den Puppenspielern aus Indien stamme und in grauer, grauer Vorzeit als Vidusaka — Lustigmacher — auf die Fahrt gestiegen sei und ihm nun diese Fahrt genau nachrechnen wollen — wir glauben lieber, was er uns selber sagt: Ich bin ein sogenanntes Findelkind; meinen Vater hab' ich net gekannt und meine Mutter hab' ich nit gesehn. Der Ort meiner Geburt liegt zwischen St. Niklas und Nimmermannstag, gerad' eine Viertelstund' hinter dem ersten April.

Der Kasperle, oder wie er zu Luthers Zeiten noch hieß, der Hanns-Worst, ist Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein. Mit seinen Brüdern in Frankreich, Italien und England, dem Harlekin, dem Polichinell, dem Punch und den andern allen in den verschiedenen Ländern hat er große Ähnlichkeit, aber er ist doch eine durchaus selbständige Figur; er ist deutsch, rein deutsch. Auch auf der großen Bühne war er zu Hause. Aber das hat er nicht ver-

Digitized by Google

tragen, wurde unflätig und abgeschmackt und darum eines Tages von der Neuberin der geheiligten Stätte verwiesen zur Trauer von Lessing und Wieland, die das Volkstümliche seines Wesens erkannten.

Ein Kind der naiven Poesie einer verschollenen Zeit, ein Zwillingsbruder Tills, ist er ähnlich den Figuren der alten heimlichen Krippenspiele und der Märchen aus den geheimnisvollen Tiefen unserer Volksseele emporstiegen; ein Kind jener Poesie, aus deren unendlichem Reichtum Shakespeare in seinen besten Stücken die lustigen Personen kleidete und aus deren Abgründen der Große von Weimar seinen Faust beschwor.

Und weil sie so tief in dem Wesen unseres Volkes wurzelte, hat in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges die Kunst der Puppenspieler allein stand zu halten vermocht und mit ihren Marionetten das Drama hinübergeleitet in die neue Zeit.

Freilich besitzen wir aus jenen frühen Tagen kein Stück. Denn als echte Volkspoesie erbten sich in der alten Zunft der Puppenspieler die Stücke fort; einer lernte vom andern, und jeder mußte einen Schwur ablegen, niemals etwas niederzuschreiben. Was uns von damals erhalten blieb, das liegt eingebettet in die zahlreichen Sammlungen der Puppenspiele, am reichsten in den beiden Stücken, die ihren Stoff der Volkssage entnehmen: Dr. Faust und die heilige Genoveva.

In den Puppenspielen liebte das Volk sein Eigenstes. Und all die Gestalten, die aus den Tiefen seiner schöpferischen Seele emporgewachsen waren, beschäftigten in merkwürdigem Kreislauf durch das Medium eines Künstlers aufs neue seine Phantasie. Ich kann es nicht beweisen, denn hier ist alles Empfindung, aber in dem urwüchsigen Puppenspiel liegt oft ein größerer Reiz als in dem virtuosesten Spiel der großen Bühne mit ihren raffinierten Effekten. In der Kindheit der Völker entstanden, wendet es sich an das ewig Junge, an das Kind im Menschen. Und ein Stück Kind steckt schließlich in jedem Erwachsenen noch und wenn es der übersättigtste Träger einer angefaulten Kultur wäre, ein Stück Kind, auf dem schließlich alle Hoffnung auf die fortwährende Neugeburt der Kunst beruht.

Und ist das Größte im Kinde vielleicht die Phantasie, die alles beseelt, alles verwandelt, alles in Zusammenhang bringt, so sieht auch das große Kind, das Volk, in den Holzpuppen Menschen von Fleisch und Blut, lebendig und wahr, wie sie nur je auf Erden wandelten, und in ihrem wunderlichen Spiel, in ihrer Abhängigkeit von dem Faden und Willen eines Künstlers, ein vollkommenes Bild des menschlichen Lebens als eines Puppenspiels in der Hand des großen Unsichtbaren und Allweisen.

Mit der Souveränität des Genius wählt die Puppenbühne ihre Stoffe; nichts ist zu fern und nichts zu hoch, sie weiß es in Dürerscher Holzschnittmanier mit den allereinfachsten Mitteln, wirksam, packend, grotesk zu gestalten: Weltschöpfung und Sündflut, Judith und der Verlorene Sohn, Himmel- und Höllenfahrt. Man braucht nichts hinter den Kulissen geschehen, kein Scheingefecht mehr führen zu lassen; es geht alles bei offener Szene vor; unter dem Jubel der Zuschauer baumelt der Erhenkte am Galgen, kollert unter dem Schwert des Nachrichters der Kopf des Gerichteten über die Bretter. Der Schinderhannes und der bayrische Hiesel, die Kirchenräuber zu Großenhain, Karl Stülpner, der kühne Raubschütz, der sächsische Prinzenraub gehören neben Faust und Genoveva zu dem alten Repertoire der Puppentheater, das dann im Lauf der Zeit bald durch Märchenstoffe, bald durch besonders volkstümliche Stücke der großen Bühne, wie Kaliban, Don Juan, Käthchen von Heilbronn, natürlich in entsprechender Bearbeitung, erweitert wurde.

Die Seele all dieser Stücke aber ist der Schelm, der von sich sagt: „Der Kasperle hat keine Seel' nit, denn als er geschaffen ist, waren just keine Seelen mehr vorrätig." Er muß immer dabei sein, wo was vorgeht. „Eine Komödie, und der Kasperl nit dabei? Das wär' was Neues. Mein altes Recht lass' ich mir nit nehmen. Wo eine Komödie ist, da muß der Wurstl auch dabei sein, damit's auch manchmal lustig hergeht; denn der Mensch muß sein G'spaß haben, damit er sich nit z'Tod weint in der traurigen Welt, wo Not und Elend oft aus und ein spazieren." Und was dem Schauspieler als das Ziel seiner Kunst gelten muß, nicht Bewunderung zu erregen, sondern den Hörer mitzureißen, den Konnex mit dem Hause herzustellen, was man im „Kean" und im „dritten Kopf" auf eine raffinierte Weise zu erreichen gesucht hat, — Kasperle hat das sozusagen alles im Handgelenk; wie er das rote Herz auf der Brust trägt, so weiß er auch auf die ungekünstelste, natürlichste Weise den Herzpunkt seines Publikums zu treffen. Er kennt sie alle, die da vor ihm sitzen und stehen, den Hans und Michel, die Grete und Tine; was sie denken, fürchten, wünschen: er spricht es aus, ähnlich dem Chor in der antiken Tragödie — Spieler und Publikum zugleich. Immer hat er im Stück das letzte Wort. Immer findet er einen neuen, großartigen Abgang, sei es, daß er an die Mildtätigkeit seiner Freunde appelliert: „Meine Herrschaften, es folgt der fünfte Akt, die gefundene Gräfin im Walde. Vorher tät aber der Kasperl noch um ein kleines Trinkgeld bitten, weil er die sieben Kreuzer vom Geist nit kriegt hat." Sei es, daß er sich sehr höflich und mit Anstand verabschiedet: „Morgen wird der Kasperl wiederkommen, für heut wünscht er einen ruhsamen Abend." Oder aber er tanzt zum Schluß bis er umfällt: „Jetzt kann i nimmer, — jetzt kann i aber schon wirklich nimmer — i kann nimmer mehr! Gengen 's z'Haus, sag i!"

Er läßt sich nicht unterkriegen, ob auch das Leben ihn gehörig durchschüttelt. Sein Geschick ist kaum weniger wechselvoll wie das des listenreichen Odysseus. In allen Lebenslagen finden wir ihn: als persönliche Aufwartung für die Gräfin Genoveva, im Krieg gegen die Türken als Spion des Grafen Paquafil bewehrt mit dem abgebrochenen Kochlöffel seiner treuen Katherl, mit dem sie ihm immer die guten Speckknödel eingelegt hat; auf abenteuerlichen Fahrten mit dem Grafen Heinrich, dem er als Doktor Eisenbart die Braut gewinnen hilft, als Schildwache vor dem Zelt des „Holochsenfernes", bei Dr. Faust lernt er Geister zu beschwören und den Teufel als einen „geschwinden Fiaker" benutzen; als Hans Steigimsack wird er ein Spießgeselle des bayrischen Hiesel, läßt sich von einem englischen Kapitän heuern, leidet Schiffbruch, wird an ein ödes Eiland, auf dem es „kein' Eierspeis" gibt, geworfen und von einem Delphin, „dem ausländischen Karpfen", in die Heimat gebracht; wir sehen ihn in einer bei Don Juan erlernten Verliebtheit als Bräutigam, dann als ehrsamen Bürger und Familienvater, der allerdings durch leichtsinnigen Lebenswandel in den Schuldturm kommt, bis eine Erbschaft, freilich nicht auf lange, seiner kritischen Vermögenslage ein Ende macht. Noch einmal lächelt ihm das Glück. Aber es ist Blendwerk der Hölle: die Laune eines Fürsten läßt ihn aus einem gehörigen Rausch als Prinz erwachen. Mit großartiger Resignation aber findet sich Kasperle am nächsten Tage wieder in die frühere Situation: „Ha! Verzweiflung! Besinnung! Elend und Not! Ach, ich armer Prinz! Ich armes Mitglied eines dürftlichen Hauses! Was kann ich anders tun, als mich in mein Schicksal ergöben! Kasperl oder Prinz! Von nun an wird die Krone der Tugend und Enthaltsamkeit mein Löben würzen."

Aber das glaubt ihm keiner. Denn „nichts haßt er so sehr als die Leerheit": „Von einem dummen Kerl sagt man, er sei ein leerer Kopf, so halte ich denn eine leere Flasche für eine Dummheit." Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Und Durst und Appetit hat er immer. Bildung hat er nicht genossen, aber Bratwürsteln und Blaukraut genug. Seine Ideale sind die des fahrenden Volkes. Man kann's ihm nicht übelnehmen, denn meist geht es doch bei ihm immer sehr knapp her und Schmalhans ist Küchenmeister. Und wie der Kasperle auch sonst ein kleiner Renommist ist, so auch in puncto bibendi, und sicherlich hat er noch nie, wie er sich bei Dr. Faust rühmt, 50 Taler in einer Nacht vertrunken. Im übrigen ist er ein treuer, gutherziger Kerl, der für seinen Herrn durchs Feuer geht. In seinem Wesen durchaus nicht so ungeschlacht, wie man für gewöhnlich annimmt, sondern von edlem, fast graziösem Anstand, ist er oft sogar übertrieben höflich, wenn er z. B. den König „Herr von König" oder Dr. Faust „Herr von Fäustling" anredet. Anders, wenn ihn die Wut packt, die er gar nicht leiden mag, weil sie „immer so angreift". Dann kennen wir den braven Kasper nicht wieder. Meist freilich ist es Hintertreppenwut, und mit seinem berühmten englischen Vetter Falstaff hält er Vorsicht für den besseren Teil der Tapferkeit. Das Wort seiner alten Großgudähnl hält er in treuem Gedächtnis: „Kasper, hüt' Dich vor die Fäust', sonst gibt's blaue Fleck." In irgendwelchen Verdacht kommen, daß man ihm das Plätzerl vor die Füß' legen könnt und er nicht mehr wisse, wohin er nachher seine Haube tun solle, ist ihm fürchterlich. Die größte Angst hat er vor dem Galgen, den man ihm prophezeit hat, denn er ist „alles zu kitzli um an Hals", er „müßt sich zu Tod lachen", und regnen könnt's, daß er „watschelnaß würde". Aber soweit kommt es nicht; seine Streiche sind mehr lustig als schlecht. Wenn er auch ein paarmal vor Gericht Red' und Antwort stehen muß, läßt man den Schelm mit einem blauen Auge immer noch einmal laufen. Und das gönnen wir ihm, denn er ist ja selbst so mitleidig und gutherzig und mitunter von einer geradezu rührenden Zärtlichkeit. Wenn er schließlich auch nicht gerade zu den solidesten Ehemännern gehört und sein Katherl nicht immer wie ein Tauber behandelt, sie kann sich im Grunde keinen besseren Mann wünschen, und die kleinen häuslichen Szenen schließen stets mit einem rührenden Versöhnungstanz ..

Heut sind schlechte Zeiten für den Humor; schlechte Zeiten für den Kasperle. Der Kasperle, der einst hoffähig war und vor Königen und Prinzen seine Komplimente machen durfte, der die hervorragendsten Geister entzückte, der die Geißelbrecht und Tendler, die Schütz und Dreher, die Richter und Linde unsterblich machte und solchen Zulauf hatte, daß die großen Theater seine Konkurrenz fürchteten und die Kirche uneingedenk ihrer Krippenspiele und beweglichen Marienbilder früherer Zeit gegen ihn eifern zu müssen glaubte, fristet heut nur noch in größeren Städten und hier und da auf Jahrmärkten sein kümmerliches Dasein. Er ist nicht mehr der alte. In München zwar hat ein Dichter, Pocci, und ein hervorragender Spieler, der Expeditor Schmidt, ihn noch einmal zu hohen Ehren gebracht, in Hamburg und Cöln erfreut er sich dank seines volkstümlichen Dialekts noch einer allgemeineren Beliebtheit. Im übrigen aber ist er nicht weit vom Sterben. — Wir meinen so. Aber um mit einem französischen Autor zu reden: Polichinelle rira, chantera, sifflera, tant qu'il y aura par le monde des vices, de la folie, des ridicules. Vous le voyez bien, Polichinelle n'est pas près de mourir . . . Polichinelle est immortelle. Kasperle stirbt nicht, es müßte denn das Gemüt des deutschen Volkes sterben.

Zur Geschichte des Schachspiels. Von Georg Buß.

Im sozialen und geistigen Leben der Völker ist das Gewebe der ineinandergreifenden Einflüsse so verwickelt, daß nur zu oft der Nachweis, von wem oder wann der Anstoß für eine angenehme und nützliche Erfindung ausgegangen sei, nicht mehr zu erbringen ist. Das ist besonders der Fall, wenn die Untersuchung ein kompliziertes, tief in die Zeit zurückgreifendes Spiel betrifft.

Von jeher hat das Spiel auf der langwierigen Reise des Lebens als freundliche Herberge gegolten. Zahlreiche Geschlechter haben sich an ihm erfreut und ihm je nach Zeit und Brauch ihre besondere Marke aufgedrückt. Die oberste ist am kenntlichsten geblieben, während die anderen um so undeutlicher geworden sind, je tiefer sie liegen, — die unterste ist gänzlich verwischt und verschwunden.

So stellt sich ein Spiel gewöhnlich als ein allmählich aus der Mitarbeiterschaft zahlreicher Generationen herangereiftes Produkt dar, das vaterlos geworden ist. Es besitzt eine gewisse Verwandtschaft mit dem Volksliede, das ebenfalls erst im Laufe der Zeit unter der Einwirkung unzähliger modelnder Kräfte Text und Melodie in der am meisten beliebten Fassung gewonnen und bei diesem langen Entwicklungsprozeß seine Geburtsurkunde verloren hat. Gleichwohl verzichtet die Forschung nicht darauf, die Geburtsurkunde aufzufinden. Freilich, je weiter bei solchem Nachspüren die Wege führen, um so mehr liegt die Gefahr vor, daß sie in das luftige Reich der Phantasie und zu Ergebnissen wunderlichster Art führen.

Brettspieler. Terrakottagruppe aus Athen. Nach: E. Gerhard „Archäologische Zeitung", Verlag von Georg Reimer in Berlin.

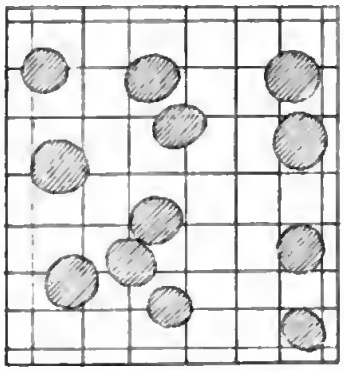
Das Seltsamste in dieser Beziehung haben die Naivetät und die scholastische Gelehrsamkeit des Mittelalters geleistet. Sie brachten es fertig, für den Erfinder des Schachspiels den um die angenehme Unterhaltung seiner Kriegskameraden sehr besorgten Palamedes, einen „Obristen" des griechischen Belagerungsheeres vor Troja, zu erklären.

Der Obrist Palamedes beginnt schon herumzuspuken in der Zeit der Kirchenväter, wenngleich einige geneigt sind, weniger ihm als dem leibhaftigen Diabolus die Schuld am Erfinden der Spiele beizumessen. In der Folgezeit findet Palamedes mehr und mehr gläubige Seelen. Wenn von den Anfängen des Schachspiels die Rede ist, wird fast stets des homerischen Helden in Verbindung mit dem pfiffigen Ulysseus, der es am ehesten und besten erlernt, mit ehrenvollen Worten gedacht.

Immerhin waren einige Säulen damaliger Gelehrsamkeit mit Palamedes nicht einverstanden. Etliche unter ihnen verlegten in Bezugnahme auf eine Erzählung des Herodot den Ursprung des Schachspiels nach Lydien, allwo die Gebrüder Lydius und Tyrenus das Spiel ausgeheckt. Andere gaben dem König „Xerses" die Ehre der Erfindung. Wieder andere behaupteten, daß es sich nicht um den König, sondern um einen weisen Mann „Xerses" handle. Jedenfalls hätten die Spanier nach dem „Xerses" das Schachspiel „Axedres" genannt. Noch andere wiesen auf Babylon hin. Mögen sie hiermit der Wahrheit auch schon erheblich näher kommen, so bringen sie

doch ihre Anſicht mit ſo vielen Sonderbarkeiten vor, daß man ſich des Lächelns nicht erwehren kann.

Sogar der gelehrte Adam Olearius, der 1635 im Auftrage des Herzogs Friedrich III. von Holſtein-Gottorp zur Anknüpfung politiſcher und merkantiler Beziehungen die große Reiſe über Moskau nach der perſiſchen Hauptſtadt Ispahan unternahm, weiß ſehr wunderliches Zeug zu berichten. In einem gar alten holländiſchen Buche, ſo auf der Bibliothek des Herzogs von Holſtein befindlich, habe er geleſen, das Schachſpiel ſei vor alten Zeiten zu Babylon unter einem König namens Elmarabad von einem gewiſſen Philometer, einem ſehr weiſen Hofbedienten, erfunden worden. Beſagter König ſei ſehr grauſam, tyranniſch und unbeliebt geweſen. „Philometer hat nun eine Liſt erſonnen, wie er möchte die Glückſeligkeit eines wohlregierenden und die Gefährlichkeit eines übellebenden Königs abmahlen und ihm hinterbringen. Hat derwegen das Königsſpiel erdacht, da zweene widerwärtige Könige mit ihren Gemahlinnen, Bedienten und Unterthanen widereinander ſtreiten, und wer ſeine Schantze nicht wohl in acht nimpt, verliehren und das Feld räumen muß. Die Bauern ſind in ſelbigem Buche jeglicher mit Inſtrumenten und Werkzeugen durch einen ſonderlichen Verſtand abgebildet, das Taffelbret iſt



Das von oben geſehene Brettſpiel der auf Seite 137 dargeſtellten Terrakottagruppe. Nach: E. Gerhard „Archäologiſche Zeitung".

auch nach Form der Stadt Babylon, nemlich viereckt, gemacht. Als es der König erfahren, hat ers, weil es was neues, große Luſt zu lernen bekommen, und den Philometer in Unterweiſung deſſen gebrauchet, welcher dann die Bedeutung dem Könige mit gutem Glimpff beigebracht. Es ſoll auch dieſes Spiel in der Belagerung Trojas von den Oberſten und Hauptleuthen zu ſpielen gar gebräuchlich geweſen ſeyn, daher auch etliche, wiewohl falſch, gemeynet haben, daß das Schachſpiel daſelbſt erſt ſey erfunden worden, wie es ſelbiger Autor mit gedencket."

Demnach ſtehen alſo am Anfange des Schachſpiels der Hofbediente Philometer und der König Elmarabad von Babylon. Leider kommt in der ellenlangen Liſte der Könige Babylons und Aſſyriens und der Könige des neuperſiſchen und chaldäiſchen Reichs kein König Elmarabad vor, auch nicht ein Name, der ähnlichen Klang hätte. Kurzum, die Mitteilung des Olearius iſt ebenſolcher Unſinn wie die über den Oberſten Palamedes und über den „Xerſes".

Eine mit der perſiſchen faſt übereinſtimmende Erzählung verlegt die Erfindung des Schachſpiels nach Indien, in den Beginn des V. Jahrhunderts nach Chriſti Geburt. Ein junger Prinz, deſſen Gebiet an der Mündung des Ganges lag, hatte ſich damals zum König von Indien gemacht. Da er ein grauſamer Deſpot war, ſo wurde er von den Untertanen gehaßt und von den tributpflichtigen Fürſten mit einer Empörung bedroht. In dieſer heiklen Lage unternahm es ein weiſer Brahmane namens Siſſa, den König auf einen beſſeren Weg zu bringen. Er ſuchte ihm klar zu machen,

Schachſpiel. Aus dem Carmina Burana.

Illustration von Hans Burgkmair aus „Bilder zu Schimpf und Ernst".

daß die Stärke des Monarchen in der Liebe seiner Untertanen beruhe und daß er ohne sie nur einen leeren Titel führe. Um das zu beweisen, hatte er das Schachspiel erfunden. Es zeigt, wie der König, obwohl allerhöchste Person, nicht imstande ist, sich der Feinde zu erwehren, falls ihm seine Landeskinder und Soldaten nicht beistehen. Dem Beherrscher Indiens ging durch das Spiel eine Leuchte auf — er gelobte feierlichst, ein wahrer Vater seines Volkes zu werden. Dem weisen Brahmanen aber billigte er in Dankbarkeit die Erfüllung eines Wunsches zu. Der erbat nichts weiter, als so viel Weizen, wie sich ergebe, wenn das erste Viereck des Schachbretts mit einem Korn, das zweite mit zwei, das dritte mit vier und jedes weitere der vierundsechzig Felder mit der verdoppelten Anzahl Körner des vorhergehenden Feldes belegt wurde. Der König, erstaunt über die Mäßigkeit der Bitte, befahl, sie zu erfüllen. Aber als der Schatzmeister mit der Rechnung kam, stellte sich heraus, daß die verlangte Körnermenge zukolossal sei, um sich beschaffen zu lassen. Es kommt nämlich als Summe die neunzehnstellige Zahl

9 223 372 036 854 775 808

heraus. Zur Aufnahme einer solchen Menge müßten nach oberflächlicher Rechnung in 16 384 Städten je 1020 Kornböden vorhanden sein, deren jeder imstande wäre, etwa 174 762 Hektoliter, je zu 3 160 000 Körner, aufzunehmen.

Die beigebrachten Erzählungen beweisen, wie die Entstehung des Schachspiels in das Dunkel der Sage gehüllt ist. Nur eins trifft zu: daß sie im Orient geschehen sei.

Von Indien soll das Spiel nach Persien gelangt sein — während der Herrschaft der Sassaniden. Genauer wird hinzugefügt: „unter einem Chosroës". Hiermit ist zweifellos Chosrau I. Anoscharwan (531—579) gemeint. Unter den Königen aus dem Sassanidengeschlecht ist gerade er einer der glänzendsten und genußfreudigsten.

Am feinlebigen Hofe der Sassaniden in Ktesiphon war in der Tat für das Schachspiel ein rechter Boden, und so läßt sich annehmen, daß ihm hier die sorgfältigste Pflege gewidmet wurde. Um so mehr wird das der Fall gewesen sein, als das Schach dem monarchischen Prinzip vollkommen entsprach. In Persien war der Schah noch mehr als heute der Mittelpunkt, von dem sich das Volk ab-

Seine Stelle betreffend/ist ihm / das vierte feld / von der Rechten=(so fern Einer/mit den Weissen Steinen/spielet)oder von der Lincken Hond/(wan Einer/die Schwaetzen Steine/gebeauchet) anzurechnen/und also/weyl Er/über alle zu gebieten/und derselben Haupt ist/gleichsam in der Mitte/(wie dan die Persen und Alten / die mittelste Stelle/denen/welchen man Ehre hat anthun wollen/ gelassen) zugeeignet. Setzet demnach / der Weisse / in einem Schwaetzen/und der Schwartze/in einem Weissen Felde.

Seinen gang anlangend/ist derselbe langsam/nuhr von einem Felde/ins andere/und nicht weyter/(ausgenommen den Speung/ ins dritte Feld/davon bald mit mehrem) ob ihm gleich Schach geboten wird. Er kan aber/auf alle manieren/wie sonsten die Rochen/ Schätzen und Soldaten/es sey gleich das feld/welcher farbe/er wölle: Er reete/für=oder hinter sich / überzwerch / oder nach den ecken und spitzen/(das ist/auf solchen Linien/da die Felder/welche ein aus der folgen/von einerley farbe seynt Alß da ist/die linie / welche von des Weissen Königes Rochen/biß an der Schwaetzen Königin Rochen/reichet/und weisse Felder hat: oder wie die Soldaten/ein ander nehmen) denselben verrichten. Endlich/kan Er/dem andern Könt-

Handschriftliche Notiz von Herzog August von Braunschweig (1616) zum Kapitel „Von den zween Königen des schwartzen und des weißen Hauffens" in dem Werk „Das Schach- oder Königs-Spiel" von Gustavus Selenus (Königl. Bibliothek zu Berlin).

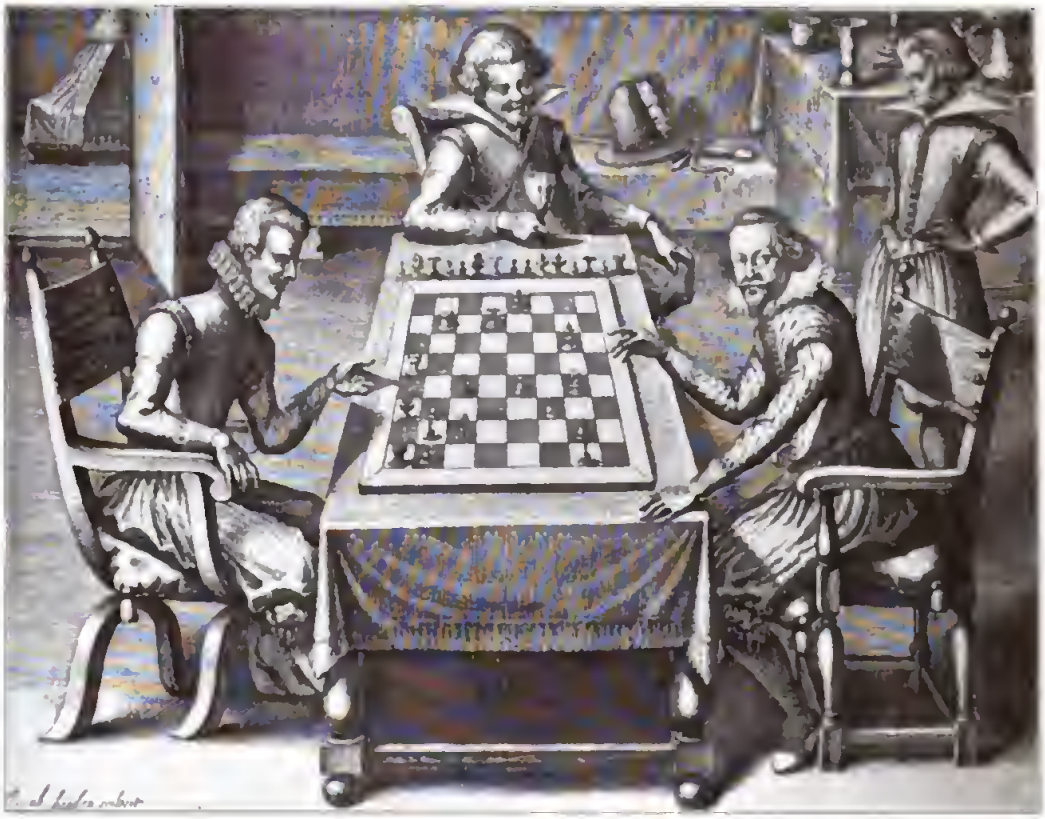


Illustration aus dem Werk „Das Schach- oder Königs-Spiel" von Gustavus Selenus (1616).

hängig wähnte. Im Schah sah es das Licht, die Wärme, das Leben. Ihn zu schützen war heilige Pflicht. In solchem Milieu mußte ein Spiel, dessen Seele der König ist, besonders starke Sympathie erwecken. Man nannte es daher „Schatrack", das ist „Spiel des Schah".

Zu derselben Zeit wird das Spiel auch in Byzanz bekannt gewesen sein, entsprechend einer Tradition, die es unter Kaiser Justinian (527—565) an den griechischen Kaiserhof gelangen läßt. Hiermit steht in Übereinstimmung eine Mitteilung, welche die Prinzessin Anna Komnena in der Biographie ihres Vaters, des Kaisers Alexios Komnena (1081 bis 1118) macht, daß das Schach, das sie Zatrikion nennt, den Byzantinern von den Persern überkommen sei.

Diejenigen aber, welche das Schachspiel dem Abendlande übermittelt haben, sind zweifelsohne die Araber gewesen. Ja, es scheint so, als ob überhaupt die Wiege des Schachs bei ihnen gestanden habe — eine Ansicht, die schon der italienische Gelehrte Felice Paciotto vor vierhundert Jahren verteidigte. Als Erben der Kultur des Sassanidenreiches und ausgestattet mit hohen Geistesgaben, feuriger Phantasie und Liebe zur Dichtkunst, haben sie eine hochbedeutsame Einwirkung auf die wissenschaftliche, dichterische und gesellige Bildung des christlichen Mittelalters ausgeübt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß das Schachspiel im Laufe der Jahrhunderte und durch die Übertragung auf andere Völker sehr wesentliche Änderungen erlitt. Eine springt sofort in die Augen. Nach moderner Art kann der Bauer, der in die letzte Reihe des Gegners siegreich eingerückt ist, in eine Königin oder in eine andere Figur umgetauscht werden. Anders vor einem halben Jahrtausend in Persien: hier war diese Auszeichnung unter gewissen Bedingungen dem Läufer beschieden. Das geht aus einer Erzählung in Sadis Gulistan (1257) und einer Mitteilung des Olearius deutlich hervor. Einige hoch zu Kamel

sitzende Mekkapilger unterhalten sich über das Schachspiel und einer von ihnen meint: „Ich wundere mich, wie der elfenbeinerne Läufer im Schachspiel das Feld also durchlaufen kann, daß er sich zu verbessern und einer Königin Hoheit zu gewinnen vermag." Es folgt nun ein humorvolles Gleichnis des Sadi, ungefähr des Inhalts, daß natürlich faule Mekkapilger, die zu Kamel nach des Propheten Heiligtum ziehen, niemals erhöhet werden, eher noch ihre Kamele, weil diese, welche nur Disteln fressen und schwere Last tragen müssen, die eigentlichen Pilgrime seien. Hierzu bemerkt Olearius: „Diese Gleichnis nimpt er (nämlich Sadi) nach der Art und Weise, welche die Perser im Schachspiel zu gebrauchen pflegen. Die Steine selbiges Spiels werden gemeiniglich aus Elfenbein gemachet, und verhält sich mit dem Läufer, so sie Schatir nennen, also: Wenn die Königin geschlagen und herausgenommen wird, der Läuffer aber fünf principal Steine geschlagen hat, bekompt er die Würde der Königin. Von diesem Schach- oder König-Spiel, denn Schach heißt auf Persianisch ein König, dem Leser zu gefallen, etwas mehr zu gedencken, so nennens die Perser Sedrentz, Hundert-Sorgen; weil es viel Kopfbrechens und Nachdenckens gibt, und nicht wie andere Spiele, so wohl im Glück, als in einem nachsinnlichen Kopffe bestehet."

Die Franzosen behaupten sogar, daß früher das Schachspiel eine Königin nicht besessen habe, wohl aber einen Wesir. Erst die französische Galanterie habe aus dem Wesir die Königin gemacht, weil solche dem Könige doch entschieden näher als ein Beamter stehe und auch größeren Einfluß auf ihn ausübe.

In der Tat wird in gewissen lateinischen Versen aus dem XII. Jahrhundert die Figur „Fercia" genannt. Dementsprechend reden Guillaume de Lorris und Jean de Meung, die im XIII. Jahrhundert lebenden Verfasser des Romans De la Rose, und der Verfasser des Gedichtes De la Vieille, nur von Fierce, Fierche oder Fierge. So heißt es in dem Roman De la Rose:

Car on n'have pas les Garçons,
Fols, Chevaliers, Fierges ni Rocs.

„Man warnt nicht die anderen Steine, die Läufer, Springer, Königin und Türme." Mit anderen Worten: Das „Gardez" gebührt nur dem König. Und im Gedicht De la Vieille heißt es:

Die Schachspieler. Gemälde von Paris Bordone im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Schachfiguren aus Buchsbaumholz für Kaiser Karl V.

En deux parts veoir y pourvés
Roi, Roc, Chevalier et Auphin,
Fierge et Peon etc.

„Auf zwei Seiten kann man da sehen den König, den Turm, den Springer und Läufer, die Königin und den Bauern." Noch bestimmter heißt es anderswo:

La Royne que nous nommons Fierge,
Tient de Venus et n'est pas Vierge,
Aimable est et amoureuse etc.

„Die Königin, welche wir Fierge nennen, gleicht der Venus und ist, obwohl nicht mehr Jungfrau, lieblich und reizend." Das lateinische Fercia, aus dem sich Fierge, Fierche und Fierce oder Fiercia herleiten, geht zurück auf Ferz oder Ferzin, den höchsten Staatsbeamten des Schahs. Für Fierge setzten die Franzosen schließlich das ähnlich klingende Vierge und nachmals Dame oder Reine.

Noch bis zur Mitte des XIV. Jahrhunderts war die Königin in ihrer Bewegung sehr gehindert, denn sie durfte nur einen Schritt tun und sich nicht mehr als zwei Felder vom König entfernen. Das deutet auch damals Johann von Vignoy, ein Zeitgenosse Karls des Schönen und Philipps VI. von Valois, in seiner Moralité des nobles hommes mit den Worten an: „Was die Königin betrifft, so geht sie nicht wie die Bauern von einem Viereck zum andern, denn Schwäche und Sittsamkeit gebieten einer Frau, das Schlachtgewühl zu meiden." Dieser Zwang, dem die Königin unterworfen war, paßt aber, wie Freret im Jahre 1719 sehr treffend äußerte, besser zur Eifersucht der Morgenländer, hingegen nicht zu derjenigen Freiheit, die allezeit die französische Frau genossen hat. Und da die Frau im Leben gewöhnlich am meisten zu sagen hat und das Zepter führt, so wurde in Galanterie gegen die Damen des Abendlandes der Zwang aufgehoben und die Königin mit vollkommenster Bewegungsfreiheit zur wichtigsten Figur gemacht. Eine Ungereimtheit ist allerdings geblieben: Gelangt ein Bauer in die letzte Reihe des Gegners, so hat er das Anrecht, sich trotz seines männlichen Geschlechts in eine Königin zu verwandeln. In einem Denkerspiel dürfte eine solche Naturwidrigkeit nicht vorkommen.

Gleich der Königin besaßen auch Läufer und Springer im ältern Spiel beschränkte Bewegungsfreiheit: dieser durfte lediglich auf das dritte Feld hüpfen, jener bei jedem Zuge nur zwei Felder zurücklegen. Einzig der Turm, der roc, von dem der Ausdruck „rochieren" herkommt, wurde schon so wie im modernen Spiel gebraucht.

Schachfiguren aus Buchsbaumholz für Kaiser Karl V.

Die zahlreichen im XV., XVI. und XVII. Jahrhundert veröffentlichten Schachbücher haben mit dieser alten Spielweise schon längst nichts mehr zu tun — sie lehren das Schach so, wie wir es heute spielen. Um so auffälliger ist es, daß Lukas van Leyden auf seinem 1520 gemalten, jetzt im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin befindlichen Bilde „Die Schachpartie" dem Brett nicht vierundsechzig,

Die Schachspieler. Gemälde von Lukas von Leyden im Königl. Museum zu Berlin. Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

sondern sechsundneunzig Felder mit achtundvierzig Figuren gegeben hat. —

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein so gehaltvolles Spiel wie das Schach alsbald zahlreiche Gönner im Abendlande errang. Selbst die Kirche gab zu, daß es kein Glücksspiel sei, sondern „ingenium" verlange. Ihre Vertreter nutzten auch das Schach in der Weise aus, daß sie sehr tiefsinnig die Figuren in bezug auf Gestalt, Farbe, Rang und Bewegung mit den verschiedenen Ständen und Handlungen der Menschen verglichen und hierbei die dickleibigste Sittenlehre entwickelten. Wer die Traktate des Paris de Puteo, des Thomas Actius und der anderen Kasuisten liest, muß über den gelehrten Unsinn, der bei dieser Schachmoral zusammengetragen ist, staunen. Sogar Torquato Tasso hat, wie wenig bekannt sein dürfte, einen Traktat über das Spiel geschrieben. Eins war allen Leuten klar: Schach durfte, weil zu zeitraubend, nur mit Maß gespielt werden. Den Scholaren wurde es einfach als „pestilens" bezeichnet. Trotzdem wurde es das Lieblingsspiel vieler gelehrter Leute und zahlreicher geistlicher Herren, mußte diesen doch ein von der Kirche erlaubtes Spiel auf den einsamen Pfarreien als Zeitvertreib hoch willkommen sein.

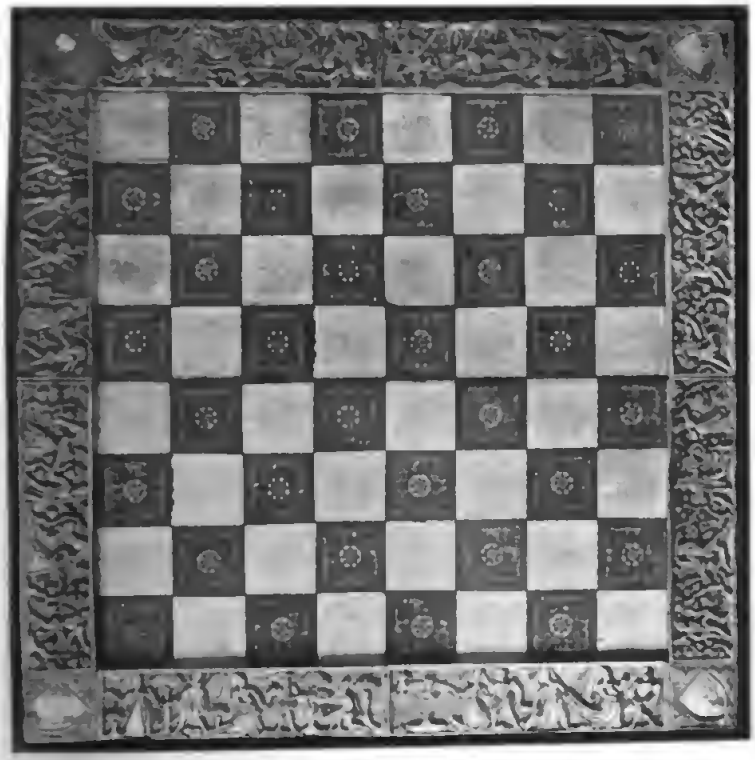
Nichtsdestoweniger hat es auch manche Leute gegeben, die wegen der Zeitvergeudung gegen das Schach eingenommen waren. Johann von Salisbury, im XII. Jahrhundert Bischof von Chartres, hielt den Nutzen des Spiels im Verhältnis zu den Anstrengungen, die es koste, für zu

gering; — Seele und Verstand könnten durch schönere und bessere Beschäftigung erquickt werden. Johann Huß drückt in einem um die Zeit des Konstanzer Konzils (1414) geschriebenen Briefe sein Bedauern aus, dem Schach, bevor er Priester geworden sei, zu viele Zeit gewidmet zu haben. Michael Montaigne, einer der geistvollsten Männer des XVI. Jahrhunderts, haßt es sogar, weil es einem Spiel nicht genug ähnlich sei und uns gar zu ernsthaft unterhalte. Auch Moses Mendelssohn tat im XVIII. Jahrhundert den Ausspruch: „Schach ist für den Verstand zu viel Spiel, und als Spiel erfordert es zu viel Verstand."

Was aber wollen diese und andere Gegner gegen die Tatsache bedeuten, daß die erlauchtesten Geister des Mittelalters, der Renaissance und der Folgezeit Schach mit höchstem Vergnügen gespielt haben? Wohl kein großer Geist von Dante bis Tasso hat in Italien gelebt, von dem Schach nicht gepriesen wurde. Hieronymus Vida aus Cremona, einer der besten neulateinischen Dichter des Quattrocento, behandelt es sogar in einer großen Dichtung und läßt es als kostbares Geschenk Jupiters vom Himmel herabkommen; Marsilio Ficino, der Präsident der von Cosimo Medici in Florenz gegründeten neuplatonischen Akademie, bezeugt ihm sein Wohlgefallen, und Torquato Tasso behandelt es mit Ehren in seinem Dialog über das Spiel. Und mehr noch: Leo X., der oberste Pontifex, einer der feinsinnigsten Männer, die den römischen Stuhl innegehabt haben, ist ein feiner Spieler im Schach gewesen.

Puffspieler. Gemälde von David Teniers.
Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

In Frankreich genoß das edle Spiel nicht geringere Verehrung. Schon unter Ludwig dem Heiligen (1226—1270) muß es so beliebt gewesen sein, daß der König, unwillig über die Zeitvergeudung, die Beschäftigung mit ihm untersagte — ein Entschluß, der kurz darauf durch die Synode von Béziers gebilligt wurde. Einer seiner Nachfolger, König Ludwig XIII. (1610—1634), aber trieb es so leidenschaftlich, daß er es sogar während seiner Spazierfahrten spielte, und zwar auf einem gepolsterten Schachbrett, in das sich die unten mit Nadeln versehenen Figuren festspießen ließen.

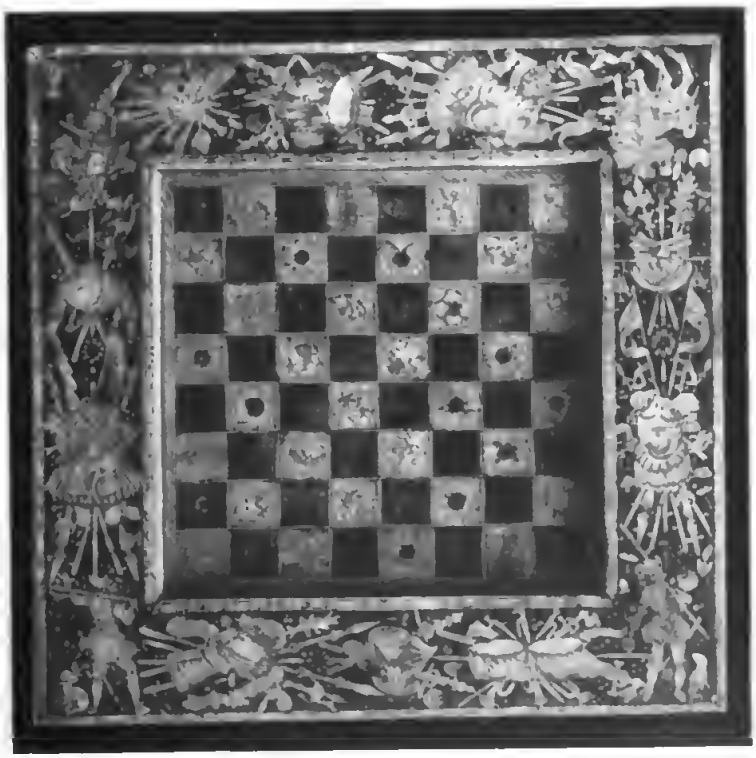


Florentiner Schachbrett des XV. Jahrhunderts.
Nach einer Photographie von Gebr. Alinari in Florenz.

Interesse fürstlicher Personen am Schach paarte sich das Bestreben, Brett und Figuren so kostbar als möglich auszuführen. Elfenbein, Bernstein, Gold, Silber, Edelsteine und Perlen wurden herangezogen, um Prachtleistungen ersten Ranges zu schaffen. Wohl das älteste Schachspiel dieser Art, allerdings nicht vollständig, besitzt das Britisch Museum in London. Es sind Figuren, geschnitzt aus Walroßzähnen, in romanischem Stil, die der Zeit Heinrichs III. (1216—1272) entstammen. Von dem prächtigen Schachspiel in Gold und

Ähnliche Beispiele lassen sich aus Spanien, den Niederlanden und Deutschland beibringen. Von Don Juan d'Austria wird erzählt, daß er Schach mit lebenden Figuren gespielt habe. Der Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel gab, wie Leibniz berichtet, unter dem Namen Gustavus Selenus einen Traktat über das Schachspiel heraus, der für sehr gut befunden wurde. Und der Große Kurfürst von Brandenburg verehrte im Schach das geistvollste von allen Spielen, deren die damalige Zeit kundig war.

Mit dem steigenden



Schachbrett, eingelegt in Elfenbein, Perlmutter und Metall nach Zeichnungen von Aldegrever, Georg Pencz, Hans Sebald Beham und Virgil Solis.
Original im National-Museum zu München.

Silber, dessen sich König Karl V. von Frankreich (1364—1380) bediente, ist nichts mehr vorhanden. Hingegen befindet sich ein meisterlich gearbeitetes Schachbrett mit wundervoll geschnittenen Elfenbeinfiguren französischer Herkunft aus der Zeit Karls IX. in der Eremitage zu St. Petersburg. Auch in Paris, Madrid, Wien, München und Berlin werden schöne Spiele aus alter Zeit aufbewahrt. Um die Wende des XVII. Jahrhunderts fällt die Blüte der Drechslerkunst. Seitdem treten an Stelle der geschnittenen die gedrehten Figuren, die den hohen Ruf, den die edle Drechslerei unter den Auspizien drechselnder Fürsten genoß, in vollem Maße rechtfertigen.

Illustration zur Geschichte des Predigers Gros, aus Sophiens Reisen. Stich von D. Chodowiecki.

Aber nicht allein in den hohen Regionen und in den Kreisen der Gelehrten und Geistlichen, sondern auch im wohlhabenden Bürgerstande huldigte man eifrig dem Schachspiel. Schon zur mittelalterlichen Zeit genoß „Schachzabel" unter den braven Städten Deutschlands eine solche Verehrung, daß sie „Wettschachspiele" veranstalteten. Die Nürnberger hielten ein solches Schachturnier im Jahre 1477 gelegentlich eines großen Armbrustschießens ab. Auch wird von Autoren des XVII. Jahrhunderts schon hervorgehoben, daß in Deutschland und den slawischen Ländern ganze Städte und Dörfer schon seit langer Zeit des Schachspiels kundig seien. Besonders tüchtig im Schach ist Ströbeck bei Halberstadt gewesen, wo noch heute der Schachklub in Blüte steht. Von der hohen Kunst der Ströbecker hatte auch der Große Kurfürst gehört. Als er während einer Reise den Ort passierte, ließ er halten, um sich von der Wahrheit des Gerüchts zu überzeugen. Das Spiel der wackern Einwohnerschaft befriedigte ihn dermaßen, daß er ihr ein schön mit Silber ausgelegtes Schachbrett verlieh, das mitsamt der Schenkungsurkunde und einigen, bis 1616 zurückreichenden Schachurkunden noch heute in Ströbeck vorhanden ist.

Schachturnier in der Schule zu Ströbeck.

Schachſpielende Araber in Marokko.

Wie in Deutſchland, ſo auch in den Nachbarländern. Von den Bewohnern der Inſel Gotland, die 1361 däniſch und erſt unter Karl X. wieder ſchwediſch wurde, erzählt Olaus Magnus, daß ſie die Freier ihrer Töchter hinſichtlich des Charakters nach dem Benehmen beim Schachſpiel beurteilt hätten. Aber mehr noch: Schon zur mittelalterlichen Zeit ſpielten venezianiſche Kaufleute mit ſolchen Dalmatiens briefweiſe Konſultationspartien, und in Spanien ſoll es, wie Pasquier, Sarraſin, Hyde und andere ältere Autoren mitteilen, üblich geweſen ſein, daß ſich ganze Städte zum Wettkampf im Schach aufforderten. Man ſieht, daß alles ſchon dageweſen iſt, und auch in dieſem Falle Ben Akiba recht hat.

Im Orient war das Spiel gleichfalls friſch und lebendig geblieben. Im Jahre 1635 beſucht Olearius in Ispahan die Teehäuſer. Tee war ihm neu, und ſo ſpricht er von einem „fremb warm Waſſer“. Dann fährt er fort: „Bey ſolchem trincken haben ſie das Brettſpiel oder auch das Schachſpiel vor ſich. Mit dieſem wiſſen ſie noch meiſterlicher als die Ruſſen, welche auch darin woll geübet, umbzugehen, und ſagen, daß es von ihrer Nation erſt erfunden ſei, wie es auch der Nahm Schach, welches ein König heißt, andeutet.“ Die Chineſen ſpielen es ebenfalls. Und als der Berliner Schriftſteller und Aſtronom Johann Bernoulli im Jahre 1777 in Petersburg weilte, hatte er das Vergnügen, ſogar den Erbprinzen des Chans der Kirgiſen, der nach der ruſſiſchen Hauptſtadt gekommen war, Schach ſpielen zu ſehen.

Eine mächtige Förderung empfing das Schachſpiel ebenſo wie das Billardſpiel durch die ſeit der Wende des XVII. Jahrhunderts in Weſt- und Mitteleuropa ſtark in Aufnahme gekommenen Kaffeehäuſer. Sie wurden die Reſidenzen des Schachſpiels. Die Partner fanden

Nach Feierabend in Ströbeck.

Ströbecker Mädchen.

sich hier zusammen, spielten vor den Augen des Publikums und trugen das Schach in die breiteste Öffentlichkeit. Seitdem sind die Cafés und das Schachspiel stets vereint geblieben.

Die Entwicklung des edlen Brettspiels in neuerer Zeit wurde seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts durch die stark in Zunahme begriffenen Schachklubs, die Gründung großer nationaler Schachverbände, das Abhalten von Schachkongressen und internationalen Turnieren, die Herausgabe tüchtiger Fachzeitschriften und guter Lehrbücher, sowie die Schachrubriken der Zeitungen und Unterhaltungsblätter außerordentlich gefördert. Bei solchem regen Leben konnten die guten Wirkungen nicht ausbleiben — eine Fülle ausgezeichneter Spieler ist erstanden, deren Kombinationsgabe und Gedächtniskraft höchste Bewunderung verdienen.

Die entzweiten Schachspieler. Gemälde von Benjamin Bautier.

Spieler vom erſten telegraphiſchen Schachturnier zwiſchen Berlin und Nürnberg.

Selbſt Leute, die nur auf das Nützliche ſehen, müſſen dem Schach Anerkennung zollen, denn es iſt der Vater des modernen Kriegsſpiels, der praktiſchen Übung in der Führung von Truppen auf Plänen, geworden. Bereits im XVIII. Jahrhundert wurde verſucht, das Schach in den Dienſt der Taktik und Strategie zu ſtellen, indem man die Zahl der Felder und Figuren vermehrte und dieſe als Artillerie, Kavallerie und Infanterie, jene als Ebene, fließendes und ſtehendes Waſſer, Sümpfe, Berge, Dörfer, Feſtungen bezeichnete. Aber erſt als an Stelle des Schachbretts die Landkarte und an Stelle der Figuren einfache Zeichen für Bataillone, Eskadrons und Geſchütze gewählt wurden, ließ ſich der beabſichtigte Zweck beſſer erreichen. Nachdem dieſe Wandlung geſchehen, erwies ſich als beſtes Kriegsſpiel das vom Domänenrat von Reißwitz zu Anfang des XIX. Jahrhunderts erdachte. Im Jahre 1824 wurde je ein Exemplar dieſes Spiels aus Staatsmitteln jedem preußiſchen Offizierkorps überwieſen.

Hiermit war eine Grundlage geſchaffen, auf der das Kriegsſpiel derart gedeihen konnte, daß ſich mit ihm dem Ernſtfall ſo weit als möglich nahekommen ließ.

Spieler vom erſten telegraphiſchen Schachturnier zwiſchen Wien-Berlin.

Vom telegraphiſchen Schachturnier. Die Züge der Gegenpartei werden in Berlin markiert.

Gewiß, Spiel bleibt Spiel. Aber niemals, ſolange die Welt ſteht, iſt das Spiel überflüſſig geweſen, denn es iſt ein Faktor menſchlicher Zufriedenheit. Das Schachſpiel bildet in dieſem Faktor den vornehmſten Teil, denn dem Kreiſe der vom blinden Zufall regierten Glücksſpiele entrückt, beruht ſeine Eigenart in der reinen Tätigkeit des Verſtandes. Es beſitzt in Wahrheit ethiſchen Wert.

In meiner letzten Nacht.

In meiner letzten Nacht
Wer denkt an mich und wacht?
Wer iſt's? Am offnen Fenſter ſteh ich lang:

Der leiſe Springquell, der im Kloſter fällt,
Der Schattenfluß, die dämmernden Alleen —
Wo find' ich den Zuſammenhang
Mit ihrem verworrenen Liebesklang?
Wenn trüb und ſchwer
Die Sinne mir vergehen,
Wer holt mich aus dem Traum der Welt?

Du, Seele, biſt es! Wie ein Blitz gehaucht,
Webſt Du im Baum, im Waſſer, unruhvoll in mir,
Und wieder ganz bin ich in Dir,
Wenn Deine Menſchenwohnung untertaucht
Nach meiner letzten Nacht ins alte Meer.

Martin Lang.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Gesammelte Werke von Heinrich Hart. Herausgegeben von Julius Hart. Vier Bände (Berlin 1907, E. Fleischel & Co.). — Adolf Wilbrandt, Aus der Werdezeit (Stuttgart 1907, J. G. Cotta Nachf.). — Grethe Auer, Bruchstücke aus den Memoiren des Chevaliers von Roquesant (Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt). — Ottomar Enking, Nelde Thorstens Sanduhr (Berlin, Alfred Schall). — Karl Rosner, Sehnsucht (Berlin, Concordia). — Adolf Schmitthenner, Aus Geschichte und Leben (Leipzig 1907, F. W. Grunow).

Seit einigen Jahren ließ sich in Deutschland die gleiche Erscheinung beobachten, die wir aus den Literaturen anderer Länder kennen: daß es nämlich allwinterlich ein „Buch der Saison" gab — ein Buch, das plötzlich und überraschend über alle Mitbewerber emporstieg, das selbst die literaturfremdesten Menschen lasen, das einen oft schwer erklärlichen publizistischen Erfolg hatte, mit dem der literarisch-kritische sich nicht immer deckte. Dem glücklichen Autor solch eines Buches erging es mutatis mutandis wie weiland dem jungen Lord Byron: er legte sich unberühmt schlafen, um als berühmter und gemachter Mann aufzuwachen.

Kein Wunder, daß auch diesmal von allen Türmen scharf Ausguck gehalten wurde nach dem Buch des Jahres. Aber so hoch die papierne Flut schwoll, mit so heißem Eifer sie durchsucht ward — der Trompetenstoß, der den neuen Sieger begrüßen sollte, erklang nicht; es blieb still über den Wassern. Und was als Ahnung schon in der Bücherschau des Dezemberheftes anklang, ist nun Gewißheit: es fehlt heuer nicht nur das „Buch der Saison", was sich leicht ertragen ließe, sondern die ganze Ernte ist so wenig erfreulich, daß man es allenfalls verstehen könnte, wenn einer von Mißwuchs und teurer Zeit redete. Unsere guten Namen haben mehr oder weniger durch die Bank versagt, und junger Lorbeer wollte — bis auf einen noch zu nennenden Strauß — auch nicht recht sprießen. Es wär' eine Narrheit, deshalb Klagelieder Jeremiae zu singen. Wir haben so viel überraschend gute Weinjahre gehabt, daß wir ein schlechtes mit Humor hinnehmen können. Nur soll man dann auch vom Kritiker nicht verlangen, daß er beim sauren Wein begeistert wird und daß er von dem, was ihn gerade nur lauwarm gemacht hat, mit feurigen Zungen redet.

Es verliert daher niemand viel, wenn ich die neuen Romane der Lebenden zunächst einmal beiseite lasse und mich zu einem Toten wende, dessen Name gerade auch bei den alten Freunden dieser Hefte einen guten Klang haben wird. Von Heinrich Hart möchte ich reden, von dem Manne, der hier viele Jahre lang das kritische Richtschwert schwang, den der Tod im Juni 1906 mähte, dessen „Gesammelte Werke" sein Bruder Julius nun in vier starken Bänden herausgegeben hat (Berlin 1907, Egon Fleischel & Co.). Diese vier Bände bringen außer Gedichten alles, was von dem in 24 Erzählungen geplanten „Lied der Menschheit" fertig geworden ist, bringen ein paar Prosadichtungen und eine Reihe ausgewählter Aufsätze, Theaterkritiken, literarischer Erinnerungen. Ein wunderschöner Nachruf aus der Feder des Bruders eröffnet das ganze Werk.

Heinrich Harts Stellung in unserer Literatur ist fraglos historisch fester gegründet als poetisch. Sein Name ist mit der ganzen modernen Bewegung unlösbar verknüpft. Wie eine Standarte wehte uns Jüngeren dieser Name voran, als wir in die literarische Arena traten. Die beiden Brüder, die vom schweren Boden Westfalens nach Berlin gekommen waren, gaben hundert jungen Talenten Richtung und Ziel. Wohl konnten sich die Zeitschriften, die sie gründeten, niemals lange halten, aber sie streuten damit einen Samen aus, der überraschend wuchs, grünte und Frucht trug. Begeisterte Idealisten gingen sie hin und predigten von einer neuen und größeren Dichtung, von einem weiteren und schöneren Leben; als zornige Kämpfer zerstörten sie falsche Altäre, aber als glaubensfreudige Propheten verkündeten sie auch neue Ideale. Gewiß waren sie selbst dabei in manchen Vorurteilen, in mancher Unklarheit befangen, doch was den Ausschlag gab, war der Geist, der in ihnen lebte und der ihnen die ganze Jugend zuführte — gerade die hoffnungs- und glaubensmächtige Jugend. Und ob später radikalere Elemente sich in den Vordergrund drängten: es bleibt der Ruhm der Gebrüder Hart, in der entscheidenden Zeit als Sämänner über den empfangsbereiten Acker geschritten zu sein, in Hülle und Fülle Anregungen ausgestreut, der notwendigen Erneuerung unsrer Dichtung vorgekämpft zu haben. Und es scheint, als ob Heinrich, der Ältere, hierin auch der Bedeutendere war.

So geschah es ganz von selbst, daß sich die beiden Brüder bald in einer Führerrolle sahen. Ja, von einem großen Teile der Jugend, die in solchen Sturm- und Drangzeiten mehr nach Geist und Gesinnung, als nach dem eigentlichen Können wertet, wurden die Vorkämpfer und Anreger der jungen Literatur im Handumdrehen auch zu ihren größ-

ten Dichtern gemacht. Julius Hart hatte neben lyrischen Dramen zwei worttrunkene Versbücher geschaffen, „Sansara“ und „Homo sum“, und obwohl Liliencron längst am Werke war, wurden diese Gedichtbände als die Anfänge und Meisterwerke einer eigentlich modernen Lyrik gefeiert. Selbst Wilhelm Bölsche, der offenbar mit seinen naturwissenschaftlichen Plaudereien mehr Glück hat als mit seinen literarischen Urteilen, vergaß davor seine kuriose Behauptung, daß der Vers für alle Zeiten abgetan und überwunden wäre, und pries ein etwas langatmiges Gedicht aus „Homo sum“ in den höchsten Tönen: eine ganz neue Ästhetik der Lyrik könnte davon ausgehn. War Julius Hart auf diese Weise zu einem der größten deutschen Lyriker avanciert, so ward Heinrich Hart im Urteil der Jugend bald zu dem bedeutendsten lebenden Epiker. Als er mit dem Plan und dem ersten Band des „Liedes der Menschheit“ herausrückte, herrschte helle Begeisterung. Klopstock mit seinem „Messias“ schien uns ein Waisenknabe gegen den 32jährigen Sohn der roten Erde, der in einem Riesenepos von 24 Bänden „die gesamte Entwicklung des Menschen und der Menschheit von ihren dämmernden Anfängen bis zur tausendfarbigen Gegenwart herauf und damit zugleich die gesamte Natur, alle Typen und Charaktere des Menschentums umspannen“ wollte. Die Begeisterung erhöhte sich noch, als plötzlich das Gerücht von Mund zu Mund lief, der preußische Staat hätte dem Dichter bis zur Vollendung des Riesenwerkes einen Ehrensold ausgesetzt, der ihn sicher stellte. Die Nachricht kam in die Zeitungen, Artikel über Artikel erschienen, dem damaligen Kultusminister — es war Herr von Goßler — wurden Hymnen gesungen, und hundert junge Poeten setzten mit einemmal ihre Hoffnungen auf den preußischen Staat. Erst viel später, nach Monaten, ja, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, nach Jahren, in denen die Debatten eifrig weitergegangen waren, wurde erklärt, daß an der ganzen Nachricht kein wahres Wort sei. Eine Geschichte, die mir bis heute unerklärlich geblieben ist.

In der Arbeit an seinem großen Epos schien sich nun Heinrich Harts Kraft zu erschöpfen. Schien, sage ich, denn tatsächlich wird er später wohl nicht mehr besonders eifrig daran geschaffen haben. Die Notwendigkeit, ums Brot zu schreiben, mag ihm viele gute Stunden verdorben haben, der Gedanke, am Ende doch einen Torso hinterlassen zu müssen, wird der Fortführung auch nicht günstig gewesen sein. Aber stärker als diese überwindbaren äußeren Hemmungen war doch jene innere, die in seinem ganzen Wesen lag. Er war im engeren Sinne gar keine schöpferische Natur, die das Werk wollte. Der Gedanke reizte ihn immer mehr als die Ausführung. Mit ewig offner und empfänglicher Seele nahm er fortwährend Neues auf, bildete es um und streute es aus — ein ewiger Anreger, kein Erfüller; ein Mann, dessen Bestes in einem viel schärferen Sinne, als man wohl sonst dergleichen sagt, ungeschrieben blieb. Seine Pläne waren eigentlich das Größte, was sein Geist gebar, ob sie nun von einer Erneuerung der Dichtung, einem Lied der Menschheit oder einer „Neuen Gemeinschaft“ träumten. Aber sie blieben Pläne, Stückwerk, zerrannen oder entwickelten sich nur unter einem fremden, stärkeren Schöpferwillen. Solange nun die Zeit der Gärung, des Sturmes und Dranges währte, solange war eine Natur wie die Heinrich Harts zu einer Führerrolle prädestiniert. Da war der Anreger, der sich hingab, Ziele wies, kämpfte, wichtiger als der Schöpfer. Zu dieser Zeit erhielten auch die Namen eines M. G. Conrad und Karl Bleibtreu einen Klang, den sie in ruhigen Dichtungsepochen niemals erlangt hätten. Aber das Bild verschob sich in dem Augenblick, als nach Lärm und Gebraus die stille und eigentlich künstlerische Arbeit begann. Die bisher geführt hatten, traten nun zurück, und langsam erbleichte da auch der Stern Heinrich Harts. Er konnte sich als reiner Poet nicht auf dem hervorragenden Platze behaupten, zu dem der fruchtbare Anreger unter anderen Zeitverhältnissen gelangt war. Es schien ihn auch nicht sonderlich stark zu poetischem Schaffen zu treiben. Er schwieg und beschränkte sich ganz auf kritische und journalistische Arbeiten.

Unwillkürlich drängt sich da die Frage auf, ob dieses Leben nach starken Ansätzen nicht am Ende im Sande verlaufen ist, ob es gehalten hat, was es versprach, ob es nicht eines voller Trümmer und Bruchstücke war. Der Bruder selbst schneidet im Nachruf diese Frage an. Aber sie läßt sich nicht mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten. Ich selbst glaube, daß Heinrich Hart uns alles gegeben hat, was er nach seiner Natur geben konnte; ich freue mich, daß seine gesammelten Werke uns nun auch den Poeten wieder naherücken, aber ich empfinde gleichzeitig tief, daß das Beste und Eigentlichste seiner Persönlichkeit doch aus all den Versen und Aufsätzen nur geahnt werden kann. Nicht was er geschrieben hat, macht seine Bedeutung aus, sondern das, was er gewesen ist. Seine Schriften kann und wird man vergessen; seinen Namen nicht. In den drei ersten vollendeten Bänden seines Menschheitsliedes gibt es viel Schönes, Schöneres fast noch in dem hier zuerst veröffentlichten „Fragment des Menschheitsfrühlings“, aber das Ergreifendste steht nicht hier, nicht in den Gedichten, noch weniger in den Kritiken, sondern das steht im Nachruf des Bruders, auf den Seiten, wo er erzählt, wie Heinrich Hart gestorben ist. Wo er erzählt, wie der Schwerverwundete, sichrem Tod Verfallene in die grünen Buchenwälder seiner westfälischen Heimat gefahren ist, um dort, unfern den Stätten seiner Kindheit, in

Mein Sohn Henrik.
Gemälde von Prof. F. László.

einem sonnigen Winkel das Ende zu erwarten; wie er „dem häßlichsten und am meisten entstellenden Tode" noch eine Schönheit abzugewinnen wußte, und wie er lächelnd, ein Kind und ein Weiser, inmitten der ganzen Stärke, Liebe und Güte des deutschen Waldes gelassen seiner letzten Stunde entgegensah. Dabei erschauert man wohl, und in diesem Schauer weiß man wieder, um wieviel seiner und größer der Mensch war als sein Werk ... als dieses Werk, das wir als sein Vermächtnis doch auch begrüßen und hochhalten wollen.

Einen neuen Band seiner Erinnerungen veröffentlicht Adolf Wilbrandt unter dem Titel „Aus der Werdezeit" (Stuttgart 1907, J. G. Cotta Nachf.). Er erzählt darin von seiner glücklichen Jugend in Rostock, von seinen Eltern und seinen ersten poetischen Versuchen, seiner Studienzeit in Berlin und München, seinen Reisen in Italien und Südfrankreich. Er spricht von vielen bedeutenden Menschen, mit denen er Brüderschaft getrunken oder die er kennen gelernt hat: von Paul Heyse und Heinrich von Sybel, von Roquette und Fontane, von Bernh. Windscheid und Justus von Liebig, Bluntschli und Kobell, Geibel und Leuthold, Semper und Gildemeister, Hertz und Baron Perfall. Er redet von 1848 und der folgenden Reaktionszeit; von der nationalen Bewegung und Schleswig-Holstein; von den großen Kriegen und der Errichtung des Reiches. Er wendet sich in fünfzehn lebendig-feuilletonistisch geschriebenen Kapiteln an die Leser, die er zu erfreuen und zu unterhalten hofft.

Aber es ist merkwürdig: man trägt von diesen „Erinnerungen" so gar keinen Gewinn mit heim. Sie erscheinen wunderlich leer, sie laufen von einem ab, es bleibt einem am Ende nichts, aber auch gar nichts in der Hand. So geht es mir sonst gewöhnlich nur mit den Memoiren von Schauspielern, deren Welt eben gerade von Kulisse zu Kulisse reicht. Und mit diesen Komödianten, die in ihrerer Autobiographie doch nur unter dem äußerlichen Anschein der Bescheidenheit ihrer Eitelkeit frönen wollen, wird niemand Adolf Wilbrandt zusammenstellen mögen. Was aber ist es, das diese „Erinnerungen" so ergebnislos macht? Ich blättre das Buch noch einmal durch. Da ist die Kindheit in Rostock, das Haus in der Schnickmannstraße, der Hafen ... aber was davon kommt mir näher? Da sind Eltern und Geschwister ... aber wen lern' ich wirklich kennen? Da werden Freunde und Straßenjungen gewesen sein, Spiele und Prügeleien, einprägsame Wunder und Begebnisse allerart ... warum hör' ich nichts davon? Weil leider schon der Knabe Adolf Wilbrandt mehr ins Theatralisch-Pathetische, als ins Natürlich-Bengelhafte fiel. Er erzählt eine bezeichnende Geschichte dafür. Seine Mutter hatte ihn unmutig einst gescholten und von ihm gesagt, er sei gar nicht ihr rechter Sohn. Und was tat Adolf da? Er nahm einen Bogen Papier und schrieb ihr einen pathetischen Brief mit vielen Ausrufungszeichen, daß ihre Worte ihn vernichtet hätten, daß er den Namen Adolf Wilbrandt nicht mehr führen werde, daß er sich nun nur noch als ihren Stiefsohn betrachte und den Namen Adolf Menadt annehme!! „Lebe wohl!"

Adolf Wilbrandt findet diese Geschichte lustig; ich finde sie von einem neunjährigen Buben gräßlich. Aber es nimmt danach nicht weiter Wunder, daß der Elf- und Zwölfjährige blutrote republikanische Gedichte macht und „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" besingt zu einer Zeit, wo jeder normale Bengel noch knapp beim „Lederstrumpf" angelangt ist. Es ist gar nichts Jungenhaftes in dem jungen Adolf Wilbrandt. Er hat von vornherein Luftwurzeln. Er ist nicht ein Kind Rostocks und Mecklenburgs, aus der Landschaft herausgeboren und von ihren Kräften genährt, sondern er ist der Sohn eines Literaturprofessors, den — wenn man so sagen darf — Idealismus, Kultur, Bildung säugten. Er hat, wenigstens in seinen Dichtungen, gar nichts Obotritisches ... ganz im Gegenteil. Er ist der heimatloseste Dichter, den ich kenne. Er könnte ebensogut in Königsberg oder Straßburg geboren sein wie in Rostock. Das Milieu hat scheinbar gar keinen Einfluß auf ihn ausgeübt, deshalb weiß er auch nichts Rechtes von ihm zu berichten. Wie blaß, nebensächlich, farblos steht die Waterkant mit dem alten Rostock hier vor uns! Wieviel lebendiger und leuchtender sind dagegen die Bilder, die Wilbrandt, der reine Klassizist und Kulturmensch, aus Italien entwirft! Man fühlt, wo die Heimat seiner Seele ist. Und weiter: wie wesenlos und schattenhaft ziehen die bedeutenden Männer, die er kennen gelernt, mit denen er fast täglich verkehrt hat, an uns vorüber! Es bleiben nur Namen, zu denen eine paar merkwürdig unanschauliche Adjektiva treten. Vergebens erhofft man ein Wort, das uns einen tieferen Einblick in die Persönlichkeit dieser Großen gäbe! Es ist alles herrlich, himmlisch und wundervoll ... Dieser Adolf Wilbrandt muß ein fabelhaft schlechter Menschenkenner sein. Man braucht nur seine Worte etwa mit den feinen Urteilen Paul Heyses zu vergleichen, um den gewaltigen Unterschied zu empfinden. Man sehe sich zum Exempel den Heyse'schen Leuthold an und komme dann zu dem Wilbrandtchen! Es gibt da keine Brücke mehr. Man wird den Gedanken nicht los, daß der Rostocker durch sein ganzes Leben eigentlich in einer gewissen blinden Begeisterung gelaufen ist und daß er vor dem ewigen Rauschen seiner eigenen Geistes- und Begeisterungsschwingen alles, was um ihn herum war, nur mit halbem Ohr gehört, nur mit halbem Auge gesehen hat. So kann er nun eben auch nur halbe Wahrheiten geben, und man versteht vor keinem besser als vor dem immerzu himmlisch-worttrunkenen Wilbrandt das zuerst wohl befremdliche Novalis-Wort, daß von einem Dichter in erster Linie echte Nüchternheit gefordert werden müsse.

Digitized by Google

Was echte Nüchternheit, die erst ein objektives Schauen ermöglicht und die natürlich nicht mit Dürre und Trockenheit des Geistes verwechselt werden darf, heißt und bedeutet, das erkennt man in schönster Weise an einem Buche, das in diesem Jahre allgemeiner Mißernte doppelt überrascht und bezwingt. Sein Titel lautet: „Bruchstücke aus den Memoiren des Chevalier von Roquesant." Herausgegeben und geordnet von Grethe Auer (Stuttgart 1907, Deutsche Verlags-Anstalt). So weit ich sehen kann, ist es das weitaus beste, was an erzählender Prosa in dem tristen Winter von 1907 auf 1908 erschienen ist. Es reiht sich würdig den guten, ernsten und großen Romanen an, die uns während der letzten Jahre erfreuten, und es wird hoffentlich gleich ihnen seinen Weg machen, so wenig es in seiner ganzen Art auch dem weiteren Publikum entgegenkommt.

Der Name Grethe Auer stand bis jetzt, wie der Kürschner vermerkt, nur vor einigen sich etwas exotisch gebärdenden Werken: vor marokkanischen Sittenbildern und Erzählungen sowie vor einer dramatischen Dichtung, die nach einer altiranischen Sage geformt ward. Schließlich führt ja nun auch der „Chevalier von Roquesant" in ein immerhin ungewöhnliches Milieu, in das Frankreich Ludwigs XIV. Und so böse die in ihrer Gestaltungskraft weit überschätzte Ricarda Huch bei dem Versuch einer Neubelebung des historischen Romans gescheitert ist, so sicher und erfolgreich zeigt sich der gleichen Aufgabe gegenüber Grethe Auer. Sie hat es nicht nötig, ihre Gestalten in einen lyrisch-pathetischen Dampf zu hüllen, denn diese Gestalten vertragen das helle Licht und das nüchterne Anschauen. Wundervoll klar und lebendig stehen sie in der Zeit: Regnard, der „goldene Goldschmied", heiter, lebensselig, spielfroh, ein Künstler mit strahlendem Herzen; die harte, fromme und saure Germaine, seine calvinistische Hausfrau, an der er am Ende doch zugrunde geht; Benedikte, sein goldhaarig Töchterlein, dem ein besseres Los fällt an der Seite des Chevaliers von Roquesant; dieser Chevalier selber, der vom eitlen Pagen, Spielgefährten Philipps von Orléans und starren Katholiken allmählich zum tüchtigen Mann und Soldaten mit halb calvinistischen Neigungen wird. Um sie herum eine Fülle von Personen: der König und Philipp von Orléans, damals noch Herzog von Chartres; der Herzog von Beauvilliers und Ninon de Lenelos; schöner noch die Gestalten des holländischen Quacksalbers Helvetius oder die des Fräuleins Olympia. Wie taktvoll und fein ist das Verhältnis der 67jährigen Ninon zu dem goldenen Goldschmied gegeben! Zu welch prachtvoller Novelle wächst sich die Episode aus, da Roquesant auf Freiersfüßen geht und er sein Spiel treibt mit der vermeintlichen Pächterstochter! Wie zart und rührend, und doch mit welcher Zurückhaltung, wird die Liebe der sterbenden Susanne erzählt! Alles Peinliche des Stoffes wird hier gleichsam verzehrt. Überhaupt ist gerade dies das Bewundernswerte und bei einer Frau doppelt Merkwürdige: wie jede Übertreibung vermieden, wie dem Einzelnen niemals eine höhere Bedeutung beigelegt wird, als ihm zukommt! Je weiter man liest, um so größer wird der Respekt, den sich das Buch erzwingt. Vielleicht ist Germaine um eine Linie zu hart geraten. Vielleicht ist es mehr als ein Zufall, daß dieses ausgezeichnete Werk, welches die fast allen Schöpfungen aus weiblicher Feder anhaftenden Mängel so sicher vermeidet, nur „Bruchstücke" aus den Memoiren Roquesants bietet. Mit andern Worten: vielleicht muß Grethe Auer doch im Punkt der kompositionellen Energie ihrem Geschlechte Tribut zahlen. Das wird die Zukunft noch zur Genüge erweisen. Vorerst wollen wir mit Freude und Dank ein Buch begrüßen, das zur Zeit seines Erscheinens fast ohne Mitbewerber ist und in Gestaltung, Erzählung, Schilderung und Stil gleich Vortreffliches leistet. Ich zweifle nicht, daß man immer deutlicher erkennen wird, wie sehr der vielbewunderte Stil Ricarda Huchs Manier ist — ein Stil, der durchaus gewollt ist und vorspiegelt, ein Stil, der nicht etwas am einfachsten, sondern bewußt am ungewöhnlichsten auszudrücken sucht; daß man dagegen den Stil Grethe Auers, der klare Festigkeit bei aller Fülle und Farbe zeigt, immer mehr wird schätzen lernen. Wer eine Probe dieses Stils haben will, der lese nur einmal die Schilderung der Nacht auf S. 129. Grethe Auer lebt in Bern, und da sie nun neben die diesjährigen Werke des tüchtigen Ernst Zahn und des feinen Jakob Schaffner ihren „Chevalier" stellt, so hilft uns heuer alles nichts: die kleine Schweiz siegt auf der ganzen Linie.

Am allerwenigsten wird ihr diesen Sieg Ottomar Enking streitig machen. Seit Familie P. C. Behm uns entzückte, hat er hier und da probiert, ohne etwas Rechtes herauszukriegen. Er hat es humoristisch und tragisch versucht, mit Koggenstedter und anderem Milieu, aber man konnte ihm die Freude des Beifallklatschens nicht gewähren. Auch sein jüngstes Opus „Nelde Thorstens Sanduhr" (Berlin, Alfred Schall) wird sich die Gunst der Lesewelt nicht erringen. Der hübsche Anfang verspricht manches, aber Fortgang und Ende enttäuschen um so mehr. Man hofft, diese Nelde Thorsten würde sich gemäß ihrer feineren Natur schön entwickeln und uns in ihrem Aufblühen und Betätigen selber einen Schwung nach oben geben, doch statt dessen läßt sie sich untätig, weichlich, kraftlos und weinerlich in öder Alltäglichkeit und Kleinlichkeit zerreiben, ohne auch nur den Versuch eines Widerstandes zu machen. Damit erlahmt aber auch jedes Interesse, das wir für sie haben. Und auch um sie herum lauter unterdrückte, jämmerliche oder kleinstädtisch versimpelte, bis an die Karikatur

Digitized by Google

herangeführte Figuren. Was aus dem Rahmen fällt, wie der alte Rechtsanwalt Sommer, der schließlich irrsinnig wird, ist nicht klar und tief genug erfaßt; auch etwas Unreinliches quält an dieser Gestalt. So sieht man sich vergebens nach einem Haken um, an den man sein Interesse hängen kann, und da man weiter auch mit der Sanduhr nichts Rechtes anzufangen weiß, so beendet man die Lektüre ohne Freude. Sie lähmt mehr, als daß sie befreit.

Karl Rosner darf seit seinem vorigen Roman „Georg Bangs Liebe" Anspruch auf stärkere Beachtung erheben. Es war etwas Inniges und Gutes in dem Werk; eine Beichte war's, die man noch lange in freundlicher Erinnerung behielt. Sein neuer Roman heißt „Sehnsucht" (Berlin, Concordia). Ludwig Ganghofer hat viel Schönes über ihn gesagt. Der Autor selbst wird sein jüngstes Kind wie üblich dem älteren vorziehen. Aber ich kann nicht finden, daß er recht daran tut: „Georg Bangs Liebe" wird den Preis doch behalten. Das frühere Werk ist reicher, lebendiger, dichterisch notwendiger, ein Lebensbuch; das neue mehr das Ergebnis künstlerischer Arbeit, ein Stück Thesenroman, ein Roman über das Thema „Sehnsucht". Auch hier viel Feines, aber auch viel Unkräftiges. Die Wiener Weichheit, die fast bis zur Weichlichkeit geht, drängt sich stark hervor. Das lyrische Thema verführte dazu. Und die Gestalten, die mehr oder minder alle so zurechtgeschnitten sind, daß sie als Träger irgendeiner Erscheinungsform menschlicher Sehnsucht dastehen, sind an und für sich und in ihrem Zusammenspiel zwar recht wacker gegeben, aber selbst der alte Ignatius Raff kann doch gegen den alten Wiener Buchhändler des ersten Romans nicht ankommen. Zum Schluß werden feine und tiefe Akkorde angeschlagen, denen wir nachhängen, und mehr aus diesen lyrisch-gedanklichen Akkorden, als aus der eigentlichen Erzählung und den Gestalten ergibt sich das letzte und beste, was Rosner sagen wollte.

Da bliebe noch Adolf Schmitthenner, und ich sehe im Geiste, während ich den Namen nenne, manch fragendes Kopfschütteln: Wer ist das? Das ist, oder war — denn im Januar 1907 ist er plötzlich und zu früh gestorben — der Stadtpfarrer von Heidelberg. Das war außerdem ein klarer und tüchtiger Erzähler. Im Auftrag der „Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege" hat Carl Meyer-Frommhold ein paar knappe Stücke von ihm unter dem Titel „Aus Geschichte und Leben" ausgewählt und herausgegeben (Leipzig 1907, F. W. Grunow). Sie werden den Jungen ebenso gefallen wie den Alten. Denn Schmitthenner hat fast immer starke Stoffe und erledigt sie ohne viel Umschweife. Wenn er in die Vergangenheit führt, wie in der „Frühglocke", einem auch von neueren Balladen behandelten Stoffe, gelingt es ihm, die Stimmung der Zeit rasch heraufzubeschwören und festzuhalten. Am schönsten zeigt sich das in „Friede auf Erden". Da erschüttert er. Aber daß ihm ähnliche Wirkungen auch in Erzählungen aus dem Leben der Gegenwart auszuüben gelangen, beweist „Der Dicklopf und das Peterlein". Wir betrauern, daß einer so tüchtigen und sympathischen Begabung ein so frühes Ziel gesteckt ward.

Alter Friedhof.

Die Gräber ersticken in Gras und Kraut,
Auf Hügeln, um die sich niemand bekümmert,
Eiserne Kreuze, verbogen, zertrümmert ...
Hier hab' ich den lächelnden Tod geschaut. —
Blühende Stille und Sonnenglanz;
Die Glockentöne kommen so schwer
Wie große Vögel von ferne her,
Schweben, sinken und schwinden ganz.
Ein armes, verlassenes Kindergrab ...
„Karl." — Sonst nichts. Darüber die Linde.
Leise lösen die Blätter im Winde
Gleich gelben, gestorbenen Herzen sich ab ...
Blühende Stille und Sonnenglanz ...
Die Bienen sind schwer von Honigseim,
Breiten die Flügel und fliegen heim ...
Herzblätter tanzen den Totentanz.

Karl Hans Strobl.

Digitized by Google

Das neue Hoftheater in Weimar. Erbaut von Heilmann & Littmann in München. Aufnahme von Louis Held in Weimar.

Illustrierte Rundschau.

Das neue Hoftheater in Weimar. — Holger Drachmann †. — Gewebte Teppiche von Albert Lamm. — Fensterdekorationen aus den Ateliers der Wurzener Teppichfabriken. — Schmucksachen von Alfons Ungerer-Karlsruhe. — Zu unsern Bildern.

Weimar hatte wieder einmal seinen großen Tag: das neue Hoftheater wurde am 11. Januar festlich eingeweiht, und das literarische Deutschland wohnte in Gegenwart des deutschen Kaisers der Eröffnung bei. Unverwelklich ist der Ruhm dieser Kunststätte, über die einst Goethe das Zepter schwang — das bewies auch wieder dieser Tag, der all die großen Erinnerungen an eine verklungene Zeit, die ewig ganz Deutschlands Stolz bleiben wird, wieder aufleben ließ. Würdig und ernst hebt sich das neue Haus an der Stelle des alten, mit dem Rietschelschen Doppeldenkmal Goethes und Schillers vor der Front. In erstaunlich knapper Zeit, in kaum mehr als einem Jahre, erstand dies Haus. Wie sich doch die Zeiten ändern: der Bau des alten Theaters, der 1825 geweiht worden war, hatte 33000 Taler gekostet, die Bausumme des neuen betrug fast genau zwei Millionen Mark. Staat und Stadt und der Großherzog haben gemeinsam die Kosten getragen. Mit feinem Takt hat man aber den modernen Prunkbau glücklich vermieden, die Formensprache des ganzen Baues knüpft eng an alte Weimaraner Tradition an. Die Fassade ist in schlichtem, edlem Stil gehalten. Mächtig reckt sich der Mittelbau mit dem von dorischen Säulen getragenen Balkon, über dem sich die, durch fünf gewaltige Fenster unterbrochene Hauptwand hebt. Reicher ist die innere Ausstattung: der in Weiß, Grün und Gold gehaltene, 1081 Gäste fassende Zuschauerraum mit seinem amphitheatralisch an-

Holger Drachmann †. Aufnahme von E. Schiff in Leipzig.

steigenden Podium und das schmucke Foyer. Die Künstler Weimars haben bei dem Schmuck der schönen Räume willkommene Gelegenheit zur Betätigung gefunden. Sascha Schneider mit dem gedankenreichen Fries „Liebe, Leben, Tod", Ludwig von Hofmann mit einem zweiten Friese „Dionys, die Grazien und die Furien", Olde, Schmidt, Thedy und Smith mit Bildnissen der vier letzten Großherzöge. Die technische Einrichtung steht selbstverständlich auf der vollen Höhe der Zeit, ja man darf wohl sagen: die Münchener Baufirma Heilmann & Littmann — heut unstreitig die ersten Theaterarchitekten Deutschlands — hat ein Meisterwerk geschaffen, das Bekanntem und Bewährtem manches gute Neue zufügt. So vor allem das eigenartige „variable Proszenium" (an dem nur der Name mit seinen zwei Fremdworten schlecht ist), eine Einrichtung, die es ermöglicht, durch mannigfache Änderungen der Größenverhältnisse den Raum den verschiedenen Anforderungen verschiedener Kunstgattungen anzupassen. — Ein Glückauf für das neue schöne Haus! Was könnte man ihm Schöneres wünschen, als die Schlußworte seiner Grundstein-Urkunde: „Möge dies Haus lange Jahre seiner Bestimmung dienen, reiner Kunst eine würdige Heimstätte zu bieten! Mögen in diesem Hause Hüter der Kunst walten, eingedenk der großen Vergangenheit, mit freiem Blick in die Zukunft!" —

Die Waldbrücke. Teppich von Albert Lamm.

Der Bär. Teppich von Albert Lamm.

Holger Drachmann ist jüngst gestorben. Der Name wird den meisten Lesern wohlbekannt klingen — ich fürchte aber, nur ein Bruchteil ist mit den Schöpfungen des Dichters genauer bekannt, den man, vielleicht neben dem Italiener Carducci, den bedeutendsten Lyriker unserer Zeit nennen möchte. Wir sind ja erst im Begriff, die so reiche Literatur des kleinen Dänemarks für uns zu erobern oder uns von ihr erobern zu lassen — der Tag aber ist sicher nicht fern, wo gerade die temperamentvollen Dichtungen Holger Drachmanns auch in deutschen Landen ungezählte Bewunderer finden. Holger Drachmann, geboren zu Kopen-

Spinnerin. Teppich von Albert Lamm.

hagen am 9. Oktober 1846, war ursprünglich Maler, Marinemaler; erst später hat er seine dichterischen Gaben entdeckt und wurde dann von Georg Brandes, dem bekannten Literarhistoriker, in die Literatur eingeführt. Im Jahre 1872 erschienen seine ersten, wundervollen, aber noch von jugendlich überspanntem Radikalismus erfüllten Gedichte, denen in rascher Folge weitere Werke, Romane, Novellen, fast stets mit starkem lyrischen Einschlag, folgten, vielfach Bilder aus dem Leben der Seeleute und Fischer, die seinem Gemüt besonders nahe standen. ‚Lars Kruse', ‚Med den brede Pensel'. ‚Der var engang' sind vielleicht am bekanntesten geworden. Den Radikalismus seiner Frühzeit streifte er im Reifen mehr und mehr ab, romantische Neigungen brachen sich in ihm Bahn und liehen seinen Schöpfungen nun einen ganz eigenen Gehalt. Auch als Dramatiker hatte Holger Drachmann Erfolg, der allerdings durch den lyrischen Beigehalt vielfach geschmälert wurde. —

Es ist immer interessant, wenn wieder ein Künstler von Ruf und Ansehen sich zum Kunstgewerbe bekennt — alles, was unserem heutigen Kunstgewerbe Charakter gibt, Richtung und Ziel, ist

Bekurbelte leinene Vorhänge für ein Kinderzimmer. Ausgeführt von den Wurzener Teppich- und Velours-Fabriken A.-G.

Leinene applizierte Bettdecke und Bettvorhänge.

schließlich aus der schöpferischen künstlerischen Mitarbeit hervorgegangen. Diesmal ist es der bekannte Landschafter Albert Lamm, der uns mit kunstgewerblichen Arbeiten fesselt, und Teppiche sind es, die wir ihm verdanken, Erzeugnisse des Handwebstuhls. Er verzichtet ausdrücklich auf jene Raffinements, die im gewebten Teppich womöglich die Glanzlichter und Effekte des Ölgemäldes wiedergeben möchten. Sein Streben ist vielmehr darauf gerichtet, größere und einfache Flächen einer gut gefärbten Wolle zu behalten, deren Farben und Linien vor allem die Stimmung tragen sollen. So wurde bei der „Waldbrücke" der Wald nur angedeutet durch die ornamental ausgestaltete Kontur von Tannen, die vor dunklem Himmel stehen, während die Brücke durch zwei konturierte Balkenstreifen angedeutet ist, auf der ein Zug von Pferden und Jünglingen vorüberzieht. Auch bei der „Spinnerin" sollen ein Nachthimmel mit mondheller Wolke, Tannenspitzen, das Holzgeländer irgendeines Vorbaues an einem Hause in der einfachsten Andeutung gerade so viel geben, daß die Figur der Spinnenden in einer Naturstimmung aufgeht. Kurzum, die Wollenfarben werden ganz frei nur zu Stimmung gebenden Elementen benutzt. —

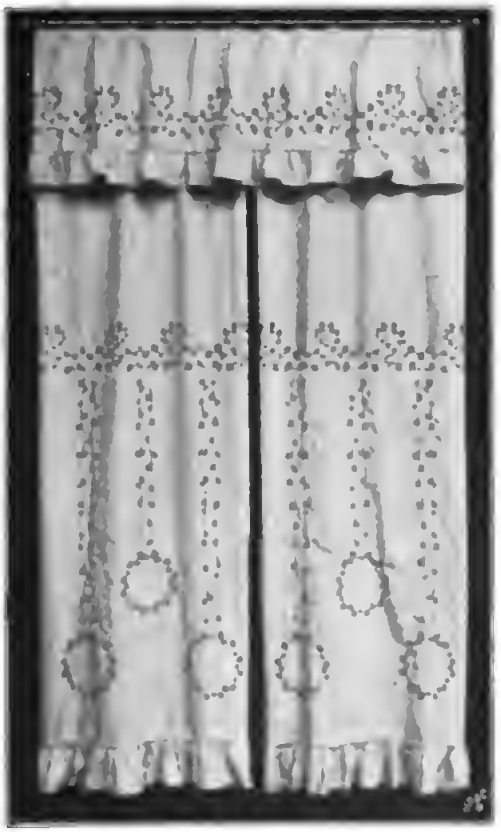
Wiederholt ist an dieser Stelle den

Applizierter und bestickter Vorhang, grau Bauernleinen für Herrenzimmer.

„Gardinen" der Krieg erklärt worden, und wir dürfen für uns in Anspruch nehmen, unter den ersten gewesen zu sein, die für eine vernünftige, schlichte, schöne Fensterdekoration die Lanze brachen. Dieser kleine Kampf ist in diesen Heften durch Jahre zu verfolgen. Aber er war nicht umsonst. Es ist hoch erfreulich, daß diese Anregungen auf guten Boden fielen: die gestärkten Kleistergardinen sind bereits zum guten Teil verschwunden, die schweren Plüsch-, Sammet-, Jutevorhänge, diese Feinde von Licht und Luft, die gewaltigen Staubfänger, sind auch schon auf den Aussterbeetat gesetzt. Geradlinige, leichte, freundliche Vorhänge treten, mehr und mehr, an ihre Stelle. Unsere Abbildungen mögen zeigen, wie solcher Fensterschmuck sich künstlerisch vollendet gestalten läßt; die Ateliers der Wurzener Teppichfabriken (Wurzen in Sachsen) haben in diesen Vorlagen fast durchaus Mustergültiges geschaffen.

Zum Schluß geben wir einige Schmucksachen des Bildhauers Alfons Ungerer in Karlsruhe wieder, die auf der vorjährigen Mannheimer Ausstellung wohlverdiente Auszeichnung fanden. Wir haben hier wieder den Fall, daß der Künstler dem Kunstgewerbler vorangeht, wenn man überhaupt noch zwischen diesem und jenem unterscheiden darf. Es ist keine „Dutzendware", es sind vielmehr Stücke von erlesenem Geschmack entworfen und mit feinster Kenntnis des Materials durchgeführt. Es sind aber auch keine Kostbarkeiten höheren Grades, und gerade das ist auch hier das Schöne, daß der Künstler es verstand, mit schlichten Mitteln so reiche mannigfaltige Wirkungen zu erzielen. Als Steine hat Ungerer fast ausschließlich Malachit, Lapislazuli, Amethysten, außerdem hier und dort eine Perle verwendet. —

Das Schwergewicht des künstlerischen Schmuckes des Heftes bildet der reichillustrierte große Artikel über Prof. Max Slevogt. Die Würdigung des Meisters, der für die gesamte Kunst der deutschen Gegenwart eine immer steigende Bedeutung gewonnen hat, hat Hans Rosenhagen übernommen, für mich bleibt nur eine Bitte praktischer Richtung an die Leser übrig: daß sie die Reproduktionen mit dem gehörigen Abstand vom Auge betrachten wollen. Man sollte es gar nicht für möglich halten, wie oft gegen dies Prinzip gefehlt und wie sehr dadurch das Urteil beeinträchtigt wird. — Unser Heft bringt ferner zwei interessante Plastiken: „Faun und Ziege", eine phantasievolle Schöpfung von Knut Aterberg (zwischen Seite 96 und Seite 97), und die kräftige Sphinxbüste, von Prof. Wilh. Widemann, dessen reiche Kunst unseren Lesern ja längst vertraut ist (zwischen Seite 32 und Seite 33). Prof. Eugen Kampf steuerte



Bestickte Bolantvorhänge, hellgrau Panamastilk.

eine Landschaft „Straße in Katwyk“ (zwischen Seite 64 und Seite 65) bei, famos in dem breit ausladenden Vordergrunde, sehr fein in der Stimmung des übrigen Bildes. — Von Hans Völker enthält unser Heft eine kernige Marine „Böiges Wetter“, brandende Flut mit schwerem Himmel darüber (zwischen Seite 128 und Seite 129). — Ein Bild aus der guten alten Zeit sei eingeschoben: „Siesta“ von Joseph Danhauser (1805 bis 1845), dem trefflichen Wiener Meister, der durch seine, vielfach in Stich und Lithographie vervielfältigten Genrebilder in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts seine Zeitgenossen entzückte, dann fast vergessen war, um nun, mehr als ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode, zu neuer Anerkennung zu gelangen (zwischen Seite 48 und Seite 49). Ein Wiener Tischlersohn, und selbst ein ausgezeichneter Tischler, schöpfte er seine Stoffe vornehmlich aus den Kreisen des Handwerker- und des mittleren Bürgerstandes, aber auch aus den Ateliers der Kunstgenossen. Sein „Prasser“, zu dem ihn vielleicht Raimunds „Verschwender“ anregte, die „Testamentseröffnung“, der „Fleischerhund im Atelier“, „Der Pfennig der Witwe“, der „Näsoneur im Wirtshaus“, dann ungemein reizvolle, gemütstiefe Kinderbilder fesseln heut noch und zwar nicht nur stofflich, sondern gerade durch ihre treffende Charakteristik und durch starke koloristische Wirkungen; er faßte das Genre als wirkliche Sittenmalerei auf und wußte seine tiefe, ehrliche Menschenkenntnis in einer poetischen Auffassung niederzulegen. — Und nun endlich noch einige Porträts: ein blendend gemaltes Kinderbildnis von László, dessen Sonderausstellung augenblicklich bei Schulte in Berlin Furore macht (zwischen Seite 152 und Seite 153); ein Gruppenbild von J. Emil Blanche, augenscheinlich eine Mutter mit zwei sehr hübschen Töchtern in einem Rahmen erstaunlich zwanglos und geschickt vereinigend (zwischen Seite 112 und Seite 113) und — vielleicht am interessantesten (zwischen Seite 80 und Seite 81) — das neueste Porträt der zweiten Gattin des Dichters Gerhart Hauptmann, von Frau Dora Hitz, außerordentlich wirkungsvoll und pikant gemalt, dabei von scharfer Charakteristik. v. Sp.

Zigarettendose.
Entworfen und ausgeführt von Bildhauer Alfons Ungerer in Karlsruhe.

Anhänger und Nadel.
Entworfen und ausgeführt von Alfons Ungerer in Karlsruhe.

Broschen, Nadeln und Anhänger.
Entworfen und ausgeführt von Alfons Ungerer in Karlsruhe.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXII. Jahrgang 1907/1908 | Heft 8. April 1908

Der Schönheitssucher. Roman von Richard Voß.

(Schluß.)

„Guten Abend, Marchesa!“ rief Marco, in die Loge des Costanzitheaters eintretend. „Da sind Sie ja? Jetzt werde ich mich weniger langweilen ... Bitte, setzen Sie sich. Hierher, zu mir. Sie sollen belohnt werden.“

In dem dicht gefüllten Theater schien bis jetzt niemand auf das Spiel zu achten, schienen alle auf Cavaliere Zacconi zu warten. Das Publikum in den Logen unterhielt sich ziemlich ungeniert, und im Parkett lasen viele Herren die Zeitung. Was auf der Bühne vorging, war für das Publikum in der Tat herzlich langweilig: ein bürgerliches ‚Interieur‘, bürgerliche Menschen, welche Dinge sprachen, die keinen einzigen unter den vielen Zuschauern interessierten.

Halblaut mit der Marchesa plaudernd, kümmerte sich auch Marco kaum um die Handlung und die Personen. Da war eine alte Dame, ein nicht katholischer alter Geistlicher; und da war ... Er fuhr bei dem Anblick des jungen Mädchens erschrocken zusammen. Sie hieß nicht ‚Bicetta‘, hätte jedoch so heißen können, denn sie war wie die Gestorbene, wie die ermordete Bicetta: ebenso jung, schlank und fein, mit demselben gelben Haar und weißen Gesicht, denselben roten Lippen. Ihr Blick hatte auch etwas ebenso Raubtierartiges, der Mund schien lüstern nach dem Blut eines Opfers.

Das junge Mädchen lebte in dem Hause der alten, würdigen Dame, die eine Witwe war und einen einzigen, heißgeliebten Sohn hatte. Osvaldo war Künstler, hatte in Paris studiert — sehr fleißig studiert; denn er war blaß und krank zu seiner Mutter zurückgekehrt, in sein düsteres Elternhaus, darüber irgendein Unheil zu brüten schien. Zurückgekehrt in sein Vaterland, das so voll grauer Nebel und dichter Dünste war, daß die Sonne kaum durchdringen konnte. Ein Gespensterland war's.

In dem düsteren Hause bei der einsamen alten Frau, auf deren Seele ein geheimnisvoller Kummer lastete, lebte das beutelüsterne Geschöpf mit dem gelben Haar, dem weißen Gesicht und den roten Lippen. Ja — und jetzt lebte darin der aus Paris von einem fleißigen, lustigen Künstlerleben in diese nebelgraue Geisterwelt zurückgekehrte Sohn.

Jetzt trat er ins Zimmer: er, Cavaliere Zacconi: Nicht doch: Osvaldo Alwing trat ein ...

Beifall und Zurufe begrüßten den großen Künstler. Dann wurde es still. Das ganze Publikum des Costanzitheaters hörte mit gespanntester Aufmerksamkeit zu. Dieser im Drama sehr junge Osvaldo war auf der Bühne ein ältlicher Herr, mit langem, gelben Haar, perlgrauer Hose; schwarzem Samtrock; ungestärktem, breitem Hemdkragen, lose gebundener, rotseidener Krawatte — also so künstlerisch und genialisch wie

Published April 1, 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by Velhagen & Klasing.

möglich. Dieser Osvaldo des großen Tragöden Zacconi hatte einen seltsamen, schleichenden, schlurfenden Gang, hatte seltsame, zitternde, zuckende Bewegungen, eine seltsame, stammelnde und stotternde Sprache. Bisweilen fehlten ihm vollkommen die Worte. Er suchte sie mühsam, sagte etwas ganz anderes, als er sagen wollte, suchte von neuem.

Und sein Gesicht!

Ein fahles Gesicht mit starren Zügen und Augen, die einen stieren Blick hatten, mit erloschenen, glasigen Augen. Leblos und erloschen erschien der ganze junge Mann. Dieser Osvaldo war gleich in seinem ersten Auftritt ein schwerkranker, ein verlorener Mensch . . .

— — — — — — — — — — —

Allmählich kam für Marco einige Klarheit in den Wirrwarr. Vieles von dem, was auf der Bühne vorging, verstand er trotz aller Aufmerksamkeit nicht; versuchte auch gar nicht, es zu verstehen: das, was er von der Handlung und den Personen des Dramas verstand, genügte ihm, um seine leidenschaftliche Teilnahme zu erregen, die mehr und mehr zur fieberhaften Spannung wuchs.

Das Dunkel, das über dem Hause, darin die einsame Frau lebte, wie ein Verhängnis schwebte, war die Vergangenheit — war der tote Vater des jungen Künstlers.

Er hatte lustig gelebt, dieser Herr Alwing. An seinem lustigen Leben war dieser Herr Alwing elend zugrunde gegangen; so elend, wie der Mensch nach einem lustigen Leben nur zugrunde gehen kann: an Gehirnerweichung . . .

In dem düsteren Hause war mit Osvaldos Eltern ein junges, lebenslustiges Mädchen gewesen: die Mutter jener Regina, die der Bicetta so gespenstisch ähnlich sah. Die Mutter war tot, und jetzt lebte bei der einsamen, alten Frau die junge, lebenslustige Tochter.

Als Osvaldos Vater noch nicht ganz zugrunde gegangen war, hörte seine Mutter einmal im Hause Gläserklingen, Stimmen: Herr Alwing trank, und Herr Alwing wollte jenes Mädchen in seine Arme nehmen und küssen . . .

Diese alte Geschichte erzählte die Witwe Alwing dem geistlichen Herrn, der ein sehr eigentümlicher Herr war. Aber das ging Marco nichts an. Mit angehaltenem Atem hörte er die Mutter von dem Vater des kranken, jungen Mannes reden, der ein verlorener Mensch war — wie es sein eigner Vater gewesen.

Plötzlich sieht er, wie die Mutter Entsetzen ergreift. Zugleich hört er im Nebenzimmer Gläserklingen, Stimmen, hört er die Mutter aufschreien: „Gespenster!"

Der Sohn tut, was der Vater tat! Der Sohn muß tun, was der Vater tat, muß es tun als seines Vaters Erbe. Er muß ebenso leben, muß ebenso sterben.

In dem Hause, darüber ein Schicksal liegt, geht es um: Gespenster! Gespenster!

— — — — — — — — — — —

„Gute Nacht!"

„Sie begleiten mich nicht nach Hause? Sie sind krank."

„Vielleicht."

„So legen Sie sich schleunigst zu Bett und nehmen Sie gleich Chinin."

„Sehr wohl."

„Also gute Besserung."

Marco überließ dem Lakaien, der Marchesa den Spitzenmantel umzulegen. Durch das hinausdrängende Publikum sich rücksichtslos Bahn brechend, hörte er noch immer das Beifallstosen und die gellenden Rufe nach Cavaliere Zacconi. Zufällig gewahrte er durch eine offene Logentüre den großen Schauspieler, wie dieser, ältlich und fett, in seiner blonden Lockenperücke schweißtriefend vortrat und sich dankend verneigte, nach allen Seiten lächelnd, mit einer Gebärde, als ob er das ganze Publikum ans Herz schließen wollte.

‚Jetzt — nach diesem Abend . . . Jetzt weiß ich, daß mir nichts hilft; kein Kämpfen; daß ich meines Vaters Sohn bin, meines Vaters Sohn immer war, immer bleiben werde: bis zum Ende.'

Um schnell aus dieser Hölle zu kommen, darin ihm die Erkenntnis geworden war, stürzte er aus dem Theater, als ob er Flammen entfliehen müßte, warf sich in einen Wagen und fuhr vor Porta del Popolo zu der Stallung, wo er sein Pferd eingestellt hatte.

„Nicht in Rom bleiben! Nach Frascati!

Regina ... Ich meine: Lella, die kleine, süße Lella! Wie glücklich wird sie sein, glückselig ... Liebe, Leidenschaft — alles andere ist lebendiger Tod. Mein Vater liebte und lebte. Ich bin meines Vaters Sohn — will es sein!"

Er verspürte einen Drang, stark wie einen Zwang, den Berg nach Villa Strohl-Fern hinaufzueilen, in sein Atelier zu stürzen, um beim blassen Schimmer der Sterne die holde Gestalt zu sehen.

Lella, kleine, süße, zärtliche Lella! Arme, kleine Lella mit Deiner ungestillten Sehnsucht; glückselige, kleine Lella, wenn Deiner Sehnsucht Erfüllung wird!

Das sollte diese Nacht ein toller Heimritt werden: durch das Gespensterland der Campagna Roms ein Ibsenscher Geisterritt!

Als Marco durch Porta Furba ritt, umgab ihn eine stürmische Nacht. Das war ihm lieb. Bei Sturm wollte er durch die Campagna rasen! Sturm in der Seele, Sturm vom Himmel herab. Und er selbst stürmend auf seinem kleinen, schnellen Renner. Ein Ritt war's, wie mit der Windsbraut, so rasend, so köstlich.

„Ob die Mutter ihrem Sohn wirklich das Gift reicht?"

Nein, ja ... Nein, nein ... Ja ... ja, ja!

Diese Mutter reicht es diesem Sohn.

Und er — wenn nun er dieser Osvaldo Alwing wäre ... Ob dann wohl — da er ja doch keine Mutter mehr hatte — ob dann Richard Hille seinem lieben Jungen den ungeheuren Liebesdienst erweisen würde?

Ja ... Nein — nein!

Richard Hille würde seinen kranken, unseligen Sohn nehmen und zu einer stillen Stätte geleiten: zu einer Stätte des Friedens und der Schönheit. Dort würde er mit dem armen Wahnsinnigen leben und dessen sternenlose Nacht von seiner Liebe durchleuchten lassen. Mit seiner machtvollen Liebe würde er das Gespenst scheuchen, den Wahn heilen; den Kranken gesund machen ...

Durch das Brausen des Sturmes drang ein gellendes Hohnlachen. Marco lachte. Über jene Liebe lachte er, die eine Macht sein wollte und die sich so machtlos erwies, wie ein Rohr, daran ein Mensch sich anklammerte in letzter Not und das wie ein Strohhalm knickte und zerbrach.

In dieser herbstlichen Sturmnacht begrub Richards Junge den Menschen, den Richard Hille hatte retten wollen.

XIII.

„Vendemmia" — Weinlese in Frascati!

Menschen und Natur stehen unter dem leuchtenden Zeichen des Festes der Trauben: Menschen und Natur feiern durch Tage und Wochen Dionysien.

In goldener Herbstpracht rieseln die fruchtreifen Rebengefilde von allen Höhen nieder. Sie dringen glanzvoll aus dem dunklen Purpur der Kastanienhaine, durchziehen schimmernd das Silber der Ölwälder, verbergen sich zwischen haushohen Dickichten grünen Röhrichts, brechen strahlend wieder hervor, füllen mit ihrem Schein alle Schluchten, umwogen weiße Paläste und braune Ruinen, ergießen sich, Strömen gleich, über das Land bis hinab in die unübersehbare Ebene, wo sie plötzlich sich stauen, weite, gelbe Seen bilden, die in dem hier smaragdgrünen, dort rostbraunen Wogenschlag der Campagna verrinnen.

Als schlanke, rotglühende Fackeln erheben sich inmitten all des Glanzes die herbstlichen Pfirsichbäume; auf den Wiesen blühen gelbe und weiße Sommerblumen, ein blaßviolettes Band von Cyklamen säumt Wege und Pfade, und der Granatbaum läßt seine berstenden Früchte über Hecken und Mauern leuchten.

Durch Wochen wölbt sich über dieser wunderschönen Welt ein Himmel von tiefem Azur, den der Sonnenuntergang in Gluten auflodern läßt.

In dem bacchischen Lande ein emsiges Völklein wohlgestalteter, fröhlicher Menschen, die sich die Arbeit unter Lachen und Gesang zum Feste gestalten. Die bunte Stadt erscheint wie eine einzige lustige Kellerei voll gewaltiger Tonnen, die vom Morgen bis zum Abend gespült und geteert, hin und her gerollt werden, den Platz um die rauschenden Brunnen verengen und die Gassen sperren. Bereits in der Dämmerung ziehen Scharen junger Winzer und Winzerinnen in die Vignen,

wo in dem gelben Laube die roten Kopftücher der pflückenden Mädchen gleich riesigen Mohnblumen glühen und die schwermütigen Weisen mit den Lerchenliedern in den Lüften sich mischen.

Ja — Dionysos ist die große, gütige Gottheit dieses Landes und dieser Menschen, die in Kirchen und Kapellen zu dem Heiland beten, der Madonna Wachskerzen opfern und die Heiligen verehren. Aber wenn es Ave Maria läutet, stimmt die Natur selbst einen anderen Gruß an: das von Lebensfreude durchbrauste, von Daseinswonne erfüllte, glückselige dionysische: „Evoe Bacche!"

— — — — — — — — — —

Zu Sor Riccardos größten Freuden gehörte es, den Eisenbahnzug, der aus Rom ‚liebe Menschen' brachte, von seinem Fenster aus zu beobachten und zu verfolgen, wie der Rauch der Lokomotive bereits unmittelbar hinter Porta Furba sichtbar wurde, zwischen den Aquädukten langsam sich heranwälzend. Endlich dampfte der Zug an den Campanelle vorbei, machte endlich in Ciampino halt, um dann — piano, piano — weiter zu ziehen: in sanftem Halbkreis bergan, durch Vignen und Oliven. Erreichte der Zug die Zypressen des Kirchhofs, so suchte der Professor eiligst Hut und Stock, stürmte zum Hause hinaus, über den Platz, durch die nächste Gasse und die zum Bahnhof führende Treppe hinab. Atemlos unten angelangt, mußte Sor Riccardo teils sich freuen, teils sich ärgern; von allen Seiten tönte ihm ein freundliches: „Eh, Sor Riccardo!" entgegen. Diese Begrüßung war Richard Hilles Freude. Aber auch von allen Seiten die Zurufe der Kutscher, die ihn durchaus den keine fünf Minuten weiten Weg zum Palazzo Micara wieder hinauffahren wollten. Desgleichen von allen Seiten die Ragazzi, die infamen Bengel, die mit Gewalt ein Gepäckstück tragen wollten, das er gar nicht mit sich führte. Diese Angriffe auf seine Person bildeten Richard Hilles Ärger.

Mit dem heutigen Nachmittagszuge erwartete er eigentlich nur die drei lieben Frauen aus der Via Rasella. Mit ihnen kam jedoch schon heute Aristide Minardi, und zwar mit einem höchst eigentümlichen Gesicht. Sor Riccardo hatte jedoch zu viel mit den infamen Bengeln zu tun, die Paoluccia ihren Wunderkorb entreißen wollten, als daß es ihm aufgefallen wäre.

„Herrlich, daß Sie heute kommen, Minardi. Frascati wird von Tag zu Tag paradiesischer. Ich versichere Ihnen: erst hier, erst bei diesem Herbstglanz ging mir der Dionysos-Mythus in seiner ganzen Tiefsinnigkeit auf: bevor die Natur in den Wintertod verfällt, lebt sie noch einmal auf, um rebenbekränzt ‚in Schönheit zu sterben' — wie ein modernes Dichterwort heißt ... Nun, Kleine? Du bist ja heute selbst ein Stück mythologischer Poesie: so geheimnisvoll ernsthaft und unirdisch hold. Marco hat recht, wenn er Dich einem antiken Fabelwesen vergleicht. Hoffentlich kommt der junge Herr heute frühzeitig, damit wir einen schönen Abend haben."

Tante Dora meinte etwas spitz: „Sie freilich können ohne den jungen Herrn keinen schönen Abend haben. Also wird der Abend für Sie nicht schön sein; denn der junge Herr kommt heute nicht. Lella ist ihm zufällig begegnet. Der hat er die Botschaft aufgetragen. Jedenfalls wollen wir andern ohne ihn einen schönen Abend haben. Sogar einen schönen Nachmittag."

„Jedenfalls wird morgen ein Festtag sein, da wir alle von der Familie Micara zur Weinlese eingeladen sind. Aristide Minardi, Sie Bewohner des Mausoleums von Kaiser Augustus, — raten Sie, wo wir morgen Weinlese feiern werden?"

„In den Weinbergen der Micaras."

„Richtig. Was liegt in dem Weinberge der Micara? Ein gewaltiges, antikes Grabmal, fast so gewaltig und prachtvoll, wie das der Cäcilia Metella. Und in dieser ‚torre Micara', das heißt: in dem wirklich historisch beglaubigten Grabmal des Lucullus, werden wir morgen ein lukullisches Gelage halten. Was sagt Ihr dazu? He, Tante Dora!"

Tante Doras Begeisterung war geradezu weißglühend. Selbst Minardi — der beständig ein eigentümliches Gesicht machte — zeigte sich interessiert: das Nymphlein lächelte matt und süß, und nur die realistische Paoluccia verhielt sich

gegen eine Gasterei in einem Grabe entschieden mißtrauisch. Wie konnte man es sich in solchem Speisezimmer schmecken lassen? Und der Herr, der dort begraben lag, war sicher kein Heiliger gewesen.

— — — — — — — — —

Um den morgigen Sonntag ruhigen Gemütes feiern zu können, mußte der Professor heute noch fleißig sein. Paoluccia half der Signora Micara in der gewölbten, saalähnlichen Palastküche die herkömmlichen Festspeisen bereiten: ‚zuppa inglese‘ und Pfirsichtorte. So kam es, daß nur Minardi mit Tante Dora und Lella einen Spaziergang machte.

Die drei Spaziergänger schlugen die Richtung nach dem Eichenwald von Grotta ferrata ein, kamen zu dem Saum des herrlichen Laubwaldes und zu einem monumentalen Portal, dessen Gittertor weit offen stand. Sie schauten in einen dämmerungsvollen Lorbeergang, an dem zwei antike Hermen Wache hielten.

Das offene Tor und der Gang waren allzu verlockend. Also traten sie ein und ließen sich von der dunklen Wölbung der Zweige überschatten. Auf dem mit smaragdgrünem Moose dicht überzogenen Boden warfen die Strahlen der sinkenden Sonne glühende Lichter, die, gleich rubinroten Schlangen, die schlanken, schwarzen Stämme hinaufkrochen.

Lella war den beiden voraus. Die helle, feine Gestalt schritt bei dem Flammenspiel der Abendgluten auf dem Moosteppich unter den feierlichen Lorbeerwipfeln wie ein überirdisches Wesen dahin. Die schöne Straße führte empor auf eine freie, noch im vollen Tagesglanz daliegende Wiese, und es schien Minardi, als schwebte die lichte Erscheinung von ihm und der Erde fort geradeswegs in den Himmel hinein. Mehr und mehr bemächtigte sich des Mannes, der den Freunden noch nichts von der bevorstehenden großen Begebenheit verraten hatte, eine starke Bewegung. „Lassen Sie Lella vorausgehen. Ich habe Ihnen manches zu sagen. Montag vormittag erwarte ich die Kommission.“

Statt aller Antwort legte die alte Dame ihre Hand auf den Arm ihres Begleiters, mit jener leisen Berührung, wie nur eine Frauenhand sie haben kann.

Lella schritt weiter voraus. Sie kam zu Toren, die weit offen standen. Sie führten auf grasbewachsene Terrassen mit leeren Marmorbecken und antiken Sarkophagen, in denen die letzten Dahlien und Hortensien des Jahres blühten. An die Terrassen stießen verzauberte Gärten mit Bosketts von Buchs und Myrten, wo bemooste Kapitäle als Ruhesitze dienten, zertrümmerte Bildsäulen einsam standen, von rankenden Rosen in erstickender Umarmung umfangen.

Das junge Mädchen empfand nicht die märchenhafte Schönheit der Stätte. Seitdem Lella wußte, daß sie von Marco geliebt wurde, war ihre Seele in einen Zauberschlaf versunken, darin alles Leben zum Traume ward; zu einem Traume voller Sehnsucht, Erwartung und Hoffnung: der Augenblick würde kommen, wo der Geliebte nach ihr seine Arme ausstreckte, wo sie ihm folgen mußte, wohin er sie führte: ihm folgen in Unglück, Jammer und Schuld.

„In Unglück, Jammer und Schuld.“

Sie flüsterte diese Worte, die sie von anderen gehört hatte, ohne ihren Sinn recht zu verstehen. Gab es Unglück, Jammer und Schuld, wenn sie liebte und wieder geliebt ward?

Sie ging jetzt einen schmalen Weg längs einer hohen Lorbeerwand. Plötzlich tat diese sich vor ihr auf. Lella blieb stehen und stieß einen leisen Ruf des Schreckens, des Staunens aus.

Der Lorbeer wölbte sich zu einer Grotte, in der korinthische Kapitäle ein Ruhebett trugen. Auf diesem lag hingestreckt, wie in tiefen Schlummer voll lieblicher Träume versunken, die antike Statue eines jungen Mädchens. Wie ein Kind, so holdselig. Das reizende Haupt ruhte sanft gebettet, und sie streckte die schlanken, von einem feinen, losen Gewebe umhüllten Glieder wohlig aus; ein Lächeln umspielte den reizenden Mund; in den kleinen, feinen Händen hielt sie eine Tänie, einen Totenkranz . . .

Die Schlummernde war eine Gestorbene . . .

Um den Anblick noch wundersamer zu machen, hatte irgendeine freundliche Hand rings um die holde Leiche frische Blumen gehäuft. Es waren weiße Chry-

Digitized by Google

ſanthemen. So ſchön war der Tod! So ſchön war er, wenn der Menſch jung ſtarb!

Leiſe, als wäre die Geſtorbene doch eine Schlafende, trat Lella in die ſeltſame Grabkammer. Sie ſchritt auf die Liebliche zu, blieb vor ihr ſtehen, blickte ihr lange in das ſelig lächelnde, junge Geſicht. ‚Ob Du wohl auch einen Marco lieb gehabt haſt; Du auch von einem Marco geliebt worden biſt, dem Geliebten in Unglück, Jammer und Schuld folgend? ... Oder biſt Du zuſammen mit Deinem Marco geſtorben, für ihn geſtorben — weil Du ſo ſelig lächelſt?‘

Abendſonnenſtrahlen huſchten über das lächelnde Mädchenantlitz und gaben dem Marmor Lebensglanz. Aber die Lippen, die einen Seufzer zu hauchen ſchienen, blieben geſchloſſen. Das Geheimnis ihres Todes ewig verſchweigend, lächelte die Geſtorbene fort und fort.

— — — — — — — — —

Dem immergrünen Grabmale, darin unter weißen Totenblumen die ſtumme Geſtalt aufgebahrt lag, näherten ſich Schritte. Lella ſchreckte zuſammen.

Die Sonne war untergegangen, der Abend hüllte das Bildnis der Geſtorbenen und die Geſtalt der Lebenden in Dämmerung. Vielleicht ſchritten die beiden vorüber.

Jedoch dicht vor dem dunklen Lorbeerdickicht blieben ſie ſtehen. Lella, die ſich nicht regte, mußte hören, was ſie ſprachen.

„Er war bei mir und erriet mein Geheimnis. Ich ſagte ihm, ich beſäße kein Recht zu lieben; ich ſagte ihm, es würde von mir ein Frevel ſein, wollte ich nach der holden Geſtalt meine Arme ausſtrecken, die ſeiner Jugend gehörte.“

„Und er? Antwortete er Ihnen, er liebte das Kind?“

„Er ſagte mir, daß er Lella nicht liebte.“

„Sagte er Ihnen auch, daß er gar nicht lieben könnte: nicht ſie, nicht eine andere, nicht einen Menſchen auf der Welt, ſondern nur ſich ſelbſt? — Verſtehen Sie mich wohl: Marco Lippi kann nicht lieben. Aber er kann etwas anderes: er kann unglücklich machen, kann zerſtören, zertreten! Diejenigen unglücklich machen und zerſtören, die ihn lieben.“

„Liebe Freundin, Sie tun ihm unrecht!“

„Auf den Knien wollte ich's ihm abbitten: ihm und dem alten törichten Kinde, das in dieſem jungen Menſchen ſein Seelenheil ſucht.“

„Sie ſind außer ſich.“

„Ich bin's! Ihnen, der Sie mir Ihr tiefſtes Inneres enthüllten, will ich anvertrauen, weshalb ich's bin: ich bin außer mir über mich ſelbſt! Ich ließ Richard Hilles Jungen mit meinem Lellakinde zuſammen leben, ſah das Unglück kommen, ließ es geſchehen, faſt mit Freuden geſchehen. Jawohl: faſt mit Freuden. Geſchehen ließ ich, daß über mein armes Kind dieſer Jammer kommt.“

„Lella liebt ihn ſehr?“

„Sie liebt ihn ſo ſehr, daß ... Ich ſah es kommen und freute mich — freute mich!“

„Wie hätten Sie es aufhalten ſollen? Das arme Kind mußte ihn lieben. Stellen Sie ſich die beiden doch nur vor.“

„Das iſt es ja eben! Und ich ſtellte mir vor, daß mein Kind, wenn ihre Liebe auch zu nichts führen konnte, dennoch glücklich ſein würde, daß ihre Liebe ihr das Leben aufſchließen würde gleich einer goldenen Pforte, dahinter das Paradies liegt. Ich alte Törin führte mein armes Kind ſelbſt bis an die Schwelle und dachte: ‚Wenigſtens ſoll ſie hineinſchauen in all den Glanz ...‘ Nur auf der Schwelle ſtehen, — allein das iſt für uns ſchon ein Glück ...“

„Liebe, gute Freundin ...“

„Sie ſollen mich nicht ſo nennen! Von allen Menſchen Sie am letzten. Denn auch gegen Sie habe ich ein ſchweres Unrecht begangen.“

„Welche Phantaſie!“

„Wenn ich Richard Hille gebeten hätte: ſchicke ihn fort, vielmehr: geh' Du mit ihm fort, dann wäre es vielleicht noch Zeit geweſen. Und wenn Sie dann gekommen wären, wenn das Kind Sie dann erkannt hätte, Ihre machtvolle Liebe ...“

„Nein, nein! Sie muß der Jugend angehören, dem Lächeln des Lebens.“

„Wenn dann Sie für Lella das Lächeln des Lebens geworden wären, ſo hätte ſie das Glück des Lebens gefunden. Daß Ihr Lächeln und meines Kindes Lebens-

glück zerstört sind, ist meine Schuld. Noch auf dem Sterbebette werde ich daran denken und es mir nicht verzeihen ... Und ich muß Ihnen noch das eine sagen. Nicht, um mich zu entschuldigen, sondern um Ihnen zu erklären, weshalb ich es geschehen ließ, trotzdem ich wußte, daß er nicht lieben kann. Auch seinetwegen ließ ich's geschehen. Ich Närrin dachte: ‚Vielleicht, daß er durch diese rührende Gestalt, diese erste Liebe eines jungen, reinen Weibes ...' Dann wäre es auch für Marco ein Glück gewesen. Und für Richard Hille! Wenn die erste Liebe dieses jungen Mädchens an seines Jungen Seele gerührt hätte ... Und ich dachte weiter: ‚Ein Künstler ist er. Es fehlt seiner Kunst aber die Muse. Du willst sie ihm geben. Dann könnte er auch für die Kunst gerettet werden. Und nun —"

Und Tante Dora schluchzte jammervoll auf. Minardis ernste Stimme sagte voll tiefer Bewegung: „Sie brauchen mir nichts zu erklären. Ich verstehe Sie, verstehe Ihre edle Absicht." —

Gingen die beiden noch immer nicht; sprachen sie noch immer weiter? Mußte das arme Kind, das so blaß und regungslos war, wie das lächelnde Marmorbild des toten Mägdleins, noch mehr hören? Sie hörte jetzt Minardi die Frage stellen: „Sind Sie wirklich sicher, sich nicht zu irren? Wäre es nicht möglich, daß Marco ..."

Leidenschaftlich unterbrach ihn Tante Dora: „Von Tag zu Tag hoffte ich, daß ich mich täuschen könnte, um — erst vor ganz kurzem zu der Erkenntnis zu kommen, daß es — nicht möglich ist. Marco Lippi bleibt Marco Lippi! Und er kann nicht lieben ..."

Endlich gingen sie. Lella stand und lauschte auf die langsam sich entfernenden Schritte. Dann erst durfte sie sich regen, durfte sie aufschluchzen, aufschreien. Aber ihre Lippen blieben geschlossen und stumm wie die des Marmorbildes der jungen Toten.

— — — — — — — — —

Richard Hille hielt es für möglich, daß Marco noch in der Nacht zurückkehren könnte. Er schickte daher die Dienerin zu Bette, zog den Fenstervorhang zurück, zündete alle Kerzen an: wenn Marco auf seinem dunklen Heimritt die Lichter Frascatis aufleuchten sah, sollte ihm der Kerzenglanz schon von weitem zurufen: „Dort, wo es so hell ist, bist Du zu Hause!"

Die Nacht wurde plötzlich stürmisch. Vom Meere her kam es herangebraust, fuhr heulend um das Haus. Wie stöhnende Seufzer und erstickte Klagelaute klangen die wilden Sturmesstimmen.

Richard Hille ging in den hell erleuchteten Gemächern auf und ab; lauschte, ob er nicht den Laut von Pferdehufen auf dem Pflaster vernähme: näher und näher kommend, bis er durch den Sturm die helle Stimme rufen hörte: „Da bin ich! Du bist noch auf?"

Jetzt stand er still, trat an das Fenster, schaute hinaus. Durch die Finsternis leuchtete ihm das weiße Gewölk der Lichter Roms entgegen. Aber schwarz, gleich menschlicher Hoffnungslosigkeit, dehnte sich zwischen dem hellen Zimmer und jenem Lichtglanz das nächtliche Land. Eine jähe Angst stieg auf in der Seele des Einsamen: wenn Marco in jener Finsternis läge, vom Pferde gestürzt, aus Wunden blutend ... Gewiß würde er an ihn denken, der oben wachend stand, gewiß würde er ihn herbeirufen ... In die Finsternis starrend, bewegten sich die Lippen Richard Hilles, als spräche er zu dem Stöhnen und Ächzen des Windes ein Gebet. Als ob das helfen könnte? Menschengebet helfen gegen Menschenqual und Menschenschuld — helfen gegen den Spuk dunkler Gewalten — — —

XIV.

„Tante Dora?"

„Bist Du es, Kind? Schläfst Du nicht längst?"

„Du wachst ja auch noch."

„Ich muß auf den Sturm hören ... Komm doch herein."

Mit bloßen Füßen, im langen Hemd schlüpfte Lella in das Zimmer und schloß die Tür. „Darf ich mich zu Dir an das Bett setzen?"

„Soll ich dem Kinde Geschichten erzählen, bis das Kind müde wird und einschläft?"

„Deine Geschichten sind so hübsch, und alle sind lustig. Weißt Du, was ich er-

Digitized by Google

kannte? Daß die Geschichten, die der Mensch erlebt, recht traurig sind."

„Das erkanntest Du? Schon so bald?"

Die alte Dame sah erschrocken zu dem Kinde hinüber. Sie sah die kleine, feine Gestalt in dem weißen Linnen in dem altmodischen Lehnsessel kauern, konnte jedoch das Gesicht nicht erkennen. Es war gewiß sehr blaß und hatte sein wehmütiges Lächeln. Leise erkundigte sich das Kind: „Bin ich für die traurigen Geschichten des Lebens wirklich noch zu jung? Denke doch an die Geschichte meiner Großmutter."

„Willst Du mich nicht böse machen, so sprich nicht von dem schlechten Weibe!"

„Ich muß so oft an meine Großmutter denken, obgleich ich weiß, daß es Dir Kummer macht. Ich mache Dir sowieso Kummer genug."

„Sowieso? Wie bist Du nur heute?"

„Ganz glücklich; — nicht sehr, sehr glücklich, aber doch ganz glücklich."

„Wenn es wahr wäre: wenn Du wirklich glücklich wärst. Kümmere Dich nicht um mich; aber ich muß weinen."

Lella saß ganz still und hörte auf das Schluchzen der alten Dame. Nach einer Weile sagte sie: „Ich konnte nicht einschlafen, weil ich auf den Sturm hören und dabei so viel denken mußte. Dann stand ich auf und kam zu Dir, um Dir zu sagen, woran ich denken muß."

„Woran?"

„Ich weiß so wenig davon. Aber sage: wenn ein junges Mädchen von einem Manne sehr, sehr geliebt wird, von einem Manne, der nicht nur ein großer Künstler, sondern ein herrlicher Mensch ist . . ."

„Sprichst Du von Marco?"

Die Frage klang wie ein Angstruf.

Lellas ruhige Antwort lautete: „Ich spreche von Aristide Minardi."

„Von ihm?!"

„Von dem Manne, der ein großer Künstler und ein herrlicher Mensch ist."

„Ach Kind, am Montag folgt die Entscheidung."

„Ich weiß. Und ich weiß noch mehr. Daß Minardi mich lieb hat, sehr, sehr lieb. Da wollte ich Dich denn fragen . . ."

„Um Gottes willen, Lella!"

Mit ruhiger, leiser Stimme sprach diese weiter: „Und da wollte ich Dich denn fragen: ob es mich nicht sehr, sehr glücklich machen könnte, wenn ich ihn . . . Tante Dora, wenn ich den Mann, der mich so unaussprechlich lieb hat, glücklich zu machen vermöchte. Bitte, sage es mir, denn ich weiß es nicht."

Aber Tante Dora weinte.

„Wenn Du nämlich meinst, so will ich . . . So möchte ich Dich bitten, ihm zu sagen: nicht gleich morgen, aber am Montag, wenn die Entscheidung fällt . . . Sage ihm, daß ich zu ihm emporschaue wie zu der himmlischen Güte selbst; sage ihm, daß ich dafür leben will, seiner Güte und Liebe wert zu sein . . . Willst Du ihm das von mir sagen? . . . Nur nicht schon morgen! Auch nicht Sor Riccardo und nicht — Marco. Marco wird sich gewiß freuen, wenn ich recht glücklich bin."

„Mein armes Kind, mein gesegnetes Kind! Lege Dein Köpfchen an meine alte Brust, damit ich Dich segne."

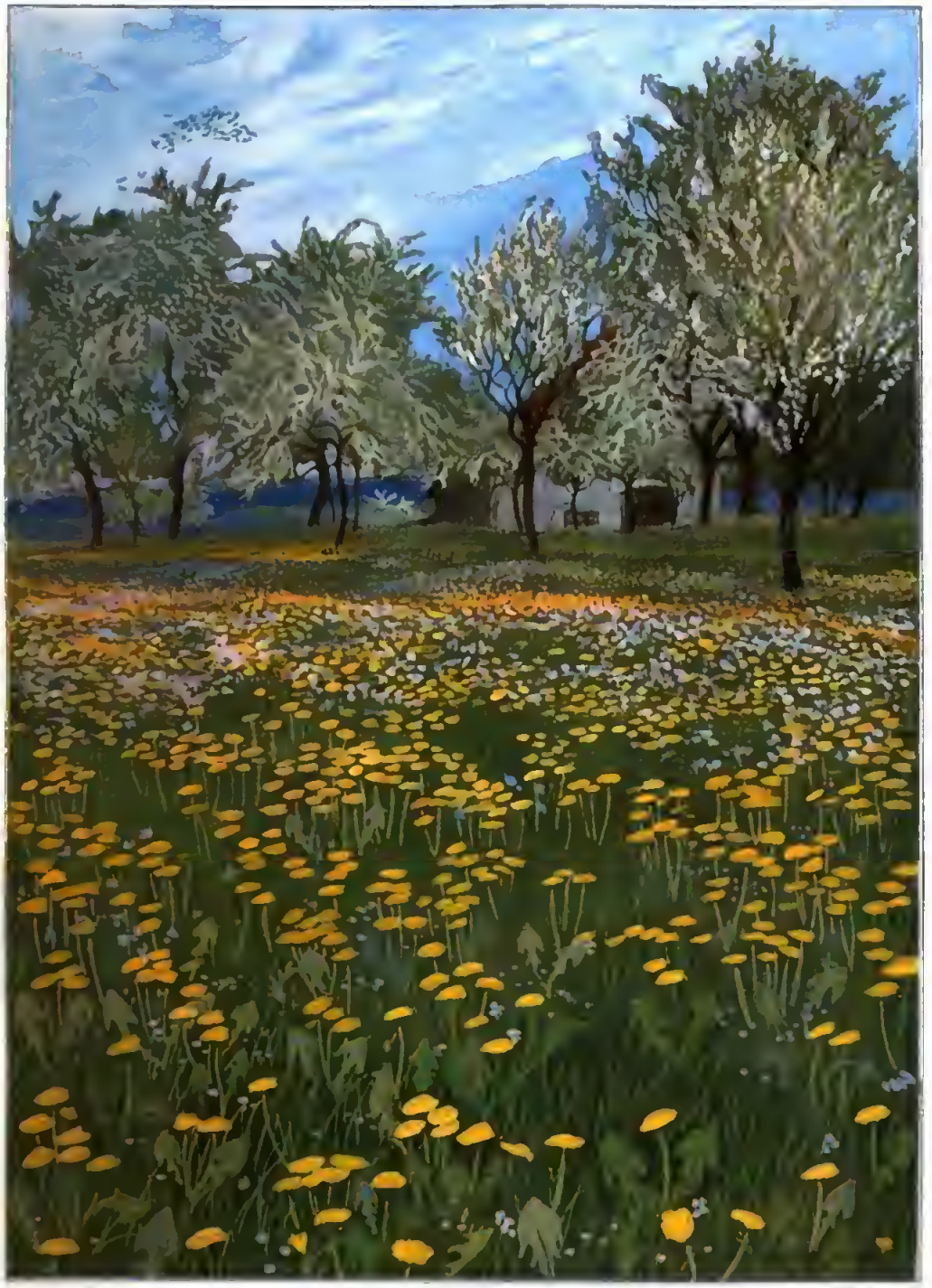
Das junge Mädchen kniete neben dem Bette nieder, ließ sich von Tante Dora in die Arme nehmen, ließ sich von ihr segnen, die sie bis an die Schwelle eines Paradieses führen wollte, an der sie selbst niemals gestanden.

— — — — — — — — —

Richard Hille war nicht gerade übler Laune, aber durchaus nicht in der strahlenden Stimmung, wie er dies nach Marcos glücklicher Ankunft am frühen Morgen hätte sein müssen.

Was sie heute nur haben mochten? Alle waren so sonderbar.

Nach der stürmischen Nacht war es ein glanzvoller Oktobersonntag in Frascati. Bereits in aller Frühe läuteten die Glocken, donnerten Böllerschüsse, ertönte lustige Musik. Bereits in aller Frühe ein buntes Gewimmel; Landvolk aus den Marken, aus der Sabina und den Abruzzen; die Männer in dunklen, die Frauen in farbigen Kostümen, wie sie die Bewohner jener Provinzen schon vor Jahrhunderten trugen. Junge Frascatanerinnen spazierten in hellen, schleppenden Gewändern, den gestickten, weißen Seidenschal um die Schulter, ein schwarzes Schleiertuch um den Kopf, mit Goldschmuck und Fächer. Sie schritten



Im Mai.

Gemälde von Rudolf Sieck.

in strenger Abgeschlossenheit von den Herren der Schöpfung, in der Haltung von Königstöchtern. Die Frascataner jeunesse dorée stand auf der Piazza beisammen. Nach neuester römischer Mode gekleidet, besprachen sie die Aussichten der Weinernte und ließen die Schönen scheinbar unbeachtet an sich vorüberziehen. Aber während sie leidenschaftlich über die Weinpreise stritten, machte mancher Jüngling an sich die Erfahrung, daß von dem Göttertrio: Mercurio, Bacchus und Amor letzterer doch der mächtigste Gott war.

Von den Fenstern des Palazzo Micara aus übersah Sor Riccardo das fröhliche Festtreiben und begriff nicht, was sie alle, die er liebte, an dem wunderschönen Tage ‚eigentlich nur haben mochten?'

Richard Hilles betrübtes Gesicht veranlaßte Tante Dora schließlich zu der Erklärung: „Was sollten wir haben? Nichts. Vielmehr: sehr vieles — da Sie es denn durchaus wissen wollen. Wir wollten es Ihnen ersparen, bis es vorüber war. Die Sache ist die, daß morgen zu Minardi die Kommission kommt — endlich! Jetzt wissen Sie's und jetzt geben Sie sich Mühe, uns nicht den schönen Tag zu verderben."

Also jetzt wußte es Sor Riccardo, und er geriet in die größte Aufregung. Doch war er an dem strahlenden Tage voller Hoffnung auf einen guten Ausgang der lang und bang erwarteten Sache: denn „Italien ist ja doch noch immer das heilige Land der Kunst und der Künstler (von den Franzosen und Paris will ich heute nichts hören). Ich schlage vor, dieses Fest der Weinlese als ein gutes Omen zu betrachten und rufe daher schon jetzt: Evviva unser Meister Aristide Minardi!" Lachenden Blickes und zuckenden Mundes lief das alte Kind zu Aristide, umarmte ihn, schüttelte und umarmte ihn wieder. Er mußte auch Tante Dora an sein Herz drücken, dem Nymphlein einen Kuß auf die Stirne geben, Paoluccia freudestrahlend zunicken und Marco zuflüstern: „Sei heute ja recht glücklich, mein Junge!"

Aber Marco schien nur Augen und Sinn für Lella zu haben, sie mit Blicken betrachtend, als sähe er sie zum erstenmal. Wo er nur irgend Gelegenheit fand, näherte er sich ihr und raunte ihr mit vor Leidenschaft fast erstickter Stimme zu: „Kleine Lella! Liebe Lella! Liebe, süße Lella!"

Das blasse Kind hielt tapfer stand, bei jedem zärtlichen Wort innerlich erbebend, als träfe es ein glühender Pfeil; bei jedem heißen Blick des Geliebten denkend: ‚Er liebt mich ja nicht: er kann nicht lieben; er begehrt mich nur. Er kann nur begehren.'

Nachmittags war großer Auszug von Palazza Micara: die Damen in Frascatis beiden elegantesten Landauern, die Herren hoch zu Roß. Welche Kavalkade! Die drei jungen Söhne Micara und Marco glichen einem zweifachen Dioskurenpaar; Minardi war stattlich wie ein römischer Ritter, und selbst Richard Hille machte heute in einem funkelnagelneuen grauen Herbstanzug keine ganz so unglückliche Figur wie an anderen, weniger festlichen Tagen.

Vorbei ging es an der prächtigen Villa Pallavicini, an der traumhaften Villa Muti. Dann auf antiker Straße durch hochstämmigen Ölwald, der die Reiter aufnahm wie ein Silbergewölk. Der schöne Baum der weisen Göttin hing so voller Früchte, daß die Zweige sich bogen: in dem lichten Laube erglänzten die kostbaren Beeren in allen Schattierungen, die der Reife vorangingen, vom zartesten Braun und Violett bis zum schwärzlichen Blau, den grünen Rasen mit abfallender Fruchtbarkeit überschüttend. Plötzlich, mitten in diesem Haine Minervas, ein von blühenden Rosenhecken eingefaßter Weg, der zu einem goldigbraunen, haushohen Rundbau führte: zu der Torre Micara, dem Grabmal Luculls!

„Tante Dora, Marco, seht nur! Der Ölwald scheint ausgeholzt, um dem Grabmal Platz zu machen. Seht die Rosen! Die Lieblingsblume Luculls, die noch nach zweitausend Jahren sein Grab umblüht. Welch ein Bau! Ihr müßt nämlich wissen, daß seine Basis noch viele Meter tief im Boden steckt ... Kommt hierher! Seht! Das ganze Dach ist eingestürzt, und der Himmel wölbt sich darüber Auch im Innern alles Rosen: die Rosen Luculls... Wahrhaftig, eine große Land-

wirtschaft hat sich in dem Grabe eingenistet: Pächterhaus, Stallung, Hühnerhof ... Seht die eingemauerten Inschrifttafeln, die Gebälkstücke, die Fragmente von Statuen ...“ Als die Gesellschaft in jenen den Ölwald durchziehenden Rosenweg einbog, gaben die drei Söhne Micara ihren Pferden die Sporen und stürmten ihren Gästen voraus. Sie wurden von einem Rudel mächtiger weißer Wolfshunde begrüßt, die unter lautem Freudengeheul zu ihren Herren hinaufsprangen.

Durch den Torbogen stürmten die drei Jünglinge in das Grabmal, sprangen aus dem Sattel und traten wieder heraus, um als Wirte die Gäste zu empfangen, mit solchem freien Anstand, als ob ‚Königssöhne Könige begrüßten‘.

„Von allem Wunderbaren das Wunderbarste!“

Was Richard Hille in seiner Begeisterung so nannte, war die Tafel, an welche die Gäste von den drei Jünglingsgestalten geführt wurden. Sie war in der Mitte des Grabmals gedeckt. Als Tisch diente herbstliches Weinlaub, gleich einem Gewebe aus Purpur und Gold, die Festspeisen bestanden aus Schinken und Salami, Feigen und Pfirsichen, und als Prachtstück erhob sich ein hoher Aufbau von Trauben. Zwischen diesen Genüssen standen strohumflochtene Flaschen mit buntem Weinlaub bekränzt. Bekränzt waren die Sitze, und weil so viele Stühle nicht vorhanden waren, hatten die Knechte Trümmer des Grabmals herbeigeschafft: Architravstücke und Kapitäle.

Alsdann ein luculliſches Mal im Grabmal Luculls!

Aus der Vigne tönten die Gesänge der Winzerinnen herüber, die in der Erntezeit nach dem Kirchgang auch des Sonntags nicht feierten; und im Olivenwalde spielte ein Hirtenknabe die Rohrpfeife.

Marco saß neben Lella, so daß es den Anschein hatte, als gälte das Fest diesen beiden jungen, schönen Menschenkindern. Durch die bewundernden Blicke, mit denen die drei Söhne Micara Lellas Liebreiz huldigten, und durch die freundschaftlich schelmischen Worte, welche Signora Micara an Marco richtete, verrieten die Wirte ihren Gästen ihre Gedanken: ‚Was für ein wunderschönes Paar haben wir unter uns!‘ In seiner Dionysos-Stimmung glich Richards Junge mit seinem leuchtenden Antlitz aber auch dem Gott, den das Volk der Albanerberge heute als seinen großen Schutzheiligen feiert. Es fehlte ihm nur die Krone aus Weinlaub oder — der Kranz aus dem rauschbeschwörenden Efeu.

‚Ich hätte es ihm und allen schon heute sagen müssen, ehe neues Unheil entsteht,‘ mußte Tante Dora beständig denken.

Sie saß neben Minardi, der heute etwas von dem Fremden und Entfernten früherer Zeiten hatte und nichts ahnte von dem großen Glück, das ihm schon der nächste Tag bringen sollte: Die kleine Lella als Braut! Die Erfüllung des einen Schicksals zugleich mit der Entscheidung über das andere. Welches Geschick würde das glücklichere sein: das des Menschen oder dasjenige des Künstlers? Als hätten diese beiden sich trennen lassen!

Für Richard Hille gab es so viel des Seltsamen und Außergewöhnlichen in diesem Speisesaale, dessen Kuppel der Saphir des Himmels bildete, daß er erst jetzt die Kirschbäume gewahrte. In voller Herbstpracht erglühend, standen sie mit scharlachrotem Laub am Eingang des Grabmals wie eine Reihe von Flammen lodernd.

„Seht die Kirschbäume! Teure Signora Micara, wie kommen gerade die Kirschbäume in das Grabmal Luculls?“

Lächelnd erzählte die würdige Matrone die Geschichte dieser Bäume: „Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß dieser Lucullus (‚questo Lucullo‘), der ein schwerreicher Mann war (‚un millionario‘), der erste war, der die Kirschbäume aus Asien nach Europa gebracht hat. Als diese Kirschbäume noch nicht standen, haben wir, der selige Micara und ich, einmal im Frühling hier gesessen, Kirschen gegessen und von dem Signore Lucullo gesprochen. Wir waren ein junges Paar und was das sagen will, werden einige von unserer Gesellschaft gewiß bald wissen. Es war ein heißer Tag, und mein junger Ehemann ver-

spürte Durst. Ich hatte die Kirschen heimlicherweise mitgenommen, und jetzt zeigte ich sie ihm. Da hätten Sie sehen sollen, wie gierig er nach den süßen, saftigen Früchten griff. Ich aber — boshaft, wie wir Frauenzimmer nun einmal sind — gab sie ihm nicht, sondern vor seinen Augen steckte ich sie in meinen Mund: eine nach der anderen. Ich hielt sie zwischen meinen Lippen und — weil er vor Durst schier verschmachtete, stahl mir der Schelm die Kirschen von den Lippen fort, behauptend: er wollte mich küssen, und versichernd: auf der ganzen Welt gäbe es keine solchen süßen, köstlichen Kirschen, als wie er in dem Grabmal dieses Signor Lucullo sie pflückte. Ich lachte ihn aus; aber heimlich bewahrte ich die Kerne und heimlich pflanzte ich sie dort ans Tor. Jetzt stehen die Bäume bald dreißig Jahr, und in ganz Frascati gibt es keine so süßen, saftigen Kirschen, als ..."

Länger hielt es Richard Hille nicht aus. In heller Begeisterung rief er: „als sie aus den Küssen von zwei jungen, verliebten Leuten im Grabmale Luculls aufgingen. Söhne und Sohneskinder aller zukünftigen Generationen der Micara werden die Küsse jener beiden Liebenden segnen und ihrer bei jedem Kirschenschmause dankend gedenken. Ich schlage vor: alle jungen Liebespaare Frascatis sollen zur Kirschenzeit nach dem Grabmale Luculls eine Wallfahrt tun, und der Liebende soll die süßen, saftigen, köstlichen Früchte von den Lippen der Geliebten pflücken zum Angedenken jenes allerersten Kirschenpflückers an diesem Ort."

Mit solchem Vorschlag war Signore Micara jedoch nicht zufrieden, denn: „In Frascati gibt es mehr verliebtes Volk als Kirschen an unseren Bäumen. Was bliebe dann für uns übrig?"

Die Tafel in der Grabrotunde wurde aufgehoben. Da sich in Richard Hille der Archäologe nicht länger bändigen ließ, begann er bei dem Mauerwerk herumzuspüren. Die drei Söhne Micara aber schlugen vor, die Winzerinnen zu begrüßen und die in ihrem Ölwalde gelegenen sogenannten ‚Grotten des Luculls' zu besichtigen.

„Ich muß mit Dir reden! Noch heute! In den Grotten! Hörst Du: ich muß! Bleibe also in den Grotten zurück und warte auf mich! Noch heute mußt Du ..." Marcos heimliches Flüstern wurde von einem rasenden Geschrei unterbrochen, einem Geheule gleich. Sie betraten soeben die Weingefilde, daraus die Mädchen ihnen entgegenstürzten, einem Schwarme Mänaden gleich. Sie hielten in hoch erhobenen Händen Trauben, mit denen sie den Gästen der Micara zuwinkten, dabei jene bacchantischen Rufe ausstoßend.

„Sind die Weiber verrückt geworden?"

Minardi beruhigte Tante Dora: „Was Sie jetzt erleben werden, ist eine uralte lateinische Sitte. Es ist die Traubensalbung."

Die Bacchantinnen stürmten mit wilden Gebärden heran, warfen sich vor den Gästen zu Boden und zerdrückten auf deren Schuhen ihre Trauben. Vor jedem Gesalbten sangen sie einen Spruch ab, der in einem feierlichen Rhythmus erklang. Marco erhielt folgende seltsame Strophe:

Mit Trauben, blutroten,
Mit rinnendem Safte der Reben
Salben wir Dich dem Leben —
Laß tot sein die Toten!

Der junge Mann stand, als wären seine Füße an den Boden gefesselt, ließ die symbolische Handlung des Salbens an sich vornehmen, ohne sich zu regen, hörte die eigentümlichen Worte in der feierlichen Weise gesungen, dachte: ‚Dergleichen kann der Mensch erleben! Was ich in geheimster Seele fühle, was die letzte Nacht in mir zum Bewußtsein brachte, das sprechen heute diese wilden Frauen aus gleich weisen Sibyllen, die das Schicksal der Menschen ergründen... Und dort steht Lella, von deren süßen Lippen ich heute Leben schlürfen will, die Toten tot sein lassend.'

Noch ganz im Banne des phantastischen Auftritts, der mit einer reichlich ausgeteilten Geldspende belohnt wurde, begab sich die Gesellschaft tiefer in das Rebengefilde hinein, daran der Ölwald stieß: Stamm neben Stamm, vielfach zerspalten und geborsten, gewunden und gekrümmt gleich einem Kunstwerk aus

altem Silber; jeder Stamm wundervoll ziseliertes silbernes Gezweig tragend, daran, aus Edelsteinen gebildet, die Früchte hingen: Saphir und Rubin, Amethyst und acqua marin. Ein Zauberhain.

Die ‚Grotten Luculls' bestanden in einem Labyrinth von Gängen und Portiken, von Hallen und Sälen, viele Stockwerke aufsteigend. Die Natur hatte Besitz von der zertrümmerten Macht genommen und triumphierenden Einzug in die Ruinen gehalten. Sie umhüllte die zerbröckelnden Mauern mit Caprifolium und Rosen, überwölbte die deckenlosen Wände mit Efeu und vergoldete die Terrassen mit der Blüte des Ginsters.

Es wurde dem jungen Mädchen leicht, sich unbemerkt von der Gesellschaft zu entfernen: Marco hatte ihr gesagt, er müsse sie sprechen, also mußte sie tun, was er ihr gebot. Nur heute noch mußte sie das. Bereits morgen würde sie vor ihm, der sie nicht liebte, sondern begehrte, von einem Manne geschützt werden, dessen machtvolle Liebe sie allen bösen Gewalten abringen konnte.

Sie stieg die eingesunkenen Treppen hinauf, Räume durchschreitend, in denen eine geheimnisvolle Dämmerung herrschte. In dem höchsten Stockwerk angelangt, trat sie plötzlich ins Freie. Es war eine lange, schmale Terrasse, die sich wie ein turmhoher Wall in den Olivenhain hineinzog. Auf dem engen Raume, der wie ein Steg durch die Lüfte führte, schritt sie vor, weiter und weiter. Ihr zur Rechten und zur Linken die Tiefe, zu der die Silberflut der Ölbaumwipfel hinaufschlug.

„Lella!"

Leise hörte sie ihren Namen rufen. Er tönte aus der Tiefe zu ihr empor: zärtlich flehend — leidenschaftlich zärtlich, heiß flehend.

Dem Rufe folgend, schritt sie vor, weiter und weiter ... Jetzt stand sie wie auf einer Klippe, unter sich den Abgrund; jetzt sah sie ihn. In der Tiefe stand er, streckte beide Arme zu ihr empor, rief ihren Namen — leidenschaftlich zärtlich, heiß flehend: „Lella! Bleib stehen! Rege Dich nicht!"

Plötzlich eine andere Stimme: die Stimme Aristide Minardis, ruhig gebietend, und doch durchzittert von Todesangst.

Die Stimme ihres Retters!

Sie regte sich nicht, stand über der Klippe, das Haupt ein wenig erhoben, mit weit offenen Augen hinausschauend ins Grenzenlose, Unendliche — das lebendige Bildnis von Marcos ‚Sehnsucht'.

Aber die gebieterische, ruhige und doch von Todesangst durchzitterte Stimme ihres Retters hielt sie zurück von ihrem Ikarusflug.

— — — — — — — — —

Unbekümmert um die Nähe Minardis war Marco in die Grotten gestürzt. Er stürmte die Treppen hinauf. Im höchsten Stockwerk, dort, wo es auf die lange schmale Terrasse hinausführte, trat ihm Lella entgegen. Aber als er sie an seine Brust reißen wollte, sagte sie: „Ich bin Aristide Minardis Braut. Du darfst mich nicht küssen." Mit einem Aufschrei wich er von ihr zurück. An ihm vorüber stieg sie hinunter.

Sie war dem Rufe des Geliebten nicht gefolgt, sie hatte sich nicht von seinen Armen umschlingen, von ihm sich nicht küssen lassen. Sie war die Braut Minardis geworden, würde diesem folgen, ihn, der sie liebte, beglücken und dadurch selbst glücklich werden.

Sie dachte an das tote Mägdlein, dessen Marmorbild in der immergrünen Grabkammer ruhte, und das im Tode lächelte, als träumte es seligen Traum.

XV.

Bis an des Abgrunds Rand führte der Spuk dunkler Gewalten das Kind, dessen Seele tot war, aber dessen Lippen das Lächeln einer Erlösten umspielte ...

Wieder im Palazzo Micara angelangt, berichtete Lella Tante Dora: Sie hätte es Marco gesagt, und so müßten es denn auch die anderen bereits heute erfahren. Die alte Dame nahm das lächelnde Kind bei der Hand, führte es zu Minardi und verkündigte diesem, daß der Mensch nicht allein sein sollte.

Zuerst stand Aristide Minardi bleich und bebend, wagte nicht, die kleine Hand, die sich ihm entgegenstreckte, zu berühren. Als er es dann begriff, kam es über den starken Mann, daß Tante

Dora aus dem Zimmer schlich; denn sie hatte nicht das Recht, Zeuge zu sein, wie eine Menschenseele, die nichts beugen konnte, vor der Gottheit lag und zu dieser aufschrie: „Herr, Herr! Ich bin auch ein Geschöpf, und Du schenktest Deinem Geschöpf, was den Menschen erst zum Menschen macht: schenktest mir die göttliche Liebe und das heilige Glück!“

Tante Dora suchte Richard Hille auf, um ihm die große Neuigkeit mitzuteilen. Aber gewiß war ihr Marco bei dem alten Freund zuvorgekommen.

Dies war jedoch nicht der Fall. Marco war von Torre Micara überhaupt nicht zurückgekehrt, sondern hatte sagen lassen: er wäre schon am Abend nach Rom geritten, um in aller Frühe den Abguß seiner Figur zu beaufsichtigen — sie sollten ohne ihn einen vergnügten Abend feiern. Also konnte Tante Dora die Überbringerin der ‚Sensations-Nachricht‘ sein. „Unser Lellakind hat sich mit Aristide Minardi verlobt! ... Starren Sie mich doch nicht an, als ob ich Ihnen meldete, die kapitolinische Venus sei plötzlich eine häßliche alte Jungfer geworden, sondern freuen Sie sich mit uns.“

Trotz dieser Aufforderung stammelte Richard Hille bleichen Gesichts: „Lella mit Minardi verlobt? Gerade vor dem Besuche der Kommission, dem Tage der Entscheidung? Und ich soll mich so ohne weiteres freuen? Mich freuen, wo Marco gar nicht nach Hause kam, sondern mitten in der Nacht nach Rom reitet ... Sie wissen eben nicht, was ich weiß.“

„Was wissen denn Sie, das ich nicht wissen sollte?“

„Daß Marco diese Sache vorausah.“

„Das hätte Marco vorausgesehen?!“

„Und eifersüchtig auf Minardi war und diesen trotz seiner Eifersucht wieder zu uns ins Haus brachte ... Jetzt stehen Sie da wie Lots Weib ... Sehen Sie jetzt vielleicht ein, wie sehr unrecht Sie meinem Jungen taten und welch ein prachtvoller Junge er ist?“ Tante Dora wollte sich den biblischen Vergleich verbitten: ‚denn dieses neugierige Frauenzimmer war ihr von jeher zuwider gewesen‘. — Aber ihr war zumute, als ob sie Richard Hilles Jungen wirklich etwas abzubitten hätte, und diese Erkenntnis gerade in dieser Stunde machte auf sie einen überwältigen Eindruck. Die von ihr verlangte Abbitte wollte sie jedoch mit erhobenen Händen leisten.

— — — — — — — — —

Am nächsten Morgen fuhren sie alle nach Rom; denn auch Richard Hille wollte in der Nähe sein, wenn im Grabmal des Augustus die Entscheidung fiel. Minardi war von der kleinen Gesellschaft der ruhigste — was die Kommission und deren Entscheidung anbetraf; denn in allem übrigen zitterte in ihm eine Erregung, die den ganzen Mann niederzuwerfen drohte. Wenn er jedoch Lella ansah — und er tat nichts anderes —, so leuchtete aus seinen Augen ein Glück, als ob er ein neugeschaffener Mensch wäre, ein Mensch, der mit emporgestreckten Armen zum ersten Male die Sonne scheinen sah.

Am Bahnhof trennten sie sich. Minardi nahm einen Wagen, während die viere den nahen Weg nach Hause zu Fuß zurücklegen wollten. Sie standen vor dem Bahnhofsgebäude und schauten dem Fortfahrenden nach. Minardi erhob sich im Wagen und grüßte winkend zurück.

Wie er hoch aufgerichtet im Glanze des Tages dastand, sah er prachtvoll aus. Er schien über Nacht wieder jung geworden, schien zum ersten Male in seinem Leben jung zu sein.

Wie Richard Hille und Tante Dora den Freund in diesem Augenblick sahen, behielten sie sein Bild im Gedächtnis. Und das auch noch zu einer Zeit, da sie Aristide Minardi als einen anderen sehen mußten: als einen Mann, der jenem herrlichen Menschenbilde in keinem Zuge mehr glich.

— — — — — — — — —

Sowohl Richard Hille wie Tante Dora hatten die heimliche Absicht, gleich am Vormittag Marco in seinem Studio aufzusuchen. Beide wurden von einer immer stärker werdenden Unruhe getrieben, Marco zu sehen, wenn auch freilich aus sehr verschiedenen Ursachen: bei Sor Riccardo war es das Bedürfnis, in seines Jungen Nähe zu sein, wenn dieser litt, und Tante Dora hatte einen anderen heimlichen Zweck: „Ich muß seine Arbeit

Digitized by Google

sehen! Es könnte daraus neues Unheil entstehen. Als ob nicht schon genug Unheil entstanden wäre . . .?"

Als die drei in der Via Rasella anlangten, übergab ihnen der Custode einen Brief von Marco. Auf einem Zettel stand hastig mit Bleistift geschrieben: „Damit Sor Riccardo um mich sich nicht sorgt, die Nachricht, daß es mir gut geht und ich abends nach Frascati zurückreite. Meine Statue ist gegossen und mein Atelier verschlossen."

— — — — — — — —

Marco hatte eine wüste Nacht hinter sich. Doch auch jetzt empfand er keine Reue . . . Reue — dieses Wort existierte fortan — seit der Aufführung von Ibsens ‚Gespenstern' — nicht mehr für ihn. Fortan würde er eben tun, wozu er sich getrieben fühlte, mochte das gut oder schlecht sein; mochte es anderen Glück oder Unglück bringen. Fortan würde er skrupellos seiner Natur folgen, wohin diese ihn führte.

Was er tat, beging nicht er, sondern beging in ihm das Blut, das er von seinen Vätern ererbt hatte, beging seiner Väter Geist. Es war Wahnsinn, den Kampf mit dem Spuk dunkler Gewalten in sich aufzunehmen: es brachte den Kämpfenden zum Wahnsinn. Wie war nur gerade er dazu gekommen, diesen unsinnig machenden Kampf durchkämpfen zu wollen? Durch wen? Durch keinen anderen, als durch den Mann, der ihn aus den Wellen gerettet, ihn am Leben erhalten hatte.

Auf Piazza Venezia hatte Marco einen Wagen genommen, fuhr nach Ponte Molle, ging den Fluß entlang, sah über dem Monte Gennaro die Sonne aufgehen, entkleidete sich und warf sich in die kühlen Tiberwellen.

Damals hatte er sich die Hände zusammengebunden, um nicht schwimmen, durch Schwimmen nicht unfreiwillig sich retten zu können. Welch ein Narr er damals gewesen war. Um seiner Mutter willen sterben zu wollen, wo er doch seines Vaters Sohn war . . .

Nach dem Bade verspürte er Hunger und speiste in der Trattoria, in der er mit den deutschen Künstlern und Sor Riccardo den Abend verbracht hatte. Jetzt erst fiel dieser ihm ein. Er ließ sich Papier bringen und schrieb jenen Zettel, den er durch einen Boten nach Rom sandte.

Plötzlich kam ihm ein furchtbarer Gedanke: ‚Wenn Minardi Deine Figur sehen, er sie erkennen sollte? Und erkennen muß er sie!' Minardi durfte die Figur seiner ‚Sehnsucht' nicht sehen. Wenigstens nicht sie erkennen. Schlecht konnte er handeln, würde er noch oft handeln, aber niemals gemein.

Es half nichts; er mußte den Perseus spielen und seiner lieblichen ‚Sehnsucht' das Haupt abschlagen, als ob der holde Genius der Menschheit die Medusa wäre. Damit würde er Minardis zukünftigem Lebensglück sein Opfer dargebracht haben.

Marco wollte sich sogleich nach Rom und in sein Atelier begeben, in dem der Abguß vollendet sein mußte. Plötzlich überkam ihn nach allem Erlebten eine derartig lähmende Müdigkeit, daß er sich in der Herberge ein Zimmer anweisen ließ, sich auf das Bett warf und augenblicklich in tiefen, traumlosen Schlummer verfiel.

Er schlief bis in den Abend hinein, brachte sich mühsam zum Bewußtsein, erhob sich mit schmerzendem Kopf und bleischweren Gliedern, als habe er einen wüsten Rausch gehabt oder sei fieberkrank.

Aristide Minardi — die Kommission, Lella, Minardis Braut — Minardis Braut als die Statue seiner ‚Sehnsucht' . . .

Hatte er nicht etwas tun wollen? in sein Atelier gehen, um an seiner Figur eine Hinrichtung zu vollziehen?

Es mußte grausig sein, wenn er ihr das Haupt abschlug; wenn dieses liebliche Haupt zu seinen Füßen rollte . . . Es würde sein, als ob er die lebende Lella getötet hätte . . . Er also auch ein Mörder, wie sein Vater . . .

Was sollte er Sor Riccardo, Tante Dora und Aristide Minardi sagen, wenn sie seine kopflose Figur sahen? Was er ihnen sagen sollte? Seine ‚Sehnsucht' sei eben kopflos geworden.

Er schlug eine grelle Lache auf, was ihn in einer Weise zur Besinnung brachte, daß seine Gedanken sich sogleich ordneten.

Er zahlte, fuhr nach Villa Strohl-Fern, wo man ihm mitteilte, der Abguß sei fertig, der Formator wollte jedoch heute noch einmal wiederkommen. Es war gut, daß Marco den zweiten Schlüssel bei sich hatte. Er begab sich, an dem Custoden vorüber, in den Garten der Villa und zu seinem Atelierhaus.

Vielleicht war es notwendig, das abgeschlagene holde Mädchenhaupt heimlich zu begraben ... Da verfiel er wieder in seine Phantasien! Er mußte mit der Sache fertig werden, mußte das Haupt abschlagen und begraben. Alsdann nach Hause!

‚Nach Hause' ... Es würde nicht mehr lange dauern, daß er bei Sor Riccardo ein Zuhause hatte.

Er langte bei seinem Studio an, schloß auf, blieb auf der Schwelle stehen ... Wo oft das Kind gestanden hatte, stand er und blickte auf das weiße Bildnis seiner ‚Sehnsucht', das einer Erscheinung gleich ihn zu erwarten schien: ‚Kommst Du endlich?'

So hatte er gestern abend das Urbild gesehen auf dem schmalen Pfad über der Flut der Olivengipfel hoch in den Lüften: mit solchem leisen, leisen Lächeln, solch weit offenem, in die Unendlichkeit gerichteten Blick ...

Ohne die Türe zu schließen, trat Marco ein. Er durfte sich nicht in Empfindungen verlieren, mußte die Untat sofort begehen. Womit? Mit irgendeinem scharfen Gegenstand! Es konnte ein Beil sein, als wollte er in Wahrheit einen Mord verüben ... Schnell, schnell! Die Dämmerung brach herein.

Doch fand er nicht, was ihm geeignet zu sein schien, die Verstümmelung zu vollbringen. So begab er sich zu dem Gärtner, der am andern Ende des Parks seine Wohnung hatte. Die Türe ließ er offen.

Als er nach kurzer Zeit mit einer Sichel zurückkam, wie sie die römischen Landleute im Buschwalde brauchten, fand er Aristide Minardi zu den Füßen der ‚Sehnsucht' bewußtlos hingestreckt ...

— — — — — — — —

Später erklärte man sich den Vorgang folgendermaßen: Erst am Nachmittag erschien im Mausoleum die Kommission. Sie kam, sah und entschied: ‚Unmöglich!'

Nachdem die Herren das Todesurteil über das Kunstwerk gefällt hatten, entfernten sie sich. Der Gehilfe gebärdete sich wie ein Rasender. Als der Mann sich ausgetobt hatte, fiel er seinem Herrn um den Hals und weinte bitterlich. Sein Herr sprach ihm Trost zu — so ruhig und gefaßt war der Künstler. Ruhig und gefaßt sagte er seinem Getreuen: er würde sein Leben und seine Kunst von neuem beginnen; — aber kein neues Königsdenkmal würde er schaffen, sondern anderes, was noch größer war. Denn groß war sein Reiterstandbild! Daran glaubte der Künstler.

Und der Künstler erzählte dem Alten: er hätte eine junge, liebliche Braut, die ihn einem neuen, glücklichen Leben und neuen, großen Werken zuführen würde. Er sagte: „Sie warten auf mich. Aber ich weiß nicht, wie ich es ihnen beibringen soll? Ich will den jungen Marco aufsuchen. Mit ihm will ich es bereden."

Er mußte sich sofort nach Villa Strohl-Fern begeben haben, wo er erfuhr, daß Marco da sei; er ging nach dem Atelier, fand die Türe offen, trat ein und sah —

— — — — — — — —

Aristide Minardi blieb ohne Besinnung, so daß Marco nach einem Arzt schicken mußte. Der wollte den Ohnmächtigen in das Spital überführen lassen. Aber Marco entschied: „Aristide Minardi soll nach Hause gebracht werden!"

„Wo wohnt er?"

„In der Via Rasella."

Den wartenden Freunden und der wartenden Braut wurde der Besinnungslose ins Haus gebracht. Sie legten ihn auf Marcos Bett. Der sagte: „Durch meine Schuld! Wenn er stirbt, bin ich sein Mörder."

Der Arzt blieb die ganze Nacht am Bette des Bewußtlosen. Als er sich am Morgen entfernte, gab er diesen Bescheid: „Hoffentlich stirbt Aristide Minardi. Sollte er am Leben bleiben, so — lebt er schlimmer als tot."

XVI.

Tante Dora hatte die beiden Männer nach Frascati geschickt: sie würden nur gestört haben. Die drei Frauen wollten

allein sein mit dem Unglücklichen, der auch am zehnten Tage sein Bewußtsein noch nicht erlangt hatte.

Die römischen Zeitungen brachten über das Befinden des großen Künstlers tägliche Berichte; Berichte brachten sämtliche Blätter Italiens und viele des Auslands. Je hoffnungsloser Minardis Zustand sich gestaltete, um so allgemeiner die Teilnahme, die Anerkennung, die Erkenntnis: welch ein Künstler mit dem Manne sterben sollte ... Wiederum schallte dieser Name durch Italien und über die Grenzen Italiens hinaus.

Auf Wunsch des römischen Volks wurde das Mausoleum des Augustus geöffnet. Tausende strömten hinein und bewunderten. König und Königin besuchten die Kaisergruft, betrachteten, bewunderten. Es kamen die Prinzen, die Senatoren, die Abgeordneten, die ersten Geister Italiens. Und die ersten Geister Italiens bewunderten Minardis Werk. Es kam eine neue Kommission und diese entschied: „Das Denkmal Aristide Minardis wird ausgeführt und auf dem Kapitol aufgestellt!"

Ausgeführt und aufgestellt ... Tante Dora schrie nicht auf vor Jammer und Empörung, als sie in den Zeitungen die große Neuigkeit las. Aber als am Abend der treue Diener seines Herrn geschlichen kam, faßte sie seine Hand, die an Aristide Minardis großem Werke mit gearbeitet hatte, und hielt diese Hand stumm in der ihren. ‚Ausgeführt und aufgestellt ... Hörst Du das, Aristide Minardi?'

Er hörte andere Stimmen. Es waren die Winterstürme seiner Heimat, welche die elende Hütte umtosten, darin seine sterbende Mutter ihren Kindern das letzte Brot buk: ‚Mutter!'

Ein holdseliges Antlitz beugte sich über den in Fieberphantasien Rasenden, und eine leise Stimme sprach: „Ich bin bei Dir, ich bleibe bei Dir." Und Aristide Minardi wurde bei dem leisen Laut der süßen Mädchenstimme ruhig, wie ein Kind am Herzen der Mutter.

— — — — — — — —

Winterstürme umbrausten in der lieblichen Weinstadt Frascati das auf hohem freien Platze gelegene alte Haus der Borgheſe. Vom Tyrrheniſchen Meere her fuhren die wilden Stimmen herüber, Tag und Nacht, Tag und Nacht. Sie begehrten heulend Einlaß, rüttelten an Fenſtern und Türen, tobten und tobten.

Dieſe grauen Sturmtage brachten Richard Hille die Zeit, in der er kämpfte, wie Jakob mit dem Engel des Herrn gekämpft hatte: ‚Ich laſſe Dich nicht, Du ſegneteſt mich denn!' In dieſen wilden Sturmtagen umklammerte die Seele des getreuen Mannes die des Jünglings, die er nicht laſſen wollte, ſie wäre denn zuvor von der Gottheit des Guten geſegnet worden. Und Tag für Tag der Kampf, Stunde um Stunde das Ringen.

Marco ſah dem Kämpfen und Ringen zu, als wäre es das Kampfſpiel in einer Arena, in der er als Zuſchauer ſaß: ‚Ich bin begierig, wann der Alte des Kampfes müde ſein wird. Hoffentlich bald, denn ſonſt —'

Denn ſonſt würde er, der Junge, des Zuſchauens müde werden ...

Er ließ ſeinen beſten Freund, dieſen ‚einzigen Menſchen auf der Welt' längſt nichts mehr von ſich erfahren: nichts von ſeinem beendeten Kampf mit dem Spuk dunkler Gewalten in ſich, nichts von ſeiner völligen Niederlage; nichts von all den Entſchlüſſen, die dieſer gefolgt waren. Wozu auch mit Richard Hille darüber reden? Was konnte es nützen? Weder ihm noch Richard Hille.

Mit ſtillem Staunen aber beobachtete er Richard Hille, wie dieſer immer noch unerſchütterlich an ihn glaubte, ihn immer noch liebte: an ihn glaubte und ihn liebte, trotzdem es Marcos Schuld war, daß es für Ariſtide Minardi beſſer geweſen wäre, wenn man ihn hätte begraben können. Noch immer war Marco Lippi Richards Junge: Richards geliebter Junge ... Solche Menſchen gab es alſo wirklich! Solche kindlichen Seelen, ſolche — Toren!

Der junge Mann ließ ſich von den Fenſtern ſeines Zimmers aus die von Nebeln umbrauſte Virgiliſche Meeresküſte zeigen und von Sor Riccardo aus der Aeneïde zitieren: er hörte zu, wenn Richard Hille abends beim Praſſeln des Kaminfeuers aus Goethe und Dante las. Denn zu Richard Hilles Kampfmitteln

Im Juni. Gemälde von Rudolf Sieck.

gehörte alles Große und ewig Schöne, was die Dichter für die Menschheit schufen, um sie zu erlösen; nicht allein von Jammer und Qual, sondern auch von Sünde und Schuld.

Der Sohn des Advokaten Luigi Lippi ließ es geschehen, daß der Mann, dessen Wahlsohn er sich nannte, durch Stunden und Stunden zu ihm sprach: von allen jenen großen, ewigen Gütern der Menschheit, die sie zu Bergeshöhen erheben, daß sie, befreit von Erdenstaub, dastand in dem verklärenden Glanze des Guten und Reinen: ‚Hoch über allem!' Und schließlich bestand seine ganze Lebenslehre in dem einzigen Satz: ‚Sei ein guter Mensch!'

„Durch meine Schuld" — hatte Marco in jener fürchterlichen Stunde gesprochen. Seine Schuld sollte gesühnt werden! Die machtvolle Liebe Richard Hilles wies dem Schuldigen zur Sühne den Weg: ‚Sei ein guter Mensch!'

Marco ließ alles mit sich geschehen. Aber seine Ungeduld wuchs, wurde zum Fieber. In diesem peitschte er die Stunde der Erlösung förmlich herbei.

— — — — — — — —

Da kam ein Augenblick, auf den hatte Marco nicht gewartet; ein Augenblick, der ihm so überraschend kam, daß es ihn fast überwältigte. An einem der Sturmabende las Richard Hille wie gewöhnlich vor. Die Vorhänge waren herabgelassen, das Kaminfeuer schlug in züngelnder Flamme auf, die Kerzen brannten. Marco lag auf dem Diwan, blickte in die lodernden Flammen, lauschte auf den Sturm, hörte wie aus weiter Ferne eine leise Stimme Goethesche Verse vorsprechen:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt ...

Marco wandte seine Augen von dem züngelnden Flammenspiel, richtete sie auf des Lesenden Gesicht. Es neigte sich tief über das Buch, war so kummervoll, war so — alt geworden.

Plötzlich stieg es in des Jünglings Seele heiß auf, stieg ihm heiß und feucht in die Augen. Große Tränen rollten seine Wangen hinunter ... Es sollten die letzten seines Lebens sein ...

Eine Weile weinte er lautlos; dann aber konnte er ein Schluchzen nicht ersticken, das Richard Hille von seinem Buche aufsehen ließ: „Was hast Du? Marco! Du weinst ja!"

„Ich weine, weil ich einmal ein großes, gutes Gefühl für Dich empfinde."

„Einmal ...?"

Der Augenblick, an dem Marco Lippi ein großes, gutes Gefühl für seinen besten Freund empfand, ging schnell vorüber: Richard Hille war nicht imstande, diesen einen Augenblick zu einer Stunde, geschweige zu einem Leben zu machen. Aber es sollte für ihn die Zeit kommen, wo die Erinnerung an jenen kurzen Augenblick gleich einem Glanze war, der sich verklärend über ein geliebtes Menschenantlitz breitete — über Antlitz und Seele, die ohne jenen gesegneten Augenblick vielleicht immer undurchdringliches Dunkel verhüllt hätte: ‚Weil ich einmal ein großes Gefühl, ein gutes Gefühl für Dich empfand.'

XVII.

Eines Nachmittags — es war inzwischen gegen Mitte Dezember geworden — schlug Marco einen gemeinsamen Spaziergang vor.

Die leuchtende Purpurfarbe der Kastanienwälder hatte sich in ein rostiges Braun verwandelt, das Gold der Rebenfelder war verblaßt. In diesem glückseligen Lande hielt man jedoch immer noch Erntezeit: die Lese der letzten und kostbarsten Früchte des Jahres, der Oliven, hatte begonnen.

Es war an einem jener Tage, an dem die Campagna einem Geistermeere gleicht: unabsehbares, weißes, wogendes Gewölk, daraus nur ein Felsgipfel aufragt, der Berg Oreste; von Rom ist nur eine Kuppel zu sehen: das steinerne Himmelsgewölbe Michelangelos. Im Westen fließt der Nebelozean mit dem wirklichen zusammen, um im Osten gegen das Sabinergebirge zu branden.

Die beiden gingen durch den Ölwald der Villa Borghese.

Lautlosen Wellenschlags quoll die Wolkensee aus der Tiefe auf, floß um die silbergrauen, phantastischen Stämme, umwob die Zweige mit Nebeldunst, um-

ſchleierte die Wipfel. Es war, als dampfte der Ölwald zu Ehren der großen Göttin von entzündetem Weihrauch, und wie aus Gewölk ſchallte der ſchwermütige Geſang der Pflückerinnen hernieder:

Früchte des Ölbaums,
Haſt Du Lieben und Leben
Auch vergeblich gegeben —
Gedenke des Frühlingstraums.

Trotz des Dunſtgewoges war es wunderſchön! Von den mit überreifen, ſchwarzen Früchten beſchwerten Zweigen ſchien der Nebel herab zu rieſeln, ein Anblick, der Richard Hille zu einer anderen Zeit mit Entzücken erfüllt hätte. Aber in Rom lag Minardi noch immer, zu einem Leben verdammt, das ſchlimmer als Tod war. Neben Sor Riccardo ſchritt Marco in ſchwülem Schweigen, mit leerem Blick die Schönheit der Erde ſehend, Gedanken denkend und Vorſätze faſſend, die ihn jenſeits ſtellten von Gut und Böſe. Auf der von wilden, weißen Margueriten wie mit Reif bedeckten Wieſe tummelte ſich eine Herde junger Pferde, die auf der blaſſen Flur ein geſpenſtiſches Weſen trieben: jetzt gewannen ſie Geſtalt, um im nächſten Augenblick zu verſchwinden, als zerflöſſen ſie in Dunſt. Vollends geiſterhaft war an dieſem trüben Tage die lang ſich hinziehende, allmählich aufſteigende Galerie uralter Steineichen: „ein Wolkenweg, der zu einem Totenreich führt“ — wie Richard Hille bemerkte, um Marco auf das eigentümliche Bild aufmerkſam zu machen.

Dieſer hörte nicht; aber er ſprach jetzt die erſten Worte. Seine Stimme hatte einen Ton, ſo hart und ſcharf, als wollte er mit dem Ton ſeiner Stimme etwas Unlösliches zerſchneiden. „Ich gehe fort.“

„Willſt Du arbeiten? Warte noch eine kleine Weile damit. Du biſt ſonſt gleich wieder außer Dir, wenn es nicht geht . . .“

„Mag daraus werden, was will!“

„Aus Deiner Arbeit?“

„Und auch ſonſt. Wenn ich nur los komme: los von dieſem allen!“ Richard begann zu begreifen. Doch nein! Er begriff nicht. Nur die Worte verſtand er. Marco wollte fort; wollte los von ‚allem‘; fort von Rom, los von ihm. Hauptſächlich fort und los von ihm.

„Von mir willſt Du los?“

„Von Dir . . . Gewiß von Dir! Ich ertrag's nicht länger.“

„Was erträgſt Du nicht?“

Richard Hille konnte ſeine Frage mit ruhiger Stimme tun. Nur daß dieſe ſo leiſe klang, als käme ſie aus weiter Ferne durch die Nebel herüber.

„Dich ertrage ich nicht länger! Nicht Deine Liebe, nicht den Zwang, den Dein Weſen auf meines ausübt. Ich ertrage keinen Zwang! Vielleicht verſtehſt Du . . .“

„Vielleicht verſtehe ich das . . .“

„Was ich Dir heute ſage, empfinde ich ſeit langem: ſeit langem empöre ich mich gegen Dich. Mit welchem Recht willſt Du mich zu einem anderen machen, als ich bin; mit welchem Recht meines Ichs mich berauben? Jawohl — berauben willſt Du mich! Ich will bleiben, wie ich bin, was ich bin: ich ſelbſt will ich bleiben!“

Wie aus weiter Ferne durch dichte Nebel drang zu Marco die leiſe Stimme: „Weshalb gingſt Du nicht früher von mir fort? Weshalb duldeteſt Du, daß ich Dich weiter liebte, mehr und mehr? Daß meine Liebe zu Dir zu meinem Lebenszweck und Lebensgut wurde?“

„Weshalb ich blieb? Was hätte ich tun ſollen? Du hatteſt mich ja wohl ‚gerettet‘. Ich wollte nicht undankbar ſein, war es auch nicht! Für Deine Liebe gab ich Dir Jahre meines Lebens. Ich blieb bei Dir und lebte für Dich aus Mitleid mit Dir.“

Richard Hille tat keinen Laut. Lautlos ſchritt er auf dem allmählich emporführenden Wolkenwege neben dem jungen Manne hin, der faſt drei Jahre aus Mitleid bei ihm geblieben war. Er ſah ſogar um ſich. Von Rom, von der Campagna und Frascati war vor Nebel nichts zu ſehen. Nur die Zypreſſen am Teiche der Villa Falconieri zeigten ſich auf Augenblicke. In dem Dampfe glichen die ſchlanken, düſteren Bäume mehr als je ſchwarzen lodernden Flammen.

Über der Allee der Steineichen, über dem Wolkenwege, hoch darüber, lichtete ſich plötzlich der Nebel. Er zerfloß. Ein Sonnenſtrahl durchbrach das Gewölk, ein Kreuz wurde ſichtbar. Einer Erſcheinung

Digitized by Google

gleich schwebte es in den Lüften, mehr und mehr erglühend.

Es war das Kreuz auf dem Felsengipfel von Tusculum ...

Richard Hille erkannte es. Aber er mußte sich erst mühsam besinnen, daß er unter dem Kreuze oft mit Marco gesessen hatte, unter sich ausgebreitet die Herrlichkeit der Welt, sie dem Jüngling zeigend, den er geliebt hatte ...

Ihm war, als ob er ihn jetzt erst recht liebte: jetzt, da seine Liebe ans Kreuz geschlagen wurde. Gekreuzigt konnte sie werden, aber sie konnte nicht sterben.

„Wann willst Du fort?"

„Morgen. Nach Paris."

„Du willst in Paris arbeiten? Denn wenn Du auch von mir los bist, muß ich doch wissen, was Du zu tun gedenkst."

„Leben will ich in Paris. Neulich sagtest Du mir einen Ausspruch Deines Goethe; er lautet: ‚Gedenke zu leben!'

„Solltest Du gedenken, im Sinne Goethes zu leben, so werde ich Dich hingeben und glücklich sein."

„Das sagst Du so, damit ich Dich wegen Deiner Selbstlosigkeit bewundern soll!"

Der gekreuzigten Seele Richard Hilles entrang sich auch jetzt kein Schmerzenslaut. Aber er blieb stehen, während Marco weiter ging. Richard Hille sah ihm nach, den er immer noch liebte — den er jetzt erst wahrhaft liebte mit der heiligen Liebe des Mitleids. Marco schritt von ihm fort: weiter und weiter, den Wolkenweg hinauf; höher und höher, dem in Lüften schwebenden, mystisch erglühenden Kreuze entgegen. Ehe er jedoch das Kreuz erreichen konnte, hatte sich zwischen ihn und das leuchtende Himmelszeichen die graue Wolkenmasse gewälzt — war für den Nachschauenden die schlanke Jünglingsgestalt in der Nebelflut verschwunden, versunken.

— — — — — — — — — —

Im Palazzo Micara wurde eingepackt. Nicht doch! Im Palazzo Micara wurde begraben: Richard Hille begrub eine Lebenshoffnung nach der andern, von seinen Lebensfreuden gar nicht zu reden. Das war nun einmal so. Auf ihn kam es auch nicht an.

Er half Marco einpacken, sorgte für alles, auch dafür, daß dem jungen Manne das Scheiden leicht gemacht wurde — als wäre für diesen der Abschied nicht gleichbedeutend mit Befreiung und Erlösung. Als alles geordnet war, sagte Marco ihm das letztemal „Gute Nacht" und begab sich in sein Zimmer.

Der einsame Mann wollte nicht zu Bette gehen. Auch mußte er an Tante Dora schreiben. Er sah sie zwar morgen in Rom, aber bevor er sie sah, mußte sie vorbereitet sein.

Es war der schwerste Brief, den Richard Hille jemals geschrieben hatte; denn in diesem Brief belog der Sohn des Pastors Jonathan seine alte Freundin.

Er, Richard Hille, hatte Marco beredet, nach Paris zu gehen. Nur für einige Zeit! Und nicht etwa, um sich nach dem schrecklichen Ereignis mit Aristide Minardi in Paris zu zerstreuen — er hatte ihn gebeten, nach Paris zu gehen, um in Paris zu erkennen, was Rom sei: eben doch das ‚ewige' Rom! Kehrte Marco nach einiger Zeit wieder aus Paris zurück, so würde alles besser sein; für Marco sowohl wie für den alten Mann, dessen lieber Wahlsohn der Scheidende war und bleiben würde ...

Zum Schlusse bat Richard Hille seine Freundin, dem Abreisenden ein gutes Wort mitzugeben: ein gutes Wort aus ihrem Munde, aus ihrem Herzen, würde für ihn gleich einem Segen sein.

Er selbst konnte seinem Jungen diesen Segen nicht geben, denn nichts von dem, was er Marco hatte geben können, war diesem zum Segen gereicht. Das war von allem Schweren das Schwerste ...

Nachdem der Brief geschrieben war, wollte sich auch Sor Riccardo zur Ruhe begeben; denn dieser Tag hatte ihn müde gemacht, wie kein andrer Tag seines langen Lebens.

Die Tür zu Marcos Schlafzimmer stand nur angelehnt. Der Einsame schlich hin, lauschte, öffnete leise, trat leise ein.

Der Nebel war gewichen. Durch das Fenster leuchtete die herrlichste Sternennacht in das Gemach; die Lichter Roms säumten den Horizont mit Glanz, und dem Meere zu neigte sich der junge Mond.

Marco schlief fest mit ruhigen Atem-

zügen. Die Sternennacht warf einen blassen Schimmer auf des Jünglings Gesicht, dessen Ausdruck voll Frieden war. Der Schlaf eines Kindes konnte nicht friedlicher, nicht heiliger sein.

Der Einsame setzte sich in einen Lehnsessel neben dem Bette und betrachtete dieses schöne Antlitz, dem der Sternenschein die Blässe des Marmors verlieh, daß es noch mehr einem Kunstwerke glich, der Schöpfung Meisterstück.

So, genau so, hatte Marco Lippi in der Nacht, die seiner Rettung vom Tode des Ertrinkens gefolgt war, auf dem Bette des Gelehrten gelegen. Auch in dieser Nacht hielt der Wachende seinen Blick unverwandt auf das friedliche Antlitz des Schlummernden gerichtet, sich selbst die Frage stellend: ‚Weshalb gabst Du ihn nicht frei, und zwangst ihn dadurch, sich gewaltsam von Dir zu entfernen?'

Der Fragende fand keine Antwort. Keine andere, als daß er auch in dieser Stunde Jakobs und seines Kampfes mit dem Engel des Herrn gedachte: „Ich lasse Dich nicht, Du segnetest mich denn!"

Richard Hille mußte seinen Jungen lassen, bevor dieser gesegnet war.

XVIII.

Strahlend brach der Trennungstag an, als wäre es nach winterlicher Nebelzeit plötzlich Frühling geworden.

Auf Marcos Wunsch fuhren sie auch dieses Mal nicht mit der Bahn, sondern im Wagen. Die Oliveten zu beiden Seiten der Straße glichen auch heute wieder einem Zauberwalde: Die Nebel des letzten Tages hatten die Zweige wie mit Tau genäßt, so daß das feuchte Laub in der Sonne funkelte, als wären die Blätter mit Diamanten bestäubt.

Keiner der beiden Reisenden sprach. Landvolk begegnete ihnen. Die Leute riefen ihnen glückliche Fahrt zu. Schweigend dankte Sor Riccardo. Seine Hände lagen so schlaff in seinem Schoß, als könnte er sie nie wieder regen. Plötzlich fühlte er seine Rechte gefaßt und festgehalten. Während der ganzen langen Fahrt hielt Marco die kraftlose Hand in der seinen, was Richard Hille geschehen ließ: auch die letzte Mitleidsgabe hinnehmend, unfähig, sie zurückzuweisen in dieser letzten Stunde.

Durch Porta San Giovanni in Rom einfahrend, wechselten sie die ersten Worte: „Wann willst Du Tante Dora Lebewohl sagen?"

„Natürlich muß ich sie noch einmal sehen. Auch — Lella — .. Zu Minardi werde ich wohl nicht dürfen?"

„Wann willst Du in die Via Rasella kommen?"

„Mein Zug fährt nach zehn, also werde ich um neun dort sein."

Wiederum ein Schweigen ... Richard Hille versuchte seine Gedanken zu sammeln, um zu sagen, was er sagen mußte. „Eines möchte ich Dich noch fragen. Was soll mit Deiner Statue geschehen?"

„Mit meiner ‚Sehnsucht'? Lasse sie in Trümmer schlagen."

„Deine erste Arbeit? Diese Arbeit!"

„Ich werde andere Arbeiten machen, bessere! Zum mindesten Arbeiten, die mir weniger Unglück bringen."

„Dir Unglück?"

„Mach' damit, was Du willst. Dir gehört ja auch der Marmorblock ... Übrigens freue ich mich, daß Du so ruhig bist."

„Du trennst Dich ja zu Deinem Besten von mir. Auch werde ich Dich gewiß noch einmal wiedersehen."

Marco gab keine Antwort. Pochenden Herzens wartete Richard Hille darauf, daß er ihm sagen würde, wie er ihn sicher noch einmal im Leben wiederzusehen hoffte. Aber Marco blieb stumm.

— — — — — — — — — —

Die hohe Treppe in Via Rasella erklimmend — wie steil sie war, wie schwer zu ersteigen! — hörte Richard Hille über sich auf den Steinstufen einen anderen, jungen, elastischen Schritt; hörte Paoluccias Stimme fragen: Wer da wäre? hörte eine junge, helle Stimme zur Antwort geben: ‚Freunde', hörte die Türe öffnen und schließen.

Marcos Stimme hatte auch heute solchen leuchtenden Klang, ihren siegreichen Wohllaut gehabt!

Richard Hille war lauschend stehen geblieben. Und er stand noch und lauschte, als die helle Stimme längst verklungen war ...

Digitized by Google

Es würde das letztemal sein, daß er sie in diesem Hause gehört hatte; das letztemal vielleicht in seinem Leben . . .

Noch mühseliger stieg er weiter. Die Treppe zu Tante Doras Wohnung erschien ihm heute so hoch und steil, daß er mit zitternden Knien oben anlangte. Auf sein Pochen wurde jedoch nicht erst gefragt, wer da wäre. Paoluccia öffnete ihm, beugte sich auf seine Hand herab, bedeckte sie mit Küssen.

„Gute Paoluccia!"

„Sie sind gut —! Gut sind Sie, wie das tägliche Brot!"

Als Richard Hille bei Tante Dora eintrat, sah er seine alte Freundin seinem armen Jungen die Hand reichen, hörte sie fragen: „Fällt ihm der Abschied sehr schwer?"

„Ich fürchte ja. Der arme Mann ist überreizt."

Tante Dora zog ihre Hand aus der Marcos mit einer Bewegung, als schleuderte sie etwas Häßliches von sich. Da trat Richard Hille vor, und Richard Hille zuliebe faßte sie sich. Dann saßen die drei zusammen in dem traulichen Raume, von dessen vier Wänden aus strahlenden Kinderaugen Unschuld und Güte auf sie herableuchteten, rosige Kinderlippen voll Kinderseligkeit sie anlächelten. Wie drei wildfremde Menschen saßen sie zusammen: Tante Dora und Richard Hille und — Richards Junge.

Während Marco irgend etwas sprach, beseelte ihn nur die eine Empfindung: Bald ist auch das vorbei, bald bist Du auch davon los und frei!

„Einen Augenblick noch!"

Tante Dora sagte es. Sie erhob sich und ging hinaus. Richard Hille wurde bänglich zumute: in dem Wesen der alten Dame lag etwas so Feierliches, fast Großes.

Marco stand da, schwieg, wartete . . .

‚Wenn er jetzt zu Dir träte, Deine Hände faßte, Dir in die Augen sähe, Dir ein Wort sagte, ein einziges gutes Wort . . .'

Aber Marco stand da, wartete, schwieg. Wie ewig lange Tante Dora ausblieb! . . . Aber dann kam sie und mit ihr — Lella.

Was war aus dem hübschen Nymphlein geworden? Ein bleiches, junges Weib.

Tante Dora hielt sie bei der Hand und führte sie zu Marco. Erst als sie mit dem jungen Mädchen vor ihm stand, ließ sie die Hand los, die kalt und zitternd in der ihren gelegen.

Jetzt sprach Lella: „Du gehst fort?"

„Ja."

„Laß Dir's gut gehen im Leben."

„Und Du? Was wirst Du tun?"

Sie sah ihn groß an, als verstünde sie seine Frage nicht. „Was ich tun werde?"

„Verzeih! Ich meinte . . ."

„Lebe wohl."

Sie reichte ihm die Hand, deren Zittern und Eiseskälte mit Engelszungen zu ihm hätte sprechen müssen, wenn er solche himmlische Stimme hätte vernehmen können.

Da er nicht wußte, was beginnen mit der kleinen, kalten Hand, die so hilflos in der seinen lag, entzog Lella sie ihm sanft, sah ihn mit einem Blick an, der ewigen Abschied von ihm nahm, trat von ihm zurück und ging aus dem Zimmer.

Sie ging hinüber zu dem Manne, der sie nicht erkannte und doch nur Ruhe fand, wenn die kleine, kalte Hand auf seine kranke Stirne sich legte: so leise und leicht, daß die Hand eines Kindes sie hätte fortschieben können und doch so voller Wunderkraft, daß sie die wilden Stürme seines wirren Geistes beschwor wie eine Heilandshand.

— — — — — — — — — —

Jetzt der letzte Abschied . . .

Auf dem Perron herrschte erdrückendes Gewühl, betäubendes Getöse. Durch den grauen Dampf glimmten wie durch Gewölk die Lichter: gelbe, grüne, rote. Dazu Zischen und Fauchen, schrille Pfiffe, gellende Rufe.

„Lebe wohl!"

Marco umarmte und küßte Richard Hille. Dann riß er sich los, stieg in den Wagen, ging in sein Coupé, öffnete das Fenster und lehnte sich hinaus.

Richard Hille stand inmitten des tosenden Gewühls und sah hinauf zu dem jungen, schönen Gesicht in dem geöffneten Fenster, glücklich es noch sehen zu können.

„Partenza!"

Die Wagentüren wurden zugeschlagen;

Digitized by Google

Abreisende und Zurückbleibende riefen, grüßten und schwenkten Taschentücher. Ein langer, durch Mark und Bein gehender Pfiff, und langsam, langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

„Er geht fort! Dein Junge geht fort!“

In dem offenen Fenster das junge, schöne Gesicht durch den Dampf und Qualm immer undeutlicher, immer entrückter.

Marco lehnte weit hinaus, winkte mit erhobener Hand . . .

Immer noch langsam, sehr langsam fuhr der Zug durch die große Halle hinaus. Richard Hille hätte noch aufspringen, hätte noch mitfahren können. Er stand jedoch und sah steif und starr auf die erhobene, winkende Hand.

Plötzlich begann er zu laufen. Er lief dem Zuge nach; als könnte er ihn noch erreichen.

Es war ein komischer Anblick, den alten grauen Herrn mit dem schleppenden Fuße dem jetzt schnell fahrenden Zuge nachlaufen zu sehen, als ob sein Lebensglück davonführe: hinaus in die dunkle Nacht, in die weite Welt.

Viele lachten über den komischen alten Herrn.

XIX.

Wie fremd Richard Hille alles erschien! Fremd sein geliebtes Rom. Er fand sich darin gar nicht zurecht, wußte gar nicht wohin? In die Via Rasella! Dorthin, wo er zu Hause war.

Er hätte in seine Wohnung, in sein Zimmer gehen und in seinem Bette schlafen können, umgeben von seinen Antiken. Aber wenn er dann nebenan in Marcos Zimmer die Stimme Aristide Minardis gehört hätte . . . Käme er jetzt nach Hause und läge in seiner Wohnung nicht Aristide Minardi, sondern Marco schwer krank, todkrank . . . wie hätte er den Schwerkranken pflegen wollen! Tag und Nacht, durch Wochen, Monate, Jahre.

In der Nähe von Piazza Colonna begab er sich in einen Gasthof, ließ sich ein Zimmer anweisen, warf sich angekleidet auf das Bett, schlief sogleich ein und erwachte spät.

„Ich muß heute etwas tun, das mich tröstet und aufrichtet.“

Er fand es nicht gleich, irrte durch die Straßen, als ob er heimatlos sei, ein Verlassener und Ausgestoßener. Plötzlich blieb er stehen und schlug darauf entschlossen eine bestimmte Richtung ein: Er ging nach dem Petersplatz und zum Vatikan, stieg Roms schönste Treppe hinauf, dann eine schmale, häßliche Seitentreppe, gelangte zu einer kleinen unscheinbaren Tür, die ihm auf sein leises Pochen sogleich geöffet wurde.

Er trat ein in Roms höchstes Heiligtum, setzte sich auf eine der dunklen Holzbänke an der Längsseite unter der Fensterreihe und tat das, was ihn tröstete und erhob.

Er sah den Gott Michelangelos über sich schweben, sah ihn die Finsternisse zerreißen, die Gestirne schaffen, das erste Menschenpaar. Er sah den Herrn des Himmels und der Erde in seiner höchsten Herrlichkeit, sah Gottes Geschöpf in seiner vollkommensten Schönheit.

Das ewig Herrliche und ewig Schöne großer Kunst ließ der einsame alte Mann leuchten über seinem grauen Haupt und über seinem dunklen Gram.

— — — — — — — — — —

Nachmittags kam Richard Hille zu Tante Dora zurück. Sie sprach nicht, faßte seine Hand, behielt seine Hand in der ihren.

Ihr Freund sagte: „Er bleibt mein lieber Junge. Ich komme, um Dich zu bitten, mir zu helfen, daß er immer mein lieber Junge bleibt. Als den muß ich ihn in meiner Seele behalten bis zum letzten Atemzuge. Ohne Deine gute Hilfe vermag ich das nicht. Er hat mich lieb gehabt — nicht für eine einzige Stunde. Aber mein lieber Junge muß er trotzdem bleiben; denn — ‚wenn ich Dich lieb habe, was geht's Dich an?‘ . . . Willst Du mir helfen, Tante Dora?“

Das wollte sie.

Dann machten sie zusammen einen Ausgang. Sie gingen den nächsten Weg durch die Via Babuino. Als sie an dem Hause des Marmorarbeiters vorbei kamen, leuchtete es ihnen aus dem dämmerigen Hofe glanzvoll entgegen. Es war der Marmorblock, dem die Gestalt der ‚Sehnsucht‘ entsteigen sollte.

Sie blieben stehen, schauten durch die

offene Haustür in den Hof und Tante Dora erkundigte sich: „Du behältst doch den Stein?“

„Ganz gewiß.“

Weiter sagten sie nichts. Sie verstanden einander, gingen vorüber an dem Hause Nr. 36. Jetzt war es Richard Hille, der sprach. „Er hätte ein schlechter Mensch werden können, wenn man bedenkt, wie seine erste Jugend gewesen. Wir wollen immer daran denken.“

„Ein schlechter Mensch ist er nicht, nur ein sehr schwacher.“

Sie gingen weiter: über Piazza del Popolo zum Tor hinaus, hinauf zur Villa Strohl-Fern. Dem Custoden sagte der Professor: „Der junge Herr ist verreist. Sein Atelier behält er, sollte er auch Jahre fortbleiben.“

„Wünschen Sie das Atelier zu besichtigen?“

„Ich bitte um den Schlüssel . . .“

Sie gingen in den weiten, schönen Park, kamen zu dem kleinen Hause, vor dessen Tür das arme Kind Lella gestanden hatte, schritten über die Schwelle, über die das arme Kind geschritten war.

Sie mußten dasselbe denken, was an derselben Stelle Marco hatte denken müssen.

Dann sahen sie dessen erstes Werk, sahen sie seine ‚Sehnsucht‘. Lange standen sie schweigend. Aber dann brach es aus Richard Hilles erschütterter Seele wie ein Jubelruf, wie ein Dankgebet: „Tante Dora! Liebe Tante Dora! — Er ist doch ein Künstler!“

Tante Dora weinte. Weinend gedachte sie des holden Kindes, das dem jungen Manne, der ‚doch‘ ein Künstler war, für dieses Werk seine Schönheit preisgegeben und dabei sein Lebensglück verloren hatte: nur sein Lebensglück, nicht seine Reinheit, seine Unschuld. Weinend gedachte sie des armen Mannes, der vor diesem Bildnis zusammengebrochen war und dessen verwirrten Sinnen es verschlossen blieb, daß die Geliebte sich dargebracht hatte wie eine Priesterin ihrer Gottheit die Opferschale.

Aber — ein Künstler war er doch: er, Marco Lippi!

Auch darum weinte Tante Dora vor der Statue von Marco Lippis ‚Sehnsucht‘. Denn sie wußte, daß dieser fortan seine Sehnsucht nach Leben und Lebensglück nicht in der Kunst stillen würde; sie wußte, daß keine Freundschaft — auch nicht die treueste! — und keine Frauenliebe — auch nicht die heiligste! — diese irrende Seele jemals erlösen könnte.

„Hörst Du mich, Tante Dora?“

„Gewiß, lieber Freund.“

„Weißt Du, daß die Figur ein wundervolles Grabmonument geben würde?“

„Als trauernder Genius . . .“

— — — — — — — — — —

In seinem geliebten Goethe — was für ein guter Deutscher war doch der alte Römer geblieben! — las Richard Hille folgende echte Goetheworte: „Seelenleiden zu heilen vermag der Verstand nicht, Vernunft wenig, die Zeit viel, entschlossene Tätigkeit alles.“

Also versuchte Richard Hille nach den Worten seines Dichters zu leben. Er wohnte wieder in der Via Rasella, und in Marcos Zimmer führte Aristide Minardi jenes Dasein, das schlimmer als Tod war. Der Staat wollte dem unglücklichen Künstler einen Jahresgehalt aussetzen. Da jedoch der Lebende dieses Gnadengeld niemals angenommen hätte, so lehnten es für ihn auch die beiden Menschen ab, welche die Sorge für ihn übernommen hatten. Wurde das Reiterstandbild wirklich in Erz gegossen, wirklich auf dem Kapitol aufgestellt, so konnte der Staat den Künstler für sein vollendetes Werk bezahlen: vor dem Guß und der Aufstellung keinen Soldo!

So arbeiteten denn Tante Dora und Richard Hille für diesen ihren gemeinsamen ‚Wahlsohn‘. Tante Dora malte ihre rosigen, lachenden Kindergesichter, und Richard Hille entzifferte rätselhafte Inschriften, schrieb vielbewunderte Aufsätze über antike Kunst und das ‚ewig Schöne‘ in derselben. Nebenbei verkaufte er alles, was er an Kunstwerken besaß.

Jeder erarbeitete Soldo wurde von den beiden Alten gespart: für Aristide Minardi und für sie, die seine Braut bleiben wollte.

— — — — — — — — — —

Es kam jedoch die Zeit, da Richard Hille seiner schwesterlichen Freundin klagte: „Ich werde alt und müde. Wie sehr alt

und sehr müde ich werde, merke ich so recht an der Arbeit. Sie interessiert mich nicht mehr. Wie kann das nur möglich sein?"

Tante Dora wußte sehr wohl, wie das möglich sein konnte, hütete sich jedoch, es zu verraten, schalt vielmehr: „Das sind Einbildungen. Arbeitet der Mann wie ein Jüngling und jammert wie ein Greis."

Sie schalt in einem fast zärtlichen Tone. Dabei sah sie voll heimlicher Sorge auf den Freund, auf sein gebeugtes, jetzt schneeweißes Haupt.

Die Zeit verging; aber jeden Tag, wenn die Post kam, schaute Richard Hille noch immer den einlaufenden Briefschaften entgegen, als erwartete er noch immer mit jeder Post eine wichtige Nachricht, eine Mitteilung, von der ein Schicksal abhing. Sie kam jedoch nicht.

Da endlich schrieb Marco Lippi aus Paris: Es ginge ihm gut, es ginge ihm ‚herrlich'. Er hatte ungeahnte Erfolge: als Mensch und als Künstler! Seine künstlerischen Erfolge waren derartig, daß er sehr viel verdiente, sehr viel.

Am Schluß stand wörtlich geschrieben: „Erst jetzt erkenne ich, mit welcher Schönheit und Poesie Du das Märchen unserer Freundschaft zu umgeben verstandest . . . Meine Menschwerdung verdanke ich Dir . . . Meine Erinnerung an Dich soll meine Religion sein."

So stand es wörtlich geschrieben: „soll meine Religion sein! . . ."

In Richard Hilles Gesicht stieg etwas auf, was an den Glanz früherer Zeiten erinnerte, wenn er ‚seinen lieben Jungen' ansah. Tante Dora konnte das Aufleuchten dieses welken Gesichts nicht ertragen, und ging schweigend hinaus. Richard Hille aber las den Brief wieder und wieder, tat ihn in ein Kuvert, schrieb darauf: „Frohe Botschaft von meinem lieben Jungen", legte den Brief in die alte Familienbibel des Pastors Jonathan zu dem Evangelium Johannis, an die Stelle, wo die Geschichte von dem verlorenen und dem wiedergefundenen Sohn erzählt wird.

Nach einiger Zeit noch einmal Nachricht von Marco Lippi aus Paris. Mit einigen flüchtigen Worten die Sendung einer Geldsumme: Das Kapital, das Marco für Richard Hille angelegt hatte. Marco Lippi erstattete es jetzt dankend zurück.

Alsdann — nichts mehr von Marco Lippi.

Richard Hille schrieb und wartete, Tante Dora schrieb und wartete.

Und die Zeit verging . . .

— — — — — — — — —

Die Zeit verging . . .

Von einem Gusse des Reiterstandbildes Aristide Minardis blieb alles stumm. Noch immer standen der weiße König und sein weißes Roß in dem Grabmale des Augustus, und beide wurden von dem treuen Diener seines Herrn bewacht; noch immer verharrte der Geist des unglücklichen Künstlers in der Gruft seines Irrsinns, von allem Irdischen nur die kleine Hand fühlend, die ihn durch die dunklen Nächte seiner Phantasien leitete. Bisweilen geschah es aber, daß es über ihn wie eine Erleuchtung kam: Sehnsucht zu Bergesgipfeln empor, um in Himmelshöhe hoch über allem zu schweben.

Tante Dora war es, die eines Tages sagte: „Wir wollen ihm dort oben ein Asyl bauen. Vielleicht, daß seine Sehnsucht alsdann Ruhe findet."

Wie Tante Dora sagte, so geschah es. Von Richard Hilles kleinem Kapital, das Marco Lippi zurückerstattet hatte, wurde dem kranken Künstler in der Felsenwelt seiner Heimat die Stätte bereitet.

Als das Berghaus fertig stand, führten sie den Kranken aus der Tiefe zu Alpengipfeln empor. Mit ihnen gingen Paoluccia und Lella, ging der treue Diener seines Herrn, der den weißen König und das weiße Roß verlassen mußte, da das Grabmal des Augustus wiederum Zirkus werden sollte.

Aber Richard Hille und Tante Dora war gestattet worden, das Königsdenkmal aus der Kaisergruft fortzuschaffen: ‚irgendwohin' . . .

— — — — — — — — —

Dann lebten die beiden alten, einsamen Leute von neuem in der Via Rasella mit einer neuen Dienerin, die keine Paoluccia war. Was tat das? Es war ja doch alles anders geworden.

Richard Hille ging es fortgesetzt ‚gar

Digitized by Google

Margueriten (Motiv bei Rosenheim).

Gemälde von Rudolf Sieck.

nicht recht gut'. Er konnte nicht mehr im Goetheschen Sinne leben, konnte nicht mehr arbeiten, hatte also sein heilkräftiges Mittel gegen Seelenleid eingebüßt.

In dem einen blieb er jedoch ganz der alte Richard Hille: in seiner unentwegten, unergründlichen Liebe zu dem verlorenen Sohne seiner Wahl, von dem er nicht einmal wußte, ob er noch lebte. Den für ihn längst Gestorbenen behielt er lebendig in seinem Herzen, das matter und matter, müder und müder schlug; aber niemals um einen Schlag ungütiger, weniger verzeihend.

— — — — — — — — —

Tante Dora beobachtete ihren alten Freund und wachte über ihn. Dann aber war wiederum sie es, die eines Tags zu ihm sagte: „Höre, Richard Hille! . . . Du hörst mich doch?"

„Gewiß. Was soll ich!"

„Fort sollst Du!"

„Soll ich schon jetzt hinauf nach dem ‚Asyl?' Es ist diesen Sommer in Rom noch gar nicht sehr heiß."

Tante Dora rief empört: „Noch gar nicht sehr heiß . . . Sonst konnte es der Mann schon im Juli vor Hitze nicht mehr aushalten! Und jetzt, wo es selbst mir zu heiß wird, spricht er so! Du sollst mich fortschaffen. Ich will etwas von der Welt sehen. Glaubst Du, ich wollte sterben, ohne die Venus von Milo gesehen zu haben?"

„Die Venus von Milo? Nach Paris willst Du?"

Richard Hille erschrak, daß er anfing zu zittern. Aber an dem Ausdruck seines Gesichtes erkannte Tante Dora, daß sie das Richtige gefunden hatte, denn: ‚So geht es nicht länger! Er muß nach Paris, muß selbst hören, selbst sehen. Entweder, es wird mit ihm besser oder — dann lieber das Oder.'

Also rüsteten sich die beiden für eine Reise nach Paris, um im Museum des Louvre die hohe Frau von Melos zu sehen. Gerade an dem Tage ihrer Abreise kam ein Telegramm aus Spoleto: im ‚Asyl' ginge es schlecht; Tante Dora sollte baldmöglichst kommen.

Tante Dora wollte die Reise nach Paris aufschieben, aber Richard Hille erregte die Verzögerung derartig, daß es besser war, er reiste allein, um allein vor dem Wunderwerke des Praxiteles stille Andacht zu halten.

XX.

Marco lebte und wohnte — zwar nicht in Paris selbst, aber ganz nahe bei Paris: in dem Villenorte Passy im ‚Châlet des Platanes'.

Beständig die Adresse sich vorsagend, erkundigte sich der Professor vielfach, auf welche Weise man am besten von Paris nach Passy käme, was ihm schwieriger zu sein schien, als die weite Reise nach der Hauptstadt Frankreichs. Nächsten Tag wollte er in aller Frühe dahin und schloß vor Angst, die Stunde zu verschlafen, kein Auge.

Er sollte Marco wiedersehen! Wie würde er ihn finden? Als glücklichen, als tüchtigen Menschen . . .

In aller Frühe stand er auf und machte sorgfältig Toilette. Förmlich Toilette machte er noch auf seine alten Tage! Zu dem neuen grauen Anzug — ‚Salonrock' — eine neue schwarze Krawatte und einen eigens für Paris beschafften grauen Filzhut mit möglichst schmaler Krempe. Darauf schlürfte er hastig eine Tasse schwarzen Kaffees und machte sich auf den Weg.

Da seine Unruhe von Minute zu Minute wuchs, erinnerte er sich beständig jenes Briefes, in dem Marco ihm schrieb: „Meine Erinnerung an Dich soll meine Religion sein."

Was brauchte er zu fürchten, wovor sich zu ängstigen? Wer solche ernste Worte schreiben konnte, der — mußte ein tüchtiges Leben führen, mußte also ein guter Mensch sein.

Gestärkt durch die Erinnerung an Marcos wie ein Gelöbnis gesprochene Worte langte er glücklich in Passy an. Doch für seinen Besuch war es noch immer zu früh: Marco war sicher noch nicht aufgestanden! Er kannte doch seinen Jungen! Dagegen wollte er schon jetzt das ‚Châlet des Platanes' aufsuchen.

Man mußte ihm eine falsche Adresse angegeben haben: unmöglich konnte Marco hier wohnen! Das Châlet war ein Château! Es lag auf einer mit Gras bewachsenen Anhöhe unter prachtvollen

Digitized by Google

alten Platanen. Sorgfältig gehaltene, mit gelblichem Kies beſtreute Wege führten hinauf zu dem weißen Hauſe, das blaßblaue Winden und purpurfarbene Clematis umrankten.

Unmöglich, daß Marco hier wohnte!

Es war dennoch möglich: der kleine Feenpalaſt war ſein Haus! Neben der bronzenen Gittertüre entdeckte Richard Hille eine kleine Tafel von grauem Marmor mit der Silberſchrift:

Marco Lippi.
Sculpteur-Artiste.

Es mußte ihm herrlich gehen in dem herrlichen Paris ... Und um dieſe Herrlichkeit hätte ihn ſein beſter Freund auf Erden faſt gebracht! Denn wäre Marco Lippi in Rom bei Richard Hille geblieben, ſo hätte er im höchſten Stockwerk der Via Raſella gewohnt, anſtatt in Paſſy und dieſem wunderbaren Platanenſchloß! Wie recht hatte er alſo gehabt und wie unrecht ſein ‚beſter Freund‘.

Im Innerſten bewegt, kletterte Richard Hille die ſteile Treppe wieder hinab. Es war wirklich noch immer zu früh!

Nach einer Stunde ſtand der Alte zum zweiten Male vor der bronzenen Pforte, die in das blaue Paradies einführte.

Trotz aller guten Vorſätze und obgleich er jetzt ‚wirklich ganz ruhig‘ war, zitterte die Hand, die auf den Glockenknopf drückte.

— — — — — — — — —

Es dauerte eine ziemliche Weile, bis jemand kam. Ein Diener in hellblauer Livree, der den frühen Beſucher mit Lakaienfrechheit anſtarrte. In ſeinem beſten Franzöſiſch drückte Richard Hille den Wunſch aus, den Herrn des Hauſes zu ſprechen.

‚Monſieur‘ empfing nicht. „Kommen Sie Nachmittag wieder. Nicht vor fünf.“

„Ich kann nicht nachmittag wiederkommen.“

„Wer ſind Sie eigentlich?“

„Das geht Sie nichts an.“

„Wenn es mich nichts angeht, melde ich Sie nicht.“

„Ich bin ein alter Bekannter Ihres Herrn.“

Ein komiſcher Kauz, dieſer ‚alte Bekannte!‘ Trotzdem hatte er etwas in ſeiner Haltung, das ſelbſt auf den hellblauen Jüngling Eindruck machte. Er öffnete. „Wen ſoll ich melden? Geben Sie mir Ihre Viſitenkarte.“

„Ich habe keine bei mir.“

Der Hellblaue zuckte die Achſel, ging dem eigentümlichen Fremdling voraus dem Hauſe zu und ließ den Profeſſor draußen ſtehen ... Nach einer Weile kam er zurück und beſtellte: ‚Monſieur‘ ſei noch bei der Toilette. Der alte Bekannte von ‚Monſieur‘ möge jedoch eintreten und warten.

So trat Richard Hille denn ein in Marco Lippis von blauen Winden umranktes Haus.

— — — — — — — —

Eine Treppe aus roſigem Marmor, mattviolette Läufer, die Mauern veilchenblauer Stuck ... Eine Vorhalle! Die Wände ausgelegt mit wie Opal ſchillernden Glasplatten, umzogen von einer ‚getönten‘ Skulptur: ein Reigen leidenſchaftlich bewegter, höchſt merkwürdiger Frauengeſtalten darſtellend; der Plafond die plaſtiſch gehaltenen graugrünen Wipfel eines Haines, in dem jene Nymphen ihr Weſen trieben. Dazu ein Fußteppich von goldgelbem Fries und auf hohen Poſtamenten Bronzevaſen mit vergoldeten Sonnenblumen. Dieſem Raume folgte ein Zimmer in ‚empire‘. Hier gab es rötliche Mahagonimöbel, einen dunkelroten Teppich; ſeidene Fenſtervorhänge und Möbelbezüge: ‚mauve‘, mit Applikationen von lavendelfarbenen Paſſionsblumen.

In dem Empirezimmer wartete Richard Hille auf den Herrn des Hauſes ... Und plötzlich fühlte er ſich ſo matt, ſo völlig verlaſſen von aller Kraft, daß er ſich ſetzen mußte, um auszuruhen. Neben ihm auf einem altertümlichen, eingelegten Tiſche lagen Bücher. Ohne es recht zu wollen und zu wiſſen las er die Namen der Autoren: Malarmé, Verlaine und Baudelaire; Beardsley, Oskar Wilde und Gabriele d'Annunzio. Von ſeinem Platz aus ſah der Wartende auf eine Gartenterraſſe. Zwiſchen den Hortenſienbüſchen ein gedeckter Tiſch, mit einer ſchönen Silberplatte in der Mitte, darauf eine ſilberne Schale mit brennend roten Geranien. Das Silber und die

Blumen beschien mit magischem Farbenspiel die Sonne . . .

Es war für zwei Personen zum Frühstück gedeckt: vielleicht war der Herr des Hauses verheiratet!

Richard Hilles Herz begann heftig zu schlagen, und etwas wie neue Hoffnung schlich sich in seine Seele: des Hauses Herr könnte doch anders sein als das Haus. Zugleich stieg vor seinem inneren Gesicht die Gestalt einer jungen Frau auf: zart und anmutig, mit hellblondem Haar, tiefblauen Augen und einem guten Lächeln, darin die ganze reine Seele lag. Richard Hille hatte sie bereits in der bloßen Vorstellung lieb.

— — — — — — — — — — —

„Sor Riccardo!"

In einem Morgenkostüm aus weißem Tuch, elegant und lächelnd, wundervoll elegant, harmlos-heiter lächelnd, dem alten Bekannten beide weißen, wohlgepflegten Hände entgegenstreckend, an denen mit großen Saphiren besetzte Ringe funkelten — der Herr des Hauses. „Du bist's wirklich? Du in Paris; Du bei mir! Wie freu' ich mich!"

Und in seiner Freude umarmte er Sor Riccardo, mit seinem weichen parfümierten Schnurrbart die welke Wange streifend.

„Ich komme zu früh und störe gewiß."

„Welche Idee? Eine echte Sor Riccardo-Idee!"

„Du hast recht: ich hätte mich anmelden sollen. Du hast ja noch nicht einmal gefrühstückt."

„Hauptsache ist, daß Du da bist . . . Sor Riccardo bei mir! Wie geht Dir's eigentlich? Und wie geht's . . . Weißt Du, daß Du Dich gar nicht sehr zu freuen scheinst?"

„Ich bin allerdings . . . Ich fühle mich etwas . . . Du wohnst wie ein Märchenprinz."

„Wie ich wohnen muß. Ich bin nämlich in der Mode."

„Was bist Du?"

„In der Mode! Weißt Du, was es bedeutet: als Künstler in Paris in der Mode zu sein? Aber wie solltest Du das wissen? In kurzer Zeit wirst Du es verstanden haben. Leider kann ich Dich nicht bitten, bei mir zu wohnen. Aber Du stehst ja noch immer!"

„Danke. Ich bin nicht müde . . . Du bist verheiratet?"

Marco lachte laut auf. Es war jedoch nicht mehr das ‚Marco-Lachen', welches den, der es hörte, bezauberte, daß man ihn ‚lieb haben mußte'. Es war jenes grelle, häßliche Lachen, das Richard Hille einmal gehört hatte, um es nie wieder zu vergessen. Es schien zu Marcos natürlichem Lachen geworden zu sein; wenigstens paßte es zu dem ganzen Menschen. Nicht etwa, daß dieser ganze Mensch nicht noch immer eine geradezu glänzende Gestalt gewesen wäre: der ‚sculpteur-artiste' Marco Lippi war wahrscheinlich eine der schimmerndsten Männererscheinungen von Paris. Seine siegreiche Jugendschönheit hatte er jedoch vollkommen verloren, und vor Richard Hille stand der vollendete Lebemann, der sich selbst einen ‚Lebenskünstler' nannte.

Laut lachend erklärte Marco: „Nein, mein Bester, ich bin nicht verheiratet. Vielmehr: ich bin verheiratet — wie man das in Paris eben ist. Übrigens werde ich Dir ersparen, Dich mit Madame bekannt zu machen. Sie wird bedauern, Dich nicht kennen zu lernen, denn natürlich erzählte ich ihr von Dir."

„Deiner Maitresse erzähltest Du von mir?"

„Und von Tante Dora, von der guten, altmodischen Tante Dora."

„Nenne ihren Namen nicht!"

„Wie Du wünschest . . . Du frühstückst doch mit mir?"

„Ich frühstückte bereits. Aber ich möchte Dich um eines bitten. Dein Atelier möchte ich sehen: Deine Arbeiten, die Dich in die Mode brachten."

„Du wirst es bereuen. Ich bin nämlich der Modernsten einer. Einige meinen, ich sei sogar ‚hypermodern'. Und das in Paris!"

„Ich kann nicht fortgehen, ohne Deine Arbeiten gesehen zu haben."

„In Gottes Namen . . ."

Auf dem Wege zum Atelier erkundigte sich Richard Hille in einer eigentümlich versteinerten Weise: „Hörtest Du wieder etwas von Deinem Vater?"

„Die Polizei erwischte ihn wirklich nicht."

„Du bist mit Deinem Vater wieder zusammen?"

Digitized by Google

„Sehr häufig. Allerdings nicht gerade in Paris. Er färbt sich den Schnurrbart, ist jedoch im ganzen ein famoser alter Herr, der bei den Frauen immer noch einige Chancen hat."

„Wo siehst Du Deinen Vater, wenn nicht in Paris?"

„In Monte Carlo."

„Du gehst häufig nach Monte Carlo?"

„Jedes Jahr einige Male. Und jedesmal begegne ich dort dem Herrn Advokaten Luigi Lippi aus Rom."

„Du spielst in Monte Carlo?"

„Scheußlich hoch. Übrigens — ein Paradies, sage ich Dir! Und in diesem Paradiese habe ich rasendes Glück. Was murmelst Du?"

„Meine Erinnerung an Dich soll meine Religion sein."

„Hier sind wir in meinem ‚Studio'. Du wirst es etwas anders finden, als mein Atelier in der Villa Strohl-Fern war: etwas weniger nach Arbeit aussehend."

Es war ein hallenähnlicher Raum, durchaus in Silbergrau gehalten: Wandbekleidung, Möbelbezüge, Teppich. Das große Fenster bestand aus einer einzigen Scheibe, die ein riesiger ultramarinblauer Sammetvorhang abschließen konnte. Vor dem Fenster — also noch in dem Atelier selbst — blühte ein Beet ultramarinblauer, märchenhaft leuchtender Cinerarien. Durch die hohe Scheibe sah Richard Hille auf die von Clematis und Winden bis hoch in die Wipfel umrankten Platanen. „Das ist Dein Atelier? Das Atelier eines Bildhauers! Hier kannst Du arbeiten?"

Lachend erklärte der Gefragte: „Viel Stimmung, nicht wahr? Vielleicht etwas zu viel ... Mein teurer Sor Riccardo, der Künstler von heute ist zugleich Ästhet."

„Und was arbeitest Du hier?"

„Neues kann ich Dir leider nicht zeigen. Ich verkaufe meine Sachen bereits ehe sie fertig sind. Du wirst nur einige alte Stücke in Reproduktionen sehen."

„Also bitte, die alten Stücke in Reproduktionen."

„Sieh her und sei entsetzt! Meine Sachen sind das absolute Gegenteil Deiner geliebten Antike. Sie ist ein überwundener Standpunkt — für Paris wenigstens."

„Für Dich wenigstens ..."

Der Künstler, der zugleich Ästhet war, zog an einer Silberschnur. Die Wandbekleidung wich wie ein Vorhang auseinander. Vor Richard Hille öffnete sich eine mit ultramarinblauem Sammet ausgeschlagene, tiefe Nische, die durch von der Decke herabfallendes elektrisches Licht kunstvoll erleuchtet werden konnte. Kostbare Brokatstoffe bedeckten Postamente, und auf diesen waren jene ‚älteren Stücke' des Künstlers aufgestellt, teils in Bronze, teils in einer wie altes Silber schimmernden Masse reproduziert.

„Und für diese Dinge zahlt man mir fabelhafte Preise! Macht alles ‚die Mode'. Wie Du merken wirst, kenne ich mich selbst sehr genau — zu genau vielleicht. Das tat ich freilich von jeher."

Richard Hille stand und sah ... Hätte er weinen können, so hätte er jetzt die bittersten Tränen seines Lebens geweint: in seines Jungen Atelier, vor seines Jungen ‚Werken'.

Sie waren voller Talent, voller — Genie. Aber das Genie des Künstlers war verkommen, versunken in einen Sumpf, daraus keine rettende Hand den armen, untergegangenen Genius wieder emporziehen konnte, an das Licht der Sonne zur Gottheit zurück.

Sämtliche Kunstwerke waren zierliche, hyperzierliche Statuetten und alle stellten sie Frauen dar: Frauen der Pariser Bohême, der Pariser Halbwelt: der Welt des Künstlers, der diese Werke schuf.

Da Richard Hilles Augen nicht groß werden durften, so weinte seine Seele blutige Tränen über Marco Lippis Untergang als Künstler und Mensch. Denn da sich der Künstler von dem Menschen nicht trennen läßt, so müssen beide entweder zusammen hoch über allem stehen oder zusammen tief hinab sinken.

Das war jedoch nur Richard Hilles altmodische Meinung.

— — — — — — — — —

Noch immer stand er und sah schweigend auf diese Plastik, für welche die Antike allerdings ein überwundener Standpunkt war. Während er sah und stumm blieb, plauderte Marco Lippi — auch seine Stimme war die eines anderen fremden Menschen geworden — über

Paris, über sein Leben in Paris und seine ‚wahnsinnigen' Erfolge. „Sie nennen mich den Felicien Rops der Skulptur."

Dann ging eine Türe auf; schleppende, seidene Frauengewänder rauschten. Richard Hille wollte sich nicht umwenden, mußte sie aber doch sehen: sie, ‚Madame'.

Madame ging durch das Atelier ihres Freundes. Klein, überschlank und überzierlich, wie aus Elfenbein gedrechselt; ein reizendes Köpfchen mit eigentümlich goldigem, eigentümlich frisiertem Haar; ein allerliebstes Stumpfnäschen und unnatürlich kirschroten Lippen. Richard Hille sah einen feinen, schneeigen Hals, schneeige, zarte Arme; sah ein Morgenkostüm: ein Gemisch von Krepp und Tüll, von Spitzen und Plissées, in den mattesten Farben, wie von einem Künstler für das anmutige Persönchen eigens komponiert.

„Verzeih', ich wußte nicht, daß Du Besuch hattest. So früh!"

„Ein guter alter Freund."

Das schillernde, schimmernde Dämchen streifte die graue Gestalt des ‚alten guten Freundes' mit einem etwas erstaunten Blick, neigte anmutig das leuchtende Köpfchen, lächelte huldvoll und rauschte an Richard Hille vorüber, ihn mit einer Welle Wohlgeruchs überströmend.

— — — — — — — — —

‚Und das konnte ich so lange aushalten? Fast drei Jahre! Wie war dies nur möglich? ... Wie grau er ist! Ich sagte ihm damals: es sei Mitleid gewesen, was mich so lange bei ihm aushalten ließ. Mitleid? Heute, da ich ihn wiedersehe, glaube ich, daß es etwas ganz anderes war: etwas beinahe wie — Haß. Als hätte ich an ihm Rache nehmen wollen. Rache wofür? Heute, plötzlich, wird mir's klar: ich haßte ihn, wollte mich rächen an ihm, weil er mich damals aus den Wirbeln zog! Was gings's ihn an, wenn ich untergehen wollte?'

Den Schweigenden betrachtend und nicht mehr begreifend, wie er's so lange hatte aushalten können, drängten sich diese Reflexionen Marco Lippi unaufhaltsam auf. Er hielt seinen stummen Monolog kühlen Blutes, wie ein guter Schauspieler, der über seiner Rolle stand.

Da der Alte jetzt auch die Bekanntschaft von ‚Madame' gemacht hatte, so konnte er gehen.

„Schon. Das heißt: ich verstehe ja ... Weshalb Du wohl in aller Frühe den Salonrock anzogst? Das begreift man in Paris noch weniger als in Rom ... Warte wenigstens noch zehn Minuten, damit ich Dich begleiten kann."

„Es ist mir bei Dir zu schön."

„Nicht wahr? Ich lebe in Schönheit!"

„Du lebst hier also?"

„Zum erstenmal: denn zum erstenmal weiß ich, was leben heißt."

„Nicht kämpfen gegen den Spuk dunkler Gewalten in sich?"

„Sein Leben genießen, heißt leben."

„Für Dich muß es so heißen. Das versteh' ich."

„Siehst Du, mein alter Sor Riccardo, das freut mich von Dir."

„Ich versteh' es aber erst jetzt, also zu spät.

„Wir sind eben sehr verschieden."

„Sehr verschieden ... Für mich heißt ‚leben' noch immer genau dasselbe, was es von jeher für mich hieß: Arbeiten im Schweiße seiner Seele. Dabei von ganzer Seele glauben: an das Gute und Große im Leben; von ganzer Seele sich begeistern: für das Schöne und Edle auf Erden; von ganzer Seele lieben — nicht einen Menschen, sondern die Menschheit ... Und jetzt Marco Lippi, sage ich Dir Lebewohl."

„Heut nachmittag komme ich natürlich nach Paris, Sor Riccardo! Ich muß Dir doch Paris zeigen! Bei Paillard soupieren wir zusammen. Du wirst Augen machen."

„Ich wünsche heute allein zu bleiben."

„Gut. Aber nur heute. Wo stiegst Du ab?"

„Cour de la Reine, bei der Madeleine ... Bemühe nicht Deinen Herrn Bedienten. Ich finde den Weg."

„Du wirst mir doch gestatten, Dich bis zur Türe zu begleiten?"

Also begleitete Marco Lippi seinen guten alten Bekannten durch das Empirezimmer, durch das wie Opal schimmernde Vestibül mit den vergoldeten Sonnenblumen, die rosenfarbene Marmortreppe hinunter — begleitete ihn bis zu der

Digitized by Google

bronzenen Gitterpforte, die er für seinen scheidenden Besuch öffnete.

„Auf Wiedersehen morgen! . . . Mein alter Sor Riccardo in Paris! Ich freue mich wirklich von Herzen."

„Danke, danke."

Richard Hille stand und blickte noch einmal zurück zu dem blauumrankten, im Sonnenglanz leuchtenden Hause; blickte noch einmal in das Gesicht des Felicien Rops der Skulptur: in dieses Gesicht, darauf das ‚Leben in Schönheit' seine unverlöschlichen Zeichen gedrückt hatte, einem Kainsmale gleich. Und Richard Hille fühlte in seiner Seele die blutigen Tränen rinnen und rinnen.

Als der Greis — ein solcher war er in dieser einen Stunde geworden — dem Herrn des leuchtenden Hauses so still ins Gesicht sah, kam plötzlich in dessen Mienen ein Ausdruck, in dessen Augen ein Blick, der an den Marco früherer Zeiten erinnerte: an jenen Marco, der einstmals — lang, lang war es her — ‚Richards Junge' gewesen.

Seine Lippen zuckten schmerzlich. Er wollte reden, schien nach Worten zu ringen.

Es war nur ein Augenblick . . . Er ging vorüber, ohne daß Marco Lippi gesprochen hätte.

Richard Hille aber sprach: „Was Du an mir vielleicht nicht ganz recht tatest, vergab ich Dir längst, brauche ich Dir nicht erst zu vergeben. Aber Du frevelteſt an dem heiligen Geist der Kunst. Das kann und will ich Dir nicht vergeben, das trennt mich von Dir für immer."

— — — — — — — — —

Am Nachmittag wollte Richard Hille das Museum des Louvre besichtigen. Er fühlte sich jedoch zu müde, zu alt und packte daher seine Sachen, um Paris am nächsten Tage wieder zu verlassen.

In dem Moment seiner Abreise erhielt er einen Expreßbrief aus Passy. In dem Kuvert steckte ein Blatt Papier, darauf war ein kleines Kreuz gezeichnet, mit einem Namen und drei Buchstaben darunter:

†

Richards Junge.

R. I. P.

Epilog.

„Dichten — heißt, Gerichtstag halten
Über sein eigenes Ich . . ."

Richard Hille war kein Dichter; aber Gerichtstag hielt er trotzdem. Nicht über fremde menschliche Schwäche, menschliche Schuld, sondern über eigene Schwäche und Schuld.

Er arbeitete nicht mehr; denn er war ein gebrochener Mensch.

Als er von Paris zurückkehrte, ohne die hohe Frau von Melos gesehen zu haben, kam Tante Dora sofort nach Rom: Aristide Minardi ging es ‚besser', und sie konnte bei dem bleiben, dem es schlechter ging, als jenem Unheilbaren.

Als sie den Heimgekehrten wiedersah, blickte sie ihn lange schweigend an. Plötzlich sagte sie, wie wenn sie allein wäre und zu sich selbst spräche: „Der Mann wird nicht wieder. Wer einen Menschen zu sehr geliebt hat, dem kann kein anderer Mensch helfen. Mit Richard Hille ist es vorbei."

Dieser stand daneben, hörte die Worte und blieb stumm: Tante Dora schien gar nicht zu wissen, daß sie gesprochen hatte: zu ihm, über ihn. Er dachte: ‚Also so steht's mit Dir? Dann mußt Du Dich vorbereiten.'

Und er begann, Gerichtstag zu halten über sein eigenes Ich . . . Schuldig der Untreue gegen sich selbst; anstatt die ganze Menschheit zu lieben, hatte er einen Menschen geliebt — ‚zu sehr' geliebt.

Schuldig des Wahns: diesem einen Menschen alles sein zu können.

Schuldig des Irrtums: eine Seele, die eine Seele der Tiefen war, auf einen Alpengipfel führen zu wollen, von dem sie herabstürzen mußte.

Schuldig der Missetat: Marco Lippi den Fluten eines Stromes zu entreißen, um ihn in der Schlammflut des Lebens untersinken zu lassen.

Schuldig der Todsünde: eine Verantwortung auf sich genommen zu haben, ohne sie tragen zu können.

— — — — — — — — —

Eines Hochsommertags erfaßte Richard Hille die Sehnsucht nach Bergeshöhen. Er fuhr nach Spoleto, wohin Tante Dora ihm bereits am nächsten Tage fol-

gen sollte. Seit kurzem fühlte der alte Gelehrte sich so sonderbar, was er der Freundin ängstlich verschwieg. Er vernahm Stimmen, schaute Gesichte, und die ganze Welt erschien ihm so — außer der Welt.

Er erreichte die altertümliche Hauptstadt Umbriens, schnallte sein weniges Gepäck auf den Rücken, wie ein Student, schlich durch die sommertoten Straßen, kam zu der Felsenschlucht, in deren Tiefe der Bergstrom rauscht, überschritt die graue Römerbrücke und trat ein in den Eichwald des Monte Lucu —

Hinaus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heiligen, dicht belaubten Hains ...

Iphigenie! Goethes Iphigenie!

Und plötzlich war es dem einsamen Wanderer, als tauchte in dem Urwalddämmer die lichte Gestalt von Dianens junger Priesterin leuchtend auf. Hoch und hehr wandelte Agamemnons Tochter über den smaragdgrünen Moosboden, darauf die Sonnenstrahlen gleich glühenden Lacerten spielten. Ihm entgegen schritt die Jungfrau aus Tantalus' Geschlecht, mit leisem, feierlichem Tonfall ihn fragend: „Was suchst Du bei mir?"

Richard Hille erwiderte Iphigenien: „Du befreitest Deinen Bruder vom Wahnsinn. Könntest Du nicht mit mir gehen und Aristide Minardi heilen, wie Du Orest geheilt hast? Ich bin nämlich schuld daran, weißt Du. Denn ohne mich wäre das giftige Gewürm nicht in sein Hirn gekrochen. Nimm es ihm, bitte, und schüttle es in mein Haupt!"

Aber schweigend schritt Iphigenie an Richard Hille vorüber, durch die Schatten des Hains einen Lichtstreifen ziehend.

Da wußte denn der Bergsteiger Bescheid ... Er ging weiter. Mit ihm empor stiegen seine Gedanken: „Je tiefer der Mensch in die sternenlose Nacht des Grams versinkt, um so leuchtender muß sein Geist sich daraus emporschwingen, mit einer Menschenliebe, die alles erduldet, alles verzeiht. Nur dann steht er ‚hoch über allem'."

Höher steigend, trug er auch seine Seele gipfelan: „Als Jesus auf dem kleinen Hügel von Golgatha für die Menschheit starb und sterbend seinen Feinden vergab, bedurfte der Auferstandene, der Verklärte, der Himmelfahrt nicht mehr, um zu höchst über allem zu stehen: als Heiland, Erlöser, Christus."

Was war's nur heute mit ihm? Die Schönheit der Welt wollte er schauen und — sah sie nicht mehr; die Herrlichkeit der Schöpfung wollte er empfinden und — empfand sie nicht mehr.

Die alte Sibylle behielt recht mit ihrem prophetischen: „Der Mann wird nicht wieder."

Höher und höher! So hoch hinauf über die Tiefe, als wollte der Sohn des Pastors Jonathan den großen Weltweisen in seiner Felsenhöhle besuchen.

Wand sich dort nicht die Schlange Zarathustras um den schwarzen Eichenstamm, glänzend wie glühendes Gold? ... Sonnenstrahlen waren es! Vernahm er nicht den Flügelschlag von Zarathustras Adler über seinem Haupte? ... Wipfelrauschen war's!

Jetzt lag der Wald hinter ihm. Vor ihm, über ihm Gipfel an Gipfel starres, graues Gestein bis in den Himmel hinein. Auf der letzten Alpenflur, an der Grenze ewiger Öde, stand Aristide Minardis Haus, sein Bergasyl.

Hoch über allem stand er ...

Der weiße König war auf seinem weißen Roß nicht hinausgeritten, um dem kranken Künstler Gesellschaft zu leisten. Aber das von dem Knaben in den Fels gehauene machtvolle Gottesantlitz blickte herab auf den Mann, der mit stillem Lächeln vor seinem Hause saß und — wie er als Kind getan — in seinem Geist aus Wolken Gestalten schuf: schöne und schimmernde, schwarze und schreckliche, von der Sonne umleuchtet, von den Stürmen umtost, von den Flammen des Himmels umlodert.

Aristide Minardi erkannte den alten Bergsteiger nicht, der aus der Tiefe zu ihm herauf gewallfahrtet kam. Aber er lächelte ihn freundlich an.

Immer sanft, immer heiter war Aristide Minardi. Er war es jedoch nur, wenn sie bei ihm war: Lella, Paoluccias Töchterlein, Tante Doras heißgeliebtes Kind, eine Gestalt von himmlischer Güte, von der ihre Mutter sagte: „Also geschah es doch, wie ich wußte, daß es geschehen

mußte: sie ist einem Manne gefolgt und läßt nicht von ihm."

Einen ganzen Tag verweilte Richard Hille bei dem lächelnden Künstler. Dann packte ihn Grauen, trieb Grauen ihn wieder hinab.

Sein war die Schuld an diesem Seelenmord, denn er hatte die Verantwortung auf sich genommen!

Auf dem Wege den Berg hinunter, sah er Tante Dora hinaufsteigen. Da wich er ab von dem Pfade, um sich vor seiner treuesten Freundin zu verbergen. Und erst jetzt war es mit Richard Hille ‚vorbei'.

— — — — — — — — — —

Über dem Berge Cavo ging die Sonne auf, als Tante Dora den Mann, der die große Liebe ihres Lebens gewesen war, zu Grabe geleitete: auf dem friedlichsten Friedhofe der Welt, an der alten Stadtmauer, bei der Pyramide des Cestius, unter den Zypressen, am Rande der Campagna ... Nach des Gestorbenen Wunsch war es ein ganz schlichtes, ein fast ärmliches Begräbnis; aber es war reich an Trauer, an Liebe reich.

Plötzlich ertönte aus den Tiefen des Hains, welcher die Gräber der in Rom gestorbenen Kinder aller Nationen beschattet, gedämpfter Gesang. Ein Männerchor sang:

Sei getreu bis in den Tod ...

Deutsche waren es! Die deutschen Künstler aus der Villa Strohl-Fern, mit denen Richard Hille eines schönen Sommerabends fröhlich gewesen war und die den alten Herrn, der eigentlich ein komischer Kauz gewesen, nicht vergessen hatten.

„Sei getreu bis in den Tod." — Durch sein Leben sowohl, wie durch sein Sterben, hatte sich Richard Hille diesen Grabgesang, diesen Nachruf verdient.

Gerade als der Sarg hinabgelassen ward, fielen die ersten Sonnenstrahlen in Richard Hilles dunkle Gruft: glühende Rosen, von dem Himmel Roms ihm nachgestreut.

Hoch über der offenen Gruft, hoch über menschlichem Irrtum und menschlichem Leid: ‚Hoch über allem' sang eine Lerche ihr Morgenlied.

Eine Lerche von Tusculum ...

Ganz nahe bei der Stelle, wo der alte Tor ausruhte von dem großen Wahn seines Lebens, der seine große Liebe gewesen, erhebt sich ein vergessenes Grab. Auf dem erzenen Monument stehen — außer einer Jahreszahl — nur zwei Worte:

Goethe Filius.

— — — — — — — — — —

Auch Richard Hille erhielt ein Grabdenkmal: Marco Lippis erstes und einziges Kunstwerk, dem Verstorbenen von treuer Schwesterliebe gesetzt.

Mit verhülltem Antlitz, von Schleiern umwoben, eine lichte Mädchengestalt, so jungfräulich, so unberührt in ihrem leichten, losen Faltenwurf, daß kein Erdenhauch, kein Staub der Tiefe sie umwehen konnte.

So wachte denn an der letzten Ruhestätte des müden Schönheitsuchers der Genius der Sehnsucht, der des Menschen Unsterbliches emporträgt zur Sonne hinauf, in die offenen Himmel hinein.

Jugend

Wir wissen, daß ein Ende sei,
Noch sind wir jung und lachen dabei.

Wir sehen uns manchmal ernsthaft an
Und fühlen, wie keiner es glauben kann.

Und doch, gewiß, es wird geschehn,
Ich habe schon Menschen sterben sehn.

Stand schon an meines Vaters Grab
Und brach für den Weg ein Zweiglein ab —

Doch schimmernd über den schweren Stein
Tanzten die Mücken im späten Schein.

Wir hörten, daß ein Ende sei,
Doch wir sind jung und lachen dabei.

Karl Freye.

Digitized by Google

Nähschule in Laren (1888). Gemälde von Prof. Max Liebermann.
Im Besitz des Kunstsalons von Mathilde Nabl in Berlin W.

Das alte Forum Boarium (der Rindermarkt), jetzt Piazza della Bocca della Verità, mit dem sogenannten Vestatempel und dem 1715 aufgestellten Brunnen. (Aufnahme von Gebr. Alinari in Florenz.)

Cola Rienzi. Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Der Besucher Roms kennt die reizvolle und wunderliche Örtlichkeit unmittelbar unterhalb der Tiberinsel und gegenüber Trastevere. Da steht der Rundbau des zierlichen Vestatempels mit seinen schlanken Säulen und seinem naiven neueren Holz- und Ziegeldach, da erhebt sich in korrektem jonischen Rechteck der wohlerhaltene Tempel des Hafengottes Portunus aus dem Ende der altrömischen Republik, seitdem vom Papste als christliches Kirchlein der Santa Maria Egiziaca, der Schutzpatronin der leichtfertigen Dirnlein, bestimmt; und im Strome wie eine kleine Insel aus Quadern stehen die starken Mittelpfeiler der schmalen Römerbrücke über den Tiber, die 180 v. Chr. erbaut wurde und allen seinen Hochwassern getrotzt hat. Santa Maria in Cosmedin schließt südlich den unregelmäßig malerischen Platz, der das antike Forum Boarium ist, die aus einem Ceres-tempel zurechtgepaßte frühchristliche Kirche, eine der allerältesten der Stadt. Und in ihrer Vorhalle starrt uns an mit ihrem grotesken und rührenden Riesengesicht von flachem weißen Marmor die Bocca della Verità, eine antike, hierhergebrachte Kanalisationsmündung: einst vom Mittelalter abergläubisch und scheu betrachtet und gefürchtet, denn bei ihr schwor man, indem man die Finger in den offenen Mund dieser unfreiwillig komischen Meduse steckte, und wer meineidig schwor, dem blieb die Hand darin, und kein Zerren brachte sie jemals wieder heraus. Von Ruinen und Resten der Römerzeit wimmelt dichtgedrängt die ganze Stadtgegend umher, der vierfrontige Janusbogen, zahlreiche Heiligtümer und Profanbauten des Weltreiches, der Circus maximus waren und sind ganz nahe, das jüdische Ghetto seit dem Mittelalter steht dann wieder winkelig in dieser antiken Geschichtlichkeit drin, in den Bogen des amphitheatralisch halbrunden Marcellustheaters, finster verbauten grottenhaften Wölbungen, hausen die Trödler und Krämer, der Tiber zieht vorbei, und die gewaltigen Kaiserpaläste des Palatin

Digitized by Google

blicken zertrümmert auf die engste Kleinbürgerei der Epigonen herab.

Das ist die Rienzigegend der Stadt Rom im XIV. Jahrhundert, und die Rienzierinnerung flüstert dort heute noch. Sie fabuliert und sie vermengt, woraus sich die Überlieferung ja niemals ein Gewissen macht; das älteste weltliche Gebäude des mittelalterlichen Rom, das hochmerkwürdige Steinhaus der Crescentierfamilie, womit ums Jahr 1000 das damals mächtige Herrengeschlecht den Tiberübergang nach Trastevere — die vorhin von uns erwähnte Ämiliusbrücke des antiken Rom — beherrschte, gab die Fama ihrem Helden zu eigen, als Casa di Rienzi; freilich hat er sie mit einem anderen, geheimnisvolleren Helden der mittelalterlichen Volkslegenden zu teilen, dem Pilatus, dem gleichfalls dieses älteste Profanhaus aus Christenzeit von Überlieferungen zugeschrieben wird. Und wieder ist ein vernünftiger Kern in der sachverwirrenden Fabel über dieses Haus darin: der Crescentier, der es mehr als zwei Jahrhunderte vor Rienzi erbaute, hieß Nikolaus wie jener, er sprach in seiner Inschrift von dem Glanze der Väter, den er erneuern wolle, und die Bauformen und Simse seines Werkes zeigen uns, daß er mit bewundernden Sinnen die Monumente der Römer schaute und sie für sein festes Haus, das er so stolz im Selbstgefühl pries, auszunützen bedacht gewesen war.

Das aber ist nun der gleiche Sinn in dem historischen Rienzi, und insofern konnte ihn Erinnerung einigermaßen mit dem Erbauer des Crescentierbollwerks vermischen. Tiefe sehnende Bewunderung des alten Rom erfüllt ihn ganz, heißes Machtbegehren und Vordrängen seiner Person, glühender Ehrgeiz, ein Cäsar und Cicero zugleich zu werden, und mit dem allen eine unermeßliche, den italienischen Typus noch weit hinter sich lassende, schon sich selber umfabelnde persönliche Eitelkeit. Der Volkstribun von 1347, der wahrscheinlich 1313 geboren worden, als Sohn eines kleinen Osterienwirtes bei den Tibermühlen nahe dem Ghetto, des Lorenzo und seiner Frau Maddalena, einer Wäscherin, wie sie dort noch jetzt in Trastevere an den Brunnen und in den Hausdurchgängen die Wäsche der Wohlhabenden besorgen, der erfindet eine wundersame Erzählung über seine Geburt, bei der ihm die Ehre und der Charakter seiner Eltern vollkommen gleichgültig ist. Als 1312 der Kaiser Heinrich VII. aus Deutschland in Rom war und die feindseligen Römer ihm St. Peter sperrten,

Santa Maria in Cosmedin mit der Piazza della Bocca della Verità.
(Nach einer Aufnahme von Gebr. Alinari in Florenz.)

so daß er die Kaiserkrone ungewöhnlicher Weise im Lateran nehmen mußte, da trieben den fremden Herrscher die Neugier und der Wunsch, St. Peter doch zu sehen, so daß er sich verkleidet dorthin schlich. Bei diesem Abenteuer ward der Kaiser erkannt, man verfolgte ihn, er flüchtete in seiner Not in die kleine Locanda des Lorenzo und dort blieb er, ein Unwohlsein vorschützend, an vierzehn Tage in Verborgenheit, weil ihm das junge Weib seines Wirtes wohlgefiel und sie sich ihm ergab. Dreiviertel Jahre nach dem Abschied des unbekannten deutschen Ritters wurde der junge Nikolaus geboren — der gegen alle geschichtliche Möglichkeit diese Mär der Eitelkeit als Mann ersonnen hat.

Ungeheuer bezeichnend für den demagogischen Volksführer im XIV. Jahrhundert ist diese von ihm selber ausgestreute Erzählung. In Wahrheit, es ist viel mehr von den Träumen eines Lassalle als von dem Charakter und Sachsinn eines Brutus oder eines Garibaldi in ihm. Die Dichtung aber hat ihn danach vollends verzeichnet. So Byron, der wohl zuerst ihn als den „letzten Römer" aufgefaßt hat und der die lange Reihe der kaiserlichen römischen Tyrannen vergessen wollte, um dafür den letzten römischen Tribunen zu feiern. Dann Bulwer, durch den Byrons Benennung des Rienzi als „letzten der Tribunen" nun zur Stereotype wurde. Er zeichnet ihn in anziehender günstiger Mischung von Klugheit und Schwärmerei, als Ideal des Freiheitsmannes, stolz gegen die Mächtigen, vertraulich mit den Geringen, aber er übersieht auch die Selbstgefälligkeit der historischen Persönlichkeit nicht und verwendet sie für die tragische Schürzung des Ausgangs und ihre feine innere Motivierung. Außer den andeutenden Plänen in Child Harold und außer Bulwers Roman ist selbstverständlich vorher und nachher der Stoff des patriotischen Freiheitshelden, seine Gegenüberstellung mit der Vorteilsparteiung oder Vorteilsdespotie oder mit dem Bündnis von Hierarchie und monarchischer Gewalt, auch überaus oft auf die Bühne gebracht worden, von Franzosen seit den Zeiten ihrer großen Revolution,

Relief im Palazzo Barbarini, auf Rienzi gedeutet. Nach E. Rodocanachi „Cola di Rienzo", Verlag von A. Lahure, Paris.

von Italienern, von Engländern, von einer ganzen Reihe von Deutschen, unter denen sich Julius Mosen und Julius Grosse befinden. Aber dauernde Bedeutung hat anscheinend nur Wagners Oper erlangt, wobei es natürlich ein Unding sein würde, von dem Text für sich zu reden, obwohl auch das Libretto als solches mit Recht sich viel Anerkennung erwarb. Wagners Quelle dabei ist der Bulwersche Roman; aber er konstruiert sich aus ihm die sehr viel einheitlichere Figur seines Helden, so, wie sie die dramatische Behandlung schon aus sich selber verlangt, gegenüber den differenzierteren psychologischen Möglichkeiten des Romans. Wagners Rienzi ist edel und groß, und der Rausch des Erfolges, der ihn mit sich reißt, ist reine Begeisterung und ideengetragene Schwärmerei. Dieser Held geht zugrunde an der Kleinheit um ihn her und an seiner edlen Verständnislosigkeit für sie, im feineren Sinne kommentiert also: an dem Fehlen des menschenkundigen Realpolitikers in der heroischen Zusammensetzung seiner

Prophetennatur. Man sieht, hier sind diejenigen Züge betont, die dann weiter deuten auf die absichtsvollere und alltäglichere Behandlung desselben Motivs im Ibsenschen „Volksfeind."

Wir haben die Herkunft des Mannes schon angegeben. Nikolaus ist der Taufname, der die Abkürzung Cola ergibt, und Renzo, Rienzo, im halblateinischen Genitiv Rienzi, so kürzt man den Namen des Vaters Lorenzo ab, um durch den Zusatz den Sohn vom anderen Nikolaus zu unterscheiden. Gabrini ist der urkundliche Familienname, der aber, wie bei den älteren Italienern so oft, kaum von jemand gekannt wird.

Seine Knabenjahre hat Rienzi nicht in Rom verlebt. Die werktäglich beschäftigten Eltern tun ihn zu einem Onkel nach Anagni, wo er bei den kleinstädtischen Halbbauern bis zu seinem zwanzigsten Jahre lebt. Danach ist er wieder in Rom, während die Eltern inzwischen gestorben sind: ein junger Mensch aus dem niederen Volke, der sich durch die Tage bringt, so wie es sich gerade macht, und der im übrigen mit wundernden Augen und pochendem Herzen zwischen den Baureſten der antiken Römerherrlichkeit sich umtreibt und von diesen ferne vergangenen Menschen zu erfahren, zu lesen sucht, was er kann, den Livius, Seneca, Valerius Maximus, Cicero, Julius Caesar. Wir wissen nicht, wie der junge Rienzi zu seiner Lese- und Schreibebildung gekommen ist, und billige Vermutungen aufzustellen hat keinen Zweck. Erstaunlich und höchst bemerkenswert ist nur die lebhafte und schon ganz in ihm bewußte Richtung auf das Altertum. Denn damit stellt er sich als ein Selbsteigener neben den zeitgenössischen Petrarca, der sein Lehrer nicht gewesen ist. Freilich ein Zug der Zeit überhaupt ist es, der sie beide so mächtig erfaßt hat. Einesteils der reif gewordene Hinweis auf die Antike, den die Hohenstaufenzeit mit ihrer zweckvollen Förderung der Studien des altrömischen Rechts und den die Kreuzzüge mit ihrem Hinausdrängen über das christliche Wissen gegeben hatten. Andernteils der geschichtlich-nationale Sinn, der nun im neuen Italien so gut lebendig geworden ist, wie in Deutschland, wo man die Nibelungen kunstmäßig geformt hat und sich in weltlichen Chroniken und Heldenbüchern nicht genug tun mag. Was ferner der mächtige Dante in seinen Prosaschriften gewiesen hat, Herrlichkeit des antiken Imperiums und eines würdigen Nachfolgertums, Größe eines Laiensinnes voll politisch schöpferischer Kraft: das findet als seine nächsten wichtigsten Apostel nun die beiden Genannten, dort den Mann aus Arezzo, den sehr klugen, rechnenden, in all seiner strebe-rischen und eitlen Profitlichkeit noch großen Petrarca, hier den phantasievoll ungehemmt mit Ideen und Plänen spielenden Sohn des kleinrömischen Schankwirts, der sich den Bankert eines Imperators träumt. Sehr viel Ähnliches ist in beiden im Charakter wie in den Interessen. Und schließlich zeigt alles nichts anderes an, als das ausgeruhte, nunmehr national erwachende Neuitalienertum, das als frühe Erscheinungen sie beide stark vertreten, als das werdend sich ankündigende Menschentum der Renaissance, das in beiden schon vorausgenommen ist. Ganz leitet sie Bewunderung jener alten Römer, die keine Herdenmenschen einer hierarchischen Bevormundung, sondern die Eigenmenschen, Willensnaturen, Vollbringer durch Taten waren. Wie vor dem Aretiner der elegante und kluge Cicero, so steht vor Rienzi als großes Vorbild jener Caesar, der sich zum Haupt und Bezwinger der Römer erhob. Petrarca schreibt sein Buch über die großen Männer des Altertums; den Rienzi im Gemisch von fieberndem Ehrgeiz und redlich fühlendem Beglückungssinn hat sirenisch die Lockung erfaßt, selber in seiner Person zu werden wie jene kühnen Römer, von denen er liest. Nach der aura popularis schmachten sie beide, von ihr hängt beiden alles ab, dem einen sein literarischer Ruhm und dessen Nachdauer, dem anderen eine demagogische Volkstümlichkeit, die ein caesarisches Neuvollbringen enthalten soll.

Unersättlich sucht Rienzi von den Männern zu erfahren, die den Erdkreis für Rom begehrt und die so gigantische Baudenkmäler errichtet haben, wie das Kolosseum, das Pantheon, die Engelsburg, die Thermen, Säulen ihrer Siege

aufgeſtellt, wie die des Trajan und Mark Aurel. Der Sinn für das Heldenhafte macht ihn zum Archäologen, zum Epigraphiker, der die Inſchriften entziffert und ſyſtematiſch abzuſchreiben beginnt; durch de Roſſi erſt, den beſten modernen Kenner der geſchichtlichen römiſchen Topographie, iſt nachgewieſen worden, daß eine vorhandene ſpätmittelalterliche Sammlung der Inſchriften Roms von niemand anders herrührt, als perſönlich von Cola Rienzi. Mit zweifelhaftem Rechte hat man ihn den letzten der Tribunen genannt; kein Beender, ein Wiederentdecker iſt er, der Romantiker des Klaſſizismus, der früheſte der römiſchen Archäologen, der früheſte Zugehörige einer örtlichen römiſchen Renaiſſance der Bildung. Der früheſte aber auch vor allem in der Reihe der Renaiſſancecäſaren oder der tiranni, wie die eigene Zeit ſie nennt: der Männer, die ſich, auf Macht der Perſönlichkeit und auf Volksanhang geſtützt, zur ſtädtiſchen Diktatur, zum ungekrönten Herrſchertum aufſchwingen, wie auf der einen Seite die Medici oder Sforza, oder auf der extrem anderen Seite die Savonarola. Rienzi hat von beiden oder allen dreien. Er hat von allen überhaupt, er unternimmt und will ohnedies das viel zu viele, und nicht zum wenigſten iſt es dieſer Mangel an Beſchränkung, an Zielſinn, die ſelbſtgefällige Zuvielſeitigkeit ſeines Vollbringeroptimismus, was ihn zu Fall bringt, ſobald er die begehrte Führerſtellung nur eben erſt erreicht hat.

Eims vom ſagenannten Hauſe des Rienzi. (Nach einer Aufnahme van Gebr. Alinari in Flarenz.)

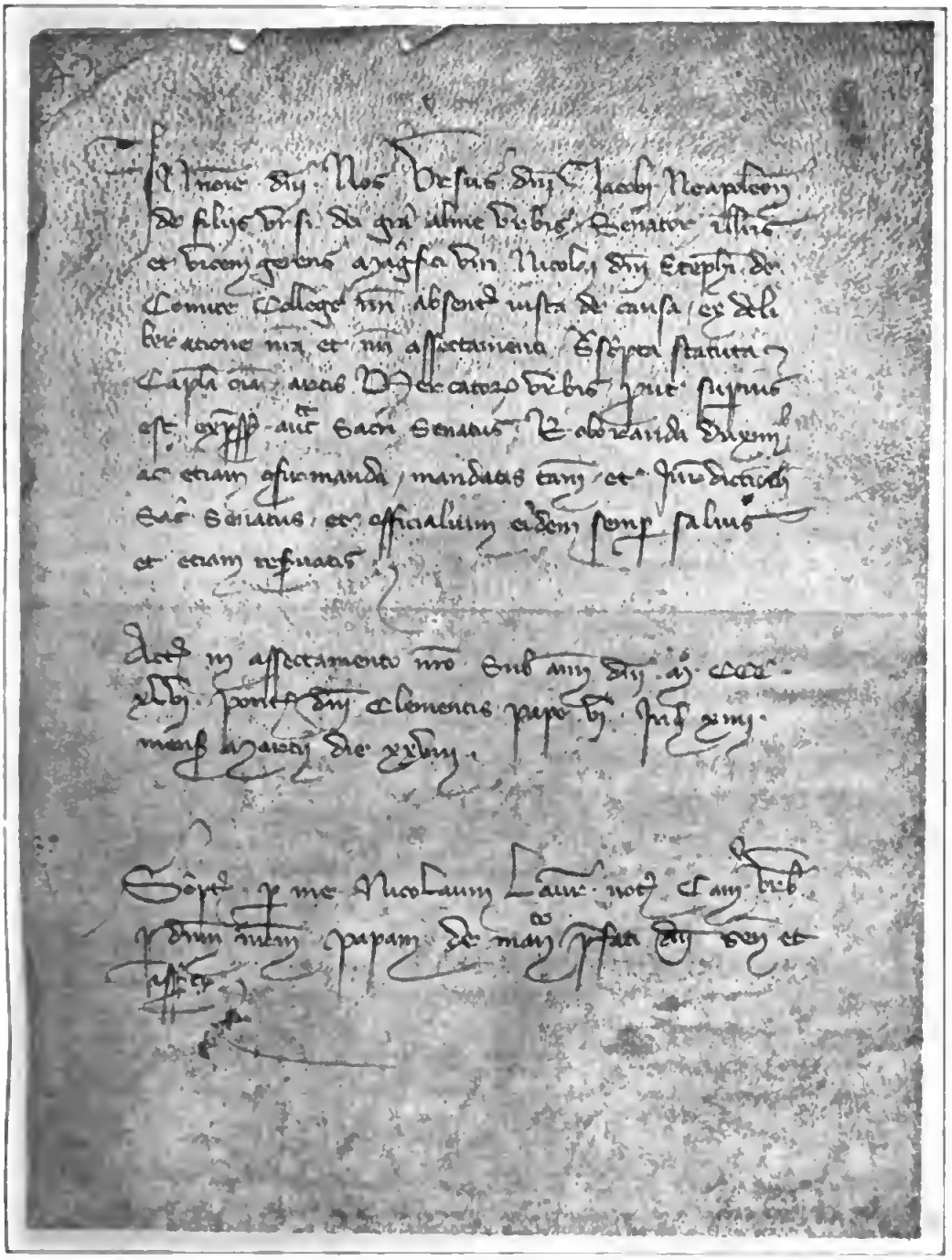
Das damalige Rom iſt durchaus geſtimmt und angetan für einen ſolchen oder vielmehr einen ähnlichen Führer. Der ſouveräne päpſtliche Stadtherr iſt fern, er reſidiert in Avignon. Um die örtliche Macht und deren Ausbeutung ſtreiten und fehden unabläſſig die großen Familien, welche ganze Quartiere der Stadt zu eigen beſitzen nebſt großen Bezirken der Campagna und der Gebirge, die berühmten Familien der Colonna, der Orſini, Savelli und andere. Man iſt ſoweit päpſtlich geſinnt in Rom, daß

man die Rückkehr des Hofhaltes von Avignon wünscht und damit den wirtschaftlichen Nutzen der Bürger aus ihm und aus dem Zufluß der Pilger und Fremden; und mit entsprechenden Bitten und Gesandtschaften bestürmt man denn auch fortgesetzt die Päpste. Man ist aber auch schnellauffassend modern genug, um sogleich die moralischen und materiellen Vorteile zu begreifen, die ein Kultus des antiken Rom, so wie Petrarca ihn literarisch begonnen hat, der Stadt und Bürgerschaft eröffnen kann. Deshalb kommt unschwer die bekannte Verabredung zwischen den Wünschen des Petrarca und der Bereitwilligkeit der Stadtregierung zustande: am 8. April 1341 empfängt man den Petrarca festlich auf dem Kapitol, und in antik empfundener Zeremonie windet der Senator, d. h. Bürgermeister „Orso dell'Aguillara dem an seiner „Africa", den Taten der Scipionen, arbeitenden Dichter den Kranz des poeta laureatus um das Haupt. „Viva il popolo Romano!" so ruft Petrarca, als er das Knie beugt, und ein Mann wie er setzt hinzu: es lebe der Senator; „evviva il Campidoglio!" schallt es von dem umdrängenden Volke zurück. Das Stichwort für den jungen Cola Rienzi klingt schon in diesem denkwürdigen „Es lebe der populus Romanus! Es lebe das Kapitol!"

Schon agitiert er im Volke, sammelt Anhänger und Vertrauensleute. Und 1342 erreicht er es, daß er als ein Abgesandter des Volkes, das wieder einmal auf tumultuarische Weise eine neue Regierung eingesetzt hat, nach Avignon gehen darf. Clemens VI. empfängt ihn, worin schon die Anerkennung der Auftraggeber liegt. Er ist entzückt von dem überschwenglichen, ideenvollen, schönrednerischen Manne und erfüllt sich mit dem Gedanken, daß er ihn noch trefflich verwenden kann. Was eine vornehme Gesandtschaft der bisherigen Stadtverwaltung nicht erlangt hat, bewilligt der Papst dem Volksgesandten Rienzi: einen großen Ablaß für Jubiläumspilger auf das Jahr 1350, der die römischen Herbergen füllen wird und die Bäcker und Metzger in schwelgende Hoffnungen versetzt. Einen wundersamen Bericht sendet der triumphierende Rienzi aus Avignon heimwärts. Von den Scipionen, den Cäsar, Marcellus, Fabius spricht er, Consul Romanus nennt er sich selbst; „wirf deine Witwenschleier ab, heilige Stadt," ruft er aus, „und kleide dich in den Purpur der Bräute; setze auf dein Haupt das Diadem der Freiheit und ergreife endlich das Zepter der waltenden Gerechtigkeit!"

Und was er persönlich heimbringt, ist die Befugnis eines päpstlichen Kammerbeamten für den Stadtbezirk Rom. Damit hat Rienzi die offizielle Würde, die ihn materiell auf eigene Füße stellt und das Sprungbrett für alles Wichtigere werden kann. Schon in Avignon hat ihn die bedachte Geneigtheit des Papstes über das feindselige Betreiben der großen Stadtfamilien und der ihnen angehörigen Kardinäle sieghaft hinweggetragen. Umso zuversichtlicher beginnt er den offenen Feldzug gegen sie. Fernabliegend und doch wieder eigenartig hypermodern sieht die Art seiner Agitation uns an: wenn er an den unteren Außenmauern des kapitolinischen Hügels gewaltige Fapreștogemälde anbringen läßt, welche Rom als dem Untergang zutreibendes steuerloses Schiff — wer denkt nicht an die Ode des Horaz? — oder als Frau in Trauerkleidern, die den Himmel um Hilfe anfleht, darstellt und zu diesen Gemälden, die wir uns im ungefähren Giottostil denken werden, die nötigen Spruchbänder fügt, die über die Bedeutung keinen Zweifel lassen. Auf einem solchen Bilde stellen nach einer Allegorie, die diesen Jahrhunderten geläufig war und von der auch Dantes Commedia Gebrauch macht, Löwen, Bären und Wölfe die römischen Adelsgeschlechter dar, Hunde, Schweine und Böcke deren Sachwalter und Räte, Hämmel, Drachen und Füchse die Richter, Notare und Amtspersonen der Stadt, und durch das kleinere Gesindel der Mörder, Räuber und Diebe wird die symbolische Liste zum gewissenhaften Abschluß gebracht.

Man sieht, wie in diesem Stadium Rienzi sich auf die nächstliegende Kritik konzentriert, und freilich waren unter dem Regiment der adeligen Parteikämpfe die Rechtsunsicherheit, die Vergewaltigung von Leben und Eigentum auf eine Weise



Eine Urkunde des Senators der Stadt Rom, ausgefertigt von der Hand Cola Rienzis. Der letzte Absatz beginnt: Scriptum per me Nicolaum Laurentii notarium camere urbis per domnum nostrum papam.
Nach E. Rodocanachi „Cola di Rienzo", Verlag von A. Lahure, Paris.

gesteigert worden, daß Rom in der Tat, wie vielmals gesagt wurde, einer Höhle voll wilder und reißender Tiere glich. Eine Wendung gegen die eigentliche Stadtobrigkeit, die päpstliche, liegt in Rienzis Vorgehen und Erfolgen zu dieser Zeit durchaus noch nicht. Im Gegenteil, die Kurie sieht schweigend und ohne hervorzutreten, ihre an die Person des Volksmannes geknüpften Hoffnungen auf Zurückdrängung der die Papstgewalt belastenden großen Familien sich erfüllen.

Diese letzteren, die Rienzi aus der Nähe sehen, nehmen ihn nicht ernst. Sie laden den Wirtssohn zu ihren Festen, und er kommt. Dann redet er gewaltig von seinen Plänen, und wenn sie lachen, ist er noch geschmeichelt. Er ist wie ihr Hofnarr. Sie amüsieren sich, wenn er, sich trunken redend, renommiert, wie er sie alle hängen lassen wird. Wahrscheinlich sehen sie schon jetzt, wenn sie eine Minute lang darüber nachdenken, daß er das niemals tun wird, auch wenn er es kann. Sie sind die Herren von Geburt und immer bleiben sie es ihm. Ihresgleichen möchte er werden, und mehr, noch viel mehr. Er lügt ja auch, zur Schande seiner Mutter ein Kaisersohn zu sein.

Immer deutlicher werden Rienzis Plakatgemälde an den leeren Quadermauern der Stadt, immer ausschweifender seine halbgelehrten idealen Rechtsansprüche für den populus Romanus. In theatralischen Arrangements und Feiern deutet er der Bürgerschaft die Inschriften, die er aufstöbert. So die eine, die unverstanden als Altarwand in den Lateran geraten ist, worin Senat und Volk von Rom — natürlich rein formelhaft — dem Vespasianus Befugnisse und Gebiet des römischen Imperiums übertragen. Das Volk von Rom ist Souverän der Stadt und des Erdkreises, so folgert er in unablässigen Kundgebungen, und der Kaiser nur sein erstbestellter und belehnter Diener. Und über den Papst hinweg findet Rienzi auch schon die unmittelbare Beziehung zu der Dreifaltigkeit und zu der eigenen gottgewollten Mission. Immer ist es der Heilige Geist, der ihn persönlich erkoren, zu seinem Werkzeug und Ritter angenommen hat. Dem Volke tritt erregend der Beweis davon vor Augen, wenn ihn bei seinen öffentlichen Reden eine weiße Taube umflattert.

Wirklich wird aus allem die tatsächliche Revolution. Sie wird herbeigeführt durch die geringschätzende Gleichgültigkeit der Adelsparteien, das wachsende Begehren auf der Seite des in Spannung erhaltenen Volkes und nicht zuletzt aus der Verzweiflung einer Hungersnot, die zu allem Elend in der Stadt noch hinzutritt. Am 20. Mai 1347 gelingt der Handstreich Rienzis ohne jede Schwierigkeit. Denn die Nobili sind mit ihren Mannschaften nach Corneto, etwas nördlich an der toskanischen Küste, aufgebrochen, um zu verhindern, daß die Ladung eines dort eingelaufenen, für Rom bestimmten Getreideschiffes von anderen Städten in Beschlag genommen wird. Im feierlichen Zuge, an seiner Seite den Vikar des Papstes, der auf eigene Verantwortung handelt, zieht Rienzi auf das Kapitol. Die Rüstungen und Vorbereitungen, an die man vor allem gedacht hat, sind mächtige symbolische Banner, die das ganze Programm des Rienzi enthalten: Roma als Herrin des Erdkreises und Friedenswalterin, im Bunde mit Peter und Paul, den Stiftern und Patronen der geistlichen Stadtherrschaft. Auf dem widerstandslos besetzten Kapitol verliest Rienzi, umflutet von Bürgerschaft und Volk, die Verfassung des neuen Gemeinwesens. Was er verliest, ist tatsächlich keine Verfassung, sondern es sind einleuchtende und zugkräftige Maßregeln einer neuen Regierung: Bestrafung der Friedensstörer und Gewalttäter, Abkürzung der Prozesse (zum Schaden der blutsaugerischen Anwälte), Errichtung von Speichern zur Kornausgabe an Bedürftige, Fürsorge für Witwen und Waisen, Übernahme der viel mißbrauchten bestehenden Steuern an die neue Regierung, Auslieferung der von den Nobili besetzten Stadtburgen, Brücken, befestigten Städte und Häfen des Distrikts an das Volk, Errichtung einer städtischen Wehrmacht aus geworbenen Fußsoldaten und Rittern, Stationierung eines bewaffneten Schiffes zum Schutz des Seeverkehrs.

Unter dem Jubel des Volkes beginnt so die Diktatur des Rienzi, der sich zuerst, durchaus erträglich für den Papst und unter loyaler Nachsuchung seines Einverständnisses, nur „Rector", Verwalter der Stadt, benennt. Von den verblüfften Nobili in Corneto jagt den übrigen voran der alte Stefano Colonna im Sattel herbei, um dem „Unsinn" ein Ende zu machen. Einen hochamtlichen Brief des Rienzi reißt er höhnend in Stücke: er werde diesen Narren eigen-

Digitized by Google

händig aus dem Fensterbogen vom Kapitol werfen, wenn er noch mehr Tollheiten begehe. Da stürmt schon das Volk gegen seinen Palast heran, und mit Mühe kommt der Colonna aus der Stadt. Die Nobili müssen sehen, daß es Ernst ist, daß der Eindruck des Geschehenen auf die ganze Gegend ein ungeheuerer ist. Und — eines nach dem anderen beschwören die Häupter der großen Familien die neue Ordnung unter Rienzis Regiment. Im Triumph wird ihre Unterwerfung leichthin angenommen, und die wichtigste vorbeugende Sicherung des neuen Zustandes ist damit versäumt.

Die Statue des Kaisers Mark Aurel, seit 1583 auf dem Kapitol, bei Rienzis Ritterfeier vor dem Lateran, wo sie vielleicht von Anfang an aufgestellt war. Im Mittelalter hielt man sie für das Standbild Konstantins.
(Nach einer Aufnahme von Gebr. Alinari in Florenz.)

Nun beginnt denn in der Tat die Episode der verheißenen Glückseligkeit. Ganze Scharen von Übeltätern, die die Gewohnheit vertrauensselig gemacht hat, werden auf Anzeige gerichtet und ohne Verzug exekutiert. Darunter lasterhafte Mönche und andere sonst schwer erreichbare Sünder; die Aufwallung einer gerechten Moral hat die Wege und Mittel zu einer strengen und prompten Volksjustiz gefunden. Aber während so die Organe und Gerichte der neuen Regierung arbeiten, sinnt längst ihr Führer nur noch auf Herstellung der antiken Herrlichkeit, der alten Gebieterschaft über den Erdkreis, die dem lange herabgewürdigten populus Romanus zurückgewonnen werden soll. Alle Städte und Einzelregierungen Italiens lädt er in pomphaften Ankündigungen zum dauernd engen Bündnis unter der Führung der goldenen Roma; nicht minder pomphafte und hoheitsvolle Botschaften gehen an die auswärtigen Monarchen hinaus. Und, wie immer, findet der kecke cäsaristische Gewaltherr sofort diejenigen, die bereit sind, ihre Angelegenheiten durch den unbesehenen Mann des Erfolges zu stützen. In den Streitigkeiten der Anjous von Neapel und Ungarn sieht sich Rienzi zum Schiedsrichter gemacht; unzufriedene und ehrgeizige Prinzen oder Prätendenten

beglückwünschen mit gleichstellender Höflichkeit den neuen Herrn von Rom; der alte Kaiser Ludwig der Bayer sogar, eingeengt zwischen die Feindschaft der Kurie von Avignon und deren Verbündeten, den lützelburgischen Gegenkönig Karl von Böhmen, bemüht sich um Rienzis Vermittlung beim Papst.

Aber immer schwächlicher rückt aller Versuch realer Politik in den Hintergrund vor den leeren Wichtigkeiten, womit Rienzi seine Person umgibt. Er nimmt den antiken Titel des Tribunen an, sodann eines Befreiers der heiligen römischen Republik; der kaiserliche Augustustitel taucht andeutungsvoll auf in Verbindung mit ihm. Wiederum kommt er aus dem Mittelalter nicht los; ihm fehlt der Adel, der persönliche Ritterstand, den ja auch die alten Römer hatten. Der 1. August 1347 wird bestimmt, im Beisein von geladenen Vertretern aus ganz Italien und darüber hinaus den Tribunen zum geweihten Ritter der heiligen Geistes zu erheben. Wie alle die vielen Feste Rienzis entfaltet dieser 1. August einen ungeheuren Pomp der Kostüme, der Dekorationen, der kostbaren Banner und Insignien. Wie bei den Kaiserkrönungen die Brunnen mit Wein laufen, wird das eherne Standbild des Mark Aurel, das damals vor dem Lateran steht, hergerichtet, aus den Nüstern des Pferdes dem Volke roten und weißen Wein zu spenden. Im Taufbecken St. Johannis' hat der neue Ritter am Vorabend ein Rosenbad genommen. Und im Hochgefühl des Tages, umgeben von den vornehmen Gesandten der Städte, beglückwünscht und gefeiert, gekleidet in den fast schon orientalischen Prunk eines souveränen Herrschers, läßt öffentlich der Tribun und Augustus die vorbereitete Proklamation verlesen, durch die er „alle Kirchenfürsten, gewählten Kaiser, Kurfürsten, Könige, Herzöge, Fürsten, Markgrafen, Grafen, Völker und Körperschaften", die etwas gegen seine Würde vorzubringen oder ihrer Meinung nach Anrechte auf die Festsetzung des Imperiums geltend zu machen haben, nach der Welthauptstadt vorlädt. Insbesondere und mit Namen zitiert er die sieben Kurfürsten bei Strafandrohung zum Erscheinen, damit über das Kaisertum und den Streit des Wittelsbachers und des Lützelburgers die Entscheidung von Rienzi gefällt werde. Der Verlesung der Urkunde folgt der Akt, wie der Tribun das neue Ritterschwert zieht, es in die drei Richtungen zückt, die den drei Erdteilen entsprechen, und zu jedem Male ausruft: „Das ist mein!"

Von Zeremonie zu Zeremonie, von Phantasie zu Phantasie taumelt dieser Herr von Rom. Am Tage der Himmelfahrt Mariä, am 15. August, folgt nun, was längst in der Luft liegt, seine Krönung, — feige im Entschluß, da sie das Heißgewünschte doch nicht wagt, desto reichlicher im Sinnbild: sechsfache Kränze aus symbolischem Laub, Silberreif mit Goldblättern dazu, Zepter und Reichsapfel empfängt Rienzi aufs Haupt und in die beiden Hände. Und weiter auf den 19. September wird der Tag angesetzt, an welchem er dem Erdkreis den neuen Kaiser durch sich und die verbündeten Städte Italiens bestimmen wird.

Wir können es nicht erhärten, ob nach seinen letzten Gedanken dieser neue Kaiser heißen wird Nikolaus, der Sohn des Laurentius. Denn seit demselben 1. August, an welchem dieses Gewalttribunat seine höchsten Ansprüche so rückhaltlos enthüllt, hat es innerlich ausgespielt. Dieser Tag hat erstlich dem Papsttum gezeigt, daß es nicht länger einen neuen Arnold von Brescia entstehen lassen, einen Herrn von Rom gewähren lassen darf, der ohne das Papsttum auskommt und sich gegen dieses wenden wird. Derselbe Tag hat aber auch die Gesandten der italischen Städte nur noch lächeln lassen, die festlich den sich blähenden Ritter des Heiligen Geistes umstehen. Und er vollendet vor allen Dingen den Überdruß des römischen Volkes, das seinen Propheten nicht erst hier in einen leeren Prahler verwandelt erkennt und müde ist, mit denselben unvermindert schweren Steuern und Auflagen, die es bisher den Adelsfamilien und der alten Stadtverwaltung gezollt hatte, den Hofhalt eines maßlos luxuriösen, in Dekorationslust unersättlichen Emporkömmlings auszustatten. Gegen den Blender auf dem Kapitol, durch den sie unnötig sich eine Weile in Spannung gehalten gewähnt,

Modernes Standbild des Rienzi, von Maſini, in den Anlagen unter dem Kapitol.
(Nach einer Aufnahme von Gebr. Alinari in Florenz.)

einigen ſich jetzt die Kurie zu Avignon und die Colonnagruppe des Adels, und ihrem zum Handeln bereiten Bündnis ſteht zu dieſer Zeit keine echte Popularität des Tribunen mehr gegenüber. Natürlich brauchen die Dinge bei damaligen Verkehrsverhältniſſen eine gewiſſe Zeit. Ein Gefecht im November, das für Rienzi günſtig iſt, hält die Kataſtrophe auf, aber am 15. Dezember iſt ſein Erliegen entſchieden. Die römiſchen Soldtruppen verraten ihn ſchon, das Volk, ermüdet und geſchädigt durch die Maßregeln der Nobili, die die Campagna beſetzt und damit die Römer in ihren Mauern gefangen halten, taub gewor-

den gegen seine Beschwörungen, die Orsini, die als die alten Colonnagegner derzeit auf seine Seite geschoben sind, bieten ihm allenfalls doch nur ein Asyl. Noch findet Rienzi die innere Spannkraft zu einem theatralisch einigermaßen wirkungsvollen Abgang. Trompeten voran, umgeben von Insignien des Kaisertums, verläßt er an jenem 15. Dezember mit zürnenden Worten das Kapitol, durchzieht die Stadt nach Nordosten zu, in der Richtung des heutigen Corso Vittorio Emanuele, und kommt über den Tiber als flüchtiger Mann in die von den Orsini besetzte Engelsburg.

Die historisch-psychologische Tragödie ist damit zu Ende. Die Geschichte hat noch ein flaues Nachspiel, und betrachtet man es richtig, so vervollständigt es die Psychologie des Dramas sogar. Zunächst folgen Jahre des Exils, die Rienzi anfänglich in Neapel, dann, seit der furchtbare Schwarze Tod, die Pest jener Zeit, die durch ganz Europa wütete, ausgebrochen (1348), auf dem Monte Majella in den Abruzzen zubringt, bei Mönchen des Franziskanerordens, die, wie alle Gruppen dieses Ordens, gegen die Verweltlichung des Papsttums kämpfen. Dann hat er im Jahre 1350 einen Anlauf zu neuer politischer Betätigung genommen. Er ging zu Kaiser Karl IV., den er zu inspirieren hoffte, und diese ganz vage Idee allein zeigt die völlige politische Unfähigkeit und Phantasterei des Mannes, der sich nicht einmal klar machte, mit wem er zu tun habe. Karl hat ihn einfach als Gefangenen festgesetzt und, nachdem er die Wünsche Avignons erkundet hatte, ihn dorthin ausgeliefert.

Von Avignon aus hat 1354 noch einmal der Papst Innocenz VI. den Volksmann gegen die selbstischen Adelsfamilien auszuspielen versucht und ihn als „Senator" nach Rom gesandt. Sofolgt daraufhin eine schwächliche Kopie des Jahres 1347, doch auch sie nur mit dem abermaligen Ausgang der Erbitterung des Volkes über seinen nur auf Prunk und große Schlagwörter bedachten Führer. Sehr bald fiel es den Colonna und Savelli nicht mehr schwer, einen Aufruhr der Römer, trotz all ihrem Adelshaß, gegen Rienzi in Szene zu setzen. Am 8. Oktober heulte der Ruf zum Kapitol hinan: Popolo! popolo!, das bekannte Signal aller Tumulte des unteren Volkes, und: „Tod dem Cola Rienzi! Tod dem Volksverräter!" Männer, Weiber, Kinder umdrängten seinen Palast auf dem Kapitol, bombardierten diesen mit Steinen und Mauerstücken, und als Rienzi vor einer der Fensteröffnungen auf dem Balkon erschien, schrie man ihn nieder, daß er nicht rede. Dann schichtete man einen Holzstoß vor die feste Tür des Palastes, und damit gelang es, diesen in Flammen zu setzen. Schrecklich sind die letzten Augenblicke des Rienzi: die hilflose Angst, wie er im rauchenden Hause hin und her rennt, bald Helm und Schwert sucht, bald sie wegwirft, sich den Bart abschneidet, um eher zu fliehen, das Gesicht sich schwärzt, — im dicken Fellmantel seines Türhüters, wie ihn die Campagnabauern tragen, wagt er sich heraus, und im Dialekt mit der wütenden Menge mitschreiend, kommt er auch glücklich durch diese hindurch. Aber unterhalb der großen Treppe des Kapitols erkennt ihn jemand, reißt ihm den Mantel weg, andere kommen, schlagen und stechen auf ihn ein. So sinkt er lautlos zusammen, und das Volk schleift johlend den Leichnam seines einstigen Lieblings durch die Gassen und hängt ihn endlich an einen Balkon, nahe beim Colonnapalast. Am dritten Tage läßt man ihn dann durch die Juden verbrennen, um alle christlichen Formen zu vermeiden, um ihn wegzuschaffen, wie einen erschlagenen Hund . . .

Spät nach den Romanen und Dramen, die in der Frühära des Liberalismus den römischen Helden und Märtyrer der „Freiheit" verherrlichten, hat der allverbreitete Denkmalseifer unserer Tage dem Rienzi ein Standbild errichtet, das sich einreiht in die Zahl der Demonstrationsdenkmäler des nationalen Italien und des papstbefreiten weltlichen Rom, und zwar in den Anlagen unter dem Aufgang zum Kapitol. Redend, mitten in der starken Geste steht der mittelalterliche Ahne des italienischen Politikerpathos da; den Sockel des Denkmals aber bildet ein Aufbau aus zertrümmerten antiken Inschriftmarmortafeln und Kapitälen.

Digitized by Google

Zur Geschichte und über das Wesen der Influenza.

Von Prof. Dr. L. Kuttner,
Dirig. Arzt am Rudolf Virchow-Krankenhaus.

Seit der großen Influenza-Epidemie, die im Jahre 1889/90 Europa heimgesucht hat, ist diese unheilvolle Erkrankung in bald größeren, bald kleineren, besonders die Wintermonate umfassenden Epidemien bei uns wiederholt aufgetreten, und auch jetzt wieder stehen wir im Zeichen der Influenza. Es gibt zurzeit kaum eine Familie, in der sich nicht ein oder mehrere Patienten befinden, und Ärzte sowohl wie Krankenhäuser sind dauernd bemüht, dem großen Andrang der Kranken gerecht zu werden.

Deshalb dürfte es zeitgemäß und von Interesse sein, einige allgemein verständliche Fragen aus der Geschichte und über das Wesen der Influenza an dieser Stelle zu erörtern.

Unter der Bezeichnung Influenza verstehen wir eine ansteckende, bald in kleineren, bald in größeren Zügen, bald in dieser, bald in jener Zone epidemisch auftretende, über Länder und Weltteile hinziehende Erkrankung, die zuerst immer die Atmungsorgane befällt. Nach langen, vergeblichen Bemühungen vieler Forscher gelang es Richard Pfeiffer 1892, in dem Auswurf der Erkrankten äußerst feine Bazillen zu finden, die als Erreger der Krankheit anzusehen sind. Die Übertragung erfolgt immer unmittelbar oder mittelbar von einem Menschen auf den andern, meist wohl durch Hustenstöße, Niesen, Sprechen, wobei kleine, mit dem Bazillus beladene Schleimpartikel losgerissen und in die Luft hinausgeschleudert werden. Daß solche kleinste Teilchen durch bewegte Luft weit fortgeführt werden können, haben eindeutige Experimente bewiesen. So ist es verständlich, daß viele Kranke nicht anzugeben vermögen, wo sie sich die Ansteckung geholt haben, weil sie niemals mit einem Influenzakranken in nahe Berührung gekommen sind. Die Bazillen bleiben gewöhnlich an der Oberfläche der Schleimhaut; zuweilen sind sie aber auch imstande, in das Blut einzudringen und schwere Allgemeininfektion zu erzeugen.

Außer dem Namen Influenza ist für die uns beschäftigende Krankheit jetzt noch die Benennung Grippe im Gebrauch, und zwar wird letztere Bezeichnung mehr in Frankreich, erstere mehr bei uns in Deutschland und in England angewendet. Beide Namen sind erst im XVIII. Jahrhundert (1745) in Aufnahme gekommen. Das Wort „Influenza" (influxus) deutet auf die Ursache der Krankheit hin und ist italienischen Ursprungs: „una influenza di freddo", Einfluß der Kälte oder Beeinflussung durch atmosphärische Vorgänge.

Der Name „Grippe" wird von dem französischen Worte agripper = angreifen hergeleitet, nicht, wie andere vermuten, von dem polnischen chrypka = Heiserkeit. Eine andere Erklärung für die Entstehung des Wortes Grippe gibt Grant bei Erwähnung der Epidemie, die 1782 in Paris geherrscht hat: „Sie nannten sie daselbst la gripe, von einem Insekt dieses Namens, das in England und in Frankreich im vergangenen Frühling sehr gewöhnlich war und welches, wie sie glauben, die Luft angesteckt und derselben eine schädliche Eigenschaft mitgeteilt hat."

Dieselbe Auffassung über die Entstehung der Influenza hat übrigens auch unser größter deutscher Philosoph, Immanuel Kant, gehabt. In der Beilage zum 31. Stück der Königsbergischen gelehrten und politischen Zeitung vom 18. April 1782 ließ Kant über die damals herrschende Pandemie eine „Nachricht an Ärzte" ergehen, die ich bei dem großen historischen Interesse, das diese Mitteilung hat, hier in dem durch den verstorbenen Kantforscher Rudolf Weiche bekannt gewordenen und von Dr. Ebstein jüngst veröffentlichten Wortlaut wiedergeben will: „Die merkwürdige und wundersame Epidemie, die nun soeben bey uns nachgelassen hat, ist in Ansehung ihrer Symptomen und darwieder dienlichen Heilmittel zwar eigentlich nur ein Gegenstand vor Ärzte; aber ihre Ausbreitung und Wanderschaft durch große Länder erregt doch auch die Befremdung und Nachforschung desjenigen, der diese sonderbare Erscheinung bloß aus dem Gesichtspunkte eines physischen Geographen ansieht. In diesem Betracht wird man es nicht von einem Eingreifen in fremdes Geschäfte halten, wenn ich Ärzten von erweiterten Begriffen zumuthe, dem Gange dieser Krankheit, die nicht durch die Luftbeschaffenheit, sondern durch bloße Ansteckung sich auszubreiten scheint, so weit als möglich nachzuspühren. Die Gemeinschaft, darinn sich Europa mit allen Welttheilen, durch Schiffe sowohl als Karawanen gesetzt hat, verschleppt viele Krankheiten in der Welt herum, so wie man mit vieler Wahrscheinlichkeit glaubt, daß der russische Landhandel nach China ein paar Arten schädlicher Insekten aus dem entferntesten Osten in ihr Land übergebracht habe, die sich mit der Zeit wohl weiter verbreiten dürften. Unsere Epidemie fing nach öffentlichen Nachrichten in Petersburg an, von da sie an der Küste der Ostsee schrittweise fortging, ohne dazwischen liegende Örter zu überspringen, bis sie zu uns kam und nach und über Westpreußen und Danzig weiter westwärts zog, fast so wie nach Russels Beschreibung die Pest von Aleppo, ob jene gleich mit dieser schrecklichen Seuche in An-

Digitized by Google

sehung der Schädlichkeit in gar keine Vergleichung kommt. Briefe aus Petersburg machten sie uns unter dem Nahmen der Influenza bekannt, und es scheint, sie sey dieselbe Krankheit, die im Jahre 1775 in London herrschte, und welche die damaligen Briefe von daher gleichfalls Influenza nannten. Damit aber beyde Epidemien von Sachverständigen verglichen werden können, füge ich hier die Übersetzung einer Nachricht des berühmten (nunmehr verstorbenen) D. Fothergill bei, so wie sie mir von einem Freunde mitgetheilt worden. J. Kant."

Der Ansicht Kants, daß „schädliche Insekten" durch den russischen Handel nach Europa verschleppt, die Krankheit erzeugt hätten, schloß sich damals auch das „consilium medicum" in Wien an. O. Leichtenstern bemerkt in seinem Werke über Influenza hierzu: „Autoren, welche diesen Irrtum geißelten, ist entgegenzuhalten, daß die Anhänger desselben der Wahrheit immerhin erheblich näher waren als jene, welche den Erdmagnetismus, Erdbeben, Meteore und vulkanische Eruptionen, phlogistische Luft, Elektrizitätsschwankungen und Ähnliches als Seuchenursache beschuldigten."

Die älteren ärztlichen Schriftsteller, die in lateinischer Sprache über die in Rede stehende Erkrankung berichteten, sprechen mit Hinweis auf die katarrhalischen Erscheinungen von catarrhus epidemicus, catarrhus febrilis, febris catarrhalis epidemica usw. Im Laufe der Zeit ist eine ganze Anzahl von populären, zum Teil scherzhaften Benennungen für unsere Krankheit in Aufnahme gekommen. In Deutschland, Skandinavien und Italien nannte man die Epidemie von 1782, weil sie von Rußland hergekommen war, die russische Krankheit, den russischen Katarrh oder auch wegen ihres plötzlichen Beginns „Blitzkatarrh". Die Namen „Tac", „Schafshusten", „Schafkrankheit" (1580) beziehen sich auf den lauten, blökenden Husten, der häufig bei der Influenza besteht: von „Galanterie- und Modekrankheit" (1709—1732) sprach man mit Rücksicht auf das Neue, und weil jeder die Mode mitmachen mußte.

Die Geschichte der Influenza geht lange Zeit zurück. Die Frage, wie weit sich die Influenza zurückverfolgen läßt, ist in zahlreichen Publikationen, welche der Zug der Influenza durch die Kulturländer in den letzten Jahren veranlaßt hat, ausführlich besprochen worden. Einzelne Historiker sind geneigt, die bei Hippokrates und Livius erwähnte Epidemie vom Jahre 412 v. Chr. als Influenza aufzufassen, andere beziehen einige Stellen bei Thucydides auf Influenza. Indessen, diese und andere Aufzeichnungen der Annalisten und Chronisten über epidemischen Husten und Katarrhe sind viel zu dunkel und ungenügend, um mit Sicherheit in dem Sinne von Influenza gedeutet zu werden; verfährt man strenger in der Kritik der geschichtlichen Quellen, so läßt sich das Vorkommen der Influenza nur bis Ende des XIV. Jahrhunderts zurückverfolgen. Die ersten genauen Nachrichten gehen bis in das Jahr 1387 zurück. Von da bis 1889 kamen 32 mehr oder weniger ausgedehnte Epidemien in Europa zur Beobachtung. Alle paar Jahre oder Jahrzehnte trat die Krankheit von neuem mit wechselnder Ex- und Intensität auf, bald die östliche, bald die westliche Hemisphäre oder beide zugleich durchziehend. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war sie dann einige Jahrzehnte vollkommen verschwunden und vergessen. Erst vier Dezennien nach der letzten europäischen Pandemie, im Winter 1889/90, stand die Welt vor einer neuen Influenza-Epidemie. Mehr noch als die früheren Pandemien zeigte sich diese als eine Weltseuche κατ' ἐξοχήν oder, wie man auch sagte, als „morbus omnium maximo epidemicus". Mit rapider Geschwindigkeit verbreitete sie sich über ganz Deutschland. Wie aus den umfangreichen, von P. Friedrich zusammengestellten Tabellen ersichtlich ist, wurde von 998 über ganz Deutschland ausgestreuten Orten (Städten und Dörfern) das erste Auftreten der Influenza gemeldet:

Ende Oktober . . .	in 15	Orten	(?)
Anfang November .	„ 12	„	(?)
Mitte November . .	„ 16	„	
Ende November . .	„ 62	„	
Anfang Dezember .	„ 103	„	
Mitte Dezember . .	„ 450	„	
Ende Dezember . .	„ 307	„	
Anfang Januar . .	„ 33	„	
Summe 998 Orte			

Gleich zahlreichen früheren Pandemien nahm auch die von 89/90 ihren Ausgang von Asien resp. Rußland. Die ersten Mitteilungen über das Auftreten der Seuche stammen aus Buchara (Zentralasien), wo Heyfelder in der zweiten Hälfte des Monats Mai 1889 bei den beim Eisenbahnbau beschäftigten Europäern eine besonders intensive Influenza-Epidemie feststellte. Die Seuche verbreitete sich dann weiter nach Westen und zog auch in Europa und Amerika hauptsächlich von Ost nach West. Von Deutschland war zuerst der nördliche Teil befallen, zunächst wurden die größeren Städte mit ihrem regen Verkehr ergriffen. Von diesen Zentren ging die Verbreitung radienförmig weiter. Etwa im Monat April 1890 hatte die Influenza ihren Rundgang um die Erde beendet; jedoch waren noch bis in den Oktober 1890 in entlegeneren Ländern Fälle von Influenza als letzte Ausläufer vorhanden. Die enorme der Influenza eigene Verbreitungsgeschwindigkeit war die Veranlassung dazu, daß hervorragende Ärzte lange Zeit an dem Gedanken festhielten, daß ein Miasma, ein mit der Luft über weite Länderstrecken sich verbreitendes Krankheitsagens für die Entstehung der Influenza verantwortlich zu machen sei. Noch 1889 äußerte sich M. Colin in der

Pariser Akademie: „Die Grippe ist unabhängig von jeder Art menschlichen Verkehrs. Sie reist durch dicht bevölkerte Gegenden und unbewohnte Regionen mit der gleichen Geschwindigkeit wie Licht und Elektrizität.“ Heute wissen wir, daß die Geschwindigkeit der Krankheitsverbreitung nicht größer ist als die unserer schnellsten Verkehrsmittel, der Eisenbahnen und Ozeandampfer. Mit der zunehmenden Geschwindigkeit unserer Transportmittel hatte 1889/90 auch die Schnelligkeit der Influenzaausdehnung zugenommen. Am besten illustriert wird dieses Verhalten durch die folgende Zusammenstellung:

	1830/31.	1889/90.
1. Monat:	Moskau.	Petersburg, Moskau, Kurland, Livland, Finnland.
2. Monat:	Rußland.	Berlin, Paris, Wien, Schweden, Dänemark.
3. Monat:	Petersburg.	London, Holland, Belgien, Balkanstaaten, Nordamerika.
4. Monat:	Kurland und Livland.	Kapstadt, Ägypten, Honolulu, Mexiko, Japan, Hongkong.
5. Monat:	Warschau.	S. Franzisko, Buenos Aires, Indien, Sierra Leone, Scillyinseln.
6. Monat:	Ostpreußen und Schlesien.	Chile, Kamerun, Sansibar, Basutoland, Tasmanien.
7. Monat:	Ganz Deutschland, Finnland, Dänemark, Wien.	Britisch-Betschuanaland, Barbados.
8. Monat:	Paris, Belgien, Schweden, England, Schottland.	Goldküste, Natal.
9. Monat:	Schweiz.	Trinidad.
10. Monat:	Italien.	Island, Madagaskar, Shirébochland, „Ganz China“, Senegal.
11. Monat:	Spanien, Nordamerika.	Kätinga, Kaschmir.

Gründe dafür, daß sich die Influenza schneller verbreitet als andere kontagiöse Krankheiten, daß sie gleichzeitig plötzliche Massenerkrankungen herbeiführt, haben wir zum Teil schon kennen gelernt. Abgesehen von der enormen Giftigkeit des Ansteckungsstoffes ist die Leichtigkeit, mit welcher die Keime von ihrem Ansteckungsort, den Schleimhäuten der Atmungsorgane, nach außen befördert und verbreitet werden, für dieses Verhalten verantwortlich zu machen. Dazu kommt die große Empfänglichkeit fast aller Menschen, jedes Alters und Berufes. Häufig genug wird auch hier, ähnlich wie bei Diphtherie, die Ansteckung von Personen ausgehen, welche den Krankheitserreger in sich tragen, ohne selber zu erkranken, oder welche ihn nach überstandener Krankheit noch monate- oder jahrelang in den Luftwegen beherbergen. Wahrscheinlich spielt auch die Verschleppbarkeit durch Waren und auf kleine Entfernung hin auch durch die Luft eine Rolle.

Allen diesen Umständen ist es zuzuschreiben, daß sich die Influenza-Epidemie in den Jahren 1889/90 lawinenartig über die ganze Erde verbreitete, so daß sie als die bedeutendste aller bisherigen Seuchenzüge angesehen werden kann.

Überraschend und unvorbereitet traf diese Influenza-Epidemie die Ärzte, die damals diese tückische Krankheit mehr aus der Geschichte der Medizin als aus eigenster Erfahrung kannten; mit staunenswertem Fleiße, mit zähem, unermüdlichen Eifer wurde das gesamte Material dieser Epidemie in zahlreichen einzelnen Publikationen, in mustergültigen zusammenfassenden Abhandlungen und durch ausgedehnte Sammelforschung verarbeitet. Aber nicht nur in der ärztlichen, sondern auch in der Tagespresse wurde dieses „große, medizinische Ereignis“ besprochen. Es wird noch vielen in Erinnerung sein, wie die anfangs als Modekrankheit verlachte Affektion allmählich unendlichen Schrecken verbreitete, und in wie hohem Grade die Influenza in der damaligen Zeit Berufs- und Gesellschaftsleben beeinträchtigt hat.

Beim Beginn der Epidemie wurden vor allem die dem Aufenthalt in der Luft besonders ausgesetzten Männer von der Erkrankung betroffen. Von der Feuerwehr in Berlin erkrankten so viele Bedienstete, daß zwei Dampfspritzenzüge wegen Mangels an Mannschaften ausgesetzt werden mußten. In den ersten beiden Bataillonen des 3. Garderegiments z. F. nahmen die Erkrankungen so rapide zu, daß zu dem Stellen der Brandenburger Tor-Wache aushilfsweise Mannschaften des Füsilierbataillons genommen werden mußten. Nach einer am 7. Januar 1890 vorgenommenen Zählung, d. h. zu einer Zeit, wo die Influenza bereits ihren Höhepunkt überschritten hatte, fehlten in den Berliner Gemeindeschulen an diesem Tage von 170318 Schulkindern 11532, von 3110 Lehrern 130.

Das am 30. November zu Ehren Rubinsteins, der an diesem Tage sein fünfzigjähriges Musikerjubiläum und zugleich seinen sechzigsten Geburtstag feierte, in Petersburg stattfindende Festkonzert war fast nur von weiblichen Zuhörern besucht, da die Männer nach Angabe des Berichterstatters der Times meist wegen Influenzaerkrankung an der Teilnahme verhindert waren. Mit ebensolcher Blitzesschnelle breitete sich die Epidemie in Paris aus. Überall machten sich enorme Störungen in Handel und Wan-

Digitized by Google

del bemerkbar. Von den etwa 1000 Angestellten des Zentralbureaus der Posten und Telegraphen lagen nach kurzer Zeit bereits 400 an Influenza krank. Im November und Dezember 1889 verminderte sich nach den Angaben Flechys der Fleischverbrauch in Paris um ein Drittel gegenüber den anderen Monaten desselben Jahres; in ähnlicher Weise verhielt es sich mit der Brotkonsumption. Dagegen stieg der Verbrauch an Alkoholika, besonders an Rum, um ein Beträchtliches. Infolge der Influenza waren fast alle Fremden, die den Winter in Paris zubringen wollten, von dort abgereist. Am 6. Januar wurden in Paris 170 Fremde beerdigt, während am gleichen Tage 512 Fremde Paris verließen. Die Sterblichkeit vermehrte sich so enorm, daß sie sogar die des Cholerajahres 1884 noch erheblich übertraf. Im Dezember 1889 waren 5978 Todesfälle zu verzeichnen gegenüber 5548 im Cholerajahr 1884.

Der gewaltigen Influenza-Pandemie 1889/90 sind viele Lokal-Territorial-Epidemien gefolgt, und es vergeht jetzt kaum ein Jahr, das nicht Mitteilungen über das epidemische Auftreten der Influenza an irgendeinem Punkt der Erde bringt. Sicher sind viele dieser Epidemien nur *Nachzügler* der großen Pandemie und nicht neue Ausbrüche von Influenza. Die Krankheitskeime der Influenza können eben Jahre hindurch wirksam bleiben, und wie Leichtenstern mit Recht hervorhebt, müssen wir Influenza-Perioden, nicht -Jahre unterscheiden. Nach der großen Pandemie ist die Influenza an vielen Orten, namentlich in Europa und Nordamerika, eine endemische Krankheit geworden; diese endemische resp. endemisch-epidemische Influenza scheint aber durchaus nicht denselben epidemiologischen Gesetzen unterworfen zu sein wie die pandemische Form. So zeigen viele der nachfolgenden Epidemien im Gegensatz zu dem Verhalten bei der Pandemie eine geringere Morbidität, eine viel allmählichere Entwicklung, einen langsameren Verlauf der Seuche und eine beschränkte geographische Verbreitung, bei der Verkehr und Verschleppung nur eine untergeordnete Rolle spielen. Es liegt nahe, dieses verschiedene Verhalten mit einer durch die vorausgegangenen Seuchen bedingten Immunisierung der Bevölkerung und mit einer zunehmenden Abschwächung der Virulenz des Ansteckungsstoffes in Verbindung zu bringen. Indessen, diese beiden Momente genügen keineswegs, alle in den folgenden Epidemien beobachteten Eigentümlichkeiten zu erklären. So bleibt es entschieden auffallend, daß bei der Epidemie im Jahre 1891 vorzugsweise England und Nordamerika befallen wurden, daß dagegen Deutschland und Frankreich verschont geblieben sind. Vielleicht ist doch auch hier für die Ausbreitung der Erkrankung der Verkehr von Bedeutung. Jedenfalls ist es wichtig, daß bisher noch nie vom Verkehr völlig abgeschlossene, beispielsweise auf Berghöhen überwinternde Personen von der Influenza befallen worden sind. In den offiziellen Berichten der verschiedensten Ortschaften wird wiederholt die Tatsache hervorgehoben, daß nur solche Höhenbewohner in den Gebirgen an Influenza erkrankt sind, welche mit influenzakranken Talbewohnern in Berührung gekommen waren. In Arosa erkrankte zuerst der Arzt, unmittelbar nach seiner Rückkehr von dem bereits ergriffenen Davos; dieser Erkrankung folgten schnell hintereinander andere Erkrankungen zunächst im Hause des Arztes, dann solche in anderen Häusern Arosas.

In Davos ging die Krankheit vom Hotel Schweizerhof aus, wo ein eben angekommener Kurgast zuerst ergriffen wurde. Diesem folgten seine beiden Zimmernachbarn; dann kam es zur Durchseuchung des ganzen Kurortes.

Lehrreich ist es, der Verbreitungsweise der Influenza auf Schiffen und durch den Schiffsverkehr nachzugehen. Aus dem großen Material, das hierüber besonders in dem englischen Marinebericht niedergelegt ist, ergibt sich:

1. In den von der Influenza heimgesuchten außereuropäischen Kontinenten und Inseln sind es überall die Hafenplätze und Küstenorte, welche *zuerst* von der Epidemie ergriffen wurden. Häufig konnte das die Seuche einschleppende Schiff ausfindig gemacht werden.
2. Auf Schiffen, welche nach wochenlanger Fahrt einen infizierten Hafen anliefen, erfolgte der Ausbruch der Influenza kurze Zeit nach Ankunft in demselben oder wenige Tage nach dem Verlassen desselben.

Bemerkenswert ist, daß die Influenza auf Schiffen sich meist nur langsam ausbreitet und sich oft lange Zeit hinzieht. So kommt der deutsche Marinebericht zu dem Schluß: „Überall auf unseren Schiffen trat die Krankheit *nicht plötzlich* auf, sondern allmählich; der Kreuzer ‚Schwalbe' hatte erst am 6. Tage nach Beginn der Epidemie zahlreiche Fälle aufzuweisen."

Schiffe auf hoher See, die mit infizierten Häfen oder Schiffen nicht in Berührung gekommen sind, blieben verschont von der Influenza.

Ebenso vor der Erkrankung geschützt erwiesen sich die vom Verkehr abgeschlossenen Anstalten. Nicht weniger als 21 Gefängnisse in Deutschland blieben in den Jahren 1889/90 vollständig frei von der Influenza; in 39 zum Teil im Mittelpunkt infizierter Städte liegenden Anstalten Englands kam auch nicht ein einziger Influenzafall zur Beobachtung. Mit Recht sagt deswegen Clas Linroth: „Die Influenza überwindet leichter den Raum von 500—1000 Kilometern als die kleine Barriere, welche ihr eine Gefängnismauer setzt."

Digitized by Google

Fahrender Ritter.

Skulptur von A. Hußmann.

Bemerkenswert ist auch das Verhalten der Influenza in Krankenhäusern. Es liegen Berichte verschiedener großer Krankenhäuser aus den Epidemiejahren 1889/92 vor, aus denen hervorgeht, daß große Hospitäler von Influenzaerkrankung innerhalb des Hauses fast vollständig frei geblieben sind, obwohl die Influenzakranken regellos unter die übrigen verteilt worden sind. So berichtet beispielsweise Leichtenstern aus dem Bürgerhospitale zu Köln, daß bei einer täglichen Belegzahl von etwa 700 Köpfen, bei einer Gesamtheit von 439 Influenzakranken, bei einem Maximaltagesbestand auf der Höhe der Epidemie von 132—144 Influenzakranken nur 13 Kranke des Hospitals angesteckt wurden, während die Hälfte der Ärzte und ein Drittel der Wärter befallen wurde.

Im Beginn der Influenza-Epidemie 1889/90 wurden — wie wir oben bereits erwähnt haben — die dem Aufenthalt im Freien besonders ausgesetzten Männer von der Erkrankung befallen. Indessen, die Influenza ist eine Krankheit für alle, jung und alt, Mann und Weib, Kräftige und Schwächliche — alle können mit gleicher Heftigkeit von der Erkrankung ergriffen werden. Im allgemeinen allerdings wird das Säuglingsalter in erheblich geringerem Grade befallen als alle übrigen Altersklassen. Die Säuglinge in den Entbindungsanstalten St. Gallen, Basel, Aarau, Zürich blieben von der Influenza verschont, trotzdem sie von influenzakranken Müttern gesäugt wurden.

Die entgegengesetzte Behauptung, daß in dieser allerersten Zeit des Lebens die natürliche Disposition zur Influenza eine besonders große sei, ist sicher unzutreffend und beruht aller Wahrscheinlichkeit nach auf einer ungenauen Registrierung der Tatsachen. Die schulpflichtige Jugend, die Jahre der Pubertät und das mittlere Lebensalter sind für die Erkrankung am meisten und anscheinend gleichmäßig empfänglich; doch dürften die Altersklassen zwischen dem 15. und 40. Lebensjahre der Erkrankung am meisten ausgesetzt sein. Aber auch die höheren Altersstufen bis ins höchste Greisenalter hinein zahlen der Erkrankung noch vielfach ihren Tribut, wenn auch im allgemeinen ungefähr vom 50. Jahre an die Morbidität eine geringere ist. Die von vielen Berichterstattern hervorgehobene Angabe, daß die alten Leute ganz besonders zu Influenza disponiert sind, rührt wohl nur daher, daß die Krankheit bei alten Leuten besonders gefährlich ist und daß die zahlreichen Todesfälle, von denen in mancher Epidemie besonders die Greise betroffen wurden, das allgemeine Interesse in Anspruch nahmen.

Das Geschlecht spielt bei der Disposition zur Influenza keine besondere Rolle; der Beruf ist nur insofern von Belang, als er vom Verkehr berührt wird. So sollen Ärzte besonders leicht erkranken. Eine von Eichhorst in Zürich angestellte Rundfrage ergab, daß von 50 in der Vereinssitzung am 1. Februar anwesenden Ärzten 37 = 74 Prozent Influenza gehabt hatten, während im ärztlichen Verein zu Köln 1890 von 33 anwesenden Ärzten nur 14, also 42,4 Prozent an Influenza erkrankt gewesen waren. Diese Zahlen sind viel zu klein, um als Grundlage für weitgehende Schlüsse zu dienen.

Die Annahme, daß der Aufenthalt in der freien Luft einen besonderen Einfluß auf die Zahl der Influenzaerkrankungen hat, geht gewiß aus vielen Berichten hervor; anderseits fehlt es jedoch auch nicht an Beobachtungen, nach denen der Aufenthalt im Freien sogar einen auffallenden Schutz gewährte. So liegen Mitteilungen vor, daß Waldarbeiter, welche den ganzen Tag im Freien beschäftigt waren, am wenigsten erkrankten und daß in einigen Forstrevieren gar keine Erkrankungen zur Beobachtung kamen. Bei den Beamten verschiedener Staatseisenbahnen wurden die Bureaubeamten sehr häufig frühzeitiger und stärker ergriffen als das „fahrende" Personal.

Die Tatsache, daß Influenzaepidemien hauptsächlich im Winter und bei feuchter Witterung auftreten, im Sommer dagegen viel seltener sind, hat zu der Annahme geführt, daß Sonnenschein und Lichtverhältnisse eine große Bedeutung haben für die Entstehung der Influenza.

Gestützt auf eingehende Untersuchungen kommt J. Mygge in Kopenhagen zu dem Schluß, daß zunehmende Werte für die dynamische Luftelektrizität zusammen mit hohem Luftdruck und geringem oder fehlendem Sonnenschein die für die Entwicklung einer Influenzaepidemie günstigen meteorologischen Momente sind.

Lange Zeit hindurch und bis in die jüngste Zeit hinein bestand der Glaube, daß bei großen Influenzaepidemien stets gleichzeitig auch unsere Haustiere, namentlich die Pferde, an der Krankheit der Menschen Anteil genommen hätten; wir wissen jetzt, daß die menschliche Influenza eine Krankheit ist, welche ausschließlich dem Menschen eigentümlich und bei Tieren nicht beobachtet ist.

Eine Wechselbeziehung zwischen der Influenza und dem Auftreten anderer Infektionskrankheiten besteht nur insofern, als während der Influenza-Pandemie, wie gewöhnlich während des Herrschens großer Völkerseuchen die übrigen akuten Infektionskrankheiten in den Hintergrund getreten sind. Die öfters ausgesprochene Behauptung, die Influenza habe stets die Cholera im Gefolge, wird durch die Tatsachen selbst widerlegt und bedarf keiner weiteren Erörterung.

Der Umstand, daß gelegentlich bei Blinddarmentzündungen der Influenzabazillus in dem Inhalt des Wurmfortsatzes gefunden wird, gab die Veranlassung dazu, das gehäufte Auftreten der Blinddarmentzündung auf die in den letzten Jahrzehnten wieder herrschende Influenza zurückzuführen. Ein derartiger Zusammenhang kann aber nicht aufrecht erhalten werden. Wenn auch ge-

legentlich Beziehungen zwischen Influenza und Blinddarmentzündung bestehen können, so kann doch von einer Regelmäßigkeit in diesem Verhalten keine Rede sein.

Es ist fraglos, daß mit dem Auffinden des Influenzabazillus und durch die fortgesetzten, hier nur zum geringsten Teil erwähnten Forschungen unsre Kenntnisse über die Entstehung und Verbreitung der Influenza eine große Bereicherung und Erweiterung erfahren haben; trotzdem aber dürfen wir nicht verschweigen, daß manche Eigentümlichkeiten dieser Erkrankung unsrer Erkenntnis noch verschlossen sind.

So mannigfaltig die einzelnen Epidemien in bezug auf Ausdehnung und Verlauf der Erkrankung sind, so wechselreich sind die einzelnen Krankheitserscheinungen, die das Bild der Influenza darbieten kann.

Keine Infektionskrankheit ist in ihrem Krankheitsbild so vielgestaltig, in ihren Komplikationen und Nachkrankheiten so unberechenbar wie die Influenza.

Die Intensität, mit welcher die einzelnen Kranken von der Influenza ergriffen werden, ist sehr verschieden. Man unterscheidet gewöhnlich die rudimentären und leichteren Fälle von den ausgebildeten und intensiven. Je nach dem Hervortreten der einzelnen Krankheitserscheinungen spricht man von einer katarrhalischen, auf die Atmungsorgane beschränkten, von einer nervösen und einer sogenannten gastrischen, d. h. von einer durch katarrhalische Prozesse auf die Magen-Darmschleimhaut ausgezeichneten Form der Influenza. Indessen, diese und alle sonstigen Einteilungen sind überflüssig und ungenügend. Abgesehen davon, daß man zu diesen Formen noch verschiedene andere hinzufügen kann — so z. B. die Gruppe der besonders das Herz betreffenden Fälle — gibt es zahlreiche Mischformen, bei denen sich die verschiedenartigsten Symptome miteinander verbinden.

Die Krankheit beginnt fast immer ohne alle Vorboten ganz plötzlich mit Schüttelfrost und Fieber, dann folgt Schnupfen, Rachen-, Kehlkopf-, Luftröhrenkatarrh. Der Husten ist gewöhnlich ein besonders quälendes Symptom, das den Kranken den Schlaf raubt. Bald treten Kopf-, Gliederschmerzen und Verdauungsbeschwerden hinzu.

Eigentümlich und charakteristisch ist allen Formen die Prostration, die enorme Abgeschlagenheit, welche von allen — auch den Leichtkranken — empfunden wird. Recht bezeichnend schildert A. v. Chamisso in einem Sonett „Nach der Grippe" (1833) diese Gefühle:

Entkräftet lag ich mit erschlafften Sehnen,
Als ich zuerst, genesend, mich besann;
Sie saß auf meinem Bett und sah mich an,
Ihr liebevolles Auge schwamm in Tränen.

Da fühlt' ich meine welke Brust sich dehnen
Und neues Leben meinem Herzen nahn;
Es trieb mich, die Geliebte zu umfahn,
Ein heimlich schnell erwachtes süßes Sehnen.

Doch wie ich meine Hände sah sich recken
Nach ihr, so hager, bleich gerippenhaft,
Da überfiel mich vor mir selbst ein Schrecken.

Ich trieb sie fort, aufschreiend: „Gott behüte!
Der Tod! Der Tod! Entfleuch! Der Unhold rafft
Die reife Frucht nicht, nein, die frische Blüte."

In der Regel sind die meisten Krankheitserscheinungen schon nach wenigen Tagen wieder verschwunden; häufig allerdings bleiben länger noch bestehen: Appetitmangel, Husten, Schwächegefühl und Schlaflosigkeit.

Gefährlich wird die Influenza erst durch die zahlreichen Komplikationen, die zu der Erkrankung hinzutreten können. Die häufigste und wichtigste Komplikation ist die Lungenentzündung, die namentlich bei älteren Leuten oft genug tödlich verläuft. Aber auch andere Erkrankungen der Atmungsorgane, Affektionen des Kehlkopfes, Eiterungen in den Nebenhöhlen der Nase, Entzündungen des Brustfells usw. können als Komplikationen auftreten. Häufig beobachtet man im Anschluß an Influenza Ohrenerkrankungen, besonders Mittelohrentzündung.

Eine große Bedeutung beanspruchen ferner alle die Erkrankungen von seiten des Nervensystems — Gehirnhautentzündungen, psychische Störungen usw. —, die sich an eine Influenza anschließen können.

In verschiedenartiger Weise kann die Influenza das Herz beeinflussen. Schon während des fieberhaften Stadiums können Symptome von seiten des Herzens — Herzklopfen usw. — hervortreten; oft entwickeln sich ausgesprochene Herzerkrankungen im Gefolge der Influenza.

Besonders unheilvoll wirkt die Influenza auf schon bestehende Herz- oder Lungenleiden.

Aber auch von seiten der Verdauungsorgane, der Blase, der Niere, der Haut usw. können zahlreiche Komplikationen eintreten.

Es gibt kaum ein lebenswichtiges Organ, das nicht von der Influenza betroffen werden kann, und durch das Vorwiegen dieser oder jener Symptomenkomplexe entstehen oft scheinbar ganz verschiedene Erkrankungsformen. Jede Epidemie zeigt ein besonderes Verhalten, ein besonderes Gepräge.

Es ist klar, daß bei einer so großen Mannigfaltigkeit der Krankheitsbilder die Diagnose „Influenza" auf die größten Schwierigkeiten stößt. Von dem Nachweis der Influenzabazillen kann man sie nicht immer abhängig machen, denn selbst bei Epidemien lassen sich diese oft nicht nachweisen. Neuere Untersuchungen ergaben, daß der Pfeiffersche Bazillus bei Influenzakranken in den letzten Jahren seltener und spärlicher zu finden war als in den vorausgegangenen Epidemien. Es wäre möglich, daß diese Tatsache im Zusammenhange steht mit der Immunität, die durch Überstehen der Krank-

Digitized by Google

heit allmählich erworben wird. Vielleicht ist die geringere Disposition zur Erkrankung an Influenza bei Greisen ebenfalls auf die Immunität zu beziehen, die sie sich durch Überstehen der Influenza in früheren Epidemiejahren erworben hatten. Anderseits ist dieser Schutz vielfach nur ein sehr geringer und ein sehr begrenzter. Fälle von wiederholter Erkrankung eines und desselben Individuums gehören zu den häufigsten Vorkommnissen. Auch bei nicht Immunen kann die individuelle Empfänglichkeit für die Influenza selbst innerhalb kurzer Zeiträume eine wechselnde sein. Einige Familienmitglieder erkranken sofort innerhalb weniger Tage, nachdem die Krankheit in das Haus eingeschleppt ist; andere bleiben, obwohl die Gefahr der Ansteckung in gleicher Weise an sie herangetreten ist, vorläufig frei, werden aber einige Wochen später befallen, weil sie zufällig später der Infektion in noch wirksamerer Weise ausgesetzt gewesen sind, oder weil sie jetzt aus irgend einem Grunde (Erkältung, Ermüdung) empfänglich sind.

Oft findet man in Fällen, die den Symptomen nach für Influenza angesehen werden, an Stelle von Influenzabazillen andere Bakterienarten; oft sind unter diesen Fällen Mischinfektionen festzustellen. Dieses wechselvolle Verhalten in dem Bazillenbefunde, die Verschiedenheit der Giftigkeit der Bazillen, die verschiedene Disposition der von der Erkrankung Betroffenen werden wir heranziehen müssen, um das „proteusartige" Krankheitsbild der Influenza zu erklären. Die Abgrenzung von einfachen Erkältungsaffektionen ist oft unmöglich, und es ist keine Frage, daß namentlich zur Zeit herrschender Epidemien viel zu häufig Influenza angenommen wird, wie es ebenso wahrscheinlich ist, daß auch vor dem Auftreten der großen Epidemie 1889 vereinzelte Influenzaerkrankungen vorgekommen sein mögen, die wegen mangelnder Kenntnis der Diagnose entgangen sind.

Wir müssen es uns versagen, näher auf die einzelnen Krankheitserscheinungen einzugehen; die richtige Deutung des Krankheitsbildes und die Behandlung wird stets dem Arzt überlassen bleiben müssen.

Leider gibt es keine Maßregeln, die imstande sind, eine Bevölkerung vor einer herannahenden Influenzaepidemie zu schützen. Nur die Überwachung des Schiffsverkehrs kann unter Umständen eine weitere Verbreitung der Seuche verhüten. So soll z. B. das Verbot der Landung von Schiffen, die Influenzakranke an Bord hatten, auf einzelnen westlichen Inseln 1890 und in Australien 1891 Häfen und Küste vor der Einschleppung bewahrt haben. Das Abhalten von Messen, Märkten ꝛc. zu verbieten, ist ebenso unwirksam wie das Schließen von Schulen; da es kaum möglich ist, sich ganz von dem menschlichen Verkehr auszuschließen, werden alle diese Maßregeln nur einen geringen Erfolg haben. Die Flucht nach seuchenfreien Orten kann nur in Frage kommen, wenn es sich um isoliert auftretende Lokalepidemien handelt; bei der pandemischen Influenza gibt es kaum ein Entweichen.

In der Familie ist strenge Isolierung kaum möglich, dagegen in geschlossenen Anstalten, Pensionaten, Kasernen, Krankenhäusern ꝛc. ist jeder Kranke, auch jeder Leichtkranke, sofort aus der Gemeinschaft mit den übrigen zu entfernen. Auswurf, Taschentücher, Leib- und Bettwäsche müssen desinfiziert werden; mit besonderer Sorgfalt ist auf die Reinhaltung des Rachens zu achten; zu diesem Zwecke sollen mehrmals täglich desinfizierende Mund- und Gurgelwässer gebraucht werden. Schwächliche, Kranke und alte Leute, welche durch die Influenza besonders leicht Schaden erleiden, mögen sich durch warme Kleidung einigermaßen zu schützen suchen.

Es hat auch nicht an Versuchen gefehlt, durch gewisse Arzneimittel den Körper gegen die drohende Influenza-Infektion zu schützen, zu immunisieren. So glaubte man, „daß das Chinin zu richtiger Zeit und in genügender Dosis verabreicht, imstande sei, dem Ausbruch der Influenza vorzubeugen". Zahlreiche Nachprüfungen haben indessen in überzeugender Weise gelehrt, daß von einer prophylaktischen Wirkung dieser und übrigens auch aller anderen in demselben Sinne empfohlenen Mittel nicht die Rede sein kann. Wir wissen jetzt, daß es ein spezifisches Prophylaktikum gegen die Influenza nicht gibt. Ebensowenig gibt es ein spezifisches Heilmittel der Erkrankung.

In den ganz leichten Fällen genügt es, wenn die Kranken sich für einige Tage im Hause halten; bei jeder heftigeren Erkrankung beobachte man sofort Bettruhe und nehme umgehend ärztliche Hilfe in Anspruch. Besonders schwächliche und alte Leute sollen sich unverzüglich an den Arzt wenden. Dessen Aufgabe ist es, je nach der am meisten hervortretenden Erscheinung die Behandlung — im allgemeinen symptomatisch — zu leiten, Komplikationen nach Möglichkeit zu verhüten resp. frühzeitig zu erkennen, um ihnen mit Erfolg entgegentreten zu können.

Ein näheres Eingehen auf die verschiedenen, für die Behandlung in Frage kommenden Angriffspunkte könnte nur verwirren und eher schaden als nützen. Eine erfolgreiche Behandlung setzt eine genaue Untersuchung voraus, die natürlich dem Arzt überlassen bleiben muß.

Immer wieder kann man die Erfahrung machen, daß die Influenza in ihrer Bedeutung, namentlich anfangs, von dem Publikum unterschätzt wird. Das hängt damit zusammen, daß häufig beim Beginn der Epidemie die Krankheit einen leichten Charakter zeigt; treten dann im weiteren Verlaufe komplizierende Lungenentzündungen ꝛc. auf, so wächst mit zunehmender Mortalität naturgemäß auch die Furcht vor der Erkrankung.

Berücksichtigen wir alle die Komplikationen

Digitized by Google

und Nachkrankheiten, die eine Influenza zur Folge haben kann, so werden wir diese Erkrankung nicht mehr als harmlos bezeichnen dürfen.

Wir möchten daher zum Schluß jedem Influenzakranken den guten Rat geben, in der Krankheit und besonders auch in der Rekonvaleszenz äußerst vorsichtig zu sein, nicht zu früh aufzustehen, nicht zu früh das Zimmer zu verlassen und Erkältungen sorgfältig zu vermeiden. So wird man am ehesten Rückfällen und Komplikationen vorbeugen können.

Bleiben nach der Erkrankung Bronchialkatarrhe, neuralgische Beschwerden usw. zurück, so empfiehlt es sich, einen Luftwechsel vorzunehmen. Die Wahl des event. Aufenthaltsortes erfolgt am besten nach Rücksprache mit dem Arzt, der mit Rücksicht auf die allgemeine Konstitution und unter Würdigung der lokalen Erkrankung die Entscheidung treffen wird.

Abendwolken.

Was so ein Dichter sinnt und treibt,
Sich Reim und Vers ins Büchlein schreibt,
Manch einem scheint es ohne Kern,
Doch Gott versteht's und duldet's gern.

Er selber, der die Welt ermißt,
Zuzeiten auch ein Dichter ist,
Und wenn das Abendläuten ruft,
Greift er wie träumend in die Luft,
Baut sich zum Feierabendspiel
Zartgoldene Wölklein schön und viel,
Läßt sie an Bergesrändern säumen
Und rot im Abendglanz erschäumen.
Und manche, die ihm wohl gelang,
Die leitet er und hütet lang,
Daß sie, die fast aus Nichts gemacht,
Am Himmel ruht und selig lacht.
Und die mir Tand und Reimwerk schien,
Wird nun ein Zauber und Magnet
Und zieht der Menschen Seelen hin
Zu Gott in Sehnsucht und Gebet.
Der Schöpfer lächelt und erwacht
Vom kurzen Traum, das Spiel verglüht,
Und aus der kühlen Ferne blüht
Herauf die friedevolle Nacht.

Nur daß aus Gottes reiner Hand,
Sei's auch im Spiel, jedwedes Bild
Vollkommen, schön und selig quillt,
Wie es kein Dichter je erfand.
Mag denn Dein irdisch Lied bedeuten
Ein schnell vertönend Abendläuten,
Darüber hin, im Licht entbrannt,
Die Wolken wehn aus Gottes Hand.

Hermann Hesse.

Perkeo. Gemälde von J. P. Van der Schlichten.

Neues vom Zwerg Perkeo.

Von Hauptmann a. D. Fr. Geiger, Neu-Ulm.

In meiner Sammlung befindet sich seit dreißig Jahren ein Gemälde auf Eichenholz, das 39:46,5 cm groß ist und, wie mir erst durch den Aufsatz von Dr. Hans Sendling im 1. Heft dieses Jahrgangs klar geworden ist, den Zwerg Perkeo darstellt. Es zeigt ihn in Gesellschaft dreier Personen und in derselben Tracht und Stellung, wie wir ihn auf dem Heidelberger Bilde erblicken. Eine der drei beigegebenen Figuren nun stellt einen Bänkelsänger dar, der in Pose und Gewandung mit dem Gegenstand des Gemäldes „Der Dorfmusikant", in der Alten Pinakothek zu München (Nr. 469), genau übereinstimmt und als dessen Schöpfer J. P. Van der Schlichten, ein Schüler des Adriaen van der Werff (1659—1722), angegeben ist. Ich bin daher der Ansicht, daß sowohl mein „Perkeo mit dem Bänkelsänger", als auch das Heidelberger Perkeobild nicht, wie Dr. Hans Sendling annimmt, von Adriaen van der Werff, sondern von Van der Schlichten gemalt worden ist. In dieser Annahme sehe ich mich auch noch durch folgenden Umstand bestärkt. Ich erwarb zugleich mit dem Perkeogemälde die Originalskizze des Bänkelsängers, gleichfalls in Öl auf Eichenholz gemalt und 37:27 cm groß. Ein Vergleich mit dem Münchener Bilde zeigt auf den ersten Blick, daß beides durchaus selbständige Arbeiten sind, keines die Kopie des andern. Übrigens dürfte auch der Umstand, daß meine Skizze und das in der Alten Pinakothek befindliche Bänkelsängerbild fast die gleiche Größe aufweisen, einige Beweiskraft für meine Behauptung haben. Zwar ist mein Bild etwas kleiner, da es infolge eines Längsrisses restauriert und auf der Rückseite mit einem Roste versehen wurde, wobei durch Randbehobelung der untere Bildrand und damit auch das Monogramm

Digitized by Google

des Künſtlers fortgenommen wurde. Was die Zeitfolge der drei in Frage kommenden Werke anlangt, ſo iſt meine Skizze des Bänkelſängers zuerſt, danach feiner und reicher in Ausführung das Münchener Bild (1731) und zuletzt als die am meiſten vollendete Darſtellung dieſes Gegenſtandes und einen großen, unverkennbaren Fortſchritt des Künſtlers zeigende mit vier Figuren ausgeſtattete Perkeobild in meinem Beſitz. Daraus ziehe ich den Schluß, daß auch das Heidelberger Bild von Van der Schlichten herrührt und nicht von Adriaen van der Werff, der bereits 1722 ſtarb. Man müßte denn völlig ungerechtfertigt annehmen, daß Van der Schlichten die Perkeofigur von ſeinem Lehrer entlehnt, ja in Tracht und Haltung geſtohlen hätte. Einem Künſtler aber, der ſo Originelles zu ſchaffen vermag wie die Geſtalt des Bänkelſängers, kann man das nicht zutrauen. Mein Perkeobild iſt bis auf eine kleine Abweichung dem Heidelberger gleich. Es gliedert ſich in zwei unter ſich und zueinander in Beziehung geſetzte Gruppen. Der tanzende Perkeo und der ſpielende Bänkelſänger befinden ſich im Vordergrund. Perkeo hält — nicht wie auf dem Heidelberger Bild einen Stock — ſondern einen Spinnrocken in der Hand, den er offenbar der hinter ihm am Spinnrade ſitzendenden Frau geſtohlen hat, die ihn wegen ſeiner Schelmerei vorwurfsvoll mit dem Finger bedroht. Der Bänkelſänger muſiziert auf einer Tanzmeiſtergeige und hinter ihm begleitet ihn gleichfalls in ſitzender Stellung eine weibliche Figur mit einem drehorgelartigen tönernen Inſtrument, wie ſolche in früheren Zeiten gebräuchlich waren und heute noch bei orientaliſchen Völkern vorkommen ſollen. Leider gibt die Photographie dies Inſtrument nur ganz undeutlich wieder. Auf dem Gemälde ſieht man deutlich, wie die Frau in die kugelförmige mit zwei Schallöchern verſehene hohle Form mit der linken Hand hineingreift und mit der freien rechten die Kurbel wie die einer Drehorgel in Bewegung ſetzt. Das Beiwerk iſt zum Teil dasſelbe, wie auf dem Münchener Bilde, nur etwas anders geſtellt. Der große Künſtlerhut des Spielmanns liegt auf dem Boden hinter dem linken Fuß, das Noten-

Studie zum Dorfmuſikant. Von J. P. Van der Schlichten.

blatt vor ihm; neben den rechten Fuß ist der Krug gesetzt, der auf dem Münchener Bild auf einem Faß im Hintergrund steht. Vor Perkeos linkem Fuß sehen wir einen zerbrochenen Krug, eine abgesponnene Fadenrolle und ein Papier mit der Aufschrift: non ne de Voppe, vor seinem rechten eine volle Fadenrolle und eine Spindel. Hinter dem tanzenden Zwerg liegt ein großes Rad am Boden. Vor dem Spinnrad im Vordergrund sitzt ein grauer, braungefleckter, doggenartiger Hund. Er blickt seitwärts, als erwarte er eine Belobigung, auf Perkeo, denn auf einen zusammengefalteten Bogen Papier hat er einen Kegel gesetzt und deutlich liest man an dem unteren Bogenrande G. Baader in Kurrentschrift. Hierin dürften wir die bei den alten Meistern so beliebte Art, sich an Mißgünstigen oder Geizigen zu rächen haben. G. Baader ist sichtlich kein Freund des Künstlers gewesen. Ganz links im Vordergrund sehen wir einen Kranz von Spinnwirbeln, die an einer Schnur aufgereiht sind. Man kann die Idee des Bildes vielleicht nicht besser verdolmetschen als mit den Worten des alten Liedes:

Freut Euch des Lebens,
Weilt noch das Lämpchen glüht;
Pflücket die Rose
Eh' sie verblüht.

Der Dorfmusikant. Gemälde von J. P. Van der Schlichten in der Münchener Pinakothek. Nach einer Photographie von Franz Hanfstaengl in München.

Die ganze Szene spielt sich in einem von vorn beleuchteten Raum ab, in dessen Rückwand rechts zwei fensterartige Öffnungen nach einem dunklen Innenraum führen. Das Bild ist sehr fein gemalt und gut erhalten.

Schließlich bemerke ich noch, daß Dr. Hans Sendling mit Recht angenommen hat, daß das Heidelberger Perkeobild mit dem Schloß Schwetzingen im Hintergrunde in Schwetzingen gemalt wurde, daß aber für die Autorschaft Adriaens van der Werff kein anderer Anhaltspunkt gegeben ist, als daß dieser Künstler Hofmaler des Kurfürsten Karl Philipp von der Pfalz war. Da das Heidelberger Bild kein Monogramm trägt, so scheint mir dieses Bild ähnlich wie meine Bänkelsängerskizze beschnitten zu sein. Dafür spricht, daß die ganze Umgebung der großen Figur zu beschränkt ist und die ganze Komposition sich jetzt in dem Raume zu sehr drängt. Solche Beschneidungen wurden in früherer Zeit bei Restaurationen sehr häufig vorgenommen, besonders wenn sie auf Leinwand gemalt waren, um die am inneren Rande des meist nicht abgefasten Blindrahmen entstandenen Bruchlinien verschwinden zu lassen.

Jadwiga von Moschin.

(Polnische Sage.)

Von Alice Freiin von Gaudy.

Der Reigen wiegt sich im Schlosse Moschin,
An den Fenstern die Paare vorüberfliehn.
Als Schönste von allen, die Freude vereint,
Als Herrlichste Gräfin Jadwiga erscheint.
Ihr schwarzes Auge strahlt flammenheiß,
Schwarz fliegt ihr Gelock um des Nackens Weiß,
Ihr ganzes Wesen strömt Leben und Glut,
Ihre Adern schwellt brausendes Polenblut.
Wie girrende Tauber umdrängt sie der Schwarm —
Wirbelnd fliegt sie von Arm zu Arm.
Die edelsten Slachcziz — die ersten im Land —
Werben um ihre Witwenhand:
Sie aber neckt nur mit lachendem „Nein!"
Einzig des Tapfersten will sie sein.

Die Flöte trillert — die Geige schwirrt ...
Was ist's, das die wiegenden Paare verwirrt?
Sie weichen zurück vor der armen Gestalt,
Die keuchend den Hirtenstecken umkrallt:
„Herrin — o allergnädigste Frau —
Verwahrt das Schloß — die Schweden kommen —
Haben schon plündernd die Katen genommen —
Heilige Jungfrau von Czenstochau!
Die Warthe entlang ein Reiterzug —"

Wie ein Blitz die Nachricht niederschlug.
Tapfre Polen, feurige Helden,
Lassen sich Feinde nicht ungern melden!
Schnell die Czapka aufs Haupt gedrückt,
Aus dem Schnurenrock die Pistole gezückt.
Einen Trunk. Den Krummsäbel umgeschnallt.
„Die Schweden? Bald sind sie in unsrer Gewalt!
Fort zu den Rossen!" — In eilendem Trab,
Sporenklirrend, die Treppe hinab.
Doch zuvor auf Jadwigas Schulter und Hand
Einen glühenden Abschiedskuß eingebrannt,
Einen Kniefall vor dem herrlichen Weib:
„Wir schützen Euch, Gräfin, mit eignem Leib!
Kein Schwede betritt Euer sichres Asyl,
Ehe der letzte Pole fiel!"

Im Hofe ein Drängen bei Fackelgeschwel.
Pferdegetrappel. Ruf und Befehl.
Jadwiga, aus dunklem Fensterbogen,
Starrt hinab in das Lärmen und Wogen.
Krachend fallen die Torflügel zu.
Verhallender Hufschlag — dann tiefe Ruh ...

Die Winternacht schlich Stunde um Stunde —
Jadwiga harrte vergebens auf Kunde.
Sie lauschte hinaus in den Morgenschein:
Da ritt zu Moschin der Schwede ein!
Entflohen die Wachen, verödet das Schloß:
Drei alte Diener ihr ganzer Troß ...

Mit ehernem Antlitz zog er heran,
Der junge schwedische Feldhauptmann.
Beilhiebe sprengten das morsche Tor —
Schweigend schritt er die Stiege empor,
Und als er in räumiger Halle stand,
Vor der schönen Frau mit dem blassen Gesicht,
Da zuckte er nicht und neigte sich nicht:
Nur den Federhut hob, leicht grüßend, die Hand.
Sein blaues Auge war scharf wie Stahl.
Prüfend schaute er um im Saal.
In leisem Spott ward die Lippe kraus,
Als er fragte: „Wer ist hier Herr im Haus?"

Jadwigas Wangen flammten rot:
„Mein ist das Schloß! Der Graf ist tot."
Voll heimlichen Mitleids sah er sie an:
„So schützt Euch kein polnischer Edelmann?"
Und wieder flammte Jadwigas Gesicht:
„Polens Adel kennt seine Pflicht!
Polens Adel ritt fort zur Nacht,
Den Schweden entgegen — und fiel in der Schlacht."

Da pfiff von des Hauptmanns Lippen ein Laut ...
Er hatte die tapfern Ritter geschaut:
Er sah sie — doch sah er sie nicht von vorn —
Sie gaben flüchtenden Rossen den Sporn!
Und lächelnd sprach er: „So bitten wir
Euch, edle Gräfin, um Kost und Quartier,
Wie es im Kriege Recht und Brauch —
Wer uns ehrt — wahrlich: den ehren wir auch!"

Gräfin Jadwiga, nach Polenart,
Hat nicht geknausert, hat nicht gespart.
Sie führte den Vorsitz in leuchtender Seide,
Geschmückt mit köstlichem Edelgeschmeide.
Die Tafeln prangten mit böhmischem Glas,
Aus den Kellern polterte Faß um Faß.
Silberne Krüge, silberne Schalen:
Rings des Reichtums Prunken und Prahlen

Glanzlos in all dem ſpiegelnden Licht
Einzig Jadwigas ſteinern Geſicht.

Dem Schwedenhauptmann — je länger, je mehr —
Wurde das kalte Herz ſo ſchwer:
Verzehrende Liebe erfaßte ihn
Für die ſchöne Jadwiga von Moſchin ...
Er folgte ihr, wo ſie ging und ſtand.
Er warb. Er flehte um ihre Hand.
Sie aber lachte ihm ſcharf ins Geſicht:
„Eure Liebe, Herr Hauptmann, begehre ich nicht!
Viel beſſer gefiele mir — tauſendmal! —
Ihr räumtet noch heute Schloß und Saal!
Ihr ſeid mir zuwider! Ihr ſeid mir verhaßt!
Wer herbergte gern den Feind als Gaſt?“

⁂ ⁂ ⁂

Doch die Nächte — ſo endlos, ſo ſternenklar —
Kniete Jadwiga am Hausaltar,
Rang ſich Jadwiga die Hände wund
Und ſtöhnte Gebete mit zuckendem Mund ...
Ihre wilde Seele in Flammen ſtand
Für den jungen Hauptmann aus Schwedenland!
Er war kein Ritter mit zierlichen Reden,
Nicht ſchlank und geſchmeidig wie Polens Staroſten:
Er ſprach, was er dachte — mochte es koſten
Leben und Freiheit in rächenden Fehden!
Seine ſelbſtbewußte, gefeſtigte Kraft
Entfachte der Gräfin Leidenſchaft.
Ihm durfte ſie trauen in Not und Gefahren,
Den ſtahlharten Augen — den adlerklaren —
Die jetzt im Lichtglanz der Liebe lachten,
Die für ſie ſorgten und ſpähten und wachten —
Und deren warmen, ſehnſüchtigen Fragen
Sie nimmer durfte die Wahrheit ſagen ...

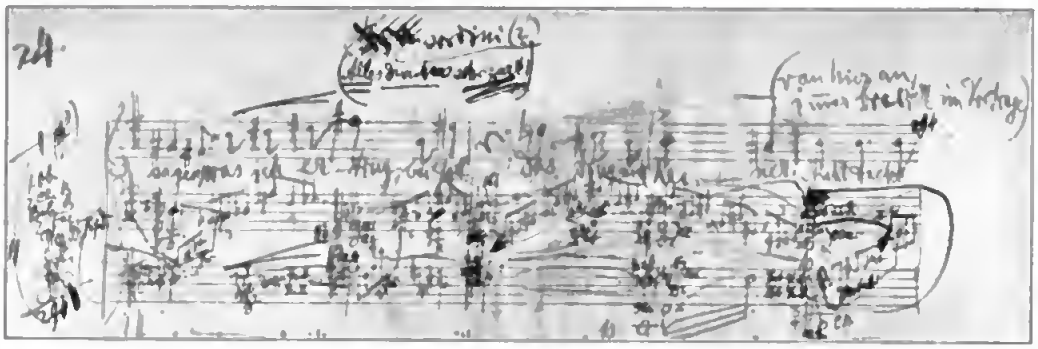
Nimmer. Denn Polens Töchter geben
Niemals dem Landesfeind Herz und Leben!
Jadwiga fühlte die Kraft entſchwinden:
Sie mußte die heiße Verſuchung fliehn,
Sie mußte hinweg von ihm — von Moſchin —
Nicht länger beherrſchte ſie ihr Empfinden!

Zwei alten Dienern befahl ſie, zur Nacht
Den Reiſeſchlitten zu bereiten,
Ihr Silbergerät, ihre Koſtbarkeiten
Zu bergen unter der Pelze Pracht,
In Stroh zu wickeln die Roſſehufe:
Ohne Schellen und Peitſchenknallen,
Seitab von des Schloſſes Bogenhallen,
Zu lauſchen ihrem heimlichen Rufe.

Als dröhnend vom Turme die Mitternacht ſchlug,
Ihr leichter Fuß ſie von dannen trug.

Fort ſauſte der Schlitten auf ſchneeigen Decken.
Da plötzlich ein wieherndes, ſchnaubendes Roß:
Er iſt es — der Hauptmann! Er folgt ihr vom Schloß!
Sie fühlt es in heißem, unbändigen Schrecken.
Aus ihrer Stimme klagt ſchneidendes Weh:
„Peitſche die Pferde! Zum See! Zum See!“
„„Frau Gräfin! Allergnädigſte Frau — —
Das Eis — es trägt nicht! Wir hatten Tau!““
„Gleichviel! Und weigerſt Du Dich dem Befehle,
So will ich ſelbſt die Zügel erfaſſen —
Du ſollſt mich nicht dem Verfolger laſſen!
Vorwärts! Es gilt mir Leben und Seele!
Vorwärts, Januſchek — und ging's in den Tod —“

Eine raſende Jagd. — Wie ein Schattengebilde
Schwebt lautlos der Schlitten. — Der Renner, der wilde,
Weitausgreifend, geifert und droht
Näher und näher. Der Nüſtern Dampf
Wirbelt ſchon heiß um Jadwigas Nacken:
Da plötzlich ein Klirren — ein leiſes Knacken
Wie ſpringendes Glas ... die Roſſe verſinken ...
Ein kurzer, ein wild verzweifelter Kampf ...
Waſſer — die quellend im Mondlicht blinken ...
Der Schwedenhauptmann umklammert feſt
Das Weib, das ſich willenlos halten läßt
Und ſelig flüſtert: „Im Tode Dein!“
Gurgelnd ſchlingt alle die Tiefe ein ...



Notenskizze zum „Evangelimann".

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Allerlei vom „Evangelimann". Von Dr. Wilh. Kienzl.

Anläßlich der 100. Aufführung des Werkes im Kgl. Opernhause zu Berlin.

Als die Redaktion dieser Zeitschrift vor längerer Zeit an mich mit der Aufforderung herantrat, ihren Lesern einmal zu erzählen, wie mein „Evangelimann" entstand, zögerte ich mit meiner Zusage; denn es widerstrebte mir, bei aller Würdigung des Reizes, den eines Künstlers eigene Äußerungen über das Werden und die Schicksale seines zum Gemeingut der Welt gewordenen Werkes für diese haben mag, über mein eigenes Produkt des langen und breiten mich zu ergehen; war doch meine Aufgabe mit der Ausarbeitung des Werkes erfüllt und habe ich es nun anderen zu überlassen, darüber zu reden. Aber ich sollte ja nicht über mein Werk selbst reden, sondern nur über dessen Schicksale! — Plaudert man denn die Schicksale seiner Kinder in die Welt hinaus? so antwortet mir wieder mein beunruhigtes Gewissen. Und wieder entgegne ich der inneren Stimme: Ist denn der „Evangelimann" noch so ganz mein Kind? Gehört er noch mir, seinem Erzeuger, allein an? Habe ich ihn denn nicht längst in die Welt hinausgeschickt, ihn seinem Geschick überantwortet und andere für ihn sorgen lassen? War das sehr väterlich? Habe ich doch inzwischen auch Neues geschaffen und dadurch das enge Band, das zwischen dem Schöpfer und seinem Werke während der Produktion bestand, unwillkürlich gelockert. Was der Künstler einmal ausgesprochen hat, ist eben aus ihm heraus, er hat sich sogar — wie es so richtig heißt — davon befreit. Und so entdecke ich nun allmählich, daß mein guter „Evangelimann" gar nicht mehr so recht mir gehört, sondern unzähligen anderen ebensogut, sehe aber anderseits, daß ich der einzige bin, der Genaues über seinen Eintritt in die Welt weiß, und zwar aus bester Quelle, weshalb es auch gar nicht so unnatürlich ist, daß ich darüber denjenigen etwas erzähle, die sich dafür interessieren.

Nun denn: Es war im Juli 1893. Ich verließ eben München, wo ich ein Jahr lang als Kapellmeister am Kgl. Hoftheater angestellt war, um meiner Frau zu kurzer Erholung in die Sommerfrische nach Lofer im Salzburgischen zu folgen. Am letzten Tage meiner Anwesenheit in München die Perusastraße passierend, sah ich im Schaufenster der Franzschen Hofbuchhandlung einige Hefte der Reclamschen Universalbibliothek. Als mein Blick darüber glitt, las ich den Titel „Aus den Papieren eines Polizeikommissärs von Dr. Leopold Florian Meißner." Polizeigeschichten! dachte ich; derlei interessiert mich nicht. Und wer ist Meißner? Von dem Manne hab' ich noch nie etwas gehört. Ja, Alfred Meißner, den kenne ich aus der Kurzschen Literaturgeschichte (gelesen hatte ich auch von diesem nichts), aber Leopold Florian! Ganz und gar unbekannter Name. Wird was Sauberes sein: Kriminalgeschichten, weiter nichts. Vielleicht recht spannend, vielleicht auch pikant; nun, 20 Pfennige sind ja auch kein Gegenstand, und meine Frau zerstreut sich gern mit leichter Lektüre, wenn sie, an den Nachwehen einer vor noch nicht langer Zeit überstandenen schweren Krankheit laborierend, das Bett hüten muß. So deliberierte ich. Rasch trat ich ein, legte eine 20-Pfennigmünze auf den Ladentisch und ging mit dem ersten Bändchen der Meißnerschen Erzählungen*) nach Hause.

Einige Wochen später. Es war in einer behaglichen, ebenso weiten als niedrigen Loferer Bauernstube mit winzigen Fensterchen. Eines stillen Abends nimmt meine Frau das Büchlein zur Hand und liest darin. Auch ich lese, und zwar Philosophisches. Die Uhr tickt leise, draußen rauscht ein leichter Regen, wie er ja im Salzburger Ländchen so heimisch ist. Sammlungsstimmung. Da plötzlich unterbricht meine Frau das Schweigen. Sie, die sonst nicht gerade zu Ekstasen neigt und sich schon lange zurückgehalten

*) Es sind deren im Laufe der Zeit fünf erschienen.

Digitized by Google

hatte, um mich nicht zu stören, ruft mir in einer unverkennbaren Erregung zu: Das mußt Du lesen! — Ich erwidere: Polizeigeschichten, liebes Kind, was sollen mir die? Darauf meine Frau wieder: Lies sie, Wilhelm; es steckt was Dramatisches darin! Lächelnd nehme ich nun das rosafarbene Heft zur Hand. Ich schlage die Geschichte Nr. 6 „Der Evangelimann" auf; sie umfaßt kaum elf Seiten — ich durchlese sie mit fliegender Hast. Im Innersten ergriffen von dem mit so knappen Strichen meisterhaft gezeichneten tragischen Menschenschicksal legte ich mich zu Bett. An eine Oper dachte ich dabei nicht — Mathias Freudhofer und eine Oper! Der Gedanke wäre zu abenteuerlich gewesen. Auch hatte ich ganz andere künstlerische Pläne im Kopf: ich wollte ein philosophisch-satirisch-romantisches Musikdrama schreiben, dessen Held kein geringerer als der Freiherr von Münchhausen war. Ich hatte mich in den Stoff ganz verbohrt: der Gedanke einer Verquickung des von mir begeistert geschätzten Immermannschen Romans, die poesievolle Oberhof-Idylle mit einbegriffen, mit der Homunkulus-Idee und Elementen aus dem Sagenkreise Karls des Großen hatte meine Phantasie aufs lebhafteste beschäftigt und bereits einen dramatischen Entwurf gezeitigt, der unmittelbar vor der Ausarbeitung stand. Ich glaube, ich hätte damals jedes Abraten von diesem Stoffe als eine unbefugte Einmischung und als persönliche Beleidigung betrachtet. Was sollte mir also der „Evangelimann", diese einfache Geschichte, die keinerlei philosophische Reflexionen zuließ? Wie der Leser sieht, trug ich unbewußt an der Zentnerlast des Wagnerschen Erbes. Ich legte mich zu Bett und versank bald in Schlaf. Nicht so meine Frau. Sie blieb lange wach und hörte mich lebhaft im Traume sprechen, ja stöhnen und weinen. Das Schicksal des unglücklichen Mathias war es, das in meinem empfänglichen Gemüte tobte und nach Befreiung rang. Des Morgens erwachend, sprang ich aus dem Bette. Ohne mich erst anzukleiden, eilte ich zum Tischchen, das in einer Ecke des Zimmers stand, raffte das zunächst liegende Papier, ergriff den Bleistift und schrieb — und schrieb. Es war ein Müssen, ein Müssen, wie ich es nie vorher und nie später mehr so heftig zwangvoll empfunden habe. In kürzester Zeit hatte ich mir die Überfülle der Empfindung von der Seele geschrieben: der dramatische Entwurf war fertig. Mit Rührung blicke ich heute auf die erregten Schriftzüge, die wiederholt von kurzen musikalischen Skizzen unterbrochen sind; erinnere ich mich doch ganz genau daran, daß ich meine Erregung an gewissen Stellen nur durch den Ton beschwichtigen konnte. Es waren Interjektionen in Gestalt von Notenköpfen. Die sittliche Idee, die ich in die dramatische Gestaltung des Stoffes legte, war offenbar im Traume entstanden, denn ich hatte — wie ich mich ganz deutlich erinnere — vollauf zu tun, das, was in mir war, zu Papier zu bringen; es war mir gerade so, als wenn mir jemand den Entwurf ungemein rasch in die Feder diktiert hätte.

Bald ging's an die Ausarbeitung des Entwurfes — denn der „Münchhausen" war mit einem Schlage verblaßt. Dazu bedurfte ich einer reichen Auswahl von Bibelstellen. Auf dem Lande ohne jede Bibliothek, begab ich mich zum Kooperator, der eine halbe Stunde südöstlich von Lofer gelegenen Pfarre St. Martin, der mir mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit die „Konkordanz der Heil. Schrift des Alten und Neuen Testaments" lieh, aus der ich seitenweise Exzerpte machte, unter denen ich schließlich die zwei Bibelstellen wählte, die der Evangelimann zu singen haben sollte.

Die dichterische Ausarbeitung der einzelnen Szenen geschah auf einem gar seltsamen Substrat. Ich hatte nämlich 1871 — als für Wagner glühend, wenn auch noch dunkel begeistertes Studentlein — von meinem Onkel Dr. Theodor Kafka in Wien, einem Anreger und Mitbegründer des dortigen ersten Rich. Wagnervereins, zum Zweck der Propaganda eine größere Anzahl von Bayreuther Patronatscheinen erhalten, die, von mir noch immer pietätvoll aufbewahrt, längst nutzlos geworden waren. Auf deren freier Rückseite nun schmiedete ich die Verse zu meinem „Evangelimann": „und neues Leben blüht aus den Ruinen". Wer anders als Wagner hatte uns dereinst zugerufen: „Kinder, macht Neues, immer Neues, sonst hat Euch der Teufel der Unproduktivität!"

In demselben Sommer war es, daß auch der Verfasser der „Sulamith", der „Spinnerin am Kreuz", des „Schmiedes von Rolandseck" und des „Mephistopheles in Rom", Dr. Franz Keim, als geborener Oberösterreicher ein engerer Landsmann von mir, mit seiner schönen jungen Frau seine Sommerfrische ebenfalls in Lofer genoß, und zwar — wie wir — im Hause des Bäckermeisters Soder und seiner ehrsamen Gattin Barbara. Eines Tages fand ich Keims Schauspiel „Die Spinnerin am Kreuz" mit einer liebenswürdigen Widmung des mir persönlich noch unbekannt gewesenen Dichters auf meinem Tische liegen. Ich wollte dem Spender danken, und so machte ich Keims Bekanntschaft. Bald fanden sich unsere verwandten Seelen. Auf Spaziergängen in den herrlichen Wegen, Auen und Naturparken Lofers teilten wir uns unsere künstlerischen Pläne mit. Eines Tages machte ich Keim auch mit dem Entwurfe zum „Evangelimann" bekannt. Seine Begeisterung gab den Ausschlag zur Ausarbeitung. Es wird mir ewig unvergeßlich bleiben, wie mich der gemütvolle Dichter umarmte und mir unter Tränen der Rührung das traute Du antrug. Seither sind wir Freunde geblieben. Aus jener Loferer Zeit aber hat sich in meiner Mappe eine köstliche

humoristische Aquarellzeichnung erhalten, Keim mit seinem langen, schlichten Haar (das er drastisch als „Schnittlauch" zu bezeichnen pflegte) und mich in meinem damals noch blonden Lockenwald darstellend, beide in weite, graue Regenmäntel gehüllt, begeistert im Anblicke der Loserer Steinberge schwelgend und uns unsere Dichterpläne mitteilend. Darunter steht „Zwei Jenseitige". Keim ist nämlich nicht nur Dramatiker, sondern auch ein vortrefflicher Karikaturenzeichner. In der Seissenbergklamm (ich wendete mich nach München, er nach Salzburg) nahmen wir für viele Jahre Abschied. Als fast zwei Jahre später (1895) in Berlin die Uraufführung des „Evangelimann" stattfand, prangte an einer Anschlagssäule unmittelbar neben dem Theaterzettel des „Evangelimann" der der Uraufführung von Keims Volksschauspiel „Der Schmied von Rolandseck". Welch Zufall: Am gleichen Tage erblickten die dramatischen Werke der beiden Loserer Freunde zum ersten Male das Licht der Rampen in der deutschen Reichshauptstadt. Ich befand mich in Berlin, Keim aber war, lebensgefährlich erkrankt, in der fernen Heimat ans Bett gefesselt.

Um die Erzählung vom Evangelimann als Grundlage für meine Oper benutzen zu können, bedurfte ich der Genehmigung des Originalverfassers. Ich hatte daher schon bald, nachdem ich den Entschluß gefaßt hatte, den „Evangelimann" zum „musikalischen Schauspiel" zu gestalten, in dieser Sache an den in Wien lebenden Dr. Leopold Florian Meißner geschrieben. In liebenswürdigster Weise und mit größter Bereitwilligkeit gestattete er mir die Verwertung seiner Erzählung, ohne daran eine andere Bedingung zu knüpfen, als die Namhaftmachung der Quelle bei Erscheinen meines Werkes. Größtes Stillschweigen über mein Vorhaben sicherte er mir zu, ebenso, daß er selbst bis zum 1. Oktober 1896 auf eine eigene dramatische Bearbeitung seiner Erzählung verzichten wolle. Mehr konnte ich mir nicht wünschen; denn Meißner, seines Berufs Jurist (früher k. k. Polizeikommissär, dann Rechtsanwalt, vom Kaiser durch die Verleihung des Titels eines k. k. Regierungsrates, von der Gemeinde Währing bei Wien durch das Ehrenbürgerrecht und vom Deutschen Kaiser wie vom König von Norwegen durch hohe Orden ausgezeichnet), war nicht nur ein fleißiger Novellist und Chronist, sondern hat sich auch in dramatischen Arbeiten versucht*), und zeigte sogar in seinem ersten Briefe an mich nicht übel Lust, das Textbuch gemeinsam mit mir auszuarbeiten, so wenig er sich auch — wie er in einem weiteren Briefe sich äußerte — befähigt fühlte, selbst einen Operntext schreiben zu können. Ich habe natürlich seine Mitarbeiterschaft ebenso entschieden wie höflich abgelehnt.

Nun ging ich an die Ausarbeitung des Textes und an die musikalische Skizze, und zwar im lieblichen oberösterreichischen Städtchen Vöcklabruck, wo ich (im Hause der Frau Dr. Mittermüller) mit meiner Frau den Spätherbst verbrachte, um dann in Graz in der kurzen Zeit von Mitte Oktober 1893 bis Mitte Januar 1894 die ganze Komposition zu vollenden. Nie habe ich ein Werk in so ununterbrochener Arbeit und mit so unabweislichem Schaffensdrange niedergeschrieben wie den „Evangelimann", zu dem mir die Gedanken nur so zuströmten. Ich erinnere mich beispielsweise, die Kegelszene des ersten Aktes tatsächlich in sechs Minuten (!) in einer natürlich überaus flüchtigen Skizze aufs Papier geworfen zu haben.

Die Einfälle bedrängten mich derart, daß ich mit dem Schreiben kaum folgen konnte.

Im Sommer erst ging ich an die Instrumentierung des Werkes, die ich in Aussee, in einem entzückenden Buchenhaine nächst der Cafewirtschaft zum „Wasner", wo ich mit meiner Frau ein bescheidenes Sommerheim bezogen hatte, in genau drei Monaten vollendete.

In die Zeit zwischen der Komposition und der Instrumentation fällt eine Reise nach Hamburg (dort dirigierte ich ein Symphoniekonzert) und Berlin, wo ich dank der unvergessenen freundschaftlichen Bemühungen des Hofkapellmeisters Dr. Karl Muck, dem mein Werk aufführungswert erschien, Gelegenheit erhielt, die Partitur dem damaligen Intendanturfekretär Henry Pierson und unmittelbar darauf auch dem Generalintendanten der Königl. Schauspiele Volko Graf Hochberg vorzuspielen, was die sofortige Annahme am Königl. Opernhause und die Erwerbung des Werkes durch den hervorragenden Verlag Ed. Bote & G. Bock in Berlin zur Folge hatte.

Bis zu der ersten Aufführung hatte es aber noch gute Wege. Obwohl ursprünglich für den Februar 1895 in Aussicht genommen, zog sich der Termin der Aufführung bis zum 4. Mai desselben Jahres hinaus. Doch — „ich will nicht vorgreifen!" Im April 1894 kehrte ich von Berlin über Wien nach Graz zurück und benützte einen kurzen Aufenthalt in der österreichischen Residenz dazu, die persönliche Bekanntschaft Dr. Leopold Florian Meißners zu machen. Es war am 30. April. Als ich an der Tür des ersten Stockwerkes des behaglichen Altwiener Hauses in der damaligen Vorstadt Währing, in dem Meißner wohnte, die Glocke zog, öffnete mir seine Frau und geleitete mich in das Arbeitszimmer ihres Gatten. Welch tieftrauriger Anblick überraschte mich da und stimmte mein Herz zu innigem Mitempfinden! Auf einem Ruhebett ausgestreckt, in eine Art dunklen Talars gekleidet, lag da unbeweg-

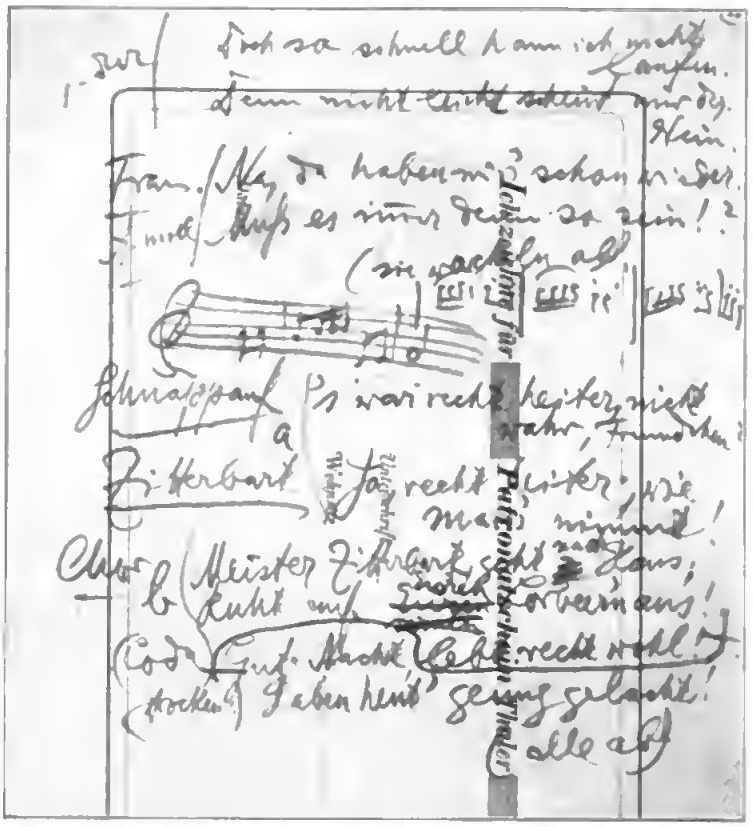
*) Das literarische Jahrbuch des I. allgemeinen Beamtenvereins der österr.-ungar. Monarchie in Wien (Jahrgänge 1890, 1891, 1893) enthält folgende Stücke Meißners: „Im Stifte Heiligenkreuz", „Der Adept", „Aus der Babenbergerzeit".

lich ein großer starker Mann mit edlem König Lear-Kopfe, das geistvolle Antlitz von weißem Haar und Bart umwallt, das erblindete Augenpaar mit einem ins Leere starrenden Blick auf mich gerichtet, mit einem von schwerem Nervenleiden gelähmten, von einer bunten Decke leicht verhüllten Körper. Das also war Leopold Florian Meißner, der Mann, dem ich den „Evangelimann" verdanke! Ich fand nur schwer unbefangene Worte, und der unglückliche Mann muß mir das wohl angemerkt haben, denn es war eine jener kurzen und doch so ewig scheinenden Pausen entstanden, wie sie Ergriffenheit und Fassungslosigkeit zu erzeugen pflegen. Das war der Mann, dessen schlichte, kurze Erzählung mich so mächtig in Bande schlug, daß ich — alles andere beiseite werfend — sogleich an ihre dramatische Gestaltung gegangen war, womit ich trotz des neuzeitlichen und volkstümlichen Stoffes mich mehr als Wagnerianer erwiesen zu haben glaube, als mit einem Dutzend von Gudruns und Balburs.

Dr. Wilhelm Kienzl.
Aufnahme von Becker & Maaß in Berlin.

Und nun weiter in meiner Erzählung. Nach wenigen Worten der persönlichen Anknüpfung und der Erklärung meiner künstlerischen Absichten las ich meine Dichtung dem aufmerksam lauschenden Meißner mit allem mir zu Gebote stehenden Ausdrucke vor. Er unterbrach mich nicht, bis das letzte Wort verklungen war. Dann gab er mir seine Freude und Ergriffenheit über meine Arbeit zu erkennen, äußerte sein volles Einverständnis mit meiner Umgestaltung und vermochte auch seine Verwunderung nicht zu unterdrücken, daß es mir gelungen war, den „Evangelimann" zu einer „Oper" zu machen, an welcher Möglichkeit er, wie er mir nun offen gestand, gezweifelt hatte. Diese Zweifel teilten übrigens gar manche, die die Meißnersche Erzählung auf meine Veranlassung hin gelesen hatten. Nach der erfolgreichen Aufführung des Werkes freilich hieß es allgemein: Ja, das war vorauszusehen; der Stoff lag doch auf der Straße; mit dem hätte jeder Komponist Erfolg gehabt. — Auch die Verleger zögerten, das Werk zu veröffentlichen, bevor es an der Berliner Oper angenommen war. Nur Muck und Pierson waren von der „unfehlbaren Wirkung" fest überzeugt, allerdings aber auch erst nach Anhörung der Musik. Ich erinnere mich sogar deutlich an Piersons Äußerung, die er eines Tages in seiner draftischen Art gegen mich machte: „Lieber Doktor! Sie dürfen mich vor Zeugen einen Ochsen nennen, wenn der ‚Evangelimann' nicht über alle Bühnen geht." Und er hat wirklich recht behalten; ist das Werk doch bis zum heutigen Tage über fast zweihundert Bühnen des In- und Auslandes geschritten, hat sich auf der Mehrzahl von ihnen im Repertoire behauptet und ist in nicht weniger als zehn Sprachen übersetzt worden.

Man kann denken, wie sehr Meißner, nachdem er das Textbuch kennen gelernt, auf die Musik gespannt war, die damals ja schon fertig komponiert war, die ich ihm aber an jenem Nachmittag nicht mehr vorzuspielen imstande war, weil ich bereits mein Erscheinen für eine bestimmte Stunde anderwärts zugesagt hatte. Ich versprach wiederzukommen, mußte aber leider bald darauf plötzlich von Wien abreisen. Wie es schon zu gehen pflegt, es war mir unmöglich, in den folgenden Monaten nach Wien zu kommen. Nachdem ich seit Anfang Dezember 1894 in Berlin auf die Aufführung meines Werkes „hangend und bangend in schwebender Pein" gewartet hatte, kam es — wie bereits erwähnt — am 4. Mai, an einem unvergleichlich schönen Frühlingstage, zur ersten ausgezeichneten Aufführung, und zwar unter Freund Mucks hingebungsvoller Leitung. Ihm habe ich dann auch die Partitur dankbar gewidmet. Ich hatte einige Tage vorher mehrere auswärtige Freunde und andere Interessenten von der Première in Form einer Einladung verständigt, so auch Doktor Meißner. Daß der schwer leidende Mann



Text- und Notenskizze als erste Einfälle zum „Evangelimann".

schichte meines Mathias aufklärte. Ein halbes Jahr später saß er bei der Wiener Première des „Evangelimann" an meiner Seite in einer Loge des glänzenden Hofopernhauses.

Oft habe ich mich gefragt: Woraus mag sich der große, allgemeine und andauernde Erfolg des „Evangelimann" erklären? Ich glaube, aus zwei Hauptgründen: aus dem von Ort und Zeit unabhängigen rein Menschlichen der Handlung und daraus, daß der Stoff im eigentlichsten und höchsten Sinne musikalisch ist, will sagen, daß er nach Musik schreit, ja ohne Musik auf der Bühne gar nicht zu denken ist. Dazu kommt auch noch die allgemeine Verständlichkeit der Vorgänge. In der Kunst muß man entweder die Sinne kitzeln oder das Herz treffen — ein drittes gibt's nicht. Ich wählte — meinem Naturell entsprechend — das zweite. Daß man mir — nebenbei erwähnt — hie und da die von mir erzielte Gemütswirkung als Raffinement, also als schlaue Berechnung ausgelegt hat, kränkte mich, denn es traf den Nerv meiner bescheidenen, aber ehrlichen Kunst. Die Ausnützung der Bühnenwirkungen jedoch muß jedem, der fürs Theater schreibt, gestattet sein, sonst wäre es besser, er ließe die Hand davon. — Zu den obigen Momenten tritt noch das religiöse hinzu. Man hat sich im Süden gewundert, daß das „eminent katholische" Milieu des „Evangelimann" im Norden so stark wirke, und im Norden wieder darüber, daß der „ausgesprochen protestantische Charakter" der Hauptgestalt im Süden überhaupt verstanden werde, ohne zu ahnen, daß der Evangelimann eine Sondererscheinung des alten Wien war, die freilich schon die heutigen Wiener nicht einmal dem Namen nach mehr kennen. Wie oft hörte ich vor einer Aufführung meines Werkes da oder dort die Befürchtung aussprechen, die Oper werde nicht wirken, da man ja in der betreffenden Stadt nicht einmal wisse, was ein Evangelimann sei. Das hat dem Werk nirgends geschadet (wußte man im Grunde doch auch nirgends darüber Bescheid); denn wer es nicht wußte, erfuhr es ja im Laufe der Handlung. Und das

nicht kommen werde, wußte ich wohl. Auf die Antwort, die mir die Post auf meine Einladung bringen sollte, war ich aber doch nicht gefaßt gewesen: am Tage der Première erhielt ich die gedruckte Anzeige von dem am 29. April im 60. Lebensjahr erfolgten Hingange Meißners. Am 2. Mai war sein Sterbliches der Erde übergeben worden — und somit hatte er keinen Ton meiner Musik kennen gelernt, geschweige denn den Erfolg des Werkes erlebt. Welch Lichtstrahl in seinem traurigen Siechtum wäre dieser gewesen! Und der 4. Mai, der Sankt Florianstag, war noch dazu Meißners Namenstag. Beim Aufflammen der Tenne am Schlusse des ersten Aktes kam mir der Schutzpatron gegen das Feuer in den Sinn, zu dem in Österreich die wallfahrenden Landleute flehen: „Ich bitt' Dich, heiliger Florian, beschütze uns're Häuser und zünd' die and'rer an!"

Meißner habe ich also nach meiner Rückkehr nach Wien nicht mehr sehen können. Dafür suchte ich den Schauplatz der Evangelimann-Begebenheit, das auf stolzer waldiger Höhe an der Donau gelegene stattliche Benediktinerstift Göttweig (von Meißner und mir St. Othmar genannt) auf, wo mich der liebenswürdige, geistvolle Prälat bei kühlem Trunk im kühlen Turmgemach über die spärlichen wahren Grundlagen der Ge-

genügte vollkommen, ja wirkte vielleicht mehr, als wenn man's vorher gewußt hätte. Wie aber kommt es, daß das „katholische Milieu" im protestantischen Norden so stark wirkt? Die allgemeine Wirkung stammt — glaube ich — daher, daß die Vorgänge weder katholisch, noch protestantisch, sondern daß sie nur — ethisch sind. Das sittliche Moment in der Tat des unschuldig verfolgten Mathias, der dem Vernichter seines Lebens verzeiht und selbst vom Leiden befreit, ja sich dadurch ein spätes Lebensglück schafft, ist es, was ergreift und erhebt. Über den „Evangelimann" haben katholische, protestantische, ja mechitaristische Priester öffentlich gesprochen und Aufsätze geschrieben. Zwei von ihnen haben ihn sogar für eine Predigt erklärt, zu der man ausnahmsweise einmal ins Theater gehen dürfe. Die Priester selbst übersahen das Akonfessionelle meines Werkes, weil sie vom Ethischen darin gefesselt worden waren — wahrlich der schönste Lohn, der mir werden konnte. Soll es also wirklich stets nur auf den Kunstwert allein ankommen? Was kann es mich nach solchem Ergebnisse anfechten, wenn dieser Kritiker die Bedeutung der Musik, jener den Wert des Textbuches anzweifelt, da doch mein Werk so tiefe Wirkungen auszulösen vermag, daß selbst der kritische Hörer schließlich die Merkertreide fallen läßt und sich willenlos dem allgemeinen Eindrucke hingibt? Das nenne ich das Glück eines Künstlers. Nicht Ruhm, nicht Gold, nicht äußere Ehren sind's, die ein Künstlerherz beglücken können, sondern nur die Hingebung, die Liebe, die der Künstler sich mit seinem Werke erringt. Sie hat sich mir in unzähligen mündlichen und schriftlichen Äußerungen in rührender Weise kundgegeben. Und dafür habe ich dem Himmel zu danken. Bei Gott, ich halte mich für keinen ragenden Künstler, aber für einen echt und ehrlich empfindenden Menschen, der sein kleines Pfund mit Liebe zu nützen verstanden hat. Daß es dazu auch einigen Talents, großen Fleißes und wahren Idealismus' bedarf, will ich nicht in falscher Bescheidenheit zu leugnen versuchen. Ich will aber auch offen gestehen, daß mir mein Erfolg oft drückend geworden ist; denn er lehrte mich nicht nur die Künstlerschuld erkennen, die mich der Welt gegenüber drückt und deren ich mich so gerne entledigen möchte, sondern er drückte mir auch einen jener bekannten Stempel auf, unter denen die Urheber berühmt gewordener Werke zu seufzen allen Grund haben. Ich hieß von da ab nicht mehr „Kienzl", sondern „Der Evangelimann". Was ich sonst auch geschrieben (und es ist viel), darum bekümmerte sich die Welt herzlich wenig: alles löste sich in dem Begriff „Evangelimann" auf. Publikum und Verleger wollten von mir immer nur wieder „einen Evangelimann", und ich hatte doch keinen mehr zu vergeben. Es ist dies das alte Los erfolgreicher Autoren (ich könnte viele klangvolle Namen nennen), ich möchte es die Tragik des Erfolges nennen. Ihr zu entrinnen gelingt wenigen. Wenn Bühnenleiter und Verleger mich in Fesseln schlagen und immer wieder „einen Evangelimann" von mir haben wollten, so wußten sie wohl, warum. Ich Tor aber schrieb — meinen „Don Quixote". Auch ich wußte, warum. Damit habe ich mir die Fesseln abgestreift und mich vom „Evangelimann" befreit. Man schüttelte den Kopf über meine „Don Quixoterie". Der Idealist in mir aber lächelte glückselig und kämpfte weiter gegen Windmühlen. Das Glück aber, das mir der „Evangelimann" in mein Dasein gebracht und das die Welt in ihm nicht sucht, ich halte es in Demut hoch und heilig: es ist das Glück, anderen ein wenig Glück haben geben zu können. Das allein läßt mir mein Leben wert erscheinen, es gelebt zu haben.

Prof. Dr. Franz Keim und Dr. Wilhelm Kienzl. Karikatur von Dr. Keim.

Die junge Frau am Fenſter.

Von Guſtav Falke.

Du blühſt in Hoffnung.
Höchſtem Glück,
Dem nahen, träumſt Du ſtill entgegen.
Doch aus der Zukunft ſchweift Dein Blick zurück.
Da werden Deine Augen groß:
Du ſiehſt Dich, klein, klein Kind, auf Kinderwegen,
Ein erſtes Lockenpüppchen auf dem Schoß. —

Auf Deinem Nähtiſch,
Weiß und fein,
Hellſchimmernd liegt das weiche Linnen.
Ein Hemdchen iſt es, ach, wie putzig klein.
Die goldnen Sonnenſtrahlen rinnen
Dir über Deine fleißige Hand,
Aufflammt ein Brand!
Es blitzt
Der Ring, der Dir am Finger ſitzt.

Die goldne Sonne!
Ja, ſie ſoll
Dir Deine liebe Arbeit ſegnen!
Wie iſt Dein Auge auch ſo ſonnenvoll,
Wenn Sonn' und Auge ſich begegnen.
Ein Mutterherz iſt ſo voll Glanz und Licht,
Die Sonne ſelbſt beſchämt es nicht.

Ein Mutterherz?
Du lächelſt leis
Und ſiehſt durchs Fenſter in die Weite,
Da färbt ſich ſchon ein ſchmächtig Rebenreis,
Hinſchwankend an der Fenſterbreite,
Mit einem erſten zarten Hauch
Von frühem Herbſt.
Siehſt Du es auch?

Wie ſollteſt Du!
O nein, Du kannſt den Herbſt nicht ſehn.
Und wenn nun alle ſpäten Blätter,
Ein Farbenfeuer, Dich umwehn,
Dir iſt es nur ein Frühlingswetter.
Aus wildem Wein
Schlürfſt Du den Lenzduft neuen Lebens ein.

Dort, an der Wand,
Wo jetzt das Gold
Der Sonne die Tapete malet,
Denk' ich mir ſchon die Wiege, hold
Von Deinem Lächeln überſtrahlet,
Und denke ſchon — nein, wende nicht
Dein überglühtes Angeſicht —
Denk' ſchon das Kindlein mir dazu,
Licht wie der Frühling
Und ſo ſchön wie Du!

Professor Adolf Hengeler.

Porträtzeichnung von Prof. Leo Samberger.

Ansicht des Hagenbund-Gebäudes. Erbaut von Josef Urban.

Der Wiener Hagenbund. Von Franz Servaes.

Mit Hagen von Tronje, dem grimmen Recken der deutschen Nibelungensage, hat dieser Bund nicht das mindeste zu schaffen. Sondern: Es gab einmal in Wien einen Gastwirt namens Hagen, bei dem hatten junge Künstler ihre Stammtischkneipe, und diesen gefiel es, sich nach ihrem Gastgeber zu taufen und sich den stolzklingenden Namen „Hagenbund“ zuzulegen. Das geschah schon vor recht langer Zeit, vor zwanzig, vielleicht auch schon vor vierzig Jahren. Und es hatte weiter nichts zu bedeuten, als daß diese jungen Künstler im Wiener Künstlerhaus innerhalb der „Genossenschaft“ vollkommen in Züchten zusammen ausstellten, ohne besondere propagandistische oder gar revolutionäre Hintergedanken. Sie pflegten vorwiegend die Landschaft, waren größtenteils aus der Schule des Wiener Akademieprofessors Eduard von Lichtenfels hervorgegangen und, da sie nun schon einmal gemeinschaftlich kneipten und kegelten, warum sollten sie nicht auch gemeinschaftlich ausstellen! Niemand nahm Anstoß daran, und vielleicht wäre bis heute alles in Eintracht und in Frieden abgelaufen, wenn nicht vor zehn Jahren die böse Sezession gekommen wäre und sich mit lautem Applomb vom Künstlerhaus losgerissen hätte. Seit dieser Zeit wollte den Mitgliedern des Hagenbundes — es war schon zum Teil eine neue Generation da — die Friedenspfeife nicht mehr schmecken. Auch sie waren jung und tatendurstig, auch sie waren gewillt, mit dem alten Schlendrian zu brechen, auch sie sehnten sich nach einem eigenen Hause und nach aparten Ausstellungsräumen. Es kriselte, es gärte. Und eines Tages brach der Hagenbund seine Zelte ab und sagte dem alten Genossenschaftshause Valet.

Das geschah im Beginn des neuen Jahrhunderts, und nachdem man sich gegenseitig in Zorn und Hitze die Köpfe rot geredet hatte. Ein böses Menetekel schien es, daß zum zweiten Male eine

junge Schar das Haus der alten Herren verließ. Man konnte sich damals fragen, ob nicht die gesamten Wiener Kunstverhältnisse heillos auseinanderkrachen müßten. Doch die Schwarzseher behielten unrecht. Weder verfiel das Künstlerhaus seitdem einem traurigen Marasmus, noch wurde der Hagenbund von einem jähen Frühlingsfrost getötet, sondern ganz einfach: das Wiener Kunstleben hatte an Mannigfaltigkeit gewonnen. Und nicht bloß das, auch an Jugend! Es war, als sei „Jugend" jetzt allenthalben in allen Seiten eifrig umworben und durfte sich bald gleichsam als Zünglein an der Wage empfinden. Wo er sich hinwandte, dort schien die Zukunft, schien der Sieg zu winken. Er verteilte sich indes ziemlich gleichmäßig auf alle drei Gruppen, je nach den Vorteilen, die man versprach und zu bieten wußte, und so war denn die Verjüngung allgemein.

Seitdem hat man sogar schon wieder bremsen müssen, damit nicht schließlich die Unerfahrenheit beginne, die Reife und gediegene Praxis zu hofmeistern.

Kinderwohnzimmer. Entworfen von Josef Urban.

Wien das künstlerische Schlagwort geworden. Sezession und Hagenbund hatten es von Anfang an auf ihr Banner geschrieben, doch auch die Künstlergenossenschaft war genötigt, es gewissermaßen zu akzeptieren, schon um zu beweisen, daß sie nicht aus lauter ausgetrockneten Mümmelgreisen bestand, und vielleicht mehr noch, um den jungen Nachwuchs nicht von sich zurückzuscheuchen. Der junge Nachwuchs — ehemals so stramm gezügelt und hochmütig über die Achsel angeschaut — er wurde jetzt plötzlich von

Der Hagenbund aber verstand dafür zu sorgen, daß er unter Dach und Fach kam. Anfangs zwar schienen seine Chancen schwierig. Gegenüber der Sezession fehlte ihm die Eigenart eines Programms, wodurch er hätte beweisen können, daß er sich von dieser unterschied und mit innerer Berechtigung eigene Wege wandelte. Doch in Wien entschied von jeher weniger die innere und sachliche Berechtigung als die kluge Taktik und die günstige Konnexion. Man war berechtigt, wofern man da war und sich zu behaupten

Digitized by Google

wußte. Behaupten aber konnte man sich nur, wofern man die Gunst der Großen und Mächtigen genoß. Und hierbei kam dem Hagenbunde gerade das zupaß, was künstlerisch seine Schwäche bildete, sein damals noch unentschiedener und unfertiger Charakter. So bot er die Möglichkeit, das zu werden, was die Großen und Mächtigen sich herbeiwünschten. Dies war aber: eine Künstlergruppe, die einerseits fesch und modern, anderseits nicht unbequem und hochmütig war. Die

Interieur mit Akt von L. F. Graf.

Interieur aus der Meunier-Ausstellung.

Sezession entsprach diesem Ideale ganz und gar nicht, zeigte sich vielmehr bockbeinig bis zum Äußersten, ja lachte sich förmlich ins Fäustchen, wenn die biederen Bürger und wohlbestallten Würdenträger sich recht an ihr ärgerten. Außerdem hatte sie sich, nach Meinung der Maßgebenden, in ihrem Eifer nach neuen Sensationen zu sehr ans Ausland weggeschmissen und schillerte in allerhand exotischen und tropischen Farben. Dem-

Der chinesische Gesandte. Gemälde von Ludwig Ferdinand Graf.

gegenüber hißte nun der Hagenbund sehr geschickt das Fähnlein der Heimatskunst, und damit waren allsogleich die beiden wichtigsten Faktoren, der österreichische Staat und die Stadt Wien, für ihn gewonnen. Sowohl das Kunstdepartement des Unterrichtsministeriums wie der Bürgermeister von Wien, Herr Dr. Lueger, der Mächtigste der Mächtigen, verhielten sich äußerst huldreich. Beide versprachen nicht bloß, den Hagenbund zu stützen, sondern haben dies auch redlich gehalten. So haben sie der jungen Künstlervereinigung in den schweren Zeiten, die nicht ausbleiben konnten, einen kräftigen und dankenswerten Rückhalt geboten. In sechs Jahren gelang es mit solcher Beihilfe dem Wiener Hagenbund, sich vollauf zu behaupten, und heute steht er gesicherter da als je. Insofern hat er seine Existenzberechtigung zweifellos vollkommen erwiesen.

Im Januar 1902 konnte der Hagenbund sein eigenes Haus mit einer feierlich gestalteten Eröffnungsausstellung beziehen. Gewissermaßen ist dies das Datum seiner Geburt. Denn, war er auch vorher schon da, so spielte er doch erst seit dieser Zeit eine mitbestimmende Rolle im Kunstleben Wiens. Das Haus wurde für die Stadt zum Wahrzeichen seines Daseins. Es ist erbaut vom Architekten Josef Urban, oder vielmehr, es ist nicht eigentlich erbaut worden, sondern es wurde aus einer bereits vorhandenen, zu einem Drittel leerstehenden städtischen Markthalle zweckmäßig herausgeschnitten. Dieser Umstand, in dem sich die kluge und rechnende Gunst der Wiener Stadtväter recht drastisch demonstrierte, forderte naturgemäß zuächst den Wiener Volkswitz heraus. Die trautnachbarliche Vereinigung von Kunst und Gemüse, die bei der vom Naschmarktgewimmel umbrandeten Sezession bereits in Erscheinung getreten war, schien hier sich zu einer gemütvoll-dauerhaften, auf innigster Herzensgemeinschaft beruhenden Institution auswachsen zu wollen. Doch Wien ist nicht eine jener Städte, in denen Witze töten. Eher machen in Wien Witze populär. Worüber man gelacht hat, das

hat man gern. Und wenn dieses sich dann selbst mit Humor in seine Situation findet und zeigt, daß es trotzdem „fesch" zu sein weiß, so hat es bereits gewonnenes Spiel. Dies war der Fall beim Hagenbund. Die Angliederung an die Markthalle hat ihm nicht geschadet. Die Art aber, wie Architekt Urban sie mit Takt und Geschmack vollzog, hat dem Bunde entschieden genützt.

Nach außen hin konnte man nicht viel mehr tun, als für eine schmuckvolle, ins Auge fallende Fassade sorgen. Urban bewies sich hier als moderner Architekt aus der Schule Otto Wagners. Auf profilierende Gliederung, Säulenanordnung, Betonung eines imposanten Portals leistete er Verzicht. Hingegen schuf er durch vier die Fläche durchbrechende Pylonen eine interessante Höhensilhouette, traf eine aparte und reizvolle Fensteranordnung und wußte über der bescheidenen eichenen Eingangstür Raum für ein stattliches und bedeutendes Rundbogenrelief zu schaffen. Dieses Relief, ein Werk des Bildhauers Hejda, ist aus einem Kunststein angefertigt, der aus zerriebenem Marmor, Zement und Kaiserstein hergestellt wird, große Wetterfestigkeit besitzt und ein organisches Aufnehmen von Farbe ermöglicht. So verbindet dieses Relief in sich die Vorzüge von dauerfester Bildhauerarbeit und buntem Frontgemälde. Gestimmt auf die Haupttöne von Grün und Orange, stellt es die gewappnete Pallas, als die Beschützerin der drei Künste, dar, wie sie die Huldigung der Großen und des Volkes entgegennimmt.

Wirkt das Äußere des Hagenbundhauses als eine Art architektonischen Plakates, was es ja seiner Bestimmung nach sein durfte, so gewinnt das Innere den Besucher durch geschmackvolle Behaglichkeit und gediegenen Prunk. Die Vorhalle dient, wie bei der Sezession, hauptsächlich dem Zweck, ein zur Weihe stimmender Vorbereitungsraum zu sein und dabei die erforderlichen geschäftlichen Nebenräume übersichtlich um sich zu gruppieren. Der eigentliche Ausstellungsraum schließt sich in einem Ausmaß von 20 zu 27 Metern daran an und ist, wie abermals bei der Sezession, inwendig ohne feste architektonische Gliederung. Hierdurch erwächst der sehr schätzbare Vorteil, daß die Fläche je nach Bedarf der wechselnden Ausstellungen von Fall zu Fall neu gegliedert und demnach mit äußerst mannigfaltigen Raumanordnungen belebt werden kann. Dies macht freilich immer neue Kosten und Arbeit und beansprucht von seiten des Architekten einen sehr beweglichen Erfindungsgeist. Doch hat Josef Urban der an ihn gestellten Anforderung auch hier nicht bloß zu genügen gewußt, sondern er hat in seinen wechselnden Raumanordnungen,

Fechter. Gemälde von Ludwig Ferdinand Graf.

Eva. Gemälde von Walter Hampel.

zu nuancieren und abzustufen. Mögen Olbrich, Hoffmann und Moser die ersten gewesen, Bauer, Plecnik, Urban und andere gefolgt sein, jeder von ihnen allen hat trotzdem sein Verdienst und nimmt hierdurch teil an dem so erfreulich gewonnenen Gesamtresultat: daß Wien jetzt auf dem Gebiet der angewandten Künste wieder einen Weltruf genießt. Urban gehört zweifellos zu den mehr vermittelnden, eklektischen Künstlern. Er hat, indem er das Neue aufnahm, das Alte niemals völlig vergessen und sich hierdurch von vornherein eine gewisse heimatliche Note bewahrt. Das köstliche Altwien der Biedermeierzeit klang in seinen Schöpfungen von Anfang an durch, schon zu einer Zeit, als andere Raumkünstler lieber nach Japan und Indien, Ägypten und Mexiko hinüberblickten, als daß sie in der eigenen Heimat eingekehrt wären. Mag Klugheitserwägung hierbei mitgespielt haben, so hat doch Urban jedenfalls durch das Anschlagen dieser heimatlichen Note sich früh einen Erfolg gesichert. Er wirkte behaglich, anheimelnd, intim, wo andere oftmals verblüfften und zurückschreckten. Man fühlte sich zu Hause in diesen Räumen, und das kam auch den ausgestellten Kunstwerken zugute, die sich hierdurch der Betrachtung aufs bequemste und angenehmste darboten.

die manchmal einen verblüffenden Grundgedanken in leichter spielender Form zu lösen wußten, immer wieder neue Attraktionen zu schaffen verstanden. Bis jetzt (Januar 1908) hat der Hagenbund ein viertel Hundert Ausstellungen veranstaltet, bei denen zum größten Teil verschiedene Raumdispositionen getroffen werden mußten. Alle rühren, wie auch die jedesmalige ornamentale Ausgestaltung, von Urban her, und allein schon hierdurch hat dieser sich als ein dekorativer Raumkünstler ersten Ranges erwiesen, der hinter den betreffenden Künstlern der Sezession nicht zurücksteht. Wenn die Gegner Urban Mangel an Originalität vorwerfen, so ist vor allem zu erwidern, daß die gesamten Wiener Innendekorateure nicht so sehr durch bahnbrechende Grundgedanken als durch eine feingestimmte Rezeptivität und durch Sicherheit des Geschmacks sich auszeichnen. Es wäre pedantisch, hier im einzelnen allzustreng

Seite an Seite mit Urban war der eng mit ihm befreundete Heinrich Lefflер, jetzt Professor an der Wiener Kunstakademie, von jeher ein maßgebender Wegweiser für die künstlerische Politik des Hagenbundes. Man wird ge-

wiß nicht fehl gehen, wenn man behauptet, daß alle grundlegenden Beſchlüſſe faſt ausnahmslos auf die Initiative Lefflers zurückgingen und durch ſeinen weitreichenden Einfluß geſtützt wurden. Ausgeſtellt hat der in ſeinem Beruf ſo vielbeſchäftigte Mann, der erſt an der Hofoper, dann am Burgtheater Chef des geſamten Dekorationsweſens wurde, nur ſelten. Doch ſind die Originale jener bekannten reizvollen Kinder- und Märchenbücher, die Leffler gemeinſam mit Urban dekoriert hat, wohl faſt ſämtlich im Hagenbund zu ſehen geweſen. Und auch von ſeinen Zeichnungen für Figurinen und Dekorationen der beiden Hoftheater war einmal eine größere Auswahl den Blicken dankbarer Betrachter dargeboten. Doch wie im Theater, ſo iſt auch im Hagenbund Leffler vor allem — Arrangeur hinter den Kuliſſen.

Der von ihm gehißten Flagge der Heimatskunſt iſt der Hagenbund im allgemeinen treu geblieben. Ihr ausſchließlich treu zu bleiben, wie einige Heißſporne wollten, wäre mehr als bedenklich, wäre nahezu Selbſtmord geweſen. Soviel kühle Selbſtkritik mußte die Bundesleitung haben — und ſie hat ſie ſchließlich auch bewieſen —, um ſich zu ſagen, daß ſie rein aus Eigenem ihren Bedarf für die Ausſtellungen nicht beſtreiten könnte. So viele wackere Künſtler ſie auch um ſich geſchart wußte, es waren doch meiſt nur mittlere Begabungen, reich an guter Einſicht und gutem Willen, aber begrenzt in ihren poſitiven Leiſtungsmöglichkeiten. Nun ſorgten zwar verſchiedene Aderläſſe und ſpäter reiche Neuaufnahmen dafür, daß der Mitgliederbeſtand nicht etwa ſteril wurde. Immerhin war unabweisbar, daß für erhöhte Abwechſlung geſorgt werden mußte, nicht bloß um das Publikum, auch um ſich ſelber nicht zu ermüden. So hat man

Miß Ethel Newcomb. Gemälde von Alexander Goltz.

denn nach und nach das Programm vorsichtig erweitert.

Schon im Jahre 1902 fand eine damals höchst zeitgemäße internationale Ausstellung von „Kunst im Leben des Kindes" statt, wobei u. a. das reizende Urbansche Kinderwohnzimmer gezeigt wurde, das wir hier abbilden. Noch im Herbst desselben Jahres folgte eine Kollektivausstellung des höchst interessanten Prager Manes-Bundes, womit man sich persönlich entlastete, ohne die Grenzen der österreichischen Heimat zu verlassen. Im folgenden Januar (1903) öffnete man die Räume dem Nachlaß Arnold Böcklins und danach ließ man das in Dresden ansässige österreichische Künstlerpaar Mediz-Pelikan in einer Sonderausstellung sich ausbreiten. Im Januar 1904 folgte die Gedächtnisausstellung der Werke eines verstorbenen Mitgliedes, Leopold Burger. Doch erst im darauf folgenden Jahre, 1905, tat man den Schritt, das wirkliche Ausland zu Gast zu laden, indem man eine sehr dankenswerte Ausstellung englischer Radierungen veranstaltete. Die zu Beginn 1906 eröffnete Kollektivausstellung sächsischer Künstler, bei der vor allem Gotthard Kuehl und Oskar Zwintscher hervortraten, ward dem Geiste nach jedenfalls dem Prinzip der Heimatskunst nicht untreu, wenn sie auch die Landesgrenzen überschritt. Und mit den weiteren Sonderausstellungen der Werke Konstantin Meuniers und letzthin Heinrich Zügels hat man sich bei allen Einsichtigen nur Dank erwerben können, der heimatlichen Kunst aber die schönsten Anregungen geschenkt.

In allen übrigen Ausstellungen verließ der Hagenbund sich ganz überwiegend auf die Kraft seiner eigenen engeren

Gletscher. Gemälde von Paul Reß.

Mitglieder, und es wird nun an der Zeit sein, über deren Persönlichkeiten und Leistungen eine Art Heerschau abzuhalten. Freilich ist man dabei insofern in Verlegenheit, als der heutige Bestand vielfach ein anderer ist als der ursprüngliche. Der Bund debütierte im Januar 1902 mit 38 Mitgliedern. Von diesen sind heute bloß noch 22 im Bunde geblieben, während 15 ausgetreten sind und eines verstarb. Hingegen sind nicht weniger als 58 Mitglieder neu hinzugekommen, also mehr als zweieinhalbmal soviel, als der Restbestand der ursprüng-

Ochsengespann. Gemälde von Joza Uprka.

Jüngling mit weißem Roß. Gemälde von Jan Preisler.

Digitized by Google

lichen Mitglieder heute beträgt. Freilich stehen 24 unter den neuen Mitgliedern nur in loserer Beziehung zum Bunde, insofern eines, Gotthard Kuehl, Ehrenmitglied, die übrigen aber korrespondierende Mitglieder sind (eine Institution, die es ehemals nicht gab). Im ganzen umfaßt jetzt der Wiener Hagenbund einen Heerbann von 80 Mann, unter denen drei Dresdener Künstler (Kuehl, Zwintscher und Sterl) die einzigen Ausländer sind, während neben den deutsch-österreichischen Künstlern auch tschechische und polnische ein beachtenswertes Kontingent stellen. Während sechs Jahren waren demnach die Bewegungen innerhalb des Hagenbundes recht lebhaft, wobei noch ganz außer Anschlag bleiben soll, daß auch von den nachträglich eingetretenen Mitgliedern einige wieder ausgetreten sind. Im ganzen aber hat der Hagenbund seinen Bestand in jenen sechs Jahren mehr als verdoppelt, sich also äußerst lebenskräftig erwiesen.

Die Hauptveränderung im Charakter des Hagenbundes gegen früher besteht darin, daß unter den Ausgetretenen mehrere seiner hervorstechendsten Landschafter sich befinden: der zartbesaitete Ameseder und der feurige Kasparides, der sympathische Ranzoni und der sensible Suppantschitsch, der schmiegsame Wilt und der strebsame Drasche. Das sind immerhin Verluste; doch mehr im einzelnen als in der Gesamtheit. Auf dem Gesamtcharakter der Ausstellungen hatte das Überwiegen des Landschaftselementes geradezu gelastet und vor allem dazu beigetragen, den Darbietungen etwas Monotones zu verleihen. Jetzt herrscht zweifellos bei weitem mehr Abwechslung, und dafür, daß die österreichische Landschafterschule gebührend vertreten bleibt, sorgen aus dem alten Kreise Bamberger, Beyer und Konopa und von jüngeren Elementen Hugo Baar, Adolf Groß, Paul Reß und die bemerkenswerten Tschechen Hudecek und Slavicek.

Das österreichische Landschaftsbild ist vor allem durch Intimität, verbunden mit sinnlichem Reiz, ausgezeichnet. Weniger geht es auf Größe, auf Wucht oder auf stimmungsvolle Phantastik. Es verweilt gern beim Kleinen, ist sinnig und zart und im Ausschnitt geschmackvoll. Gewiß haben sich im Lauf des letzten Jahrzehnts auch hierin allerhand Wandlungen vollzogen, und insbesondere ist

Das Karussel der Glücksjäger. Farbige Radierung von Ferdinand Michl.

bei der neu hervorgetretenen Jugend der dekorative Einschlag bemerkenswert, wodurch mitunter ein gewisser plakathafter Charakter erzielt wird. Trotzdem hat sich im Wesen kaum viel geändert. Früher, als die Lichtenfelsschule noch im Flor stand, hatte man seine Freude daran, etwa einen Baum genau zu studieren und getreulich wiederzugeben, so daß Blätter, Rinde und Zweige deutlich erkennbar und kontrollierbar waren. Heute tut man das nicht mehr, wenigstens kaum mehr in der Sezession und im Hagenbunde. Heute sucht man das Einzelne dem Gesamteindruck unterzuordnen. Doch mehr als in Deutschland und Frankreich pflegt man auch heute noch in Österreich die Einzelheit liebevoll zu beobachten und im ganzen Arrangement geschmackvoll zur Geltung zu bringen. Das ist's: die österreichischen Landschaftsbilder verhehlen keineswegs das künstlerische Arrangement. Nicht als ob es ihnen an Natursinn fehlte — eher ist ihr Natursinn „pittoresker" —, aber sie pflegen für die Zwecke der Kunst die Natur in stärkerem Maße zu übersetzen. Sie stilisieren in Komposition und in Farbengebung. Damit erzielen sie mitunter sehr feine und höchst modern wirkende Effekte — wie denn z. B. die gewöhnlich mit allerhand Figuren belebten Landschaften von Hugo Baar in der Hinsicht zu den unzweifelhaft künstlerischen Erscheinungen der neueren österreichischen Malerei gehören. Die tschechischen Landschafter hinwiederum zeichnen sich besonders durch einen eigentümlichen, man kann nur sagen: musikalischen Empfindungston aus, der ihre Bilder vibrierend und sympathisch macht. Sie neigen im Geschmack nicht so sehr zum Zierlichen, wie die deutsch-österreichischen Künstler. Sie haben ein starkes Gefühl, Söhne einer jungen und aufstrebenden Rasse zu sein, und gehen als solche schon eher ins Breite. Eine ihrer markantesten Erscheinungen, wenn auch nicht ausschließlich Landschafter, ist der Slowake Joza Uprka. Er ist ohne seine heimatliche slowakische Tiefebene schlechthin undenk-

Ländliche Marktszene. Radierung von August Roth.

bar, doch bildet sie stets nur den mittönenden Hintergrund für seine Schilderungen bäuerlichen Lebens und bäuerlicher Gestalten. Mensch und Natur sind bei Uprka unlösbar verwachsen, er gleicht hierin Segantini. Ein besonderer Poet unter den Slawen ist Jan Preisler, etwa unserem L. v. Hofmann vergleichbar, doch bildet sie stets nur den mittönenden Hintergrund für seine Schilderungen bäuerlichen Lebens und bäuerlicher Gestalten. Mensch und Natur sind bei Uprka unlösbar verwachsen, er gleicht hierin Segantini. Ein besonderer Poet unter den Slawen ist Jan Preisler, etwa unserem L. v. Hofmann vergleich-

Salome. Farbige Plastik von Wilhelm Hejda.

bar, doch schwermütiger und minder farbenfroh.

So lockend und verführerisch die slawische Note oftmals im Orchester des Hagenbundes ertönt, die Hauptmelodie liegt doch nach wie vor bei den deutschen Künstlern. Und da sind gerade unter den Begründern der gegenwärtigen Vereinigung außer den Genannten noch manche vorhanden, die tonangebend wirken. Einer der bemerkenswertesten ist Ludwig Ferdinand Graf. Er war vor sechs, acht Jahren in einer ziemlich weichlichen und süßlichen Manier befangen und weckte kaum besondere Hoffnungen. Aber durch zähen Fleiß und künstlerische Redlichkeit, vor allem durch einen unerschrockenen Experimentatorenwillen hat er sich energisch in die Höhe gebracht und markiert jetzt den linken Flügel des Künstlerbundes. Zumal in koloristischer Hinsicht verfährt er sehr kühn und nähert sich den Neo-Impressionisten. Sein Stoffgebiet ist ungemein weit und umfaßt sowohl Landschaft und Porträt wie Genre und Phantastik. Fast noch universeller stellt sich Franz Thiele dar, der einzige deutsche Professor an der Prager Kunst-

Graf Karl Lamberg. Marmorbüste von Josef Heu.

akademie. Dieser hat sich sogar auch in Plastik versucht. Thiele ist eine Kraft voll weiten Könnens, bewegt sich jedoch vielfach in Abhängigkeiten. Er wirkt belebend und sympathisch, ohne daß man seiner Physiognomie ausgesprochene Eigenzüge nachsagen könnte. Einen interessanten Kompromiß zwischen dem Wienerischen und Pariserischen hat Raimund Germela, einer der bestrickendsten Vertreter der Gruppe, in seinen Arbeiten zustande gebracht, und mit feinstem persönlichen Geschmack verstand es Walter Hampel, sich gleichzeitig von Klimt und von Altwien inspirieren zu lassen und etwas Eigen-Reizvolles daraus zu machen. Auf zarte verrinnende Wirkungen geht August Roth aus, der wohl mit Uhde einige Berührungen unterhält. Kräftig, doch stets durch Geschmack gezügelt, erweist sich Alexander Goltz, der neben Leffler seit ein paar Jahren auch am Burgtheater wirkt. Auch Konopa sei nochmals genannt, der, außer in Landschaften, auch in ländlichen Genrestücken manch tüchtige Leistung aufzuweisen hat. Unter den jüngeren Künstlern hat sich vor allem der Deutschböhme Ferdinand Michl von Paris aus durch seine Radierungen einen Namen gemacht; freilich ist er fast allzusehr Lutetias Liebreizen erlegen.

Unter den „Vielseitigen" des Hagenbundes verdient ganz besonders Wilhelm Hejda genannt zu werden, der Verfertiger des Frontreliefs am Vereinsgebäude. Als Maler weckte er zuerst die Aufmerksamkeit durch seine originelle koloristische Kühnheit, die Böcklin mit Besnard zu verbinden und — zu übertrumpfen strebte. Trotz dieser bemerkenswerten Anfänge hat jedoch der Künstler die Malerei fast ganz verlassen und sich seit ein paar

Affenfamilie. Bronzeplastik von Emmerich Simay.

Die Quelle. Marmorgruppe von Joſef Heu.

Jahren ausſchließlich der Bildhauerei ergeben. Seine merkwürdig phantaſievolle Eingebung blieb ihm auch hier treu und ſicherte all ſeinen Arbeiten ein ſtarkes und weites Intereſſe. Noch haftet ihm vielfach Bizarrerie an. Vermag er dieſer Herr zu werden, ſo ſtehen ihm die Ausſichten zu hohen Zielen frei. Sachlicher und einfacher hält ſich Joſef Heu in ſeinen bildhaueriſchen Arbeiten, ein noch junger ſteiriſcher Bauernſohn, der ſchon manch ſchöne Erfolge eingeheimſt hat. Seine überlebensgroße Gruppe „Die Quelle“ ziert jetzt den Wiener Stadtpark. Andere Arbeiten ſind in den Häuſern des Adels und der Großfinanz. Heu hat eine vortreffliche Naturbeobachtung und iſt ganz frei von Manier: das hat ihm mit Recht viele Freunde erworben. Auch Guſtav Gurſchner und Franz Barwig, die beide Vorzügliches in der Kleinplaſtik leiſten, gehören zu den hervorragenderen Kräften des Hagenbundes, und neuerdings tritt der Ungar Emmerich Simay, zumal durch ſeine ganz ausgezeichneten Tiernachbildungen, als Plaſtiker vielverſprechend hervor.

Nur eine kurze und lückenhafte Überſchau haben wir über die Tätigkeit des Wiener Hagenbundes hier abhalten können. Sie wird indes gezeigt haben, daß dort Leben und Streben herrſchen. Im übrigen werden unſere Abbildungen am wirkſamſten illuſtrieren, was dieſe Künſtlergruppe leiſtet und wohin ſie die Ziele ihrer Beſtrebungen richtet.

Antonin. Von Ernſt Zahn.

Antonin, dem greiſen Künſtler, dem die Welt zu Füßen lag,
Nahte ſich ein holdes Mädchen, ſchelmiſch halb, halb ſcheu und zag,
Hob die Augen zu dem Alten, dem das Leben nichts verwehrt:
„Biſt Du glücklich, Meiſter,“ frug ſie, „Du, den alles Volk verehrt?“

Aus des Greiſes dunklen Augen brach ein jugendraſches Licht.
„Glücklich, Mädchen?“ ſprach er lächelnd. „Schau ich Dich an, bin ich's nicht,
„Bin's geweſen! Doch die Tage ſchwanden, wie ein Traum zerſtiebt,
„Damals hat man, holdes Mägdlein, nicht verehrt mich, nur — geliebt!“

Die Akademie Goncourt.

Von Karl Eugen Schmidt, Paris.

Der französische Schriftsteller, der etwas auf sich hält und der noch nicht vierzig Jahre alt ist, hat gewissermaßen die Anstandspflicht, übel von der Akademie der vierzig Unsterblichen zu reden. Nachher fährt er mit seinem Tadel fort, falls er keine Aussicht hat, selber gewählt zu werden; blüht ihm aber auch nur die leiseste Hoffnung zu solcher Ehre, so ändert er schleunigst seine Ansicht und schweigt oder lobt die vortreffliche Einrichtung, die es der französischen Nation ermöglicht, immer vierzig wahrhaft große Männer bei der Hand zu haben. Nebenbei bemerkt, geht es nicht nur der Akademie so: jeder französische Künstler, Schriftsteller und überhaupt jeder Franzose lacht und spottet über die Eitelkeit der Leute, die sich ein buntes Bändchen ins Knopfloch stecken, bis ihm die Hoffnung winkt, selber deloriert zu werden. Nur solange die Trauben zu hoch hängen, sind sie sauer, sobald man sie erreichen kann, schmecken sie zuckersüß.

Vor dreißig Jahren aber gab es einen grimmigen Mann in Paris, der aus seiner akademischen Gegnerschaft gewissermaßen ein Prinzip gemacht hatte. Ein so fürchterlicher Feind der Akademie war Edmond de Goncourt, daß er in seinem Grimme ein Konkurrenzunternehmen gründete und so recht schlagend dartat, wie überflüssig und absurd derartige Akademien sind. Nebenbei mag der Gentilhomme de Lettres, wie man den alten Herrn nannte, noch eine andere Absicht gehabt haben, die er sich vielleicht selber nicht eingestand. Edmond de Goncourt hielt sich nämlich für den lieben Gott oder, wenn Ihnen das übertrieben scheint, für den göttlichsten aller Sterblichen. Seine Selbsteinschätzung war so ungeheuer, daß alles Gold Rockefellers und Jay Goulds nicht ausgereicht hätte, um ihn seiner Schätzung nach zu bezahlen. Er war der eitelste aller Franzosen, und das will wohl besagen, daß er der eitelste aller Sterblichen war.

Nun denken Sie sich diesen akademischen Plan: bis in alle Ewigkeit, wenigstens solange es eine französische Sprache gibt, soll die Akademie bestehen, die den Namen Goncourt trägt. Bis in alle Ewigkeit sollen zehn französische Schriftsteller als lebendige Ruhmeszeugen, als Herolde des Goncourtschen Namens Preislieder für den Stifter ihrer Akademie anstimmen. Hat sich Herr von Goncourt da nicht ein weit besseres Mittel ausgedacht, der Unsterblichkeit teilhaftig zu werden, als wenn er sich einfach zu den Vierzig unter der Kuppel am Pont des Arts hätte wählen lassen?

Auf diese Weise wird man den Namen Goncourt nennen, solange man von Molière und von Rabelais sprechen wird, und auf andere Art wäre das kaum eingetreten. Denn obschon Goncourt sich für den größten aller Schriftsteller hielt, und obgleich seine Freunde ihm das nachsagten und anderwärts lauten Widerhall erweckten, ist sein Ruhm in den jetzt seit seinem Tode verstrichenen zehn Jahren bereits sehr bedenklich verblaßt, und wenn er seine Akademie nicht gestiftet hätte, wäre nicht allzuoft die Rede von dem Gentilhomme de Lettres.

Gewöhnlich spricht man von den Brüdern Goncourt zusammen, weil die Hauptwerke von Jules und Edmond de Goncourt gemeinschaftlich verfaßt wurden. Derartige literarische Kompanien sind ja in Paris außerordentlich häufig. Wo es sich um die Fabrikation von Schwänken handelt, ist dagegen auch kaum viel einzuwenden, soll aber ein wirklich großes und einheitliches Werk geschaffen werden, so werden viele Köche ganz sicher den Brei verderben. Das Schlimmste, was allen diesen Kompaniearbeiten anhaftet, ist der Mangel an Persönlichkeit. Die Bücher der Brüder Goncourt, wie die der beiden Rosny und der beiden Margueritte sind von sachlicher Nüchternheit und können nicht gut anders sein, weil jeder Mitarbeiter die persönliche Eigenart herabmindern muß, um sich mit dem Kameraden auf der goldnen Mittelstraße zu treffen. Niemals wird aus einer Kompaniearbeit ein Don Quijote, ein Faust, ein Tristram Shandy oder ein Hamlet erstehen. Zum Meisterwerk ist eben ein ganzer Kerl nötig — nicht zwei halbe.

Das, was von Goncourts Schriften in den letzten zwanzig Jahren am meisten Leser fand, waren die von dem überlebenden Bruder Edmond herausgegebenen Tagebücher, die wiederum die Namen beider Brüder trugen, obschon der größte Teil davon lange nach dem Tode des einen geschrieben wurde. Und der Grund dieser Beliebtheit der Tagebücher ist darin zu finden, daß sie mit persönlichen Bemerkungen angefüllt sind. Allerdings entblößt uns der Gentilhomme de Lettres sein Inneres nicht. Er bleibt kühl und sachlich, aber desto weniger Diskretion übt er anderen Leuten gegenüber. In diesen Tagebüchern ist er gleichsam ein registrierender Apparat, der jedes Wort aufnimmt und wiedergibt, unbekümmert darum, was die dergestalt Registrierten davon denken mögen.

In Neuilly hielt der überlebende Goncourt Hof. Zwanzig Jahre lang sammelten sich um ihn Schriftsteller und Künstler und plauderten von Dingen und Menschen. Der Versammlungssaal war der sogenannte „Grenier", der Speicher, genannt, weil dem Hausherrn der Name so romantisch vorkam, denn im übrigen hatte der Raum freilich nicht das geringste mit einem Speicher gemein. Die ganze Wohnung war mit Kunstwerken angefüllt, denn die Brüder Goncourt hatten sich von jeher eingehend mit der bildenden Kunst befaßt, und vielleicht ihre besten Arbeiten beschäftigen sich mit französischen Künstlern des XVIII. Jahrhunderts und mit der japanischen Kunst. Auch über den ebenso graziösen wie bittern Zeichner Gavarni, der in seinen alten Tagen dem Brüderpaar mit großer Freundschaft anhing, haben die Goncourt ein Buch geschrieben. Und selbstverständlich sammelten die beiden.

Dazu hatten sie alles Nötige: etwas Geld, viel Zeit, Verständnis und Geschmack und weder Frau noch Kind. Denn wer sammeln will, darf nicht verheiratet sein: die Frauen können es nicht leiden, wenn der Mann seine Zeit bei solchem Firlefanz verbringt, und außerdem haben sie die verwünschte Manie des Staubwischens, der alles Zerbrechliche erliegt. Die Brüder Goncourt waren allein und sie verfügten über ein jährliches Einkommen von fünfzehntausend Franken, ganz abgesehen von dem Ertrag ihrer literarischen Arbeiten, der einige fünfzehn Jahre lang recht bedeutend war. Also konnten sie gemütlich sammeln und ihr Heim mit Zeichnungen und Pastellen aus dem XVIII. Jahrhundert und mit japanischen Kakemonos und Makimonos schmücken. Wie allen seinen Taten maß Edmond de Goncourt auch seinen Sammlungen einen weit höheren Wert bei, als ihnen wirklich zukam, und diese Überschätzung war daran schuld, daß die Akademie nicht gleich nach seinem Tode zusammentreten konnte. Übrigens sei hier das unfragliche Verdienst der Brüder Goncourt hervorgehoben, was die Bekanntmachung und Schätzung der japanischen Kunst in Europa anlangt. Sie waren beinahe die ersten Schriftsteller, die auf die Kunstschätze der Japaner hinwiesen, und in hohem Maße haben sie die japanischen Einflüsse auf die moderne Kunst geleitet.

Aus lauter Vergnügen über seine Kunstschätze verfaßte Edmond de Goncourt einige zehn Jahre vor seinem Tode eine Art von Inventar, das unter dem Titel „La Maison d'un Artiste" in Buchform veröffentlicht wurde, und worin der feine Geschmack des Sammlers mindestens ebenso trefflich unterstrichen wird wie das Genie der besprochenen Künstler. Goncourt besaß eben die schätzbare Eigenschaft, alles, was ihm gefiel, zu seinem geistigen Eigentum zu machen. Die Pastelle, Zeichnungen und Drucke in seiner Wohnung waren nicht von Watteau, Lancret, Utamaro usw., sondern von Edmond de Goncourt selbst geschaffen, und ebenso gehörten ihm allein alle guten Einfälle, die in seiner Wohnung ausgesprochen wurden. Damit kein anderer sich seines Eigentums bemächtige, veröffentlichte er diese weisen Reden. Sechs oder acht Bände hat er so mit dem Journal des Goncourt ausgefüllt, zur Freude der vielen und zum bitteren Herzeleid der wenigen.

Denn in der intimen Umgebung der Freunde und Kameraden sagt man manches, was nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist, und Edmond de Goncourt berichtete mit Vorliebe gerade diese Dinge, die sub rosa erzählt worden waren. Wehe dem Unglücklichen, der im Grenier eine Bemerkung über einen Zeitgenossen oder auch über eine Zeitgenossin machte: der Hausherr paßte auf, und alles kam in das Journal. Zwar munterte er seine Gäste zu allen möglichen Indiskretionen auf, und seine Miene war so vertrauenerweckend, daß man der Gefahr vergaß, aber nach Wochen oder Monaten las man in dem Echo de Paris, das diese Aufzeichnungen brachte, ehe sie in Buchform erschienen, was man damals bei der Lampe Dämmerschein im vertrauten Freundeskreise gesagt hatte, und das war nicht immer angenehm. Und wenn man dann zu Edmond de Goncourt kam und sich beschwerte, geriet der biedere Gentilhomme de Lettres in das größte Erstaunen, machte ein furchtbar naives Gesicht und sagte:

„Aber lieber Freund, ist es möglich, daß Ihnen diese Veröffentlichung unangenehm ist? Ja, wie hätte ich das denken können! Ich fand Ihre Bemerkungen so interessant, so geistreich, so treffend! Wie hätte ich das der Mit- und Nachwelt vorenthalten können? Ach, das tut mir furchtbar leid, daß Ihnen die Sache unangenehm ist. Ich war ganz im Gegenteil überzeugt, Ihnen eine Freude zu machen, indem ich Ihre trefflichen Gedanken für die Nachwelt aufschrieb."

Das Steckenpferd der Gäste des Greniers aber war die Akademie der vierzig Unsterb-

Bildnis von Frau von B. Gemälde von Walter Petersen.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.)

lichen. Auf diesem Steckenpferde ritt der Hausherr ohne Unterlaß herum, und so oft die Vierzig eine literarische Null wählten und einen begabten Schriftsteller zurückwiesen, herrschte eitel Freude und Wohlgefallen im Grenier. Und um der Welt recht deutlich zu zeigen, was für eine blödsinnige Einrichtung die Akademie sei, kam Goncourt schließlich auf den genialen Gedanken, selber eine Akademie zu gründen. Zum Unterschiede von den Leuten unter der Kuppel sollten aber in der Akademie Goncourt nur wirkliche Schriftsteller sitzen und zwar Schriftsteller von echtem Schrot und Korn. Der Hausherr machte sich an die Arbeit und stellte die Liste seiner Akademiker auf. Vor allem durfte da keiner stehen, der etwas mit der Akademie der Vierzig zu tun hatte. Denn eins war sicher: jedes Mitglied der Vierzig oder jeder, der es werden wollte, konnte unmöglich Talent genug besitzen, um der Akademie der wirklichen Schriftsteller anzugehören. Goncourt machte also seine Liste, und man muß gestehen, daß sie nicht übel aussah. Früher schon hatte Henri Houssaye eine ähnliche Liste aufgestellt, um zu beweisen, daß immer gerade die genialsten französischen Schriftsteller von der Akademie verschmäht worden waren, jetzt wollte Goncourt zeigen, daß sich in dieser Hinsicht nichts geändert hatte.

Er setzte die Zahl seiner Akademiker auf zehn fest, da vierzig große Schriftsteller zu gleicher Zeit ihm etwas viel vorkam. Die erste Liste war wirklich vortrefflich, und wäre sie jemals in ihrer ursprünglichen Gestalt zustande gekommen, dann wäre allerdings der Beweis gelungen, und die vierzig Unsterblichen hätten sich in ein Mausloch verkriechen müssen vor ihren zehn Konkurrenten. Leider aber starben einige der Goncourtkandidaten, ehe die Sache in Gang kam, und was noch schlimmer war: mehr als die Hälfte der Goncourtleute widerstand den Lockungen der vierzig Unsterblichen nicht und ließ sich von ihnen wählen, so daß also der neue Akademiegründer diese Abtrünnigen von seiner Liste streichen mußte. So standen dereinst auf der Liste Goncourts: Alphonse Daudet, Anatole France, Jules Vallès, Taine, Flaubert, Barbey d'Aurevilly, Banville, Renan, Zola, Coppée, Loti, Bourget.

Davon fielen Renan, Taine, Coppée, Anatole France, Paul Bourget und Pierre Loti ab, um sich in die offizielle Akademie wählen zu lassen. Einer davon, Anatole France nämlich, hat das später bereut, und in der Tat wäre sein Platz eher in der Goncourtakademie als bei den Unsterblichen, die er mit Spott und Verachtung verfolgt, deren Sitzungen er schon seit Jahren nicht mehr beiwohnt, und an deren Abstimmungen bei der Wahl neuer Mitglieder er sich nicht mehr beteiligt. Da er aber einmal die Untreue begangen hat, ist er für immer von der Gesellschaft Goncourts ausgeschlossen und muß sich trösten, so gut er kann. Emil Zola ist es noch schlimmer ergangen. Durch seine Kandidatur bei der Akademie veranlaßte er seine Streichung von der Liste Goncourts, und obendrein wollte die Akademie der Vierzig nichts von ihm wissen. Er hatte sich buchstäblich zwischen zwei Stühle gesetzt. In die Akademie wäre er ohne Zweifel gewählt worden, wenn er nicht politisch als Verteidiger des verurteilten Offiziers Dreyfus aufgetreten wäre; nachdem er aber diese Sünde begangen hatte, war es aus mit seinen akademischen Hoffnungen, und ohne jede akademische Ehrung mußte er sein Leben beschließen.

Jules Vallès, der grimmige Schilderer der Pariser Bohème, der Verfasser der autobiographischen Bücher L'Enfant und Le Bachelier, starb vor Goncourt, ebenso Flaubert, Barbey d'Aurevilly und Banville, und schließlich war beim Tode Goucourts von der alten Heldenschar nur noch Alphonse Daudet übrig. Daudet war der einzige, der sich nicht von der akademischen Unsterblichkeit hatte blenden lassen. Denn den andern Abtrünnigen darf man ihren Abfall nicht allzu schwarz anstreichen. Wenn ein Schriftsteller zu Jahren und Ruhm gelangt, wird er von der Akademie sozusagen umworben und umschmeichelt, damit er seine Kandidatur anmelde. Anatole France, Paul Bourget, Pierre Loti, Ernst Renan, ja sogar Emil Zola sind eigentlich nicht hinter der Akademie hergelaufen, sondern die Sache lag umgekehrt: irgendein befreundeter Akademiker tritt als inoffizieller Gesandter der Akademie auf, versichert dem Mann, daß seine Wahl nicht dem geringsten Zweifel unterliege, und überredet ihn zur Anmeldung der Kandidatur. Gewöhnlich aber ist die Sache nicht ganz so einfach, und die Unsterblichen rächen sich gerne für allzulanges Sträuben eines Kandidaten, indem sie ihm beim ersten und vielleicht auch noch beim zweiten Male irgendeinen mehr oder weniger literarisch angehauchten Marquis oder Erzbischof vorziehen. Dies geschieht, um dem Kandidaten und der ganzen Welt keinen Zweifel über die hohe Ehre zu lassen, die dem Gewählten widerfährt. Wenn der Mann einmal seine Kandidatur angemeldet hat, fällt er so leicht nicht wieder ab, sondern stellt sich auch zum zweiten und zum dritten Male wieder ein, worauf die Unsterblichen dann gnädig werden und ihn wählen. So wäre es ohne jeden Zweifel auch mit Emil Zola gegangen, wenn er nicht die weltbekannte politische Rolle im Dreyfusfalle übernommen und dadurch die starke konservative und klerikale Mehrheit in der Akademie gegen sich aufgebracht hätte.

Die Leute, die ursprünglich auf der Liste Goncourts standen und dann ins feindliche Lager abschwenkten, dürfen also nicht allzu streng verurteilt werden. Daß ihre Sünde nicht sehr groß war, geht am besten daraus hervor, daß überhaupt alle Goncourtisten, soweit sie nicht vorher starben, sich

ihrer schuldig machten. Desto mehr muß man sich über den einzigen Daudet wundern, dem die Akademie nicht weniger Schlingen legte als seinen Kameraden aus dem Grenier, und der standhaft auf die lockende akademische Ehre verzichtete, um dem Gentilhomme de Lettres treuzubleiben. Seine Treue wurde dadurch belohnt, daß Goncourt ihn zu seinem Testamentsvollstrecker und zum Präsidenten der Goncourt-Akademie ernannte. Aber der Verfasser des Tartarin freute sich dieser Ehre nicht lange oder strenggenommen überhaupt nicht, denn die Akademie kam offiziell und tatsächlich erst sieben Jahre nach dem Tode ihres Stifters zustande, und inzwischen war auch Alphonse Daudet gestorben.

Sieben Jahre lang dauerte es, bis die Gerichte ihren endgültigen Spruch über die Hinterlassenschaft Goncourts abgegeben und die gesetzliche Existenz der Akademie anerkannt hatten. Dabei handelte es sich nicht um Ansprüche entfernter Verwandter, sondern die Akademie konnte gar nicht in der Art, wie Goncourt sie sich gedacht hatte, zustande kommen, weil das vorhandene Vermögen nicht ausreichte. Goncourt hatte mit der Überschätzung, die er allen von ihm selbst ausgehenden Dingen angedeihen ließ, den Wert seiner Kunstsammlung doppelt so hoch veranschlagt, als sie nachher trotz riesiger Reklame bei der Versteigerung eintrug. Nun hatte er sich ausgedacht, jeder Akademiker solle eine jährliche Pension von 6000 Franken beziehen, und außerdem solle jedes Jahr ein Preis von 5000 Franken vergeben werden. Da das vorhandene Geld nicht reichte, beschlossen die Akademiker, die Zinsen anwachsen zu lassen, bis man den Bestimmungen nachkommen könne, und inzwischen nur den Preis herzugeben und jeden Monat zusammen zu Abend zu essen. Dieses Abendessen ist im Grunde der Hauptexistenzzweck der Akademie Goncourt. Der Stifter wollte den Kreis, der sich im Grenier zu versammeln pflegte, auch nach seinem Tode zusammenhalten, und die Mitglieder der Akademie sind nicht nur durch literarische, sondern auch besonders durch kamerad- und freundschaftliche Beziehungen zueinander gekommen. Wenn die Goncourt-Akademie im großen und ganzen literarisch nicht höher steht als die Akademie der vierzig Unsterblichen, so ist das eben dem Umstande zuzuschreiben, daß kameradschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse bei der Bestimmung der Mitglieder mindestens ebenso laut mitsprechen wie literarische Verdienste.

Beim Tode Goncourts wies seine Liste nur acht Namen auf: Alphonse Daudet, Joris Karl Huysmans, Octave Mirbeau, die Brüder Henry und Justin Rosny, Léon Hennique, Paul Margueritte und Gustav Geffroy. Noch ehe die Akademie endgültig zustande kam, starb ihr erster Präsident, und so mußten drei neue Mitglieder gewählt werden. Bei dieser ersten Wahl ließen sich die Goncourtisten ausschließlich von kameradschaftlichen Rücksichten leiten und suchten sich drei Leute, die schon zu der Gesellschaft im Grenier gehört hatten. So kamen Lucien Descaves, Élémir Bourges und Léon Daudet in die Akademie Goncourt, der letztere hauptsächlich aus Pietät für seinen Vater. Als dann vor einem halben Jahre Huysmans starb, wurde wieder eine neue Wahl vorgenommen, wobei diesmal das literarische Verdienst den Ausschlag gab, denn Jules Renard, der neue Goncourt-Akademiker, ist einer der talentvollsten französischen Schriftsteller der Gegenwart und mit Octave Mirbeau ohne jeden Zweifel der stärkste Mann in der Akademie.

Wenn nun auch keine Auch-Literaten in der Goncourt-Akademie sitzen, wie es ihrer so viele bei den vierzig Unsterblichen gibt, so darf man darum die Vereinigung der zehn Schriftsteller doch nicht zu hoch einschätzen. Wenn Goncourt beweisen wollte, daß immer die allerbesten Leute nicht bei den Unsterblichen zu finden sind, so ist ihm der Beweis wenigstens nicht durch seine Akademie gelungen. Von den Goncourtisten sind höchstens fünf dem größeren Publikum bekannt, und von diesen fünfen würde man auch nur zwei nennen können, wenn man die größten lebenden Schriftsteller Frankreichs an den Fingern beider Hände aufzählen wollte. Der literarische Durchschnitt ist bei Goncourt nicht besser als bei den Unsterblichen, zu denen Anatole France, Pierre Loti, Paul Bourget, François Coppée, Rostand, Lavedan, Donnay und noch acht oder zehn Schriftsteller gehören, die rein literarisch gewiß ebenso hoch zu schätzen sind wie Hennique, Bourges, Geffroy, Rosny, Margueritte, Descaves und Léon Daudet.

Trotzdem besteht ein Unterschied zwischen den beiden Akademien, und die Leute haben nicht ganz unrecht, die bei den Goncourtisten das „junge Frankreich" suchen und die müden Großväter zu den Vierzig verweisen. Die Goncourtisten sind tatsächlich jünger als die Unsterblichen: der älteste von ihnen, Octave Mirbeau, ist im Jahre 1850 geboren, und das Durchschnittsalter wird etwa 46 Jahre betragen. Bei den Unsterblichen aber gibt es sechs oder sieben Jubelgreise, die den Achtzigen nahe sind oder die dieses patriarchalische Alter bereits überschritten haben, und der Durchschnitt wird kaum unter sechzig liegen. Man kann schon daraus ersehen, daß die Wahl zum unsterblichen Akademiker gewissermaßen die Krönung einer Karriere ist. Im allgemeinen liegt die Haupttätigkeit hinter dem Schriftsteller, der in die Akademie aufgenommen wird. Bei Goncourt ist es anders und soll dem Wunsche des Gründers nach anders sein. Er wollte nicht zehn Schriftstellern ein sorgenfreies Alter verschaffen, sondern er wollte ihnen in ihren besten Jahren die materiellen Sorgen abnehmen, damit sie ungehindert

ihren literarischen und künstlerischen Idealen leben könnten.

In diesem Punkte nun scheint mir das Programm Goncourts nicht gerade besonders gut ausgeführt zu werden. Mirbeau und Daudet haben, ganz abgesehen von dem Ertrage ihrer Arbeiten, sehr hohe Einkünfte, zehn- und zwanzigmal mehr als die Goncourtpension ausmacht, Jules Renard ist ebenfalls vermögend, Margueritte und die Brüder Rosny gehören zu den gelesensten und am besten bezahlten Romanschriftstellern, bedürfen also der Goncourtpension keineswegs. Von den vier andern ist Gustav Geffroy nicht nur Direktor der dem Staate gehörigen Gobelin-Fabrik, sondern auch vielbeschäftigter Feuilletonist und Kunstschriftsteller, und auch Descaves ist eifrig als Journalist tätig. Ob Hennique und Bourges die Goncourtpension nötig haben, um ihre literarischen Ideale verwirklichen zu können, weiß ich nicht, jedenfalls scheint ihnen diese Verwirklichung keine große Eile zu machen, denn in den letzten Jahren ist nichts von ihnen erschienen. Wenn also dieser Punkt des Programms nicht ganz befriedigend durchgeführt wird, so darf man nicht vergessen, daß seine Verwirklichung beinahe unmöglich ist. Man müßte ein wahrer Gott sein, um zu wissen, welcher junge Mann ein unsterbliches Meisterwerk schaffen kann, wenn man ihm nur die materiellen Sorgen abnimmt. Und da man das nicht wissen kann, muß man eben Leute nehmen, die bereits Beweise von ihrem Talente gegeben haben. Nur müßte dabei doch vermieden werden, daß Millionäre wie Mirbeau 6000 Franken Pension beziehen, um der materiellen Sorgen überhoben zu sein.

Besser haben sich die Goncourtisten bisher der Aufgabe erledigt, jedes Jahr einen jungen Schriftsteller mit einem Preise von 5000 Franken auszuzeichnen. Bisher sind vier solcher Preise verliehen worden, und jedesmal wurde damit ein annoch dem Publikum gänzlich unbekannter Schriftsteller bedacht, dessen Arbeit tatsächlich den Preis verdiente. Hier hat sich die Goncourt-Akademie in den schärfsten Gegensatz zur Akademie der Vierzig gestellt. Die alte Akademie gibt jährlich Hunderte von Geldpreisen und richtet sich dabei fast ausschließlich nach dem Maße von Tugend, das in den Arbeiten niedergelegt ist. Wer langweilige Bücher scheut, ist der Akademie zu großem Danke verpflichtet, denn durch ihre Preise steckt sie gewissermaßen einen Strohwisch auf, und wenn auf dem Umschlag eines Buches vermerkt ist, daß die Vierzig diesem Werke einen Preis verliehen haben, so wendet sich der Gast mit Grausen und greift nach einem andern Buche. Genau das Gegenteil läßt sich von den Büchern sagen, die bei Goncourt Ehre gefunden haben. Sie sind zwar nicht immer tugendhaft, aber stets außerordentlich interessant, und daß es sich jedesmal um einen bisher gänzlich unbekannten Schriftsteller handelt, zeugt für den Fleiß und für den Geschmack, womit die Goncourtisten ihre Aufgabe lösen.

Auch in politischer Beziehung steht die Goncourt-Akademie in scharfem Gegensatz zu den vierzig Unsterblichen. Bei diesen würdigen Herren ist die Opposition gegen die Regierung Trumpf, aber es ist die Opposition der äußersten Rechten. Wenn man gut klerikal und reaktionär, womöglich für das Lilienbanner eintretender Royalist ist, hat man mehr Aussicht, in die Akademie der Vierzig zu kommen, als wenn man hundert gute Bücher geschrieben hat. Bei Goncourt gibt es auch Opposition, aber sie gehört der äußersten Linken an. Seit Huysmans, der zum frommen Kirchenglauben bekehrte ehemalige Bösewicht, tot ist, gibt es nur noch einen einzigen Klerikalen bei Goncourt: Léon Daudet, der in der Libre Parole die Juden, Protestanten, Freidenker und Republikaner allerart mit einem Eifer bekämpft, der an die schönen Tage Rochefforts und Cassagnacs erinnert. Dagegen steht eine Mehrzahl der Goncourtisten auf der äußersten Linken: Octave Mirbeau ist ein Stück von Salonanarchist, Lucien Descaves, der vor fünfzehn Jahren mit seinem unpatriotischen Buche „Sous-Offs" die patriotische Presse in hellodernde Wut versetzte, Gustave Geffroy, der dem professionellen Revolutionär Blanqui in seinem Buche L'Enfermé ein Denkmal gesetzt hat, Paul Margueritte, der in La Commune die Erhebung des Volkes von Paris im Frühjahr 1871 zwar nicht preist, aber billigt, und Jules Renard stehen den Sozialdemokraten nahe. Attio beteiligt sich am politischen Kampfe nur Daudet regelmäßig, die andern schreiben wohl hie und da einen Artikel für ihre Überzeugungen, betrachten aber die Literatur sans phrase als ihr eigentliches Gebiet. Renard, der in seinen Büchern nichts Politisches hören läßt, bekleidet im Leben sogar eine nicht unwichtige politische Rolle: er ist Bürgermeister in seinem Heimatsdorfe und führt daselbst einen großen Kampf gegen Adel und Geistlichkeit. Paul Margueritte endlich sehnt sich seit langer Zeit nach aktiver Beteiligung an der Politik und hat einen oder zwei vergebliche Versuche gemacht, in den Senat gewählt zu werden.

Man kommt also zum Schlusse: literarisch ist die Goncourt-Akademie nicht besser und nicht schlechter als die Académie française, und eine wirkliche Existenzberechtigung hat sie sowenig wie jene. Da sich aber drüben die Verteidiger der traditionellen Anschauungen angesiedelt haben, so ist es vielleicht ganz gut, daß man auch den Anhängern und Predigern der Zukunftsbotschaften ein Plätzchen bereitet hat. Der Literatur kann das nichts schaden, dem Zukunftsstaate ebenfalls nicht, und dem Namen Goncourt ist die Unsterblichkeit gesichert.

Der Zeuge. Novelle von Ida Boy-Ed.

Als Overath unter seinen Postsachen den Brief Niko Bielsteins fand und die italienischen Freimarken mit dem Stempel ‚Napoli' sah, ging ein Glanz über sein Gesicht. Er bekam den Ausdruck, den Menschen haben, die von einer großen Vorfreude ganz erfüllt sind.

Der Gang seines Lebens war, ihm selbst und noch mehr seinen Zuschauern unerwartet, verwunderlich geworden. Noch vor wenig Jahren bestahl ihn fortwährend das allzubunte und überwichtig laute Gedränge, in dem er stand. Aber nach und nach hatte er einen Unbelästigten aus sich gemacht. Einen Unbelästigten!

Dazu hatte viel gehört. Vor allem: unbedingte Wahrhaftigkeit gegen sich und andere. Er fühlte wohl: sie mochte oft genug das grobe Gesicht des rücksichtslosen Egoisten haben. Aber es war gerade seine Überfeinheit, die ihn unerschütterlich machte. Er hatte ein so peinlich ängstliches, ein so deutliches Gefühl für die Kostbarkeit der selbstverständlichsten Besitztümer: Zeit, Gedanken, Empfindungen. Und eine solche Verwundbarkeit in seinem Nebenmenschen. Ein quälendes Talent, sich für ihn zu schämen — was der Nebenmensch natürlich nicht von fern spürte. Mit so einem Talent kommt man zu keiner sonnigen Gemütsruhe außer im Wählerischen.

In der betrachtenden Stille seines jetzigen Lebens dachte und fühlte er sich in alles, was zu ihm gehörte, dafür so stark hinein, daß er sich selbst fast aufgab.

Wer gehörte aber so völlig ihm, zu ihm, wie das junge Paar!

Er dachte allerlei Nebensächliches, Dinge, die gewissermaßen zur Daseinstechnik gehören: ob sie im Roten Meer von der Hitze gelitten hätten; ob Melanie wieder viel mit Seekrankheit gekämpft habe, warum sie von Kairo aus, wo sie sich zwei Wochen aufgehalten, nur knappe Grüße geschickt hatten.

Und dann dachte er: sie kommen gerade in den Frühling hinein. Das war gut. Das mußte es erträglicher machen. Heimatnähe war ihnen noch nicht so wichtig, daß sie hätte entschädigen können. Heimatfernen gab es ja auch eigentlich nicht mehr. Niko und Melanie schienen keine starke Veränderung darin zu finden, daß sie fortab vom Haag aus rascher nach ihrem Bielstein kommen konnten, als es von Tokio aus möglich gewesen war. Mit der Beförderung Nikos vom zweiten zum ersten Gesandtschaftssekretär war dieser Szenenwechsel ihnen auferlegt worden. Und daß sie aus dem lächelnden Bric-à-brac-Nippon, aus der Welt der graziösen und phantastischen Wunder, aus dem Überschwang der Blumenheiterkeiten in den derb schreitenden Ernst Hollands, in den feuchten, langsamen Atem des Flachlandes, in die Prosa europäischer Lebensführung sich hinüberstimmen mußten, das war ihnen sicher schwer.

Nun war also das Ehepaar in Europa angekommen! Es würde und mußte zuerst bei Melanies Eltern einen Besuch machen. Das verstand sich. Overath wußte, daß Niko Bielstein mit heimlicher Ungeduld, Melanie mit gefaßter Ergebenheit dieser Kindespflicht genügte. Dann gingen sie natürlich nach Bielstein. Und sobald man sich dort eingelebt und etwas eingerichtet haben würde, so daß Melanie sich in voller Hausfrauenherrlichkeit fühlen könnte, sollte er, der Freund, zu ihnen kommen.

Er saß an seinem Schreibtisch und sah hinaus.

Eben strich ein prachtvoller, dicktropfiger Regen nieder, schwer und von Licht durchglitzert. Über den Parkwipfeln stand die Sonne hinter einer lustigen Wolke. Die war ein breitgelagertes Oval mit einer putzig regelmäßig ausgebogten Goldkante, wie eine gestickte graue Decke. Ganz getrennt von ihr zog ein zerfetztes und von Feuchtigkeit schweres Gewölk dahin und begoß in flinker, kräftiger Gärtnerarbeit Haus und Park. Overath sah dankbar zu. Und durch das bloße Schauen war er so lebendig erquickt, als habe er den ganzen Mund voll

Digitized by Google

von dem feuchten, fliederduftigen Atem der Luft.

Als das raſche Rauſchen in ſeiner angenehmen Eilfertigkeit ein wenig nachließ, entſchloß ſich Overath endlich den Brief zu öffnen.

„Ich fürchte, ich werde Dir einen langen Brief ſchreiben, mein alter Hippolyt. Das iſt ſeit einiger Zeit ein Kampf in mir: Sprechen oder Schweigen. Schweigen iſt der Welt gegenüber möglich, ſolange wir wollen. Es iſt auch vorerſt Melanies Eltern gegenüber durchzuführen. Du kennſt das flotte Gefühls- und Lebenstempo des Grafen Breda. Der hat gar keine Zeit, bei der Seele ſeiner Tochter ſtillzuſtehen. Und Du weißt, wie die Gräfin aus der Art ihres Gatten immer neue Vorwände ſchöpft, ſich erbittert vor dem Undank der Ihren zu ſchützen, d. h. mit dem Anſchein des Rechts, das man einer Verkannten und Betrogenen etwa zubilligen könnte, ſich einfach nicht um die Ihren zu kümmern.

Und da ſie ſo beſtändig damit zu tun haben, ſich voreinander zu retten und übereinander die Hände zu ringen, werden ſie nicht bemerken, daß wir Befangene ſind. Sie würden es auch gar nicht bemerken wollen, denn das brächte Anſprüche herauf. Und über Anſprüche fallen ſie immer aus den Wolken wie über Schickſalstücken.

Es fällt mir wieder ſchwer aufs Herz: Melanie hat ja niemand!

Und doch! Sie hat Dich. Ich muß es ihr überlaſſen, ob ſie zu Dir wird ſprechen wollen, wie ich es heute tue. Mein Kampf: Sprechen oder Schweigen konnte ſich gar nicht anders löſen. Denn Du kennſt mich ſo genau. Die vorſichtigſten und unbedeutendſten Worte meiner Briefe hätten mich Dir verraten, auf den leeren Räumen zwiſchen den Zeilen hätteſt Du es geleſen: er iſt aus den Fugen!

Ja, mein lieber Alter, das bin ich! Melanie iſt es! Unſer Leben iſt es!

Wir ſtehen erſtaunt und mehr traurig als feindlich einander gegenüber. Es iſt, als könnten wir nicht mehr begreifen, daß wir jemals ſo ſehr in Innigkeit verbunden waren.

Glaube nicht, daß wir ganz einfach jenen Zuſtand der Ernüchterung durchleiden, den faſt alle jungen Paare wie eine Kinderkrankheit des Ehelebens zu beſtehen haben. Das iſt es nicht, dies erſte Verwundert- und Ermattetſein nach Liebesſpiel und Weſensanpaſſung.

Aber was iſt es ſonſt? Ich leide. Und bin wie einer, dem ſich die Symptome nur ſo häufen, ſobald er einem einzigen auf die Spur kam, das ernſte Krankheit andeutet.

Nun komm' ich zu Dir. Du haſt, trotzdem Du nur zwölf Jahre älter biſt als ich, von je einen etwas väterlichen Ton mir gegenüber gehabt. Ich fühlte immer: das kam nicht vom Taufſcheinunterſchied. Das war Deine Veranlagung zum kritiſchen Wiſſenden. Deine Fähigkeit in die Menſchen hineinzuſehen und vom Bodenſatz ihres Weſens Dich beunruhigt zu fühlen wie von einer eignen Schuld.

Nun ſieh mal in mich hinein. Ich zerſchlage meine Bruſt, ich durchforſche mich und ſuche, ſuche: wie kam das? Warum wich Melanie von mir zurück? Schweigend, doch beängſtigend beharrlich. Warum bekam ihr Blick dies Leidvolle, wie ein Auge ihn hat, das auf Vergangenheit ſieht?

Was habe ich ihr getan? Wie mich verändert? Sag' Du es mir. Vielleicht bin ich blind gegen mich. Sei ſchroff. Schlag' mich zu Boden mit den Keulen derbſter Wahrheit. Nur hilf mir, mich und ſie verſtehen.

Du kennſt ja Melanie. In ihren Heiterkeiten, in ihren Beziehungen zu den Dingen um uns iſt ſie offen und von raſchem Temperament, iſt geſellig und beſchwingt. Auch wohl einmal heftig und eigenſinnig in Äußerlichem.

Aber ihr eigentliches Gemütsleben, die großen Erlebniſſe, die Tränen und das Lachen ihrer Seele umhüllt ſie mit Kirchenſtille und Tempelverſchwiegenheiten.

Ein Streit, bei dem man ſich gegenſeitig blutige Wunden ſchlägt, iſt mit ihr unmöglich.

Wie zum Verrücktwerden ohnmächtig iſt man ſolchem Weſen gegenüber!

Ich habe Stunden, wo ich ſie haſſe.

Und ich muß Dich was Tolles fragen: biſt Du ſo ganz felſenfeſt davon überzeugt, daß Haß etwas Feindſeliges iſt?

So weit ist es mit ihr und mir. Unsere Ehe ist zu Ende.

Nun willst Du aber wohl wissen: was begab sich denn vorher? Die Entwicklung willst Du haben. Du, der Du uns sahst, noch vor einem Jahr — ist es zu glauben — in diesen köstlichen Sicherheiten, die wir in uns hatten, solange wir glaubten: man kann nicht genauer füreinander bestimmt sein wie wir.

Könnt' ich Dir Daten geben!

Aber diese leisen, feinen, schwebenden Stimmungen fängt man nicht in das Vogelbauer eines sichern Zeitraums ein. Das kann man nicht hinter Gitterstäbe sperren, um wissenschaftlich zuzusehen, wie das da rumtobt.

Also neue Stimmungen. Wie eine Befangenheit voll unklarer Verwunderung. Traurigkeiten, tiefe, endlose.

Und das seltsame Wiedererwachen mädchenhafter Keuschheit.

Rätsel tun sich auf. Kann sie die Stunden unserer geheimsten Zusammengehörigkeit sich versagen, ohne zu leiden? Wenn Du wüßtest, wie da ihr Temperament in Flammen stand! Und wie mich das Wissen berauschte: mir zuerst und für immer mir allein diese Glut.

Auch dies Band zerrissen.

Und wie schnell das alles wurde und da war. Dieser Zustand einer Leere — einer Leere, vor der man jeden Tag von neuem erschrickt.

Wir dürfen uns nicht weiter so ertragen, wie wir jetzt sind. Keiner den andern, keiner sich selbst.

Mein Gott, Hippolyt! Wenn erst etwas gesagt ist! Wenn Worte: laute, große, starke, genaue Worte sich erst auf die scheu umherschleichenden Empfindungen werfen und sie anrufen: sie seien erkannt ... das hat ja etwas fürchterlich Entscheidendes.

Wir haben es uns also gesagt: wir wollen nicht zusammenleben, um uns in Häßlichkeiten zu sehen. Dazu war es zu schön früher ... Die Achtung davor wollen wir nicht verlieren.

Und das Kind? Unser Junge? Dein Patenkind? Du denkst sogleich an ihn. Ich weiß es. Um seinetwillen ... Nein, auch um seinetwillen wollen wir nicht lügen — denke nicht zu Ende, was Du eben dachtest.

Ich lasse ihn Melanie. Was alles darin liegt an Opfer von meiner Seite, an Hochachtung für sie, das fühlst Du.

Als wir das besprachen, rettete ich mich hinter eine billige Maske, war kurz, rauh, um nicht zum Bettelnden zu werden.

Wir sind zerbrochen seit jenen Stunden, in eine Wehmut versunken, die furchtbar ist. Und dazu kommen die albernsten Fragen. Szenenfragen, wenn Du willst.

Sollen wir in Röttlingshausen schon von unserer Absicht, uns zu trennen, sprechen? Nein, wir können es nicht. Es wäre, als brächte man Menschen, die so schon kaum atmen können vor Beklemmung, noch in Schwefelgruben. Schwiegerpapa würde scharmant, nachsichtig und voll heimlicher Ungeduld lächeln und uns gut zureden: Übergänge, Kinder, seht mal Mama und mich an! Man findet sich! Und Schwiegermama würde erbittert dies als ihre Störung empfinden und sagen: macht, was ihr wollt, ich will endlich mir leben (sie tat nie was anderes).

So bleibt es also, wie es bestimmt war: über Berlin, wo ich mich auf dem Auswärtigen Amt zeigen muß, gehen wir nach Röttlingshausen. Und später kommst Du zu uns nach Bielstein. Ich weiß, Du nimmst das Zusammensein doch als ein Stück Leben auf Dich, obgleich's nun voll bitteren Ernstes anstatt voll guter Klänge sein wird.

Aber vorher schreib mir. Sag' mir, wie Du mich siehst. Unbarmherzig. Damit ich es begreifen lerne, weshalb ich Melanie verlor. Dein N."

„Nein," sagte Overath immerfort zu dem Brief, „nein, nein, nein."

Aber die beschriebenen Blätter blieben da, und ihr Inhalt sprach weiter, keiner Gegenrede zugänglich, wie ein Tauber, der sein Wissen hersagen, aber nicht darüber debattieren kann.

Er las noch einmal, steckte dann den Brief in seine Brusttasche und lief hinaus. Das war ihm immer wie Ersatz von Tat: umherrennen. Es schien, als sei da eine geheime Transmission von den Füßen zu den Gedanken: liefen die einen, liefen auch die andern rascher.

Im Park war die köstliche Nachstim-

mung des verrauschten Maienregens. Die komische Wolke vor der Sonne hatte sich ins Lange und Schmale umgeformt, unter ihr heraus kamen nun gewaltige Breiten goldenen Lichtes und lagen auf dem prahlerischen Grün des Rasens. —

Overath wußte gleich: so lang der Brief auch war: alle Mitteilungen glichen Andeutungen. Wie eine Ehe auseinander will — das beschreibt kein Brief. Das beschreiben zwanzig Briefe nicht.

„Er liebt sie ja noch — er liebt sie noch," dachte er.

Und wie denn nicht? Diese anmutige Ergebenheit ihres Wesens. Diese feinste Sicherheit in allem Weiblichen — und der ungewöhnliche Reiz ihrer Erscheinung ... „Was kann denn sie, gerade sie in ihrer Unberührbarkeit von ihm fortgerissen haben? Wie ist denn sie ins Haltlose gekommen?"

Vielleicht hat nur die Form gedrückt und gestört. Und was Unbehagen ist, das von außen hinein wirkt, nimmt sie für andere Temperatur des Herzens, dachte er weiter. Sie leben in der Welt, an der Landstraße. Man beobachtet's ja: da reifen keine Früchte, sie werden immer schon abgerissen, ehe sie recht genießbar sind. So ist es mit ihr: sie soll schon immer alles hergeben, ehe es recht ausgedacht und durchempfunden ist. Das ist es. Ungeduld ist in ihr, weil sie sich im Reifwerden gestört und beeinträchtigt fühlt. Das gibt für ihr Gefühl dem Leben etwas Dilettantisches.

„Nein, nein, nein," sagte er wieder zu dem Brief.

Er setzte sich. Hinter ihm war ein Halbrund, eine hohe geschorene Wand von Hainbuchen. Vor ihm glänzte in Ruhe der kleine Wasserspiegel des Teichs. Die ganz jungen Blätter der Wasserrose lagen als eine Gruppe rotbrauner Fleckchen auf der blanken Platte der Flut. Jenseits stand, aus grell grünem Gebüsch ragend, im fast plumpen Farbenkontrast auftrumpfend, eine Blutbuche, die rubin- und topasglühend schimmerte, weil die Sonnenstrahlen ihre eben entfaltete Belaubung heiß durchdrangen.

Das üppige Spiel des Lichts im Buchenlaub erzwang sich seine Betrachtung. Und sogleich ward er im Zuschauergenuß freier dem Ereignis gegenüber.

Er begriff plötzlich, was dieser Brief ihm gebracht hatte — welch ein Geschenk.

Das unbegrenzte Vertrauen des jungen Freundes!

Was man so nennt, hatte er ja immer besessen. Dazu waren ihre Geschicke zu nah nebeneinander gerückt. Sie hatten nie den Willen, voreinander etwas zu verbergen. Aber das ist doch etwas anderes, als einen Menschen ganz in sich hineinsehen zu lassen.

Mit festem Händedruck kann ein Freund dem andern sagen: ich liebe, ich bin glücklich, keiner soll es wissen als Du. Oder: ich habe gefehlt, ich bin ein Schuldiger, Dir allein sei es anvertraut.

Das ist eigentlich nur der Ehre geschenkt. Und Ehre nimmt und bewahrt es. Sie hat auch die Keuschheit, nicht zu fragen. Das, was eigentlich die Wichtigkeit und die Tiefe und das Erklärende eines Gefühls, einer Wandlung, einer Tat ist, bleibt verborgen.

Dies letzte äußerste Vertrauen, von Seele zu Seele, verschiebt alles zwischen Menschen. Wie unaussprechlich muß man den lieben und ehren, den man sich als Zeugen mit hineinnimmt in die Abgründe neuer Kämpfe.

Overath fühlte eine wundervolle Erschütterung in sich, die fast größer war als das entsetzte Erstaunen über den Sturz seiner Freunde. Er sah, daß also möglich war, was er als das einzig Erlebenswerte zwischen Menschen sich immer ersonnen.

Die Beziehung von Mensch zu Mensch war ihm wie ein Kunstwerk geworden, das unerhörte Feinheiten und Vollendungen haben muß. Ganz und gar mußte man sich ineinander hinein leben können.

Und sein Freund hatte sich herangefühlt zu diesen seinen Ansprüchen und Freigebigkeiten. Er sagte: sei Du meinem, unserm Geschick Zeuge und Helfer!

Überfüllt von bewegten und dankbaren Empfindungen, hätte der Mann am liebsten denen, die fern waren, laut zugerufen: hier bin ich — und bin für Euch. Und er fühlte: so stark wie er ihrer, dachten sie seiner. Er war der einzige Mensch, an den sie ohne Bedrücktheit denken konnten.

Digitized by Google

Nikos Mutter? Ach mein Gott! Overath sagte das beinahe laut vor sich hin.

Er schlug ein Bein übers andere und starrte hinaus, ohne irgend etwas zu sehen. Er war ganz und gar bei Nikolaus Bielsteins Mutter mit seinen Gedanken.

Sein Gedächtnis sagte es ihm wieder: auf Melanies und Nikos Hochzeit konnte er ihr zum erstenmal voll Unbefangenheit zusehen. An jenem Tage hatte sich eine Verlegenheit in eine Ironie verwandelt.

Wenn er daran dachte, daß er einst in verzehrenden Begierden diese Frau umkreist hatte!

Diese funkelnde, lachende, unbesorgte Frau, die naiv im Genuß ihrer Schönheit und Unwiderstehlichkeit schwelgte und alle Männer ganz einfach als tributär ansah, kam ihm fast erschreckend offenherzig entgegen. Sie war damals in dem vollen Prangen all ihres Reizes gewesen. Und vielleicht so entschuldigt: ihr Gatte, ein zerschossener und wunderbar künstlich zusammengeheilter Held aus dem großen Kriege, siechte neben ihr hin.

Hippolyt Overath war zwar fünf Jahre jünger als sie, aber mit seinen Sechsundzwanzig doch im Zuge jener Entwicklungen, die ihn in die Daseinsumstände seiner Gegenwart geführt hatten.

Jetzt wußte er genau, wie er seine damaligen Sensationen nennen konnte.

Ganz einfach: einerseits kam's ihm unmännlich vor, seinen Mantel der Potiphar zu lassen, anderseits unmännlich, den stolzen Kranken zu betrügen, der in seinem Stuhl saß, das kühne Haupt wie versteinert von mutig getragenen Leiden.

Und in diese schwüle Situation — war der Knabe gekommen. Der vierzehnjährige Nikolaus.

Overath faßte sogleich eine seltsame, starke Neigung für den Knaben. Und er schämte sich vor diesem Knaben; für sich, daß er begehrlich an seine Mutter gedacht — er schämte sich auch für die Frau. Worüber sie aber ahnungslos blieb.

Von dieser Zeit an blieb Overath dem jungen Niko auf das merkwürdigste angeschlossen. Frau Tina von Bielstein ließ einen ihrer anderen Verehrer vor die Front treten, und Overath hatte nachmals noch oft Gelegenheit, dort Personenwechsel festzustellen.

Der starre Kranke sah von seinem Stuhl aus allem ohne Wimperzucken zu. Doch schien sein immer weltferner, ablehnender Blick sich etwas an der Freundschaft Overaths für Niko zu erwärmen. Und als um jene Zeit für den Knaben ein Wechsel der Pension und der Schule nötig war, bestimmte der General von Bielstein, daß Dresden gewählt werden sollte, wohin auch Overath eben an die preußische Gesandtschaft versetzt worden war. Er nahm sich des jungen Niko wie eines kleinen Bruders an.

Später, als Niko in Berlin und München studierte, wählte Overath eben diese Städte zu gelegentlichen Wohnplätzen. Er verließ früh den Staatsdienst. Dann auch die Welt. Da er aber nicht über die Menschen bitter, sondern nur entmutigt an ihnen war, umwuchs all seine Wärme den einen, jungen, den er bildete.

Bielsteins wohnten den größten Teil des Jahres in Wiesbaden, gerade wie auch Overaths Mutter, die damals noch lebte. So konnte er Frau Tina nicht aus dem Weg gehen. Und immer blieb er verlegen. Wegen jedes neuen Freundes, den sie im Gefolge hatte, schämte er sich und hatte Unruhe im Gemüt.

Dann starb der General von Bielstein. Niko war noch jung, eben Regierungsreferendar geworden, fühlte sich nicht weitsichtig genug, die Erbschaft zu überblicken, und bat den älteren Freund, ihm beizustehen. Die Verhältnisse schienen ganz klar. Es begab sich aber etwas sehr Überraschendes. Overaths Talent, sich für den Nebenmenschen zu schämen, fand eine fast groteske Gelegenheit.

Frau von Bielstein machte ihm Geständnisse. Sie erzählte ihm mit ihrer bon enfant-Miene, daß sie höchstwahrscheinlich schauderhaft viel Schulden habe. Und ob er nicht so gut sein wolle, alles nachzusehen und zu ordnen.

Von den funebren Kreppschleiern sehr anmutig-majestätisch umwallt, saß sie ihm gegenüber und lächelte dem beschützenden Freund ihres Sohnes verführerisch zu, und er erriet, daß sie mit einer gewissen Kokottennaivität — er nannte es hart bei sich so — mit dem Wort ‚ordnen' die Vorstellung verband, es werde ihm für Nikos Mutter auf ein Opfer nicht ankommen.

Digitized by Google

Er mußte ja damals näher in ihr Treiben hineinsehen. Dabei kam ihm doch der ziemlich feste Glaube, daß Tina Bielstein nicht ernster einzutaxieren sei, als ein fahrlässiges Kind. Zur Sünderin fehlte ihr die Leidenschaft, der man verzeihen, oder der trotzige Verderbersinn, den man verurteilen muß.

Und er tat etwas Unglaubliches, das er selbst oft anstaunte. Er bezahlte die Schulden Tina Bielsteins. Beinahe hundertfünfzigtausend Mark.

Er wollte, daß Niko nicht in die Schwächen der Mutter hineinsähe, daß sie nicht vor dem Sohn, dem sie Autorität sein sollte, als Bittende zu stehen brauchte.

Viel später erfuhr er, daß Tina mit der Verschlagenheit, wie Kinder sie sehr wohl unmittelbar neben ihrer Naivität haben können, für diese große Angelegenheit seine Dienste in Anspruch genommen hatte, um später ihre fortlaufenden kleineren immer wieder Nikos Freigebigkeit anzuvertrauen.

Er erfuhr es, als Niko sich die Erregung über die Wiederverheiratung seiner Mutter mit Vernunftsgründen forttrösten wollte; es sei gut, daß sie wieder einen Mann als Berater neben sich bekäme, denn er, Niko, wolle es dem Freund nur gestehen, seit dem Tod des Vaters habe die Mutter alle Augenblicke eine finanzielle Verlegenheit.

Seit diesem Melodrama mit der recht metallisch klingenden Begleitung war seine Verlegenheit, wenn er Frau Tina traf, fast eine Qual geworden.

Auf Nikos Hochzeit löste sie sich in Ironie. Da sah er zum erstenmal neben Tina den zweiten Gatten. Ein höchst drolliger Herr, gewissermaßen ein Ritter en miniature, anspruchsvoll, klirrend, komisch. Der kleine Graf St. Croix Mazères war aber sehr reich. Er trat als leidenschaftlicher Courmacher seiner Frau auf.

Tina prangte und lächelte. Solche Bräutigamsmutter hatte man noch nie gesehen; so jugendlich und in so tief ausgeschnittenen Prachtkleidern. Es war zu weltlicher Stil für die Hochzeit auf dem Schloß der Breda, und alle Damen waren steif gegen Tina. Papa Breda huldigte der Gräfin St. Croix Mazères in der keckſten Weise.

Ja, das waren merkwürdige Tage gewesen. Die Freunde sprachen sich nie darüber aus. Aber seitdem hatten sich, beinahe offiziell, die Beziehungen des jungen Paares zu Nikos Mutter auf den Austausch von Höflichkeiten vermindert. Die zu Melanies Eltern beschränkten sich auf den kurzen Pflichtbesuch zu Beginn des Urlaubs. Und ebenso offiziell war Overath den beiden jungen Menschen der Nächste geworden.

Und nun auf einmal dies! Keine Störung, keine Unruhe, keine Krankheit. Nicht etwas, das herankommt wie ein Sturm und wieder weiterrast. Nein, gleich das Furchtbarste: das Ende von allem Glück!

Der Mann sah wie erschreckt auf. Seine Gedanken waren durch seine Geschichte gegangen. Nun endeten sie mit neuem Entsetzen bei der letzten Tatsache.

„Ich muß sofort an Niko schreiben," sagte er sich.

‚Zeugen greifen in die Handlung ein, entscheiden sie fast immer,' dachte er. ‚Zum Zeugen rief er mich auf. Ich will für ihn aussagen vor ihr, für sie vor ihm.'

Er stand auf. Er wollte hineingehen und an Niko schreiben.

Das Gelände stieg bis zum Herrenhaus sacht hinan. Halbwegs war ein Platz als Terrasse behandelt. Eine Balustrade, deren Linie durch die Einmündung einer vierstufigen Treppe unterbrochen war, grenzte ihn gegen den etwas tieferen Teil des Parkes ab. Von da übersah man die Gegend. Overath blieb stehen. Was er sah, war beklemmend. Das letzte Sonnenlicht lag auf den Schwarzwaldbergen, die in ihrem düstern Grün hinter dem weißen Herrenhaus standen. Und dies Licht wandelte die gewaltigen Tannenhänge in olivfarbene, warme Bronze und färbte die weißen Mauern in leuchtendes Hellgelb um. Die Fenster funkelten, als stünde in jedem ein glühendes Feuer. Westwärts konnte der Blick weit, weit hinaus schweifen.

Der wuchtige Regen, der vorhin auf das Land niedergefahren war, verdunstete nun, und die aufsteigende Feuchtigkeit lag als feiner Schleier auf der gewaltigen

Ebene. Da und dort im durchsichtigen Silbergrau blinkte kräftig und weiß brillierend ein Bruchstück des Rheines auf.

Und all diese Schönheit floß zusammen, floß hinweg über den einsamen, kleinen Menschen, der stand und kaum zu atmen wagte und dem war, als störte er mit seinem Dasein den himmeljubelnden Triumph des Maien.

88 88 88

„Mein liebster, mein einziger alter Junge!

Ich kann Dir keine Schroffheiten über Dich sagen. Und nichts, was Dich selbst noch über Dein Wesen aufzuklären hätte.

In dem neuen und furchtbaren Zustand ist es ganz allein von Wichtigkeit und Wert, wie Melanie es empfindet. Und darauf allein kommt es an, die Gründe zu erkennen, warum sie es anders empfindet als einst.

Verbundene können sich lösen. Weil die Erkenntnis kam, daß ihre Verbindung ein Irrtum war. Oder weil sie zu Ende gelebt haben, was sie sich in ihrer Verbundenheit sein konnten. Gewiß. Gewiß.

Aber Eure Verbindung war kein Irrtum. Und Melanie bedeutet Dir keinen verbrauchten, entwerteten, reizlos gewordenen Besitz. Du hast sie nicht zu Ende gelebt und wirst es nie.

Du sagst, Du hassest sie zuweilen.

Es ist aber jener Haß, der sich vorphantasiert, er möchte schlagen, und der sich in heiße Glücksleidenschaft auflöst, sowie die Begehrte ihre Arme öffnet.

Du hassest sie, weil sie sich Dir versagt? Bete sie lieber dafür an. Denn fühlst Du nicht, daß sie eine von den Schamvollen ist, die ihren Körper nicht berühren lassen, wenn sie nicht ihre ganze Seele jubelnd mit hingeben können? Also ist ihre Seele scheu vor Dir. Warum?

Sie ist ein sehr feingefügtes, sehr vornehmes Geschöpf und leichter verängstigt, als Frauen von weniger zarter Seelenschönheit. Das kam, weil sie vor ihrer Umwelt sich in scheues Schweigen hüllen mußte, um sich zu bewahren.

Für Dich hatte sie sich bewahrt! Hast Du das nicht oft genug in staunendem Jubel gepriesen?

Und nun, kannst Du Dir eine Zukunft denken ohne sie? Weil das unheimliche Wunder einer Entfremdung zwischen Euch aus dem Boden gewachsen ist? Um einer Stimmung willen?

Ich weiß wohl: Stimmungen sind alles. Stimmung ist das Gegenstandslose. Sie ist wie Nervosität. ‚Ach, nur Nerven.' Und doch ist durch sie die Zuversicht aus dem Leben fortgescheucht. Aber man wehrt sich, untersucht den Boden, auf dem man steht, und wieso es kam, daß sein Erdreich vergiftet ward.

Du wirst mir verzweifelt entgegenhalten: das habe ich getan, lange, ehe ich Dir schrieb.

Ich weiß ja: solch ein Geständnis, wie Dein Brief ist, erscheint dem, der es macht, wie das Schlußwort nach langen Verhandlungen, die er mit sich selbst geführt hat. Aber dennoch sage ich: tu, als hättest Du weder Dich, noch sie, noch Eure Stellung zueinander bis jetzt auch nur ein einziges Mal klar beobachtet.

Wunderbar klug war vielleicht Dein Herz, als es Dich trieb, mich zum Zeugen aufzurufen. Du weißt es: vor Zeugen handelt man besonnener, größer, vornehmer.

Du weißt, daß ich Deine Frau höher stelle als jede Frau, die ich kannte und kenne. Handle so, daß Du mir frei ins Auge sehen und jederzeit sagen kannst: ich verfuhr, wie es die junge, tiefe, rührende Würde dieser Frau fordern durfte.

Und ob Du es vor Dir und mir auch leugnen möchtest: ich sehe doch nur die Kinderkrankheit der Ehe. Schwerer tritt sie bei Euch auf, weil sie später kam, wie Erwachsene kränker vom Scharlach sind, als die Kleinen.

Bis morgen. Auch ich muß mich erst besinnen. Dein H."

Am andern Morgen wurde er, der abgeklärte Gelassene, von einer nervösen Unruhe befallen, als er ein wenig auf die Post zu warten hatte. Sie brachte nichts. Und das steigerte seinen Zustand.

War er nicht wie einer, der nur durch den dünnen Faden des Telephons mit dem Schauplatz verbunden ist und nun, vor Ungeduld vergehend, hilflos in die Ferne horcht, auf die armen, dürftigen Bruchstücke wartend, die die Stimmen der Unsichtbaren ihm zurufen?

Erst am nächsten Morgen sah er Me-

lanies Handschrift auf einem Briefumschlag. Sie schrieb:

„Von Niko weißt Du alles. Er sagte es mir kurz, daß er Dir geschrieben habe. Das ist Wohltat. Zu einem Menschen sprechen können, einem.

Niko ist wie Dein Sohn und Dein Bruder. Mich hast Du lieb gehabt, weil ich ein Teil seines Daseins geworden war. Wenn ich aufhöre, dies zu sein, wirst Du dann auch aufhören, mich lieb zu haben?

Du bist gerecht. Und ich glaube, Du richtest keinen Zustand, ehe Du nicht genau erkennst, wie er ward. —

Von unserm könnte ich Dir viel sagen. Ich begann, bald nachdem Du im vorigen Jahr bei uns warst, mir vorzukommen wie jemand, der allein bergan soll, und dem gar nicht zugetraut wird, daß er überhaupt bergan will.

Da ist mein Knabe. Er fängt an zu fragen. Und fragt eine Unfertige. Ich begriff: aus mir muß mehr werden.

Du hast mich auf viel geleitet. Du sprachst zu mir und hörtest mich.

Niko antwortet: ‚Aber Kind, darüber zerbrich Dir nicht den Kopf‘ — ‚Süße, mache Dir das Leben nicht schwer, das das Schicksal Dir leicht gemacht‘ — ‚was sollen Dir die und die Bücher‘ — ‚heiter und schön sollst Du sein und nicht grübeln‘ — ‚eine junge Frau darf sich vom Herzenstakt, braucht sich nicht von Erkenntnissen leiten zu lassen.‘

Hundert solcher Antworten. Und der eigentliche Kern aller: bleib' auf Oberflächen.

Und daneben diese Unwelt. Immerfort soll ich an sie abgeben. Schon mit ihr teilen, was noch gar nicht einmal ganz mein Besitz. Pflicht einer Frau von Stellung. Man muß sprechen und soll auch etwas sagen. Der Gatte will sich auf die Unterhaltungsgabe der Frau verlassen können. Alles, was die Gedanken eben zu umkreisen begannen, wird wie von selbst schon Gesprächsstoff. Man hat keine Wahl: dies, oder Klatsch.

Du weißt, wie ich dieser Umwelt zujubelte. Man zieht nur Gewinn aus ihr, wenn man ihr in reifer Sicherheit gegenübersteht. Die fehlt mir oft. Jeden Tag mehr, seit ich überhaupt entdeckt habe, daß ich ihrer bedürfte. Niko müßte mir doch irgendwie dazu helfen können. Ich meine, man kann sie am raschesten erlangen, wenn man seiner stillen, häuslichen Welt sehr reichen Inhalt gibt, nicht nur an Zärtlichkeit.

Dies alles wurde mir nach und nach klar, und ich wurde sehr traurig.

Mußte ich nicht auf den Gedanken kommen, daß Niko und ich in der Ehe verschiedene Ziele haben? Mußte es mich nicht demütigen? Und in der Unruhe meiner Demütigung versteckte ich mich vielleicht zu rasch vor Niko.

Da lernte ich etwas Neues an ihm kennen: aufbrausenden Zorn, scharfe Ungeduld und fast unritterliche Herrenansprüche. Bis es zuletzt dahin kam, daß meine Seele sich schämte, weil ich ihm so unerhört vereint gewesen bin, weil ich fürchte, es ist doch nur eine körperliche Vereinigung gewesen, und alles andere war wie Frühlingsblüten an fruchtlosen Bäumen. Schöne Dekorationen. Den Blick täuschend.

Eine entsetzliche Stunde machte mir dies zur Gewißheit. Niko liebt sein Kind nicht mit der Kraft zum Opfer. Als jene Aussprache zwischen uns war, von der er Dir ja geschrieben haben muß, als wir uns gesagt hatten, daß wir nicht durch ein Zusammenleben sinken wollten bis zu Häßlichkeiten, da fragte ich zuletzt: und unser Kind?

Und er antwortete ohne Kampf, hart und kurz, daß es mir bleiben solle.

So ist es ihm nur das Kind eines Liebesrausches, nicht das einer höchsten Vereinigung.

Daß ich den Mut habe, dies alles zu sagen! Dich hineinsehen zu lassen in mich und meine Ehe! Es ist, als sagt' ich's nur dem Papier. Geschriebene Worte haben keinen Klang. Sie können deshalb das Ohr nicht erschrecken.

Sag' mir nur das eine: Wirst Du mein Kind ein wenig bewachen helfen und mir raten, damit ich den vielleicht bald Vaterlosen recht erziehe?

Deine Melanie."

Dieser Brief setzte alle Kümmernisse des Mannes in glühenden Eifer um. Fast war es wie ein Jubel in ihm: Ich habe sie geahnt, sie erraten.

Er fühlte: deshalb konnte er helfen. Beinahe lachend den Verirrten sagen: Kinder, da ist der rechte Weg, wollt ihn nur betreten.

Nun schrieb er an Melanie.

Seine Feder flog die Zeilen entlang. Die Worte drängten sich heran, so rasch, so reich, daß er sie nicht alle erst in die Quarantäne der Vorsicht nehmen konnte.

„Liebe Melanie, junge Freundin, liebes, krankes Kind! Was für eine Kurzsichtigkeit, was für ein frevelhafter Schluß, welches Unrecht an Deinem Mann! Er ist bereit, Dir die allerhöchste Achtung durch eine furchtbare Opfertat zu zeigen: er will Dir, Deiner Erziehung seinen Knaben anvertrauen. Er will damit zugleich der Welt beweisen: so hoch stelle ich diese Frau, obgleich ich mich von ihr trenne. Sein Herz bricht ihm, denn er liebt sein Kind in heißer Hingebung. Er will als Großmütiger das schreckliche Los des ganz Verbannten auf sich nehmen, damit es Dich nicht trifft — denn einen von Euch beiden müßte es doch treffen? — Und Du, weil er seinen heldenhaften Entschluß nicht mit großen Klageworten Dir vorjammert, weil er ihn gefaßt und knapp Dir sagt, Du nennst, was nur höchste Liebe zu Dir und dem Kinde kann, Du nennst es Lieblosigkeit!

Immer wieder stößt uns das Leben auf dies grauenhafte Rätsel, daß zwei Menschen plötzlich das Ohr füreinander verlieren, nachdem sie sich jahrelang auf das innigste verstanden. Aus irgendeiner Ermüdung heraus ist vielleicht einmal ein Klang schärfer oder matter, und das Ohr, das ihn aufnimmt, stutzt.

Liebes Kind, Du verstehst Deines Mannes Stimmklang nicht mehr, er nicht den Deinen.

Wollt nur immer recht aufeinander hören. Das ist alles.

Und habe nicht die falsche Scham, daß Du Dich dem Manne entziehen zu müssen glaubst, der sich mit Leidenschaft nach Dir sehnt. Da liegt die Pose und das Empfindsame gefährlich nah bei der Würde. Wir Männer, mußt Du wissen, grübeln nicht, wie Ihr Frauen den Hang habt zu tun, über die Zweiteilung von Seelischem und Körperlichem nach.

Gewiß ist, meine teuere Melanie, daß Ihr langsam andere, reifere Menschen wurdet. Glaube nur nicht, daß reif werden und reifer sein etwas ist, was den Nebenmenschen nicht zwingen müßte, sich anzupassen. Bedenke: man dehnt sich aus im Reifen!

Du bist mir nicht lieb, weil Du ein Teil von Nikos Dasein bist, Du bist mir teuer um Deiner selbst willen und mit Deinem und seinem Knaben auch ein Stück meines Lebens.

Das fühlst Du. Sonst gäbst Du mir nicht Dein wundervolles Vertrauen.

Dies eine muß ich noch sagen: bitte, nicht mit Worten, aber mit Blick und Wesen Deinem Manne ab, daß Du ihn in einem Augenblick, wo er groß war, für klein hieltest.

Du wirst es tun, ich weiß es. Denn Du erträgst es nicht, unrecht gehandelt zu haben. Dein H."

Die Antworten kamen. Briefe flogen hin und her.

Es entging dem Mann, daß dies alles für ihn nicht das Leben selbst war, daß er nur Dokumente erhielt und schrieb über das Leben anderer.

Er unterschied nicht mehr genau, wie weit seine, des Zeugen, Anrechte an den psychologischen Fall gingen, und seinem menschlichen Eifer, seiner innigen Liebe gesellte sich — unbewußt — eine Art künstlerischer Begierde bei, seine reife Erkenntnis den andern zu übertragen.

Niko schrieb: „Du hast das Richtige wahrscheinlich getroffen. Ich sah in ihr noch immer eine Spielende, und sie ist eine Suchende, vielleicht schon eine Angekommene. Ich will trachten sie genauer, deutlicher, gerechter zu sehen."

Die junge Frau schrieb: „Wie alles andere auch sei, über dies eine bin ich verzweifelt: darüber, daß ich ihn feindselig verurteilte in einem Augenblick, wo ich vor Dank und Mitleid hätte weinen sollen."

Niko schrieb: „Ja, es ist wahr, sie ist gewachsen, aber mein Maßstab für sie war derselbe geblieben. Wie konnte ich ihr da gerecht sein?"

Melanie berichtete: „Es ist, als ob der Knabe ahnt, daß es bald kälter und trauriger um ihn werden könnte. Er will immer nur mit seinem Papa und mir zusammen sein."

Digitized by Google

„Wieviel Güte, wieviel Weichheit ist in ihr," schrieb Niko, „welches Glück, daß ich die Frau so grenzenlos achten kann, die aufgehört hat, mich zu lieben — das hat sie, trotz allem, was Du sagst." —

Overath sah es: der Schmerz in diesen beiden Menschen wurde weich.

Sie hörten sich wieder.

‚Wären sie nur erst in ihrem eignen Heim,' dachte er. ‚Aus fremden Wänden wirkt keine Stimmung in unruhige Seelen hinüber. Sie ängstigen uns, wie Vorspiele künftiger Verlassenheiten.'

Er sah ihr uraltes Haus vor sich, einen Großvaterbau, inmitten eines mächtigen Gartens, der wohl jetzt von pastoraler Frühlingsüppigkeit wie überfüllt sein mußte.

„Eilt, daß Ihr in Euer Heim kommt," schrieb er an den Freund, „das ist die Stätte, wo Ihr Euch recht besinnen und klar anschauen könnt.

Und dort werdet Ihr alles begreifen: ob nur der helle Jugendklang Eurer Ehe sich verlor, ob sie mutierte und nun mit sonorem Organ spricht. Oder ob Ihr Euch in Wahrheit auseinander lebtet."

Melanie schrieb: „Wie Du alles mit uns trägst, wie Du hilfst! Ehe wir zu Dir gesprochen hatten, war alles wie Siechtum. Nun ist es Kampf. Das ist viel. Du Lieber! Aber sei gewiß: wie wir die Deinen sind, bist Du der Unsere. Mehr als je. Für immer, immer."

Und dann, Anfang Juni, kam von Niko die kurze Nachricht: „Wir reisen nach Bielstein. Du hast recht. Hier sind zu viel Gefahren. Vor allem die, daß wir uns einander wieder nähern, bloß aus dem Gefühl heraus, daß zwischen uns beiden mehr Kulturgemeinsamkeit ist als zwischen uns und der Familie. Wie wohlfeil und wie trügerisch. Mit all den Erkenntnissen, die Du in mir geweckt hast, will ich Melanie allein gegenüberstehen.

Wir schreiben bald."

Und dann kamen merkwürdige Tage. Schwer in ihrem Inhalt voll wartender Spannung. Er verfolgte in Gedanken ihre ganze Reise und sah sie Einzug halten in das Haus, das einst ihr junges Glück gesehen.

Wie wohl ihre Herzen klopften! Und wie sie groß und fragend die Augen öffnen würden!

Denn ihnen entgegen wallten im feierlichen Festzuge die Erinnerungen. Ein gewaltiger Zug. Er überschwärmte den ganzen Weg, er drängte sich mit über die Hausschwelle, er bevölkerte alle Räume und ergoß sich in den Garten. Keine Rettung war vor ihm, außer daß einer sich in die Arme des andern warf . . .

Fast acht Tage lebte er so, von der unnahrhaften Speise seiner Hoffnung und Phantasie.

Und dann kam eine Depesche.

Es war an einem Tag voll wehmütiger Regenstimmung.

Overath ging in der Veranda hinter dem Hause auf und ab und hörte dem leisen Tipp-tipp der Tropfen zu, die auf das Glasdach fielen.

Eine Depesche.

Seine Finger wurden kalt. Ungeschickt riß er das kleine zusammengefaltete Papier auf.

Er las.

„Zwei tief Beglückte bitten den geliebten Freund, bald zu ihnen zu kommen."

Er setzte sich in den nächsten Stuhl. Tief zurückgelegt, die Arme auf den Lehnen, das kleine gelbe Papier zwischen den Fingern der Linken.

So saß er lange, ohne sich zu regen.

Erschütterung machte ihm das Gemüt weich. Seltsam und gefährlich weich.

Nicht in jubelnder Freude.

Freude — ja. Auch sie. Gewiß. Vor allem sie.

Aber daneben quoll noch eine andere Empfindung in ihm auf und wuchs, still und stetig. Seine Seele sah sich um, geängstigt, erstaunt: was ist das?

Und sah, daß es das Gefühl seiner Einsamkeit war, das über ihn kam.

⁂ ⁂ ⁂

Natürlich würde er hinfahren. Seine Begierde, die beiden teuren Menschen in ihrem neuen Glück zu sehen, war zu groß. Aber wiederum: sie sollten es allein genießen. Er wollte sich einen Tag lang die Mitfreude gönnen. Nur einen! Wie denn? Man reist nicht vom Schwarzwaldsaum zur pommerschen Küste für

einen Tag, ohne damit zu sagen: „Ich will zart sein", was alle Zartheit in Unzartheit umwandelt.

Seine Base Anna fiel ihm ein.

Vielleicht dachten Melanie und Niko nicht daran, daß er eigentlich eine große Abneigung gegen diese Base Anna hatte. Daß die Art ihrer mütterlichen Haltung ihn ganz ungeduldig machte. Er hatte zuweilen mit Melanie davon gesprochen und daß er es nicht ertrage, bei den Annas zum Besuch zu sein. Aber das konnte ihr nicht so wichtig gewesen sein, daß sie jetzt, in dem Glücksrausch über die Rettung ihres besten Lebens, sich daran erinnern würde.

Er setzte sich in Gedanken den Brief auf. „Freilich, Ihr Lieben, komme ich. Aber nicht auf Wochen. Wenigstens vorerst nicht. Vielleicht, wahrscheinlich, am Schluß von Nikos Urlaub. Ja, dann kehre ich nach Bielstein zurück. Jetzt muß ich erst meine Base Anna besuchen . . ."

Bei dem „muß" endete dieser Briefentwurf sofort.

Sie wußten ja, daß es ein solches Wort in seiner Beziehung zu den Menschen nicht gab.

Seltsam. Er konnte nicht schreiben.

Er stand unter dem Druck eines befangenen Gefühls.

Und endlich, am nächsten Tag, tat er wie auch sie getan: er depeschierte.

Er sagte in dem knappen Stil, den die Form gebot, daß er auf der Durchreise zu seiner Base Anna für jetzt nur auf einen Tag, im Juli aber für einen längeren Besuch käme.

Er reiste dann in einem unerquicklichen Gemisch von dumpfer Bedrücktheit und freudiger Ungeduld.

Strahlend wie ein Ferienreisender, der hinter jeder Tür ein vergnügliches Abenteuer aufstöbern möchte, konnte er ein Hotel betreten. Und so wie er dann allein in seinem Zimmer war, wich die Raschheit, das Glückliche aus seinem Wesen.

Aber er war eben auf dem Wege und der führte ihn weiter und zuletzt doch an das Ziel.

Das letzte Streckchen auf der Kleinbahn wurde zurückgelegt.

Die Lokomotive dampfte sehr und machte überhaupt viel Aufwand mit Geräusch, wie um ihre Kraft zu betonen und merken zu lassen, daß man ja die Aufgabe, vier Wagen voranzubringen, nicht unterschätzen möge. Die kleine Wagenlinie glich beinah einer Kolonne von Veteranen, die nicht mehr stramm in Richtung marschieren kann, sich aber doch im ganzen würdig hält.

Und da war das grau angestrichene Stationsgebäude, flankiert von den kleinen Nebenbauten, die dazu gehören. Besonnt, köstlich weltfern lag das alles da.

Mitten auf dem Bahnsteig stand der Vorsteher mit einer gewissen eleganten militärischen Schlankheit. Seine rote Mütze strahlte mehr beruhigende Autorität aus, als hier nötig schien. Sie glich ein wenig einem nautischen Zeichen in einem Fahrwasser, in dem es nie strudelt.

Jasper, der Diener, war da und nahm ihm das Gepäck aus der Hand.

Der Bielsteiner Wagen wartete auf dem Fahrdamm der Chaussee, die hart am Bahnhof vorbeistrich. Overath hatte förmlich eine heimliche Freude, als er auf dem Bock den alten Borke sah.

Im Wagen auf dem Sitz lagen drei rote Rosen.

Wie das alles zu ihm sprach! Und welches Glück ihn erfüllte! Gar keine wechselnde Beleuchtung mehr in seiner Seele. Nur vollkommene, unendliche Vorfreude.

So fuhr er ins Land hinein.

Und in seiner Hand hatte er drei rote Rosen. Drei rote Rosen schickten ihm die Glücklichen entgegen. Drei Grüße von drei Herzen, die ihn lieb hatten.

Der Junitag war warm und doch von frischer Kraft durchweht. Es war Salz in der Luft und eine fast betäubende Reinheit. Solche Reinheit und solche Stille, daß der Mann ihr die Arme hätte entgegenbreiten mögen.

Nun tauchte voraus eine vielgestaltige breite Baumgruppe auf. Bald sah man neben ihr ein enormes schwarzblankes Großvaterdach.

Noch Minuten. Dann eine rasche Fahrt im Schatten einer uralten Allee von Linden, die zwischen einem Einfahrttor und dem Portal des Herrenhauses

gleich einem gewölbten Gang stand. Der Wagen hielt mit jähem Ruck.

Da waren sie, da waren sie alle drei.

Arme streckten sich ihm entgegen, und lachende, gerührte Stimmen riefen ihn an.

Mit pressendem Druck schloß ihn der jüngere Freund an sich. Um seine Rechte griffen zwei zarte Hände, fest, fest. Und zwei andere Hände, kleine, eifrige, ungeduldige, zerrten an seinem Arm.

„Mein Alter!" murmelte Niko an seinem Ohr.

Und die herzliche Frauenstimme sprach ganz unsicher vor Tränen: „Lieber, lieber Freund."

Das waren Sekunden, jene paar ersten Sekunden voll Tumult, wo das Gemüt zu viel auf einmal erfassen will und verwirrt von Überfülle ist.

Für den Mann, der sie erlebte, schien es eine lange, köstliche Spanne Zeit.

Das Bewußtsein eines ungeheueren Reichtums überwältigte ihn, erhob ihn zur Dankbarkeit gegen sein Leben. Es schenkte ihm ein Vollkommenes. Den Genuß einer wahren Freundschaft, einer tiefsten und reinsten Beziehung zu andern Menschen. Er war diesen Menschen verbunden auf einer Höhe der Empfindung und in einer Nähe des Gefühls, wie er beides nicht für erreichbar gehalten.

Immer stürmischer zerrte der kleine Herr am Arm des Mannes, und die fordernde Kinderstimme rief die erschütterten Menschen auf.

Die junge Frau sagte lächelnd und ohne sich die Tränen zu trocknen, die ihr im Auge funkelten: „Du siehst, da ist noch ein Anspruchsvoller."

Da hockte Overath vor dem Knaben nieder und fühlte mit Entzücken die Kinderärmchen um seinen Hals und sah die dunklen großen Augen ganz nah vor den seinen.

„Was hast Du mir mitgebracht, Onkel?"

Und diese unausrottbare Frage ließ sie alle hell auflachen.

„Wir haben Dir auch was mitgebracht," rief der Junge heftig, „da ist ein Drache drauf . . ."

Man merkte: das Lachen beleidigte ihn, und er sah es für etwas durchaus Legitimes an, vom ‚Mitbringen' zu sprechen.

Darüber stellte sich nun das Gleichgewicht her.

Man trat ins Haus.

„Du wirst erst in Deine Zimmer gehen wollen," sagte Melanie.

Er hatte hier ‚seine' Zimmer. Am Herde dieser Menschen war sein Heim. Nun erst in Wahrheit.

Er stieg treppan.

Er hatte das Bedürfnis allein zu sein und aus diesem heraus brauchte er mehr Zeit, sich zu waschen und umzukleiden, als nötig gewesen wäre.

Eine merkwürdige Stille war nun in seinem Gemüt. Die natürliche Erschlaffung der Nerven nach der großen Erregung dieses Wiedersehns. Es kam ihm gar nicht zum kritischen Bewußtsein, daß es nur zwei, drei Minuten gedauert hatte.

Unvergeßliche Minuten. Krönung jahrelanger Treue. Es war ein heiliges Gefühl in ihm wie wundervolle Dankbarkeit. Ja, vor allem immer wieder sie.

Er dachte: nicht vielen ist es beschieden, in der Freundschaft solchen Gipfelpunkt zu erreichen. Aber das kommt: sie verteilen sich so, verstreuen hierhin ein bißchen Liebe und dahin ein bißchen Anteilnahme.

Er sah seine Einsamkeit an. War sie nicht wie eine hohe Kunst? Hatte sie ihn nicht reif und bereit gemacht zu dieser Menschenliebe, mit der er die Freunde als einen Teil seines Selbst empfand? Ja, das ist ein Kunstwerk, rechte Ferne, rechte Nahheit herzustellen zwischen sich und den Menschen.

Mitten hinein in diese Ruhe der Erfüllung zuckte ihm ein Wunsch.

‚Könnte ich sofort wieder abreisen! Jetzt, sofort.'

Das war ein toller Gedanke. Woher kam ihm der? Er konnte ihn nicht begreifen, staunte ihn an, fühlte ihn als etwas geheimnisvoll Feindseliges, das nicht groß werden dürfe, ja, als etwas Furchterregendes.

Und er setzte ihm Heiterkeit, glücklichste Laune, strahlende Unbefangenheit entgegen. Sie in den Mienen, trat er bald nachher unten in Melanies Zimmer ein.

Rasch ging er auf Melanie zu. Sie eilte ihm auch schon entgegen. Sie erfaßten sich an beiden Händen. Und Ove-

rath erhob die ihren mit den seinen, sie auseinander breitend.

„Nun laß Dich erst einmal ordentlich ansehen!“ rief er.

„Nicht wahr, frisch und gut sieht sie aus,“ sagte Niko und nickte ihr deswegen lobend zu.

Die schlanke, dunkelblonde Frau senkte ein wenig den feinen Kopf.

Wie in einer plötzlichen Verlegenheit, ja wie in Beschämung.

„Wie habe ich mich nach Euch gesehnt,“ sagte der Mann und drückte kräftig die beiden Frauenhände, ehe er sie frei ließ.

Da sah die Frau ihn an. Ganz frei hatte sie ihn wohl ansehen wollen, ein warmes, dankbares Wort war ihr vielleicht auf den Lippen. Als der Blick aus den blauen, strahlenden Augen sich mit seinem Blick begegnete, ging aber, aus geheimsten Tiefen des Wesens emporwallend, eine zitternde Unsicherheit ganz durch sie hin, machte, daß ihr Blick sich senkte und eine heiße Röte über ihr Gesicht flackerte.

Ein ganz knappes Zögern noch, wie in Unschlüssigkeit, und dann trat Melanie von ihm fort.

Beide Männer hatten dies schamvolle Erröten gesehen . . .

Eine beklemmende Stille schwebte im Zimmer. Ganz plötzlich war sie da und schien den Raum ganz zu erfüllen, so daß man nichts empfand als ihren Druck.

Der jüngere Mann bezwang sich zuerst, und mit einer etwas zu laut gegebenen Frohheit sprach er: „Unser kleiner Schlingel, der offenbar auf dem Standpunkt primitiver Völker steht, daß beim Wiedersehn Geschenkeaustausch die Hauptsache ist, hat Dir es schon verraten, daß wir Dir ein Ungetüm mitgebracht haben. So 'ne Riesenvase, Satsuma, Du lobtest damals ihre dekorative Wirkung. Melanie erinnerte sich daran.“

„Melanies gutes Gedächtnis verdient diesmal mehr Tadel als Lob, denn es hat Euch zu einer Verschwendung verleitet,“ scherzte Overath.

Melanie beschrieb sehr eifrig und sehr genau die Vase. Sie klammerte sich ein wenig an das Gespräch darüber.

Inzwischen kam Jasper herein und stellte einige große Schachteln auf den Tisch. Es waren die Regimenter Bleisoldaten für den Kleinen darin.

Er mußte gerufen werden, die Mutter wollte sofort seine Freude sehen.

Alsbald kam er hereingestürmt und machte sich über die Schachteln her mit zahllosen Fragen.

Die drei Erwachsenen umringten ihn und nannten ihm die Miniatur-Heldenscharen von Blei nach ihren Uniformen.

Sein Papa und Onkel Overath mußten sogleich einige wichtige Anleitungen für die strategische Aufstellung geben. Man versprach dem Kleinen, daß er später auf dem abgeräumten Speisetisch des Eßzimmers eine Völkerschlacht aufstellen dürfe.

Diese Minuten flogen nur so. Und zwischen den erregten Fragen des Kleinen sah Overath manchmal den Freund oder die Freundin an, durch einen Blick seine entzückte Freude über den temperamentvollen, klugen Jungen ausdrückend. Und sie nickten, in stolzem Glück.

Dann kam Jasper. Und noch fast ehe er sein: „Die Herrschaften sind serviert“ hergemurmelt hatte, bat Melanie lebhaft: „Aber nun zu Tisch, zu Tisch.“

Sie speisten zu dritt.

Der Knabe aß mit seinem Fräulein im Kinderzimmer.

Und weil er fehlte, begriff Overath es plötzlich: sie hatten sich alle förmlich an seine unterhaltende kleine Person geklammert.

Man hatte sonst nie nach Gesprächsstoffen zu suchen brauchen.

Jetzt holte man sie heran, von allen Seiten. Alle drei schienen wie auf Wachtposten zu stehen, um nur ja keine Pause heranschleichen zu lassen. Die mußte abgewehrt werden.

Overath fühlte: ‚Wir machen ja Konversation.‘

Aber vielleicht war dies erklärlich. Die erschütterndsten Kämpfe waren von diesen beiden vor der Zeugenschaft seines Herzens ausgefochten worden. Jede Unterhaltung schien wie Zwang, solange man nicht Aug' in Aug' sich mit Wort oder Blick gleichsam noch von dem vergangenen Leid zusammen verabschiedet hatte.

Digitized by Google

Wandern und Träumen. Gemälde von Ludwig Fahrenkrog.

Und inmitten der Konversation, still zwischen all den raschen, lachenden Worten über Menschen und Länder, wuchs in Overath eine bange Frage auf.

Durfte er, mußte er nicht mit einem treuen Wort oder Blick auf das Durchlittene zurückkommen? Blieb das nicht sonst zwischen ihnen liegen, etwa wie eine unbegrabene Leiche?

‚Aber nein, das ist ja Unsinn,‘ dachte er. Die ersten Augenblicke des Wiedersehens hatten alles enthalten: den Jubel über das neue Glück, den Dank, die Freude, die treue Zusammengehörigkeit.

War das schon verrauscht? Entglitt dieser Reichtum schon seiner, ihrer Stimmung? Ließ er sich durch ein Wort zurückhalten? Wiederherstellen?

Vielleicht doch.

Es gibt auch eine Überzartheit, die zur Unfreiheit führen muß.

Die Herrenunabhängigkeit seines Lebens hatte ihn, ohne daß er sich darüber Rechenschaft ablegte, viel von der straffen Gewohnheit, sich zu verstecken, genommen. Er verbarg kaum, daß er immer mehr in Grübelei versank.

So ward, trotz allen Mühens um Lebhaftigkeit, die Stimmung der drei Tischgenossen langsam schwerer und befangener. Der Schluß des Essens schien wie eine Gnade zu verkünden: Ihr seid freigelassen. —

Dann suchte man herkömmlich den Platz hinter dem Hause auf.

In tiefen Korbstühlen konnte man es sich dort bequem machen und in den uralten Garten hinausblinzeln, der sich in der Nachmittagssonne wärmte.

Overath und Melanie tranken ihren Kaffee. Sie saßen sich gegenüber, sie waren allein.

Eine Empfindung flammte blitzschnell in Overath auf.

‚Jetzt muß ich ihr danken für das wundervolle Vertrauen, das sie mir schenkte — jetzt, ihr allein. Ihm allein — später. Jedem für sich.‘

Aber zugleich war auch schon eine Hemmung da. Eine Aufwallung: ‚Nein.‘ Und ein Gefühl: ‚Sie muß sprechen, wenn sie will, daß davon gesprochen werden soll. Sie!‘

Er horchte. In sich hinein? Zu ihr hinüber?

Er wußte mit einemmal, wie durch eine Eingebung: sie kämpft in den gleichen Empfindungen wie ich. Er spürte aus ihrem zaudernden Schweigen etwas auf sich hinüberwirken.

Er hob den Blick und sah sie an, wie sie ihn in eben der gleichen Sekunde.

Und in einer starken, drückenden Verlegenheit erröteten sie beide.

Er erschrak so sehr, daß er sein Herz klopfen fühlte.

Da kam gerade Niko zurück.

„Ja, der Junge will nicht, dankt für unsere Gesellschaft — nein, richtiger: beansprucht, daß Du zu ihm kommst. Er ist dabei, alle seine Kriegsvölker auf dem Eßtisch zu ordnen. Jasper hat den ausziehen müssen wie für achtzehn Personen.“

Unwillkürlich wie im Gehorsam gegen einen willkommenen Befehl führte Overath schnell seine Tasse zum Mund.

„Nun, in Ruhe unsern Kaffee trinken werden wir ja wohl noch dürfen,“ scherzte Niko.

Er blieb hinter dem Stuhl seiner Frau stehen.

„Was hast Du eigentlich gesagt, daß Falckenstein Unterstaatssekretär geworden ist? Ist er nicht Dein Jahrgang?“ fragte Niko mit der Zigarette in der Hand.

„Doch nicht, er ist zwei Jahre älter,“ sagte Overath.

Sie besprachen ein Weilchen Persönlichkeit und Lebensweg des Mannes.

Freundlich lief das Gespräch um einen ihnen beiden angenehmen Bekannten herum. Da saß ein Bild ungestörter Lebenszufriedenheit, die anmutige Frau. Draußen war in Büschen und Baumwipfeln die grünsonnige Glut der stillen Nachmittagsstunde.

Und während Overath anteilnehmend ganz lebhaft mitsprach, arbeiteten seine Gedanken.

Sie wollten das alles in Einklang bringen und konnten es nicht. Da, diese Menschen, diese lieben, wahren, vornehmen Menschen sah er genau in der Stimmung zusammen, wie er sie vor Jahresfrist gesehen.

Und inzwischen hatte es Zustände sol-

cher Fremdheit, solcher Feindseligkeit zwischen ihnen gegeben, daß sie beinahe auseinander gegangen wären.

Es kam ihm phantastisch vor. Obgleich er es wußte. Obgleich er Zeuge gewesen war. Obgleich sein warmer, kluger Zuruf ihnen geholfen hatte. Aber er begriff wohl: die Kämpfe, die sie durchlitten hatten, paßten nicht zu dem Bilde der Persönlichkeiten, wie er sie bisher gesehen. Und so offen sie auch gewesen waren und so viel sie ihm auch anvertraut hatten: es waren doch noch letzte seelische und Temperaments-Nuancen in ihnen, die er in ihnen nicht geahnt gehabt, denen er nicht weiter nachspüren durfte und konnte.

Indem sie ihn näher an sich herangelassen hatten, waren sie ihm vielleicht ferner gerückt?

Als seine Gedanken sich bis zu dieser Frage durchgebohrt hatten, blieben sie in schwerem Schreck stehen.

„Falckenstein, meint man, sei ein Favorit des Kanzlers," fuhr Niko fort, der, während er sprach, jetzt, wie einem Zwange unwillkürlich gehorchend, seiner Frau Haar streichelte. Und ihr Kopf bewegte sich, auch unwillkürlich, als wolle er sich zärtlich an den Mann lehnen.

Overath sah es, spürte es.

Er sah auch fast verstohlen den Freund an. Heute war in Bielsteins Gesicht, in seiner Art zu plaudern und zu lachen, wenn er sich zu Melanie wandte, etwas Neues. Als sei er sicherer, selbstbewußter noch geworden. Für eine Frau, die ihn liebte, mußte er unwiderstehlich sein. Er hatte sich zum zweitenmal das Weib erobert, das er liebte. Und diesmal im ernsten Kampf.

Eine Befangenheit ohnegleichen überkam immer mehr den Zuschauer. Er sah vor sich hin. Ihm schien, er würde kaum mehr wagen, diesen Mann und diese Frau frei anzusehen.

Das Thema ‚Falckenstein' ging weiter.

„Ist Falckensteins Frau nicht mit dem Manne Deiner Base Anna verwandt?"

„Sie sind Geschwister."

Förmlich müde waren ihre Stimmen, so klanglos, wie sie werden bei Menschen, die sich bis zur Nervosität in erzwungenen Unterhaltungen abgespannt haben.

Fühlte das die junge Frau? Daß man sich miteinander abquälte? Daß das helle Behagen, in dem man sonst zusammen gewesen, immer noch nicht wiederkam?

Sie sprach: „Das ist was Neues: Du besuchst Anna? Du sagst doch immer, Du kannst sie nicht aushalten. Sie verabreiche ihren Jungen zu viel Medizin und zu wenig Klapse. Um das Plaisir dieses Schauspiels zu haben, speisest Du uns mit einem Tag ab? Niko, das dürfen wir uns doch einfach nicht gefallen lassen? Was? Wir halten ihn mit Gewalt fest!"

Sie hatte es scherzend, eifrig, bittend, zärtlich sagen wollen.

Und während ihrer hastigen Worte wurde sie immer verlegener. Wie einer, der lügt und weiß, daß alle um ihn herum die Lüge heraushören.

Aber sie log ja nicht, sie log ja nicht. Sie hatte doch den Mann herzlich verehrend lieb.

Sie versuchte sich aus dieser unbegreiflichen Verlegenheitsschwere emporzuringen.

„Bleib doch noch bei uns!" bat sie mit unsicherer Stimme.

„Ich kann es leider nicht. Infolge meiner Ansage hat Annas Mann seine Karlsbader Kur aufgeschoben."

„Aber Du kommst zurück?" sagte Niko und lächelte seine Frau hell an.

‚So hell, wie man lächelt, wenn man etwas Erleichterndes gehört hat; ja dann lächelt man unbewußt so,' mußte Overath denken.

‚Aber vielleicht auch: so hell, wie man lächelt, wenn man an gute Aussichten denkt, an die Wiederkehr eines lieben Menschen. Vielleicht, vielleicht,' wollte Overath denken.

„Gewiß," sagte er langsam, „ich komme im Juli wieder."

„Wir rechnen bestimmt darauf," versicherten sie beide wie in einem Stimmklang. Höflich. Ganz gewiß höflich!

Overath sah an ihnen vorbei. Er stand auf.

„Laßt uns doch nach dem Jungen sehen," sagte er. —

Einige Stunden später, nachdem man

ſich Schritt vor Schritt mühſam durch beengte Stimmungen, heiße Verſuche zur Fröhlichkeit, bleierne Geſpräche gekämpft und endlich mit dem Tag fertig geworden war, einige Stunden ſpäter ſtand Overath am offenen Fenſter ſeiner Schlafſtube.

Er ſah in die bleiche Nacht hinaus. Der Himmel hatte noch den Schimmer einer grauen Perle.

Als ſchwere, grünſchwarze Farbenmaſſen ſtanden Buſch- und Baumgruppen im Bilde des Gartens. Eine kühle Ruhe war in der Luft. Und ein unendliches, beredtes Schweigen.

Es wirkte aus der Natur hinüber in das Herz des Mannes und machte es ſtill.

Er dachte kaum noch nach. Er fühlte, wie alles war. Und daß er nicht wiederkommen würde. Nicht im Juli, nicht übers Jahr und vielleicht niemals!

So war es: ja, ſie hatten ihn zu nahe an ſich herangelaſſen, und das hatte ſie voneinander entfernt. Sie hatten vor ihm den Vorhang ihres Ehegemachs emporgehoben.

Und nun empfanden ſie ihn fort und fort als ihren Zeugen.

Und kannten ihn ſo genau, daß ſie wußten: er war kein vergeßlicher Zeuge. Sondern einer von jenen, die zu verſtehen trachten. Und in denen wachſame Sorge zurückbleibt.

Gerade als ſie in höchſter und reinſter Hingabe ihres Weſens aneinander die Feierſtunde ihrer Freundſchaft erlebt, gerade da glitten ſie auch ſchon voneinander hinweg.

Und ob ſie es auch mit tauſend liebevollen, geſchriebenen Worten voreinander verſtecken würden: es war zu Ende.

Und wenn ſie ſich nach vielen Jahren wirklich einmal wieder ins Auge ſähen, dann waren ſie andere Menſchen. Vom Leben ſo mannigfach beſchrieben, daß es nur mühſam ſein konnte, ſo viele neue Schrift zu leſen. —

Wunderliches Menſchenlos. Mit den vielen mag man nicht auf den Oberflächen zuſammenleben. Mit den wenigen kann man es nicht in den Tiefen. Man iſt ſich zu ſchade, um ſich an die Menge zu verzetteln. Und wenn man die Ganzheit ſeines Weſens den einen gibt, ſo iſt es für ſie zu viel.

So oder ſo, das letzte Wort heißt: Einſamkeit.

Jeder kann nur einen Bruchteil vom andern in ſich aufnehmen, mit in ſein eigenes Leben und Weſen verarbeiten. Gemeinſamkeit iſt eine kleine vulkaniſche Inſel im großen Meer der Einſamkeit. Jede Erſchütterung gefährdet das Eiland ... läßt es zuſammenſtürzen.

Alſo träumte er; ſchwer und ſtill zugleich war ſein Gemüt.

Und immer ſah er in die Nacht hinaus. Wie kühl und ſtolz ſie zu ſchweigen verſtand.

Allmählich aber trat vor dies Bild der hellen, herben, nordiſchen Nacht ein anderes, das eines lauen, von überreichen Wonnen durchſchauerten Frühlingstags.

Jenes Tags, da er den Brief des Freundes erhalten.

Da lag nach raſch verrauſchtem, ſchwerem Regen jubilierendes Sonnenlicht auf der erblühenden Natur. Wie warme Bronze glänzte der olivgrüne Schwarzwald. Und die weite, üppige Ebene flimmerte unter reizvollen, verſtreuten Lichtern, im Schimmer der verdunſtenden, durchſtrahlten Feuchtigkeit.

Er dachte daran, wie er, überwältigt in demütiger Leidenſchaft, klein, dankbar, erhoben jene Stunde genoſſen hatte.

Eine tiefe Bewegung wallte in ihm auf, aus unausſprechlicher Wehmut und Sehnſucht ſeltſam gemiſcht.

Was er verloren hatte, ſah er noch einmal vor ſich, als den ganzen, wundervollen Reichtum, der es geweſen. Und doch verlangte ihn nach ſeinen Gärten und dem Winde, der durch die Farben ſeiner Kornfelder gleitend ſtrich.

Er wußte, dieſe ſeine Leidenſchaft war die eine, die immer nur wächſt, je länger ſie dauert. Die eine, die immer reiner und heißer wird, je mehr man ſich ihr hingibt. Und die eine, für deren Freuden man nicht mit Bitterkeiten zahlt.

Nun war ſie der einzige Inhalt ſeiner Tage.

Heilig ſtiller, großer, unausſchöpfbarer Inhalt.

Und doch, es tat ſehr weh, was er jetzt erlebt hatte und erfahren.

Sehr weh ....

Ein enterbtes Geschlecht. Von A. Rutari-London.

Fast liest es sich wie eine Familientragödie, jenes Kapitel in der Geschichte des Hauses Stuart, da Jakob II. vor seinem Schwiegersohne, Wilhelm von Oranien, flüchtet, da er von einem Jahresgehalt seiner zweiten Tochter Anna in der Verbannung das Dasein fristet: beide Töchter, eine nach der anderen, auf dem Throne von England, nach dem er nun vergeblich die Hand ausstreckt. Aber fehlt es diesem Trauerspiel an einer Cordelia, wie noch viel mehr an einem Lear; denn Jakob II. war sicher alles eher, als eine Heldengestalt, deren Pathos die Welt und das Herz der Menschen zu erschüttern vermöchte. Jener dämmernde Wintermorgen, da er auf den Zehenspitzen eine Hintertreppe des Palastes von Whitehall hinabschlich und in einem Mietwagen nach Lambeth fuhr, um sich die Themse hinab hinüber nach Frankreich zu stehlen — diese Flucht der geheiligten Majestät dreier Königreiche, während London noch in friedlichem Schlummer lag, verliert ihren tragischen Anstrich durch den Charakter des Fliehenden. Nicht allein, daß er grausam, wortbrüchig, eigensinnig war, noch in diesem letzten Augenblick verübte er einen Streich, wie ihn eben nur ein Stuart fertig bekommt: aus seinem Kabinett hat er das Große Siegel von England, dessen Abdruck allein einen Staatsbeschluß gültig macht, heimlich mitgenommen; von dem Boote aus schleudert er es in die Themse und freut sich wie ein unnützer Schulbube, daß nun kein Regierungsakt von Wichtigkeit durchgeführt werden kann, bis man es wiedergefunden.

Seine Gemahlin war mit ihrem Söhnchen vorausgeschickt worden und bereits in der Nähe von Paris einquartiert, als Jakob eintraf. Am französischen Hofe hatte man aufrichtiges Mitleid mit der jungen und schönen Königin; und ferner: erschien nicht der Hof Ludwigs XIV. um so glänzender, da ihm die Traurigkeit dieser flüchtigen Fürstenfamilie als Relief diente; die Gestalt des Sonnenkönigs um so herrlicher durch die Milde und Ritterlichkeit, mit der er sich der Enterbten annahm? Als gelte es den Empfang eines siegreichen Fürsten, war er mit dem gesamten Hofstaat in hundert sechsspännigen Karossen der Königin entgegengefahren und hatte sie nach St. Germain geführt, wo alles für den Besuch vorbereitet war. Unter den Hunderten von kleinen Aufmerksamkeiten war auch eine reichverzierte Truhe nicht vergessen, angefüllt mit sechstausend Louisdor. In diese Gemächer führte Ludwig nun selber Jakob. „Dies ist Eurer Majestät Palais," sagte er mit ritterlicher Verbeugung, „wenn ich herkomme, so werden Sie mir die Ehre des Hauses erweisen, und ich tue das gleiche in Versailles, wenn Sie mich dort besuchen."

So ward St. Germain das Treibhaus, in dem die Pläne der Jakobiten keimten und reiften; hierher richteten sich die Gedanken der Anhänger des vertriebenen Königs und seiner Erben ein Jahrhundert hindurch und länger. Denn saß auch Wilhelm von Oranien, der nun König Wilhelm geworden, fest auf dem Thron, und nach ihm Königin Anna nicht minder, so fehlte es keineswegs an Leuten, welche die Stuartdynastie wieder am Ruder wünschten. Falls Anna ohne Erben sterben sollte, so kam ein deutscher Fürst auf den Thron des Königreichs, und vor diese Wahl gestellt, hätten die meisten zehnmal lieber selbst einen schlechten Stuart, als einen guten Deutschen gehabt, der eben ein Deutscher, ein verfl..... Ausländer war! Daß im Grunde genommen dieser Deutsche auch ein Stuart war, ein Urenkel Jakobs I. so gut wie der Prinz zu St. Germain, daran dachte man kaum. Königin Anna selber war der Nachfolge ihres jüngsten Bruders nicht ungünstig; im vertraulichen Gespräch klagte sie, daß er so gar keine Zugeständnisse mache, um sich den Thron zu sichern. Sie spielte damit auf sein Beharren beim katholischen Glauben an — die einzige Festigkeit, welche die Stuarts je bewiesen haben. Sie waren nicht der Meinung, daß ein Königreich das — Aufgeben einer Messe wert sei. Und England, wie es auch in seinen Gesinnungen hin- und herschwankte — hier Hannover, dort St. Germain — darin fühlte es sich unerschütterlich: kein Katholik darf König auf dieser Insel werden!

So gingen Jahrzehnte dahin. Jakobs Versuch, mit dem Schwert in der Hand sein Land zurückzuerobern, hatte in Irland (in der Schlacht an der Boyne, 1690) jämmerlichen Schiffbruch gelitten. Er ergab sich seinem Schicksal. Seine Hoffnung richtete sich auf seinen Sohn, Jakob Edward; auf dem Totenbette mußte ihm Ludwig schwören, daß er auch diesen als rechtmäßigen Erben der Krone Englands anerkennen werde. Und Ludwig hat Wort gehalten. Als Jakob II. starb, wurde der Prinz in Paris feierlich in drei Sprachen — englisch, französisch und lateinisch — als Jakob III., König von England, Schottland und Irland ausgerufen. Aber was half's ihm? Da man in London das gleiche probierte, griff die Volksmenge nach Steinen und jagte die Herolde davon.

Das Volk in England hat zu allen Zeiten den rechten Sinn gezeigt. Mit den Ministern stand es anders. Die Träger der glänzendsten Namen, ein Marlborough, ein Bolingbroke, dachten sich nichts Schlimmes dabei,

Digitized by Google

noch bei Lebzeiten Annas mit den beiden mutmaßlichen Nachfolgern, dem in Herrnhausen so gut wie dem in St. Germain, heimlichen Briefwechsel zu führen. Ihre Intrigen wurden ärger, je mehr sich die Aussicht verdunkelte, daß Anna einen direkten Nachfolger haben werde. Ein Unstern schwebte offenbar über dem Hause Stuart. Siebzehn Kinder hatte Anna geboren; wäre nur eines am Leben geblieben, wäre nur eines herangewachsen und hätte selber wieder Kinder gehabt, so wäre der ganze Nachfolgestreit wie ein Kartenhaus zusammengefallen. Aber von all dieser Zahl blieb nicht eines am Leben. Der jüngste, auf dessen kleines Haupt sich die Hoffnung des Landes und der armen Mutter sammelte, starb im Sommer 1700. Wie hatten sie den Kleinen verhätschelt. Wilhelm III., sonst ein so ernster Mann, hatte den kleinen Neffen freundlich um sich gelitten, ihm schon an seine Wiege den Hosenbandorden gehängt und mit wohlwollendem Auge eine Parade abgehalten, bei der der Neunjährige an der Spitze eines Bataillons von Kameraden stramm heranmarschierte. Nun lag er im Sarge; nun, ein Jahr darauf, war auch Jakob II. begraben, und die Hoffnung der Jakobiten richtete sich auf Jakob Edward, dessen Geburtstag sie als den Weißen-Rosentag feierten. Ist doch die weiße Rose, die eine so große Rolle spielte in den Kämpfen und geheimen Klubs der Jakobiten, das Abzeichen der Stuarts, die sie als direkte Nachkommen des Hauses York aus dessen Wappen übernahmen. Zum zweiten Male also ward die unschuldige Blume, die schon vor Jahrhunderten dem Reiche so viel Unheil gebracht hatte, das Wahrzeichen blutiger Kämpfe.

Fürs erste indessen blieb es beim Federkriege. Briefe und Erlasse gingen hin und her über den Ärmelkanal. Die berühmte Stuartkassette im Schloß Windsor ist angefüllt mit handschriftlichen Dokumenten aus jener Zeit, von Stuartpapieren, die nach vielen Tausenden zählen. In England und noch mehr in Schottland schürten Jakobiten heimlich das Feuer, an dem sie einst den regierenden König zu rösten hofften. Mancher Überzeugungstreue war darunter, der an das „göttliche Recht der Könige" unerschütterlich glaubte und ein schreiendes Unrecht darin sah, daß man Jakob die Krone, die er selber weggeworfen hatte, nicht wieder aufs Haupt stülpte. Obenan stand die Geistlichkeit, aus deren Reihe viele Hunderte sich sträubten, den Eid der Treue, den sie Jakob geschworen, nun auf Wilhelm zu übertragen. Lieber verloren sie Amt und Brot. Neben diesen non-jurors, deren Gesinnungstreue niemand die Achtung versagen kann, gab es Katholiken sowie Hunderte von Mißvergnügten, die ihrer Ansicht nach von der neuen Regierung nicht gebührend gewürdigt wurden. Wilhelm und nach ihm Anna begünstigten die Whigs: so verschworen sich die Tories mit den Stuarts. Für die große Menge kam dann noch jener unwiderstehliche Zauber hinzu, der über jeder heimlichen Verbindung ruht; man tat sich etwas darauf zugute, wenn man in größter Heimlichkeit zu verbotenen Versammlungen zusammentraf, geheime Abzeichen (wie eine weiße Rose, eine weiße Kokarde) trug und beim Hoch auf den König das Glas über eine in der Mitte der Tafel stehende Schale voll Wasser hielt, zum Zeichen, daß ihr König sich über dem Wasser befinde.

„Here's to the King, Sir,
Ye ken who'm I mean, Sir,"

fing ein bekanntes Jakobitenlied jener Zeit an. Keck genug ging es bei solchen Gelagen zu. Noch lange nach Wilhelms Tode stieß man auf den „kleinen Gentleman im schwarzsammetnen Wams" an und meinte den Maulwurf damit, über dessen Hügel das Pferd gestolpert war, bei dessen Sturz sich Wilhelm den Tod geholt hatte. Dabei wurden entblößte Schwerter hochgehalten und klirrend zum Schwur der Rache an den Feinden der Stuarts zusammengeschlagen.

Jakob Edward indessen, oder S. M. König Jakob III., wie seine Anhänger ihn nannten, war kein streitbarer Held. Bei seinen Gegnern hieß er die „Wärmflasche". War doch behauptet worden, Maria von Modena (die Gemahlin Jakobs II.) habe gar keinen Sohn geboren, sondern man habe an jenem bewußten 10. Juni 1688 in einer Wärmflasche ein fremdes Baby ins Schloß geschmuggelt. Wäre das Gerücht wahr gewesen, so hätte es schlecht um diesen 10. Juni gestanden, den die Jakobiten noch heute als den Weißen-Rosentag festlich begehen. Aber es war nur ein schlechter Scherz, wenn auch mancher daran glauben mochte. Der Betrug wäre schon deshalb unmöglich gewesen, weil das Gemach in Whitehall, in welchem der neue Prinz erwartet wurde, zu seinem Empfang, wie das bei Prinzen Sitte ist, mit gewichtigen Zeugen angefüllt war. Herzöge, Lords, Minister, der Lordkanzler und ein Dutzend andere Würdenträger standen um das Bett der schönen Wöchnerin herum, so daß schließlich die junge Mutter mit anmutiger Verschämtheit den König bat, er möge sich über sie beugen, damit seine Allongeperücke wenigstens ihr Gesicht vor der Menschenmenge verberge ...

Ist mithin das Gerücht von der Wärmflasche unbegründet, so wird es einem doch schwer, den Spitznamen von Jakob III. zu trennen. Der Mann hat etwas Lauwarmes an sich — die reine Bettflasche. Sein einziger Versuch — im Jahre 1715 — einen Einfall in England zu machen und sich als Sieger die Krone zu erobern, die ihm von Rechts wegen zukam, wurde schnell und entscheidend zunichte. Und als dreißig Jahre später sein Sohn, Charles Edward, auszog, sein Königreich zu erobern, und dem Vater die Zuversicht aussprach, ihm demnächst drei Kronen zu Füßen zu legen, sagte der alte

Herr gemütlich: „Sei vorsichtig, lieber Junge, ich möchte Dich für alle Kronen der Welt nicht verlieren.“ Sehr liebevoll-väterlich, wird man sagen, aber kaum sehr heldenmütig. Kein Wunder, daß er die Anhänger in Schottland nicht übermäßig begeisterte. Ihr Führer, der Earl of Mar, eines der Häupter der Jakobiten in Schottland, der den Aufstand zugunsten des Prätendenten vorbereitet und ihm nach der Niederlage von Preston zur Flucht verholfen hatte, sprach es offen aus, was viele denken mochten: „War er enttäuscht von uns,“ so sagte er, „wir waren es noch zehnmal mehr von ihm.“ Das Urteil der Weltgeschichte hat diesem Urteil eines Waffengenossen kaum etwas hinzuzufügen. Schon daß er den Namen annahm, den der Papst ihm verliehen, Chevalier de St. George, anstatt seines angestammten Stuarttitels, ist bezeichnend.

Da wallte anderes Blut in den Adern seines Sohnes. Ein jeder soll ja schärfer ausgeprägt die Eigenschaften der Großeltern als die der Eltern zur Schau tragen, und in diesem jungen Manne lohte ganz und gar das Feuer der Stuarts. Ein hübscher Mensch, dieser „bonnie Prince Charlie“, mit seiner schlanken, nervigen Gestalt, dem feinen Oval seines Gesichts, in dem ein paar fröhliche Augen leuchteten. Er hatte seine Korrespondenten in Schottland, die ihn auf dem laufenden hielten und ihm zahlreiches Kriegsgefolge versprachen, wenn er mit französischen Truppen zu ihnen stoßen wolle. So kam er — im Sommer 1745 — leider aber ohne französische Hilfe. Wie ein Märchenprinz zog er mit sieben Freunden übers Meer, sich ein Königreich zu holen. Als er in Arisaig, an der westlichen Küste von Schottland, landete, waren die Häuptlinge der Hochlandstämme, denen er sich entdeckte, nicht wenig erschrocken. „Wir haben nichts als trocken Brot und keine Waffen,“ bedeuteten sie ihm verwirrt, aber Charles antwortete jugendlich-unbesorgt: „Nun, so esse ich trocken Brot mit Euch, und die Waffen verschreiben wir uns aus Frankreich.“

Ein Märchenprinz in der Tat. Wie ein Märchen mußt' es ihn selber dünken, wie sich nun die Anhänger um ihn scharten, dreitausend, viertausend, schließlich sechstausend Mann, und wie der Siegeszug durch das Land ging, bis das rote Kreuz im weißen Felde auf den Zinnen von Holyroodhaus, dem alten Stuartschlosse zu Edinburg, wehte. Wer die Geschichte nicht studiert, der hat es in „Waverley“ gelesen, wie der Prinz dort Hof gehalten, wie die stolzen Lairds der Hochlandclans, die Camerons, die Macdonalds, die Frazers, die Macleans, sich um ihn scharten und schöne Frauen ihm huldigten. Hatten auch viele der Männer, die sich für ihn schlugen, ihre eigenen Ziele im Sinn, hohe Titel und fette Ämter am neuen Hofe, so ging doch durch die Bewegung auch ein selbstloserer, gemeinsamer Zug: die Sehnsucht, das heimatliche Schottland zu erhöhtem Ansehen zu bringen, die Stuarts auf den Thron zu heben, das angesehenste schottische Geschlecht, dessen Adelsbrief bis auf Banquo zurückgeht, Banquo, den Macbeth ermordete. An dessen Tafel hat ein Stuart als Mundschenk gewaltet. Steward (d. i. Stuart) bedeutet Seneschall, und das Ehrenamt eines solchen an der Königstafel ward in der Stuartfamilie erblich. Als ein Stuart zuerst das Zepter ergriff, fiel das Amt seinem ältesten Sohne zu. Dabei ist es — fast tausend Jahre hindurch — geblieben, und auch der jetzige Erbe eines Königs von Stuartgeblüt, der Prinz von Wales, führt den Titel des „Mundschenks von Schottland“.

Fast zwölf Monate hat das Märchen von der Eroberung Englands gedauert; bis in die nördlichen Provinzen des Königreichs ist Prinz Charlie vorgedrungen, ehe sich England genugsam aufraffte, um ihm mit Erfolg zu begegnen. Nicht weil die Rebellen so mächtig waren — was vermag ein Häuflein von sechstausend Mann? — sondern weil es ein Weilchen dauerte, bis England sich den Schlaf aus den Augen gerieben und beschlossen hatte, der Sache mit Ernst zu begegnen. Lord Roseberys Wort vom ‚muddling through‘ paßt, wenn auch erst unlängst gemünzt, auch auf vergangene Zeiten. In London hatte man es bereits mit der Angst bekommen; die Läden blieben geschlossen, und besorgte Rentiers mit Hasenherzen liefen nach der Bank, um ihre Ersparnisse zu retten. Da endlich marschierte der Herzog von Cumberland mit einem Heer nach Norden, und die Jakobiten machten kehrt. Bei Culloden, in der Nähe von Inverneß, kam es zur Entscheidungsschlacht; als die Sonne sank, war es mit Prinz Charlie zu Ende.

Aber war er als Märchenprinz ins Land gekommen, noch um vieles märchenhafter gelangte er wieder hinaus. Monatelang währte seine Flucht; über die Pässe des Hochlands, durch die öden Inseln an der westlichen Küste irrte er, heute verkleidet als Diener, morgen als Dienstmädchen, immer auf der Flucht vor englischen Soldaten, englischen Beamten, englischen Schiffen. Ein Preis von dreißigtausend Pfund Sterling war auf seinen Kopf gesetzt, aber wußten auch fast einhundert blutarmer Teufel um seinen Aufenthalt, nicht einer verriet ihn. Wenig Wunder, daß sich die Poesie dieses liebenswürdigen Abenteurers angenommen, daß hundert Geschichtchen die Runde machen, von seinem Versteck heute in einer Räuberhöhle, morgen bei armen Landleuten, ein andermal direkt unter der Nase der englischen Häscher. Auch fehlt es nicht an einer Heldin in jener romantischen Periode: der Name von Flora Macdonald hat heute noch seinen Zauber nicht verloren. Flora war die Pflegetochter eines königlichen Stadthauptmanns, aber Mitleid für den Flüchtling ließ sie sich des Fliehenden in einem der gefährlichsten Momente seines Lebens annehmen. Sie ward seine Retterin; als sie

lange, lange nachher starb, war ihr Lohn das Laken, auf dem der flüchtige Prinz eine Nacht geruht, zum Leichentuch.

Die Grausamkeit, mit der, nachdem Prinz Charlie längst nach Frankreich entkommen war, die Regierung seine Anhänger verfolgte, hat das ihrige beigetragen, um die ‚Sache der Stuarts' im Märtyrerlichte erscheinen zu lassen. Mit dem Beil des Henkers und mit der Spitze der Bajonette wurden die Gegner der gesetzmäßigen Regierung vertilgt. Dem patriarchalischen Clanwesen der Hochlande vor allem wurde der Garaus gemacht. Ja, es waren die Stuarts nicht allein, um die die Dichter trauerten, vielmehr die schottischen Hochlande selber, mit dem Zauber ihrer durch Jahrhunderte überlieferten Gebräuche, ihrer malerischen Trachten, ihrer ländlichen Sitten. Zerrissen ward das patriarchalische Verhältnis zwischen Gutsherrn und Bauer, die ersteren dafür mit Geld entschädigt, die letzteren ihrem Schicksal überlassen. Die Güter, welche die Bauern bisher als Vasallen und Schützlinge der Barone bebaut hatten, wurden fortan den Meistbietenden in Pacht gegeben, und die armen Bauern mußten entweder Tagelöhner werden oder den heimatlichen Boden verlassen, um „in Amerika eine Freiheit ohne Geschichte und ein Glück ohne Poesie zu suchen". So hat der alte Schlosser die Situation gezeichnet: mit einigen jener glücklichen Worte aus dem Borne des Gemüts geschöpft, durch die er selbst in den Tagen gelehrterer Forschung uns noch so teuer ist. Und die Geschichtschreiber nicht allein — wie nahmen sich erst die Dichter der Jakobiten an! „Laßt mich die Lieder eines Volkes machen," heißt es, „und es soll mir gleich sein, wer seine Gesetze macht." Der den Ausspruch getan, hätte ein Jakobit sein können. Lange noch nachdem kein Prätendent mehr prätendierte, haben die Dichter die Klage der Stuarts gesungen, keiner feuriger und zugleich schmelzender in dem Wohlklang seiner Verse wie Robert Burns. Man vergißt nicht leicht seine „Klage des Mädchens von Inverneß" über die Wunde, die ihr Culloden geschlagen:

„Drumossie-Moor, Drumossie-Tag,*)
O bittrer Tag, o blutiges Moor,
Wo kalt und starr mein Vater lag,
Und ich der Brüder drei verlor.

Sie liegen tief in Sand und Blut,
Im ersten Grün die Gräber stehn,
Der beste Bursch daneben ruht,
Den Mädchenaugen je gesehn.

Weh Sieger Dir, der nach der Schlacht
Noch die Geschlagnen niedertrat,
Du hast manch Herz betrübt gemacht,
Das Dir doch nichts zuleide tat."

*) Fontanes Übersetzung. Die Hochländer nennen Culloden-Moor gewöhnlich Drumossie-Moor.

Man sieht, es gibt auch eine poetische — Ungerechtigkeit; doch ist es ein schöner Zug im menschlichen Herzen, daß selbst im Leben der Völker die meisten sich mit starkem Drang der Unterliegenden annehmen. Sechzig Jahre nach Culloden sachte Walter Scott mit dem Roman „Waverley" die Stuart-Begeisterung noch einmal und mächtig an. Obwohl er mit kühler Gerechtigkeit die Sache Prinz Charlies darstellte als das, was sie war, eine Rebellion nämlich gegen das anerkannte Herrscherhaus im Vereinigten Königreiche — wie hätte sonst der Prinz von Wales ihn, als Scott ein Jahr nach dem Erscheinen des Romans der Löwe der Londoner Season war, in Carltonhaus so glänzend empfangen und eigens als den „Verfasser von Waverley" feiern können? — in den Herzen der Leser haftete doch vor allem die poetische Verklärung des geliebten schottischen Heimatlandes. Scotland for ever! So arg wurde der Jakobitendusel, daß noch in den zwanziger Jahren ein paar junge Leute auftauchen konnten, die behaupteten, rechtmäßige Nachkommen der Stuarts zu sein, und, wiewohl sie nichts ‚beweisen' konnten, viele Anhänger fanden. Ja, Königin Viktoria hatte noch einen Gutsnachbarn auf ihrem Schlosse Balmoral in Schottland, der sich weigerte, vor ihr den Hut zu ziehen. Was gehe ihn, so sagte er, die Kurfürstin von Hannover an!

Ja, es gibt noch heute Leute, welche die Beiseitesetzung der Stuarts für ungerecht halten. Sie pochen darauf, daß jener Parlamentsbeschluß von 1701, der die Nachfolge des Hauses Hannover bestätigte, nur durch eine einzige Stimme Mehrheit (118 gegen 117 votes) durchgegangen war. Das sei Willkür und nicht des Volkes Stimme, so behaupten sie. Es sind wunderliche Leute, diese Legitimisten und Jakobiten von heute, im ganzen etwa noch drei- oder viertausend an der Zahl. Sie feiern den Weißen-Rosentag, an dem Jakob III. das Licht der Welt erblickte, und den Tag der Wiedereinsetzung Karls II. Sie haben den Orden der weißen Rose gestiftet und tragen das Abzeichen im Knopfloch, und wenn sie bei ihren Festmahlen ein Hoch auf den König ausbringen, so halten sie ihre Gläser noch immer über eine Schale mit Wasser. Sie reden von dem „Morde" der Königin Maria Stuart und von der „Ermordung des heiligen Karl (des Ersten) des Märtyrers". Doch dient ein echter Jakobit den Stuarts nicht allein; sein Busen scheint vielmehr ein internationales Asyl für obdachlose Könige aller Länder zu sein, und unter den Trinksprüchen (über der Wasserschale) findet sich auch einer auf das Wohl „S. M. des Königs Karl von Frankreich und Spanien", von dem doch der Gothaische Almanach und mit ihm die Welt im allgemeinen schlechtweg als dem Prinzen Karl von Bourbon zu sprechen pflegt.

Auch gibt es für die Jakobiten — de

jure meine ich, denn de facto sind sie sämtlich harmlose und getreue Untertanen — keinen König Edward. Die wahre Herrscherin vielmehr dieses Inselandes ist eine Deutsche, die Gemahlin des Prinzen Ludwig von Bayern, oder wie sie sagen: Ihre Majestät Maria VI., durch Gottes Gnade Königin von England, Schottland, Frankreich und Irland! In ihren Adern rollen einige Tropfen Stuartbluts; mehr, so behaupten die Jakobiten, als deren König Edward sich rühmen kann. So wäre sie denn allerdings „die nächste dazu, wie die Frau Pastorin sagt". Die hohe Frau muß es sich infolgedessen gefallen lassen, daß jakobitische Verehrer sie mit Briefen bestürmen und so einzelne von ihnen mal nach München kommen, ein schuldiges Gesuch um Audienz bei „der Königin" einreichen. In Münchener Kreisen weiß man ein Lied von diesen Königstreuen zu singen, und fragt ein Englishman in einem Kunstladen etwa nach dem Bilde der Königin von England, so mag's ihm begegnen, daß der Verkäufer — mit Augenzwinkern — ihm eine Photographie der Prinzessin Ludwig überreicht. So ist's einem Jakobiten geschehen, der es mir selbst erzählt, und er ist nicht wenig stolz darauf.

Zu Ende der achtziger Jahre hatte die New Gallery in London eine „Stuart-Ausstellung" veranstaltet und der ungeheuere Andrang dazu kann als Beweis gelten, wie hoch die Stuarts noch immer in der Anteilnahme der Menge stehen. Alles, was sich an Erinnerungen und Wertstücken zur Geschichte des Hauses Stuart ausfindig machen ließ, war da vertreten, von Meisterbildnissen eines van Dyck bis auf — Strumpfbänder mit eingewirkten Treueschwüren für Prinz Charlie. Der Andrang der Besucher war ungeheuer, und das Unternehmen schloß mit einem bedeutenden klingenden Erfolge ab.

Dies war eine günstige Gelegenheit für die Jakobiten, sich wieder einmal zu regen. In allen Winkeln des Königreichs wurde es lebendig; Verbindungen, von denen kaum einer eine Ahnung hatte, die aber hier und dort im Lande zerstreut ein heimliches Dasein führen, traten ans Licht, ließen in den Zeitungen von sich hören und warben manche neue Mitglieder an. Eigene Zeitschriften wurden ins Leben gerufen: „The Royalist", ein Blättchen, nicht viel größer als eine Hand, das erst monatlich, dann vierteljährlich und zuletzt — gar nicht mehr erschien, und „The fiery Cross", dessen vehementer Titel im Text durch feurige Ausfälle gegen England gerechtfertigt wird. Aus jener Zeit stammt denn auch der große Coup, durch den ein Häuflein Jakobiten ihre Sache an die große Glocke zu bringen gedachte. In Charing Croß steht ein altes Reiterstandbild Karls I. — das Gesicht des Königs gerade auf jene Stelle in Whitehall gewendet, wo der Monarch am 30. Januar 1649 das Schafott bestiegen. Am Sockel dieses Monuments, an dem Jahrestage seiner „Ermordung" einen Kranz aufzuhängen — das war es, was die Jakobiten im Sinne hatten. Ihr Gesuch an den Minister, das Vorhaben auszuführen, ward indessen abschlägig beschieden. Ein gleiches geschah, als sie die Eingabe im nächsten Jahre erneuten. Aber diesmal ließen sie sich nicht einschüchtern. Trotz des Verbots marschierten sie in mitternächtiger Stunde nach Trafalgar Square, ihr Führer mit einem gewaltigen Kranz weißer Lilien bewaffnet. Sein Herz schlug höher, als er bereits eine ansehnliche Volksmenge in der Nähe der Statue versammelt fand; das Gerücht, daß etwas im Gange sei, hatte sich verbreitet, und in London fehlt es natürlich nie an Neugierigen. Auch Schutzleute waren zur Stelle. Aber unentwegt steuerte das Häuflein auf das Denkmal zu; verhaftete man sie, nun um so besser, so litten sie in einer edlen Sache. Und richtig, am Fuße des Monuments tritt ein Schutzmann an den Führer der Jakobiten heran. Atemlose Stille ringsum — die Menge im Hintergrunde reckt erwartungsvoll die Hälse. „Bitte, mein Herr," so sagt der Beamte, „reichen Sie mir den Kranz; ich werde ihn aufhängen. Den Draht dazu habe ich mitgebracht." Sprach es und tat's. Das ist ein Pröbchen der reifen Politik Alt-Englands, die ihr den Ruf der Freiheit erworben. Seitdem wird das Denkmal Karls I. alljährlich mit Kränzen geschmückt; jakobitisch gesinnte Damen streuen Blumensträußchen über seinen Sockel, aber der Nimbus des Geheimnisvollen, des Rüttelns an den Grundpfeilern des Staatsgebäudes ist verschwunden. So hatte schon vor hundert Jahren, als das Feuer des Jakobitentums immer noch unter der Asche glimmte, Georg III. selber den drei letzten Stuarts — von Canova, in der Peterskirche zu Rom — ein Denkmal setzen lassen und hatte auch gar nichts dagegen eingewendet, daß alle drei mit vollen Titeln — Jakob III., Karl III., Heinrich I. — als Könige von Großbritannien und Irland auf — der Inschrift anerkannt wurden.

Man sieht, schon damals hatte die ‚Jakobitenfrage' nur noch historisches Interesse, wievielmehr heute. Es sind eben hundert Jahre vergangen, daß durch die Bekanntmachung des Testaments des jüngeren Sohnes von Jakob III., des Kardinals von York, der letzte Protest gegen die Nachfolge des Hauses Hannover öffentlich erhoben wurde. Nach so langem Schweigen müssen sich selbst die loyalsten Royalisten zufrieden geben.

Es ist kein Zweifel mehr darüber, mit dem Jakobitentum ist es aus; die Stuarts sind tot, dead as a doornail.

Morgensonne.

Gemälde von Duncan Mackellar.

Original im Besitz des Prinzregenten Luitpold von Bayern.

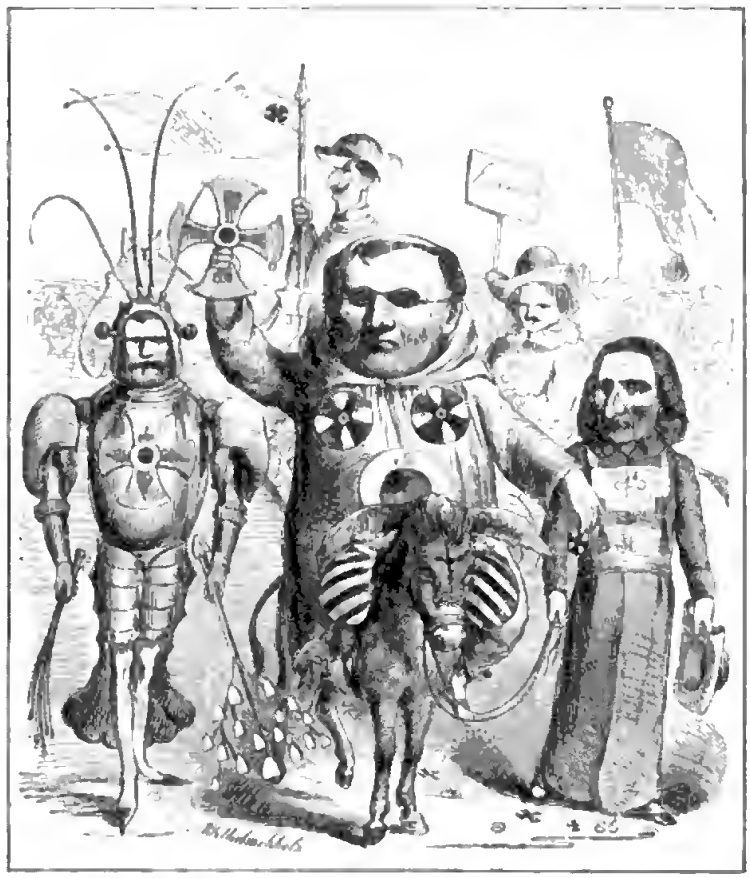
Digitized by Google

Bismarck in der Karikatur.

Von Fedor von Zobeltitz.

Daß Bismarck selbst einen starken Fundus an Mutterwitz und Humor besaß, wissen wir aus seinen Reden, Tischgesprächen und Briefen. Aber auch an anderen schätzte er den Humor, und so konnte es kein Wunder nehmen, daß er gegen die ihn betreffenden Karikaturen der Witzblätter keineswegs empfindlich war. Kein Staatsmann aller Zeiten und Völker ist so gewaltig mit Spottbildern überschüttet worden wie gerade Bismarck. Auch kein Monarch. Napoleon I., Napoleon III. und Kaiser Wilhelm II., in jüngster Zeit vielleicht noch König Eduard von England, sind diejenigen Herrscher, die dem Griffel des Satirikers den am stärksten anreizenden Stoff boten. Bei Napoleon I. wurde der Spott meist zu galliger Bitterkeit. Bei dem „Neffen des Onkels" lockte das Abenteuerliche des Staatsstreichs. Bei Kaiser Wilhelm II. tut es die ausgesprocheneEigenartder Persönlichkeit, seine Vorliebe für rasche Entschlüsse und für rednerische Schwertstreiche. „Onkel Ede" von England war schon als Prinz von Wales ein Liebling der Karikaturisten; das ganze Leben dieses „ersten Gentleman von Europa" bot ihnen eine unerschöpfliche Stofffülle. Aber keiner dieser Regenten ist von der Satire so ausgeschöpft, so mannigfach zergliedert, gewissermaßen seziert worden, wie Bismarck.

Ein halbes Jahrhundert lang war er der Mittelpunkt der Witzblätter aller Kulturnationen, und als sich Federn fanden, die der Geschichte der Karikatur eine Grundlage zu schaffen begannen, wie vor allem Eduard Fuchs und Georg Herrmann, war es nur natürlich, daß auch Einzelsammlungen von Bismarck-Karikaturen veranstaltet wurden. 1890 gab John Grand-Carteret in seinem „Bismarck en caricatures" die erste heraus;



Der neue Peter von Amiens und die Kreuzfahrer.
Es hält Sankt Stahl des Esels Zaum, Sankt Gerlach führt die Truppen,
Zur Seite steht Herr Bismarck treu, der Erzschelm, in Panzer und Schuppen.
Und die sich als Landsknechte mit ihren Mähren quetschen,
Das ist Herr Wagner als Don Quixote mit Sancho Pansa-Gödschen.
(Aus dem Kladderadatsch vom Jahre 1849.)

der „Kladderadatsch“ vereinigte die eigenen in seinem 1895 erschienenen „Bismarck-Album“, dazu trat die Sammlung C. Walthers, die nach dem Tode des Altreichskanzlers verausgabt wurde (Stuttgart, Franckſche Verlagsbuchhandlung) und der wir hier vielfach folgen.

Die Bismarck-Karikatur begann im „Kladderadatsch“, der im Mai 1848 auf die Walstatt trat. In der Nr. 45 vom 4. November 1849 findet sich ein großes Bild mit der Überschrift „Der neue Peter von Amiens und die Kreuzfahrer“: eine Satire auf die Kreuzzeitungspartei, mit den Herren von Gerlach und Stahl in der Mitte und Wagner und Goedsche (dem Chefredakteur des Blattes und dem Redaktor der „Zuschauer“-Rubrik) als Don Quixote und Sancho Pansa im Hintergrund. Zur Rechten des als Peter von Amiens auf einem Esel reitenden und das Kreuz aus dem Titelkopf seiner Zeitung in der Hand schwingenden Herrn von Gerlach schreitet Bismarck in einem Panzer von der Form eines Krebses, in den Händen eine Geißel und einen Stammbaum tragend. Die Attribute beziehen sich auf eine Rede Bismarcks, in der er als Abgeordneter der zweiten Kammer den preußischen Adel gegen scharfe Angriffe in Schutz genommen hatte. Signiert ist die Zeichnung „Wilhelm Scholz“. Scholz ist denn auch der Bismarck-Karikaturist des „Kladderadatsch“ geblieben, und wer nach ihm sich an diesem Gegenstand versuchte, der war doch immerhin genötigt, wie Rudolf Genée richtig bemerkt, den von Scholz geschaffenen Typus mit den drei Haaren zu übernehmen. Künstlerisch ist in der Bismarck-Karikatur sehr viel Bedeutsameres geschaffen worden, als Scholz es vermochte. Aber das Charakteristische der Persönlichkeit des großen Mannes hat er immer ausgezeichnet getroffen.

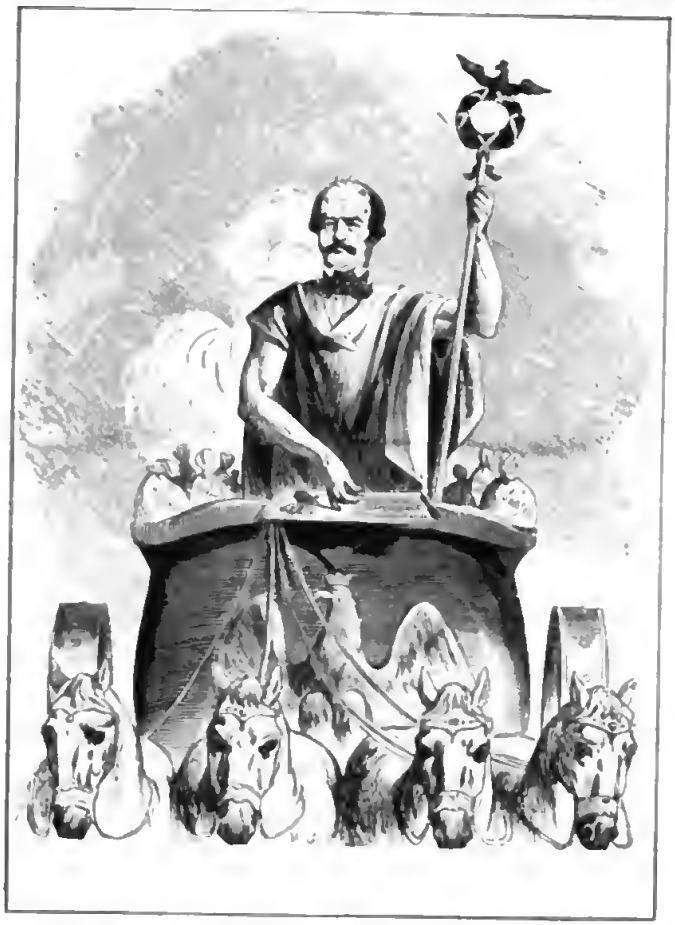
Lebendes Bild aus Goethes Faust. (In Paris gestellt.)
Mephistopheles: Du bist noch nicht der Mann, den Teufel festzuhalten!
Umgaukelt ihn mit süßen Traumgestalten,
Versenkt ihn in ein Meer des Wahns!
(Aus dem Kladderadatsch vom Jahre 1862.)

In den Jahren von 1859—1862 stoßen wir vorerst nur auf wenige Bismarck-Karikaturen. Der „Kladderadatsch“ brachte ihn in der ersten Dezembernummer von 1849 nochmals als Kreuzzeitungsmann aus Anlaß des Waldeckschen Prozesses, dann 1852 als „Enfant terrible“, das die

großen Städte vom Erdboden vertilgen will (Rede vom 20. März j. J.), und 1854 in einem Bilde, auf dem die Gelehrten des „Kladderadatsch“ mit Eisenkugeln an den Beinen Herrn von Bismarck-Schönhausen eine Petition in Sachen des Bundespreßgesetzes überreichen. Auf diesen ersten drei Karikaturen tritt uns Bismarck noch als jugendliche Erscheinung im vollen Schmuck seines Haupthaares und mit kräftig sprossendem Vollbart entgegen. Das Haupthaar hat sich bedenklich gelichtet und der Vollbart ist gefallen, der ganze Typus nähert sich bereits auffallend dem allbekannten in der erst acht Jahre später folgenden nächsten Karikatur („Kladderadatsch“ vom 29. Juni 1862), die Bismarck als Gesandten in Paris in der Pose des träumenden Faust darstellt, während Mephisto-Napoleon ihm allerhand Zukunftsbilder vorgaukelt und das „Journal des Débats“ als Helena den Weihrauchkessel um ihn schwingt. In seiner Bismarck-Nummer vom 31. März 1895 zum 80. Geburtstag des Helden hat der „Kladderadatsch“ in einer Reihe von Zeichnungen (von G. Brandt), die Hauptrollen Bismarcks auf dem Welttheater wiedergebend, noch weiter in dessen politische Tätigkeit zurückgegriffen; da sehen wir ihn u. a. als Percy Heißsporn bei seinem ersten parlamentarischen Debut am 17. Mai 1847 und als Mephistopheles im „Bundestagstheater“ zu Frankfurt im Jahre 1851. Aber erst von der Zeit ab, da er zum Gesandten in Paris ernannt wurde, beschäftigen sich auch andere Witzblätter mit ihm, so vor allem Stoltzes „Frankfurter Latern“, die in E. Schalk einen trefflichen

Karikatur aus der Konfliktszeit.
(Frankfurter Laterne, 30. September 1863.)

Diplomatisches Frühstück in Biarritz.
E. R. Nun, so nehmen Sie die Austern allein, und geben Sie mir dafür den Wein!
Der Andere. Bitte tausendmal um Entschuldigung; aber der gehört ja gerade zu den Austern.
(Aus dem Kladderadatsch vom Jahre 1865.)

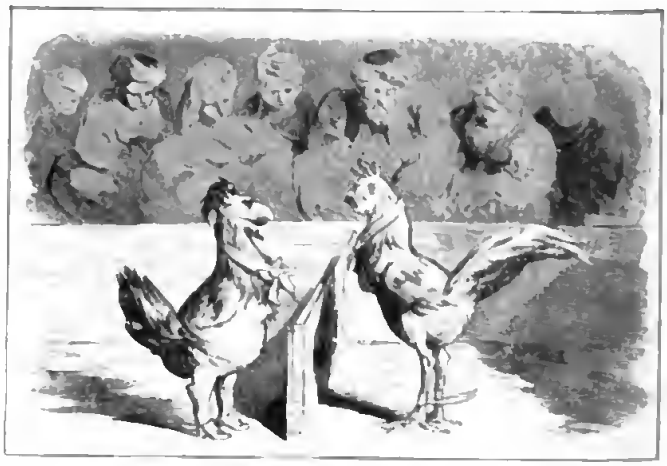


Frei nach der Viktoria auf dem Brandenburger Tor in Berlin.
Einer auf seinem Eraberungszuge durch den Norden Deutschlands bis an die Main-Linie.
(Aus dem Kladderadatsch vom Jahre 1865.)

Bernstorff als Minister des Auswärtigen übergibt Bismarck seine „offenen Fragen" — Bismarck als Boreas bläst gewaltig in den Presse-Baum, so daß die Blätter massenhaft fallen — Finanzminister von der Heydt rät dem Reiter, der sich vergaloppiert hat, zur schleunigen Umkehr. Und immer wieder kehrt in der Periode des „Blut und Eisen" die Idee des französischen Einflusses: die „Frankfurter Latern" läßt Bismarck auf dem gallischen Hahn ins Preußenland reiten, der „Kladderadatsch" ihn als Tamino zwischen den Priestern Napoleon und Gerlach ins bessere Land des „heiteren Absolutismus" führen, der „Münchener Punsch" ihn als Ägistheus von Napoleon-Klytämnestra zum Streich gegen den schlummernden Zollverein reizen, der „Eulenspiegel" ihn auf hoher Dachrinne nachtwandeln, während unten Napoleon steht, darauf wartend, daß er in die aufwärts starrenden Bajonette Polens, der „Münchener Punsch".

Zeichner besaß, Pfaus „Eulenspiegel" und

Wiederholt treffen wir in diesen Blättern um jene Zeit Bilder, in denen Napoleon als Lehrer Bismarcks erscheint, der ihm nach berühmtem Muster zum Staatsstreich rät, da Bismarck sich nach seiner Berufung in das preußische Ministerium von ihm verabschiedet (z. B. im „Kladderadatsch" vom 18. Oktober 1862 und in der „Frankfurter Latern" vom gleichen Tage). Die Konfliktszeit spiegelt sich in vielen Karikaturen des „Kladderadatsch" wider: Graf

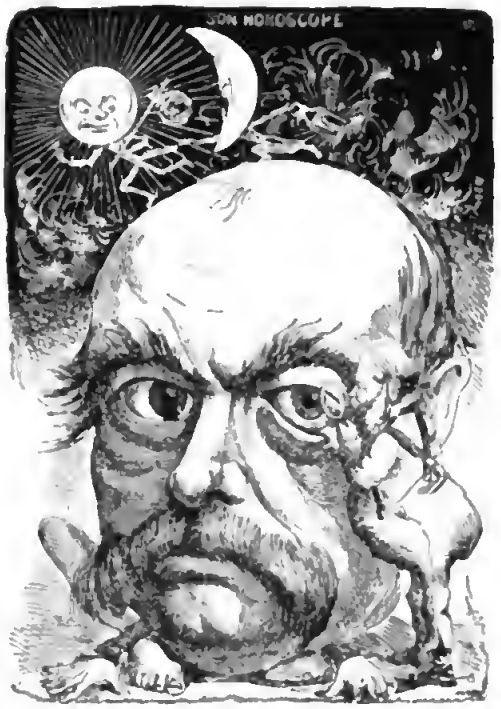


Westöstlicher Divan.
Die Concaurrenz zwischen den beiden Haupt-Hähnen ist bis auf Weiteres aufgeschoben (aufgehoben ???).
(Aus dem Kladderadatsch vom Jahre 1867.)

Bismarck — Le Roi de Prusse. Karikatur aus L'Éclipse vom Jahre 1870.

Dänemarks, Schwedens und Österreichs stürzen werde. Bezeichnend für die süddeutschen Bismarck-Karikaturen jener Epoche ist ein Bild im „Münchener Punsch“ (vom 19. Oktober 1862), das Bismarck (ganz unähnlich porträtiert und mit dem preußischen „Jarde“-Monokle) vor der Leimstange darstellt, an der sich die Fliegen der Budgetkommission fangen sollen. Für die süddeutsche Demokratie war Bismarck der Vertreter Hohenzollernscher Hausmachtspolitik, und damals regte sich der Partikularismus noch weit lebendiger als heute.

Die Opposition des „Kladderadatsch“ war erheblich weniger stachlig, da Dohm und Scholz ständig die harte Faust der Zensur über sich spürten. Schon in der Nr. 12 von 1863 war ein Bild polizeilich geschwärzt worden; in der Nr. 13 sieht man den „Kladderadatsch“ mit Schulze und Müller im Kahn zwischen der Scylla und Charybdis der Preßprozesse und Konfiskationen gegen die Wellen ankämpfen, indes die Mondscheinglatze des Ministers, noch ohne die historischen drei Haare, durch die Wolken leuchtet, und als der „Kladderadatsch“ seine erste Verwarnung erhält, trägt er den Stempel des Odiums auf seiner breiten Pontacknase. Im gleichen Jahre 1863, im April, erscheint Bismarck im „Kladderadatsch“ zum ersten Male mit den berühmten drei Haaren — an Stelle der Spitze der Pickelhaube, die ihm bisher aus dem Schädel wuchs. Von außerpreußischen Witzblättern nahm meines Wissens zuerst der „Eulenspiegel“ in einer Bismarck-Karikatur vom Oktober 1863 die drei Haare auf; später folgten der „Punsch“, der „Wahre Jakob“, der „Ulk“, der „Nebelspalter“, der Wiener „Figaro“, „Kikeriki“, „Floh“, „Humoristische Blätter“, „Wespen“,



Belgische Karikatur von 1870/71.
Der König: Fragen wir mein Horoskop ... Ich werde Kaiser aller Deutschen, der Zivilisation, des Lichtes, der Sonne, kurz alles dessen sein, was es auf dieser Erde gibt.
Die Sonne zum Mond: Hörst Du? Willy will uns verdunkeln, retten wir uns, retten wir uns! Aus Eduard Fuchs „Karikaturen der europäischen Völker,“ Verlag von A. Hofmann & Comp. in Berlin.

Digitized by Google

L'homme à la boule. Zeichnung von Deanee.
Tarteifle! je ne gonprends pas ce que jébrouve? Il me semple que je affre perdu l'équilipre, et que mon pied il affre clissé sur la poule.
Französische Karikatur vom Jahre 1870.

folgten auch außerdeutsche Witzblätter dem immer berühmter werdenden Vorbilde.

1864 beginnt die Bismarck-Karikatur im „Kladderadatsch" einen gewissen liebevollen Zug anzunehmen. Fuchs sagt, der „Kladderadatsch" habe sich erst nach 1866 zu seinem Heros bekehrt; sein Tun war aber schon vorher ein heimliches Lieben. Die „Wurschtigkeit", mit der Bismarck die Opposition behandelte, bringt noch eine Bilderserie „Aus der Kammer" in Nr. 20 vom 3. Mai 1863 zur Anschauung, aber schon in der Schleswig-Holsteinschen Frage wird das Blatt gemütlicher, und als auf Bismarcks Veranlassung dem Redakteur Dohm ein Teil seiner Gefängnisstrafe wegen Beleidigung der Fürstin Caroline Reuß geschenkt wird, schlägt das Herz des „Kladderadatsch" so freudig für seinen dreihaarigen Helden, daß die „Frankfurter Latern" (vom 16. August 1864) ihn als Livreebedienten abbildet, wie er Bismarck den Rockschoß trägt, und die Verse darunter setzt:

„Erst warf ich Ihn herab die Treppe,
Jetzt trag' ich Ihm devot die Schleppe,
Und trage seine Livree
Als ganz spezif'scher Sohn der Spree."

In der Tat galt der karikaturistische Witz des „Kladderadatsch" von nun ab der Ehre Bismarcks. Die Nummer vom 10. September 1865 bringt ihn als Triumphator auf dem Siegeswagen des Brandenburger Tores, die Nummer vom 22. Oktober noch einmal mit Napoleon zusammen, bei einem diplomatischen Frühstück in Biarritz, in dem „ER" nach der „Rhein"weinflasche langt. Dann kommt das Jahr Sechsundsechzig, und damit hört die deutsche Karikatur gänzlich auf, eine Rolle in der Opposition gegen Bismarck zu spielen. Auch Stolze in seiner „Latern" wird vorsichtiger, und Schleichs Spott im „Münchener Punsch" trotz allem partikularistischen Aufbäumen ziemlich zahm. Wien besaß zwar im „Figaro" bereits ein trefflich redigiertes und illustriertes Witzblatt, das Bismarcks Auftreten von 1862 an aufmerksam verfolgt und speziell zur Schleswig-Holsteinschen Frage einige sehr hübsche Bilder gebracht hatte; aber im allgemeinen hatte Österreich im Innern doch so viel mit sich selbst zu tun, daß die Bismarck-Karikatur damals noch nicht recht gedeihen wollte.

Im Ausland werden die Zeichner der Witzblätter auch erst nach Sechsundsechzig auf Bismarck aufmerksam. Grand-Carteret nennt als erste französische Bismarck-Karikatur ein Porträt von Gill, das Bismarck als Bulldogge zeigt, wie er eine Mausefalle aufstellt. Das Blatt erschien in der am 7. April 1867 verausgabten Nummer der „Lune", die François Polo 1865 anfänglich als parodistischen Witz auf das neue Tagesblatt „Le Soleil" gegründet hatte. Als „La Lune" 1868 einging, machte sie einem

Der Dorn im Auge der Schwaezen.
Aus dem Kladderadatsch vom Jahre 1872.

The Barber of Berlin.
Bismarck (as Figaro, sings „Largo al Factotum"):
„Bizzimarck here, Bizzimarck there,
Bizzimarck, Bizzimarck everywhere!!"
Aus Mr. Punchs Victorian Era vom Jahre 1874.

neuen Witzblatt „Eclipse" Platz, das schon ein Jahr vorher aus Anlaß der Luxemburger Frage eine Bismarck-Karikatur von der Hand Mobbs gebracht hatte „Le rol s'amuse": Bismarck hinter König Wilhelm, vor ihm ein bekanntes Kinderspielzeug, eine mit Soldatenpuppen besetzte hölzerne Scheere, aufklappend. Im Londoner „Punch" tauchen die ersten Bismarckbilder im Juli und August 1866 auf; dies bedeutendste, seit 1841 erscheinende Witzblatt Englands hat von da ab die Bismarcksche Politik stets unter die Lupe seiner mitunter recht scharfen Satire genommen. Unter der humoristischen Presse Italiens spielten seinerzeit der „Arlechino", der „Don Pirlone" und der heute noch existierende „Fischietto" die Prim. Aber in diesen Blättern wird vor Sechsundsechzig der Name Bismarcks nicht erwähnt. Erst im Mai 1866 bringt ein kleineres Blatt, der „Spirito folletto", das auch dem Jahre Achtundvierzig sein Entstehen verdankte, einen Bilderreigen unter dem Titel „La Bismarkeide, ossia vita e miracoli del gran Bismark, l'eroe della Prussia". Die Bismarkiade (der Name wird stets nur mit einem k statt ck geschrieben) hebt mit der Geburt des Helden an, der aus einem Mörser in die Welt geschleudert wird, und schildert die Hauptphasen im politischen Leben Bismarcks bis zum Bündnis mit Italien. In der Schweiz ist es der, 1878 eingegangene Solothurner „Postheiri", der bereits 1866 ein paar Spottbilder auf Bismarck bringt, und zwar in satirischer Verbindung mit dem Attentat Ferdinand Cohns am 7. Mai jenes Jahres. Auf dem einen Bilde werden die „blauen Bohnen" von einem Schutzmann auf einem Schubkarren hinter Bismarck hergeschoben, der diese auf dem zweiten Bilde triumphierend im Abgeordnetenhause vorweist.

Von Sechsundsechzig ab aber wird Bismarck sozusagen zum Heldendarsteller in den Witzblättern aller Lande und noch mehr naturgemäß nach dem Feldzuge

„O Lovely peace." — Handel.
Bismarck (the Bear Leader). „My Bear always dances to the gentceelest of tunes." — Goldsmith.
Aus Mr. Punchs Victorian Era vom Jahre 1875.

von 1870/71. Wieder schreitet der „Kladderadatsch“ in erster Reihe. Die französische Eifersucht ist bereits rege geworden. Wir sehen Bismarck als Zauberkünstler Bellachini vor dem Sphinxkopf Napoleons mit der Frage: „Wie lange wird uns der Friede weilen?“ und der Antwort der Sphinx: „Bis er MICH langweilt“ (11. März 1867); sehen ihn als deutschen Schäfer, seine Staatenlämmer vor dem brüllenden Löwen Napoleon behütend (31. März 1867); der Sonne deutscher Einigkeit entgegenschreitend, indes „ER“ das fallengelassene Taschentuch Luxemburg aufheben will; im Hahnenkampf mit Napoleon; mit „IHM“ vereint als modernen Januskopf (5. Januar 1868); als „bewaffneten Frieden“, abermals den dräuenden Leu Napoleon im Hintergrund (28. März 1869), und in einem Doppelbilde (20. Juni 1869) „Das schwarze Gespenst“, wie hier Bismarck „IHN“ und drüben „ER“ Bismarck an die Wand malt. In der Zeit von Sechsundsechzig und Siebzig, in der man französischerseits Bismarck für alles, was die europäische Politik bewegte, verantwortlich zu machen pflegte, fehlt im „Kladderadatsch“ neben der Bismarck-Karikatur selten der charakteristische Napoleonskopf mit dem spitz gedrehten Zwickelbarte.

Monopoldrand. Lasker- und Bismarcke, mit Fortschrittsspitzen. Aus dem Kladderadatsch vom Jahre 1878.

Und nun kommt das Kriegsjahr. In seiner Nummer vom 3. Juli 1870 bringt der „Kladderadatsch“ noch ein Bild von Bismarck als Einsiedler von Varzin. Dann aber wird es lebendig. In der ersten Zeit treten die Persönlichkeiten vor den großen Ereignissen selbst noch etwas in den Hintergrund; von Sedan ab jedoch nehmen die Bismarckbilder wieder zu. Während des Krieges und nach Friedensschluß haben sich der alten Berliner Witzpresse, dem „Kladderadatsch“ und den Stettenheimschen „Wespen“, neue Blätter angeschlossen. So der „Ulk“, der sich schon in seiner ersten, am 3. April 1873 erschienenen Nummer mit einem prächtigen Bismarckbilde aus Scherenbergs Stift einführte und ihn seitdem zahllos oft „mit respektvoller Scheu“, wie Fritz Engel sagt, in seinen Karikaturen verewigt hat. So ferner der Leipziger „Puck“, von dem genialen Zeichner Konstantin von Grimm begründet, der eine lange Reihe prächtiger Bismarcktypen geschaffen hat, von denen in den Sammlungen leider nur sehr wenige und nicht die besten aufbewahrt worden sind; so weiter der „Schalk“ Julius Lohmeiers, gleichfalls mit einer großen Anzahl von Bismarckbildern, von denen allerdings nicht viele das karikaturistische Element treffen; so die antisemitische „Wahrheit“ und manche andere, die wie der „Puck“ sich

Vaterfreude.
Der Reichskanzler entdeckt bei seinem Erstgeborenen mit Stolz das erste der drei erblichen Familien-Haare.
Aus dem Kladderadatsch vom Jahre 1884.

nicht lange halten konnten. Aus einer dieſer ephemeren Witzpflanzen, „Cri-Cri“ genannt nach einem damals ſehr beliebten ſpektakulöſen Spielzeug, entwickelten ſich ſpäter die „Luſtigen Blätter“, zuerſt im Rieſenformat der Wiener humoriſtiſchen Preſſe erſcheinend und dann ſich handlicher abrundend; Zeichner wie Graetz, Zaſche und Czabran und vor allem Wellner und Jüttner haben in ihnen prachtvolle Bismarck-Karikaturen niedergelegt, die ſich allein ſchon zu einer amüſanten Kollektion vereinigen ließen. In Öſterreich traten dem „Figaro“ vor allem Bergs „Kikeriki“, die „Humoriſtiſchen Blätter“ und der „Floh“ von Klics zur Seite. Trotz Königgrätz war in den Wiener Blättern die Karikatur nicht allzu biſſig. Anfänglich ſparte man freilich nicht mit feinen und groben Gehäſſigkeiten gegen Bismarck, im Verlaufe des Krieges aber wurde man mählich ſanfter. Nach Wörth zeigt der „Kikeriki“ Bismarck als Pfau mit der Unterſchrift: „Kein Wunder, daß er ſo ſtolz iſt“, am 19. September 1870 läßt er ihm als Nationaldank eine Ehrenperücke überreichen, am 21. November zeichnet er ihn als „Eiſernen Junggeſellen“, der die deutſchen Fürſten in den ſpitzenbeſetzten Schlund ſeines offenen Bauches drückt, und am 17. Dezember folgt dann das viel nachgebildete Bild „Generalprobe für den Kaiſereinzug in Berlin“, auf dem Bismarck mit dem Souffleurkaſten hinter dem Kaiſer einherſchreitet, der eine ungeheure Krone mit der Inſchrift „Das ganze Deutſchland muß hinein“ auf dem Kopfe trägt.

Crispi. — Ça va-t-il?
Bismarck. — Comme un gant.
La France. — Prenez garde. C'est une botte à revers.
Aus „Le Triboulet“ vom Jahre 1888.

War die öſterreichiſche Bismarck-Karikatur zur Kriegszeit noch leidlich milde, ſo war die Belgiens und Englands giftig und ausgeſprochen antideutſch. Von den damals in Belgien ausgegebenen zahlloſen ſatiriſchen Flugblättern tragen vier den Titel „Genien des Todes“, auf denen Napoleon, der Papſt, König Wilhelm und Bismarck karikiert ſind und deren Urheberſchaft man (wohl fälſchlich) Félicien Rops zugeſchrieben hat. Die Witzpreſſe des Landes ſtand im übrigen damals wie allzeit unter dem Einfluſſe von Paris. Auch die Londoner humoriſtiſchen Blätter ſympathiſierten lebhaft mit Frankreich. Schon im November 1870 ſchilderte „Punch“ aus Teniels Feder Frankreich als „Niobe of Nations“ und Bismarck als den tötenden Schützen; das war noch milde. Viel ärgere Karikaturen, auch manche grundgemeine, brachte „Judy“. In Italien waren der „Spirito folletto“ und der „Fischietto“ gemäßigter, während „Papagallo“ und „Pasquino“ man-

Karikatur auf den Dreibund. (Nebelspalter, Zürich, 26. Oktober 1889.)

Karikaturen sind teilweise ganz niederträchtig.

Daß in der ungeheuer umfangreichen französischen Karikatur der Kriegszeit Bismarck nichts weniger als glimpflich behandelt wurde, ist naturgemäß. Fuchs schildert in seiner „Karikatur der europäischen Völker" diese Periode sehr anschaulich. Zuerst ist Bismarck der Prestidigitateur (nach einem Bilde von Cham) und der homme à la boule, der geschickte Kugelläufer (in einem Bilde von Draner). Dann wird er allgemach der zynische Inspirator alles Bösen, der Dompteur König Wilhelms, die blutgierige Bestie. In Felix Regameys Einzug der Deutschen führt Bismarck, grimmig karikiert, des Kaisers Pferd, doch nur ein Riesenschwarm von Dohlen folgt den beiden. Saïd, Moloch,

ches recht derbe Spottbild auf Bismarck veröffentlichten. So war im allgemeinen auch die slawische Witzpresse von grimmem Haß gegen Bismarck erfüllt, allen Blättern voran der tschechische „Humoristiké Listy", der noch 1895 in den „Etappen einer ruhmvollen Laufbahn" — ein skelettbesätes Feld mit geborstenen Säulen — ein Schandbild auf den eben Verstorbenen brachte. Auch die polnischen und russischen Bismarck-

Des Reichskanzlers Abschied.
Der Reichskanzler legt alle seine Ämter nieder, gibt alle seine Insignien zurück und begibt sich in die wohlverdiente „Friedrichsruh".
(Aus dem Kladderadatsch vom Jahre 1890.)

Pilotelle, Cham, le Petit, Faustin u. a. haben ähnliche Blätter geschaffen, auf denen der Kaiser und Bismarck in bitter grausiger Weise verhöhnt werden. Den gestürzten Größen des eigenen Landes ging es freilich nicht besser: die Karikaturen auf die Napoleoniden erreichten zuweilen den Gipfel der Schamlosigkeit. —

In der Zeit von 1872 bis 1895 fehlt Bismarcks Porträt selten in der internationalen Witzpresse. Sogar die „Fliegenden Blätter", die dem politischen Humor längst entsagt hatten, besannen sich auf frühere Tage und huldigten bei Gelegenheit dem Einiger Deutschlands. Neue Organe für Humor und Satire traten ins Leben, so die „Jugend" und der „Simplicissimus": die erstere bismarcktreu in vaterländischem Sinne, der „Simpel" demokratisch, aber da, wo er Bismarcks gedenkt, stets mit achtungsvoller Verbeugung. Die Stellung der „Jugend" zu Bismarck bezeichnete schon im ersten Jahrgang ein ganzseitiges Bild von Arpad Schmidhammer, auf dem der „Roland" Deutschlands in riesiger Gestalt dargestellt wird, während die Opposition ihn umtobt. Nach dem Tode Bismarcks brachte das Blatt ein prachtvolles Porträt des Helden von Franz Stuck und später noch oft bildliche Erinnerungen an ihn, die jedoch nicht in das Gebiet der Karikatur fallen.

Der Lotse geht.
Karikatur des Londoner „Punch", 29. März 1890.

Die Entwicklungsphasen Bismarckscher Politik von 1872 ab lassen sich bequem aus den Karikaturen des „Kladderadatsch" verfolgen. Zunächst beginnt der Kulturkampf, in dem die berühmten drei Haare zu „Dornen im Auge der Schwarzen" werden, während die „Frankfurter Latern" Bismarck als Goethes Lili darstellt, im Park die Kulturkampfhähne fütternd, und der Wiener „Figaro" ihn als Barbier portraitiert, wie er einem Jesuiten den Kopf wäscht. Lamarmora, der ehemalige italienische Minister, dessen Indiskretionen der Zentrumsführer Mallinckrodt zu schweren Anklagen benützte, und der kleine Lasker bildeten 1873 und 1874 die Begleitfiguren in den Bismarck-Karikaturen. Im Sommer 1874 sehen wir ihn mit weißem Vollbart, der aber bald wieder fällt; Kullmanns Kissinger Attentat wird in der Karikatur nicht beachtet, lebhaft dagegen die Arnim-Affäre und der sechzigste Geburtstag. 1876 beginnt die Fronde der Konservativen, und die orientalische Frage tritt in Sicht; dem Entlassungsgesuch des Fürsten folgt des Kaisers „Niemals", der Handelsvertrag mit Österreich wird geregelt, die Monopolzigarren beginnen zu dampfen. Im Mai 1878 spiegelt Hödels Attentat und das

Ausnahmegesetz sich in den Bismarckbildern der Witzpresse wider; der Londoner „Punch“ läßt u. a. in einer hübschen Zeichnung das Schreimännchen der Sozialdemokratie vom geharnischten Bismarck in einen Kasten sperren, der „Figaro“ das Sozialistenfäßchen zerschlagen, so daß das Öl „erst recht herumrinnt“, der „Kladderadatsch“ stellt Bismarck als Pfeilschützen dar, der die sozialdemokratische Scheibe treffen will, aber dabei auch auf den Liberalismus zielt. Zollgesetzgebung und Steuerreform sind die karikaturistischen Momente 1879; ein reizendes Bildchen von Konstantin von Grimm im „Schalk“ zeigt die drohenden Geister, die Bismarck rief, während im „Kladderadatsch“ sich Freihandel und Schutzzoll als Droschkenkutscher um den Fahrgast reißen. Die Wahlen von 1881 finden auch im „Figaro“, im „Kikeriki“ und „Floh“ bezeichnende Illustrierung, noch mehr regen die Maigesetze die Welt auf. 1883 beginnt wieder der Vollbart zu wachsen, der schon ein paar Jahre früher den Wiener „Kikeriki“ zu einem netten Witzchen veranlaßt hat. Die Tripelallianz und der „kalte Wasserstrahl“ über die Vogesen bringen die Pariser Blätter in Harnisch; dann tritt Herbert auf den Plan: der Reichskanzler entdeckt bei seinem Erstgeborenen mit Stolz das erste der drei erblichen Haare („Kladderadatsch“) und gibt ihm seinen Speer für die Wahlkampagne (Wiener „Humoristische Blätter“). 1885 stoßen wir im Bilde wie in der Wahrheit auf die Cumberlandfrage; die Karolinenfrage tritt hinzu, in der Leo XIII. den weisen Salomo spielt. „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!“ ist das stolze Wort, das dem Jahre 1888 die Signatur gibt, wobei wieder die Gefahr einer Reichstagsauflösung nahe gerückt wird, die u. a. dem Pariser „Triboulet“ Anlaß zu einem hübschen Bilde (von J. Blaß) gibt, während Gefskens Veröffentlichung aus dem Tagebuche Kaiser Friedrichs Alfred le Petit zu einer trefflichen Karikatur in der „Charge“ anregt. In der Muße Varzins blickt Bismarck mit stillem Genuß auf die (Kohl-) Köpfe, die nicht voller Parteihader stecken (in einem Bilde Jüttners im „Kladderadatsch“), um dann zum Abschiede zu rüsten, den der Krakauer „Djabel“ in einen Sensenmann verwandelt. Dieser Abschied Bismarcks aus dem Reichsdienste setzt noch einmal die Stifte aller Karikaturisten in Bewegung. Scholz zeichnet Bismarck mit der Reisetasche, dem weinenden Kladderadatsch die drei Haare zurücklassend; die „Humoristischen Blätter“

Aus dem Wiener „Figaro“. April 1890.

Karikatur von F. A. v. Kaulbach auf Lenbach und seine Bismarckbilder. Aus dem Album der Münchener Allotria.

stellen ihn als Pennbruder dar, der nur noch mit der Schnapsflasche in den Reichstag kommen will,

Ganz reizend porträtiert ihn der Wiener „Figaro" als germanischen Recken, der heimkehrt in seinen Sachsenwald; im „Wahren Jakob" zieht Windthorst ihm den Reisemantel an, im „Punch" verläßt er als Pilot das Staatsschiff, im „Pasquino" wankt er mit seinem Puppentheater davon; in der Petersburger „Strekoza" sehen wir ihn mit Tyras im Eisenbahncoupé.

Aber auch die nun folgende „Idylle von Friedrichsruh" bietet der Witzpresse noch genügend Material zu mannigfachen Karikaturen. Im Pariser „Don Quichotte" erscheint Bismarck als Falke, der mit den ausgespannten Flügeln lebend an die Wand genagelt ist; Forain karikiert ihn im „Figaro" als menschenfeindlichen Philister, während der gallische Hahn fröhlich kräht, der „Punch" als grollenden Coriolan, der „Floh" als Simson, dem in der Einsamkeit das Haar der Kraft von neuem gewachsen ist, die „Jugend" als des Deutschen Reiches Tischlermeister, der „Wahre Jakob" als den toten Löwen, den die Füchse umtanzen. Am achtzigsten Geburtstage kräuselt „Kladderadatsch" noch einmal in „Erinnerung früherer Zeit" mit dem Brenneisen die drei Haare des Gewaltigen; „Punch" läßt den „Ex-Piloten" Ausschau halten über die bewegte See, durch die der Kiel des Reichsschiffs pflügt; „Ulk", „Jugend" und „Deutscher Michel" setzen dem Alten Denksteine. Das tut auch der Witz des Auslands, doch er ist meist

Im Boudoir Germanias.
„Jugend": „Den da drüben, den kenn' ich ja, das ist der eiserne Kanzler — aber was soll denn das da vorne darstellen?"
Germania: „Ach, das ist nur so eine delicatige Figur."
(Aus der Jugend vom Jahre 1900.)

bitter dabei, wie Jeanniot im „Rire“ und wie die Zeichner der ſlawiſchen Blätter. Aber da der Tod kommt, verſtummt ſelbſt jenſeits der Grenze der grimme Haß, und A. Willette konnte ſein prachtvolles Bild zeichnen, auf dem Bismarck in eiſiger Winternacht, gepanzert, die Lanze in der Rechten, Wacht hält an der waffenſtarrenden Grenze und dem Tode zuruft: „Malgré le froid je suis toujours le berger de ce troupeau ... Mort, passe ton chemin! ...“ Die Karikatur in den Witzblättern tritt zurück; ſelbſt diejenigen, die ihn mit den Pfeilen des Spotts einſt heiß beſchoſſen, widmen ihm ein ernſthaftes Gedenkblatt — ſogar ſein alter Feind, der „Punch“, läßt den Recken auf breiter Todesbahre von den Fürſten Deutſchlands zu Grabe geleiten, während die Germania in dunkler Gewandung trauernd voranſchreitet.

Aber die Erinnerung an ihn ſtirbt nicht und wacht auch in der humoriſtiſchen Preſſe immer wieder auf. So iſt die Bismarck-Karikatur denn noch nicht abgeſchloſſen. Selbſt in franzöſiſchen Blättern taucht ſein Bild hier und da noch auf, und aus vielen dieſer Zeichnungen von Willette, Caran d'Ache, Roubille u. a. ſprechen ähnliche Worte zu uns, wie Fr. Charmes ſie nach Bismarcks Tode in der „Revue des deux Mondes“ veröffentlichte: „Wir müſſen den Mut haben, zu geſtehen, wie glücklich wir geweſen wären, wenn wir ſeinesgleichen beſeſſen hätten ...“

Madonna del Saſſo.

Schon düſterten die Berge und der See,
Da ſchien mich ſteil vom Felſenſaum zu grüßen
Das lichte Kloſter. · Und mit wunden Füßen
Aufſtieg ich über Wald und Abendweh.

Verſchleiert rauſchte unter mir der Bach
Im Grund der grünen Schlucht. Die letzte Helle
Quoll da und dort um eine Waldkapelle,
Und liebend ſann mir ihr Erlöſer nach.

Und Glocken hallten droben ... In das Tor
Des Kloſterhofes bin ich ſtill getreten:
Da knieten braune Mönche, um zu beten
Barhäuptig in den blauen Höhenflor.

Sie murmelten, an ihrem Roſenkranz
Klirrten die Perlen. Und nach ſtaubigen Pfaden
Lehnt' ich im kühlen Kreuzgang der Arkaden
Wie weltentrückt im Duft des Dämmerlands.

Hoch überm Tal verrann das Nachtgebet:
Die greiſen Mönche ruhten breit auf Bänken,
Gleich mir beſchaulich Aug' und Herz zu tränken
Mit dieſes Abends dunkelſüßem Met.

Dann ſchwanden ſie ... Tief glänzten von der Bucht
Locarnos Villen ... Welch verträumter Friede!
Und wie ein Mönch lauſcht' ich dem Schlummerliede,
Das mir der Waldbach ſang aus ſchwarzer Schlucht.

A. K. T. Tielo.

Mandus Frixens erste Reise.

Eine Hamburger Schiffergeschichte von Ewald Gerhard Seeliger.

(Fortsetzung.)

Als Mandus bei der geöffneten Kambüsentür vorbei kam, rief ihn die Frau leise an. Zaghaft trat er näher.

„Mandus!“ sagte sie und fuhr ihm dabei durch das wirre Haar, „jetzt sind wir bald in Cuxhaven, und Du mußt wieder an Deine Arbeit. Pass' auf und sieh Dich vor, daß Du nichts zerschlägst, denn das kann er in den Tod nicht vertragen. Er ist überhaupt nicht gut auf Dich zu sprechen. Aber wenn Du auf dem Platze bist und Dir nichts zuschulden kommen läßt, wird er Dir schon nichts tun können.“

Sie sagte das alles so freundlich und sanft, wie es Frau Frixen nie gelungen wäre. Dann wies sie ihn genau auf dem Tellerbord zurecht.

„Das Geschirr hier ist für wochentags, und das hier für Sonntag. Da legst Du auch immer ein neues Tischtuch auf. Aus der Tasse trinkt er Sonntags Kaffee, der mit den beiden goldnen Rändern. Die stammt noch von seiner Konfirmation her. Bei der mußt Du Dich besonders in acht nehmen, sie hat schon einen kleinen Sprung. Und Messer und Gabel immer fein sauber putzen und das Salzfaß immer gut trocken stellen! Du wirst es nicht leicht bei ihm haben, aber fass' fest zu und laß Dich nichts anfechten. Ist er schlechter Laune, geh ihm einfach aus dem Wege. Und schimpft er einmal, so denk, er meint es nur gut mit Dir. Er hat einen schweren, verantwortungsvollen Posten als Kapitän, da muß man ihm manches verzeihen. Das wirst Du schon selber merken, wenn Du's erst einmal dazu gebracht hast.“

Bei den letzten Worten, die ganz langsam und feierlich klangen, legte sie ihm die Hand aufs Haupt und sah ihm fest in die Augen.

„Nun versprich mir, daß Du immer an das denken wirst, was ich Dir jetzt gesagt habe.“

Mandus faßte dankbar und gerührt ihre Hand, sprechen konnte er nichts.

„Wenn Du dann von Deiner ersten Reise heimkehrst, wirst Du mir ein rechter, ordentlicher Seemann sein!“

Mandus fühlte plötzlich wieder den Kloß im Halse und konnte nur mit Mühe ein „Ja!“ herauspressen. Dann drehte er sich weg und mußte nach der Sonne sehen.

Die Frau aber band ihre weiße Schürze ab und ging aus der Kambüse.

Mandus schlich nach vorn und setzte sich mit dem Gesicht voraus ans Ankerspill. Er bewegte die guten Worte der sanften Frau lange und bedächtig in seinem Herzen, konnte sich aber keinen Vers darauf machen. Er fühlte nur, daß irgend etwas gegen ihn war und gegen ihn sprach, das er nicht kannte und das er deshalb auch nicht aus dem Wege räumen konnte. Seinen frischen Jungenmut aber verlor er nicht darüber, sondern nahm sich vor, treu dem Versprechen, das er der Frau gegeben hatte, dem Kapitän möglichst aus dem Wege zu gehen, und treu dem Schwur, den er Selma geleistet hatte, sich nichts mehr von ihm gefallen zu lassen.

Er reckte den Hals. Das rechte Elbufer war zu einem schmalen, grünen Streifen zusammengeschrumpft. Er sah den Streifen immer dünner und dünner werden, bis er endlich ganz verschwand.

Auch das linke Ufer würde zuletzt hinter dem Schiff versinken. Dann war der ‚Albatros‘ auf der Nordsee, dann kam er in den Ozean!

Mit starkem Plätschern teilte der Bug die Wasser. Aus den Segeln kam zuweilen ein Ton, der wie das unterdrückte Lachen eines Riesen klang.

Plötzlich hörte er hastige Schritte, sie stockten, kamen näher, es eilte jemand die Treppe zur Back herauf.

Leise wendete er den Kopf. Selma war's. Schon reisefertig stand sie da, schaute

Published April 1, 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Velhagen & Klasing.

träumend nach dem Ufer und strich sich mit der schlanken, weißen Hand die blonden Stirnhärchen, die ihr der Wind ins Gesicht wehte, unter den Hutrand zurück. Wieder war die Sonne im Sinken und stand glühend auf dem Westerdeich.

„Selma!“ rief Mandus leise.

„Ach!“ Sie erschrak und wurde rot. „Da bist Du ja. Ich such' Dich schon die ganze Zeit.“

„Ich hab' immerzu hier gesessen,“ sagte er lächelnd, ohne sich vom Sitz zu bemühen. „Von hier aus kann man alles zuerst sehen.“

„Rück' man ein bißchen zu!“

Da saßen sie beide dicht nebeneinander.

„Jetzt dauert's nicht mehr lange!“ sagte Selma kleinlaut. „Cuxhaven kann man schon ganz deutlich sehen.“

„Wo denn?“

„Dort der Leuchtturm! Und gleich darunter ist die ‚Alte Liebe‘. Und ganz draußen die Kugelbake.“

„Wo denn?“

„Dort!“ sagte sie energisch, legte den Arm um seinen Nacken und brachte seinen Kopf in die rechte Richtung. „Dort, wo das Land zu Ende ist! Das große Balkendreibein mit der Kugel oben.“

Mandus nickte.

„Jetzt müssen wir bald von Bord!“ sagte sie wehleidig.

„Ja, Ihr könnt doch nicht bis Valparaiso mitfahren.“

„Ach, warum bin ich auch kein Junge!“

„Dann kämst Du mit! Das wär' aber fein!“

Sie nickte traurig, und dann saßen sie stumm nebeneinander und schauten auf die Rauchwolke des Schleppdampfers, die kerzengerade in die Luft stand. Denn sie fuhren so schnell wie der Wind.

Immer enger schmiegten sie sich aneinander, ohne daß sie es merkten.

Mandus legte leise den Arm um ihren Leib, und sie ließ es geschehen. Nur drängte sie sich noch enger an ihn, denn die Sitzgelegenheit war wirklich schmal.

So fuhren sie an Cuxhaven und an der Kugelbake vorüber und kamen in die See. Links tauchte der dicke Feuerturm von Neuwerk auf, er wuchs mit ein paar roten Ziegeldächern, die sich um ihn drängten, wie die Schafe um den Hirten, aus dem Wasser hervor. Von einer Insel war nichts zu sehen. Elbe IV, das erste Feuerschiff, an dem sie vorbeikamen, blieb rechts zurück. Jetzt fing der ‚Albatros‘ an, sich leicht von vorn nach hinten zu schwingen. Elbe III erschien im Fahrwasser.

„Jetzt müssen wir Abschied nehmen!“ sagte Selma sehr traurig und schob schmollend die Unterlippe vor.

„Wir kommen ja wieder.“

„Wie lange das wieder dauern wird! Jonni sagt, er wüßte es noch nicht. Und dann ist das immer furchtbar lange.“

„Greggers sagt neun Monat. Das ist noch nicht ein Jahr. Das ist bald herum. Ich bring' Dir auch was Feines mit.“

„Du? Hast Du denn Geld?“

„Oho! Kiek mal! Von Mutter! Ich soll gleich nach Hause kommen, wenn mir's auf dem Schiff nicht mehr gefällt. Aber es wird mir schon gefallen!“

„Zeig' mal her. Oh! Zweihundert Mark! Was für eine Menge Geld! Und das soll ich alles haben?“

Mandus nickte nur, er hatte nicht den Mut, ‚Nein!‘ zu sagen.

Sie griff nach den Scheinen, aber er zögerte noch, sie loszulassen.

„Ich leg' Dir's auf die Sparkasse. Und wenn Du auf Schule gehst, dann borg' ich Dir's. Dann brauchst Du viel Geld. Mutter hat's bei Jonni auch so gemacht. Bitte, bitte, gib her! Du könntest sie verlieren, oder es nimmt sie Dir jemand weg.“

Noch immer schwankte er.

„Bitte, Mandus! Ich leg' sie für Dich auf die Sparkasse! Da bringen sie Zinsen. Es wird ganz von selbst mehr. Wenn Du wiederkommst, sind es gewiß schon dreihundert Mark. Und wenn Du unterwegs was brauchst, schreib nur. Dann schick' ich Dir zehn Mark.“

Sie hatte sich sehr eng an ihn herangeschmeichelt. Der eine ihrer Zöpfe kitzelte ihn am Halse und ihre Augen standen ganz dicht vor den seinen. Ihr Gesicht glühte. Die Lippen ließen die weißen Zähne hervorblinken.

„Mandus, lieber Mandus!“

„Ja!“ sagte Mandus, vor Freude zitternd, „aber Du mußt mir dafür einen Kuß geben.“

Selma fuhr zuerst ein wenig zurück, dann faßte sie Mut, umhalste ihn und erfüllte seine Bitte.

Sie nahm das Geld, faltete es zusammen und ließ es in den viereckigen Ausschnitt ihrer hellblauen Bluse gleiten.

Dann stand sie auf, und Mandus tat das gleiche. Sie zupfte sich das Kleid zurecht, und Mandus klopfte sich vor Verlegenheit den Staub von der Büx.

„Und von jedem Hafen aus schreibst Du mir!“

„Ja!“ seufzte er freudig, „einen ganz langen Brief.“

„Selma!“ rief Jonni von achter.

„Ich komme!“ gab sie zurück. Und zu Mandus: „Adieu! Und glückliche Reise! Und wehe, läßt Du Dich hauen!“

Dann sprang sie fort, die Treppe hinunter, mit fliegenden Zöpfen und ausgebreiteten Armen direkt auf den Vater zu.

Mandus fand die Küsse wohl etwas teuer, doch das Geld kränkte ihn nicht so arg, nur, daß er ihr jetzt nicht mehr das seidene Tuch kaufen konnte!

Der Schlepper stoppte, die Trosse wurde abgeworfen, und nun glitt der ‚Albatros‘ allein hinaus. Der kleine Dampfer kam längseit, es gab noch einen kurzen Abschied an der Treppe. Dann löste sich der Schlepper und fuhr mit voller Kraft die Elbe hinauf. Jonni Kaphengst schaute vom Achterdeck dem kleinen Dampfboot und den beiden weißen flatternden Taschentüchern so lange nach, bis sie am Horizont verschwanden. Dann stiefelte er schwerfällig in seine Kajüte.

Mandus aber blieb auf der Reling stehen, hielt sich an der Fockschot fest und winkte und winkte mit seiner Mütze. Und noch einmal leuchtete wirklich etwas Weißes am Horizont auf und flatterte über die glänzenden Wellen. Doch es war nur der Dampf, den der Schlepper ausstieß.

XIV.

Zweimal wurde Mandus in der Nacht aus dem Schlafe gerissen. Einer kam wecken. Es krochen welche aus den Kojen, machten einen Rumor und polterten in die Nacht hinaus, andere wieder polterten herein, machten einen Rumor und legten sich in die Kojen.

Als der Morgen graute, kam Greggers vergnügt herein, rieb sich die starren Hände und sagte: „Helgoland vorbei! Klares Wetter und braver Wind. Wenn's dabei bleibt, gibt's eine gute Reise.“

Mandus, so müde er auch war, kroch aus den Decken, schlüpfte fröstelnd in die Kleider und drückte sich leise durch die Türspalte. Der ungewohnte Anblick der unendlichen Wasserfläche, die im Glanze des jungen Morgens vor ihm ausgebreitet lag, benahm ihm fast den Atem. So gewaltig groß hatte er sich das Meer doch nicht gedacht!

Ein blasser, rötlicher Schimmer am östlichen Horizont mit einem Leuchtturm darauf, das mußte Helgoland sein! Bald hatte es der blendende Glanz der steigenden Sonne völlig verdeckt. Silbern hing sie am weißblauen Himmel, Silber durchfloß die Luft, silbern zitterte es auf dem Wasser. Und durch all das flüssige Silber war der ‚Albatros‘ schon hindurchgeglitten, ohne diesen lebendigen Schleier zerrissen zu haben.

Nach Westen zu in der Fahrtrichtung war der Ausblick linienklar. Rauchstreifen, bald fettere, bald zartere, zogen längs des Horizonts. Ein kleiner Dampfer tauchte südlich auf, machte sich nach Norden davon und tauchte unter. Da wieder einer, von dem nur der Schornstein mit dem langen, geraden Rauchwimpel erschien, dort ein zweimastiger, kleiner Segler, der nach Süden hielt.

Je mehr Mandus seine Augen wandern ließ, um so mehr entdeckte er.

Der ‚Albatros‘ schaukelte wie ein Wagebalken regelmäßig auf und ab. Vorn und achter war die Bewegung am stärksten.

Mandus ging wieder auf seinen Ausguck am Spill. Deutlich fühlte er die Wellen von achter heranrollen. Haushoch waren sie zwar nicht, aber sie hatten zuweilen weiße Schaumkämme, und eine jede von ihnen besaß die Kraft, das ganze große Schiff einen Meter nach oben zu stoßen und dann wieder fallen zu lassen, daß es zitterte. Unermüdlich kamen die Wogen, ohne Ende, ohne Ende! Mandus mußte die Augen schließen. Diese ewige Wiederkehr des gewaltigen Pulses des weltumspannenden Meeres lähmte seine eigne schwache Kraft. Das Blut wich ihm aus dem Hirn, er bekam

einen schlimmen Schwindelanfall und mußte sich schleunigst hinsetzen. Er durfte nicht mehr auf das Meer hinaussehen. Schon der Gedanke an die ewig daherrollenden Wogen erregte ihm Unbehagen und Übelkeit. Er tastete sich nach der Kambüse. Ein widerlich würziger Kaffeeduft schlug ihm daraus entgegen. Kraftlos fiel er auf die Bank.

Der Koch schaute von seinem „Prinzenkronen und Bettelsack" auf und klappte das Buch sogar zu.

„Junge, du bist ja ganz kreidebleich! Hier trink einen Schluck Kaffee."

Mandus nahm das Gefäß mit zitternden Händen und würgte die heiße schwarze Bitternis hinunter. Dann verzog sich sein Gesicht zu einer schmerzlichen Grimasse, er sprang mit einem einzigen Satz hinaus und steckte das Kinn über die Backbordverschanzung. Als er etwas erleichtert zurückkam, lachte ihn der Koch aus und schob ihm das Brett mit dem Frühstück für Jonni Kaphengst hin. Mandus taumelte mit dem Brett davon. Es war ihm, als wenn das tückische Schiff gerade jetzt extra stark schaukelte. Die Tassen kollerten durcheinander und klapperten höchst besorgniserregend. Und die Kaffeekanne schlitterte auf ihrem breiten Fuß wie eine wildgewordene Lokomobile dampfend in all dem Wirrwarr hin und her.

Mit einem ungeschickten Krach stieß Mandus die Tür auf. Da saß Jonni Kaphengst schlafend hinter dem Tisch, genau so wie er in Kaspar Maasböls Hinterzimmer gesessen hatte. Vor ihm stand eine Geneverflasche mit einem kleinen Kelchgläschen.

Mandus wollte das Brett leise hinstellen und lautlos verschwinden, allein der ‚Albatros' stampfte eben wieder wie ein scheuer Gaul an der Halfter, und das Brett stieß hart an den Tisch.

Jonni hob den Kopf, und seine Augen schossen Zornesblitze. Aus seinem Gesicht war alles Weiche und Nachgiebige gewichen, rauher Trotz und finstere Verbissenheit lagerten in seinen Augenwinkeln. Mandus wurde heute davon gewaltig eingeschüchtert. Er mußte sich am Türpfosten aufrecht halten. „Aufbacken!" knurrte ihn der Alte an.

Mandus hob die Arme und ließ sie kraftlos wieder sinken. Der Kopf schmerzte ihm zum Zerspringen.

„Verdammigter Jung!" fuhr Jonni auf, „Du willst wohl hier Theater spielen?"

„Mir ist so schlecht!" stöhnte Mandus und ließ sich auf die Wandbank fallen.

„So!" sagte Jonni mit heimlichem Lächeln und suchte seine Stimme etwas zu dämpfen. „Das ist Dir recht! Was bist Du nicht an Land geblieben!"

Als Antwort verdrehte Mandus nur die Augen. Nun zog ein Schimmer warmen Mitleids über Jonnis Gesicht, und er schob ihm hilfbereit ein Gläschen Genever zu: „Hier trink, und leg Dich in die Koje! Schlapper Kerl!"

Mandus vergoß die Hälfte des Inhalts, ehe er das Glas an die Lippen brachte, so sehr schlotterten ihm die Glieder. Aber auch die Hälfte war noch zu viel. Mit einem Wehlaut sprang er auf, raste hinaus und hielt das Kinn über die Steuerbordverschanzung ...

Mandus lag in seiner Koje, den Kopf in das Kissen vergraben und stöhnte leise in sich hinein. Jeder, der vorbeikam, lachte ihn gutmütig aus. Greggers gab förmliche Krankheitsberichte aus. Tetje brachte ihm ein Glas frisches Wasser und lobte Mandus die vorzügliche Wirkung. Am besorgtesten aber stellte sich Kuno an, denn Greggers machte nun kein Hehl mehr, aus welchem Keller der vorzügliche Rum stammte.

Kurz vor Mittag rief der Koch nach Mandus. Aber er wurde abgewiesen.

„Mach Dir den Kram heut allein!" rief Kuno Leek. „Hast Du's drei Reisen gekonnt, wirst Du's noch einen Tag aushalten!"

Das hörte Mandus mit an und hatte trotz seiner Schmerzen die Zeit weiter zu denken: ‚Hat der Koch das drei Reisen allein gemacht, kann er's auch die vierte allein machen!' Und schlief ein.

Gleich nach Mittag kamen die beiden Steuerleute hart aneinander. „Ich bin der Erste!" rief Dietrich Dippel und schwang wie zur Bekräftigung ein Blatt Papier in der Luft herum.

„Aber rechnen kannst Du nicht!" sagte Cornelius von Holten und setzte den gestreckten Zeigefinger auf sein Blatt.

„Das will ich Dir weisen! Das will

ich Dir weisen!" schrie der Erste und hob beide Fäuste empor. „Du meinst wohl, weil Du einen Kopf größer bist!"

„Bin ich auch!" gab der Zweite trocken zurück.

Da gingen die beiden zu Jonni Kaphengst, dem Kapitän, der erste Steuermann zappelig und aufgeregt, der zweite gemächlich und sicher.

Der saß hinter seiner Geneverflasche. Solange die auf dem Tische feststand, solange hatte Jonni keine Veranlassung aufzustehen. Nur wenn die Flasche schwankte und fiel, stieg er aus seiner Höhle heraus.

Langsam sah er die beiden Berechnungen durch. Dann knüllte er mit einem einzigen Griff seiner Pranke das Blatt des ersten Steuermanns zu einer Kugel zusammen und warf sie ihm vor die Füße. Der war zuerst sprachlos vor Bestürzung, hob dann die Kugel auf, strich sie auf dem Knie glatt und suchte sich stotternd zu rechtfertigen.

„Halt den Sabbel!" fuhr Jonni auf. „Wenn ich nach Deinem Blödsinn seile, bin ich in vierzehn Tagen auf dem Mond! Im nächsten Hafen kannst Du Deine Sachen packen. Kannst meintwegen auf einem Torfewer anheuern, der von Buxtehude nach Altona fährt."

Dietrich Dippel tat noch einmal den Mund auf, aber Jonni hieb mit der Faust auf den Tisch, daß die Flasche einen kleinen Hopser machte.

„Ruhe!" donnerte er ihn an. „Cornelius hat richtig gerechnet. Der übernimmt die Backbordwache."

„Jetzt bin ich der Erste!" sagte Cornelius von Holten, als sie wieder draußen waren. Der andere aber warf dröhnend die Tür ins Schloß.

XV.

Der Wind drehte sich. Der Horizont wurde diesig. Das Schiff machte plötzlich weniger Fahrt.

„Rahen fest anknallt!" kommandierte Cornelius.

Jonni Kaphengst spitzte in der Kajüte die Ohren. Die Backbordbrassen wurden angeholt, der ‚Albatros' legte sich ein wenig auf die Seite und versuchte die ausgefallene Strecke wieder einzuholen.

Mandus hatte die Seekrankheit noch immer nicht überwunden und fühlte nun noch in seinem Elend, daß das Deck nicht nur von vorn nach hinten, sondern auch von links nach rechts schaukelte.

Und zwar so stark, daß Jonnis Geneverflasche wippte, tänzelte und umfiel. Er fing sie geschickt auf, verkorkte sie, hing sie an den Kleiderhaken, von dem er seinen geteerten Hut holte, stülpte sich den Hut fest über und kam an Deck.

Als Mandus am Abend erwachte, kreuzte die Bark gegen eine steife Südwestbrise an, die ihr den Eingang in den Kanal verwehren wollte. Aber sie hatte die Rechnung ohne Jonni Kaphengst gemacht, der mit keinem Schritt von seinem Posten wich und alle vier Stunden seinen ‚Albatros' so sicher und schnell über Stag gehen ließ, als wäre er ein kleines Segelboot.

Sein mächtig grollendes „Ree!" hatte Mandus aus dem Schlummer geschreckt. Er fühlte sich wohl noch schwach, aber ein gesunder Schiffsjungenhunger, den er sofort in der Kambüse stillte, war Beweis, daß die Krankheit gewichen war.

Er begann sich wieder mit der Außenwelt abzugeben. Zuerst hielt er sich an den Koch, der diesmal Hans Fockschot hieß, weil er die Fockschot loszuwerfen hatte. Dann ging er Greggers an die Hand, der ihm Jonnis Kommandorufe erklärte.

Und der ‚Albatros' fand seinen Weg im Zickzack, da ihm der gerade Kurs verwehrt war.

Die Steuerbordwache ging zur Koje, Jonni und Mandus blieben an Deck.

Jonni lehnte am Geländer, genau über seiner Kajüte, die Hände in den Taschen, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen. Seit zwanzig Stunden hatte er keinen Genever gerochen. Die Flasche schien er ganz vergessen zu haben, sie baumelte traurig am Huthaken.

Cornelius von Holten, der ihn abzulösen kam, wurde wieder schlafen geschickt. Von Mandus, der verschüchtert hinter Tetje stand, nahm Jonni vorläufig nicht die geringste Notiz. Er schrie Tetje hin und wieder etwas zu, was Mandus nicht verstand, und Tetje drehte darauf an dem schönen braunpolierten Rade und guckte

dabei auf die Kompaßscheibe, die von einer Laterne beleuchtet vor dem Rade leicht schwankte. Auch nach einem kleinen Wimpel im Großtopp schielte er zuweilen empor.

Eine heimliche Lust, dieses Rad anzufassen und mitzudrehen, wuchs in Mandus. Er streckte zögernd die Hand aus und griff an eine der glänzenden Speichen, als Tetje einmal regungslos mit beiden Armen über dem Rade lehnte. In demselben Augenblicke wandte Jonni den Kopf und fuhr Mandus dermaßen in die Parade, daß ihm die böse Lust sofort verging. Mit drei Sätzen war er vom Achterdeck herunter und schlich beklommen zu Hugo Pingel, der auf der Back guten Ausguck hielt und sich zwischendurch mit den niedlichen Schweinchen unterhielt, die sich bei der Ankerwinde ein geschütztes Plätzchen ausgesucht hatten und ihm mit freundlichem Grunzen antworteten.

Es war Morgennacht, durch die dunstige Luft konnten nur die Strahlen der größern Sterne dringen.

Kurz hintereinander liefen drei Dampfer dem ‚Albatros' vorbei.

„Da ist wieder einer!" sagte Hugo.

Mandus konnte nichts sehen. Er fragte, woran man das erkennen könnte.

„Dort! Das weiße Topplicht, vier Strich backbord voraus. Segelschiffe fahren nur mit Seitenlichtern. Gleich wird drüben das rote Licht kommen. Paß auf!"

Mandus bohrte seine Blicke in die Dunkelheit.

„Grün!" rief er plötzlich.

„Wahrhaftig! Grün!" sagte Hugo bestürzt. „Der Kerl will uns über den Haufen fahren!"

„Mann an die Glock!" rief Jonni von achter.

Hugo Pingel schlug an die Glocke, daß es dröhnte. Nach kaum zwanzig Schlägen waren alle auf den Beinen. Sogar Smutje erschien in Unterbüxen und ohne Prinzenkrone und Bettelsack.

„Was ist denn los?!!"

„Der Dampfer will nicht aus dem Wege gehen."

Alle starrten wie gebannt auf das grüne Licht. Der Dampfer machte keine Miene, den Kurs zu ändern. Er kam wie ein blinder Narwal dahergeschossen und machte mindestens neun Meilen Fahrt. Jan Muus bearbeitete jetzt die Glocke, sie schrie gellender als je.

„Die Kerls schlafen!" schrie Tetje Sappei. Ein vielstimmiges Gebrüll wurde dem schwarzen Ungetüm entgegengeschleudert. Stetig schob es sich deutlicher aus dem Nachtdunst heraus.

Eine fiebernde Wut erfaßte sie alle. Sogar Cornelius von Holten ballte die Faust hinüber. Dietrich Dippel aber lief ratlos hin und her und rang nervös die kurzen Finger.

Nur Jonni stand gelassen auf seinem Posten, die Pfeife im Munde und die Hände in den Taschen. Noch war Platz für den Dampfer zum Ausweichen.

Immer heftiger und wilder schlugen sie abwechselnd auf die Glocke los. Der Dampfer kam näher und immer näher und zeigte die grüne Laterne.

„Warum weichen wir denn nicht aus?" fragte Mandus leise den alten Greggers.

„Wir dürfen nicht!"

Jetzt konnte man schon die Maschine stöhnen hören. Fünf Minuten waren seit dem Auftauchen des grünen Lichtes verflossen, fünf lange quälende Minuten. Jetzt mußte es sich entscheiden, ob die beiden Schiffe noch klar aneinander vorbeikommen konnten.

Unaufhaltsam lief der Dampfer seinen Kurs weiter, ganz nahe kam er.

Jonni holte die Hände aus den Taschen, steckte die Piep ein und stützte sich aufs Geländer, den Kopf mit der scharfen Nase vorgestreckt wie ein Adler vor dem Stoß. Um die Mundwinkel zuckte ihm eine harte Linie der Grausamkeit. Er faßte mit seinen scharfen, stahlharten Augen den Kasten, der sich ihm in den Weg schob, faßte ihn, als wenn er ihn durchbohren und in den Grund senken wollte. Er öffnete den Mund, hob beide Arme und wartete so zwölf Sekunden auf den einzigen günstigen Augenblick.

Jetzt war kein Ausweichen mehr möglich.

„Hart dal das Ruder!" brüllte Jonni und hieb mit beiden Fäusten auf das Eisengeländer, daß es sich bog. Tetje riß mit einem gewaltsamen Ruck das

Rad herum, soweit es ging, der ‚Albatros' drehte sich in den Wind, fing an zu stampfen und schlug mit einem fürchterlichen Krachen seinen Vordersteven von oben her in die Seite des Dampfers, dicht hinter der Maschine.

Ein ohrenzerreißendes Gebrüll erhob sich auf beiden Seiten. Die Maschine des Dampfers arbeitete weiter und zerrte den ‚Albatros', der sich fest in das Leck verbissen hatte, mit sich fort.

„Wir sacken! Wir sacken!" schrie Menno Pickenpack und enterte auf den Dampfer über, dessen Deck einen halben Meter tiefer lag.

Dort war alles in größter Aufregung. Das Maschinenpersonal sprang an Deck und riß an den Booten. Kein Mensch dachte daran, zu stoppen. Mit unverminderter Kraft strebte der Dampfer auf Haaks Feuerschiff zu, dessen Licht jetzt deutlich aus dem Nebel herausstach.

Dadurch änderte sich aber die Lage der beiden Schiffe zueinander. Der Dampfer, der zuerst längseit Steuerbord gelegen hatte, kam dem ‚Albatros' allmählich längseit backbord.

„Wir sacken! Wir sacken!" schrie nun auch der erste Steuermann. Er lief noch immer hin und her und fuhr zur Abwechslung mit den Händen in der Luft herum.

„Boote klar!" kam Jonnis Stimme von achter.

Binnen wenigen Minuten war der Befehl ausgeführt. Regellos schlugen die Segel im Winde. Die Vorreulrah brach mitten entzwei. Das eine Stück schlug über Bord, das andere in den Hühnerstall. Auch sonst riß und brach noch manches in den Riggen. Aber keiner kümmerte sich darum, denn es war nichts dagegen zu machen.

Einige liefen nach den Kojen, um ihre Papiere und ihr Geld zu holen. Nur Tetje stand und hielt das Ruder fest.

Mandus fürchtete sich nicht so sehr. Da waren zunächst die Boote. Dann konnte er ja famos schwimmen, und auf dem offenen Meere waren sie ja noch lange nicht. Nach seiner Berechnung konnte das Land nicht gar so weit sein.

Detlef Bodderbrod schob einen frischen Priem an seinen Oberkiefer.

Jan Muus war die Piep überhaupt nicht erst ausgegangen. Er steckte den Peilstock ins Pumpenrohr.

„Machen wir Wasser?" fragte Jonni.

„Keinen Zoll!" rief Jan, ohne die Piep aus dem Mund zu nehmen.

„Hurra! Wir sacken nicht!"

Plötzlich gab's unter der Back einen höllischen Lärm, und die Schweinchen quiekten nach allen Seiten auseinander. Der Dampfer hatte sich dem ‚Albatros' aus dem Bug herausgedreht und dabei außer Menno Pickenpack auch noch den Backbordanker, der außerbords hing, mitgenommen. Jetzt rasselte die schwere Ankerkette aus der Klüse mit solcher Riesengewalt, daß das ganze Schiff von den Toppen bis zum Kielschwein erbebte. Dieser ohrenbetäubende Rumor verschlang jedes Wort. Faden um Faden der schönen, schweren Kette zog der heimtückische Dampfer heraus. Plötzlich hörte das Getöse mit einem gewaltigen ruckartigen Krach auf. Die Kette gab nicht mehr nach, und der ‚Albatros' mußte dem Dampfer folgen. Er hatte ihn unfreiwillig auf den Haken genommen.

Zehn Längen Kette hatte der Dampfer herausgeholt. Über zweihundert Meter war er voraus. Er lag stark nach Steuerbord über und sank langsam, aber sicher.

„Anker slippen!" rief Jonni Kaphengst, und dabei entfuhr ihm ein siebenkardeeliger Seemannsfluch.

Aber der nächste Schäkel saß fünf Meter außenbords. Das Spill war vollständig demoliert und ein Einhieven der fünf Meter unmöglich.

„Meißel und Hammer her!"

Die Kettenglieder waren aus handgelenkstarkem Rundstahl geschmiedet. Nach drei Schlägen, die Jan Muus führte, brach zum erstenmal der Hammerstiel, nach weiteren drei zum zweitenmal und nach weiteren drei hatte sich der Meißel sämtliche Zähne ausgebissen. Jonni Kaphengst griff mit beiden Fäusten an die Kette. Aber das rührte sie nicht, sie war gemacht zu halten, und sie hielt.

„Raketen und Kanonenschläge!" keuchte er. Cornelius lief danach.

„Wenn der Dampfer sackt," meinte Kuno weise, „und wir sind nicht von ihm los, dann zieht er uns mit auf Grund."

Bautz! hatte er von Jonni einen Backenstreich weg, daß ihm das Philosophieren verging.

Jonni sah sich wild im Kreise um, seine kochende Wut war noch nicht besänftigt. Da kam ihm Dietrich Dippel in die Quer gezappelt. Jetzt, wo es nur das eine galt, die Kette zu sprengen, kam dieser Unglückseligste aller Steuerleute auf den Gedanken, ein lose daliegendes Tau klar über einen Nagel zu schießen, und lag diesem Geschäft mit Hingebung ob.

Mit dem Grimm eines Berserkers fuhr Jonni auf ihn los, hieb ihm die breite Pranke in die Schulter und schüttelte ihn, als wenn er einzig und allein die Schuld an der ganzen Kollision hätte. Dann schob er ihn achteraus und verstaute ihn eigenhändig in die Kajüte.

Unterdessen hatte Cornelius von Holten einen Kanonenschlag gelöst und ein paar Raketen steigen lassen. Die Morgendämmerung brach langsam herein, aber kein Schiff kam in Sicht. Der Dampfer, der noch immer gut vier Knoten machte, lag schon ganz auf der Seite. Zwei Boote, voll bepackt, lösten sich von seinem Rumpfe los und schossen mit schnellen Ruderschlägen herüber.

Der Kapitän des Dampfers, ein wohlbeleibter Mann mit einem runden, gutmütigen Gesicht und großem, blonden Bart, stieg zuerst an Bord.

„Verfluchter Kerl!" schrie ihn Jonni an. „Was habt Ihr da drüben für eine Schweinerei angestellt! Ihr habt wohl alle zusammen geschlafen auf der Brücke?"

Den andern rührte das nicht viel, er hatte offenbar keinen freundlichen Empfang erwartet. Er zuckte nur mit den Achseln und sagte in größter Seelenruhe: „Wenn ich keine Leute habe, kann ich nichts aufstellen. Ich kann nicht zweiundsiebzig Stunden hintereinander wachen. Mein Erster liegt an Ischias schon von Konstantinopel her, und der Zweite hat sich das Bein gebrochen."

Unterdessen war die Besatzung des Dampfers an Deck gekommen. Die beiden kranken Steuerleute mußten mit der Bootstalje am David überholt werden.

„Was ist das für ein Dampfer?" fragte Jonni einige Grade ruhiger.

„‚Emilie' aus Flensburg. Mit Getreide aus Odessa."

„Ihr habt unsern Anker und die Kette mitgeschleppt."

Nach kurzer Beratung stieß der erste Maschinist mit seinen Heizern noch einmal zum Dampfer hinüber, um Hartmeißel und Hämmer zu holen. Glücklich kamen sie wieder zurück und rückten sofort der Kette auf den Leib.

Ping! Ping! Ping! Ping! ging es im Vierschlag wohl eine halbe Stunde lang ohne Unterbrechung. Immer waren neue, ausgeruhte Arme da.

Mit einem Knall platzte die Kette, schlug die Back in Stücke und rasselte rasend aus der Klüse.

Alles atmete befreit auf. Zusehends sank der Dampfer ins Wasser.

„Gott sei Dank!" lachte der Kapitän in seinen blonden Bart hinein, „den alten Kasten bin ich auf gute Art und Weise los geworden!"

Endlich ging die Sonne auf.

Jan Muus peilte noch einmal im Pumpenrohr, der Wasserstand im Kielraum hatte sich nicht verändert.

„Unser Kollisionsschott hält dicht!"

„So!" sagte Jonni und steckte sich wieder die Piep ins Gesicht. „Jetzt können wir uns mal den Schaden bei Licht besehen."

Jan und Kuno stiegen ins Vorderpik hinunter und fanden backbord, unterhalb des Wasserspiegels, ein großes Leck. Vier Eisenplatten waren zertrümmert und die Ränder nach innen gebogen.

„Das ist mein achter Schiffbruch!" philosophierte Kuno, als er pudelnaß aus der Luke stieg. Den furchtbaren Bax hatte er schon wieder überwunden.

Am Abend riefen sie einen Schlepper an, der sie durch die große Seeschleuse von Ymuiden nach Amsterdam zog. Hier machte der ‚Albatros' an der Handelskade fest.

Nun kamen harte Arbeitstage.

Die Ladung mußte gelöscht werden. Jetzt erst sah Mandus, welche Masse Eisenteile und Kessel, Wellen und Röhren im Bauche des ‚Albatros' verstaut waren. Das alles mußte heraus, um das Schiff für das Dock zu entlasten. Kräftig legte Mandus mit Hand ans Werk.

Nach einigen Tagen kam der Kapitän der untergegangenen ‚Emilie' aus Flensburg, um seine kranken Steuerleute abzuholen.

„Du kannst meinen ersten gleich mitnehmen," sagte Jonni, „der ist auch krank!"

Am nächsten Tage war Dietrich Dippel nicht mehr an Bord.

Vierzehn Tage lang mußte der ‚Albatros' docken. Jonni schrieb ein paar lange Briefe an die Reederei in Hamburg. Die Flensburger mußten die Rechnung bezahlen. Den neuen Steuermann holte er sich vom Konsulat. Da er keine Eile hatte, konnte er auswählen. Und diesmal griff er nicht daneben.

Die Besatzung kam selten an Land. Jonni wollte nicht mit Vorschuß herausrücken, und die Erinnerung an Hamburg war noch stark genug. Mandus kam nur einmal dazu, sich in Begleitung Greggers die „Minherren und Mewfrauen" aus der Nähe anzusehen.

Er schrieb einen Brief nach Hause, wie schön das Leben an Bord sei und daß er jetzt schon seinen ersten Schiffbruch erlitten hätte. Sie sollten ihm etwas Geld schicken, er brauchte noch verschiedene, sehr notwendige Ausrüstungsgegenstände, um gesund und heil nach Valparaiso zu kommen.

Aber er wartete vergeblich auf das Geld. Ja, wenn er die verschiedenen notwendigen Ausrüstungsgegenstände für die schleunige Rückreise nach Hamburg benötigt hätte!

Auch Selma bekam ihren Brief. In dem stand, daß Jonni schon viel netter geworden wäre. Aber das war eitel Täuschung. Jonni hatte nur vorderhand keine Zeit, sich der Erziehung Mandus' zum Seemann zu widmen.

Menno Pickenpack, der nicht etwa mit der ‚Emilie' gesunken war, sondern sich wieder an Bord des ‚Albatros' eingefunden hatte, sagte die ganze Zeit über kein Wort, auch wenn er von den anderen seiner Feigheit wegen tüchtig aufgezogen wurde, und drückte sich immer scheu und lautlos an Jonni vorbei, der ihn gar nicht beachtete.

XVI.

Jetzt lag der ‚Albatros' wieder an der Handelskade und nahm seine Ladung ein. Schmuck sah er aus, und die Flensburger freuten sich nicht über die lange Rechnung.

Smutje hatte sich heute angestrengt, und so fehlte keiner an der Back. Sogar Detlef Bodderbrod war da, der seit acht Tagen ein knallrotseidenes Halstuch trug, über dessen Herkunft er trotz aller Stichleien nichts verraten wollte.

Da legte Tetje laut die Knief auf den Tisch und sagte, daß es keiner überhören konnte: „Ein Dieb ist hier an Bord!" Dabei sah er Menno Pickenpack scharf an.

Der schmatzte ruhig weiter. Und Mandus wurde purpurrot. Aber keiner merkte es, denn alle schauten auf Menno Pickenpack, der auf beiden Backen kaute und die Augen auf die Schüssel gerichtet hielt. Als es ihm aber gar zu stille blieb, brummte er durch die Kartoffeln, die er zwischen den Zähnen hatte: „Mir ist auch eine ganz neue Meerschaumpiep aus meinem Sack weg."

„Ein Dieb ist an Bord!" rief Tetje nochmals, hieb mit der flachen Hand auf den Tisch und sah Menno Pickenpack steif an.

„Ist Dir auch was weggekommen?" fragte der so harmlos wie möglich.

„Jawohl!" brüllte ihm Tetje ins Gesicht, daß er zurückfuhr.

„Was ist Dir denn weggekommen?"

„Was mir weggekommen ist?" stotterte Tetje, der über diese grenzenlose Frechheit in helle Wut geriet. „Was mir weggekommen ist? Das wirst Du wohl am besten wissen."

„Ich?" sagte Menno und lachte gezwungen. „Wie soll ich denn wissen, was Du in Deiner Kiste hast?"

„Du brauchst ja bloß mal in Deinen Sack zu sehen."

Da stand Menno Pickenpack langsam auf und fuhr sich mit dem Zeigefinger zweimal rund um den Hals, als fühle er dort eine Schlinge, die sich langsam zuziehen wollte. „So steht die Sache! Ihr wollt einem ehrlichen Arbeiter was anhängen! Jetzt weiß ich genug. Keine Minute bleib' ich mehr an Bord. Ich geh' zum Kapitän und laß mir die Papiere geben."

„Das tu Du man! Aber Deinen Sack

kriegst Du nicht eher, als bis Du ihn hier auf der Back ausgekramt hast."

Menno Pickenpack ging hinaus.

„Er geht wahrhaftig zu Jonni," sagte Kuno, der ihm nachgesehen hatte.

„Mir hat er eine wollene Unterbüx gestohlen und zwei ganz nagelneue Pantoffeln," erklärte Tetje und begann ruhig seine Back vollends auszulöffeln.

Die anderen aber schlossen wie auf Kommando ihre Kisten auf und wühlten darin herum. Da war auch kein einziger, der nicht irgend etwas vermißte. Meistens fehlten neue Kleidungsstücke. Detlef Bodderbrod hatte den Verlust einer großen Blechschachtel voll ‚Swatten Krusen' zu beklagen. Jürgen Differt fand seinen Geldbeutel nicht, obgleich er die Kiste dreimal aus- und einpackte. Kuno dagegen fand den seinen, aber nur, weil er nichts darin gehabt hatte. Karsten Kiekbusch waren die Papiere abhanden gekommen. Der schimpfte am mörderlichsten. Nur Mandus fand in seiner Kiste keinen fremden Eingriff.

Karsten Kiekbusch griff in seiner Wut nach Mennos Sack, aber Tetje war dagegen. „Wart', bis er wieder da ist! Sonst haben wir ihm am Ende was aus dem Sacke gestohlen."

Wer aber nicht wiederkam, das war Menno Pickenpack.

„Die Kanallje ist ausgekniffen!" rief Kuno, dem es plötzlich wie eine Erleuchtung gekommen war.

Greggers erbot sich, bei Jonni nachzufragen. Nach einer halben Minute war er wieder da: „Fort ist er! Er hat bloß gefragt, ob er die Nacht an Land gehen könnte."

„Und seine Papiere?" fragte Karsten Kiekbusch.

„Die hat er dagelassen. Er hat ja Deine."

Karsten und Kuno rissen den Sack auf. Ein paar alte Lumpen und ein zusammengerolltes Tauende fielen heraus.

„Lauskram!" sagte Tetje ruhig und warf es über Bord.

„Das muß angezeigt werden!" rief Kuno erbost.

„Unsere Sachen kriegen wir doch nicht wieder," brummte Greggers.

„Er wird uns schon noch einmal das Fahrwasser kreuzen," meinte Tetje und streckte drohend seinen Arm aus. „Aber dann —!" Dröhnend fiel der Arm auf die Back.

Ein paar Augenblicke war's ganz still. Jeder ließ in Gedanken den Arm fallen. Dann stopfte sich Jan die Piep und sagte trocken: „Ich hätt' nicht gedacht, daß wir den Kerl so billig los werden!"

„Mein Koffer ist auch weg!" rief plötzlich Mandus aus seiner dunklen Ecke.

„Meine Papiere! Meine Papiere!" jammerte Karsten Kiekbusch und suchte noch immer vergeblich.

„Jaul nicht so!" tröstete ihn Tetje, „bei Jonni brauchst Du keine Papiere!"

„Und wenn er mich wieder abmustern will?"

„Sauf nicht soviel!"

„Er säuft selber."

„Hat aber noch keine Wache verschlafen."

„Ich auch nicht!"

„Und dann hebt er bloß einen, wenn er nichts Besseres zu tun hat."

„Weißt Du das auch sicher?"

„Leute, die nichts vertragen können, sollen überhaupt nicht buddeln."

Karsten Kiekbusch hüllte sich in tiefes Schweigen, ging hinaus und stärkte sich durch einen tiefen Schluck.

Jakob Segger sagte aus seiner gewöhnlichen Nachdenklichkeit heraus: „Ich möcht' bloß wissen, wie er das alles von Bord gebracht hat."

„Ich hab' nichts gesehen," sagte Kuno achselzuckend.

„Dann hat er die Sachen am Leibe fortgeschleppt."

„Aber meinen Koffer!" meinte Mandus kleinlaut.

„Ja! Den Koffer!" lachte Tetje. „Kuno! Kuno! Mir deucht, Du hast doch Deine Wache von der Koje aus geführt."

Da ging Kuno beleidigt hinaus. Einer mußte ja der Sündenbock sein.

Am Abend standen sie alle auf dem Achterdeck in einer Reihe, die Arme aufs Geländer gestützt, und spuckten über Bord. Detlef Bodderbrod traf am weitesten, beinah bis an die Mauer.

Da kam einer langsam die Pier entlang, schaute nach links, nach rechts,

Digitized by Google

Enteneinfall. Gemälde von Prof. August Fink.
(Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.)

hielt die Hände in den Büxtaschen und nahm sich zu dem allen viel Zeit. Als er das Namenbrett des ‚Albatros' lange genug studiert hatte, stieg er gemächlich hin und her, blieb stehen, bückte und streckte sich, drehte den Kopf nach allen Seiten und betrachtete die schmucke Bark so eingehend, als verstände er etwas davon.

„Der will grappsen!" sagte Kuno Leek leise und faßte an der Laufplanke Posten.

Dazu machte der Fremde aber noch keinerlei Anstalten. Er kam zurück, ging an der Planke vorbei, lehnte sich an einen Schiffspfahl gegenüber dem Achterdeck und spuckte auch ins Wasser.

Sie ärgerten sich alle darüber, wie sie dastanden, und Mandus schnitt ihm sogar eine Fratze zu.

„Was für ein alter, erbärmlicher Kasten!" begann der Fremde von drüben zu sticheln. Keiner antwortete auf die Beleidigung.

„Den habt Ihr wohl festgemacht, damit er nicht gleich hier an der Pier versackt?"

Tetje hob langsam den Fuß und nahm den Holzpantoffel in die Hand.

Der Fremde tat, als merkte er es nicht, und schandfleckte weiter.

„Fein angemalt habt Ihr die alte Hummerkiste! Die Polizei will Euch wohl nicht aus dem Hafen lassen?"

Hier flog der schwere Holzpantoffel Tetjes hart an des Spötters linkem Ohr vorbei.

„Willst Du Dein Maul halten!" schrie Kuno und sprang an Land.

„Komm her, mein Jung'!" rief der Fremde gutgelaunt und streifte sich die Ärmel auf. „Ich hab' bannig Lust, Dich zu vertobaken."

Das ließ sich Kuno nicht zweimal sagen und rückte gegen den Feind an, dem er wohl an Größe, aber nicht an Umfang überlegen war. Der kurze, stämmige Kerl fing den feurigen Kuno mit einem kunstgerechten Griff ab, brachte ihn durch zwei weitere Griffe zur Ruhe und zum Aufgeben allen Sträubens. Dann lud er ihn mit einem einzigen Schwung auf seinen breiten Rücken und trug ihn wie ein Kleiderbündel an Bord.

Die andern konnten sich von ihrer Überraschung nicht so schnell erholen, als daß sie sofort gewußt hätten, ob sie dem Kameraden helfen, oder sein Schicksal belächeln sollten. Ehe sie sich aber entschlossen hatten zu lächeln, war Kuno auf die Beine gestellt, und der Fremde sagte zu ihm, indem er ihn kräftig schüttelte: „Ich bin Andres Ochwatt, der neue Steuermann! Heut kommst Du ohne Keile weg. Aber der nächste, der was von mir will, kriegt sie doppelt. Guten Tag, Leute!"

Sie nickten ihm freundlich zu und gaben ihm den Gruß zurück.

„Ist der Kapitän an Bord?"

„Jawohl!" sagte Kuno kleinlaut und beeilte sich, ihm den Weg zu zeigen.

Tetje schickte Mandus nach seinem Pantoffel und sagte, auf den Steuermann deutend, der gerade in der Kajüte verschwand: „Der kann so bleiben!"

Mandus' respektvolle Bewunderung vor dem starken Steuermann wuchs ins Grenzenlose.

Am nächsten Mittag stach der ‚Albatros' in See.

XVII.

Längst lag der Kanal hinter ihm. Ein guter Passat fuhr ihm platt ins Laken, daß er auch mit festgelaschtem Ruder von seinem Kurs nicht abgewichen wäre.

Jonni Kaphengst blieb in seiner Kajüte hinter der Geneverflasche. Die beiden Steuerleute vertrugen sich gut, denn wenn der eine auf Wache kam, ging der andere zur Koje. Mittags und abends brachten sie Jonni die Meldung, wenn was zu melden war.

Das Leben wurde verteufelt langweilig. Es wollte trotz des frischen Windes nichts brechen und zerreißen. Jakob Segger holte sein Schnitzzeug heraus und setzte einen Albatros von zwei Fuß Länge auf die Helgen. Tetje versuchte, sich in die Prinzenkrone und den Bettelsack, die der Koch überwunden hatte, zu vertiefen. Doch konnte er die tiefe Verachtung, die er allem Geschriebenen und Gedruckten entgegenbrachte, nicht lange genug zurückhalten. Er warf es in die Ecke. Hier holte es Kuno Leek hervor, der es nach drei Seiten Lektüre in die entgegengesetzte Ecke warf. So machte es die Runde, bis es Tetje Sappei wieder in die Finger kam, der es in die Kambüse zurückschleuderte, wo es in die

Mehlkiste flog, aus der Smutje gerade das Puddingmehl löffelte. Er schimpfte wohl, freute sich aber, daß sich das schmerzlich vermißte Buch wieder eingefunden hatte.

Smutje und Mandus waren die einzigen, die alle Tage ihr gut gerüttelt Maß Arbeit ausleeren mußten. Zwar machte dem Koch die Aufstellung des Speisezettels keine Schwierigkeiten, denn Jonni hielt an dem alten bewährten Hamburger fest. Davon durfte nicht abgewichen werden. Montag: Rotes Büchsenfleisch (auch tote Franzosen, Negerfleisch oder Kabelgarn genannt) mit Plumm und Klüten; Dienstag: Erbsen mit Speck; Mittwoch: Bohnen mit Salzfleisch oder getrockneter Stockfisch oder Klippfisch. Damit war der Reichtum erschöpft, und Donnerstag, Freitag und Sonnabend konnte der Magen nicht von Montag, Dienstag und Mittwoch unterscheiden. Sonntag ließ sich wohl auch eine süße oder saure Suppe, ein Kartoffelpudding oder ein ähnlicher Schleckerkram an der Back nicht nur sehen, sondern auch schmecken.

Das alles machte der Koch ohne weitere Anstrengungen aus dem Handgelenk. Höheren Anforderungen mußte er gerecht werden, wenn ihm der größte Teil seiner Zurichtungen wieder in die Kambüse zurückkam. Da galt es, die schlaffen Zungen durch Küchenlist zu überrumpeln. Er mußte sich was einfallen lassen. Wenn's nicht eine neue, scharfe Sauce tun wollte, fielen sie auf eine neue Farbe hinein. Half das nichts, wurde zum Allheilmittel des Labskaus geschritten. Und deshalb mußte Mandus alle Wochen mindestens einmal die Kartoffeln durchwühlen, um die angefaulten zu entfernen.

Er war wirklich der geplagteste an Bord. Alles wurde ihm aufgehalst.

Besonders Jonni holte nun das nach, was er bisher an Erziehungsmaßnahmen versäumt hatte. Je weiter sie sich von Europa entfernten, um so schlimmer wurde es mit dem Kapitän. Er wurde nach innen und außen hin stachlig und borstig wie ein Seeigel. Dagegen half Mandus keine Vorsicht.

Ehe er sich's versah, brach ein Gewitter los, und nur durch schleunige Flucht bewahrte er sich davor, daß es nicht irgendwo auf seinen Körper einschlug. So ging's tagaus, tagein; je schöner und klarer der Himmel war, um so toller wüteten die Donnerwetter in der Kapitänskajüte. Bald flog ein Löffel, bald ein Stiefel gegen Mandus an, der zwar immer geschickt auswich, aber nicht ganz ohne Beulen blieb.

Jonni betrieb diese Erziehungsangelegenheit zuletzt sportsmäßig, als wenn er dadurch seine eigene Gesundheit fördern könnte. Von seinem Gewissen und von Herrn Frixen fühlte er sich dazu verpflichtet. Die Steuerleute hatten von ihm den strengsten Befehl, den Jungen an nichts heranzulassen, was wie Schifferarbeit aussah, nur wenn es was recht Schmieriges und Schmutziges war.

Auch den Klingelzug mit einer großen Schelle dicht über Mandus' Nase, wenn er schlief, ersann Jonni in seinem guten Drang zu erziehen. Jan Muus mußte ihn anlegen, und Jonni zog Tag und Nacht daran, wenn ihm gerade was eingefallen war, das auf Mandus' Menschwerdung vorteilhaft einwirken konnte.

Höchst unglücklich war Mandus über das sinnreiche Marterwerkzeug. Das war wirklich noch ärger als die elektrische Klingel über seinem Bett in Hamburg!

Scham und Wut stiegen Mandus glühheiß ins Gesicht. Er dachte an Selma und an ihre sanfte, gute Mutter und auch an die Sonntagstasse und beschloß, Jonni Kaphengst den Fehdehandschuh in Form dieser Sonntagstasse vor die Füße zu werfen. Vier Tage waren noch bis dahin.

Am ersten Abend stellte er Jonni aus freien Stücken eine neue Geneverflasche vor die Nase, denn die alte ging auf die Neige. Er wollte diese Nacht nicht wieder geweckt werden.

Sprachlos über die Frechheit starrte ihn Jonni an. Als er aber eine zweite Flasche griffbereit an den Kleiderhaken hing, brauste Jonni auf wie ein Kessel kochenden Grogwassers.

Mit einem Satz war Mandus draußen und rannte im Gang wieder gegen Cornelius von Holten, der ihm einen derben Puff verabreichte, daß er gegen Andres Ochwatt fuhr, der ihn mit einem einzigen

Griff zweimal durch die Luft flattern ließ und ihn dann sanft aufs Deck absetzte.

Mandus kroch in seine Koje und band den Klöppel der vertrackten Schelle mit Schiemannsgarn fest. Aber mitten in der Nacht gellte ihm wieder die verteufelte Schelle in die Ohren. Jonni hatte Widerstand gespürt und mit energischer Faust das Schiemannsgarn zerrissen. Die anderen, die in den Kojen lagen, schimpften wie gewöhnlich über die Störung, aber sonderbarerweise nicht über Jonni, der das Tau gezogen hatte, sondern über Mandus. Sie alle hatten, seitdem sie nichts mehr zu tun hatten, eine Wandlung zum Unfreundlichen und Knurrigen durchgemacht.

Er ging zu Jonni, in dessen Augen es wetterleuchtete.

„Trag die beiden Flaschen fort!"

„Die sind ja noch gar nicht leer!" wagte Mandus seine Verwunderung zu offenbaren, aber erst, als er die Tür hinter sich zumachen konnte. Es flog etwas sehr Hartes von drinnen gegen die Türfüllung. Mandus verstaute die beiden Flaschen eiligst in die Proviantkammer und zog sich in seine Koje zurück.

Er gähnte und schlief sofort wieder ein. Aber kaum hatte er eine halbe Minute süßesten Schlafes genossen, weckte ihn schon wieder die entsetzliche Glocke.

Karsten und Jürgen schimpften in kräftigeren Tönen. Aber Tetje und Greggers stellten sich auf Mandus' Seite. Auch in Kuno erstand ihm ein Beschützer, dem war plötzlich eingefallen, daß er bei Herrn Frixen auf der Langenreihe in Hamburg für drei Tage und drei Nächte ein offenes Konto hatte.

Von Jonni wurde Mandus mit einem schönen Donnerwetter empfangen.

„Frische Flasche!" befahl er dann.

Mandus fand dieses Begehren durchaus ungerechtfertigt und überflüssig, machte kehrt und holte die Flasche nicht.

Als er ins Logis zurückkam, hatte sich zwischen Kuno und Jan, der das Weckinstrument angelegt hatte, ein hitziges Wortgefecht entsponnen. Jan verteidigte sich nach Kräften, bis ihm auf einmal ein wütendes Gebimmel der Schelle zu Hilfe kam. Tetje verlor die Ruhe völlig und hatte schon ein Bein außenbords. Da stellte Mandus durch einen kühnen Schnitt mit der Knief die Ruhe wieder her. Die Schelle verstummte mit einem Wehlaut, und Jonni läutete nur noch lautlos an der Schnur.

Die verbindende Leitung war durchschnitten, der Krieg war erklärt. Mandus dachte an seine Bundesgenossen in der Ferne und war fest entschlossen, den Kampf allein auszufechten. Keinem hatte er seine Leiden geklagt. Sie waren alle so ganz anders geworden, schweigsam und verdrossen, als wenn sie sich über das gute Wetter ärgerten.

Aber unvermutet fand Mandus einen Bundesgenossen: Andres Ochwatt.

Als Mandus nämlich die Klingelschnur zerschnitten hatte, schnellte sie durch das plötzliche Lösen ihrer Spannung zurück und schlug gegen das Geländer des Achterdecks und Andres Ochwatt, der gerade die Wache hatte und sich den Mond besah, über den Handrücken. Der faßte sie, fühlte, daß jemand aus Leibeskräften daran herumriß, erkannte, daß es Jonni war, und machte sich ein Vergnügen daraus, die Schnur gleicherweise zu handhaben. Eine Viertelstunde währte das Spiel, bis es Jonni satt hatte, seinen Zorn über den verteufelten Jungen in sich fraß, das Haupt zur Seite neigte und einschlief.

Mandus fielen alle seine nächtlichen Sünden ein, als er am nächsten Morgen mit dem Kaffeebrett über das Deck schlich. Auf einen sehr warmen Empfang hatte er sich schon gefaßt gemacht. Als er die Tür auftat, knirschte Jonni gerade hörbar mit den Zähnen. Zu weiteren Tätlichkeiten schritt er noch nicht, denn Andres Ochwatt sperrte ihm mit seinem breiten Rücken das Fahrwasser.

„Du Meuterer!" rief Jonni und hob drohend die beiden Riesenfäuste.

„So ein verdammigter Jung'!" meinte Andres Ochwatt und schnitt dabei ein Gesicht, durch das seine Bewunderung und sein Abscheu gleicherweise zum Ausdruck kam.

„Er pariert nicht Order!"

„In Eisen legen!" riet Andres mit hochgezogenen Brauen.

„Ich hab' doch die beiden Flaschen zurückgetragen," rechtfertigte sich Man-

dus, der sofort in die angebotene Gefechtsstellung einrückte.

„Und das zweite Mal?“ schrie Jonni erbost. „Das zweite Mal! Wo Du die beiden Flaschen wieder holen solltest!“

„Das zweite Mal?“ stotterte Mandus verwirrt. „Das zweite Mal? Ich war ja bloß einmal da.“

Jonni Kaphengst fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Sollte er das wirklich nur geträumt haben? Da aber fiel sein Blick auf die Klingelschnur, die schlaff neben ihm hing, und er pfauchte wütend: „Du lügst! Ich hab' zweimal geklingelt.“

„Ich hab' nichts gehört!“ log Mandus. Mit jeder neuen Lüge wuchsen sein Mut und seine Erfindungsgabe.

„Eine Viertelstunde hab' ich an dem Ende hier gezogen!“

Da schlug Andres Ochwatt ein schallendes Gelächter auf, patschte mit den flachen Händen ebenso schallend auf seinen rundlichen Schenkeln herum und sagte atemlos: „Ach, jetzt geht mir ein Licht auf! Wenn ich das gewußt hätte! Ich hab' nämlich an der andern Seite auch eine Viertelstunde gezogen!“

Mandus fing, als er hinauseilte, nur einen einzigen Blick aus Jonnis blauen Augen auf, aber aus diesem einen Blick schäumte ein ganzes Meer von Wut, Ärger und ratloser Verblüfftheit.

XVIII.

Die Klingelschnur wurde wieder zusammengeknüpft und funktionierte den Tag über ganz vorzüglich. Des Nachts verschloß Mandus das Loch, durch das die Schnur in seine Koje geleitet war, mit einem deftigen Pflock und hatte Ruhe. Allmählich entwöhnte sich Jonni der nächtlichen Ruhestörungen. Am Tage konnte er dem Jungen weniger leicht an den Kragen kommen, denn bei Tische versperrten ihm Andres Ochwatt oder Cornelius von Holten den Weg. Gleich nach dem Abendessen traf Mandus die beiden Steuerleute, wie sie durch ein gelbes Messinginstrument, das die Form eines Schafschinkens hatte, nach der Sonne sahen.

„Sonntag können wir den Äquator haben,“ meinte Cornelius leichthin.

„Sicher haben wir ihn!“ sagte Andres Ochwatt und trug die gelbe Merkwürdigkeit, an der jetzt Mandus auch ein kleines kurzes Fernrohr entdeckte, fort.

Cornelius ging auf das Achterdeck hinauf, denn er hatte die Wache.

Mandus sann mit offenem Munde über das komische Fremdwort nach, das Cornelius vorhin genannt hatte. Das mußte er schon irgendwo gehört oder gelesen haben. Aber er konnte sich nicht mehr erinnern.

Zum ersten Male fühlte sich Mandus kreuzunglücklich. Wenn er doch gewußt hätte, was ein Äquator ist.

Da legte sich ihm eine schwere Hand auf die Schulter, und Andres Ochwatt lachte ihn freundlich an.

„Na, Mandus, das ist ja Deine erste Reise!“

Mandus bejahte kleinlaut und zog die rechte Schulter auf und nieder, denn Andres Ochwatts Finger ließen gern blaue Flecken zurück.

„Sonntag wirst Du getauft! Da haben wir den Äquator. Weißt Du, was das für'n Ding ist?“

Mandus stotterte einiges Undeutliche.

„Bist ein Hamburger Jung' und weißt das nicht?! Das ist das schwarze Tau, das die Erde um den Bauch hat.“

„Das ist wahr!“ rief Mandus glücklich.

„Sag' mal, Jung'!“ fragte Andres und kam näher, „schreibt sich Dein Vater mit einem ‚x‘?“

Mandus konnte das nicht bestreiten.

„Und Deine Mutter ist eine geborene Langpap aus Eimsbüttel.“

Mandus nickte erwartungsvoll.

„Und Dein Vater hat in Sankt Georg eine Kellerwirtschaft?“

„Ja!“ sagte Mandus eifrig, „in der Langenreihe.“

„Und Deine Mutter hat eine Tante in Sankt Pauli, das ist eine geborene Stapelmann.“

„Und dann lebt auch noch eine Tante von meinem Vater in Oldesloe.“

„Die geht mich gar nichts an!“ schnitt ihm Andres Ochwatt das Wort ab. „Ich interessiere mich nur für die Stapelmanns. So heißt nämlich auch meine Braut. Das ist eine Nichte von Deiner

Großmutter auf Mutterseite. Hast Du das verstanden?"

Mandus nickte ernsthaft, obwohl er sich zwischen diesen verzwickten Verwandtschaftsverhältnissen nicht hindurchfand.

„Und wenn sie mich mag, dann heißt sie übers Jahr nicht mehr Stapelmann, sondern Ochwatt. Und dann bist Du mit mir verwandt und darfst mit auf der Hochzeit sein."

Mandus mußte darüber laut lachen.

„Lach' nicht!" rief Andres und stellte sich gravitätisch vor ihm in Positur. „Ich bin übers Jahr so gut wie Dein Onkel! Verstanden! Du gottsverdammigter Jung! Und wenn wir erst von Bord sind, darfst Du auch Onkel zu mir sagen. Bis dahin muß Respekt sein!"

Hier verstand er es, Jonnis Sprechweise nachzuahmen, daß Mandus nicht aus dem Lachen herauskam.

Andres Ochwatt, der neuentdeckte Drittelonkel, aber wurde plötzlich ernst, neigte sich zu Mandus' Ohr und sagte: „Der Alte hat eine Pieke auf Dich!"

Mandus nickte trübsinnig.

„Weißt Du auch warum?"

Der Junge schüttelte den Kopf und sah Andreas hilflos an.

„Ist auch besser! Aber laß Dir nichts gefallen. Sag', Du springst über Bord oder Du steckst das Schiff an, wenn er Dich wieder pisaken will. Aufbacken ist Arbeit für den Smutje, aber nicht für einen ordentlichen Schiffsjungen. Und noch dazu, wenn er in meine Familie kommen soll! Und wenn der Alte wieder was von Dir will, dann sagst Du's ihm. Und wenn er's nicht glaubt, gieß' ihm die heiße Sauce über die Weste."

Mandus wollte was erwidern, aber Andres legte ihm die breite Hand auf den Mund und winkte ab. Dann verschwand er nach achter.

Mandus schlich in seine Koje und bewegte die guten Worte des Drittelonkels lange in seinem Herzen. Seit vielen Tagen schlief er zum ersten Male wieder ruhig und hatte sanfte Träume. Als er Jonni am Freitag Morgen den Kaffee brachte, malte er sich deutlich aus, wie er übermorgen Jonnis schöne, ehrenreiche Konfirmationstasse handhaben würde. Ganz raffiniert wollte er es anstellen, die Tasse nur zwischen zwei Fingern halten und unauffällig gegen die Tischkante stoßen. Und Kling! sprang ihm schon die Wochentagstasse aus der Hand und zerschellte Klirr! auf dem Fußboden in tausend Scherben.

Sonnabend Morgen dachte Mandus, wozu er mit dem Tassenattentat bis morgen warten solle, und warf ohne große Förmlichkeiten die Wochentagsreservetasse Jonni vor die gigantischen Stiefelsohlen. Der sprang hinter dem Tisch hervor und verfolgte Mandus bis in den Kajütengang. Dann kehrte er auf sein Sofa zurück und trank den Kaffee aus dem Wasserglase, das er aber diesmal vorher mit Genever ausspülte.

Am Sonntag äugte er wie ein Luchs auf Mandus, als er das Frühstücksbrett hereinbrachte. Mit zarten Händen nahm er das ehrwürdige Henkelgefäßchen, drehte es einmal um seine Achse, daß der goldene Rand aufleuchtete, und schickte sich an, es auf den Tisch zu stellen. Dabei stieß er unvermutet an die Kante, die Tasse fiel, schlug auf, zerbrach und bedeckte den Boden mit ihren weißen Scherben. Nun schoß Jonni wie ein gereizter Tiger hinter dem Tisch hervor. Mandus eilte davon wie eine leichte Wolke vor dem Sturm. Diesmal kehrte Jonni nicht um, sondern blieb dem tückischen Jungen hart auf den Hacken. Lautlos ging die Jagd nach vorn. Mandus ließ sofort seine Pantoffeln von den Füßen fliegen, und Jonni hatte seine Sonntagsstiefel noch nicht angezogen, weil sie Mandus noch nicht geputzt hatte. Auf Socken, geräuschlos wie zwei Geister, stoben sie um Fockmast, Kambüse und Logis herum. Nur einer bemerkte das Schauspiel, Andres Ochwatt, der die Wache hatte, und hielt sich vor Lachen die Seiten.

Wie blind war Jonni in seiner Wut. Er griff im Vorübersausen ein Tauende auf und schwang es sausend durch die Luft. Aber Mandus hatte die günstige Gelegenheit benutzt und war in die Fockwanten aufgeentert.

Jonni immer hinter ihm drein, der Missetäter konnte ihm nicht mehr entwischen! Jetzt konnte auch Detlef Bodderbrod, der am Ruder stand, das schöne und herzerquickende Schauspiel genießen,

wie Jonni in den Wanten herumkletterte, und in welchem Tempo!

Flink wie eine junge Eichkatze verschwand Mandus hinter dem Großsegel. Jonni dagegen wie ein alter böser Kater, der nur darauf bedacht ist, sein Mordregister zu verlängern.

Detlef sperrte vor Bewunderung den Mund auf, daß der Prim ganz von selber herausfiel. Andres Ochwatt erstickte fast an seinem Lachen. Kirchenstille Sonntagsruhe war sonst über dem ganzen Deck ausgegossen.

Backbord waren beide aufgeentert, steuerbord kamen sie in beschleunigter Schnelligkeit wieder an Deck, Mandus zuerst, Jonni mit dem Tauende hinterdrein. Er sah nicht links, noch rechts, noch viel weniger hinter sich, nur geradeaus auf den verteufelten Jungen. Der brachte sich durch einen kühnen Schwung ins Großwant hinauf. Jonni zögerte nur einen Augenblick, dann schwang er sich nach.

Andres Ochwatt konnte nun die sonderbare Jagd mit den Augen verfolgen. Detlef klappte den Mund vor Verwunderung wieder zu. Das Tauende ringelte sich wie eine Giftschlange zwischen Jonnis langen Beinen. Es hinderte ihn im Laufen, aber er ließ es nicht fahren. Mandus hörte ihn schon dicht hinter sich schnaufen. Er verdoppelte seine Kräfte und erreichte glücklich die Mars. So gut Jonni die langen Beine in den Wanten zu statten kamen, hier oben waren sie ihm doch etwas im Wege. Die Entfernung zwischen ihm und seinem Opfer vergrößerte sich zusehends. Er schwang das Tau, aber Mandus hörte es nur sausen.

Als Jonni auf das Achterdeck heraufkeuchte, war Mandus schon in der Hälfte des Besanwants. Jonni mußte sich verpusten, und Mandus gönnte sich Rast.

„Ich hau' Dich zu Mus!" schrie Jonni.

„Dann spring' ich über Bord!"

Das war Jonni denn doch etwas zu starker Tobak, er sprang ans Want, um aufzuentern, da aber wand sich ihm die tückische Tauschlange um die Beine. Und er mußte sich bücken.

Da hörte er plötzlich etwas durch die Luft sausen, einen klatschenden Fall und einen furchtbar lauten Schrei von Andres Ochwatt: „Mann über Bord!"

Jonni stand wie vom Schlage getroffen. Ein Rettungsring flog an seinem Kopfe vorbei.

„Hart Backbord das Ruder!" brüllte Andres, und Detlef drehte grinsend und gemächlich sein Rad herum. Der ‚Albatros' lief aus dem Wind und fing an zu rollen. Die Segel flatterten, und die Rahen klapperten in dem guten Passat.

Im Augenblick war alles auf den Beinen.

„Die Jolle!" stöhnte Jonni Kaphengst, der zum ersten Mal als Kapitän zitterte, und griff sich mit der linken Hand aufs Herz.

„Zu klein für die See!" gab Andres geschäftig zurück und ließ das Boot ausschwenken.

Klack! entfiel Jonni das Tauende. Er mußte sich am Want festhalten. Seine Knie bebten. Er starrte auf den weißen Rettungsring, der immer weiter abtrieb und bald hinter einer Welle verschwand, bald wieder auftauchte.

„Das Fernrohr!" befahl er, aber sein Befehl klang wie eine sanfte Bitte.

Cornelius reichte es ihm. Er richtete es auf den Ring, da war von Mandus keine Spur. Zum Unglück fing jetzt das große Besansegel zu schlagen an. Die Taljen des Baumes hatten sich gelockert, und er pendelte bei jeder Welle hin und her. Zwanzig Hände langten viermal vergeblich nach ihm. Immer wuchtiger wurden seine Schwingungen, schon war die eine Talje losgefallen. Da kam ihnen ein Windstoß zu Hilfe, der ins Segel fuhr und die Kraft des Schwunges brach.

Längst war das Boot unterwegs, Andres am Ruder, Tetje und Jakob an den Remen. Es tanzte immer weiter vom ‚Albatros' ab, in der Richtung auf den Rettungsring. Keiner vermochte mehr die Gestalten im Boot zu unterscheiden, nur Jonni sah sie noch klar und deutlich.

Plötzlich tauchte das Boot wieder auf. Tetje und Jakob hatten die Remen hochgestellt und schwenkten damit hin und her, auf den einen war der Rettungsring gesetzt, auf den andern die blaue Mütze des Jungen. Sie hatten ihn! Ganz deutlich sah er vier Köpfe im Boot. Jonni schwankte wie ein Trunkener nach der Kajüte. Ein herzhafter Schluck Ge-

never tat jetzt bitter not. Und er trank ihn und schwur sichs mit heiligen Eiden zu, den verteufelten Jungen fernerhin in Frieden zu lassen. Er hatte wirklich Vernünftigeres zu tun, als sich mit solchen Dummheiten abzugeben! Mochte aus dem Jungen ein Seemann werden oder nicht, was ging das ihn, Jonni Kaphengst an! Mehr als in den Wanten herumklettern und den Jungen über Bord jagen, mehr konnte man nicht von ihm verlangen. Nur das Schwimmen war schuld daran. Wenn dieser heimtückische Kujon von einem Jungen nicht schwimmen gekonnt hätte, wäre es ihm ja nicht im Traume eingefallen, über Bord zu springen!

Ganz so arg, wie ihm sein böses Gewissen das Abenteuer vorstellte, war es bei weitem nicht gewesen. Mandus war zwar von den Wanten heruntergesprungen, aber nicht über Bord, sondern nur ins Boot, hatte im Sprung die Persenning zerrissen und war im Kielraum des Bootes von der Bildfläche verschwunden. Als Andres schrie: Mann über Bord! dachte Mandus erst, Jonni sei über Bord gefallen, und streckte vorsichtig den Kopf aus dem Loche. Aber Jonni stand am Want und starrte aufs Meer, und Andres winkte ihm heimlich zu. Da rührte er sich nicht. Im Boot, geschützt von der Persenning kam er über Bord.

Hinter einem Wellenberge zog ihn Andres Ochwatt ans Tageslicht, und Tetje und Jakob, die wie die Wilden gerojt hatten, waren starr vor Staunen. Aber über Bord mußte er trotzdem. Jeder tauchte ihn dreimal, damit er auch etwas vom Äquator zu schmecken bekäme.

Triefend und erschöpft brachten sie ihn an Bord zurück.

Jonni kam den ganzen Tag nicht aus der Kajüte. Und Mandus brachte ihm auch nicht die Sonntagsstiefel.

XIX.

Jonni hatte dem Genever diesmal fast zu kräftig zugesprochen. Fest schlief er wie ein Murmeltier, die Nase auf das Schiffsjournal gesenkt, als Mandus mit dem Kaffeebrett hereintrat.

Jonni wachte auf, glupte den Jungen verwundert an, rieb sich die Augen und gähnte wie ein hungriger Walfisch. Plötzlich kam ihm in den Sinn, warum er sich heut nacht den Extrarausch angeschafft hatte.

„Rrrausss!!“ schrie er den Jungen an. „Rrrausss!!! mit Dir, Du widerhaarige Kröte! Keinen Schritt machst Du mir über diese Schwelle. Pfui Teufel! Ein Kerl, der über Bord fällt! Scher' Dich zum Kuckuck!“

Mit einem Freudensprung beeilte sich Mandus, dem Befehl nachzukommen. Zuerst lief er zum Koch, der sich brummend ins Unvermeidliche fügte, aber die Hoffnung nicht aufgab, daß Mandus bald wieder in Amt und Würden eines Kajütjungen eingesetzt werden würde.

Andres Ochwatt lauerte schon auf ihn, gab ihm einen Marlpfriem und zwei Tauenden in die Hand und wies ihm mit kurzen Griffen, wie man sie zusammenspleißt. Einen ganzen Tag mühte er sich damit ab, und am Ende zog Andres mit Leichtigkeit den Spleiß wieder auseinander. Die nächste Spleißung hielt schon besser. Bei der dritten bekam Andres einen puterroten Kopf, als er sie zu schanden machen wollte. Und Mandus lernte im Handumdrehen, wie man kurz und lang spleißt, wie man ein Auge anspließt und wie man die Kausch einsetzt. Er wußte auch bald die runde Kausch von der Spitzkausch zu unterscheiden. Es blieben ihm die Unterschiede der äußeren von der inneren Klünsch nicht länger verschlossen. Auch verstand er bald, ein Tau ordnungsmäßig an der Klampe zu belegen, verwechselte nicht mehr den doppelten Blockhaken mit einem Schäkel, und Bezeichnungen wie Trompetensteek, Kreuzsteek, Kneifsteek, Webeleinsteek, Pfahlsteek, Marssteek, Flaggensteek blieben ihm nicht länger leere Worte.

Andres Ochwatt freute sich über die Lust des Jungen, all diese wunderlichen Sachen zu lernen, und sorgte ausgiebig für seine Befriedigung. Mandus fühlte, daß er immer heimischer auf dem Schiffe wurde, die Dinge schauten ihn nicht mehr mit so fremden Gesichtern an. Auch Cornelius von Holten wurde freundlicher zu ihm und schickte ihn hierhin und dorthin. Nur aufs Achterdeck ließ er ihn

nicht kommen. Ungerufen ſtellte ſich Mandus in die Lücke, die Menno Pickenpacks Flucht in der Steuerbordwache geriſſen hatte. Nur ans Ruder zu kommen, war ihm nicht möglich. Andres Ochwatt ſchlug es rundweg ab.

Dagegen ließ er es ruhig geſchehen, daß Mandus in den Riggen herumkletterte, und gab ihm bereitwillig über alles Auskunft, was er wiſſen wollte. Nach einigen Tagen wußte er auch oberhalb des Decks ſoviel Beſcheid, daß er ſich an den Segelmanövern mit Verſtändnis beteiligen konnte.

Denn der Wind mallte ſeit ein paar Tagen. Bald flaute er von Weſten, bald von Oſten. Schon ſtreckte Jonni zweimal an einem Tage die Naſe an die Luft, guckte durch den Sextanten ſelbſt nach der Sonne, fand aber keinen Grund, ſich zu beunruhigen, und zog ſich wieder zurück. Sein blaſſes Geſicht und ſeine müden Augen zeugten davon, wie ſehr er unter dem gleichmäßigen Leben litt. Ohne Genever hätte er es gewiß nicht ausgehalten.

Weder ein Sturm, noch eine Kolliſion waren in Sicht. Und die Flaſche rührte ſich nicht auf dem Kajütentiſche, ſie ſtand da ſo feſt wie in Kaſpar Maasböls kleinem Hinterzimmer.

Unterdeſſen ließ ſich Mandus von Jakob Segger, dem Beutelnäher, in die Geheimniſſe der Segelmacherei einweihen. Mit einem Segelhandſchuh und einer dreikantigen Stahlnadel bewaffnet, ging er unter Jakobs ſachkundiger Leitung einem Roſtloch in einem alten Bramſegel zu Leibe.

Mandus fand ſich jetzt auch viel beſſer unter den Leuten zurecht, denn er verſtand nun, was ſie ſprachen. Greggers quälte der Huſten nicht mehr ſo arg. Kuno fand wieder ſeine großen Worte, und Hugo verlor ſeine Zahnſchmerzen bis auf einen kleinen Reſt und griff nun wieder häufiger zur Harmonika. Und als erſt Tetje die Geſchichte zum beſten gab von dem Schiffsjungen, der über Bord fiel und doch nicht naß wurde, da wollte das Lachen an der Back kein Ende nehmen.

„Bleibt das Wetter noch lange ſo flau," ſagte Kuno, „dann wird er wieder verrückt wie damals, als er die leeren Flaſchen über Bord ſchmiß!"

„Diesmal ſchmeißt er vielleicht die vollen über Bord!"

„So verrückt kann kein Menſch werden!" behauptete Karſten Kiekbuſch.

„Wenn man erſt wieder eine ſteife Bris' da wär'!" ſagte Jürgen Differt.

„Kriegen wir!" meinte Tetje beſtimmt, „ich hab's wieder in der linken Wade."

„Smutje!" rief Jan Muus und klopfte höflich ans Fenſter. „Soll ich Dir nächſten Sonntag ein Schweinchen abſtechen?"

„Hurra!" ſchrien ſie alle, „friſches Fleiſch!"

„Ich will ihn mal fragen," gab Smutje zurück und las weiter Prinzenkrone und Bettelſack.

Aber das Schweinchen blieb einſtweilen noch am Leben, obgleich Jonni nichts gegen einen Sonntagsbraten hatte.

Am Sonnabend mittag nämlich kam eine kleine runde weiße Wolke über den Horizont. Im Weſten zog ſie herauf.

„Das gibt heute noch was!" ſagte Andres Ochwatt und warf das Logſcheit aus.

„Zwei Knoten" war das Reſultat.

Dann ſchrieb Andres was auf die Schiefertafel, die bei jedem Wechſel der Wache zu Jonni gebracht werden mußte.

Die Wolke im Weſten wuchs zuſehends. Sie färbte ſich roſtbraun und wuchs und wuchs. Zuerſt ſah ſie aus wie eine Fauſt, dann wie ein Ballon, ihre Ränder bekamen kugelige, knollige Auswüchſe, währenddeſſen ſtieg und reckte ſie ſich immer höher, immer weiter und blieb mit ihrem Fuß, der ſich ſtetig verbreiterte, auf dem weſtlichen Horizont ruhen.

Gelbe Blitze zuckten lautlos. Endlich hatte die Sonne ſie erreicht und verſchluckte ſie.

„Jungedi!" lachte Tetje, der am Ruder ſtand und drückte ſich ſchon im Vorgefühl des kommenden Sturmes die Mütze feſter ins Genick. Jonni unterhielt ſich ſchon lange nicht mehr mit ſeiner Geneverflaſche, ſondern ſtarrte auf das Barometer.

Die Wolke nahm jetzt den halben Himmel ein. Wie ſchlaffe Beutel hingen auf einmal die Segel an den Rahen. Das Schiff ſtampfte ſtark. Plötzlich

wurde das Stampfen unregelmäßig. See und Dünung liefen spitz durcheinander.

Da kam der erste Windstoß. Er fuhr in die Leinwand, pfiff leise an den gespannten Hoofdtauen und starb.

Dann lief der zweite von Westen her über das Meer. Der war schon ungestümer. Jetzt zog sich auch Mandus die Mütze fester über die Ohren. Wieder hingen die Segel eine kleine Weile schlaff.

Der dritte aber blieb in ihnen hängen, daß sie sich prallten. Stetig wuchs seine Kraft, mit zügelloser Gewalt stieß und drückte er, und die straffgespannten Pardunen sausten und surrten unter seinen Schlägen wie entferntes Glockenläuten.

Plötzlich sprang der Sturm wie ein pfauchender Löwe in die Leinwand, daß der ‚Albatros' stark überholte. Darauf war Jonnis Genieverflasche nicht vorbereitet. Sie schwankte und wäre umgefallen, wenn sich nicht die schützenden Hände ihres Herrn nach ihr ausgestreckt hätten. Er hängte die erschreckte Buddel an den Kleiderhaken und setzte sich die Mütze auf.

„Reefe! Reefe!" schrie Andres Ochwatt, und die Freiwache kam ebenso schnell aus den Kojen wie Jonni Kaphengst aus seiner Kajüte.

„Stopp!" rief er und stellte die Beine auseinander, denn ein neuer stärkerer Sturmstoß legte den ‚Albatros' noch härter auf die Seite.

„Jungs!" schrie Jonni, „jetzt will ich Euch weisen, wie er feilt! Bei der Brise reefen wir noch lange nicht!"

„Das ist keine Brise mehr," schrie Andres gegen den Sturm an. „Das Großsegel muß runter!"

„Bleibt sitzen! Wir sind lange genug gekrochen, nun wollen wir mal fliegen. Bleibt er Nordwest, haben wir in zehn Tagen Kap Hoorn."

Mandus hielt aus, bis der erste Brecher über die Verschanzung stäubte. Dann schickte ihn Andres Ochwatt in wahrhaft onkelhafter Besorgnis zur Koje. Er selbst ging auch unter Deck, doch nur, um sich umzuziehen, denn er war bis auf die Haut durchnäßt.

Jonni hielt stand, erst wenn es von oben und unten zugleich goß, pflegte er sich wasserdicht zu machen.

Karsten Kielbusch hielt sich am Rade fest. Ölzeug, Seestiefel und Südwester hatte er an. Außen triefte er, innen aber war er trocken wie ein geräucherter Aal.

XX.

Alle, bis auf Kuno und Detlef, lagen in den Kojen, aber die wenigsten konnten schlafen. Mandus, der eine der Querkojen hatte, vermochte überhaupt kein Auge zuzutun, denn er lag mit dem Kopf viel niedriger als mit den Füßen. Greggers saß auf seiner Kiste im Lichtkreis der Lampe und hustete zuweilen tief auf.

„Wenn das man gut abläuft!" stieß er endlich heraus.

„Mach' Du Deine Großmutter grauen!" knurrte Tetje.

Klatsch! machte es draußen gegen die Tür, als schlüge jemand mit einem nassen Bramtuch dagegen. Stärker schwankte die Lampe.

„Junge, Junge!" sagte Karsten Kielbusch und lauschte mit vorgestrecktem Kopf hinaus. „Das war wieder mal einer!"

„Kuno soll sich vorsehn!" lachte Tetje und drehte sich auf die andere Seite, „sonst wird das sein neunter!"

Greggers hustete lange und schmerzvoll und zerriß das Gespräch.

Keiner verspürte Lust, den Faden wieder aufzunehmen. Alle lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Töne, die sich von draußen meldeten. Es zischte, pfauchte, stöhnte, prasselte, polterte und knirschte, daß das ganze Schiff bebte.

Die Brecher von Nordwest hatten die leichte Passatdünung längst überwunden. Stetiger wurde die schaukelnde Seitenbewegung des Schiffes, gedämpft durch die lastende Kraft der Segelflächen.

Plötzlich war es Mandus, als stünde er auf dem Kopfe. Ein Angstschrei kam ihm in die Kehle, aber er konnte ihn noch zurückdrängen. Allmählich fühlte er sich in eine weniger schiefe Lage zurückgebracht. Er steckte den Kopf aus der Koje. Greggers saß regungslos auf der Kiste, den grauen Kopf in den Händen, die Ellenbogen auf die Back gestützt, und hustete leise vor sich hin.

Da legte sich der ‚Albatros' wieder hart auf die Seite. Mandus sprang aus der Koje und stellte sich auf die Beine,

Digitized by Google

was kein leichtes Kunststück war. Auch die andern wurden unruhig.

„Wenn das man gut abläuft!“ stieß Greggers hervor, dann sank er vornüber und stützte die Stirn auf die Back und schlief wieder ein.

Die andern hielten es für weniger gefährlich. Nur Jakob Segger hatte Bedenken.

„Daß er immer mit dem Großsegel fährt! Das kriegen doch keine zehn Pferde bei dem Wetter runter!“

„Aber dreizehn Knoten Fahrt!“ warf Tetje ein. „Das macht ihm keiner nach.“

„Lieber bloß zehn Knoten und mit heilen Knochen heimkommen.“

„Da kennst Du Jonni schlecht!“

„Wie leicht können wir Schlagseite kriegen! Und dann können wir Salzwasser saufen!“

„Quatsch nicht!“ fuhr ihn Tetje an.

Da schob sich Andres Ochwatt von Backbord herein, triefend, wie aus dem Wasser gezogen.

„Es muß noch einer ans Ruder.“

„Hugo hat Wache,“ sagte Tetje.

Hugo Pingel fühlte an seiner linken Gesichtshälfte herum. Als er sich vergewissert hatte, daß seine Zahnschmerzen noch da waren, stieg er in seine langen, schweren Seestiefel.

Unterdessen rüttelte Andres Ochwatt den schlafenden Greggers wach.

„Geh in die Koje, Greggers! Du bist krank!“

Der rappelte sich auf und fiel kraftlos auf den Bultsack.

„So! Alter Kerl! Schlaf Dich man aus. Der Jung kann Deine Wache gehen. Der muß das Spülwasser auch mal schmecken.“

„Ja!“ stieß Mandus heraus, und seine Augen glänzten.

„Treck' Dir aber Dein Ölzeug an!“ rief Andres und schob sich mit Hugo Pingel wieder hinaus.

Als Mandus nach einer kleinen Weile denselben Weg machen wollte, legte sich das Schiff gerade wieder so stark auf die Seite, daß er den Halt verlor und gegen die Verschanzung taumelte.

Luft und Wasser gingen mit Brausen und Tosen ineinander über. Von allen Seiten fühlte Mandus die Nässe auf sich einschlagen. Es dauerte lange, ehe er überhaupt einen Schritt zu machen wagte. Von oben her stürzte es in Strömen, von unten her sprühte und klatschte es aufs Deck, und der Sturm fuhr mit Heulen und Knattern herbei.

Allmählich aber gewöhnten sich Mandus' Sinne an den Aufruhr. Er fand endlich Gesetz und Regelmäßigkeit darin. Die See lief in langen, weißen, parallelen Schaumkämmen in die Nacht hinein. Der Kurs ging im schiefen Winkel zu diesen hellen Wogenstreifen. Bald kletterte der ‚Albatros‘ hinauf, bald durchschnitt er die Gischt, die über ihm zusammenschlug, bald kletterte er wieder hinunter, nachdem er das Wasser von sich abgeschüttelt hatte. Dabei legte er sich immer so stark auf die Seite, daß die Nock der Großrah den weißen Schaum streifte.

Mandus zitterte, daß die Segel ganz in das Meer hineintauchen könnten. Die Angst trieb ihn von seinem Platz. Andres wollte er aufsuchen und Kuno und Hugo und Jonni. Bei dem würde er sich am sichersten fühlen.

Langsam und vorsichtig machte er sich auf den Weg nach achter. Das Deck war glatt wie geöltes Glas. Ohne sich an der Nagelbank festzuhalten, wagte er keinen Schritt. Bei jeder See duckte er sich zusammen.

Endlich hatte er die Besanswanten unter den Fingern. Mit beiden Armen hing er sich ins Netzwerk und schickte seine Blicke auf die Suche. Jonni stand neben dem Kompaß, über dem ein schwacher Lichtschein zitterte, etwas gebückt, wie unter einer schweren Last, die er aber mit Leichtigkeit trug, und das Wasser schlug ihm über den breiten Rücken. Zuweilen richtete er sich auf und fuhr mit den Armen links oder rechts herum.

Detlef und Hugo, die sich mit dem Rücken gegen das Gehäuse der Ruderübertragung drückten, zerrten dann so lange an dem Speichenrade, bis Jonnis Arm wieder herabsank.

Andres Ochwatt hielt am Geländer und Kuno vorn an der Back Ausguck.

Der Himmel war wie ein finsterer Sack, der Regen prasselte in die Segel, und der ‚Albatros‘ rollte durch die wei-

ßen Gischtstreifen der Wogen. Stärker und stärker neigte er sich.

„Verdoria!“ schrie Hugo in Detlefs Ohr, ohne daß es Jonni Kaphengst, der dicht davor stand, hören konnte. „Wie er ihn knüppelt!“

Da hob sich Jonnis Arm wieder, und sie bekamen alle Hände voll zu tun.

Cornelius von Holten stieg herauf, dem war es in der Kajüte zu ungemütlich geworden.

„Reefen?!“ schrie er Jonni zu.

Der gab ihm keine Antwort.

„Wir müssen reefen!“ schrie nun auch Andres Ochwatt. „Das Großsegel muß 'runter!“

„Geht nicht!“ schrie Jonni. „Wir müssen durchhalten!“

Damit mußten sich die beiden zufrieden geben. Mit Händen und Füßen suchten sie sich an ihre Plätze zurück.

Mandus aber trieb die Angst immer näher zu Jonni hin. Jonni ließ seine Augen unablässig wandern, vom Kompaß zum Himmel, von den Wellen zu den Segeln. Nichts entging ihm, alles nahm er auf und formte danach seine Befehle. Nur über Mandus hinweg glitten seine Blicke, als wäre er wesenlos.

Mit Scham und Zorn erkannte Mandus seine völlige Überflüssigkeit. Und er hätte doch so gern mitgeholfen, er hätte doch so gern einen Befehl Jonnis ausgeführt!

Da fiel der ‚Albatros‘ so schnell und stark nach unten, daß sich seine Segel tief in den weißen Schaum einhüllten. Andres drehte sich um und fuhr wie besessen mit beiden Händen in der Luft herum. Was er dabei schrie, konnte man nicht hören. Der Sturm riß ihm die Worte von der Kehle.

Jonni stand wie ein Baum und änderte den Kurs nicht. Dreizehn bis vierzehn Knoten machte der ‚Albatros‘ nicht alle Tage. Einen solchen Wind ließ er sich nicht entschlüpfen. Hatte das Schiff die eine Welle glücklich überstanden, hielt es wohl noch die nächsten aus. Und diese nächsten kamen jetzt. Mandus schickte ein Stoßgebet zum Himmel, dachte noch einmal recht deutlich an seine Eltern und an Selma und schloß die Augen. Er fühlte, wie der Sturm ruckweise an Kraft gewann und wie er die Wogen wilder über das Deck peitschte.

Plötzlich schoß durch das Brausen des Sturmes und das Klatschen der Wellen ein tiefer, dumpfer Knall. Mandus öffnete zaghaft die Augen, denn er meinte, das Schiff sei geborsten, und konnte gerade noch sehen, wie das Großsegel aus den Liken riß. Der Sturm nahm die wasserdurchtränkte, zentnerschwere, riesenhafte Leinwandfläche auf seine Arme, stieß sie nach oben, daß sie in den dunklen, huschenden Wolkenfetzen verschwand wie ein herrenloses, flatterndes Taschentüchlein.

Der ‚Albatros‘ aber richtete sich erleichtert auf.

Da fuhr auf einmal Jonni Kaphengst, der Kapitän, auf den Jungen los, als wäre er allein daran schuld, daß das schöne, nagelneue Großsegel zum Teufel war.

„Du verdammigter Galgenstrick! Was hast Du hier zu suchen! Sofort scherst Du Dich in Deine Koje!“

Und Mandus entfloh vor ihm, getreu dem Versprechen, das er der sanften, blonden Frau des Fürchterlichen gegeben hatte.

XXI.

Am zwölften Tage nahm Jonni bei Kap Hoorn westlichen Kurs. Hart bei dem Wind lag der ‚Albatros‘ und kreuzte sich wacker durch die scharfe Gegenströmung. Jonni nahm recht kurze Schläge, um nicht zu weit von der Küste abgehen zu müssen. Und Hans Fockschot, der Smutje, mußte öfters die Fockschot loswerfen, als ihm recht war. Fünf Tage lang gab's daher auch nichts anderes, als der gute alte Hamburger Kambüsenzettel aufwies. Dann erst verendete das erste der grunzenden Rüsseltierchen unter Jans mörderischer Knief.

Alle standen sie im Kreise herum, als es starb.

„Frisch Fleisch!“ sagte Kuno lüstern, und ihm lief das Wasser besonders stark zwischen den Zähnen zusammen.

Das Schwein fiel mit der Schnauze nach Süden.

„Das gibt einen Schweinssturm!“ prophezeite Karsten.

„Ach was!“ lachte ihn Kuno aus. „Du könntest meine Großmutter sein, so abergläubisch bist Du!“

„Ich hab' gestern den ‚Fliegenden Holländer' gesehn!" behauptete Karsten unbeirrt.

„Ja!" bestätigte Tetje laut lachend. „Der soll sich ja bei Kap Hoorn herumtreiben!"

Die andern lachten mit, aber Karsten ließ sich nicht bekehren.

Ehe ihnen aber diese Labung wurde, mußten sie erst das Passatgroßsegel beisetzen. Jetzt ging's wieder nordwärts. Bald blies ihnen der Südostpassat wieder in die Laken, und die Peruströmung beschleunigte ihre Fahrt.

Mandus hatte sich nach Kräften bald an Greggers, bald an Mennos Stelle betätigt, und Jonni hatte es gelitten, ohne Notiz davon zu nehmen.

Als Luft, Kurs und Segel wieder klar waren, stieg er vom Achterdeck herunter. Ehe er sich aber wieder hinter seine Flasche setzte, kam er ins Logis, auf dieser Reise das erste Mal, und steckte den Kopf in Greggers Koje.

Der lächelte müde und wollte sich aufsetzen, aber Jonni verbot es ihm strengstens, befühlte ihm den Puls, ließ sich die Zunge zeigen und ging nach seiner Kajüte, um einen beruhigenden Trank zu mischen. Denn Greggers lag es schlimm auf der Brust.

Mit jedem Tage nach Norden wurde das Wetter freundlicher und wärmer. Greggers wollte an die frische Luft, und die andern trugen ihn hinaus. Er war schon so schwach, daß er sich nicht mehr auf den Füßen halten konnte. Er wärmte sich in der Sonne die fröstelnden Glieder, und einmal brachte er es sogar bis zu einem Lächeln.

Jonni besuchte ihn jeden Morgen. Die ganze Schiffsapotheke versuchte er an ihm. Greggers schluckte mit Todesverachtung und schaute Jonni mitleidig und traurig an. Zuletzt schüttelte er mit dem Kopfe. Jonni ging jedesmal mit einem tiefsinnigen Gesicht davon.

Tag für Tag lag Greggers kraftlos in der Koje, wollte nichts essen, nur trinken. Auch Smutje gab sich viel Mühe mit ihm, aber er wies alles zurück, sogar das zarteste und beste Stück des zweiten und dritten Schweines, die seinetwegen dem Messer verfielen.

Gegen Abend, wenn das Fieber stieg, begann er hastig und tonlos zu sprechen, als hätte er Angst, irgend etwas verschweigen zu müssen.

Dann horchten die andern still, denn sie wollten ihm das Sterben nicht schwer machen. Wer seine Piep rauchen wollte, ging ohne weiteres hinaus an die frische Luft. Jan Muus rauchte überhaupt nur noch kalt. Wenn Karsten und Kuno die Karten herauszogen, um sich auf eine feine Art die Groschen aus der Tasche zu holen, dann klopften ihre Knöchel ganz leise und vorsichtig auf den Tisch, und wenn sie zankten, machten sie es mit stummen Handbewegungen ab, wobei die geballte Faust, die dem andern unter die Nase gehalten wird, die Hauptrolle spielte.

Jonni wollte Gregers nach hinten, in eine der immer leerstehenden Passagierkammern nehmen. Aber Greggers hatte sich dagegen gesträubt, denn er wollte nicht allein sein, und den andern war es recht gewesen, daß er bei ihnen blieb.

Hugo Pingel trat herein und nahm die Mütze ab.

„Sechs Knoten! Morgen kriegen wir den 45. Grad."

„Dann sind wir in vierzehn Tagen in Valparaiso," sagte Tetje und sah sich nach Greggers um. „Und dann holen wir einen Doktor an Bord, der muß Greggers wieder gesund macheu."

„Mir kann kein Doktor mehr helfen! Ich muß sterben!" stöhnte Greggers. „Ich hab' den Klabautermann gesehn!"

„Auch das noch!" brummte Jan in seinen struppigen Sechswochenbart. Die andern schwiegen. Tetje winkte den beiden Kartenspielern mit der Hand.

„Damals," fuhr Greggers fort, „vor Kap Hoorn, als das Großsegel über Bord ging. Da saß er auf der Reling. Ein ganz kleines, graues Männchen. Nicht viel größer als ein Puppblock. Der schmökte aus einer kurzen Piep mitten im Regen. Und aus der Piep kamen Funken, so groß wie eine Faust. Und dann klopfte er die Piep an dem Kavelnagel aus, und die Funken wurden immer kleiner."

„Du hast phantasiert!" beruhigte ihn Tetje.

„Nein, nein! Ich hab' ihn gesehn, mit meinen zwei lebendigen Augen. Dann guckte er mich eine Weile steif und fest an und ging über Bord wie ein fliegender Fisch!"

„Dummer Snack!" fuhr Tetje entrüstet auf, ohne sich aber von den andern mehr als ein mißbilligendes Kopfschütteln zu holen. „Das hast Du alles geträumt!"

„Ich hab' ihn gesehn, leibhaftig gesehn!" wiederholte Greggers, und sein Körper krümmte sich unter der Last seiner Schmerzen.

„Gespenster gibt's nicht!" entschied Tetje und sah herausfordernd im Kreise herum. Nur bei Jan und Kuno erntete er ein Kopfnicken, die andern machten ernste, kritische Gesichter und ließen es lieber dahingestellt. Am nächsten Morgen kam Jonni mit einer Flasche schweren Portweines. Aber Greggers schüttelte den Kopf. Was nützten ihm nun der gute Wein und die schönen, frischen Eier und die fetten Hühnersuppen? Früher, als ihm solche Dinge sehr wohl geschmeckt hätten, hatte er sich vergeblich danach die Augen ausgeschaut, jetzt aber, wo er sie nicht mehr vertragen konnte, wurden sie ihm entgegengebracht.

‚Eine verkehrte Welt!' dachte er still und lächelte geduldig vor sich hin.

Jonni stand eine Weile stumm und steif vor der Koje, die Flasche in der rechten, das Glas in der linken Hand. Dann zuckte es ihm um die Augen. Er gab sich einen Ruck und reichte Mandus Flasche und Glas. Darauf faßte er mit seiner Bärenpranke so zart wie möglich nach Greggers knochiger Hand, die sich abgezehrt und bleich auf der dunklen Decke abzeichnete. Lange hielt er sie so, ohne ein Wort zu sprechen, aber seine blauen Augen wurden weich. Dann bettete er behutsam die Hand wieder auf die Decke und wandte sich ab. Greggers sanken die Lider, und Jonni sagte mit leisem Zittern in der Stimme: „Wir müssen die Reulrah auswechseln. Der Junge bleibt bei Greggers."

Damit ging er schnell hinaus, und alle, bis auf Greggers und Mandus folgten ihm. Kurze Zeit darauf hörte er, wie Andres zum Hieven den Gesang anstimmte.

Als der Gesang draußen verstummte, regte sich Greggers. Suchend fuhr die schwache Hand nach dem Kopfe des Jungen.

„Mandus!" seufzte er, und seine Stimme sank zu einem tonlosen Lispeln herab, als er Mandus' Ohr nahe an seinen Lippen spürte. „Mandus, ich muß Dir noch was sagen. Hör' ganz genau zu. Nach Hamburg komm ich nicht mehr zurück. Aber ich hab' da jemand, der's wissen soll. Auf dem Kattreppel eine Frau, sie ist noch nicht gar so alt. In den besten Jahren. Kathrina heißt sie. Den andern Namen kenn' ich nicht. Der Mann ist Bierkutscher und prügelt sie. Sie hat das nicht anders haben wollen. Und acht Kinder! Vor fünfzehn Jahren hab' ich sie zuletzt gesehen. Aber sie wohnt noch dort. Die hat mich mal gern gehabt. Aber Bierkutscher konnt' ich nicht werden. Ich blieb bei Jonni, und sie nahm sich den andern. Jetzt geht sie für andere Leute waschen. Du wirst sie schon finden. Und dann sagst Du ihr: Greggers Mohrt liegt tief unter der See als ein ehrlicher Fahrensmann. Und läßt schön grüßen. Wenn ihr dann das Wasser in die Augen kommt, dann gibst Du ihr mein Sparkassenbuch. Es liegt unter meinem Kopfkissen. Ich bin zu schwach dazu. Du mußt Dir's selber nehmen. Steck's man gleich weg. Das gibst Du ihr aber nur, wenn sie eine Träne für mich übrig hat."

Mandus kugelten dicke Tränen über die Backen, als er das Buch hervorholte.

„Heul' nicht, Mandus! Daß einer sterben muß, darüber muß ein vernünftiger Mensch nicht heulen. Den Kurs müssen wir alle einmal steuern. Und über das Leben brauchst Du nicht zu heulen. Du wirst Deinen Weg schon machen. Und wenn mich die Frau auf der Kattrepel ganz und gar vergessen hat, dann vermach ich Dir das ganze Geld; dafür kaufst Du Dir ein Schiff, wenn Du Kapitän bist."

Mandus brachte kein Wort über die Lippen, und das dünne Büchlein mit den Zahlen und Zinsen hing ihm wie eine Eisenlast in der Tasche.

Greggers öffnete noch einmal die Lider.

„Nein!" sagte er, und seine Augen

verſchwanden wieder, „gib ihr das Geld auf jeden Fall. Sie hat acht lebendige Kinder und ſoll für fremde Leute keine Wäſche waſchen.“ Dann ſchlummerte er friedlich ein unter dem taktmäßigen Geſang Andres Ochwatts, der draußen wieder anhob.

Als Jonni am nächſten Morgen kam, um ſeine gewohnte Krankenviſite abzuſtatten, gab ihm Greggers keine Antwort mehr. Er war in der Nacht ſtill und mit abgeblendeten Lichtern davongekreuzt, um vor dem Generalreeder die allerletzte Verklarung abzulegen.

Jonni ging entblößten Hauptes hinaus, und die Flagge ſtieg halbſtock. Die Arbeit ruhte, und kein lautes Wort wurde geſprochen. Jakob nähte die Leiche in ein neues Stück Bramtuch und legte unten das abgeſchäkelte Ende der gebrochenen Ankerkette hinein.

Als die Sonne den Horizont küßte, ließ Jonni den Großtopp bock braſſen, nahm die Höhe und Breite auf, zog die Mütze ab und trat an die Laufplanke, auf der die Leiche fertig zum Hinuntergleiten aufgebahrt lag. Alle ſtanden ſie in der Runde herum, auch der Koch, der ſeine weiße Schürze abgezogen hatte, und Cornelius von Holten, der als Letzter vom Achterdeck kam, nachdem er das Ruder feſtgelaſcht hatte.

„Angefaßt!“ kommandierte Jonni mit gedämpfter Stimme.

Alle griffen an die Planke.

„Hoch!“

Das Fußende ſchob ſich über Bord.

„Der Junge ſagt das Vaterunſer!“

Der unerträglich würgende Ball ſtieg Mandus wieder in der Kehle quälend in die Höhe. Aber er krampfte die Fäuſte in ſeiner Mütze zuſammen, biß ſich auf die Zunge, daß es ſchmerzte, und ſagte darauf das Gebet her.

„Amen!“ ſagte Jonni laut. Die Planke ſenkte ſich nach außen, und die Leiche glitt aufrecht ins Meer hinunter.

(Schluß folgt.)

Vergeſſener Winkel.

Er träumt ſo tief in ſeinem Winterkleid,
Der alte Friedhof, den die Welt vergeſſen,
Als wüßten ſeine Schläfer nichts von Leid
Und hätten nie ein raſtlos Herz beſeſſen.

Die Jahre kommen und die Jahre gehn,
Ein jedes drückt die Marmorſteine tiefer,
Und all die Herbſt- und Frühlingsſtürme wehn
Die ſchwarzgewordnen Kreuze etwas ſchiefer.

Und jeder Tag nimmt hier ein Häuflein Sand
Und dort eins fort auf ſeinem leiſen Flügel —
Wie lange noch, dann trank das ebne Land
Die letzte Spur der eingeſunknen Hügel.

Dann rauſcht das Korn, wo nun die Gräber ſind,
Und wo die Ähren übern Wegrand nicken,
Flicht jauchzend wohl des Bauern blondes Kind
Sich einen Kranz von Ritterſporn und Wicken.

Ich mag den lieben alten Winkel gern,
In dem im Sommer ſo viel Vögel hecken.
Er iſt ſo ſtill, das Leben liegt ſo fern —
Man kann ſich beinah vor ſich ſelbſt verſtecken.

Anna Ritter.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Bucura Dumbrava, Der Haiduck (Regensburg 1908, W. Wunderling). — Ricarda Huch, Der Kampf um Rom (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). — Georg Freiherr von Ompteda, Wie am ersten Tag (Berlin, E. Fleischel). — Hermann Wette, Spökenkiker (Leipzig, Fr. W. Grunow). — Martin Bücking, Brackwasser (Berlin, B. Behr). — Fritz Anders, Das Duett in As-Dur und Anderes (Halle, R. Mühlmann). — Hanns Heinz Ewers, Das Grauen (München 1908, Georg Müller). — Fritz Stüber-Gunther, C. I. (Stuttgart, A. Bonz & Co.). — Wilhelm Schussen, Vinzenz Faulhaber (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). — Bertha von Suttner, Stimmen und Gestalten (Leipzig, B. Elischer Nachf.). — Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. In Auswahl herausgegeben von Hans F. Helmolt (Leipzig 1908, Insel-Verlag).

In den mannigfaltigsten Verkleidungen, als deren dürftigste und schäbigste wir doch wohl den heutigen Hintertreppen- und Verbrecherroman ansprechen dürfen, hat der uralte Ritter- und Räuberroman den Jahrhunderten getrotzt und stets von neuem sein Publikum gefunden. Vergebens haben mächtige Herrscher ihre Verbote gegen ihn geschleudert, und als die Feder eines Genies ihn in einer Form lächerlich machte und vernichtete, kam er nach einiger Zeit auf Umwegen und in anderer Maske wieder — unsterblich, weil er sich an unsterbliche Instinkte der Masse wendet. Mit derselben Begründung, mit der wir heut die Kolportageliteratur bekämpfen, haben im XVI. Jahrhundert die Cortes für Spanien ein scharfes Gesetz gegen die Pest der sogenannten Ritterromane verlangt, die durch die sinnlose Häufung roher Abenteuer, durch die Ausschweifungen einer zügellosen Phantasie, durch die Mischung von engelhafter Schwärmerei und wüster Sinnlichkeit eine schwere Gefahr für die Jugend beiderlei Geschlechts bedeuteten. Schon viel früher hatte Karl V. für die Neue Welt den Druck und Verkauf dieser Schundliteratur, die er selbst notabene mit Wonne verschlang, verboten. Aber erst einem Cervantes gelang, was Karl V. nicht hatte erreichen können: den „Abscheu der Menschen", wie es im Don Quijote wörtlich heißt, „gegen die verlogenen und unsinnigen Geschichten zu wecken". Der Kaiser war mit all seiner Macht machtlos; das Genie dagegen brauchte nur den sinnreichen Junker von der Mancha auszuschicken, und niemand wagte mehr, einen Ritterroman zu schreiben oder zu drucken. Eine ganze Literatur war im Augenblick wie weggefegt.

Viel später erst, auf Umwegen und in neuen Verkleidungen wagte sie sich wieder hervor. Es ist hier nicht der Ort, ihren Erscheinungsformen nachzugehn. Aber wenigstens sei soviel bemerkt, daß sich diese geilen Wucherungen am Baum der Dichtung direkt oder indirekt immer gerade an eine Hochblüte der Literatur schlossen. Der „Ritterroman", dessen schlimmste Erzeugnisse unserem Kolportagegift nichts nachgaben, stellt sich als entarteter Zweig der höfischen Epik des Mittelalters dar, und seine Auferstehung feierte er in dem Ritter- und Räuberroman, dem niemand anders als Goethe und Schiller die Wege bahnten — der eine mit dem „Götz", der andere mit den „Räubern". Unter dem „Einfluß" und den Augen unserer Klassiker brauten an die hundert Schriftsteller nach dem uralten Rezept ihre Tränklein; die Spieß, Cramer und Leonhard Wächter stehen davon noch heut in den Literaturgeschichten; von Zschokkes Gnaden zückte „Abällino, der große Bandit" seinen Dolch, und Goethes späterer Schwager Vulpius ließ „in des Waldes düstren Gründen, in den Höhlen tief versteckt" den allerkühnsten der Räuber ruhn: Rinaldo Rinaldini.

Auf diese Reminiszenzen hat mich ein neuer Roman gebracht, den eine in Rumänien geborene Dame unter dem Pseudonym Bucura Dumbrava in deutscher Sprache geschrieben hat. Er heißt „Der Haiduck" (Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchh.), und er hat in Ricarda Huch, August Sperl, Adam Karrillon begeisterte Lobredner gefunden. Ja, der Dichter des Michael Holy hat sogar, wenn ich nicht irre den Schatten Homers davor beschworen. Mehr kann kein Mensch verlangen, und es ist verständlich, wenn man neugierig wird.

„Der Haiduck" ist, kurz gesagt, der alte Ritter- und Räuberroman, ins Literarische transponiert. Abenteuerliches Brigantenleben in düstren Wäldern, Schleichwege und unterirdische Gänge, Einkerkerung in die schwingenden Käfige der Salzbergwerke zu Telega, Flucht und Ringkämpfe mit riesigen Bären, Mord und Totschlag, Überfälle und Beutezüge ... es ist alles vorhanden. Das ganze Land hallt wider von dem Namen Janku Jiánu, die Herzen fliegen dem verwegenen Bojarensohn und Räuber nur so zu, bis ihn zuletzt eine verlassene Geliebte natürlich verrät. Aber als er, gefangen, beinah schon am Strick baumelt, erbietet sich eine zarte Bojarentochter freiwillig dazu, ihn unterm Galgen zu heiraten und sein Leben zu retten.

Also die wildeste Räuberromantik, wie sie am Ende des XVIII. Jahrhunderts durch

Karl Moor heraufgeführt ward. Eine Gestalt des Buches weist auch direkt darauf hin: „In deutschen Landen hat Schiller einen Karl Moor erdichtet. Hier lebt einer!“ Nun liegt uns heute diese Räuberromantik aber so fern, daß wir sie nur kopfschüttelnd ertragen würden, wenn sie im „Haiducken“ nicht so starke Gegengewichte erhielte. Die Handlung ist in das alte Rumänien verlegt, in die Zeit vor hundert Jahren, da das nationale Bewußtsein des bedrückten Volkes zu erwachen und gegen die Herrschaft der Türken und Fanarioten zu rebellieren begann. So steht Janku Jiánu in einem fremden leuchtenden Rahmen gegen den Hintergrund einer längst vergangenen, aufgeregten Zeit, und beide nehmen seiner Gestalt viel des Befremdenden. Ein hitziger Empörer, bedrückt von seines Volkes Elend und Knechtschaft, furchtbar getroffen durch persönliches Leid, wirft er sich in die Wälder, um wie ein Racheengel daraus hervorzufahren. Und wenn seine Kühnheit und seine Abenteuer gar zu fabelhaft sind — man kommt darüber hinweg, weil die Erzählerin viel eigne Kühnheit, eignes feuriges Temperament, eigne Kraft dafür einzusetzen hat und gleichsam zum Pfande gibt. Sie legt von vornherein ein starkes Tempo vor und galoppiert auch bei den verwegensten Ritten Seite an Seite mit ihrem Helden. Das ist kein kleines Kunststück. Ihre ausschweifende Phantasie wird doch niemals zügellos; durch eine kluge Verknüpfung zeigt sie uns immer wieder, daß hinter den Abenteuern ein Ziel steht, und auf Szenen, die ihrem Stofflichen nach im Rinaldo Rinaldini stehen könnten und nur durch die Darstellung etwas geadelt werden, folgen andre, die fraglos eine gewisse Größe atmen. Ich denke etwa an die, in der das Geheimnis des büßenden Einsiedlers offenbar wird. Es ist also ganz gewiß ein nicht gewöhnliches Talent, das sich hier ausgibt und unter dem fremdartigen Pseudonym dieses etwas fremdartige und turbulente, doch auch kühne und farbenreiche Buch geschrieben hat.

Ricarda Huch, die es, wie gesagt, rühmte, hat selbst kürzlich den zweiten Band ihrer „Geschichten von Garibaldi“ veröffentlicht, der den Titel führt: „Der Kampf um Rom“ (Stuttgart 1907, Deutsche Verlagsanstalt). In diesem Bande war der Zeitraum zu umspannen, der den Höhepunkt von Garibaldis Leben bildet und mit dem „Zug der Tausend“ nach Sizilien, mit der Verjagung der Bourbonen seine größte Leistung darstellt. Auch die trilogische Dichtung mußte naturgemäß hier kulminieren und die stärksten Trümpfe ausspielen.

Aber wenn die Kraft der Dichterin schon für den ersten Band, den Auftakt, nicht ausreichte, so versagt sie hier in dem zweiten vollständig. So vollständig, daß sich selbst diejenigen wundern müssen, die von vornherein an das Mißlingen des ganzen Werkes glaubten. Wer jetzt, nach diesem „Kampf um Rom“, noch immer nicht sieht oder nicht sehen will, daß Ricarda Huch in jeder Beziehung peinlich Schiffbruch leidet, daß sie in völliger Ohnmacht vor der übernommenen Aufgabe steht, daß sie hilflos versinkt in einem Meer von Namen, in einer Fülle von Ereignissen, die sie nicht bändigen kann, — dem ist eben nicht zu helfen. Auf bald 400 Seiten hören wir bis zum Überdruß von Garibaldi: Der Sänger singt ein pathetisches Lied von ihm, der Mönch predigt über ihn, Garibaldi selbst deklamiert in Monologen vor sich hin, die Erzählerin vergleicht seine Stimme immer von neuem mit Glockenton und Meeresbrausen, ihn selber mit einem Löwen — aber wie der Löwe brüllt, wie er springt, das hören und sehen wir nicht. Ja, der Zug der Tausend nach Sizilien, die Entscheidungsschlacht, die Vertreibung der Bourbonen ist so merkwürdig matt dargestellt, zum Teil gar indirekt als spätere Erzählung gegeben, daß man auf den Gedanken kommt, Ricarda Huch wäre selbst des Ganzen schon müde, und Überdruß und das Gefühl der Schwäche lähme ihre Flügel. Der Leser jedoch schleppt sich mühsam vorwärts, verliert sich unter Leuten, die ihn nicht interessieren, quält sich mit einer Handlung (wofern man davon überhaupt reden kann), die lichtlos und unklar ist, fängt endlich an, Seiten zu überschlagen, auf denen endlos fortgeredet wird, und büßt in aschgrauer Langeweile alle seine Sünden. Zu guter Letzt muß man sich dann doch den Brockhaus vornehmen, um ein klares Bild der Vorgänge und Parteien zu gewinnen. Nein, als Ricarda Huch den Plan zu dieser unglückseligen Garibaldi-Trilogie faßte, war sie von allen guten Geistern verlassen und mochte der Gabriele Raimondi gleichen, von der sie erzählt, daß sie, ein junges Weib von Temperament und Phantasie, sich gern in abenteuerlichen Vorstellungen erging und es liebte, sich selbst in flackernder Beleuchtung zu sehen.

Wenig erbaut wird man auch von Georg von Ompteda neuem Roman „Wie am ersten Tag“ sein (Berlin, Egon Fleischel & Co.). Er hat sich darin heftig vergaloppiert, wie es bei einem so flotten und drauflosstürmenden Reitersmann wohl geschieht. Ein Vergreifen im Stoff läßt sich selten wieder gut machen, am wenigsten von einem Erzähler, der eigentlich lyrische und sprachliche Fähigkeiten nicht besitzt. Und während wir sonst wohl bei Ompteda schon nach den ersten Kapiteln das freudige Gefühl haben, in einer zuverlässigen Hand zu sein, will sich vor dem neuen Opus dieses Gefühl durchaus nicht einstellen. Der ganze Roman bleibt auf dem Wege zum Tragischen im Peinlichen stecken und versucht vergeblich, uns für seinen Helden zu erwärmen. Dieser Held ist ein junger Künstler, der mit dem Besitz des schönen und begehrten Weibes die Bahn seines Talentes gefunden zu haben glaubt, aber dann doch nichts fertig bringt

Die Geschwister. Gemälde von W. Steinhausen.

und das halbe Buch durch sich selbst, seine Frau und den Leser quält. Immer neue, immer peinlicher wirkende fruchtlose Schaffensversuche, gepaart mit kleinlichen Geldsorgen, bedrängen uns bis zur Katastrophe. In einer Situation, die doch mehr der Routinier erdacht, als der Dichter herbeigeführt hat, erschlägt der Künstler einen Geldprotzen, steckt ein paar hundert Mark in die Tasche und taumelt davon. Niemand schöpft Verdacht. Aber gefoltert von Gewissensbissen, vertraut sich der Mörder seinem Weibe an, und die Kraft ihrer Liebe ist größer als ihr Entsetzen. Sie liebt ihn auch jetzt noch — „wie am ersten Tag". Da erkennt er, daß er bisher nur ihre äußere Schönheit gesehen und modelliert hat, nicht ihre innere, und in den wenigen Stunden, die ihm vor der freiwilligen Stellung noch bleiben, schafft er sein Werk so wunderbar um, daß es „Seele" bekommt und daß der genialste Künstler der Epoche sich selbst arm vor diesem Meisterwerk dünkt. Wer's glaubt, zahlt einen Taler.

Doch was tut's? Ompteda ist schon manchmal gestürzt, um dann doch wieder ein Rennen zu machen. So wird's wohl auch weiter sein.

Auf den feinen, flotten und lebensklugen Hannoveraner folgt ein grüblerischer Westfale: Hermann Wette, manchem vielleicht bekannt als der Verfasser des mehr gelobten als gelesenen „Krauskopf"-Romans. Sein neues Buch, die „Geschichte einer verirrten Menschenseele", überschreibt er „Spökenkiker" (Leipzig, Fr. W. Grunow). Er gesteht im Vorwort selber, daß dieser Titel irreführend und nur gewählt ist, weil der Held der vorliegenden Selbstbekenntnisse im Leben diesen Beinamen geführt hat. Es handelt sich um einen „seelisch und sinnlich außergewöhnlich fein besaiteten, ekstatischen Menschen, der in seinen späteren Mannesjahren zum Gewohnheitstrinker wird", um am Ende, vor seinem Tode, in der Umgebung guter Menschen und in der Niederschrift seiner Erinnerungen doch noch Frieden und Erlösung zu finden.

Wer da meint, dieser Stoff sei nicht recht erquicklich und die gewählte Ich-Form habe auch nichts Verlockendes, da sie ein allzu bequemes Vehikel für Poeten bilde, mag an Wilhelm Speds „Zwei Seelen" erinnert sein. Aber diese Erinnerung hält nicht lange vor. Denn nur mühsam kommen wir über Reflexionen, Gottanrufungen und Jeremiaden vorwärts, und anstatt uns ein lebendiges und farbiges Bild seiner selbst und seiner Umwelt zu entwerfen, zieht es der „Spökenkiker" vor, uns seine Meinungen und Urteile über die verschiedensten Dinge der diesseitigen und jenseitigen Welt zu sagen. Doch was dieser von der Trunksucht geheilte und etwas tränenselige Greis, der allenfalls unser Mitleid verdient, aber nicht mehr, über humanistische Bildung, über das allgemeine Wahlrecht und die christliche Religion denkt, ist uns höchst gleichgültig, solange wir nicht für seine Person ein herzliches, eben auf seiner Menschlichkeit beruhendes Interesse gewinnen. Dazu müßte sich diese „Menschlichkeit" aber viel voller entfalten, wir müßten selbst sehen und hören, müßten statt der Reflexionen Anschauungen, statt der Urteile Bilder erhalten. Doch das geschieht nicht oder zu wenig; der Grübler überwuchert den Dichter völlig; die Wirkung des Buches ist nicht wie die jedes echten Kunstwerkes zunächst eine sinnliche, aus der sich die geistige von selbst ergibt, wie die Blüte aus der Frucht. So bleiben auch die Meinungen des uns viel zu blaß vorgestellten Spökenkikers für uns uninteressant und unfruchtbar, und wenn er humanistische Bildung und christliche Gesinnung in einer gar zu beschränkt-orthodoxen Art als das Alleinseligmachende anpreist, etwa als hätte er allein die ewige Wahrheit gepachtet, so kann ich mir gut vorstellen, daß man etwas höhnisch an seinem eigenen Leben den Gegenbeweis führt: beide haben dich nicht abgehalten, ein Gewohnheitssäufer zu werden und im Rinnstein zu liegen. Ich brauche nicht zu sagen, daß dieser „Gegenbeweis" auch einseitig und beschränkt wäre. Immerhin: nach den Lorbeerkränzen, die dem „Krauskopf" gewunden wurden, hätte ich mehr erwartet. Dieser Hermann Wette kann sich offenbar gar nicht genug das Goethesche Wort: „Bilde, Künstler, rede nicht!" einprägen.

Wenn der Arzt schon so loslegt, was soll man dann erst von den Pfarrern erwarten! Denn zu ihnen, sagt der Pastor Fritz Philippi, gehört das Predigen so, wie zu den Flößern das Fluchen. Trotzdem vermeiden gerade die zwei Bücher, die ich diesmal von geistlichen Herren im Sack hab', das Predigen völlig. Das eine ist ein Roman von Martin Bücking: „Brackwasser" (Berlin, B. Behr) und erzählt von den beiden Kindern einer Kapitänswitwe, die vom rechten Kurs abgewichen und ins Brackwasser geraten sind. Das Mädel, das an erster Stelle steht, kämpft sich durch und erlöst sich auf der heimatlichen Nordsee-Insel in Pflicht und Arbeit selbst von früheren Irrungen. Wir würden ihr am Ende den wackeren Bräutigam gern gönnen, aber ohne zwingende Notwendigkeit trennt der Erzähler die Liebenden dadurch, daß der Mann den pflichtvergessenen Bruder des Mädchens, der als Zollbeamter schmuggelt, niederschießt, ohne zu ahnen, wen er vor sich hat. So gibt es nur einen Ausblick auf ein graues Arbeitsleben in New York. Am besten ist in dem recht tüchtigen Roman, der die eigentliche Blutwärme des Dichters etwas vermissen läßt, das Milieu gegeben.

Herzlicher mutet das andere Pfarrerbuch an: „Das Duett in As-Dur und anderes" von Fritz Anders (Halle 1908, Richard Mühlmann). Hier macht sich manchmal ein behaglicher Humor breit, der allerdings ein wenig eng und philiströs ist und in der Gesellschaftssatire („Der Trostengel") mit gar zu billigen Mitteln arbeitet. Aber ein Humor, der in der ersten und weit-

aus besten Geschichte doch auch wärmt. Mit dem friedevollen Bewußtsein, daß schließlich alles zu gutem Ende kommt, verfolgen wir da die harmlosen Schicksale der Kleinstädter, erbauen uns an dem wackeren Pfarrherrn, seiner Hausfrau, seinen Söhnen, grüßen ein paar Liebespaare, die durch einen Intriganten auf kurze Zeit auseinandergebracht werden, erkennen den griechischen Grafen etwas zu früh als Schwindler und freuen uns, daß alles so ausgeht, wie wir's gehofft haben. Es wird nicht mit großer Kunst erzählt, aber mit Liebe und Behaglichkeit. Etwa Heinrich Seidel mit Charlotte Niese kombiniert. Über den materiellen und geistigen Mittelstand darf Fritz Anders allerdings nicht hinaus. Er ist sehr liebenswürdig in seinem Pfarrgarten, aber darin muß er wohl auch bleiben.

Gegensätze erfrischen. Und es sind allerdings die fabelhaftesten, die man sich vorstellen kann, wenn man neben Fritz Anders einen Hanns Heinz Ewers stellt. Neben die Behaglichkeit die Sensation, neben das Kleinstadtidyll einen nervenmarternden Variététric, neben das fliederumbuschte Pfarrhaus das Berliner Cabaret, neben „Guter Mond, du gehst so stille" das greuliche Lied von der Wasserleiche im Karpfenteich. „Das Grauen" nennt Hanns Heinz Ewers sein Buch „seltsamer Geschichten" (München 1908, Georg Müller). Eine blutrünstige Phantasie jagt darin nach auserlesenen Scheußlichkeiten; Wahnsinnige treiben ihr gräßliches Spiel, und Leichen sind sozusagen ihre Gegenspieler. Es geschieht alles, um unsere Nerven aufs äußerste und durch noch nie dagewesene Ungeheuerlichkeiten zu martern, uns die Haare sträuben zu machen und uns ein Grauen einzujagen. Und doch will das Grauen nicht kommen. Was Poe durch verhältnismäßig viel harmlosere Mittel erreicht, bringt Hanns Heinz Ewers mit all seinen verblüffenden Trics nicht fertig. Eher packt uns ein gewisser Ekel bei den Ausgeburten dieser merkwürdig undelikaten Phantasie, die im Grunde ganz kalt ist. Auf Seite 173 ist von einer „Mischung von Brutalität und Stilgefühl" die Rede — akzeptieren wir das Wort für die Geschichten dieses literarischen „Exzentrics". Es gibt kuriose Käuze auf der Welt ...

Zur Erholung wollen wir uns etwas doppelt Erfreuliches verschreiben, einen sehr lieben und herzenswarmen Roman, der aus Österreich kommt: „C. i." von Fritz Stüber-Gunther (Stuttgart, A. Bonz & Co.). Wir sind allmählich so daran gewöhnt, daß von der Donau aus nur noch der ganz wurzellockere Ästhetizismus sein Schaumgebäck exportiert, daß die Freude um so größer ist, wenn uns mal ein gesunder, guter und tüchtiger Geist aus einem Wiener Roman entgegenweht. Immer jedoch, wenn das geschieht, fühlen wir auch, welche Kluft gottlob zwischen dem Kern des Volkes und der modischen koketten Ästhetendichtung besteht, die leider Österreich nach außen hin literarisch repräsentiert. Hoffen wir, daß das bald anders wird; daß die stilleren Kräfte, die seit einiger Zeit an der Arbeit sind, die sich fester mit ihrem Volke verknüpft fühlen, immer mehr Zuwachs erhalten und sich immer schöner entwickeln.

Einen solchen guten Zuwachs bedeutet nun Fritz Stüber-Gunther. Man braucht ihn nicht zu überschätzen; ein großes Meisterwerk ist sein Roman nicht. Aber wenn man ihn liest, wird man froh und hofft wieder. Denn nach all den schönen Worten, die wie Pretiosen funkeln, nach all den l'art pour l'art-Kunststücken, nach all den glänzend gemachten Novellen, die sich stets wie kostbare Übersetzungen aus dem Italienischen oder Französischen ausnehmen, wird man in diesem Roman an das Herz des Volkes gerissen, und nicht ein Dandy und Dilettant doziert uns Kultur und verblüfft uns durch die allerneueste Mode, sondern ein rechter Sohn des Volkes führt uns in die zeitlichen Verhältnisse und Kämpfe dieses Volkes hinein. Die leidenschaftlichen Wahl- und Parteistreitigkeiten, die Wien durchtobten, — sie brausen auch durch dieses Buch, und man erhält nach langer Zeit wieder einmal eine Vorstellung, wie der Kern der Bevölkerung denkt und lebt. Dabei kommt der eigentliche Roman durchaus nicht zu kurz. Rasch und von Anfang an wird unsre Teilnahme für den Helden, den jungen Steirer, so gewonnen, daß wir seinen Wegen und Irrwegen, Erlebnissen und Schicksalen mit immer gleichem Interesse folgen. Denn es wird gar lebendig, mit herzlicher Wärme, oft mit glücklichem Humor erzählt und dargestellt, man fühlt wohl, daß Fritz Stüber-Gunther mit seinen Gestalten selbst mitlebt, und ahnt, daß viel Autobiographisches in den Rahmen verwebt ward. Vielleicht hätten wir dies und das anders gewünscht, vielleicht wär' es gut gewesen, wenn die Maria Zwieselmann, die doch den Helden zuletzt durch ein ganzes Leben begleiten soll, uns ein wenig bekannter geworden und plastischer entgegengetreten wär' — aber es tut nicht not, sich dabei aufzuhalten. Um so lebensvoller guckt uns der Grandauer an, um so näher fühlen wir uns dem treuen Schrammel, um so besser lernen wir das Ehepaar Zwieselmann kennen. Dankbar klappt man den Roman zu.

Ein Erstlingsbuch, aus dem man ein Versprechen ableiten mag, ist auch der Schelmenroman „Vinzenz Faulhaber" von Wilhelm Schussen (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Wie der Torfschieberjunge aus dem Ried in die Welt läuft, was für Streiche er macht, in wieviel verschiedene Töpfe er guckt, wie er nach den wunderbarsten Erlebnissen Leiter eines literarischen Bureaus und großmächtiger Kritiker wird, auf welche Weise er wieder abrutscht, um schließlich in der Heimat am Torfkarren zu landen — das alles und noch viel mehr steht in dem nicht mal starken Bande. Es ist alles etwas aus dem Handgelenk geschlagen

wie Rasierschaum; man kommt sich vor, als säße man auf der Rutschbahn oder auf dem Karussell, auf dem man nicht vorwärts-, sondern im Kreise fährt; man sieht wohl, daß eine breitere und tiefere Lebenskenntnis noch vielfach fehlt, so daß häufig Lufthiebe geschlagen werden, — aber es ist etwas Flottes und Forsches in dem Buch, und es kündigt sich in einzelnen Sätzen, in dem herzhaften Zugreifen eigne Art an. Wilhelm Schussen kann vorläufig nicht verlangen, daß man den grünen Vinzenz, der an allem und sich selbst nur die komischen Seiten sieht, ernster nimmt, als er's mit sich selbst tut. Aber er wird älter werden und reifer. Dann wollen wir uns wieder sprechen, und die Visitenkarte, die er diesmal abgegeben hat, so lange hoffnungsvoll beiseite legen.

Soll ich noch Bertha von Suttners jüngstes Buch erwähnen? Es heißt „Stimmen und Gestalten" (Leipzig, B. Elischer), sammelt im ersten Teil kurze Artikel, die doch eigentlich mit der Veröffentlichung in Zeitungen ihren Daseinszweck erfüllt hatten, und bringt im zweiten, interessanteren allerlei Erinnerungen. Erinnerungen an Johann v. Bloch, Alfred Nobel, an die amerikanische und skandinavische Reise, die Empfänge bei Roosevelt und an den nordischen Königshöfen, Nachrufe an Egidy und Wereschtschagin. Alles natürlich mit Bezug auf die Weltfriedenssache. Das wird am Ende reichlich eintönig, um so mehr, als die Baronin Suttner außer ihrer ehrlichen Überzeugung nicht gerade viel einzusetzen hat. Diesen Fanatikern einer bestimmten Idee versinkt das ganze große reiche Leben, und es bleibt nur noch ihre „Frage" übrig.

So könnten wir das große Bücherpaket beiseite schieben, doch mir ist, als sollte ich nicht mit einem Kopfschütteln schließen. Da fällt der Blick auf die schöne Ausgabe der „Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans", die Hans F. Helmolt als Seitenstück zu der Köster'schen Ausgabe der Briefe der Frau Rat Goethe eben herausgab (Leipzig 1908, Insel-Verlag). Und mit einem Male steht die ganze Liselotte vor uns, das „Rauschenplattenknechtgen", das den Gouvernanten Schnippchen schlug, die Liselotte, die sich den Teufel um eine „Frage" scherte, die hoch zu Roß Wolf und Hirsch hetzte, die ihren starken Haß und ihre starke Liebe hatte, die das Leben mit wachen Augen ansah und nur während der Predigt regelmäßig einschlief, die als französische Herzogin es nie vergessen, sondern immer „für eine Ehre gehalten" hat, „eine Teutsche zu sein" und deren ungeschminkte Ausdrucksweise, deren Urwüchsigkeit uns immer von neuem erquickt. Man muß sich in diese Briefe — es ist wahr — erst ein wenig hineinlesen, aber dann wächst uns ein ganzer Mensch entgegen. Kein Zweifel, daß ihn auch in der neuen, inhaltlich sehr reichen und äußerlich sehr geschmackvollen Ausgabe der Briefe viele suchen und finden werden.

Und damit Gottbefohlen! Im Zeichen Liselottes ist es doch wenigstens ein Abschied mit hellen Augen ...

Nebel.

Nebel füllt den Raum,
Hoch auf dem Hügel noch kaum
Sieht man die Mühle ...
Nässe und Kühle
Wehen die Felder an, es taut der Schnee —
Alle Bäume sind wie mit Perlen behangen!
Frag' ich, was ist mein Verlangen?
Lausch' ich, was flüstert mein Weh? —
Grau wie der Nebel, und gar nicht zu fangen,
Ist es mit mir durch den Morgen gegangen —
Immer voraus ...
Nirgends zu Haus!
Hocken Krähen am Ackerrand,
Oder umschweben das tote Land —
Alles so still, alles so fremd ...
Ach, am ganzen Leben gehemmt —
Wirst du wohl jemals erwachen?!

Ferdinand Mühlbaum.

Entwurf für ein Johann Strauß-Denkmal in Wien. Von Prof. Edmund Hellmer in Wien.

Illustrierte Rundschau.

Das Johann Strauß-Denkmal in Wien, Entwurf von Prof. Edmund Hellmer in Wien. — Akademiedirektor Prof. Peter Janssen †. — Aus einem Empfangszimmer, Teeschränkchen, Damen-Wohnzimmer, entworfen von Georg Honold in Berlin W. — Gildenzeichen, nach Entwürfen von F. H. Ehmcke u. a. ausgeführt durch die Schriftgießerei Gebr. Klingspor in Offenbach-Main.

Im Wiener Stadtpark wird sich bald das Denkmal für Johann Strauß, den Walzerkönig, erheben, das der Wiener Bildhauer Prof. Edmund Hellmer entworfen hat. In der Gegend des Wetterhäuschens soll das ganz eigenartige, in seiner lustigen Gliederung den Beschauer sofort anziehende Denkmal für den unsterblichen Meister des Dreivierteltaktes seinen Platz finden. Die Wiener, die ihren schönen Stadtpark durchwandern, der schon die Denkmäler für Makart und Schindler besitzt, werden vor ihrem Liebling an warmen Sonnentagen wie in mondhellen Nächten oft stillhalten, werden zu der jugendlich-schlanken Gestalt des liebenswürdigen Geigers emporblicken, und durch ihr Gemüt wird manche der vom Himmel gefallenen Weisen ziehn, die „ihr" Johann geschaffen. So unmittelbar hat sich der Künstler die Wirkung seines Standbildes gedacht. Es weicht von allem Herkömmlichen schon in der Einrahmung der Statue durch den eigenartigen Pergolabogen ab, der von schönen Frauengestalten belebt ist. Alles zielt darauf hin, die Erinnerung an die wundervollen Tonweisen wachzurufen, die Johann Strauß einem ganzen Jahrhundert, die er allen fünf Weltteilen geschenkt hat. Eine Schöpfung, so ganz aus der Landschaft herausgewachsen, so völlig dem Wiener Volksleben abgelauscht, daß ein inniger Wohlklang daraus zu tönen scheint, ein süßer Akkord, zu dem sich

Akademiedirektor Prof. Peter Janssen †. Aufnahme von Anna Bender.

Aus einem Empfangszimmer. Entworfen von Georg Honold in Berlin W. 50.

weiche, schluchzende und lachende Geigenstimmen vereinen. Nur in einem Land, das Schubert und Mozart uns schenkte, konnte ein Melodienreichtum von solcher Fülle sich in der kleinen Form des Ländlers ausleben; nur ein Volk, das so erfüllt ist von Lebensheiterkeit, Tanzlust und der dazu gehörigen Sentimentalität, konnte einem Walzerkönig einen Thron bereiten; und nur in einer Umgebung, wie sie der Stadtpark bietet, darin ganz Wien lustwandelt, am liebsten paarweise, trällernd, lachend, plaudernd, kann Meister Hellmers sinniges Werk so recht zur Geltung kommen. —

Aus dem Walzergewoge des Wiener Zauberkünstlers schreiten wir in die stille Künstlerwerkstatt Peter Janssens, die dieser Meister zu Ende des Winters für immer verlassen hat. Janssens Kunst errang sich in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zum erstenmal die ihm gebührende Hochachtung, als er das Krefelder Rathaus ausmalte. Seine vier großen Wandbilder: die Hermannsschlacht, der Triumph des Germanicus und Thusnelda, sowie die Totenfeier des Arminius machten ihn mit einem Schlage berühmt. Zahlreiche deutsche Städte ehrten ihn mit bedeutenden Aufträgen. Im Jahre 1875 erhielt Janssen von der Staatsregierung den Auftrag zur Ausführung der Wandbogengemälde im zweiten Corneliussaal des neuen Nationalgaleriegebäudes, deren Motive der Prometheussage entnommen werden sollten. Eine ausführliche Würdigung, die auf die meisten Schöpfungen Peter

Teeschränkchen. Entworfen von Georg Honold in Berlin.

Janssens liebevoll eingeht, brachten unsere Hefte im Jahre 1901.

Getreu unserem Streben, unsere Leser auch über das moderne Kunstgewerbe in jeder Form auf dem laufenden zu halten, laden wir heute zu einer Wanderung in das Schaffensgebiet eines der fähigsten und gedankenreichsten Innenarchitekten, die Berlin aufzuweisen hat: Georg Honolds Werkstätten für Innenarchitektur und Wohnungseinrichtung. Das Eckschränkchen und das Sofa mit Tisch und Stühlen zeigen die besondere Note, die Honolds Entwürfe auszeichnet: eine glückliche Neubelebung gediegener alter Formen durch modernen Geist. Zur Verwendung gelangen bei ihm nur die edelsten Materialien. Ein Stück wie das Teeschränkchen, das aus feinpoliertem Birnbaumholz mit Tuja- und Perlmuttereinlagen besteht, fordert geradezu unser Entzücken heraus. Durch dicke Kristallscheiben sehen wir in das Innere des handlichen, kleinen Schranks, der durch eine Glasplatte in zwei Fächer geteilt ist und für gewöhnlich das Teegeschirr aufnimmt. Die obere Platte ist abnehmbar und kann zum Servieren dienen. Auf beiden Seiten sind Platten zum Aufziehen vorgesehen, auf denen gebrauchte Tassen usw. Platz finden können. Das Honoldsche Teeschränkchen ist gleich den übrigen Einrichtungsgegenständen von Friedrich Honold in Berlin, dem Bruder des Architekten, ausgeführt. Wohnlichkeit, anheimelnde Behaglichkeit atmen auch die weiteren Entwürfe Honolds. Das Leseplätzchen auf S. 311 ladet wirklich zur gesammelten Lektüre ein.

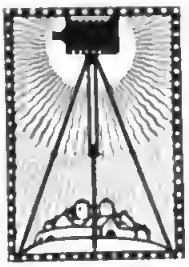
Ohne schroffen Übergang können wir uns von diesem Plätzchen, das uns Sammlung und Ruhe verheißt, den nächsten Bildern unserer Rundschau zuwenden: den Gildenzeichen der Schriftgießerei Gebr. Klingspor nach Entwürfen von F. H. Ehmcke und anderen Mitarbeitern. Mächtig hat sich im deutschen Buchdruckgewerbe gerade in den

Damen-Wohnzimmer. Entworfen von Georg Honold für Herrn Eberhard Lindau in Berlin.

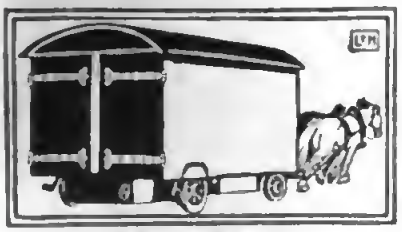
letzten Jahren das Bestreben geregt, Typen und Buchschmuck in guten Einklang zu bringen. Unsere ersten Verlagshäuser bieten heute dem Publikum Werke, deren Ausstattung den vornehmsten Geschmack verrät. Recht im argen liegt aber noch das Anzeigenwesen. Otto Eckmann u. a. suchten hier Wandel zu schaffen, mit manchen Anregungen haben sie auch Glück gehabt. Geschmackvoll zusammengestellte Inserate, Plakate ꝛc. sieht man aber auch heute noch recht selten. Da kommt das Werk der Gebr. Klingspor in Offenbach-Main — Gildenzeichen — gerade zur rechten Zeit. F. H. Ehmcke schildert darin die Entstehung und das Wesen der alten Gildenzeichen, die am nächsten der Heraldik verwandt sind, mit ihr die knappe Prägung, den bald humorvollen, bald feierlich ernsten, immer aber sprechenden Ausdruck gemein haben. Die Liebe zum eigenen Beruf, zu all seinen Eigentümlichkeiten war es, die diese Zeichen schuf. Der Meister, der in Nürnberg auf dem Schusterschemel saß und auf seiner Hände Werk dieselbe Sorgfalt anwendete, wie auf die Weisen, die er sang, Luther, der Kreuz und Rose im Herzen zum Wappen nahm, Peter Vischer, der sich selber am Nürnberger Sebaldusgrab im Schurzfell darstellte, sie alle sind hervorragende Vertreter dieser Generation, deren Gesinnung am deutlichsten uns in den Wappen der Stände erhalten ist. Und von diesen alten, liebevoll gesammelten Gildenzeichen wie von den im Verlauf von sechs Jahren auf dreihundert Zeichen durch die Gebr. Klingspor vermehrten Sammlungen können zwei aus dem modernen Leben gewachsene Gebiete, die Zeitung und die Reklame, lernen, was not tut: Klarheit im Ausdruck, die strenge Trennung weißer und schwarzer Flächen, die scharfe lineare Begrenzung des gegebenen Gegenstands.

Leseplatz. Entwurf von Georg Honold für Herrn E. Lindau in Berlin.

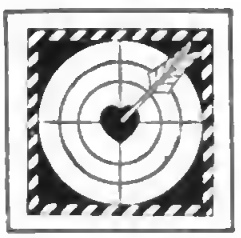
Unser selbständiger Bildschmuck zeigt zunächst vier mehrfarbige Kunstbeilagen von Rudolf Sieck: „Vorfrühling", „Im Mai", „Im Juni" und „Margueriten", deren poetische Stimmung und fröhlicher Farbenreiz so echt frühlingsgemäß anmuten. Duncan Mac Kellars „Morgensonne", Ludwig Fahrenkrogs „Wandern und Träumen", die Skulptur von A. Hußmann „Fahrender Ritter", W. Steinhausens „Geschwister", Professor Leo Sambergers Porträt von Professor Adolf Hengeler, Walter Petersens Frauenbildnis und Professor August Finks landschaftliches Gemälde „Entenfall" — all diese Werke, reich an künstlerischen Besonderheiten, zu längerem Verweilen lockend, lassen sich bei der Begrenztheit des Raumes hier nur anführen. Es sei aber Hans Rosenhagen, dem bewährten Biographen Max Liebermanns, das Wort erteilt für einige Bemerkungen zu des Meisters zwischen S. 192 u. S. 193 wiederbevoll gesammelten Gildenzeichen wie von den im Verlauf von sechs Jahren auf dreihundert Zeichen durch die Gebr. Klingspor vermehrten Sammlungen können zwei aus dem modernen Leben gewachsene Gebiete, die Zeitung und die Reklame, lernen, was not tut: Klarheit im Ausdruck, die strenge Trennung weißer und schwarzer Flächen, die scharfe lineare Begrenzung des gegebenen Gegenstands.



Gildenzeichen aus der Schriftgießerei Gebr. Klingspor.

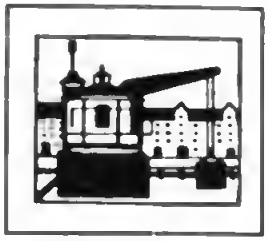


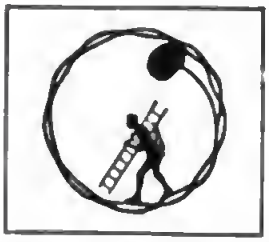
Gildenzeichen.



Gildenzeichen.

gegebenen Gemälde. — Die „Nähschule in Laren" dürfte, obgleich bereits 1888 gemalt, selbst den besten Liebermann-Kennern bis jetzt unbekannt geblieben sein. Sie beansprucht über ihren Gegenstand hinaus Interesse, weil sie die Übergangsstufe bildet, die von der ersten, mehr zeichnerischen, ihren Abschluß in der „Flachsscheuer in Laren" (1887 gemalt, National-Galerie) findenden Art des Künstlers zu dem breiten malerischen Stil seiner späteren Werke (Netzeflickerinnen, Frau mit





den Ziegen usw.) führt. Liebermann macht in dieser „Nähschule in Laren" zum ersten Male den Versuch, ein Bild sofort als Ganzes, ohne sich mit Einzelstudien aufzuhalten, zu geben. Das Werk scheint unmittelbar vor der Natur entstanden. Dadurch erklärt sich vor allem die nicht nach Schönheit und Abrundung, sondern lediglich nach Ausdruck und Wirkung strebende Malweise. Dennochist die „Nähschule" nichts weniger als eine Studie. Die temperamentvolle Ausführung steht dafür in einer viel zu engen Beziehung zu dem bildmäßigen Charakter der Schöpfung, genau wie bei der „Frau mit den Ziegen" in der Münchener Neuen Pinakothek. Durch sie erhält das Bild vorweg den Reiz des Momentanen. Wer sich im Künstlerischen auskennt, bemerkt in der farbigen Komposition mit dem siegreichen Weiß in der Mitte, das sich in den Häubchen der Mädchen fortsetzt, in der Charakteristik der einzelnen Erscheinungen und in der wundervollen Art, wie die Bewegung des emsigen Arbeitens herausgebracht ist, soviel meisterliche Absicht und abgeklärte Künstlerschaft, daß ihm auch die stürmische Malweise nicht als zufällig erscheinen will, zumal gerade sie das lebendige Spiel des Lichtes in den tonreichen Farben aufs nachdrücklichste befördert. Über diesem Bilde der ganz ihrer Arbeit hingegebenen Mädchen liegt hinreißend jene herbe Kraft der Empfindung und des Ausdrucks, in der Liebermann so einzig ist und die seine bedeutendsten Schöpfungen auszeichnet. Das schöne Werk befindet sich im Besitze des Kunstsalons Math. Rabl zu Berlin.

Gildenzeichen. Nach Entwürfen von F. H. Ehmcke und Mitarbeitern ausgeführt und herausgegeben durch die Schriftgießerei Gebr. Klingspor in Offenbach a. M.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Felefe & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Der rote Hut.

Gemälde von Harrington Mann.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker

XXII. Jahrgang 1907/1908 — Heft 9. — Mai 1908

Der heilige Sebastian.

Die Geschichte einer Ehe. Von Hanns von Zobeltitz.

Sidi Tenners saß am Fenster ihres Ankleidezimmers und polierte eifrig am Daumennagel der linken Hand. Die Manikure war soeben dagewesen, aber Sidi bearbeitete den linken Daumen immer noch einmal. Der Nagel zeigte gerade in der Mitte einen häßlichen Wulst, der trotz aller Pflege stets nachwuchs. Vater Tenners hatte da einmal, als ihm die kleine Sidonie die Brettchen für die Holzpuppen, die er vor Weihnachten zu Hunderten und Aberhunderten anfertigte, nicht schnell genug hinreichte, mit dem Hammer draufgeschlagen. So daß das Blut bis zu der Schnapsflasche spritzte, die mitten unter den Puppen stand.

Mit einem gewissen gruseligen Wohlbehagen dachte Sidi jedesmal daran, wenn sie die wohlgepflegten, rosigen Hände betrachtete. Scheußlich weh hatte es getan, und acht Tage lang hatte sie mit dem Lappen um den Daumen auf die Straße gemußt, die Puppen zu verkaufen und die Hampelmänner, die Mutter fabrizierte. Bei Wind und Wetter, im Regen und im Schnee. Es war gerade ein besonders strenger Winter gewesen.

Draußen trieb jetzt auch der Schnee gegen die Fenster. Aber im Zimmer war es mollig warm. Sidi liebte die Wärme. Sie lief ja auch hier hinten gern in dem denkbar leichtesten Kostüm umher, wenigstens Vormittag bis zur Probe — erfreulicher Weise hatte das Intime Theater nicht zu viel Proben, denn der Direktor konnte, dank Sidi Tenners, meist die ganze Saison mit dem einen Schlager haushalten. Und nachmittags mußte man doch auch seine Ruhe und Bequemlichkeit haben. Nichts konserviert mehr als Ruhe. Wenigstens für Sidis Rollenfach. Die Sportladies und Gibsongirls, die sich von früh bis spät trainieren müssen, lagen ihr nicht.

Sie lachte vor sich hin. Dasselbe quecksilbrige Lachen, das an jedem Abend das Haus erregte.

Was hatte Kollege Wundt neulich gesagt: ‚Tenners, Du wirst aber wirklich unverschämt fett.‘ Unverschämt — er war unverschämt. Und wenn schon: im Sommer ging man eben nach Marienbad.

Aber sie stand doch auf und trat vor den großen Ankleidespiegel, reckte sich, ließ die Hände über die Hüften gleiten. Unsinn! Rundlich — mehr nicht. Gerade recht. Es paßte auch zu dem rundlichen, pikanten Gesicht mit dem Grübchen am Kinn. Man war ja nicht Heroine und nicht erste Liebhaberin am Königlichen Schauspielhaus.

Sidi lachte wieder und steckte übermütig dem Spiegelbild die Zungenspitze heraus. Aber als sie genauer hinsah, huschte ein Schatten über das Soubrettengesichtel. Da und dort, unter den Augen, um die Mundwinkel gab's doch ein paar Krähenfüße. Es waren nur ganz feine

Published May 1. 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Velhagen & Klasing.

Linien, der leiseste Hauch Puder deckte sie zu, aber vorhanden waren sie doch.

Pah — dafür strahlten die dunklen Augen noch gerade so jugendfrisch wie ehedem —

Sidi drehte sich auf den Absätzen ihrer Maroquinschuhe kurz herum. Der dumme Spiegel — der gute Spiegel! Man möchte ihn lieben und hassen zu gleicher Zeit.

Langsam ging sie zu ihrem Platz am Fenster zurück und kuschelte sich tief in den bequemen Sessel.

Der dumme Spiegel —

Ein Wunder war's ja nicht, wenn die ersten Zeichen sich meldeten, daß es mit der goldigsten Jugendzeit vorüber war. Gar nicht nachrechnen durfte man, den Jahren nicht und dem nicht, was sie gebracht hatten, vom ersten Tanzschritt in der Soubrettenschule da oben in Berlin N, vom ersten Auftreten in dem kleinen Variété in der Elsasserstraße bis zu der Stunde, in der Zufall, Glück und Begabung den Weg zur wirklichen Bühne bahnten. Und der Aufstieg war dann auch nicht schnell und dornenlos gewesen. Wo gehobelt wird, fallen Späne. Und die Jugend schont sich nicht. Das weisere Haushalten lehren erst die Jahre ... diese gräßlichen, schauderhaften Jahre ...

Es war dämmerig geworden. Nebenan im Schlafzimmer wurde das elektrische Licht aufgedreht, ein breiter, heller Streifen fiel durch die geöffnete Tür. Sidi rieb sich die Augen. Ihr war es, als hätte sie geträumt — einen häßlichen Traum —

„Bist Du's, Lisa? Wieviel Uhr ist es eigentlich?"

„Vier Uhr, gnädiges Fräulein. Darf ich den Kaffee bringen?"

„Ja. Und einen Chartreuse und Zigaretten. Ein bissel dalli, Lisa. Aber erst komm mal schnell und mach' Licht."

Vier Uhr. Also wirklich geschlafen und geträumt. Dummes Zeug. Das kam von der Dämmerung. Schrecklich, diese Winternachmittage. Jetzt, im Licht, nahm sich alles ganz anders aus. Lachen hätte Sidi wieder mögen: der dumme Spiegel — der gute Spiegel! Was bedeuteten denn die paar Krähenfüße? Was bedeuteten denn ein paar Jahre mehr oder weniger für die Bühne! Da war man immer gerade so alt, wie man aussah, gerade so jung, wie man auszusehen verstand.

Lachen hätte Sidi mögen. Nun lachte sie wirklich. Über die Zofe, die mit dem Kaffeebrett hereinkam. Zehn Jahre jünger war Lisa gewiß und eigentlich gar keine üble Marielle mit ihrem vollen Haar und den blauen Augen, aber sie sah aus wie eine ehrpußliche, alte Jungfer in der Mitte der Dreißig. Der blonde Scheitel unter dem weißen Häubchen fest um die Stirn geklebt und im Gesicht immer derselbe bittersüße Zug und immer die gleichen eckigen Bewegungen. Nein — eine Schönheit war Lisa nicht, aber anhänglich, verschwiegen und eine Künstlerin mit der Nadel.

Neben dem Kaffeegeschirr lagen ein paar Streifbänder und Briefe. Während Sidi in ganz kleinen Schlucken trank, zwischen je einem Zug Zigarette, riß sie die Umschläge auf: gleichgültige Agenturzeitungen, ein albernes Primanergedicht, zwei Ballkarten: Presseball und Ball der Lustigen Blätter. Das bedeutete Toilettensorgen. Diese ewigen Toilettensorgen! Schön sollte man aussehen; elegant mußte man aussehen; originell, reizvoll, pikant. Es war ein Vergnügen, es war eine Qual. Ganz abgesehen vom Geldpunkt. An die Schneiderrechnungen durfte man gar nicht denken.

Sidi blies langsam den süßen Zigarettenduft durch das feine Näschen. Schließlich war die Qual größer als das Vergnügen. Überhaupt: ein Vergnügen? Bewundert werden; tanzen, bis der Atem ausgeht; ein paar Gläser Sekt mehr als gut! Immer dasselbe — immer das gleiche. Und immer liebenswürdig sein müssen, immer unterhaltsam sein müssen, guter Laune, witzig ... am Ende läg' man lieber im Bett und ruhte sich. Jawohl — und ärgerte sich dann am nächsten Morgen zum Schlagrühren, wenn der unsterbliche Holzbock im Lokalanzeiger nicht vermerkt hätte: unsere pikante Sidi Tenners erregte Aufsehn durch ... usw. usw. ...

„Sonst nichts, Lisa?"

Die Zofe stand auf den Fußspitzen vor dem Kleiderschrank und reckte ihre binsenhagere Gestalt, um eine Robe vom Bügel zu nehmen.

„Ein großes Blumenarrangement, gnä-

diges Fräulein. Ich hab's ins Badezimmer gestellt, damit es sich besser hält."

„Bah. Bring's mal her."

Es war wirklich eine ganz große Kanone, ein Wald von La France-Rosen. Sidi klatschte in die Hände: an Blumen hatte sie immer noch eine kindische Freude, und den Duft der La France liebte sie besonders. „Gib her, Lisa! Näher... näher, Lischen ... es gibt doch noch gute Menschen ..." Aber während sie das Näschen tief in die taufrischen Rosen steckte, nestelte sie mit den Händen das kleine weiße Kuvert los, das am Henkel angebunden war. Sie riß den Umschlag auf, eigentlich nur, um einen flüchtigen Blick auf die Karte zu werfen. Doch dann las sie die zwei Zeilen, die unter dem Namen standen, las sie noch ein zweites Mal. Und sprang plötzlich auf, jäh, daß die Jupons flogen, faßte die Zofe um die Hüften, wirbelte mit ihr quer durch die Stube: „Mach' mich schön, Lisa ... gleich ... sehr schön muß ich aussehn ... verführerisch schön ..." — —

— — — — — — — — —

Erich Kertzin stand vorn im Salon vor dem großen Kostümbilde Sidis und wartete. Die Kammerzofe hatte versichert: ‚Das gnädige Fräulein wird sofort erscheinen —' aber er wartete bereits an zehn Minuten.

Zuerst war er nahe der Tür stehen geblieben und hatte mit flüchtigem Blick das etwas bunte Wirrwarr der Einrichtung überflogen. Er kannte diese Einrichtung ja schon zur Genüge, seit Monaten schon, seit ihn Bedenberg hier mit Lächeln und Achselzucken eingeführt hatte. Aber er wunderte sich sonst immer aufs neue, daß Sidi sich in der öden Tapeziereleganz, die so gar keine persönliche Note zeigte, wohl fühlen konnte. Gerade sie, bei der die Persönlichkeit alles war. Heut beachtete er das nicht. Seine Gedanken huschten über die kalte Pracht hinweg.

Dann war er an die Staffelei herangetreten. Er kannte auch die Geschichte dieses Bildes. Ein junger, gänzlich unbekannter Maler hatte damit sein Glück gemacht. Er war im vorigen Winter zu Sidi mit der Bitte gekommen, sie im Sensationskostüm ihrer letzten Rolle, in der Salome-Parodie, malen zu dürfen: „Ich konnt's dem hübschen Krauskopf nicht abschlagen, gar zu blanke Augen hat er gemacht —" erzählte Sidi gern. Und dann war das Bild auf die Ausstellung gekommen und hatte Bruno Gelbert mit einem Schlage in die vordere Reihe der Schönheitsmaler gerückt.

Jedesmal, wenn Erich vor dem Gemälde stand, verdroß es ihn. Aber jedesmal zog es ihn aufs neue an. Unwiderstehlich.

Er hatte ja Sidi in dieser Rolle zwanzig, dreißig Male gesehen. Dabei war ihm nie die gleiche Empfindung gekommen, wie hier vor dem Bilde. Dort, vor der Bühne, hatte er bisweilen Mitleid mit ihr empfunden, die der Beruf in solch eine Rolle hineinzwang. Hier tat es ihm fast körperlich weh, wie sie sich enthüllt hatte. Aber zugleich zwang ihn das Bild. Es machte ihn fiebern.

Heut mehr als je.

Ein paarmal strich er mit der Hand über die Seidenaufschläge seines Gehrocks, als müßte er Staub entfernen, der gar nicht da war. Und er fühlte dabei, daß seine Hand leise zitterte. Den Blick wollte er von dem Bilde fortwenden, aber das Auge glitt immer wieder zu dem von rostbraunem Haar umrahmten Kopf zurück, der eigentlich so gar keinen Salome-Ausdruck trug, gar keinen perversen Zug; der so ganz Sidi war, Sidi mit dem übermütig lockenden Lächeln auf den roten Lippen. Und das Auge glitt wider Willen weiter hinab auf den geschmeidigen Körper, um den die hellen Schleier wehten. Wieder staubte er unwillkürlich an seinem Rock. Er dachte: ‚Das verfl— Bild muß verschwinden —' und dachte zugleich daran, daß es in den letzten acht Tagen ununterbrochen vor seinen geistigen Augen gestanden hatte. Es zwang ihn — es zwang ihn —

Dann fühlte er plötzlich zwei weiche Hände vor seinen Augen, hörte von rückwärts her die schlecht verstellte Stimme mit dem lachenden Unterton: „Raten — wer bin ich?" und zog die beiden Hände an seine Lippen. Er schob die Hände zärtlich ineinander, daß sie ihm im Nacken liegen blieben, und wandte sich mit einer raschen Bewegung um, Sidi in die Augen zu sehen.

„Das gilt nicht!“ Sie nickte ihm zu, und ihre Augen lachten ihm entgegen wie ihre Stimme. „Das gilt nicht! Aber ich will nicht zanken. Ich muß ja danken für die schönen Blumen, Baron. So schöne Rosen zur kalten Winterszeit!“ Langsam löste sie dabei die Hände — es war wie ein unbeabsichtigtes, leises Streicheln über sein Haar. Und wie ein leises, zärtliches Schmollen klang es weiter: „So lange haben Sie sich nicht sehen lassen! Über acht Tage!“

„Ich war auf dem Lande —“

„Auf dem Lande! Jetzt? Hu — das denk' ich mir schrecklich öde und kalt. Im Sommer — ja — da laß' ich mir das Land gefallen. Wenn die Sonne recht scheint und alles grün ist und blüht. Aber jetzt, im Dezember — da müssen sich ja die Füchse gute Nacht sagen.“

„Es ist auch jetzt schön. Es ist so still und einsam, und in der Einsamkeit kommen einem gute Gedanken.“

Sie sah ihn verwundert an. Den schweren Ton in seiner Stimme kannte sie ja. Der brach immer wieder einmal durch. Aber jetzt hatte er beinah feierlich gesprochen, ‚fast wie der Pfarrer in der Kirche‘, dachte sie ... dieser komische junge Zeitgenosse, den ihr der lustige Bedenberg vom Auswärtigen Amt ins Haus gebracht und der sie seit vier Monaten mit Aufmerksamkeit überschüttete, ohne ein anderes Begehren, als das nach einer Tasse Tee und einer Plauderstunde. Mit was für Augen er sie immer ansah, dieser wunderliche Heilige ... schönen, dunklen Augen, die man hätte lieb haben mögen, wenn nicht oft in ihnen so etwas eigen trotzig Fragendes gestanden hätte.

Ja so — sein Tee. Sidi lief zur Klingel, und Lisa mußte schon draußen gewartet haben; sie rollte sofort den Teetisch herein.

„Aber so setzen Sie sich endlich, Baron. Seien Sie ein bissel gemütlich. Hier — und ich steck' mir eine Zigarette an derweilen. Es plauscht sich dabei besser. Also am Land sind Sie gewesen, mitten im Winter, im himmelhohen Schnee. Auf der Jagd — gelt?“

Sidi wienerte bisweilen ein wenig, seit ihrem Engagement in Graz. Es klang so gemütlich, und sie hatte zudem ein kleines Geschichtchen erfunden, zu dem es paßte — daß sie die Tochter eines verstorbenen österreichischen Offiziers sei. Das hörte sich besser an, als der Keller aus der Gerichtsstraße in Berlin N. Wenn man's ihr glaubte — schön. Wenn man's nicht glaubte, verschlug's auch nichts.

„Und gute Gedanken sind Ihnen am Land gekommen? Da möcht' ich doch raten ... haben's auch mal an mich gedacht?“

Er nickte ernst. „Ja, Fräulein Sidi. Oft! Und ich habe Ihr fröhliches Lachen sehr entbehrt. Wenn ich durch den tiefverschneiten Wald ging oder wenn ich abends allein vor dem Kamin saß ...“

Sie beugte sich weit vor: „Haben's auch mal von mir geträumt?“ fragte sie neckend.

Über sein Gesicht flog die Röte, aber er antwortete diesmal nicht.

Sie saßen sich gegenüber, der kleine Teetisch stand zwischen ihnen. An der Tasse, die sie ihm gereicht, hatte er kaum genippt, sie gleich zurückgestellt. Jetzt nahm er sie hastig wieder auf und trank sie in einem Zuge aus.

Das Wasser in dem silbernen Kessel summte leise. Und sie dachte: ‚Der gute Junge ist aber schwer zu unterhalten. Es ist schon eine Strapaze.‘ Und dachte weiter daran, wie sie vor ein paar Wochen mit einer Kollegin durch das Friedrichsmuseum gegangen war — man mußte doch auch etwas für seine Bildung tun — und plötzlich vor einem Bilde ausgerufen hatte: „Aber das ist ja der Kertzin.“ Nachher hatte sie im Katalog nachgesehen: ein heiliger Sebastian war's gewesen, von vielen Pfeilen durchbohrt. Aber dem Kertzin wie aus dem Gesicht geschnitten.

Mit einem Mal fing er an zu sprechen.

„Fräulein Sidi ... ich möchte Sie gern etwas fragen ...“

„Aber so fragen Sie doch ...“

„Ich möchte gern wissen, ob Sie wirklich mit ganzer Seele an Ihrem Beruf hängen?“

Sie zog die Achseln hoch. „Das ist aber mal eine Gewissensfrage. Natürlich häng' ich an meinem Beruf. Wenn man schon Erfolg hat! Was meinen Sie, Baron, wie wohl das tut: die hundert Menschen unten und der Applaus. Wenn

das so anfängt: erst ein leises Rauschen, und dann schwillt es und schwillt. Na, und ich will's gar nicht leugnen: man freut sich auch, wenn die da unten einen hübsch finden und graziös und lustig und chik." Sie schwieg einen Augenblick und stieß langsam, nachdenklich, ein Wölkchen Zigarettendampf aus. „Aber, schaun's, lieber Baron, natürlich hat alles seine zwei Seiten. An Ärger fehlt's nicht, mal mit dem Direktor, mal mit den Kollegen. Der Neid! Und dann die gemeine Kritik. Na, das ist ein Kapitel für sich, und was für eins. Die Gag' könnte auch anders sein, wo man doch immer das ganze Stück, so zu sagen, allein tragen muß. Und manchmal, ich will's gar nicht in Abrede stellen, da packt einen auch ein Graul: sich so Abend für Abend herausbringen müssen vor dem blitzdummen Publikum und immer übermütig sein müssen, immer dieselben Mätzchen und Grimassen. Na, aber das bringt's eben so mit sich ... das ist halt nit anders ... Wollen 's nicht auch eine Zigarette, Baron?"

Er dankte, und es war eine kleine Pause zwischen ihnen. Sie wartete auf irgendeine Erklärung, eine Aufforderung ... irgendeine: welcher Art wußte sie selber nicht. Aber neugierig war sie, brennend neugierig. Und ein wenig stolz darauf, wie sie ihre Antwort eingerichtet, völlig à deux mains — er konnte sich daraus entnehmen, was er wollte. Wahrheit war's dabei auch, absolute, völlige Wahrheit, was sie gesagt hatte.

... eine Lammsgeduld aber mußte man haben ... weiß Gott, eine Lammsgeduld ...

Immer noch saß er korrekt, ein wenig steif ihr gegenüber. Sidi konnte nicht bemerken, daß er sich nur mühsam beherrschte und wie es in ihm kämpfte. Mit einem festen, fertigen Entschluß war er gekommen, und nun zauste es doch von allen Seiten an dem herum. Erst hatte ihn das Bild irritiert; dann auch die Vertraulichkeit, mit der sie ihn empfing; die Art ihres Sprechens, so schmeichelnd süß sie ihm im Ohr klang, so gern er sie hörte, hatte zugleich etwas Fremdes für ihn. Er fühlte sich angezogen und abgestoßen zu gleicher Zeit. Er wollte überlegen, und dabei kochte die verhaltene Leidenschaft in ihm.

‚Fad ist's ...' dachte sie. ‚So ein hübscher Sankt Sebastian und so langweilig. Na, überhaupt die Heiligen ...'

Und so fing sie wieder an zu sprechen.

„Was ich noch sagen wollte ... ja, Baron ... die Komödie! Erst die ganz große Begeisterung ... den Himmel möcht' man stürmen, und die Ideale füllen einem das Herz. Ich hab' auch geträumt von den Klassikern, ich wollte auch ganz hoch hinaus. Aber da kommt die Wirklichkeit und zwingt einen nieder. Da kommt der Agent und sagt: was wollen Sie in Ritzebüttel die Julie vor leeren Bänken mimen, wenn Sie in Berlin mit Ihrem hübschen Gesicht und Ihrer Anmut bejubelt werden können! Und dann kommt der Erfolg. Eine Weile ist man wie im Rausch, bis ... ja ... bis die Ernüchterung heraufdämmert. Manchmal packt einen förmlich die Sehnsucht: ein bissel Ruhe nur, mal nix hören und nichts sehen vom Theater, mal ganz sich selber leben können ..."

Eigentlich hatte sie nur für ihn sprechen wollen. Schließlich kam ein starker Einschlag eigenen Empfindens dazu. Sie warf die Zigarette weg und sprang impulsiv auf: „Ein bissel Ruhe ... mal unabhängig sein! Wissen Sie, was ich am liebsten möchte, Baron: die Welt sehen, reisen ... mal hier, mal da ... sich auch mal auf Wochen oder Monate hinsetzen, wo's schön ist. Was kenn' ich denn von der Welt: neun Monate Komödie hier, dann Ensemblegastspiel, dann in irgendein Bad, grad was der Arzt verlangt, und wenn's hoch kommt, ein Stückel Schweiz oder Tirol. Und gleich wieder ins Joch. Ich glaub' schon, es gibt Schöneres. Sehnsuchten hab' ich manchmal ... ganz phantastische Sehnsuchten! Da haben Sie vorhin vom stillen Landfrieden gesprochen ... na ja ... und ich hab' wohl gesagt: das muß mal langweilig sein. Aber halt eben nur so gesagt. In Wirklichkeit könnt' ich's mir köstlich denken. Nichts mehr von dem Häusermeer, nichts mehr von den Menschen, die einem nachstarren: das ist die Sidi Tenners! Nicht mehr daran denken müssen: was ziehst Du heut an?

Wirst Du heut abend schön sein? Ein paar Scheite Holz im Kamin und davor sitzen ... ja ... und träumen ..."

Mit einemmal brach sie ab, lachte und schloß: „Träume ... es sind eben halt auch Träume."

Reizend hatte sie ausgesehen, wie sie sich so in die Erregung hineingesteigert hatte. Mit ein wenig Theaterverve, aber doch auch im Augenblicksglauben an all das, was sie herausprudelte. Und es klang so entsagungsvoll, so herzlich traurig, als sie nach dem kurzen Auflachen endete: ‚Es sind eben halt auch Träume.'

Kertzin war aufgestanden. Seine Augen folgten jeder der lebhaften Bewegungen, mit denen sie ihre hastigen Sätze begleitete: dem Sichrecken der geschmeidigen Gestalt, dem sehnsüchtigen Breiten der Arme, dem leichten Zurückwerfen des zierlichen Kopfes. Wie ein neues Bild erschien sie ihm immer, und immer neu erschien ihm das ausdrucksvolle Spiel des pikanten Gesichts.

Er atmete schwer.

„Und warum sollten das wirklich nur Träume sein?" Die Worte rangen sich von seinen Lippen. „Wenn Sie nur wollten ..."

Da kam sie auf ihn zu. Sie faßte mit beiden Händen nach seinen Armen, sah ihn mit glänzenden Augen an, wortlos. Ganz dicht stand sie vor ihm. Er fühlte ihren Atem, empfand den Duft ihres Haares, sah die erwartungsvoll geöffneten roten Lippen und den Freudenschimmer in ihren Augen.

„Könnten Sie mich lieb haben, Sidi?" fragte er hastend.

Sie lächelte. Ein wenig verschämt sogar. Aber sie nickte, nickte und lächelte ...

Und wieder rang es sich schwer von seinen Lippen: „Wollen Sie meine Frau werden ...?"

So heftig war sie überrascht, daß sie ihn losließ. Sie starrte ihn an, als ob sie ihn nicht recht verstanden, und beinah hätte die jähe Überraschung sich in einem lauten Lachen Luft gemacht. Es war doch auch zum Lachen. Der gute, dumme Junge! An einen fröhlichen Winteraufenthalt an der Riviera etwa hatte sie gedacht, an Monte, das Teufelsparadies, ... was man eben so träumt. Aber seine Frau — seine Frau! Nein, über diesen seriösen, lieben, dummen Jungen: Sidi Tenners als Frau von Kertzin — zum Wälzen komisch war's!

Es wirbelte in ihrem Kopf. Eigentlich wagte sie kaum, ihn anzusehen, aus Sorge, er könnte ihr die krausen Gedanken von der Stirn ablesen. Und mußte ihm doch in das ernste, hübsche Gesicht blicken, in dem es so seltsam arbeitete. Also so liebte er sie ... so, wie sie noch niemand geliebt hatte. Rührend war dieser Sankt Sebastian — einfach rührend! Man mußte ihm gut sein ...

Er sprach nichts weiter nach seiner Frage. Er stand wieder ganz korrekt. Aber in seinem Gesicht kam und ging das Blut.

Antworten! Natürlich antworten. Gleich! Es gab ja auch nur eine Antwort. Selbstverständlich. Nie wieder bot sich solch eine Chance: vornehm, schwer reich und dabei kein ausgemergelter Lebegreis, sondern ein frischer, lieber, junger Bursche, dem das gute Herz auf dem Gesicht geschrieben stand. Höchstens, daß er eben gar zu jung war. Wohl ein Jahrzehnt jünger als sie. Du lieber Himmel, eine Frau ist eben nur so alt, wie sie sich gibt. Der Beweis lag wieder einmal vor ... grad jetzt!

Frau von Kertzin! Freifrau von Kertzin! Was die Menschen sagen würden!

Ihm einfach um den Hals fallen? Am liebsten hätte sie's getan. Sie hatte ihn ja auch so lieb in diesem Augenblick ...

Aber ein bissel rar machen muß man sich doch. Und wenn man dabei ein wenig Komödie spielen muß — das Leben ist nun mal die größte Komödie!

„Ich bin so verwirrt ..." sprach sie leise und glitt mit der Rechten über die Stirn, über den rostbraunen Scheitel. „So verwirrt ... Sie müssen mir Zeit lassen ... lieber ... lieber Herr von Kertzin ... nein, lieber Erich ... aber danken möchte ich Ihnen doch gleich ... und Ihnen sagen ... ja, mein Gott! ... sagen, daß ich Sie immer schon sehr, sehr gern gehabt hab'. Das wissen Sie ja selber — gelt? Nur ... es ist doch ein Umschwung für das ganze Leben ..."

Vielleicht hatte er eine andere Wen-

dung erhofft. Vielleicht doch erwartet, daß sie sich an seine Brust werfen würde. Ein Schatten flog über seine Stirn. Aber er beugte nur leicht den Kopf: „Gewiß. Ich darf nicht drängen.“ Völlig ruhig sprach er, aber die mühsame Beherrschung klang durch seine Stimme.

Sie hörte das deutlich heraus, und es frohlockte wieder in ihr: ‚Wie er mich liebt! Wie er mich liebt!‘

„Also . . . nicht wahr, lieber Erich . . . Sie verstehen mich!“ sagte sie und nahm zärtlich seine Hand. „Ich muß mit mir zu Rate gehn. Auch um Ihretwegen, denn es handelt sich nicht nur um mein, sondern erst recht um Ihr Lebensglück.“

Wie seine Hand zuckte! Und eiskalt lag sie in ihren warmen Händen . . . der liebe, arme Sankt Sebastian . . . Hatte der nicht auf dem Bilde an der Marterſäule gestanden, von vielen, vielen Pfeilen durchbohrt? Lieber Junge, Du sollst es besser haben . . .

„Ich steh' ja so allein in der Welt. Hab' niemand, den ich um Rat fragen könnte, als das eigene Herz und das eigene Gewissen. Und wenn ich auch dann und wann ein bissel leichtsinnig gewesen bin, bei der Entscheidung möcht' ich's wahrhaftig nicht sein. Haben Sie ein wenig Geduld mit mir, lieber Erich . . . kommen Sie morgen . . . und dann . . . ich denke, ich hoffe . . .“

Sie hatte die Lider über die Augen gleiten lassen. Nun sah sie ihn wieder voll an, mit leuchtendem Glanz, und lächelte ihm zu.

‚Wenn er jetzt kein Tor ist, nimmt er Dich halt in die Arme und busselt Dich ordentlich ab —‘ dachte sie dabei.

Aber er beugt sich nur über ihre Hand. „Auf morgen mittag also —“ Und wieder war der Unterklang in seiner Stimme, das schwere, schwingende Beben.

Sie drückte seine Hand herzlich und zärtlich. Einen Moment standen sie sich noch gegenüber, als wartete einer auf den andern.

Dann ging er.

Plötzlich packte sie eine schneidende Angst. Er ging — und wenn er nun nicht wiederkam? Wenn er nicht wiederkam und alles nur ein Traum gewesen war? Überlegen wollte sie — wenn er's nun überlegte? Wenn Fremde sich dazwischen mengten, mit tausend Einwürfen und Bedenken! Mit Tratsch und Klatsch, aus Neid . . . ja . . . und doch vielleicht auch solche, die es gut mit ihm meinten . . . seine Verwandten! Was wußten die von all den guten Vorsätzen, die jetzt in ihr erwacht waren. Ein Mädel vom Theater . . . Sidi Tenners noch dazu . . .

„Erich!“ rief sie mit erstickter Stimme.

Er wandte sich um.

Da flog sie an seine Brust, schmiegte sich an ihn, küßte ihn, leidenschaftlich, wild . . . nahm seinen Kopf zwischen beide Hände, sah ihm tief in die Augen und küßte ihn wieder . . .

* * *

Wie in einem Rausch stieg Kertzin die Treppen hinab. In einem großen, seligen Glücksrausch. Alles Schwere, was in den letzten Wochen auf ihm gelastet, war von ihm abgesunken. So leicht fühlte er sich, so froh. Gar nicht mehr grübeln wollte er. An die Zukunft glauben und an das Glück.

Was nun noch kam, war leicht zu überwinden. Der Wille war ihm gestählt im Feuer. Seit er wußte, daß sie ihn liebte, war der Kampf um sie höchste Wonne.

Und die Welt — pah, diese liebe Welt! Diese liebe Welt hat sich immer noch mit den Tatsachen abgefunden!

So unendlich vieles hatten sie in dieser knappen letzten halben Stunde durchgesprochen. Sidi und er. Erst jetzt hatte er sie ja recht kennen gelernt.

Er lächelte vor sich hin, ganz unwillkürlich. Ja doch — warum sollte er's sich nicht gestehn? — vorhin noch war die Leidenschaft in ihm am stärksten gewesen, um so stärker, weil er sie immer gewaltsam niederzuzwingen, sich zu beherrschen suchte. Nun paarte sich ihr die wirkliche Liebe, ein unendlich ruhiges, wohltuendes, sicheres Gefühl. Ganz einfach: das Gefühl des Zusammengehörens für ein ganzes Leben.

Warum sollte er sich auch nicht das gestehen: Die Leidenschaft war Sehnsucht nach ihrer Schönheit gewesen. Jetzt erst hatte sich ihm ihre Seele erschlossen. Wie offen sie gewesen war, wie grund-

ehrlich, nichts verheimlichend, nichts beschönigend, und so voll zärtlicher Zuversicht auf ihn. Nicht mehr die gefeierte Künstlerin — ein schlichtes, einfaches, liebendes Weib.

Er hatte sich tief in den Fond seines Autos zurückgelehnt, um von dem Lärm der Straße nichts zu hören. Nur seinem Glück wollte er nachsinnen. Und jedem Worte, das sie gesprochen. Wenn er die Augen schloß, sah er ihr Gesicht zum Küssen deutlich vor sich: den leichtgewellten Scheitel in seinem köstlichen Rostbraun, die dunklen, sprechenden Augen, über die sich die Brauen so schön wölbten, die Grübchen in den Wangen, das zierliche, immer vibrierende Näschen, das feingeformte rassige Kinn und die schwellenden Lippen, die so wundersam lächeln konnten. Ihr Gesicht sah er, und ihre Stimme hörte er. Was sie Liebes, Gutes gesprochen hatte, klang noch einmal auf. Wie sie ihn verstand, seinem Fühlen nachging. Einmal war sie plötzlich aufgesprungen, hatte nach der Zofe geschellt. „Ich kann heut nicht spielen. Sag's telephonisch nach dem Bureau. Ich kann nicht. Ich bin krank." — „Krank vor Glück, krank vor Seligkeit," raunte sie ihm dann ins Ohr. Und: „Nein, ich trete überhaupt nicht mehr auf." Etwas wie lächerliche Pflichtpinselei war in ihm wach geworden, wie: der Soldat darf seinen Posten vor der Ablösung nicht verlassen. Aber als sie wiederholte: „Ich kann nicht, ich bring's nicht über mich, und wenn ich schon die Konventionalstrafe zahle —" da war er ihrem Blick zur Staffelei drüben gefolgt und hatte sie verstanden. Seine Braut: nein, sie durfte, konnte nicht mehr auftreten. Grade das hätte er nicht verwunden.

Ein einziges Mal — nun lächelte er darüber — war ein leichtes Stutzen über ihn gekommen. Als sie sich zärtlich an ihn schmiegte und sagte: „Erich, ich werde Dir immer eine treue Frau sein." Etwas so Selbstverständliches, daß es ihm weh tat. Und doch, wenn man's recht überlegte, etwas so Richtiges, Natürliches aus ihrem Milieu herausgesprochen. Gewiß, ohne Zweifel, es würde noch manchmal vorkommen, daß er stutzte. Niemand kann ein Kleid, in dem er sich jahrelang bewegte, mit einem Male völlig abstreifen. Dem früheren Offizier sieht man oft auf Lebenszeit an, daß er des Kaisers Rock trug. Aber im gegenseitigen Sicheinleben, im Sichverstehen, mit gutem Willen verwischen sich diese Reminiszenzen bald. Im Grunde waren es ja Äußerlichkeiten, winzige, nichtssagende Kleinigkeiten.

Das Auto hielt vor der Villa in der Fasanenstraße.

Wie kurz die Fahrt ihm erschienen war durch halb Berlin ... So kurz, und würde doch eine köstliche Erinnerung bleiben fürs Leben.

Nun noch die eine schwere, schmerzliche Stunde. Das letzte Sichlosringen. Schwer und schmerzlich — gewiß. Aber nicht durch seine Schuld. Die Schuld lag bei denen, die sich seinem Glück in den Weg stellten.

„Warten!" rief er dem Chauffeur zu.

Der Portier hatte schon geöffnet und nach oben das Klingelzeichen gegeben. Auf dem Treppenabsatz stand der Diener und nahm Kertzin den Pelz ab.

Es mußte draußen doch recht kalt sein. Jetzt erst empfand er's. Ihn fröstelte plötzlich. Er trat auf einen Augenblick an den großen Anthrazitofen in der Ecke.

„Exzellenz ist doch oben?"

„Zu Befehl, Herr Baron."

„Noch niemand da?"

„Der Herr Geheimrat. Oben bei Ihrer Exzellenz."

‚Das ließ sich voraussehen,' dachte Kertzin. ‚Mama hat Succurs geholt.'

„Ist die gnädige Frau zu Hause?"

„Jawohl, Herr Baron. In der Diele, glaube ich."

Auf einen Moment überlegte er: geh die hintere Treppe hinauf zu Mama, damit Du Marga nicht begegnest ...

Trotzdem ging er geradezu in die Diele.

Da saß Marga wirklich am Kamin. Sie hatte sich die große Leselampe herangestellt, aber das Buch lag unaufgeschlagen auf ihrem Schoße.

Als sie die Tür gehen hörte, stand sie auf. Einen Augenblick zeichnete sich die Silhouette ihrer hohen, schlanken Gestalt scharf gegen das Feuer im Kamin und die Helle der Lampe ab: das Schwarz ihres Kleides, das schmale Gesicht.

Pachthof Lieſelund.
Gemälde von G. Achen.

Und wie er sie so sah, mit einem flüchtigen Blick, schoß ihm der Vergleich mit Sidi durch den Sinn. Eigentlich nur, weil er an nichts und niemand als an Sidi denken konnte. ‚Was ist Schönheit ohne Kraft und Leben? Bei Sidi ist Leben und Kraft, und Marga sieht aus, als ob sie nie recht gesund gewesen wäre — nie wieder gesund werden könnte.‘

Sie tat ein paar Schritte ihm entgegen, nahm seine Hand und sagte mit ihrer weichen Stimme, die ihn immer an die aus der Tiefe klingenden Glocken der Vinetasage erinnert hatte: „Ich habe auf Dich gewartet, Erich. Sei nicht böse — ich wollte Dich so gerne sprechen, ehe Du zu Mama gehst.“

„Laß es, Marga,“ bat er, nicht unfreundlich — wie hätte er gegen sie unfreundlich sein können! — aber abwehrend und ungeduldig: „Du meinst es gut, ich weiß es. Aber Du ... Ihr alle könnt mich nicht wankend machen.“

„Es ist Dein Unglück, Erich.“

„Es ist mein Glück!“

‚Was weißt Du von solchem Glück?‘ hatte er hinzusetzen wollen. Doch er unterdrückte den Nachsatz. Gegen Marga durfte kein bitteres Wort fallen.

Da sagte sie selber: „Mir ist das ja alles so fremd. Ich habe deshalb noch nie mit Dir darüber gesprochen, aber ich habe so viel darüber nachgedacht. Wie sollte ich nicht!“ Ihre Stimme hatte einen noch wärmeren Klang gewonnen, ihre Hand hielt noch immer die seine, und ihre klaren, braunen Augen sahen bittend zu ihm auf. „Ich habe wirklich versucht, mich über alle Vorurteile wegzusetzen, Erich. Ich hätte Dir so gern — ach, so gern gesagt: wenn Dich alle verdammen, ich halte zu Dir — auch gegen Mama. Aber ich kann nicht.“

„Und warum kannst Du nicht? So sag's doch ... sprich doch weiter ...“

In das junge blasse Gesicht stieg ein wenig Rot. „Weil ich Dich so gut kenne, Erich. Wir beide ... wir kennen uns doch von klein an. Sieh mal“ — die Blutwelle vertiefte sich, die Stimme schwankte leicht — „es ist nicht böse gemeint, wenn ich sage: Georg hätte vielleicht mit ... mit einer Dame vom Theater ganz glücklich werden können. Er mit seiner heiteren, leichteren Art. Du bist eine schwere Natur. Du wirst Dir immer die Bahn frei zu machen wissen, wo sich Dir große Hindernisse in den Weg stellten, an kleinen Dornenspitzen wirst Du verbluten.“

Er fühlte das Wahre in den Worten der Schwägerin. Sein älterer Bruder und er — es hatte kaum verschiedenere Menschen gegeben. Noch in seiner letzten schweren Krankheit konnte Georg sich über alle Leiden hinweglachen.

Aber was hatte das alles mit ihm und Sidi zu tun? Und Dornen? ... Dornen gibt es überall im Leben. Er wurde wieder ungeduldig.

„Gute Marga, und wenn Du recht hättest! Meine Liebe würde mich auch lehren, Dornenspitzen abzubiegen, die übrigens nur in Eurer Idee existieren.“

Sie schöpfte tief Atem. „Verzeih, Erich, wenn ich Dich aufhalte. Ich muß noch einmal auf unsere Jugend zurückgreifen. Kinder lernen sich ja oft besser kennen, als später die Erwachsenen. Du hattest so selten Wünsche, Du begehrtest selten etwas, wonach andere haschten. Wenn Dir aber einmal das Begehren kam, dann war es so heiß, daß Du gar nicht widerstehen konntest. Es wuchs sich immer zur Leidenschaft aus. Und darum gerade — ich sag' wieder: verzeih — darum ist meine Angst so groß.“

Es war etwas in dem, was Marga sagte, das ihn kränkte, ihn zum Widerspruch reizte.

„Warf ich denn etwa, was ich mit Leidenschaft, wie Du meinst, erfaßte, bald achtlos wieder beiseite?“ fragte er scharf.

„Das nicht. Nein! Im Gegenteil: Du hast es immer festgehalten, zu hartnäckig vielleicht.“

„Nun also —“

„... aber wir waren Kinder. Da verschlug das wenig. Jetzt treibt Dich Deine Leidenschaftlichkeit zum Spiel um Dein ganzes Lebensglück!“

Er blitzte sie an. Der Zorn stieg in ihm hoch. Wenn es nicht Marga gewesen wäre, würde er heftig geworden sein. Gestern vielleicht noch ... gestern hätte sie ihm das sagen dürfen. Heut nicht mehr!

Mühsam zwang er sich zur Ruhe.

„Jawohl, wir waren Kinder. Inzwischen bin ich ein Mann geworden und hab' ehrlich an mir gearbeitet. Aber darauf kommt es gar nicht so an. Du verwechselst zweierlei, Ihr alle verwechselt das: Leidenschaft und Liebe! Und meine Liebe ist stärker als alles andere. Die reißt Ihr mir nicht aus dem Herzen. Genug, Marga. Ich danke Dir ... von Dir lass' ich mir vieles sagen, was eine andere nicht sagen dürfte. Aber auch da gibt es Grenzen."

Sie hatte langsam ihre Hand aus der seinen gezogen.

Einen Augenblick stand sie wortlos, mit hängendem Kopf.

Dann sagte sie leise: „Niemand auf der weiten Welt könnte sich mehr freuen, wenn Du Dein Glück fändest, als ich. Ein ernstes, ganzes Glück! Gott gebe es Dir, lieber Erich ..."

Sie erwartete wohl, daß er nun gehen würde. Es war wie ein Schlußwort, das sie gesprochen. Aber er blieb stehen. Das starke Bedürfnis war in ihm, noch etwas zu sagen ... zu Sidis Gunsten zu sagen, die Marga doch gar nicht angegriffen hatte. Und so sprach er in scharfer Betonung: „Wenn ich das Glück, das Du mir wünschest, nicht finde, dann ... glaub' mir, trage ich allein — nur ich — die Schuld." Einen Augenblick schwieg er, einem Worte nachsinnend, das er nicht gleich finden konnte. „Du hast mich an unsere gemeinsame Jugend erinnert, Marga," sagte er dann. „Weißt Du, wir hatten uns ein Merkbüchlein angelegt, als wir zuerst Goethe lasen. Ich denke heut anders als damals über Sentenzen, die aus ihrem Zusammenhang gelöst sind. Aber manchmal werden sie in uns doch zur rechten Stunde wieder lebendig. Wie jetzt, wo mir ein Wort, ich glaube, aus den Wanderjahren vorschwebt: ‚Das Glück tut's nicht allein, sondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln.' Das ist ein gutes Wort, das ich mir immer vorhalten will."

Noch immer stand sie mit gesenkter Stirn. Aber nun hob sie die Augen, und ein leises Lächeln ging über ihr Gesicht: „Unser Merkbüchlein! Ich hab's gut aufbewahrt und blättere bisweilen darin. Wir Frauen haben wohl auch mehr Vorliebe für solche Weisheitssprüche und lose Blätter, als Ihr Männer. Drum will ich Dir auch ein Goethewort mit auf den Weg geben: ‚Was gibt uns wohl den schönsten Frieden, als frei am eigenen Glück zu schmieden?' Mag's rechte Wahrheit für Dich werden, Erich. Und nun geh hinauf zu Mama ..." Ihre Stimme schwankte wieder ein wenig, aber Marga bezwang sich und schloß fast eifrig: „Und kämpfe um Dein Glück —"

* * *

Er mußte leise vor sich hinlächeln, als er die breiten Stufen zum Obergeschoß hinaufstieg. Die gute Marga! Sie gab ihm eine schöne Weisheitslehre mit, aber sie selber hatte nie frei an ihrem Glück zu schmieden gewußt. Niemals! Hineingeschoben war sie mit achtzehn Jahren in ihre Ehe worden — lieber Himmel, und Glück, wirkliches Glück hatte sie an Georgs Seite sicher nicht erlebt. Dem war's nicht beschieden gewesen, eine Frau glücklich zu machen. Erst die tollen Jahre bei den Breslauer Kürassieren und dann die lange Krankheit ... nein, Frauenglück hatte Marga nicht kennen gelernt...

Ein paar Atemzüge lang blieb er auf dem Absatz der Treppe stehen. Nicht um Luft zu schöpfen, nur weil plötzlich wieder Sidis Bild lebendig greifbar neben dem Margas vor sein geistiges Auge trat. Nichts Verschiedeneres auszudenken. Marga mit schweigender Demut im Blick, Sidi mit ihrem starken Temperament, das sich im ewig bewegten Gesicht so lebhaft widerspiegelte! Das Herzblut pochte ihm in den Adern. Eine bequeme Frau, wie Georg einmal Marga genannt hatte, wurde ihm Sidi gewiß nicht. Aber grad das war das Schönste: immer auf's neue sie sich erringen müssen ...

Unten, am Eingang, rauschte es von Seide. Gleich darauf hörte er die helle, hohe, lachende Stimme der Schwester: „Grüß Gott, Du verlorner Sohn! Faß' ich Dich noch ab, eh' Du in die Marterkammer trittst!" — und die zierliche Modepuppe sprang, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf. „Ich soll Dich von Matthias grüßen,

und Du wärst das größte Kamel, das es unter dem nichttropischen Himmel gibt. Er wäre selber mitgekommen, um mit dem Dreizack seiner Weisheit, seiner Tugend und seiner Eloquenz die bewegten Wogen zu glätten, aber ich hab's ihm ausgeredet. Wozu soll er's mit Mama oder mit Dir oder mit Euch allen beiden verderben? Na, die Hand kannst Du mir doch wenigstens geben —"

Erich war zusammengezuckt, als er Claires Stimme hörte, und er hatte wirklich gezögert, die winzig kleine Hand zu ergreifen. Nun nahm er sie freilich, aber er sagte bitter: „Mir scheint, das soll also ein Scherbengericht der ganzen Familie werden."

Sie schlug den großen blauen Schleier hoch, der das rosige Gesichtchen wie ein durchsichtiger Mantel umhüllte, und lachte ihn an: „Seh' ich aus, als ob ich den weißen Stab über Deinem Haupte zerbrechen wollte, cher frère? Ich bin doch wahrhaftig kein Unmensch. Leben und leben lassen, ist meine Devise. Nimm an, daß ich einfach neugierig bin, wie sich die Affäre entwickeln wird. Denn daß mich der Wunsch hertreibt, Dir in Deinen Nöten zu sekundieren, würdest Du mir doch nicht glauben, obwohl's lichte Wahrheit ist."

„Das ist ja außerordentlich lieb von Dir —" sagte Erich und stieg die letzten Stufen hinan. Noch nie hatte er so deutlich als in diesen Augenblicken empfunden, wie wenig Blutsbande unter Umständen bedeuten, wie innerlich fremd ihm die Schwester war. Und er dachte in der bitteren Stimmung, die ihr plötzliches Erscheinen in ihm ausgelöst hatte: ‚Ein Wunder ist das ja freilich nicht. Seit Vaters Tod ist mir das ganze Elternhaus fremd geworden. Mamas Sorge und der stärkere Teil ihrer Liebe galten ja doch wohl allein Claire.'

Die Schwester war dicht an seiner Seite geblieben. Oben auf der kleinen Galerie klopfte sie ihm auf die Schulter und wisperte: „Du . . . zu Deinem Geschmack gratulier' ich Dir übrigens. Wir sind vorgestern auf einen Stips im Intimen Theater gewesen. Riesig pikant und bildhübsch. Gelegenheit, das zu konstatieren, hatte man ja reichlich."

„Laß das!"

„Ach, sei doch nicht so. Ich mein's ja nicht böse. Ein bißchen zu üppig nach meinem Geschmack. Aber ich bin ja nicht maßgebend. Wenn's nach Matthias ginge, würde der mich alle Tage auf die Haferwage setzen, daß ich nur ja nicht ein Quentchen zunehme."

Da hatte Erich schon die Klinke zu dem Zimmer der Mutter heruntergedrückt.

Es war wenig hell drinnen. Frau von Kertzin liebte das Dämmerlicht. Nur eine einzige Glühbirne leuchtete in der Kristallkrone.

„Guten Abend, Mama," sagte Erich im Hereintreten. „Du hast mich zu sprechen gewünscht —"

Die alte Dame saß in der Sofaecke. Ganz in Schwarz gekleidet, wie immer seit dem Tode des Ministers, fast fünfzehn Jahr nun schon. Ihr blasses Gesicht und das weiße Haar leuchteten in der Dämmerung scharf umrissen aus der schwarzen Halskrause und unter dem schwarzen Spitzenhäubchen.

Seitlich neben ihr saß im Lehnstuhl Onkel Richard, der Geheimrat. Er hatte, was selten geschah, den goldenen Zwicker von dem stark gebogenen Nasenrücken genommen, rieb die Gläser an der seidenen Tischdecke klar und grüßte mit der freien Hand leicht zu Erich hinüber: „'n Abend, mein Junge. Wir warten schon ein Weilchen, aber das tut nichts." Es klang etwas wie gedämpftes Wohlwollen aus seiner Stimme, und er rief im gleichen Ton sofort zu Claire hinüber: „Aha, da ist ja auch die kleine Heuschrecke. 'n Abend, mein Kind."

Erich war zur Mutter getreten und küßte ihr die Hand. Sie sah ihm mit einem starren Blick in die Augen. „Du warst in Waldow?" sagte sie dann.

„Ja, Mama, fast eine Woche. Ich wollte allein sein."

Claire war von der anderen Seite an die Mutter herangetreten, hatte ihr einen flüchtigen Kuß auf die Stirn gedrückt und war dann drüben an die Tür gehuscht. Dort lag sie im Schaukelstuhl und wippte auf und nieder.

Es war ein paar Sekunden lang eine peinliche Stille im Zimmer. Nur das

Digitized by Google

leise Rascheln von Claires Seidenröcken klang hindurch und das leise Auftippen ihrer Fußspitze auf den Teppich, wenn sie dem Stuhl einen neuen Schwung geben wollte.

„Ich hoffte, Dich allein zu sprechen," sagte Erich endlich gepreßt.

Onkel Richard fiel sofort ein: „Ganz recht, mein Sohn —" preßte den Kneifer auf die Nase, schob seinen schweren Stuhl zurück, als wollte er aufstehen, blieb aber sitzen.

„Nein!"

Die Mutter sagte es sehr scharf. Sie legte ihre beiden Hände, an denen die großen Ringsteine blitzten, dicht nebeneinander auf die Tischplatte. „Nein!" wiederholte sie. „Ich bitte Dich, Richard — Du bleibst. Und Claire kann auch hören, was wir uns zu sagen haben."

Erich war dicht an dem Tisch stehen geblieben.

Es trotzte in ihm auf. Also wirklich ein Scherbengericht, förmlich in Szene gesetzt! Und er, mit seinen sechsundzwanzig Jahren, wie ein törichter Knabe vor dem Hohen Rat!

Er sah noch einmal zur Mutter hinüber. Ihm schoß wieder der Gedanke durch den Sinn, den er vorhin auf der Treppe gehabt: wie wenig bedeutet das Blut? Aber er empfand ihn zugleich als häßlich, drängte ihn gewaltsam zurück. Die Frau mit dem hartentschlossenen Gesicht war doch seine Mutter, die ihn in Schmerzen geboren hatte. Und es tauchten vor seinem Geist, wie im Fluge, Erinnerungsbilder auf, wie sie ihn als Buben auf dem Schoß gehalten, ihn geherzt und geküßt hatte. Auch aus späteren Tagen: ein zärtliches Briefwort, eine Stunde an seinem Bett, als er im Fieber lag ...

„Mama, ich bitte Dich herzlich: laß uns allein miteinander sprechen."

Sie schüttelte den Kopf und sagte scharf akzentuiert, als habe sie jedes Wort im voraus abgewogen: „Nein, Erich. Nach unserer letzten Unterredung vor acht Tagen liegt mir daran, Zeugen zu haben. Es sind die allernächsten Verwandten, vor denen ich Dich frage: hast Du Deine unsinnigen Ideen aufgegeben?"

Er schöpfte tief Atem.

Vielleicht war es ganz gut so. Vielleicht erledigte sich alles gerade so am einfachsten und am schnellsten —

„Dann habe ich Dir nur die Mitteilung zu machen, daß ich mich vor einer Stunde mit Sidi Tenners verlobt habe —" Er hatte ganz ruhig gesprochen, so akzentuiert wie die Mutter. Aber er selber fühlte, wie sich jedes Wort nur gewaltsam von seinen Lippen rang.

Und es packte ihn jäh im Herzen, als er nun sah, daß die Mutter ihre Hände langsam, ruckweise von der Tischplatte zog, daß sie plötzlich völlig in sich zusammensank und dann den Kopf schwer auf die Arme sinken ließ. Sie schluchzte auf. Noch nie hatte er sie weinen sehen — nicht nach dem Tode des Vaters, nicht als Georg starb. Immer hatte sie sich beherrscht, war hochaufgerichtet einhergegangen. Und nun klang es zu ihm, erstickt von Tränen: „Mein armer Bub ... mein armer Bub —"

Gegen kühle Überlegenheit, gegen harte Worte hatte er sich gewappnet gefühlt.

Jetzt riß es ihn zur Mutter hin. Er umfaßte sie, er hob zärtlich ihren Kopf, strich ihr über die Wangen: „So höre mich doch nur, Mama! Ich konnte nicht anders ... ich hab' sie so lieb! Ich kann nicht ohne sie leben! Ich hab's mit mir herumgetragen, Wochen und Wochen. Ich hab' mich in der Einsamkeit, in Waldow, noch einmal geprüft. Mama, ich hab' doch auch Anrecht auf Glück. Und es gibt für mich nur das eine Glück! Sag' doch: war ich je wirklich leichtsinnig? Hab' ich je wirklich unbedacht gehandelt? Ich hab's auch diesmal nicht getan ... bei Gott nicht! Aber ich hab' noch nie im Leben die Seligkeit gefühlt, wie vorhin, als ich Sidi mein wußte! Mama, sei gut, sei lieb. Gib mir ein versöhnendes Wort. Ich begreife ja alles: all Deine Sorge, all Eure Vorurteile. Ich bin ja nicht wie ein Blinder durch die Welt gegangen. Aber auch Deine Bedenken werden schwinden, wenn Du erst siehst, wie glücklich mich Sidi macht. Mama, liebe Mutter ..."

Er hatte immer noch den Kopf der Mutter in seinem Arm, und während er sprach, in kurzen, leidenschaftlich flehenden Worten, suchte er in ihren

Augen nach einem Blick des Verstehens. Zum ersten Male hatte er die Mutter in Tränen gesehen, zum ersten Male, wohl seit den Kinderjahren, hatte sie zu ihm gesagt: ‚Mein Bub! Mein armer Bub!‘ Und er fühlte, wie ihr starker Körper in seinem Arm bebte.

Da stand Onkel Richard auf und sagte mit seiner trockenen Stimme: „Beruhige Dich doch, Ellinor. Du siehst ja, der Erich ist ganz verständig. Solche Leidenschaften haben wir Männer alle einmal durchgemacht, und mit Moralpredigten kommt man dagegen nicht an, die gießen nur Öl ins Feuer.“ Er trat dicht an den Neffen heran und legte ihm seine weiße, fleischige Hand auf die Schulter. „Hör' mich mal an, lieber Sohn — beileibe nicht als Oheim, nicht als Autoritätsperson, sondern als guten Freund, der das Leben etwas länger kennt als Du und es seinerzeit auch genossen hat. Die Differenz, laß Dir sagen, um die es sich handelt, ist eigentlich verteufelt gering. Du liebst dies Fräulein Tenners leidenschaftlich — verstehe ich! Du willst sie heiraten ... das ist, gelinde ausgedrückt, unpraktisch. Ich rate Dir Besseres: mach' mit ihr eine Reise um die Welt, mit recht langen Zwischenstationen, überall wo es Euch gefällt — und dann, früher oder später, trenne Dich in aller Freundschaft von ihr. Das heißt, zahle ihr eine anständige Abfindungssumme.“

Erich hatte sich langsam erhoben. Er hielt noch immer den Arm um den Hals der Mutter, aber seine Augen waren wie erstarrt auf das rote, faunische Gesicht unter dem kurzgeschorenen grauen Haar gerichtet. Ein paarmal war er zusammengezuckt, wie vor einem Peitschenhiebe.

Nun der Onkel geendet hatte, kam ein kicherndes Lachen aus der Ecke an der Tür. Es waren nur ein paar helle Töne, aber sie lösten die Starrheit in Erichs Gesicht. Er wurde glutrot und rief: „Ich verbiete Dir zu lachen, Clara. Schäme Dich!“ Und dann drohend zu dem alten Herrn, der sich wohlwollend die Hände rieb: „Dich schützen Deine Jahre, Onkel Richard —“

Da kam die Schwester herangerauscht: „Du hast mir gar nichts zu verbieten, cher frère. Und Onkel hat ganz recht. Fast genau dasselbe hat Matthias gesagt, fast mit denselben Worten. Solch Dämchen liebt man wohl, aber man heiratet sie nicht ...“

Sie kam nicht weiter. Denn Erich griff nach ihrem Arm und schüttelte sie: „Ich verbiete Dir ... ich verbiete Dir ...“ Die Stimme erstickte ihm. Verächtlich ließ er Claire frei.

Er stand aufrecht, zitternd vor Erregung. Vor seinen Augen tanzten die Feuerräder. Wie von fernher nur klang es an sein Ohr, was Onkel Richard noch sagte ... ‚gar nichts Verletzendes ... nur mit richtigem Maß gemessen ...‘

Dann bohrte sich, mit einem Male, die Frage in sein Herz: ‚Warum spricht Mutter nicht? Warum duldet sie, daß ich und Sidi beleidigt werden?‘

Aber wie er den Blick zu ihr senkte, sah er, daß der weiche Ausdruck aus ihrem Gesicht geschwunden war. Sie hatte die Hände wieder vor sich auf den Tisch geschoben. Die großen Steine blitzten kalt zu ihm auf.

Und nicht an den Sohn richtete sie ihre ersten Worte.

„Richard,“ sprach sie, „ich will nicht gehört haben, was Du da gesagt hast. Und erst recht nicht Deine Worte, Claire. Ich habe unser Haus immer rein gehalten, und rein soll es bleiben.“

Der alte Herr duckte sich wie ein gescholtenes Kind. Claire lag schon wieder in dem Schaukelstuhl, zog die Achseln und lächelte malitiös mit spitzen Lippen.

„Und nun zu Dir, Erich ...“

Sie sah ihn nicht an, sie sah starr vor sich hin. Und sie sprach wieder klar und scharf.

„Ich verliere kein Wort über das Mädchen, um dessentwillen Du alles aufgeben willst, was Du bisher hochgehalten hast: Deine Familie, Deine amtliche, Deine ganze soziale Stellung. Ich kenne das Mädchen nicht, will es nicht kennen lernen — ich schmähe es auch nicht. Ich habe nur mit Dir zu tun. Nur Dich frage ich: bist Du Dir ganz klar über alle Folgen Deines Entschlusses? Unterbrich mich nicht, Erich — laß mich ausreden. Bist Du Dir klar darüber, daß Du aus dem Staatsdienst ausscheiden mußt, daß unsere Kreise sich völlig

von Dir abwenden werden, daß ... daß dies Haus Deiner Eltern seine Tür vor Dir schließt? Bist Du Dir ganz klar darüber, was das für Dich bedeutet?"

Er warf den Kopf zurück. „Wir werden zu kämpfen haben — das weiß ich. Aber wir leben in einer Zeit, die nicht mehr so kleinlich denkt, wie man früher dachte. Du sprichst von unseren Kreisen — ich könnte Dir Beispiele genug anführen, Mama, in denen sie sich recht weitherzig erwiesen haben. Ich könnte Dir auch Beispiele anführen, in denen der Staat nicht auf die Dienste eines Beamten verzichtete, weil der eine Schauspielerin heiratete. Den Kampf nehme ich auf mich, und ich bin des Siegs gewiß. Nicht für heut freilich oder morgen, aber ein oder zwei Jahre, und man wird — ich will einmal den Ausdruck brauchen, obwohl er nicht zutrifft — man wird vergeben und vergessen haben." Er hielt einen Augenblick inne, schöpfte tief Atem. „Aber Du, Mama ... Du hast vorhin Tränen gehabt."

„Denke nicht an meine Schwachheit. Denke daran, was ich Dir sagte: daß die Tür dieses Hauses Dir verschlossen bleiben muß —"

„Warum muß sie das, Mama?"

„Ich will jenes Mädchen nicht schmähen. Deshalb mußt Du Dir Deine Frage selbst beantworten."

„... und schmähst sie damit doch im gleichen Atemzuge!" fiel er ein. „Ah ... ich weiß, ich weiß! Über Skandale und Skandälchen in der Gesellschaft deckt Ihr schnell das Mäntelchen des Verzeihens. Da wird nur heimlich getuschelt und gelächelt, mit den Achseln gezuckt — nichts weiter! Soll ich Dir etwa auch Beispiele anführen, Mama? Namen nennen, Tatsachen, die gar nicht abzuleugnen sind? Über ein armes Mädchen aber, die im schweren Kampf durchs Leben gehen mußte: da sitzen die Splitterrichter gleich am Werk. Es ist ja nur ein Mädchen vom Theater! Und wenn solch armes Mädchen es wagt, seine Hand nach dem Glück auszustrecken, wenn ein ehrlicher Mann es an sein Herz nehmen will, weil er liebt, dann wehe den beiden ..."

Um seine mühsam errungene Ruhe war es geschehen. Er konnte nicht mehr neben der Mutter stehen bleiben, hastete ein paarmal durch das Zimmer, hart an dem alten Herrn vorbei, bis zur Schwester und zurück. Die Zornesröte stand ihm auf der Stirn.

„Brecht Ihr nur den Stab, Ihr Gerechten. Mich soll's nicht kümmern. Wenn Du mich auf diese Art umstimmen willst, Mama, dann, sag' ich Dir, gib den Versuch auf. Ich liebe Sidi ... hörst Du, ich liebe Sidi! ... Und es ist meine, nur meine Sache, mich mit dem abzufinden, was in der Vergangenheit liegt. Ich dulde von niemand, daß er daran tastet ... auch von Dir nicht, Mama."

Nun stand er wieder vor der Mutter. Aber er stand vor ihr mit funkelnden Augen. Jetzt verteidigte er ja nicht mehr sich, jetzt verteidigte er seine Braut.

Da sagte die alte Dame hart: „Aus Deiner Erregung spricht doch nur die Scham ..."

Wie einen Schlag ins Gesicht empfand er das. So stark, daß es ihm die Kehle zuschnürte. Er konnte nur schmerzlich aufächzen, ein einziges Mal.

Onkel Richard war zu Claire getreten, beugte sich tief über sie, mit der fleischigen Hand am Kneifer; sie tuschelten leise miteinander. Und dann kam er, während Erich wortlos stand, heran und meinte begütigend: „So laßt doch nur, was vergangen ist. Du hast ganz recht, lieber Sohn, unsere Zeit vergißt und vergibt schnell. Aber an Deine Zukunft denke ... nicht an die Enttäuschungen, die Dir von außen kommen, an die — so meine ich — die in Dir selber entstehen müssen. Brause nicht gleich wieder auf: heut siehst Du mit den Augen des Verliebten. Amantes — amentes, sagten die Römer! Ein Jahr, und Du wirst mit ganz anderen Augen um Dich blicken — — schmerzlich ernüchtert ..."

„Du irrst —" gab Erich schneidend kurz zurück — „Ich bin nicht verliebt. Ich liebe." Und dann wandte er sich noch einmal an die Mutter.

Er hatte sich gefaßt; aus seiner Stimme klang nicht mehr schmerzliche Erregung, nur ein Unterton von weher Bitterkeit lag darin. Ruhig sprach er: „Um eins nur bitte ich Dich noch: zerschneide nicht

die letzten Fäden zwischen uns. Du hast vorhin gesagt, daß mir mein Elternhaus verschlossen bleiben sollte. Nimm das zurück — ich bitte Dich innig, kindlich, herzlich bitte ich Dich — und ich will dann alles andere der Zeit vertrauen . . ."

Die alte Dame sah unbeweglich unter ihren starken, halbgesenkten Lidern auf die geblümte seidene Tischdecke hinab. Es war doch, als ob sie überlegte; ihre Hände bebten leicht, die großen Brillanten funkelten noch stärker als bisher. Auf einen Augenblick neigte sich der weiße Scheitel ein wenig.

Doch plötzlich sagte sie ganz bestimmt: „Nein, Erich. Das kann ich nicht. Es gibt nur ein Entweder — Oder. Du bist Dein eigener Herr, Du mußt Dich entscheiden."

Es war eine tiefe Stille im Zimmer, fast als hielten die vier Menschen selbst den Atem an.

Dann sprach Erich kurz: „Lebt wohl!"

Er beugte sich über die Rechte der Mutter und küßte sie. Er reichte Onkel Richard die Hand. Er ging zur Schwester und berührte flüchtig auch deren Hand. „Pauvre garçon . . ." flüsterte sie. Er hörte es nicht.

„Lebt wohl . . ." sagte er noch einmal gepreßt und wandte sich. Langsam und schwer hatte sich die Mutter erhoben. Er sah es nicht mehr.

Die Tür fiel hinter ihm zu.

Um eines Atemzugs Länge stand er draußen auf der Galerie.

Es lag ein Druck auf ihm, dessen er nicht gleich Herr werden konnte. Die Stirn brannte, das Atmen wurde ihm schwer.

Aber als er dann die Treppe hinabstieg, wurde ihm von Stufe zu Stufe leichter. Die Würfel waren gefallen. Es war gekommen, wie es kommen mußte. Und vor ihm lag das Glück —

Als er durch die Halle ging, sah er sich nach Marga um. Ihr hätte er gern noch ein Abschiedswort gesagt, aber der Platz vor dem Kamin war leer. Ein flüchtiges Bedauern überkam ihn — nicht mehr, und die Sehnsucht erstickte es gleich . . .

Im Vorraum stand der alte Diener, hatte wohl seine Schritte gehört, hielt den Pelz schon in Händen. Der Mann kannte ihn von Kindesbeinen an. Es stieg wieder etwas wie ein flüchtiges Bedauern in ihm auf: ‚Den alten Adolf siehst Du auch sobald nicht wieder.' Er griff in die Tasche und drückte ihm ein Goldstück in die Hand: „Adieu, Adolf . . . halten Sie die Ohren steif . . ."

„Danke gehorsamst, Herr Baron." Es klang ganz verwundert.

Dann, schon in der Tür, wandte Erich sich doch noch einmal um: „Adolf, ich lasse die junge gnädige Frau recht herzlich grüßen. Vergessen Sie das nicht, Adolf . . . herzlich grüßen."

„Zu Befehl, Herr Baron."

Draußen hielt das Automobil. Es war frischer Schnee gefallen, das Verdeck war ganz weiß, und der Chauffeur sah aus wie ein Weihnachtsmann.

Erich war schon am Einsteigen. Da besann er sich eines anderen. „Ich gehe zu Fuß —" sagte er. „Fahren Sie nach Hause."

Und er schritt in den rieselnden Schnee hinaus. Er wollte Raum und Zeit legen zwischen diese letzte Stunde im Elternhaus und das Wiedersehen mit Sidi.

* * *

Raum und Zeit —

Erich Kertzin dachte an beides, als ihm der Portier als ersten Gruß, der ihm seit langer Zeit aus dem Elternhaus kam, einen Brief der Schwägerin einhändigte. Marga war ja die einzige, die eine lose Verbindung mit ihm aufrecht erhielt. In den letzten vier Monaten mochten drei oder vier Briefe zwischen ihnen gewechselt worden sein.

Er stand schon auf der Treppe zum Kanal, und die Gondel hielt hart an der letzten Stufe. Einen Moment hielt er den Brief überlegend in der Hand. Sollte er in die Halle zurückkehren, um ihn zu lesen? Dann schob er ihn in die Tasche — es fand sich unterwegs Zeit dazu.

Heut früh erst waren sie, von Genua kommend, in Venedig eingetroffen. Bei einem abscheulichen Nebel und leisem Tropfenfall. Es war eine rechte Enttäuschung gewesen, als sie aus dem grauen häßlichen Bahnhof heraustraten

Digitized by Google

und durch den grauen Nebel auf die schwarzen Decken der Barken sahen. ‚Wie die Särge —‘ hatte Sidi gesagt. ‚Da soll ich hineinkriechen? Das ist ja schlimmer als eine Berliner Gepäckdroschke!‘ In so komischer Mißbilligung hatte sie es gesagt, daß er noch in der Erinnerung lachen mußte. Und über die drollig-ernste Entrüstung erst recht, in der sich ihr Näschen immer von neuem krauste, wenn sie aus dem dunklen Gondelverdeck neugierig, aber mit noch halbverschlafenen Augen auf das ‚alte Gerümpel‘ hinausgesehen hatte, das nur wert sei, ‚auf Abbruch‘ verkauft zu werden. Gar nicht so unrecht hatte sie gehabt: die stolze Venezia präsentiert sich wenig glanzvoll — im Nebel.

Aber nun leuchtete, im plötzlichen Wetterumschlag, die Sonne, spielte auf dem schimmernden, leichtbewegten Wasser und phantasierte ganz merkwürdige Lichter drüben in das krause Barockwerk von Santa Maria della Salute hinein, auf die gewaltige Kuppel und die wunderlichen Schnecken, mit denen Meister Longhenas Architektenlaune sie umlagerte.

Schade, daß Sidi nicht mit heruntergekommen war. Jetzt würde sie anders urteilen. Aber sie hatte nun einmal gern ihren langen Vormittag für sich allein. Der geliebte Faulpelz! Und er wollte auch nur eine Orientierungsfahrt machen, wie man sie gern macht, wenn man lange nicht in Venedig war; bis zur Rialtobrücke und dann zu Fuß nach der Merceria und zum Markusplatz, um bei irgendeinem der großen Trödler irgendeine Kleinigkeit für Sidi zu kaufen. Ein spinnefeines Goldkettchen etwa oder auch eine Handvoll Spitzen bei Jeserum. Richtig: Spitzen ... für Spitzen schwärmte sie wie ein Kind für Schokolade. Der sie übrigens auch nicht abgeneigt war, das Leckermäulchen.

Die Sonne schien, und Erich war in der sonnigsten Stimmung. Er freute sich auf die Tage in Venedig. Als junger Student hatte er hier zum ersten Male geschwärmt. Damals ganz allein. Nun wollte er mit reiferen Augen schauen und an der Seite seiner Frau — es klang ihm immer noch wie ein liebes, täglich neues Wunder: seine Frau!

Die Sonne schien. Die düsteren Gondeldecken waren abgenommen. Es saß sich so behaglich in den weichen Kissen. Unwillkürlich räkelte man sich förmlich hinein, halbausgestreckt. Und wie im Traum glitt die Barke dahin. Liebste Sidi, es ist doch ein ander Ding, als Deine rumpelnde, pumpelnde Berliner Gepäckdroschke! Und der Beppo da, oder Giacomo oder wie er heißen mag, mit seinen feinen schlanken Gliedern, dem kecken Schnurrbart und der hellen Stimme, ein anderer Kerl als solch ein Berliner Droschkier —

Hier kann man doch mal mit Wonne faul sein. An der Riviera war sie schließlich zum zweifelhaften Genuß geworden, diese ewige Untätigkeit. Frühmorgens um zehn, grad wenn man die Nase auf den Balkon herausstreckte, gingen sie in Berlin schon ins Amt. Die Streber — und man war ja auch mal unter denen gewesen — sogar ein Viertelstündchen früher, um sich nur ja schon als Arbeitsbiene zu präsentieren, falls der Unterstaatssekretär, Exzellenz, einmal sein sorgenumwölktes Haupt vor Ablauf des akademischen Viertels nach der Wilhelmstraße trug.

‚Ich bin ein freier Mann und singe ...‘ Jawohl, aber seine zwei Seiten hatte die Freiheit doch. ‚Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.‘ Immer wurde das Wort falsch zitiert: ‚Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen.‘ Es stimmte darum nicht weniger. Der alte Goethe wußte schon, was in die schönsten Tage, in die sonnigsten Wonnemonde ein leises Gift hineinträufelt: die Untätigkeit.

Aber davon nichts in Venedig. Venedig darf, soll, muß man faulenzend genießen. Für die Terra firma das Auto, um modern zu sein, für Venedig die Barke —

‚Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von schönen Tagen.‘ Marga hatte es auch einmal falsch zitiert, und da hatte er, der kleinliche Wortklauber, darauf gedrungen, daß sie's sofort in der richtigen Fassung ins Merkbüchlein eintragen mußte. Lieber Himmel, wenn er jetzt jedes falsche Zitat aufmutzen

Digitized by Google

Wenn die Nachtigallen ſchlagen.
Paſtell von Prof. Franz Skarbina.

wollte! Sidi trieb einen förmlichen Sport damit. Neulich hatte sie feierlichst aus der Glocke zitiert: ‚Ehret die Frauen, sie flechten und weben Zöpfe und Strümpfe fürs irdische Leben' und nicht minder feierlich behauptet, daß es in der Bibel hieße: ‚Wenn Dich die bösen Buben locken, so gehe mit!' Aber wie drollig sie das vorbrachte!

Ja so ... Margas Brief ...

Er zog ihn aus der Tasche und wog ihn wieder, ohne zu öffnen, einige Minuten in der Hand.

Immer, wenn er einen Brief von Marga erhielt, stiegen die Kindheitserinnerungen in ihm auf. Wie sie als Nachbarskinder — die Gärten der elterlichen Villen stießen aneinander — aufgewachsen waren, so manches Kinderleid und manche Kinderfreude gemeinsam durchkostet und getragen hatten: sie früh mutterlos, er früh ohne Vater. Dann war er auf die Ritterakademie geschickt worden. Grad als er sein Abiturium hinter sich hatte, war Georg gekommen, hatte Marga wiedergesehen und hatte sie sich genommen; es gab kaum einen anderen Ausdruck. Wie hätte solch junges Ding von siebzehn Jahren, dem die warnende, leitende Mutter fehlte, dem glänzenden Georg widerstehen können! Genommen — und mindestens nicht glücklich gemacht. — Und nun lebte sie als Witwe im Hause der Schwiegermutter. Wie oft hatte Erich sich gefragt: warum nur? Und immer nur die eine Antwort gefunden: weil Marga des sicheren Anschlusses nicht entbehren mochte. Nicht so des innerlichen. Aber sie glich einer zarten Pflanze, die sich unwillkürlich einen geschützten Boden und einen starken Pfahl sucht. Zu beiden war ihr die Mutter geworden. Merkwürdig, wie gut sich die so verschiedenen Frauen standen. Von welcher Rücksicht vor allem die Mutter gegen Marga war — fast als ob sie etwas an ihr gut zu machen hätte.

Endlich öffnete Erich den Umschlag. Er wandte das Blatt und las wie gewöhnlich die Unterschrift zuerst und lächelte dabei. Natürlich unterzeichnete sie wieder ‚... Deine alte Freundin Marga.'

Die schöne, feste, ein wenig steile Schrift füllte die vier Seiten völlig. Ein Brief von Marga war an sich ein Genuß: ausgeglichen und klar wie die Handschrift war der Stil. Die zarte Frau schrieb wie ein reifer Mann. Auch heute enthielt der Brief keine Sentiments, sondern meist Tatsächliches. „Du darfst und sollst die Verbindung mit Deinen Nächsten nicht verlieren," hatte sie in ihrem ersten Brief geschrieben. „Wenn man Dir die Fäden abschneiden will, ich knüpfe sie wieder an. Offen hab' ich das Mama gesagt — und sie hat dazu geschwiegen."

Danach handelte sie. Sie schrieb von dem Befinden der Mutter, sie schrieb über Matthias und über Claire. Wieder mußte Kertzin lächeln. Er machte nun schon zum zweiten Male eine neue Entdeckung: Ironie lag Marga fern, aber sie fand bisweilen eine eigene humorvolle Wendung, die auf irgendeinen Menschen ein besonderes Schlaglicht warf. So wie sie hier schrieb: ‚Claire hat bei Lohse ein neues Parfüm entdeckt und ist sehr glücklich. Matthias erwartet seine Berufung ins Herrenhaus, wo er gewiß für die Landespferdezucht Vortreffliches leisten wird.'

Dann folgten einige Sätze wirtschaftlicher Natur. Mutter hatte noch vor Erichs Heirat eine finanzielle Auseinandersetzung herbeigeführt, aber es blieben immer noch Einzelheiten, die geregelt werden mußten, und hier war Marga fast von selber zur klugen Vertreterin der beiderseitigen Interessen geworden.

Und dann kam der Schluß: „Ich freue mich innig und herzlich über Dein Glück, lieber Erich. Es leuchtete aus Deinem letzten Briefe. Mir schien's geradezu, als wärest Du ein anderer geworden: heiter und froh und von einer schönen, sicheren Zuversicht erfüllt. Gott erhalte Dir Deine Herzensfreudigkeit ..."

Er überlas es noch einmal. Es war so warm, war wirklich innig und herzlich gesagt und gemeint. Trotzdem war ein Stachel darin, der Erich reizte. Nie erwähnte Marga seine Frau! Über sein Glück freute sie sich. Aber nie kam in ihren Briefen der Name Sidi vor, der er doch all sein Glück verdankte.

Ungerecht trotz allem! Ungerecht und klein — auch Marga. Auch sie ver-

mochte sich nicht von Vorurteilen frei zu machen. Ihm alles Gute ... für Sidi, von Sidi kein Wort!

Und er zerriß den Brief in winzige Stücke und ließ sie in den Kanal flattern. Ganz langsam und nachdenklich, ein Stückchen nach dem andern. — —

Als er eine Stunde später in Sidis Zimmer trat, war die Wolke von seiner Stirn verflogen. Aus der ‚Handvoll' Spitzen war ein kleiner Karton geworden; im Fahrstuhl schon hatte er ihn geöffnet — gleich einer duftigen Welle rieselten die Spitzen heraus. „Venedig grüßt!" rief er fröhlich, und Sidi lag schon an seiner Brust: „Du Verschwender! Du böser, geliebter Verschwender!"

Wie sie sich freuen, wie sie lachen konnte! Wie reizend sie war, wie anmutig! Immer guter Laune, immer wie schäumender Sekt. Ein Sonnenstrahl — nein, nein — ein ganzes Bündel leuchtender, wärmender Sonnenstrahlen!

Er sagte es ihr, und sie nickte ihm zu und lachte ihn wieder an und sah dann schalkhaft drohend zum Spiegel hinüber.

„Ist's wirklich wahr? Du, Erich, Schatz, vorhin hab' ich vor dem bösen Ding da gestanden und mich gefürchtet. Denn wenn Du mich nicht hübsch finden solltest ... ach was hübsch! ... viel mehr als hübsch — bezaubernd! ... Duchen, das hielte ich nicht aus. Also sag's gleich nochmal: Was bin ich? Wie bin ich?"

Er wiederholte pflichtgemäß, und sie wußte selber, er hatte recht. Alle Tage empfand sie's nun, mit einem wohligen Behagen: sie war bezaubernder als je. Auch wenn er's ihr nicht gesagt hätte, genug bewundernde Herrenaugen, neidische Frauenblicke verrieten es. Und der eigene Spiegel. Diese Wochen und Monate hatten sie wieder jung gemacht.

Und die Liebe! Sie log nicht, wenn sie immer wiederholte, mit sich steigernder Leidenschaft: ‚Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!' Manchmal erstaunte sie selber, wie aus dem Gernhaben die Liebe groß geworden war. Aber wie sollte man auch die Liebe dieses prächtigen, vornehmen Jungen, an dem nicht Fehl und nicht Tadel war, nicht erwidern? Eine Wonne, ihm zu zeigen, wie man ihn liebte! Eine Wonne, sich zu freuen, wie er auftaute, wie er von Tag zu Tag sonniger wurde! Und dann: wie könnte man ihm nicht dankbar sein? Seiner herzlichen Güte. Sagen darf man's ja nicht: aber daß diese elende Komödiantenzeit hinter einem liegt mit all ihrem Drum und Dran, dafür müßte man Gott auf den Knien danken und dem guten Erich da —

„Erich, mein geliebter Abgott!" Sie schmiegte sich noch einmal an ihn, streichelte seine Wangen, drückte ihm beide Augen zu und küßte ihn. Eine ganze Weile hielt sie ihm die Finger vor die Augen. Dann zog sie die Hände fort: „ ... und nun wollen wir lunchen. Einen Appetit hab' ich ... es ist schon mehr Hunger. Das Küssen, scheint's, macht sogar den Magen hungrig ... Was siehst Du mich denn so an?"

Er sah sie eigentlich nur zärtlich an. Aber er sah dabei doch, daß sie wieder zu viel Schmuck angelegt hatte. Nicht nur die Boutons, auch eine Goldkette mit zwei hängenden Brillanten, ein paar Armbänder, eine goldene Chatelaine. Sie wußte sich vorzüglich zu kleiden, aber sie hatte nun einmal diese kleine Schwäche für Schmuck, zumal für solchen, der nicht nur in die Augen fiel, der auch ein wenig raschelte und klirrte.

„Du ... Sidi ... aber zum Lunch ist das ein bissel reichlich." Er ließ den Zeigefinger über die Ringe der goldenen Kette gleiten.

„Davon verstehst Du nichts, Schatz."

„Du wirst sehen, es trägt unten niemand vor dem Diner Schmuck ..."

„Aber ich bitt' Dich: dann bin ich die einzige. Nun komm endlich, ich verhungere Dir sonst bei lebendigem Leibe."

So gingen sie. Er sagte sich wieder einmal: ‚Nur nicht kleinlich sein', und hatte im nächsten Augenblick sein eigenes Bedenken wirklich vergessen.

Aber unten im überfüllten Speisesaal stieg es ihm doch wieder auf. Als sie durch die Reihen der kleinen Tische schritten, sah er, daß er durchaus recht gehabt hatte. Die Damen waren ausnahmslos im Promenadenkleid, meist in Rock und Bluse, ohne Schmuck. Daß Sidi auffiel, daß sich sofort die Augen auf sie richteten, war er gewohnt, und es erfüllte ihn meist mit einer leise kitzeln-

den Freude. Heute verdroß es ihn ein wenig. Er fühlte, diesmal fiel sie nicht nur durch persönlichen Reiz auf, sondern weil sie nicht richtig oder doch anders als die anderen Frauen angezogen war.

Und dann kam zu dem kleinen Verdruß ein größerer.

Sie hatten sich kaum gesetzt, so erkannte er am zweitnächsten Tisch Vetter Harry Prach mit seiner Frau. Am liebsten hätte er den Platz noch gewechselt, aber es war zu spät. Die Gräfin hatte ihn schon bemerkt. Sie streckte ihren Hals noch länger, als er von Natur war, ließ die Schildpattlorgnette sinken und flüsterte ihrem Manne etwas zu. Der sah, während er sich anscheinend eifrig auf seinem Teller zu tun machte, heimlich auf, kräuselte einen Moment, wie verlegen, an den Spitzen seines grauen Vollbarts und winkte dann plötzlich geradezu ostentativ hinüber. Die Gräfin sah zur Seite, neigte nur ein wenig den Kopf. Es konnte eine Begrüßung sein, es brauchte keine zu sein. Jedenfalls aber war ihr Hut mit der knallroten Feder fürchterlich. Geschmack hatte die gute Mary nie besessen.

Kertzin grüßte knapp und förmlich zurück. Aber während ihn Sidi in ihrer lebhaften Art bestürmte: ‚Wen hast Du da begrüßt? Bekannte? Verwandte?‘ — sagte er sich: ‚Es ist ja ganz natürlich, daß Du einmal mit Bekannten zusammentriffst; wunderlich genug, daß es nicht schon früher geschah, so klein wie die Welt ist.‘ Und der Verdruß wandelte sich zunächst in eine gewisse überlegene Neugier: ‚Ich will doch mal sehen, wie sich die hochmütige Pute benimmt? Und der Pantoffelheld Harry? Nur sich nicht aus seiner Ruhe bringen lassen.‘

So gab er Sidi ruhig Auskunft, aß ruhig sein Tournedos, trank ruhig sein Glas Vichy mit Chianti und merkte selbst nicht, daß er diese Ruhe nur erkünstelte.

Prachs waren früher zum Lunch erschienen, sie erhoben sich auch früher. Die Gräfin hatte wieder ihr halbes Kopfneigen zu Erich hinüber, mit einem verstohlenen Blick auf Sidi; Harry Prach winkte und winkte mit der Hand.

Nun also! Also war das auch erledigt. Vielleicht wohnten Prachs gar nicht im Grand Hotel, hatten nur zur Abwechslung einmal hier gelunchi; vielleicht reisten sie heut abend oder morgen früh schon ab.

„Du Schutz, er sieht brillant aus ... pikfein ... vornehm. Aber sie ist, weißt Du ... sie ist eine Mazibille.“

„Was ist sie?“

„Eine Mazibille. Weißt Du, eine Kanaille. Und der Hut! Nein, der Hut! Daß es so etwas überhaupt gibt!“

Sidi hat ganz recht, fand Kertzin. Sie verfügte überhaupt über ein erstaunliches Beobachtungstalent. Nur daß sie bisweilen starke Ausdrücke gebrauchte. Aber wie drollig brachte sie die heraus!

Dann begegneten sie dem Grafen doch. Er saß allein in der Halle, rauchte eine Zigarette, und Erich hatte die Empfindung: er hat auf uns gewartet, neugierig, wie er immer war. Er stand sofort auf, bat, vorgestellt zu werden, küßte Sidi die Hand — und Erich verdroß nur, daß er dabei seine Zigarette nicht fortgelegt hatte. Übrigens sah er wirklich famos aus: der rechte Landedelmann erster Ordnung, elegant und ein bissel léger; trotz seiner fünfzig Jahre und der sehr hohen Stirn noch immer der schöne Harry.

„Wie geht es Mary?“

„Mary hat heut wieder mal ihre Migräne. Aber sonst — großartig. Wir sind schon seit acht Tagen hier. Sehr schön, aber ein wenig langweilig mit der Zeit. Und die Mücken! Gnädigste, nehmen Sie Ihren kostbaren Teint in acht. Es sind Biester, gegen die ihre deutschen Vettern sich als harmlose Waisenknaben geben. Abends, wenn man ins Bett kriecht, muß man geradezu taktisch vorgehen ... na, Sie werden's ja erleben, und dann gibt's doch unruhige Nächte. Um Himmels willen Vorsicht, daß man nicht mal das olle Moskitonetz abstrampelt ...“

Sidi lachte. Der Graf gefiel ihr augenscheinlich, und sie begriff nicht, warum ihr Mann die Unterhaltung ziemlich kurz abbrach. Prach ließ es sich aber nicht nehmen, sie noch bis zum Lift zu bringen. „Wo werden die Herrschaften heut abend sein? Trinken wir ein Glas Wein im Cavaletto zusammen?“

„Geht denn Mary aus — trotz ihrer Migräne?“

Nun wurde Prach doch verlegen. Aber nur auf einen Augenblick. Dann meinte er: „Nee ... aber ich hab' Urlaub, und den Hausschlüssel braucht man hier ja nicht."

Kertzin war plötzlich sehr steif: „Wir bleiben jedenfalls im Hotel. Ich bitte, meine Empfehlung an Mary."

Erst im Fahrstuhl bemerkte Sidi, daß ihm das Blut im Gesicht stand. Sie sah ihn erstaunt an. Aber sie wagte nicht zu fragen, was ihn verstimmt hatte. Es lag da um die Augenwinkel, um die Lippen ein Ausdruck, der ihr ganz fremd war.

Übrigens hielt die Verstimmung nicht an. Zuerst hörte Sidi zwar, während sie im Salon ruhte, ihren Mann im Nebenzimmer heftig auf und ab gehen — ‚der junge Löwe will sich austoben,' dachte sie —, aber darauf folgte ein Lachen, das geradezu befreiend klang, und sie schlummerte ruhig ein. Als er sie weckte mit einem Kusse, war er heiter wie stets in dieser ganzen Zeit.

Er hatte einen Besuch in der Accademia auf seinem Programm.

Sie machte sich zwar nichts aus den ‚alten Schinken', aber ‚Spielverderberin', wie sie es vor sich selber nannte, wollte sie nie sein. Mochte er sich in Gottes Namen an den paar hundert Metern Leinwand erbauen; die Stunde ging vorüber, wenn's freilich schade um sie war, wo die Sonne so herrlich schien —

Jetzt, als sie in der Barke saß, wirkte dies Venedig auf sie auch anders ein, als heut morgen. Ein paarmal kniff sie Erich vor Wonne in den Arm, als Gondel auf Gondel an ihnen vorüberschoß, der kleine schnelle Vaporetto das Wasser aufwühlte, daß die Barke ins wohlige Schaukeln kam, die feschen Gondoliere ihr melodisches ‚Gia è ... premè' den Entgegenkommenden zuriefen. Und als sie ausstiegen an den Stufen vor der Accademia, tat sie's mit so kühnem Sprung, daß Erich ganz erschrocken rief: „Achtung, Sidi ... Vorsicht!" Natürlich, als sie längst festen Fuß auf den Quadern gefaßt hatte. Am liebsten hätte sie ihm geantwortet: ‚Du ... da hab' ich auf der Bühne noch manchen anderen Sprung riskieren müssen.' Aber das wußte sie: derartige Reminiszenzen liebte er nicht.

Tizians Himmelfahrt ...

Er stand, im Schauen verloren, schweigsam lange Zeit, dann vom plötzlichen Bedürfnis der Aussprache ganz beseelt. Er mußte ihr sagen, was ihn bezauberte: das Wunder aller Wunder, Maria in strahlender Schönheit; die beseligten Apostelgestalten, die himmlischen Engelschöre und über dem allen die leuchtende Farbenpracht sondergleichen. Er mußte ihr das sagen! Sie sollte teilhaben an jedem Genuß, den seine Seele empfand.

Es wurde ein kleiner Vortrag im Flüsterton.

Geduldig hörte sie zu. Ein paarmal fragte er heiß: „Verstehst Du?" — „Packt's Dich auch so?" — „Ist's nicht herrlich und groß?" Dann nickte sie ernsthaft. Es war wohl auch schön; alle Welt fand es ja schön; aber der Hut, den die schlanke Amerikanerin trug, die da ganz versunken in der Ecke lehnte, der Hut mit den weißen Marabufedern war auch schön. Paris — unbedingt.

Schließlich war sie heidenfroh, als Erich weiterging. Sie hakte bei ihm ein und schmiegte sich zärtlich an ihn. „Ich hab' aber mal 'nen klugen Mann!"

Da sah er sie an und fühlte im Augenblick, daß ihre Seele weit weg war, daß ihre Augen geschaut hatten, ohne daß ihre Seele bewegt wurde.

Schmerzlich weh tat es ihm. Er biß sich auf die Lippen und ging schweigend weiter, von Bild zu Bild, von Saal zu Saal. Es half nichts, daß er sich sagte: ‚Sei nicht ungerecht — fünfzig, nein, neunzig vielleicht von hundert nehmen nichts anderes von hier mit, als das Bewußtsein, dagewesen zu sein; oft ist selbst dem Hochgebildeten die tiefinnerliche Freude an der Kunst versagt, und hättest Du anstatt mit Sidi etwa mit Mary Prach vor der Assunta gestanden, sie hätte wahrscheinlich gegähnt.' Es half nichts, ein weher Rest der Enttäuschung blieb. Und Sidi fühlte das instinktiv, fühlte, daß sie etwas gut zu machen hätte. Aber die lebhafte Bewunderung, die sie nun zur Schau trug, tat ihm erst recht weh. Und schließlich wurden sie beide schweigsam.

Bis dann auf einmal Leben in Sidi kam. Ganz seltsam mutete es ihn an: sie hatte in einem der größeren Säle ein Gemälde von weitab ins Auge gefaßt, sie hastete auf das Bild zu, sie rief: „Du — Duchen! So sieh doch ..."

Und diesmal war's ohne Zweifel echtes Interesse.

Ein Sankt Sebastian, an den Marterpfahl gebunden, von vielen Pfeilen durchbohrt. Ein ziemlich konventionelles Bild von irgendeinem Meister zweiten, dritten Ranges; es lohnte gar nicht, im Katalog nachzusehen. Ein minderer Zeitgenosse von Carpaccio etwa mochte der Künstler sein. Hölzern und steif stand der Heilige da. Nur das Antlitz war liebevoll durchgeführt. Was in aller Welt mochte Sidi gerade an diesem Bilde fesseln?

Sie wurde ein wenig verlegen, als er fragte, und das stand ihr wieder so entzückend, daß er all seine Mißstimmung vergaß. Schämig verlegen wie ein junges Mädchen wurde sie, schlug die Augen nieder, hatte rote Bäckchen und stotterte dummes Zeug.

Endlich kam's dann heraus. „Duchen ... weißt Du ... im Museum in Berlin hängt ganz ein ähnliches Bild ... fast genau so ... nur, glaub' ich, viel, viel schöner. Und weißt Du ... aber Du darfst mich nicht auslachen ... wie ich das gesehen habe, mal zufällig, bei 'nem Bummel nach 'ner langweiligen Probe ... weißt Du ... hatte ich Dich gerade kennen gelernt ... da war ich futsch. Nämlich ... aber Du darfst wirklich nicht lachen ... das Bild war Dir zum Sprechen ähnlich. Siehst Du ... ganz verknallt war ich ..."

Das Bild versank vor seinen Augen. Die Kränkung, die seine Seele in den letzten Stunden erfahren hatte, zerfloß. Die Rührung packte ihn.

Was bedeutete es denn, ob Sidi etwas mehr oder weniger Kunstsinn besaß! Etwas mehr oder weniger Verständnis für einen Tizian. Ihre Liebe war's, die ihn glücklich machte. Ihre Liebe, die sich ihm hier, gerade hier so rührend naiv offenbarte. Lang hatte sie ihn geliebt, lang, ehe er um sie warb —

Und er nahm heimlich ihre Hand und hielt sie fest in der seinen: „Sidi ... liebe Sidi, Du hast mich so glücklich gemacht in dieser Stunde ..."

All ihren Humor hatte sie wiedergefunden, der in der langweiligen Accademia erfroren schien. Sie triumphierte ein wenig: das war doch einmal ein glücklicher Zufall gewesen mit dem Bilde des heiligen Sebastian! Und ein glücklicher Einfall dazu! Oder auch nicht ein Einfall — erst hatte sie ja wirklich die Augenblicksfreude an dem Wiedersehen mit dem schönen Knaben am Marterpfahl gehabt, — nun — und dann ein bissel Komödie gespielt. Es ging doch noch, es war noch nicht verlernt. Und es war schon nicht anders: etwas Komödie wollen die Männer haben. Der liebe Bär auch ... der heilige Sebastian. Es macht sie glücklich — warum soll man ihnen den Gefallen nicht tun!

All ihren Humor hatte sie wiedergefunden. Die dunklen Augen lachten, die roten Lippen lachten und flüsterten Erich die drolligsten, lustigsten, zärtlichsten Sachen zu. Wonnig dies Venedig! Auf dem Markusplatz stand sie, fütterte die Tauben und ließ sich die Körner von Schultern und Armen picken und wußte siegesgewiß, wie graziös ihre Stellung dabei war. Vor Florian saß sie und naschte Schokolade und aß ein halbes Dutzend Dolces dazu und amüsierte sich königlich über einen flotten Versaglierileutnant mit braunem Gesicht und keckem Schnurrbart, der rastlos unter den Arkaden auf und ab flanierte, bis er endlich einen Platz ihr gegenüber erobert hatte. Und dann kam die Dämmerung. Das elektrische Licht flammte auf. Drüben zeichneten sich die Fassade von San Marco und der Uhrturm seltsam phantastisch vom blauen Abendhimmel ab. Der weite Platz füllte sich. Musik klang auf —

„Schatz! Das ist ja wie auf der Bühne! Das könnte ja der geschickteste Regisseur nicht schöner machen!"

Sie speisten nicht im Hotel. Sie hatten beide keine Lust, sich noch in Dreß zu stürzen. Er führte sie ins Hinterzimmer des Capello Nero; sie schmausten ganz auf italienische Art, tranken eine Flasche Sekt und plauderten wie verliebte Kinder; gingen noch einmal zum Markus-

platz, zogen Arm in Arm an den hellerleuchteten Läden unter den Prokurazien vorüber, hier und dort handelnd, feilschend, eine Kleinigkeit kaufend; nahmen an der Piazzetta eine Barke und fuhren in die Mondnacht hinaus.

Als sie, ziemlich spät, in ihren Salon kamen, stand auf dem Tisch ein riesiges Blumenarrangement. Sidi jubelte auf. „Duchen, das ist aber mal lieb von Dir!"

Er schüttelte den Kopf.

Da hatte sie auch schon die Karte gefunden, die dabei lag: Graf Prach — und eine Zeile darüber, in großer, massiver Herrenhandschrift: ‚Der schönsten Frau in Venedig.'

Wieder jubelte sie: „Sieh doch bloß! Also da hätt' ich eine Eroberung gemacht! Lies doch nur ... der schönsten Frau in Venedig!"

Erich hielt schweigend die Karte in der Hand. Dann drehte er sie langsam um und lächelte bitter.

„Gruß, Handkuß und Addio! Wir müssen morgen, wenn die venezianischen Bäckerjungen die Frühstücksfemmeln ausjondeln, auf und davon."

Sie hatte mitgelesen. „Schade!" sagte sie. „Ich hätte Deinem Vetter gern selber gedankt. Weshalb die nur so plötzlich abdampfen?"

Er antwortete nicht. Er zerriß die Karte in kleine Stücke, wie er heut früh Margas Brief zerrissen hatte.

Sidi hatte das Näschen schon wieder in dem Rosenkorb. Nur leichthin fragte sie noch einmal: „Warum die bloß so plötzlich abreisen?"

„Marys Migräne wird's wohl nötig gemacht haben," gab er zurück.

Aber sie achtete auf seinen ironischen Ton gar nicht. „Die alte Mazibille! Haut wie gegerbtes Leder und die wasserblauen Augen. Und der Hut! Und das Gesicht darunter!" Sie sah auf, lachte Erich an. „Duchen ... ein bissel anders bin ich doch! Was? Als das schlechtgarnierte Puppengestell —" Und dann stürmte sie auf ihn zu mit weit gebreiteten Armen. — — —

⁂ ⁂ ⁂

Sie waren früher nordwärts gefahren, als Kerßin ursprünglich geplant hatte.

Mit fast krankhafter Heftigkeit war bei ihm die Sehnsucht nach der Heimat zum Ausbruch gekommen und die Sehnsucht nach geregelter Tätigkeit. Das faule Dahinträumen, das er sich selber in Venedig so wonnig vorgestellt, wurde ihm schon nach acht Tagen widerwärtig. Für ernste Kunststudien, an die er wohl gedacht hatte, fand er, zu seiner eigenen Überraschung, im Rahmen des Lebens, das sie führten, keine rechte Zeit. Er merkte, daß Sidi das hübsche Näschen empfindlich verzog, wenn er über Büchern und Photographien saß oder ihre temperamentvolle Ungeduld in irgendeiner Sakristei, vor irgendeinem Grabdenkmal auf die Probe stellte. Zudem wurde es recht heiß in Venedig, und — wie schön mußte es jetzt in den Buchenwäldern am Waldower See sein.

Es gab, zum ersten Male, einen kleinen Kampf in der jungen Ehe. Aber einen Kampf mit schnellem Friedensschluß. Sidi lenkte geschmeidig sofort ein, als sie auf einen bestimmten Willen stieß, und Erich war sehr glücklich über ihre bereitwillige Nachgiebigkeit.

In Berlin hatten sie Station gemacht. Für Waldow, wo seit einem Jahrzehnt keine Herrin residiert hatte, mußten allerlei Einkäufe gemacht werden, und Sidi benutzte die Gelegenheit, ihre Toilettebedürfnisse zu erledigen. Höchste Wonne war's für sie, in den großen Geschäften unter Stoffen und Spitzen zu kramen, anzuprobieren und wieder anzuprobieren. Auch eine kleine Befriedigung der Eitelkeit kam hinzu: man kannte sie fast überall von früher her, und es machte ihr einen ‚Riesenspaß', nun von allen Seiten respektvoll als „Frau Baronin" begrüßt zu werden.

Wenn es irgend ging, so begleitete sie ihr Mann. Immer ließ es sich nicht durchführen. Erich hatte allerlei geschäftliche Besorgungen. Man verabredete sich dann zu bestimmter Stunde im Hotel oder in einem Restaurant.

Er wollte auch jetzt nach dem Hotel Bristol, kam von der ritterschaftlichen Bank, wo er Geld erhoben hatte, die Wilhelmstraße hinunter und bog in die Linden ein, als er in einem Auto Sidi erkannte. Er war überrascht: sie saß

neben einer sehr auffallend gekleideten Dame, die ihm fremd war. Das Auto mußte an der Ecke einen Augenblick stoppen. Er winkte, aber im gleichen Moment sauste der Wagen im schnelleren Tempo weiter — in der Richtung auf das Brandenburger Tor zu. Sidi hatte ihn augenscheinlich nicht gesehen.

Besonderes Gewicht legte er auf die Begegnung nicht. Sidi hatte eine Bekannte getroffen — das einzig Peinliche dabei war, daß diese Dame irgendein Theaterdämchen zu sein schien. Wenigstens im offenen Auto hätte Sidi nicht mit ihr fahren sollen. Aber manchmal kann man auch derartiges nicht vermeiden — immerhin nahm er sich vor, seine Frau um einige Vorsicht zu bitten. Sie war ja viel zu verständig, um nicht sofort auf solch einen Wunsch einzugehen.

Er schlenderte langsam nach dem Hotel weiter und ging gleich in den Speisesaal, überzeugt, daß Sidi auch sofort kommen müsse, denn es war schon einige Minuten über die verabredete Zeit. Der Saal war noch ziemlich leer, er fand einen behaglichen Tisch in einer Ecke. Aber Sidi kam nicht. Es verging eine Viertelstunde und noch eine. Er hatte die Weinkarte schon zweimal von vorwärts und von rückwärts durchstudiert und begann, etwas nervös zu werden.

Dann — endlich — erschien sie, sah sich im Saal um und eilte auf ihn zu, sofort in ihrer lebhaften Weise sich entschuldigend: „Sei mir nicht böse, Schatz. Ich komme grad von Gerson, hab' mich wohl ein bissel verspätet ... und auf dem ganzen Weg keine Droschke ... dabei hab' ich einen Hunger ... Duchen ... laß nur schnell was kommen, sonst fall' ich um ..."

Sidi log —

Seine Frau log —

Er war bei ihrem Eintreten aufgestanden und stand immer noch. Wie erstarrt war er, und dabei fühlte er, daß eine eisige Kälte ihm im Nacken emporstieg.

... Seine Frau log ihn an, mit lächelnden Lippen, mit lächelnden Augen —

Er konnte es gar nicht fassen, nicht begreifen. Aber mit einem Male schossen ihm drei — vier Vorfälle durch den Sinn, in denen sie es schon während der Reise mit der Wahrheit nicht genau genommen hatte. Das waren Kleinigkeiten, Albernheiten gewesen, nicht der Rede wert — eine Differenz wegen irgendeiner Rechnung, eine Ableugnung in Gegenwart der Zofe — so geringfügig, daß er sie gar nicht beachtet hatte. Jetzt gewann das plötzlich Schwere und Gewicht.

„Aber was hast Du denn, Erich? Soll ich wirklich verhungern?"

Ja so —

Und da stand der Kellner. Um Himmels willen hier keine Szene.

Er setzte sich wieder, er bestellte ganz mechanisch. Und dann, als sie allein waren, fragte er: „Hoffentlich hast Du auf dem Fußmarsch von Gerson bis hierher Dich nicht zu sehr erhitzt. Es ist heiß heute."

Aber er war ein sehr schlechter Schauspieler.

Sidi wußte sofort, daß er sich mühsam beherrschte. Mehr: sie fühlte instinktiv, daß sie auf ihrer Lüge ertappt war. Nur noch herausbekommen wollte sie, inwieweit, wodurch — zugleich vorbauen, eine hübsche Ausrede vorbereiten und beileibe nicht die dumme Geschichte ins Tragische hinübergleiten lassen.

„Na, spotte Du nur! Gebraten bin ich fast, und wenn ich nicht zufällig eine Freundin getroffen hätte, eine mitleidige Seele, die mich in ihrem Auto bis hierher mitgenommen hätte, dann stünde heut abend in der Zeitung, daß mich der Hitzschlag getroffen."

Der Kellner servierte. Erich zwang sich, sein Fleischstück zu zerschneiden, stürzte hastig ein Glas Wein herunter. So also log sie — noch weiter log sie — ich komm' gerade von Gerson, hatte sie vorhin gesagt; er hatte sie vor reichlich einer halben Stunde auf der Fahrt nach dem Tiergarten gesehen — jetzt hatte diese mitleidige Seele sie bis hierher mitgenommen ...

Er konnte nicht mehr an sich halten. Er legte Messer und Gabel fort und sagte: „Ich sah Dich vor einer halben Stunde an der Ecke der Wilhelmstraße. Du fuhrst nach dem Brandenburger Tor zu — mit einer Dame ..." Seine Stimme klang ganz rauh.

Sie aß scheinbar ruhig weiter. Immer in der Empfindung: Nur die Geschichte nicht tragisch werden lassen! Und im fröhlichsten Ton plauderte sie: „Vor einer halben Stunde? Ist's denn möglich, hab' ich Dich so lange hungern lassen, armer Schatz. Ja, weißt Du, das war ja eben die Mizzi Schreiber, die mich auf der Straße aufgelesen hat. Na, und die quälte dann Stein und Bein, daß ich mir ihre neue Wohnung ansehen sollte. Unter den Zelten, weißt Du — ganz reizend! Ein kleines Schmuckkästchen —"

„Und wer hat sie ihr eingerichtet?"

Sie blinzelte drollig: „Ich hab' nach der Möbelfirma nicht gefragt."

„Danach fragte ich auch nicht."

„Na ... das andere geht mich doch nichts an."

„Mich auch nichts. Aber das geht mich etwas an: daß meine Frau sich nicht mit einer Dirne öffentlich zeigt."

Er hatte leise, aber so scharf gesprochen, wie noch nie. Sie biß sich auf die Lippen, und das Blut strömte ihr ins Gesicht. Ihr schoß jäh durch den Sinn: aufspringen, den Stuhl beiseite stoßen, ihm die Serviette hinüberwerfen, grob werden! War das eine Manier, ihr Vorwürfe zu machen! Ohne jeden vernünftigen Grund. So etwas durfte man gar nicht aufkommen lassen —

Aber mehr noch als seine Worte war ihr der rauhe, harte Klang seiner Stimme auf die Nerven gefallen. Und als sie nun wieder zu ihm hinüberblinzelte, sah sie, daß sich seine dichten Brauen eng aneinandergeschoben hatten; eine tiefe, scharfe Falte lag dazwischen. Wie ein alter Mann schaute er drein.

Es war wohl doch klüger, sich zu ducken. Schließlich ließ er sich um den Finger wickeln. Und am Ende — so grob er war — ganz unrecht hatte er auch nicht.

„Sei nicht böse, Erich," bat sie hastig. „Ich hab's mir gar nicht überlegt. Himmel — wenn man plötzlich solch alte Bekannte wiedersieht. Wir sind doch in Graz zusammen gewesen" — das ‚engagiert' verschluckte sie — „zusammen gewesen, und die Schreiber ist solch ein liebes, gutherziges Ding. Ein bissel leicht — na ja. Aber Du hättest nur sehen sollen, wie sie sich freute. Ich seh's ja ein, ich hätt's nicht tun sollen, ich will vorsichtiger sein. Und nun ist's gut, Erich — was?"

Er antwortete nicht. Er hatte Messer und Gabel wieder aufgenommen, schnitt an seinem Fleisch herum, bis es in winzig kleine Stücke zerteilt war. Essen konnte er freilich keinen Bissen.

Zum ersten Male hatte er die Empfindung: sie spielt Komödie vor Dir, es ist ihr gar nicht ernst mit dem, was sie sagt; und wenn es ihr im Augenblick ernst ist, so lacht sie sich im nächsten darüber hinweg. Es war eine widerwärtige Empfindung, die ihm den Hals zuschnürte, daß er kein Wort herausbringen konnte. Und er wollte auch keine weitere Auseinandersetzung. Hier nicht. Vielleicht war's Einbildung, aber ihm kam es vor, als sähe der eine oder andere der spärlichen Gäste im Saal beobachtend zu seinem Tisch herüber.

Sidi sagte noch einmal bittend: „Bist wieder gut, Schatz?"

Er regte sich nicht, sprach nicht ja, nicht nein, schüttelte nicht den Kopf, neigte ihn nicht zustimmend. Die schmale, tiefe Falte stand noch immer zwischen den eng aneinander gezogenen Brauen.

Nun trotzte es auch in ihr auf. Was wollte er denn eigentlich? Mehr als abbitten konnte sie doch nicht. Das war schon zuviel gewesen — eine Dummheit! Ihr erstes Gefühl, das war richtig: aufspringen, den Stuhl fortschleudern, ihm die Serviette vor die Füße werfen, eine ordentliche Szene machen — na, und dann, wenn er klein beigab, dann konnte man sich ja gnädig versöhnen lassen. Solch eine Versöhnung hatte immer ihre besonderen Süßigkeiten. Dazwischen dachte sie an Mizzi Schreiber, an allerlei Reminiszenzen, die sie ausgetauscht hatte, an das kokette Nestchen, in dem die liebe Mizzi jetzt hauste, und daß es eigentlich erstaunlich sei, daß die stark Verblühte immer noch ihre Erfolge hatte. Und dann sah sie wieder, flüchtig und verstohlen, zu ihrem Manne hinüber: hübsch war der Erich doch! Bildhübsch gerade jetzt mit der Zornesfalte, die dem jungen Gesicht solch eigenen, düsteren, ernsten, solch männlichen Ausdruck gab ...

Finish. Gemälde von Prof. Angelo Jank.

Plötzlich stand Kertzin auf. Er hielt es nicht mehr aus. Stand auf, machte seiner Frau etwas wie eine knappe Verbeugung und wartete, daß auch sie sich erheben sollte.

Schweigend schritten sie durch den Saal, über den Korridor, an den Garderoben vorbei, zum Fahrstuhl.

Sie trotzte noch immer. Oben erst, dicht vor der Tür ihres Salons, überfiel sie die Angst. Sie drängte sich an ihn, suchte seine Hand zu fassen. „Duchen..." Es war, als bemerkte er es gar nicht.

Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, wollte sie schnell an ihm vorüber ins Schlafzimmer. Aber da faßte er sie am Handgelenk. Er mußte sich endlich aussprechen, mußte sich Luft machen, ihr alles sagen, was er dort unten, vor den fremden Augen und Ohren mühsam zurückgedrängt hatte. Stoßweise sprach er, mit seiner schweren, rauhen Stimme.

„Das ... mit Deiner Freundin ... ehemaligen Freundin ... das ist in meinen Augen gar nicht das Schlimmste. Traurig genug zwar, daß Du vergessen hast, wer Du jetzt bist, daß Du Rücksichten zu nehmen hast. Aber wenn Du's mir gleich offen gesagt hättest, dann ... dann wäre ich leicht drüber weggekommen. Daß Du mich belogen hast ... daß Du mich zu belügen versucht hast, das kann ich nicht überwinden. Ich hasse nichts mehr als Lüge und Unwahrheit. In der ganzen Welt, und nun gar zwischen Mann und Frau. Lügen vertrag' ich nicht, Sidonie ... Lügen vertrag' ich nicht! Das laß Dir ein für allemal gesagt sein!"

In ihr kroch noch einmal die Angst hoch. Sie wollte sich schon wieder ducken, zärtlich werden. Doch gleich schob sich die Überlegung dazwischen: gibst Du jetzt nach, so hast Du für immer verspielt! Und dann tat er ihr körperlich weh, so hart hatte er sie angefaßt.

„Ich lasse mich nicht grob behandeln!" schrie sie ihn an. „Grob behandeln für nichts und wieder nichts. Ich hab' Dich nicht belogen. Rein lächerlich benimmst Du Dich, und brutal ... wie ... wie ein Rollkutscher. Soll ich Dir etwa für Schritt und Tritt Rechenschaft schuldig sein? Dann hättest Du Dir irgendein höheres Töchterchen heiraten sollen, aber nicht eine freie Künstlerin! Verstehst Du: einen selbständigen Menschen! Das laß Dir gesagt sein ... auch ein für allemal!"

Mit blitzenden Augen stand sie vor ihm, schüttelte die erhobenen Hände vor seinem Gesicht, daß die Armbänder klirrten, und dann stürmte sie an ihm vorüber, warf die Tür ihres Zimmers ins Schloß, und er hörte, wie sie den Riegel vorschob. —

Eine Stunde später kam sie in den Salon zurückgeschlichen. Ganz leise.

Erich lag auf der Chaiselongue, den Kopf in die Hände vergraben.

Neben ihm hockte sie nieder, zog ihm sacht die Hände vom Gesicht, hielt ihm ihr rechtes Handgelenk hin und sagte schmeichelnd, auf ein paar rote Stellen tippend: „Da küß', Du Bär'!" Eh er's noch tun konnte, umschlang sie ihn mit beiden Armen, küßte ihn und raunte ihm zu: „Was für große Kinder sind wir doch! Uns so zu zanken ... wir beide! Komm ... wieder gut sein! Lieb haben! Duchen ... Schatz ... lieber, dummer, alter, ekliger Erich ..."

Er sah ihr in die geliebten Augen, sah, daß sie geweint hatte, sah noch eine Träne in den langen Wimpern. Schmerzlich seufzte er auf. Legte seine Hand um ihren Nacken und zog ihren Kopf fest an den seinen, bis Wange an Wange lag. Und sie lachte und jubelte schon wieder: „... lieber, böser, dummer Herzens-Erich ..."

Es blieb wohl ein Rest. Aber aus der Wolkenwand lugte doch von neuem die Sonne.

Vor dem Diner machten sie einen ‚Bummel', wie Sidi es nannte, die Linden entlang. Sie liebte das sehr: ganz gemächlich und langsam sich durch den Menschenstrom schieben, ein paar bewundernde Blicke auffangen, vor der und jener Auslage stehen bleiben, hier ein schönes Schmuckstück, dort einen schicken Hut anschauen, vielleicht auch einmal auf einen Stipps in einen Laden eintreten; die neusten Photographien in den Schaukästen, die bunte Blumenpracht beim Erfurter Schmidt, die Aushängeschilder des Metropol-Theaters und des Panoptikums, das alles machte ihr Vergnügen. Sie war in rosigster Stimmung

— ‚Schwamm drüber!‘ hatte sie sich gesagt. ‚Meine Meinung weiß er jetzt. Und im übrigen ist er ein liebes, famoses Kerlchen. Allerhand Achtung!‘ Er war noch immer schweigsam. Aber auch er war mit sich zu Rate gegangen. Vielleicht hatte er die ganze Sache doch zu schwer genommen, sie zu sehr auf die Spitze getrieben. Nachsicht hätte er haben müssen. Auf Sidi einwirken, sie erziehen — und war grob geworden. Die roten Flecken an ihrem Handgelenk brannten auf seiner Seele.

Sie hatten gerade vor Santen gestanden, und Sidi hatte mit der Imitation eines altägyptischen Schmuckstücks so drollig geliebäugelt, daß er schon schwankte, ob er die Skarabäenbrosche kaufen sollte — da sah er plötzlich die endlos lange, hagere Gestalt seines Schwagers vor sich und daneben das zierliche Figürchen seiner Schwester. So dicht, daß ein Ausweichen nicht möglich war. Sie traten gerade aus dem Laden, Claire hatte am Zeigefinger der linken Hand ein kleines Paketchen hängen, mit dem sie lustig hin und her pendelte.

Ein Gruß — nicht mehr —

Er dachte an die Begegnung mit Prachs in Venedig. Zog den Hut —

Aber Claire schien anderer Ansicht. Sie blieb stehen, stieß ihren Mann an ... „Matthias!“ ... nickte, streckte die rechte Hand mit gehobenem Ellenbogen aus: „Grüß Gott, Erich! Du in Berlin? Bitte —“ und reichte auch schon Sidi die Hand: „Ich freu' mich riesig ... also so, auf der Straße, lernt man sich kennen, liebe Schwägerin. Erlauben Sie: mein Mann! Sonnige Flitterwochen gehabt? Famos seht Ihr aus, alle beide!“

Sie stand, allein lächelnd, immer wieder nickend, lebhaft gestikulierend, völlig unbefangen, zwischen den Befangenen.

Am wenigsten verlegen war noch Sidi. Sie stutzte zuerst, aber sie schüttelte die Befangenheit schnell ab, hatte sofort erspäht, wie dieses Puppengeschöpfchen den Ellenbogen hob, die Hand reichte, und ahmte es nach. Und im instinktiven Wunsch zu gefallen, gerade hier zu gefallen, spielte sie die Bescheidene. Errötete ein wenig, knickste etwas sehr jugendlich, sprach äußerst sanft und leise: „Sie sind sehr gütig, Frau Baronin —“

Erich sah sofort den mediſanten Zug im Gesicht der Schwester und das verschärfte Lächeln um die schmalen korallenroten Lippen. ‚Frau Baronin!‘ Es klang norddeutschen Ohren nun einmal domestikenhaft. Schnell mischte er sich ein: „Ich kann Euch Dein Kompliment zurückgeben, Claire. Ihr seht auch brillant aus. Und Matthias ist wie immer das Muster eines galanten Ehemanns —“ er deutete auf das kleine Paketchen. „Ich schwankte, ob ich meiner Frau ein kleines Geschenk machen sollte, aber bei mir siegte die Tugend ... oder vielmehr der Geiz.“ Matthias zeigte die gelben großen Zähne. Es war alles gelb an ihm: das hagere Gesicht gelb, die Haarfarbe gelb, der Anzug von gelber Chinaseide, Schuhe und Strümpfe gelb, der Panamahut gelblich. Keine Symphonie, aber mindestens eine Harmonie in Gelb; verdreht, aber mit Methode durchgeführt. Sicher hatte er das Vorbild auf irgendeinem Rennplatz ergattert.

„Geht Ihr dort hinunter oder zum Schloß hinauf?“ fragte Claire. „Uns ist's ganz egal — wir können doch noch ein bissel paudern. Matthias, nimm Dich Deiner schönen Schwägerin an. Eifersüchtig bin ich nicht.“

Eine Ausrede war da unmöglich, wie vorher im Ausweichen. Claire hakte bei dem Bruder ein und schob ihren Gatten nach vorn. „Liebe Sidi, Ihr chikes Spitzenkleid paßt wunbar zu meinem gelben Hampelmann — avanti!“

Und dann fragte sie, als sie von den beiden eine kleine Distanz gewonnen: „Nun, cher frère? Glücklich? Ganz glücklich?“

„Ja —“ gab er kurz zurück. Er war außer sich: über die ganze Begegnung, über die Art, in der die Schwester ihn an ihre Seite zwang.

„Ich hab's ja immer gesagt —“

„Davon hab' ich bei unserer letzten Unterredung in Mamas Salon wahrhaftig nichts gemerkt.“

„Ah — geh doch. Laß die ollen Kamellen. Im Grunde war ich auch da auf Deiner Seite. Und dann — Matthias sagt's auch — man muß immer mit den Tatsachen rechnen. Mir war's eine Wohltat — wahrhaftig! — daß sich die

Gelegenheit eben so gut fügte. So haben wir gleich unsern Frieden gemacht." Sie wandte unter dem rosenübersäten Frühjahrshut ihr spitzes Näschen ihm herausfordernd zu. „Unterschreibe Du nur auch gleich die Friedensakte."

„Ich kann nicht so leicht vergessen —"

„Dann bist Du töricht, mein Lieber. Bundesgenossen im feindlichen Lager sind stets gut. Und Mama repräsentiert noch ganz das feindliche Lager ... Übrigens sieht Deine Frau todchik aus, fabelhaft chik. Höchstens ein bißel zu elegant für die Straße."

Er überhörte die kleine Spitze. Vor ihm tauchte mit einem Male wieder das Elternhaus auf. Aber er dachte dabei eigentlich nicht an die stolze alte Frau — an Marga dachte er unwillkürlich.

„Ich schickte einen Boten nach der Fasanenstraße hinaus," sagte er liebenswürdiger als vorher. „Mit einem Brief an Marga. Aber er kam zurück. Mama und Marga sind verreist?"

„Ja. Baden-Baden. Marga ist der Winter nicht sonderlich bekommen. Sie pimpelt ja immer."

„Sie ist so zart. Aber es ist doch nichts Ernstliches?"

„Bewahre. Die liebe Marga verzärtelt sich nur. Wenn sie sich etwas trainieren würde, ordentlich Sport treiben, anstatt über Büchern zu brüten, frische Luft atmen, anstatt am Kamin zu hocken, dann würde sie so gesund sein wie ich. Oder wie Deine Frau. Die blüht ja förmlich. Famos! Ich bin nur neugierig, was Matthias sagen wird. Er hat freilich 'nen anderen Geschmack — aber kenn' einer die Männer aus! Abwechslung lieben sie alle." Sie sah scharf nach vorn. „Na, der Geizkragen, den Du Dich vorhin nanntest, scheinst Du doch nicht zu sein. Die Spitzen kosten sicher 'ne Stange Gold. Aber — entre nous soit dit — Du solltest Deiner lieben Frau raten, das Kleid ein wenig vorsichtiger zu raffen —"

Diesmal überhörte er die Malice nicht. Und sie verdroß ihn um so mehr, als er sah, daß die Schwester recht hatte. Sidi zeigte nicht nur den reizenden Fuß, sondern noch ein ganzes Stückchen eines durchbrochenen Seidenstrumpfes.

Er wollte ärgerlich entgegnen. Aber er kam nicht dazu, denn gerade wandten sich die Voranschreitenden. Das gelbe Gesicht von Matthias hatte eine Nuance Rot gewonnen, Sidi strahlte. „Am Ende werd' ich doch noch eifersüchtig," sagte ihnen Claire, als sie vorbeigingen. Und dann seufzte sie komisch gegen den Bruder: „Ja — das Künstlerblut. Da müht sich unser eine, den Mann zu fesseln, täglich aufs neue, und ist täglich wieder in Sorge, daß er einem entwischt. Aber mit 'ner Künstlerin ist das ganz anders: die reizt immer, die gefällt immer ..."

„Sidi ist nicht mehr bei der Bühne, bitt' ich Dich zu berücksichtigen."

„Ach was! Das steckt eben im Blut. Mach kein solch' böses Gesicht, Erich — es soll ja eine Anerkennung sein. Sie brach ab —, es mochte ihr doch besser erscheinen, das Thema zu wechseln. „Ihr bleibt noch einige Zeit in Berlin?"

„Nein. Wir gehen nach Waldow."

„Na, cher frère, ob es Deiner Frau da gefallen wird? Eine Weile, ein kleines Weilchen ist ja Waldow sehr angenehm. Aber auf die Dauer —"

„Das laß nur unsere Sorge sein."

„Gerade liebenswürdig bist Du nicht, wo ich's doch nur gut meine. Man muß nichts Unmögliches verlangen. Das einsame Waldow — und Deine Frau: lieber Kronensohn, das ist eine Unmöglichkeit." Wieder wechselte sie das Thema; sie hatte einen Blick des Bruders aufgefangen, der ihr das rätlich erscheinen ließ. „Übrigens muß ich Dir noch etwas von Marga erzählen: sie hat wieder einmal einen Korb ausgeteilt."

„Dann wird Marga sicher gewußt haben, weshalb."

„Meinst Du?" Sie sah den Bruder forschend an, und sie las es in seinem Gesicht: er zwang sich, nicht weiter zu fragen. Ein paar Atemzüge lang schwieg sie. „Ich begreife Marga nicht, und Matthias ist ganz meiner Ansicht. Solch eine glänzende Partie! Es hätte alles so vortrefflich zusammen gepaßt: Alter, Vermögen, Stand. Und wir dachten alle, daß sie ihn gern möchte —"

Er fragte immer noch nicht.

„Du scheinst Dich wenig für die Ver-

wandtschaft zu interessieren. Kurt Waggenhald war's —"

Scharf sah sie ihm ins Gesicht. Überrascht war er doch. Es wäre in der Tat eine glänzende Partie gewesen. Der Geheimrat galt als einer der liebenswürdigsten Männer, der Ruf eines außergewöhnlich tüchtigen Beamten ging ihm voraus, man schätzte ihn allgemein; Erich hatte unter ihm im Amt gearbeitet und in dem Vorgesetzten den Menschen verehren, lieben gelernt. Sie hätten vorzüglich zueinander gepaßt, diese beiden stillen, ehrlichen Leute. Diesmal hatte Claire die Wahrheit gesprochen. Und dennoch! Claire wartete gespannt. Aber der Bruder schwieg hartnäckig. „Na — was sagst Du dazu?" fragte sie drängend.

Er wußte selbst nicht, warum er nicht sagte: ‚Schade —' Aber er empfand ein seltsames Gefühl der Freude. Keiner lauten, jubelnden Freude, vielmehr ein merkwürdiges, leises Klingen im Herzen. Aussprechen konnte er es nicht, am wenigsten der Schwester gegenüber. Sie würde ihn nimmer verstanden haben.

„Ja — Marga —" sagte er endlich. Und auch das war eigentlich mehr zu sich selber gesprochen, als zu Claire.

Und jetzt standen sie gerade vor dem Vestibül des Hotels, wo der Schwager und Sidi schon Posto gefaßt hatten. Beide anscheinend sehr vergnüglich gestimmt. Es war ein großes Drängen und Schieben und Hasten; ein paar Droschken mit neuen Gästen hielten vor dem Hause; die Boys eilten hin und her; die Hausdiener luden Riesenkoffer ab; irgendein Exote konnte sich nicht mit dem Portier verständigen; eine amerikanische Reisegesellschaft unterhandelte mit dem Direktor; dazwischen stürmten Briefträger mit der Abendpost und Depeschenboten in das Hotel. Ein längeres Abschiednehmen war unmöglich. Es blieb bei einem Händeschütteln. —

Sidi und Erich sprachen während des Abends wenig von der Begegnung. Einmal sagte sie: „Duchen, Deine Schwester ist aber mal eine liebenswürdige Frau, ganz anders wie die Mazibille in Venedig. Und riesig pikant ist sie. Man sollte glauben, die Männer müßten rasend in sie verschossen sein." Und ein andermal: „Herr von Schlohbrügge ist 'n ganz netter Mann, find' ich. Komisch, wie er aussieht. Aber man kann sich dran gewöhnen." Dabei lachte sie.

Er antwortete kaum, achtete überhaupt weniger auf ihre Reden als sonst. Seine Gedanken schweiften immer wieder ab, wanderten, arbeiteten. Es war etwas aufgestört in ihm, und er wußte selbst nicht was. Aber er war dabei nicht mißgestimmt, trotz seiner Schweigsamkeit. Manchmal sah ihn Sidi heimlich an: saß doch ein Stachel in seinem Herzen, trug er ihr die Geschichte von heute vormittag nach? Es schien nicht so; er war lieb und aufmerksam, nur so eigen schweigsam ... der komische Heilige ...

Nur ganz spät wurde er einmal ungehalten.

Länger konnte sie es ihm doch nicht verschweigen; es quälte sie geradezu — drollig wie die Sache war, wie Sidi sie fand.

Sie kauerte sich neben ihn und tuschelte ihm zu: „Duchen, weißt Du, wessen Photographie in so großem Rahmen ich heut vormittag gesehen habe? Weißt Du, wer Mizzi das reizende Nestchen eingerichtet hat ..."

Da sagte er erregt: „Laß den Schmutz!" Und schob sie von sich. — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Getrost.

Warum soll mir bangen in der Nacht?
Wandert fern nicht schon der lichte Morgen?
Wandert näher, hellen Angesichts?
Und an seiner Brust bin ich geborgen.

Ist die Nacht auch noch so sternenleer,
Rauschen noch so tief die schwarzen Bronnen,
Horch! die erste frühe Lerche singt,
Selig, wieder sich im Licht zu sonnen.

Und die letzte und die längste Nacht?
Kann sie länger als mein Seufzer dauern?
Kaum, daß Ihr die Tore aufgetan,
Wiegt die Seele sich in Morgenschauern.

Gustav Falke.

Firnistag des Pariser Salons. Von W. Fred.

Früher mußte es Frühling sein, schimmernder blütenreicher Frühling an dem Tage, an dem sich der Salon öffnete, die Menge der schönen Menschen, jene Gruppen, die sich einbilden, das kulturelle Leben einer Zeit zu bestimmen und die in Wahrheit nur dem gesellschaftlichen seine äußere, manchmal ja allerdings scharmante Form geben, sich versammelte, um einen Tag lang oder doch wenige Stunden eines hellen Tages hindurch der Kunst einen Besuch abzustatten. Durch die sonnige Luft wehte der erste warme Atem, und man freute sich, das erste Fest — in Frühlingskleidern — feiern zu dürfen. Auch heutzutage ist's noch so; aber nicht nur so! Denn auch der Herbst bringt einen „Salon" und die Gelegenheit, im Zeichen der Kunst gesellig, schön, geistreich zu sein. Der Firnistag des ursprünglichen Salons in Paris — das war von alten Zeiten her ein wundervoller Tag des jungen Jahres: es entschieden sich da Hoffnungen, leichthin wurde über Talente und gar Genies entschieden, indes geputzte Menschen einander lächelnd Freundlichkeiten sagten oder hinter glatten Mienen Bosheiten nicht immer allzu sorgsam verbargen. Das Leben eines Salons war es eben, verschönt vom Frühlingsglanz des jungen Jahres und erhöht von der künstlerischen Umgebung; aber man glaube nicht, daß die jährlichen Bilderausstellungen, in denen französische Künstler und ihre ausländischen Gäste zeigen, was sie in ihrer letzten Schaffenszeit dem Genius, dem Fleiße oder der Laune abgerungen haben, daß dieses Massenaufgebot von Malereien und Skulpturen seinen Namen Salon davon bekommen hat, daß ein geselliges Fest mit dieser künstlerischen Darbietung verknüpft war. Seit Jahrhunderten schon heißt der „Salon" Salon, und doch hätte man niemals daran gedacht, diesen Namen der Bilderschau zu geben, wenn nicht ein realer Anlaß ihn gebracht hätte. Trotzdem im XVII. und XVIII. Jahrhundert so gut wie in unseren Zeiten schon dieser Tag den Frauen die ersehnte Gelegenheit gebracht hat, ihre neuen modischen Kleider, früher einmal den barocken Kopfputz und heute die monumentalen Hüte zur Schau zu tragen und in einem anderen und darum amüsanteren Milieu jenes mondaine Leben fortzusetzen, das man vor wenigen Stunden bei einem Souper, nächtlichen Fest oder am Ausgang einer theatralischen Vorstellung abgebrochen hat. Denn ob man das Jahr 1733 schreibt oder das Jahr 1908, ob es sich um die Promenade in Longchamps oder um die Hindernisrennen handelt, ob der Rahmen von Flirt, Passion und Causerie ein Ballsaal, ein chinesisches Fest, ein elektrisch beleuchteter Park ist —, es sind dieselben Menschen, vom gleichen Gesetze der Sitte geleitet, die ihren Sinnen Freude, ihrem Leben Inhalt, ihrer Persönlichkeit die größtmögliche Freiheit zu schaffen suchen; ein Rahmen nur wie der Dinersaal, das Restaurant, das Tanzlokal sind die Säle, an deren Wänden die Bilder hängen, so vieler Mühe Preis; eine Gelegenheit ist da, um zu sprechen, vielsagend zu schweigen, sich Zärtliches oder Geheimnisvolles zuzuflüstern, Verschwiegenes anzudeuten, Cliquen zu bilden, seine Stellung in der Gesellschaft zu messen und zu genießen, seine Wirkung auf die Mitmenschen zu erproben, zu intrigieren, eitel zu sein oder auch naiv sich des Tages freuen, der bunt und hell prangt.

Denn Frühling mußte es viele Jahrhunderte sein, wenn der Salon seine Türen zum ersten Male den privilegierten Menschen öffnen sollte, die vor der profanen Menge Zutritt hatten. Ja, die ersten Salons, die verlangten allerdings die schöne Jahreszeit, denn noch wölbte sich kein schützender Himmel über den umherwandelnden Beschauern und den Werken; in den Gärten des Palais Royal, in den Galerien und Laubengängen fanden diese ersten Ausstellungen ein glückliches Publikum von „Connoisseurs", die in enger Beziehung zu den Malern, ihrem Leben und ihren Festen den Firnistag kaum erwarten konnten, an dem im Spiegel der Malerei ihre Existenz sich zeigen sollte. Man bewunderte die Kunstwerke und die Werke gut Bekannter so gut wie ihre Modelle, man sprach von schönen Farben zwar weniger als von amüsanten Zusammenhängen zwischen manchem Bilde, seinem Schöpfer und irgendeiner schönen Dame, die Modell gewesen war. So fing's im XVII. Jahrhundert an, und erst 1669 übersiedelten die Künstler, natürlich die privilegierten, denen die Sonne des Hofes und der königlichen Schranzen schien, in den Palast des Louvre, und zwar gab man ihnen für ihre Ausstellungen zuerst die „Große Galerie", dann einen Saal, den man „Salon Carré" zu nennen sich gewöhnt hatte. Und dieser Name des Ausstellungsortes nun dieser zufällige Titel eines Raumes, hat die Bezeichnung bestimmt, die die großen Bilderausstellungen all die Jahrhunderte hindurch getragen haben, die ein terminus technicus wurde, und es mag auch recht so sein, weil sich in diesem Salon Carré und in den geringen Räumen, die man später, als die Zahl der künstlerischen Werke immer größer wurde, den Artisten noch dazu verstattete, jene hohe Zeit der französischen Kunst abspielte, die durch die Namen des van Loo, Boucher, Watteau, Fragonard angedeutet wird, so daß, kaum erinnert man an diese

Künſtler, ſofort dem nur ein wenig kundigen Leſer das Bild einer liebenswürdigen, galant bewegten Zeit erſteht, in der ein jeder eigentlich Künſtler war. Und wenn er nichts abſolut Künſtleriſches ſchuf, kein Bild, keine Statue, ſo ſchrieb er doch die hübſchen Briefe, die behenden Gedichte, die graziöſen Memoiren, die uns jene Zeit zurückließ, und tat er auch das nicht, ſo wußte er doch, das Leben ſelbſt zum Kunſtwerk umzuformen, ein Menuett zu tanzen, eine Intrige anzuknüpfen, in einer Anekdote, in ein paar ſchön gefügten Sätzen den Sinn einer ganzen Epoche einzufangen. Und erwies ſich ſo als — Künſtler.

1725 war es, als man im Salon Carré auszuſtellen begann; das halbe Jahrhundert früher begnügte man ſich mit einer Galerie allein. Schon aber war die Maſſe der Einſendungen, die Zahl der Bewerber, die alle Mittel höfiſcher Künſte und Ränke, geſellſchaftlicher Beziehungen, ja ſogar des Talentes aufwendete, um hier einen Platz — den Platz an der Sonne — zu bekommen, ſo groß, daß man wägen und prüfen mußte, wer einzulaſſen ſei. Das erſte Recht verlangten natürlich „die Maler der Könige", die Akademiker, deren beſte privilegierte Schüler, und über die anderen herrſchte ein wohlbeſtallter Höfling, deſſen Amt es war oder doch ſein ſollte, die Spreu vom Weizen zu ſcheiden. Es mußte erſt die organiſche Entwicklung des Ausſtellungsweſens, das ſo ziemlich in allen Ländern ſich auf die gleiche Art entwickelte, vor ſich gehen, damit aus ſolcher ariſtokratiſchen und willkürlichen Form eine gerechtere und damit demokratiſchere wurde. Die iſt bezeichnet durch die Bildung einer Jury, der es obliegt, bei jedem einzelnen Bilde, das eingereicht wird, zu entſcheiden, ob es zugelaſſen, und wenn, wo es aufgehängt werden ſoll. Schon aus den früheſten Zeiten aber hören wir die Klagen jener, die man abgewieſen hat, hören die ewigen Geſchichten von perſönlicher Mißgunſt, vernehmen die Seufzer über den üblen dunkeln Fleck, den man dem Kunſtwerke eines jungen Genies eingeräumt hat, indes die Alltagsware des großen Kitſchmalers ganze Wände füllen durfte. Ehedem wie heute. Was man über die Ungerechtigkeit der Großen, die künſtleriſche Bedeutung dieſer Ausſtellungen vergangener Jahrhunderte hört, klingt in unſer Ohr ſo ähnlich, als ob's ſich um eine Ausſtellung der letzten Woche handelte, und mit den Beſchreibungen der Chroniſten über das weltliche Treiben der Firniſtage geht es gerade ſo.

Firniſtag, ſo nennt der Jargon der Künſtler und jener, die ihnen nahe ſein wollen, die erſten Tage, eigentlich nur den erſten Tag, an dem bloß eine beſondere Erlaubnis den Zutritt geſtattet. Der Name kommt von der Vorſtellung her, daß an dieſem Tage die Maler im letzten Augenblick es etwa noch verſuchen, ihrem Bilde neuen, ſchönen Glanz zu geben, während ſchon die erſten Kenner die Augen prüfend auf der Leinwand ruhen laſſen. Nimmt man's genau, ſo gibt's drei ſolche Tage: den einen, an dem die Maler wirklich in der Ausſtellung ihr Bild ſuchen, den Platz zu finden bemüht ſind, wo man ihr Werk hingehängt hat, und ihn immer erbärmlich finden. Für den Tag hat die Bezeichnung Firniſtag noch gerechten Sinn: denn manches Bild hat ſeit der Einſendung, während des Transportes gelitten und wird jetzt wahrhaftig noch einmal gefirniſt. An dem Tage iſt das Publikum ganz ausgeſchloſſen, nur die Leute vom Bau dürfen hinein. Tags darauf kommen die Schreiber, kommen ein paar auserwählte Künſtler anderer Fächer, kommt der Dauphin, ein Prinz, kommt Monſieur le Préſident, und nach dieſen beiden Tagen, die noch ſtill und ruhig ſind, ſpielt ſich ein dritter ab, lärmend, voll Verwirrung, bewegt vom ewigem Hin und Her der Meinungen, der Freude, der Schadenfreude, der Entrüſtung, der geſpielten Sittlichkeit, das ganzen Regiſters menſchlicher Empfindungen und Heucheleien. An dieſem Tage ſind die Künſtler, ſo ſonderbar es klingt, in die Ecke gedrückt; ſie ſind zwar alle da, allein nur die großen, jene, die den ſchweren Weg zur Höhe ſchon gemacht haben, außer Künſtlern (oder ohne es zu ſein) Geſellſchaftsmenſchen ſind, mengen ſich mit erhobenem Haupte unter die Geſellſchaft, die heute hier herrſcht. Sie winken Grüße, empfangen die ihnen gebührenden Komplimente, ſie wiſſen mit anmutiger Beſcheidenheit das Lob des Kenners auf das Bild eines Schülers oder Freundes zu lenken, ſie führen ſchöne Frauen durch die Säle, ſie ſind ſelbſt ja Mitglieder jenes geheimen Bundes der oberen Zehntauſend — im XVIII. Jahrhundert waren's tauſend — der an dieſem Tage von zehn Uhr an den Salon ſein eigen nennt. Der kleine oder auch nur in der Bohême, der Künſtlerwelt lebende Künſtler, er mag noch ſoviel Talent haben, wird an dieſem Tage, bedrückt von der Anweſenheit ſo vieler glänzender Menſchen, großer Perſönlichkeiten, blitzender Frauen, anmutiger Mädchen, lächelnd aburteilender Kritiker, in irgendeinem Winkel ſtehen, wird kaum einen Gruß wagen, wenn ein Bekannter ihn ſtreift, und ſich ängſtlich hüten, in der Nähe ſeines Bildes zu weilen, denn er möchte nicht hören, was die losgelaſſene Menge, über die er am Künſtlertiſch und im Atelier manches kräftige Wort gefunden hat und nach deren Beifall ſein Trachten und Sehnen dennoch gehen muß, leichthin über das Werk ſagt, dem er Monate ſeines Lebens geſchenkt hat.

... Lieſt man in alten Blättern, wie ſo ein Salon im XVIII. Jahrhundert ausſah, ſo mag man lächeln. Wir glauben uns gar ſehr verändert zu haben und ſind in gar mancher Beziehung ganz dieſelben geblieben. Kaum daß ſich die Stunden, Tageszeiten ein wenig verſchoben haben, in denen dieſelben Worte denſelben Gefühlen und Poſen Ausdruck geben, dieſelben Geſten ſchön und

förmlich exekutiert werden. Im XVIII. Jahrhundert war's um neun Uhr im Salon schon ganz voll. Heute stehen wir, da die Nacht des Morgens schließt, ein wenig später auf, aber dann, wenn's Mittag wird, sind doch eigentlich dieselben Leute da, die damals gekommen waren — vor hundert und hundertundfünfzig Jahren. Ihre Urenkel und ihnen bis aufs Gewand recht gleich .... Die Galerie der Besucher ist fast so sehenswert wie die Galerie an den Wänden. Man muß sie nicht schildern; jeder kennt sie, und in unseren kosmopolitischen Tagen verwischt der Snobismus sogar bis auf Geringes den Unterschied zwischen einem Berliner, Wiener und Pariser Firnistag; man zeigt sich im Publikum die Modelle der Porträts, sowie der Kleider, es ist die Revue der Mode, der Ehrentag der großen Schneider, und brachte die Vernissage des Jahres 1790 als Errungenschaft die coiffure à la guillotine, so bringt der Firnistag des Jahres 1908 eine neue Ärmelform des Kleides, die heute erst von zwei Modedamen getragen wird und in ein paar Wochen das Allgemeingut der nationalen Kultur sein wird.

Die Salons des XVIII. Jahrhunderts zeichneten sich durch den hübschen ironischen Ton aus, der ja der Äußerung der ganzen Zeit eigen war. So gab es denn schon am ersten Tage, an dem die Türen sich öffneten, eine Fülle von kleinen Broschüren und Pamphleten mit den sonderbarsten Namen, in denen ein Geistreicher oder ein Geistloser über den Clou der Ausstellung zu plaudern, Ruhm zu schaffen oder zu vernichten versuchte. Das Publikum, das wirkliche Publikum der Firnistage, die Eingeweihten nämlich, die wußten, wer zu jener Nymphe und dieser griechischen Göttin heimlich Modell gestanden hatte, blätterten flink in diesen kleinen, zierlich gedruckten Broschüren, in deren dümmsten mehr Geist wohnte, als in den leeren Aufzählungen unserer Kataloge. Wer aber den Mut hatte einzugestehen, daß er von Bildern nichts verstand, für den gab es — damals wohlgemerkt, denn heute hat den Mut einer solchen Aufrichtigkeit niemand mehr — eine besondere Gruppe von Menschen; regelrechte Führer, die an der Türe warteten, bis sich ein Klient fand, den sie nun durch die Säle lotsen konnten, ihm sagen, welches Bild schön und welches häßlich sei, d. h. gefunden werde, und ihm die paar Kunstausdrücke beibrachten, mit denen man sich dann im — „Leben" forthelfen konnte.

Der Salon blieb im Louvre bis zum Jahre 1857; an diesem Zeitpunkt übersiedelte die Société des Artistes français — so nannte sich die veranstaltende Gesellschaft — in den Industriepalast. Mit dieser Übersiedelung ist der demokratische Charakter, den der Salon annimmt, auch äußerlich festgestellt. Das hindert nicht, daß das gesellschaftliche Bild, die gesellschaftliche Bedeutung des Salons dieselbe bleibt. Es ist aber eine schlechte Zeit für die Kunstentwicklung. Und als dann die guten Jahre kommen, jene große Epoche, in der ein halbes Dutzend französischer Künstler der Welt eine neue Art zu sehen weist, findet sie im Salon keinen Platz, er ist längst allzu akademisch, langweilig philisterhaft geworden. Es hat auch wenig geholfen, daß eine Revolution von jüngeren Talenten einen neuen Salon, der sich pompös genug die Société nationale des Beaux-Arts betitelte, ins Leben rief, der zuerst im Ausstellungspalast auf den Champs de Mars eine Zuflucht fand. Weder in dem philisterhaften alten, noch in dem wesentlich recht philisterhaften neuen Salon fanden die großen Künstler gebührende Aufnahme. Jene, deren Werk erst der nachfolgenden Generation in seiner Bedeutung ganz klar werden wollte, jene, die Greise waren oder auch schon gestorben, als ihre Bilder in die Weite zu wirken begannen, konnten von der großen Menge nicht sogleich erfaßt werden. Sie gaben es nach flüchtigen Versuchen auf, in den Massenquartieren der Kunst, zu denen sich die Salons immer mehr entwickelten, eine Heimat zu suchen. Sie, die Großen, konnte nur jener finden, der den Weg zu ihnen *suchte* und in den kleinen Salons der Bilderhändler ihre gelegentlichen Kollektivausstellungen besichtigte. Das Jahr 1900 mit seiner Weltausstellung brachte dann die längst schematisch gewordene Teilung der Bildermassen durch die beiden Salons äußerlich zu einem einmaligen Ende, wodurch jedem, der Augen hatte, bewiesen wurde, daß die später wieder erfolgenden Trennungen nicht in künstlerischen Motiven ihre Ursachen hatten. In dem Grand Palais, das man an der Seine auf dem Gelände der Ausstellung in den Champs Elysées erbaute, sind seit diesem Jahre der alte und der neue Salon friedfertige, nur durch die Himmelsrichtung getrennte Nachbarn, und die Gesellschaft hat zwei Firnistage, zweimal statt eines einzigen, Gelegenheit, ein Fest zu feiern. Nur zweimal? Die sozialistische und anarchistische Natur unserer Zeit ebenso wie der große Abstand, der zwischen braven Geschäftsleuten, die Jahr für Jahr ihre Porträts, Geschichts- oder Genrebilder heruntermalen, und den Schöpfern, die nur dem Wege ihrer Natur zu folgen vermögen, hat es mit sich gebracht, daß zu den zwei Salons in den letzten Jahren zwei andere getreten sind. Beide in jedem Saal mehr Kunst enthaltend, als die anderen in ihrer weiten Flucht von Räumen. Der Salon d'Automne, der im Herbste eröffnet wird und der nun die schon klassisch gewordene Aufgabe übernommen hat, das Werk der Impressionisten zu zeigen, ist der eine, der Salon des Indépendants der andere. Der Herbstsalon ist der einzige, der Nummer für Nummer mit einem starken Ton der Kunst gewidmet ist. Hier sind die Wände nicht, wie in den anderen, mit Bildern von oben bis unten tapeziert, hier sieht man

fast in jedem Werke das Ringen einer starken Kraft und in vielen den reifen Ausdruck einer vollen Persönlichkeit. Er hat auch die jetzt schon pietätvoll zu nennende Aufgabe auf sich genommen, das Werk der großen impressionistischen Maler in abgeschlossenen historischen Sammlungen zu zeigen und durch solches Beispiel auf die jungen Generationen zu wirken. Der Herbst-Salon hat auch an seinem Firnistag ein feiner gesiebtes gesellschaftliches Publikum, das Bild ist ein wenig anders getönt. Hier herrscht die Kunstwelt vor, und wenn im Salon des Artistes français die Familien aus dem aristokratischen Faubourg Saint-Germain sich ein Rendezvous geben, so sieht man hier wenigstens „auch" die merkwürdig geschnittenen Gesichter der prinzipiellen Anhänger alles Neuen und die manchmal noch merkwürdiger geschnittenen Kleider der wenigen Französinnen, die sich vom ehernen Gesetze der Mode emanzipieren, oder der Fremden, der Malweiber und Maljungen ....

Der Salon des Indépendants ist in den großen Glashäusern an den Ufern der Seine untergebracht, die sonst den Blumenausstellungen dienen, und hier hat man die freieste, die — soweit man das sagen kann — anarchische Form der künstlerischen Organisation, wenn man das überhaupt noch eine Organisation nennen kann, vor sich. Im Salon des Indépendants kann ausstellen, wer will, so viel er will, wenn nur der Flächenraum, den die Bilder an der Wand bedecken, nach einem geringen Preis pro Meter bezahlt ist. Hier herrscht also keine Jury mehr, wird kein Talent zerdrückt und auch kein Dilettant von der Pforte der Kunst fortgewiesen. Man kann sich also denken, welche Fülle von Bildern in diesen großen Räumen Jahr für Jahr zusammenkommen; und hier, in dieser Umgebung, wenn nirgend anderswo, muß einem die andere Seite dieser ganzen künstlerischen Frage von den Ausstellungen zum Bewußtsein kommen. Trotz mancher talentvollen, ja genialen Begabung, die sich auch hier insbesondere in den ersten Salons der Unabhängigen zeigte, wirkt die Menge der elendigen Werke erdrückend, und man kommt über die Frage nicht weg, was mit allen diesen Bildern geschieht, wenn der Salon nach ein paar Wochen geschlossen wird. Hier muß jeden, den auch das ökonomische Gleichgewicht im Haushalte der Kunst interessiert, die Vorstellung von den ungeheuren Massen an menschlicher Energie überwältigen, die Jahr für Jahr zur Hervorbringung von Werken verwendet werden, die keinem Freude, keinem Befriedigung bringen. Das ist die andere Seite des glänzenden Bildes. Die eine zeigt den Firnistag, die bewegte Menge schöner, reicher, liebenswürdiger Menschen, bringt einen raschen Blick auf die schöne Straße der Champs Elysées, in der die Equipagen, die Autos vorfahren, bringt eine schnelle aber ungemein eindringliche Impression des modernen Gesellschaftslebens, in dem der erfolgreiche Künstler hoch oben steht. Und die andere zeigt den Schaffenden, der Jahr für Jahr mit den Geburten seiner Phantasie kämpft und dem es nicht gelingen will, den Weg an die Sonne zum Gelingen zu finden; zeigt den Jüngling, der mit verbranntem Gehirn die Nacht durchwacht, weil ihn die Vorstellung von dem Bilde, das er malen will, nicht schlafen läßt, bis dann der grauende Morgen ihn schwach und unfähig vor der Leinwand findet. Diese andere Seite erinnert an die hundertmal zerschellten Hoffnungen des Künstlers, der immer wieder geglaubt hat, dieses Jahr das Werk geschaffen zu haben, das ihn in die Höhe führt, zeigt die Unbarmherzigkeit unseres modernen Lebens, das kein Mitleid kennt, den Großen, der dem Sinne der Masse nicht entspricht, hungern läßt und den geschickten Mann von mittlerem Maße feiert, so lange er ihre Wünsche erfüllt, zeigt die Härte der Kunst, bei der der Fleiß nichts gilt und das Talent, das Gelingen alles.

Auf dieser anderen Seite des Gemäldes mag eine Miniatur jene Szenen darstellen, die sich an der Hintertür der Salons abspielen, wenn die Maler ihre refüsierten Bilder nach Hause nehmen und in ihrem Antlitz sich Verachtung mit Bitterkeit paart. Und morgen beginnt mit zusammengebissenen Zähnen der Kampf aufs neue ....

Wer den Sinn einer menschlichen Institution begreifen will, muß es versuchen, rundum zu gehen, und wer die heitere, bewegliche Liebenswürdigkeit eines Firnistages mitgemacht hat, der mag sich für einen jähen Moment der Kehrseite der Medaille entsinnen. Jener, wo die anderen dargestellt sind, die den Weg zum Ruhm ebenso heftig und fleißig mit dem ganzen Einsatz ihres Seins gesucht, aber nicht gefunden haben, und jener, die am Wege ermattet gestorben sind ...

Frühling.

Der laue März und der feuchte April
Die singen alte Lieder.
Mein Herz weiß nimmer, was es will,
Es träumt und dichtet wieder.

Vom Venusberg ein verlorener Klang
Streift mich mit süßem Grauen,
Der Föhnwind ruft, der Amselsang
Verweht so bang im Blauen.

Sei stille, Herz, das ist vorbei,
Laß Deine Träume vergehen!
Du sollst dem Freudenbringer Mai
Klar in die Augen sehen.

Hermann Hesse.

Digitized by Google

Flora.

Bronze von Carl Ebbinghaus.

Lenzesklänge.

Buchschmuck
von
Else Winkler von Röder.

Einladung nach Gardone. An H. R.

Liebe Freundin und Kollegin,
Frühling wird's nunmehr in Eile.
Nicht mehr schießt die Sonne schräg hin
Auf den See die goldnen Pfeile.

Willst Du sehn im lauen Winde
Diese schönen Ufer lachen,
Mußt Du Dich geschwind, geschwinde
Auf die blauen Strümpfchen machen.

Denn noch eh' wir's recht gewahren,
Flieht der Lenz von diesen Fluren,
Und dann kommen die Zanzaren
Mit noch andern Seccaturen.

Freilich hätten wir ein kleines
Stübchen nur Dir einzuräumen,
Doch geschaffen wie nicht eines,
Drin zu dichten und zu träumen.

Denn herein zu Deinem Fenster
Wird der Monte Baldo grüßen.
Noch von blankem Schnee erglänzt er,
Und der See blaut ihm zu Füßen.

Abends magst Du der Terrasse
Dich zum Ruheplatz bedienen,
Wenn heraufklingt von der Gasse
Nachtmusik der Mandolinen.

Hörst Du vollends unsres Hündchens,
Deines Freundes, Stimme tönen,
Wirst Du schwerlich Dich nach Münchens
Prinzregentenoper sehnen.

Lockend wird das Bier Dir kaum sein.
Und der Bock erscheint im Mai erst,
Während Du in Astis Schaumwein
Heitre Freundschaftsorgien feierst.

Also, daß Du flugs zur Reise
Schnürst Dein Bündel, laß uns hoffen.
Weißt Du doch: in Villa Heyse
Stehn Dir Tür und Herzen offen.

Paul Heyse.

Stadtkinderfrühling.

Die letzten Hagel fielen
Durch hellen Sonnenschein,
Mit ihren Murmeln spielen
Die Jungen wieder im Frei'n.

Das ist das sicherste Zeichen,
Wenn dieses Spiel beginnt:
Nun muß der Winter weichen!
Nun weht der weiche Wind!

Die kleinen Mädchen tragen
Die Puppen schon vors Haus;
Es kommen Kinderwagen
Aus jedem Tor heraus.

Aus Kissen und Decken heben
Sich Köpfchen rosig rund,
Die blicken groß ins Leben,
Bestaunen jeden Hund;

Bis schließlich sie ermattet
Der warme, schmeichelnde Wind
Und, wagendachumschattet,
Sie wieder im Schlummer sind.

Marx Möller.

Erster Frühlingstraum.

Von Gustav Falke.

Komm, Schwester, an den Fluß, zum Wiesenrain,
Da ist heut nacht der Frühling ausgestieget.
Ich sah ihn sich im Silbernachen wiegen,
Der glänzte märchenhaft im Vollmondschein.

Ich schlief nicht und saß aufrecht da und klar,
Durchs Fenster fiel mein Blick, in wachen Träumen.
Es rauschte laut in unsern Gartenbäumen,
Doch war der Himmel still und sternenklar.

Da kam es wie ein zweiter Mond herauf
Und überstrahlte noch einmal die hellen
Wiesen und Wälder und den Fluß. Die Wellen
Blitzten in abertausend Funken auf.

Doch war's kein Mond. Ein Nachen war's, drin stand
Ein blonder Knabe. Ach, ich kann's nicht sagen —
So wie die Prinzen ihre Stirnen tragen,
So frei und stolz. Und hier stieg er ans Land.

Die Locken schmückte ihm ein Veilchenkranz,
Und eine Geige trug er in der Hand. Die strich er
Dann wie im Traum. Und nicht vom Platze wich er.
O, wie das lieblich klang! Halb Lied, halb Tanz.

Und immer war's, als säh' er zu mir her. —
So wunderschön, zum Küssen, war der Knabe.
Ach, daß ich keinen liebern Liebsten habe!
Für so ein Ständchen liebt ich ihn noch mehr.

Du, Schwester, bist noch jung, ein Kind wohl gar,
Und kennst die Liebe eben nur vom Lesen,
Und da ich sonst nicht weiß, wer es gewesen,
So glaub' ich denn, daß es der Frühling war.

Sonnenkringel.

Licht rinnt an den Bäumen nieder,
Jeder Halm ist lichtbetaut,
Erdbeerblüten strahlen's wieder,
Hell erglüht's im kleinsten Kraut.

Durch die Zweige, in den Ranken,
Spielt die Glitzertropfenschar,
Goldne Netze seh' ich schwanken,
Liebste, um Dein dunkles Haar.

Auch auf Deinen weichen Wangen
Webt ein Ringlein goldnen Scheins,
Meine Küsse sollen's fangen:
Liebe, Licht und Glück sind Eins!

Walter Unus.

Frühling, kommst Du endlich doch?

Über Wald und über Wiese,
Wo der Schnee noch kaum verschwand,
Webt zusammen Erd' und Himmel
Bläulich blaß ein zartes Band,
Düfte steigen aus der Erde,
Und geheime Töne schwimmen.
Alles ist ein drängend Sehnen,
Rufen ungewisser Stimmen:
Frühling, kommst Du endlich doch?
Frühling?

Nun vertraut der feuchten Scholle
Auf gewohnter lieber Bahn
Körnerwerfend künft'ge Früchte
Gläubig fromm der Ackersmann.
Auf den Gassen spielen Kinder,
Bis der Tag im West verblaßt.
Und die Sonne, die vermißte,
Wird ein steter holder Gast.
Frühling, kommst Du endlich doch?
Frühling?

Draußen an der braunen Weide,
Wo die Gänse still spazieren,
Freuen sich die goldnen Kätzchen,
Birk' und Weide auszuzieren.
Alle Abend, wenn der Mond
Sanft kommt übern Wald geschwommen,
Wird dort einer Amsel Lied
Scheu und sehnsuchtsvoll vernommen:
Frühling, kommst Du endlich doch?
Frühling?

Mit dem Ränzel auf dem Rücken
Möcht' ich balde wandern gehn
Durch die hellen grünen Gräser
Bei der weißen Wolken Wehn.
Träf ich da im stillen Wandern
Ein verloren schönes Kind,
Küßte schmeichelnd mir vom Munde
Diesen Vers der weiche Wind:
Liebes Mädchen, bringst Du uns den
Frühling?

Weiße, zarte Anemonen,
Leicht beweglich wie mein Herz,
Kecke gelbe Schlüsselblumen,
Wie ein erster Liebesscherz,
Ach und jene stillen Veilchen,
Die so schüchtern sich erheben,
Flüstern mit den feinen Stimmen:
O wie bangen wir nach Leben!
Frühling, kommst Du endlich doch?
Frühling?

Sind sie auch nur halb erschlossen,
Bind' ich sie mir doch zum Strauß.
Trag' sie in die große, laute
Stadt vor ein geliebtes Haus.
In dem Hause wohnt die schöne
Vielersehnte blasse Frau.
Still zu ihren Füßen leg' ich
Blumen, Grün und Himmelsblau:
Dann in ihren Augen lacht der
Frühling!

Albert Geiger.

Offne Fenster.

Von
Hugo Salus.

Liebes, leichtes Seelchen meiner Lieder,
Findest Du zu mir den Weg nicht wieder?
Schau, wie meine Fenster offen stehn!
Daß Du bald auf meinen Finger nieder
Senken magst Dein weiches Flaumgefieder.
Kannst Du mich so traurig bitten sehn?

„Tirili," so hör' ich leis ein Kehlchen
Und ich seh' im Wind mein Liederseelchen
Vor dem Fenster hin und wieder wehn:
„Ach, Dein offnes Fenster täuscht mich nimmer.
Deine Freude starb. Im Sterbezimmer
Läßt Du Deine Fenster offen stehn!

Da hab' ich die Fenster stumm geschlossen;
Und kein Licht kommt mehr hereingeflossen,
Und ich muß doch nah beim Fenster stehn.
An die Scheiben streifen scheue Schwingen,
„Tirili," so hör' ich's draußen singen
Und die Augen fühl' ich übergehn . .

Heidefrühling.

Von
Frida Schanz.

Geht ein Lächeln durch die braune Heide;
Steht ein Kirschenbaum in Blüten schwer;

Fängt die Schwalbe sich ein Flöckchen Seide,
Füttert sich ihr weiches Nest noch mehr. —

Lacht die Sonne, stolz, im Strahlenkleide
Hinter einem holden Mädchen her. — —

Eine heiße Sehnsucht grüßt sie beide
Tief aus fernem schwerem Häusermeer.

Glücklicher Tag.

Von
Ricarda Huch.

Vor diesem Tage stand ein Siegesbogen,
Von des Triumphes unsichtbarem Chor

Erbebte wellengleich das ros'ge Tor
Und troff von Golde, da wir eingezogen.

In Marktes Mitten, in des Tags Gedränge
Umspielt' uns noch das Jubellied der Flöte.

Wie Götter teilten wir die blinde Menge,
Ihr ungesehn, verhüllt in Morgenröte.

Übermüthig siehts nicht aus
Dieses stille Gartenhaus
Allen die darin verzehrt
Ward ein guter Muth beschert
Goethe 1828

Goethes Gartenhaus. Von Hans Hoffmann.

Mit Aufnahmen von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.

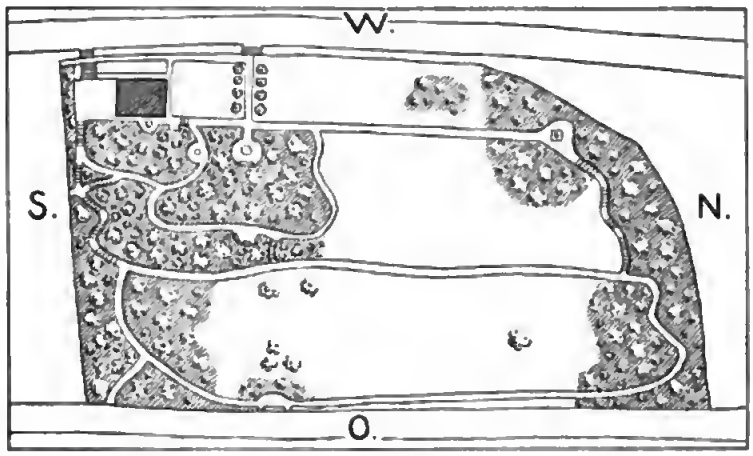
Hab ein liebes Gärtgen vorm Thore an der Ilm schönen Wiesen in einem Thale, ist ein altes Häusgen drinnen, das ich mir repariren lasse. Alles blüht, alle Vögel singen. Goethe an Auguste Gräfin Stolberg. 1776.

Wenn man heutzutage einen halbwegs gebildeten Ausländer nach den ihm geläufigen deutschen Städtenamen fragt, so wird er ganz gewiß nach Berlin und Wien, einigen Schlachtfeldern und einigen Badeorten in erster Linie Weimar nennen. Ja, man darf getrost behaupten, es gibt in der ganzen Welt keine zweite Stadt von so kleinem Kaliber — wir zählen zurzeit knapp 32000 Einwohner — die so berechtigten Anspruch auf den Titel einer Weltstadt hätte. Und es kommt in der Weltgeschichte auch nicht zum zweitenmal vor, daß als der Begründer dieser Weltstadt im kleinen als solcher mit voller Bestimmtheit ein einzelner Mann genannt werden muß, der im Hauptamt nichts weiter war als Dichter und sich nur nebenher — und für diesen Zweck der Weltstadtgründung ohne wesentlichen Erfolg — eine Zeitlang auf einem Ministerposten vergnügte, richtiger mißvergnügte, dieses buchstäblich bis zum Davonlaufen.

Als dieser schicksalvolle Mensch, der Enkel eines Frankfurter Schneidermeisters und Gastwirts, genannt Johann Wolfgang Goethe, am 7. November 1775 als sechsundzwanzigjähriger Jüngling im Wertherkostüm in die in weiten Kreisen unbekannte Residenz eines Herzogtümchens von rund 100000 Untertanen einfuhr, fand er ein Klümpchen Unglück von Stadt mit ungepflasterten, unbeleuchteten Straßen, etwa 6000 Seelen, in elenden Häusern verstreut, und einem in Brandschutt liegenden Schlosse, „ein unseliges Mittelding zwischen Großstadt und Dorf", mit Herder zu reden, und auch nach Schiller noch zwölf Jahre später ein „Dorf", dagegen ihm selbst das kleine Jena wenigstens als eine Art wirklicher Stadt erschien. Vor den Toren dieses Jammernestes aber — denn es gab noch Mauern und Tore

Digitized by Google

— kahle Felder und Wiesen, Gemüsegärten und Tabakpflanzungen (wer den Tabak rauchen mußte, wird nicht berichtet), dazwischen strichweise am linken Ilmufer ein Gebiet rauhen, ungangbaren Felsgetrümmers.



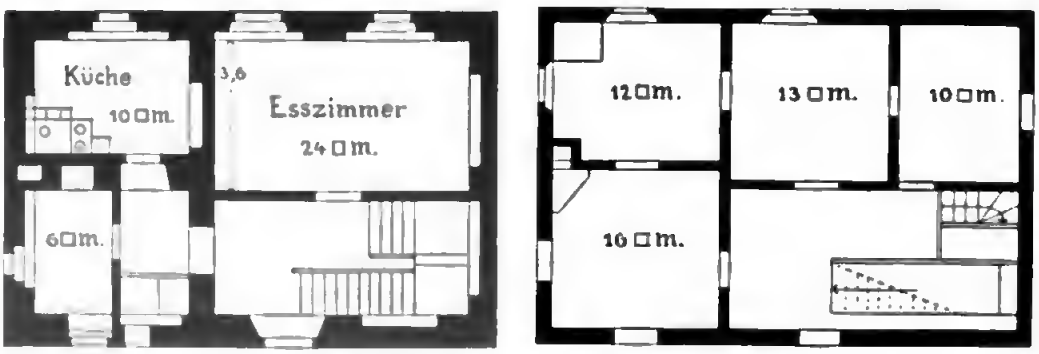
Situationsplan des Gartens mit dem Gartenhaus.

Nur dicht vor der Stadtmauer nach Süden zu lag der „Welsche Garten", eine ziemlich reizlose, steife, räumlich beschränkte Anlage, wo die feine Welt „auf den Bummel" ging, wie man heute hier sagt, und gegenüber jenseits der Ilm der „Stern", eine allenfalls schon parkähnliche, von Spazier- und Reitwegen durchzogene Baumpflanzung sehr mäßigen Umfangs.

Der groß- und reichsstädtische Jüngling mag wohl heimlich ein bißchen die Nase gerümpft haben, als er diese thüringische Herrlichkeit besah, und man darf wohl zweifeln, ob es ihn gleich von Anfang sehr gelockt haben mag, hier das ihm noch vergönnte reichliche Halbjahrhundert zu verbringen. Jedenfalls kam er zunächst nur als gefeierter Gast und neugewonnener Freund des achtzehnjährigen Herzogs.

Sehr bald allerdings fand sich außer diesem und der feingeistig genialischen Atmosphäre, die ihn und seine Mutter Anna Amalie schon umgab, noch ein zweiter, sehr stark ziehender Magnet: das war die nicht grade junge, nicht grade schöne, nicht grade unverheiratete Hofdame und Stallmeistersgattin Charlotte von Stein. Mochten immerhin diese beiden Magnete schon genügen, den Wirbelkopf auf eine gewisse Dauer festzuhalten; indessen wer kann's wissen? War er „der Flüchtling doch, der Unbehauste, der Unmensch ohne Zweck und Ruh'", hatte er doch eben eine sehr geliebte Braut ohne äußerlich völlig zwingende Gründe verlassen — immer war es für Weimar und uns nachgeborene Weimarer gut, daß noch ein Drittes hinzukam.

Ohne Zweifel blieb der junge Poet auch hier in Thüringen seiner Frankfurter Gewohnheit getreu, im freien Felde ausgedehnte Wanderungen zu unternehmen; durch winterliche Witterung ließ er sich ja niemals zurückschrecken, auch nicht vom Brocken und nicht von Furka und Gotthard. Bei solcher Gelegenheit muß er denn an dem äußeren Ende jenes „Sterns" ganz nahe der hier sich flott schlängelnden Ilm am Bergeshang über einer



Grundriß des Erd- und Obergeschosses.

Wiese ein verwahrlostes Gartengrundstück und darin ein verwahrlostes einsames Häuschen mit einem hochausgezogenen Schindeldache bemerkt und irgend etwas Besonderes darin gesehen haben. Unzählige Menschen hatten vor ihm diese unscheinbare Kate gesehen, keiner hatte sie beachtet.

Und was sah Goethe an dieser alten Kiste inmitten von Gemüsebeeten mit vielleicht etlichen Zwetschgen- und Kirschbäumen darauf? Jedenfalls etwas, das andere nicht sahen.

Goethes Gartenhaus von der Straße, von Westen aus gesehen.

Er sah vor dem Hause und zu Füßen des stark ansteigenden Gartens eine wunderschöne Wiese sich hinbreiten zum bebuschten Ilmufer, er sah zur Rechten die Parkbäume des „Sterns", sah gegenüber jenseits des Flüßchens die nicht hohen, jedoch schroff felsigen Randhöhen, zur Linken die offene Talweite hinab bis zu dem duftigen Höhenzuge von Belvedere; er sah vor allem eine ungestörte, rein abgeschlossene, ihm köstliche Einsamkeit, fast Waldeinsamkeit; er fühlte sich hier ganz außerhalb, ganz abseits der Stadt — und doch ihr so nahe, daß er durch die Zweige der Bäume hindurch oder über sie hinweg das Haus der Geliebten und gerade dahinter, es überragend, den Palast seines herzoglichen Freundes bequem mit dem Blicke, bei starkem Brüllen fast mit der Stimme erreichen konnte. Die Entfernung wird in der geraden Linie höchstens fünf Minuten betragen. Vertrauliche Nähe der liebsten Menschen zugleich und ebenso trauliche Weltabgeschiedenheit. Eine reine Idylle ganz wie wenige Jahre früher Werther sie liebte.

Und dann sah sein Geistesblick in eine ferne Zukunft — sah all das Schöne, das er dieser Verwahrlosung entlocken konnte und das ihm fünfzig Jahre später noch zu genießen vergönnt war und das wir Nachlebenden vielleicht noch gesteigert heute in Andacht genießen.

Auf einem gemeinsamen Spaziergange mag er seinem Fürsten das wunderliche Häuschen gezeigt und den Wunsch hingeworfen haben, so etwas sein eigen zu nennen. Kein allzu unbescheidener Wunsch, wenn man erfährt, daß für Ankauf, Einrichtung und Ausstattung von Haus und Garten der Herzog kaum 4000 Mark aufzuwenden hatte.

Denn dieser ging hin und kaufte seinem Dichter das erwählte Stückchen Land. Er wußte, was er tat, mit wie starker Klammer dieses Besitztum den Freund an Weimar fesseln mußte, daß es den Flüchtling, den Unbehausten aus einem Gaste zu einem seßhaften Bürger machen würde. Und er wußte noch viel mehr; er verstand seinen Goethe von innen heraus, wie vielleicht niemals ein Fürst einen Dichter verstanden hat. Um das deutlich herauszufühlen, braucht man nur einige Briefzeilen zu lesen, die Karl August einige Jahre später aus seiner den Einsiedler Goethe noch übereinsiedelnden, fast schon marottenhaften Klause, dem Borkenhäuschen, geschrieben hat:

„Der erste Abend der Freiheit ... ließ sich mir sehr genießen ... ich war so ganz in der Schöpfung und so weit von dem Erdentreiben. Der Mensch ist doch nicht zu der elenden Philisterei des Geschäftslebens bestimmt, es ist einem ja nicht größer zu mute, als wenn man die Sonne so untergehen, die Sterne aufgehen sieht, es kühl werden sieht und fühlt und das alles so für sich, so wenig der Menschen halber, und doch genießen sie's und so hoch, daß sie glauben, es sei für sie. Ich will mich baden mit dem Abendstern und neu Leben schöpfen ..."

Das ist doch so ganz Goethe im Geiste und fast selbst im Tonfall der Worte. Auch die fünfzigjährige Freundschaft zwischen dem Poeten Johann Wolfgang und dem gesalbten Fürsten Karl August hat so ihresgleichen nicht in der Weltgeschichte. Es mußte viel zusammenkommen, daß zwei Geister ersten Ranges, doch so ungleicher Lebensstellung, sich so ergreifen und, mehr noch, so aneinander festhalten konnten. „Bis zum letzten Hauch beisammen!" rief Karl August Goethen 1825 bei der Feier seines fünfzigjährigen Regierungsjubiläums entgegen.

Wenn der 7. November 1775 der Geburtstag des neuen Weimar war, das wie Bethlehem in Juda klein und groß ist, so darf man den 16. April 1776, den Tag, an dem Goethe seinen neuen Besitz antrat, allenfalls als den Tauftag bezeichnen. Erst von jetzt an war das thüringische Städtchen für den Frankfurter Bürgerssohn eine wirkliche Heimat. Wie stark er selbst das empfand, ersehen wir aus den bewegten Worten, die er sechs Jahre später, als er dann doch in das größere Haus der Stadt am Frauenplan umziehen mußte, an Frau von Stein schrieb: „... Ich strich um mein verlassen Häuschen, wie Melusine um das ihrige, wohin sie nicht zurückkehren sollte ... Wie viel hab' ich verloren, da ich jenen stillen Aufenthalt verlassen mußte. Es war der zweite Faden, der mich hielt, jetzt hänge ich ganz allein an Dir."

Jetzt aber, mit welchen Jubelrufen begrüßt er den neuen Besitz, der ihm eine neue Heimat bedeutet!

„Heiliges Schicksal, du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffiert über mein Bitten!"

Oder: „In meinem Tal ist mir lieber und wohler als in der weiten Welt. Gestern Abend dacht ich, daß mich die Götter wohl für ein schön Gemähld halten mögen, weil sie so eine überkostbare Rahm drum machen wollten."

Hier mag nun zwar der moderne Mensch ein wenig lächeln über die Kostbarkeit des Rahmens, den diese simple Bude darstellt, und der heutige Besucher pflegt sich in Rührung zu ergehen über die Anspruchslosigkeit jener guten alten Zeit. Indessen muß ich dem gegenüber doch offenherzig sagen: wenn mir, dem Sohne unserer angeblich verwöhnten Zeit, ein gutgearteter Herzog — oder da Herzöge in dieser aufgeklärten Zeit so was nicht mehr tun, ein amerikanischer Multimillionär in meinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre, da ich weder Weib noch Kind hatte, ein Häuschen dieser Art mit fünf immerhin bewohnbaren und ganz behaglichen Zimmern nebst Küche geschenkt hätte, ich weiß nicht, ob ich nicht ebenso gejubelt und mich für ein ‚schön Gemähld' gehalten hätte.

Überdies war das Haus ja für diesen jungen Dachs, den Werther-Goethe, ganz Nebensache; der Garten war alles und das Tal umher. Seine Briefe datiert er aus ‚seinem Garten', auch wenn er zweifellos im Hause sitzt. So Februar 1777 an Lavater: „Nachts in meinem Garten, in einem warmen Stübgen, da mir draußen über Schnee und hellen Mondschein Waldhörner übers Thal herüber blasen."

Immerhin bewohnte er das Haus fast

Das Gartenhaus von der nördlichen Schmalseite gesehen.

sieben Jahre lang sommers und winters. Als er einzog, sah es freilich drinnen und draußen wüste und unrüstig aus. Es ist schon viel, wenn er melden kann: „Ich habe wieder Fenster und kann wieder Feuer machen, das mir bei der rauhen Witterung sehr zu Statten kommt." Aber sein fröhlicher Jugendeifer verstand schnell genug Ordnung zu schaffen und Behagen zu verbreiten.

Und gleich von Anfang ging es an die völlige Neugestaltung des Gartens. Wege wurden angelegt, Bäume eigenhändig gepflanzt. Das Ganze wurde entworfen als ein Park im kleinen, aber keineswegs im Geiste italienisch-französischer, stilisierender Gartenkunst, sondern im allerengsten Anschluß an die freie Natur, ja, im Grunde nur als ein Ausschnitt aus Wald und Wiese. Die Mitte des ziemlich stark ansteigenden Geländes nimmt eine anmutige Wiese ein — nicht Rasenplatz, sondern wirkliche Wiese — durch einige, jetzt prächtige alte Birnbäume belebt; zur Rechten und zur Linken wird sie eingerahmt durch je einen kleinen Hain von Hochstämmen und Buschwerk. Der nördliche ist mehr bloß Rahmen und Abschluß, der südliche, sich breiter dehnend, umgibt und beschützt das Haus, zu ihm führt von dem einstigen Haupteingange her, der jetzt nicht benutzt wird, eine schöne kleine Lindenallee hinauf zu einem stimmungsvollen Ruheplatze, einer Art natürlicher, von Prachtbäumen gebildeter Laube, und auf weiter ausgreifenden Schlängelwegen höher empor zu der weihevollen Stätte, dem stillen Heiligtume dieses Hains, wo eine in einen Felsblock eingelassene Steinplatte

das Gedächtnis der heißgeliebten Freundin aller dieser Jahre in wunderbaren Versen festhält:

Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimnis einer alten Liebe,
Dem holden Lied bescheiden anvertraut? —

Charlotte von Stein, das Urbild der Iphigenie und der Leonore von Este, ist der stille Genius dieses Gartens all diese Jahre hindurch. Vielleicht sind gerade an dieser geheimnisvoll-traulichen Schattenstelle in des Dichters Seele die ersten Keime der Iphigenie und des Tasso aufgegangen. Beide Stücke sind Blüten dieses begnadeten Erdfleckchens, und wenn beide ihre allerletzte, allerfeinste Ausgestaltung auch erst unter dem Himmel Italiens erhielten, ihre tiefste Seele danken sie doch den Geheimnissen und Erlebnissen des stillen Gartens an der Ilm. Bezeichnend ist es, daß das eine beginnt:

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Hains —

Und das andere:

Der Schatten dieser immergrünen Bäume
Wird schon erfreulich ...
Schwankend wiegen
Im Morgenwinde sich die jungen Zweige.
Die Blumen von den Beeten schauen uns
Mit ihren Kinderaugen freundlich an —

Man darf wohl ahnen, daß diese hohen, herrlichen, sich heute über uns wölbenden Bäume ihren geheimen Anteil haben an der Entstehung dieser Wunderblumen der Weltpoesie.

Und wie Goethe seinen Tasso an die Bäume des Parks von Belriguardo gleich goldenen Früchten Gedichte heften läßt — ähnlich, wie er selbst diesen Stein zum Reden bringt — so scheint hier jeder einzelne Baum von süßen Liedern wiederzutönen. Stand doch gerade in diesen Jahren — denen um die Dreißig herum, der Polhöhe des Menschenlebens — seine in der Welt einzige Lyrik auf ihrer allerreinsten Höhe, noch ganz im Banne jugendfrischer Leidenschaftsfülle und zugleich sich langsam unter heißen Kämpfen hindurchringend zu männlicher Vollreife des Geistes.

Zahllos ist die Menge der hier entstandenen Gedichte. Wie sie entstanden, dafür gibt ein Briefchen aus dem Jahre 1777 ein hübsches Beispiel:

„Alles gaben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.

So sang ich neulich, als ich tief in einer herrlichen Mondnacht aus dem Flusse stieg, der vor meinem Garten durch die Wiesen fließt; und das bewahrheitet sich täglich an mir. Ich muß das Glück für meine Liebste erkennen, dafür schiert sie mich auch wieder wie ein geliebtes Weib."

Am allervollendetsten aber hat sich die Stimmung dieses Gartens in die Rhythmen des Goetheschen Liedes der Lieder ergossen:

Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz —

Das war es ja, was er hier gesucht hatte und was er hier fand, von den ersten Weimarer Sprudeljahren bis in seine ganz späten stillen Jahre hinein, dieses

Selig, wer sich der Welt
Ohne Haß verschließt —

Jedes Wort dieser unerhört melodischen und ebenso tiefsinnigen Verse wächst aus Anschauung und Stimmung eben dieses Gartens und seiner Umgebung heraus, und wer jetzt andachtsvoll auf den von seinem Dichter gebahnten Wegen auf und ab wandelt, und geruhsam nachdenkend auf Busch und Tal des lieben Flusses hinabblickt, dem mag es leise und wonnig im Herzen widerklingen:

Rausche, Fluß, das Tal entlang
Ohne Rast und Ruh',
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodien zu.

Der Garten an der Ilm ist die einzige Liebe, der Goethe bis ans Ende treu geblieben ist — vielleicht weil er nicht, wie die weiblichen Geliebten, sich gleich blieb, auf einer Lebensstufe verharrte, sondern mit ihm durch die Jahre wuchs und wuchs und wuchs.

Wie gut unter seiner Pflege diese Linden, Eichen, Eschen, Ulmen, Ahorne, Kastanien, Fichten gediehen und sich fortentwickelten, ersieht man schön aus Briefen späterer Zeit. Schon 1799, also dreiundzwanzig Jahre nach der ersten Anpflanzung, konnte er vermelden:

„Ich muß nun erst das nächste Früh-

jahr die Wildnis ein wenig bändigen, denn die Bäume und Sträucher, die vor zwanzig Jahren gesetzt worden, haben dem Boden und dem Hause Licht und Luft fast weggenommen. So kommt es doch wohl manchmal, daß uns unsere eigenen Wünsche über den Kopf wachsen."

Und wieder fünfundzwanzig Jahre später erzählte er seinem Eckermann:

„Ich habe die Bäume vor vierzig [richtiger wäre: vor 48] Jahren alle eigenhändig gepflanzt, ich habe die Freude gehabt, sie heranwachsen zu sehen und genieße nun schon seit geraumer Zeit die Erquickung ihres Schattens. Das Laub dieser Eichen und Buchen [Buchen finden sich heute im Garten keine; vielleicht ist's ein Irrtum Eckermanns] ist der mächtigsten Sonne undurchdringlich; ich sitze hier gern an warmen Sommertagen nach Tische, wo dann auf diesen Wiesen und auf dem ganzen Park umher oft eine Stille herrscht, von der die Alten sagen würden, daß der Pan schlafe."

Und sehr bedeutsam und tiefsinnig noch Jahre später:

„Die Helena, ein Erzeugnis vieler Jahre, kommt mir gegenwärtig ebenso wunderbar vor wie die hohen Bäume in meinem Garten am Stern, welche, doch noch jünger als diese poetische Conception, zu einer Höhe herangewachsen sind, daß ein Wirkliches, welches man selbst verursacht, als ein Wunderbares, Unglaubliches, nicht zu Erlebendes erscheint."

So hat Goethe seinen ‚Garten am Stern' bis ans Lebensende nicht nur nach äußerem Besitzrecht, sondern tiefinnerlich besessen. Einmal, im Jahre 1782, als die wachsende Geschäftslast und verbreiterte Lebensbedürfnisse ihn nötigten, nun doch eine nähere und größere Wohnung in der Stadt zu nehmen, und er das Haus am Frauenplan bezog, das jetzt den etwas pomphaften und etwas zopfigen Namen Goethe-National-Museum führt, trat die Versuchung an ihn heran, sich des nun scheinbar überflüssig gewordenen Außenbesitzes zu entledigen. Es meldete sich ein Käufer, und der praktische Weltmann scheint eine kurze Weile geschwankt zu haben. Aber es ging nicht. Er hatte zu viel von sich in dies Stückchen Erde mit hineingepflanzt. Das Heimatgefühl siegte; der Garten blieb eine Zufluchtstätte für sein Einsamkeitsbedürfnis, blieb der Freund weihevollster Stunden. —

Wer eigentlich das merkwürdige Häuschen erbaut, das Grundstück abgegrenzt hat, ist aus der lebendigen Überlieferung entfallen; aus den Grundbüchern mag es allenfalls noch zu ersehen sein, aber das Forschen lohnt nicht der Mühe. Warum nicht, das hat Wieland schon klar erkannt und bündig ausgesprochen, wenn er sagt: „Es ist, als ob Goethes Genius das alles vor Jahrhunderten so angelegt, gepflanzt und gepflegt hätte, damit er's einst in Weimar völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte."

Das ist so schlagend als schön gesagt. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut."

Goethes Genius hat mit seiner verstehenden Liebe dieses Besitztum, das für die übrige Welt ein Nichts war, ergriffen und sich von innen her zu eigen gemacht und neu erbaut.

Derselbe feine, feine Wieland nannte die hier und dann während der folgenden Jahre in der weiteren Umgebung gemachten Neuanlagen „Poesien" Goethes und schrieb, als dieser an die Südseite des Hauses einen Altan angebaut hatte, auf dem er gelegentlich in einem trockenen „Winckelgen bei Bliz, Donner und Regen so herrlich schlummerte, daß ihm sogar sein Bett nachher fatal war":

„Ich war bei Goethe auf dem Altan. Ein lieberes oder, wie die Schwaben sagen, ein mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie gesehen haben."

Es ist hübsch, daß heute die Schwaben das so bezeichnende, ganz von deutschem Gefühl durchwärmte und sicherlich unübersetzbare Wort ‚anheimelnd' nicht mehr für sich gepachtet haben, sondern daß es Gemeingut des deutschen Volkes geworden ist.

Und auf diese Goethe-Stätte, auch auf das Häuschen selbst, findet es noch heute mit voller Kraft seine Anwendung, obgleich der Altan schon nach wenigen Jahren verfallend abgetragen werden mußte. Das Innere ist in allem Wesentlichen noch genau so, wie es damals

war, wenn auch die es jetzt füllenden Möbelstücke nur teilweise aus jener Zeit stammen und für so manchen früher sicherlich vorhandenen Wandschmuck nur die von Frau von Stein gestickten Gardinen und sonst einige Kleinigkeiten einen andeutenden Ersatz geben.

Im unteren Stockwerk findet sich neben der Küche und dem Dienerzimmer, das bei dem braven Philipp allerdings große Bescheidenheit voraussetzt, nur ein leidlich geräumiges und sehr freundliches Gemach, das als Eßzimmer diente. Kleiner sind die Stübchen oben, dafür aber deren drei nebst einer Schlafkammer, deren Winzigkeit dem nicht mehr auffallen wird, der die Käfterchen kennt, wo sowohl Goethe als Schiller in ihren großen Häusern schliefen, beide nicht aus Raumnot, sondern nach dem Brauche der Zeit, die sich um die Hygiene des Schlafes noch wenig bekümmerte.

Fast sieben volle Jahre hat Goethe, der „Jüngling näher dem Manne", in diesen Räumen sommers und — mit Ausnahme kurzer Zeiten, wo er gelegentlich ein städtisches Absteigequartier benutzte — auch winters hier gewohnt; seine ganze weimarische Frühzeit und fast sein ganzes Liebes-Freundschaftsverhältnis ist mit diesem für einen Minister, der er bald genug wurde, selbst für den allerkleinstaatlichsten, bescheidenen Häuschen verknüpft.

Mehr noch als die Bescheidenheit fällt uns allerdings die höchst mangelhafte Heizbarkeit auf, mögen auch immer außer dem jetzt noch vorhandenen Kamin und dem Küchenherd oben und unten je ein Öfchen an die eine große Esse angeschlossen gewesen sein, die jetzt verschwunden sind; ohne diese Annahme würde uns im Hinblick auf das weimarische Winterklima ein Schauer übern ganzen Leib laufen, ohne daß man deshalb ein töricht furchtsam Weib zu sein braucht. Wir wissen ja wohl, er wollte sich abhärten und tat es mit aller Gewaltsamkeit; wir wissen aber auch, daß ihn alle Abhärtungsgrundsätze nicht hinderten, zuweilen sich in die Küche zu flüchten und die erstarrten Schreibfinger am molligen Herdfeuer aufzutauen. Sein beständiges gröbliches Schimpfen auf das Thüringer Klima mag auch ein wenig damit zusammenhängen und die bündige Erklärung,

Arbeitszimmer im Gartenhaus.

Blick von Goethes Arbeitszimmer über die Ilmwiese.

daß ihm die traurigen Nebel des Nordens weit mehr als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe verhaßt sei. Diese Tiere sind nämlich gar nicht für Abhärtung und fühlen sich auch im Süden wohler, als in den wallenden Nebeln der Ilmwiesen.

Wie das Haus, so sehen wir heute auch den Garten so ziemlich ebenso, wie er ihn haben wollte und ihn im Alter hatte, nur doch wahrscheinlich immer noch etwas verschönert; denn bei Bäumen ist das ja so, was beim Menschen leider nicht so ist, daß älter werden auch schöner werden bedeutet.

Das ist indessen nicht immer so gewesen; auch der Garten hat wie das Haus nach Goethes Tode eine Verfallszeit von mehr als fünfzig Jahren gehabt. Adolf Stahr berichtet im Jahre 1851 schon:

„Geräte findet sich keines mehr in einem der Zimmer, man sieht nur die nackten Wände ... Der trübsinnige Eindruck meiner Betrachtung ward verstärkt durch den Anblick des Gartens, der ungepflegt, ja fast verwildert, düster und melancholisch ausschaute. Auf den Blumenbeeten wucherte Unkraut, die Gänge und Wege waren vielfach mit Gras bewachsen, mit abgefallenem trockenen Laub bedeckt. Ebenso wüst und unheimlich erschien das verödete, hier und da baufällige Haus. Es ist ein Jammer, daß auch diese geheiligte Gedächtnisstätte schöner und großer Schöpfungen und Erinnerungen ihrem Untergange entgegengeht ..."

Das ist nun heute zum Glück auf die schönste Weise ins Gegenteil verkehrt. Als der letzte Goethe-Enkel Walter 1885 starb, vermachte er das große Haus am Frauenplan dem Staate Sachsen-Weimar, den Garten am Stern aber dem Großherzog persönlich als Krongut. Diese Trennung der beiden von Karl August geschenkten Besitztümer ist fein genug: die Gedankenwerkstatt des alternden großen Künstlers mochte dem Staate zufallen, der Schauplatz der heißen und zarten Gefühle der Jugend, diese ganz intim persönliche Schöpfung wurde besser einer lebendigen Persönlichkeit übermacht. Und wenn es uns als eine etwas wunderliche Bestimmung der wunderlichen Goethe-Erben vorkommen mag, daß sie diese „geheiligte Gedächtnisstätte" als einen Tummelplatz für die prinzlichen Kinder übergaben, so wußte die edle verständnisvolle Goethe-Pietät Carl Alexanders dem köstlichen Vermächtnis die rechte Deutung zu geben.

Kein besserer Verwalter dieses einzigen Erbgutes wäre zu finden gewesen; jeder heutige Besucher des Gartens soll es ihm von Herzen danken.

Goethe müßte heute seine Freude haben an dem lebensfrischen Fortbestehen und Fortwachsen seiner Garten-„Poesien". Wunderbar stimmungsvoll ist heute wieder der Blick aus dem grünumfriedeten Gartenbezirk in die einfache und eben darum so unendlich trauliche Landschaft: die große schöne Ilmwiese rings von hohem, dichtem Baumwuchs umschlossen, einem weiten Walde für das Auge; von menschlichem Bauwerk ist nach untenhin nichts mehr zu sehen, selbst nicht das nahe Borkenhäuschen Karl Augusts. Es gilt heute noch und erst recht, was Eckermann in seiner schönen Beschreibung sagt: „Man denkt, es müsse jeden Augenblick ein Hirsch, ein Reh aus der Wiesenfläche hervorkommen."

Größtenteils zwar ist diese Parkgegend heutzutage von Spaziergängern, Radfahrern und selbst Taxametern (auch die hat diese Weltstadt!) buntfarbig und anmutig belebt; um die Zeit aber, wenn der bessere Weimarer Bürger, weil er es haben kann, seiner Selbstsättigungspflichten gedenkt, mittags und besonders abends ist die Einsamkeit unendlich tief und wohltuend. Da möchte man denn gern wohl in einer Ferne die von Goethe und Karl August öfters mit Vorliebe erwähnten Waldhörner blasen hören, um die Stimmung voll zu machen. Und wem es gar einmal vergönnt war, bei Vollmondschein unter den herrlichen Linden des Gartens zu rasten und zu wandeln — was freilich entweder hohe Konnexionen oder ein weites Gewissen voraussetzt, letzteres ist noch vorzuziehen — der wird es empfunden haben, das ewige

Löset endlich auch einmal
Meine Seele ganz — —.

Einen Vorteil aber hatte Goethe vor uns voraus: er brauchte sich nicht mit der Illusion der Weltabgeschlossenheit zu begnügen, er konnte sich ganz wörtlich vor der Welt — ohne Haß — verschließen. Die Brücken oder vielmehr Stege über die Ilm und den von ihr abzweigenden Floßgraben, der jetzt zugeschüttet ist, waren durch verschließbare Gattertüren so gut geschützt, daß Wieland einmal scherzend zürnt:

„Es ist keine Möglichkeit zu ihm zu kommen, seitdem er beinahe alle Zugänge barrikadiert hat, denn alle näheren Wege zu seinem Garten gehen über die Ilm. Nun hat er zwar 3—4 Brücken machen lassen, aber Gott weiß warum, denn sie sind mit Türen versehen, die ich, so oft ich zu ihm gehen wollte, verschlossen gefunden habe; da man also nicht anders zu ihm dringen kann als mit einem Zug Artillerie oder wenigstens mit ein paar Zimmerleuten, die einem die Zugänge mit Äxten öffnen, so ist unsereiner gezwungen, das Abenteuer aufzugeben."

Man kann auch aus dem Scherze ersehen, wie sehr Goethen zuzeiten die Einsamkeit Bedürfnis war. Zu andern Zeiten freilich war's ganz anders. Es wird nicht leicht eine zweite Hütte dieser Art geben, die so erlauchten und so reichen Verkehr gesehen hat. Nicht nur Frau von Stein, die den Schlüssel hatte und den Zugang jederzeit ohne Artillerie — außer Amors Geschossen — forcieren konnte, auch der junge Herzog kam oft und Anna Amalie und Herder und diese und diese und diese Intimsten und Fernerstehenden aus Weimar und ganz Deutschland: es gab eine Überfülle lustiger Geselligkeit, die es auch manchesmal an Unfug nicht fehlen ließ und dem Hausherrn den Kopf warm machte. Es war eben, im Anfang wenigstens, die Zeit der „Lustigen von Weimar".

Dazwischen aber dann wieder schon damals ernste, tiefdringende Gespräche mit dem jungen Herzog über Lebensführung und Landesregierung. Manchmal hat dieser die Nacht auf dem Sofa dort zugebracht, oder beide gesunde Jungen sind in währendem Mitternachtsgespräch miteinander darauf eingeschlafen. Von Besuchen der Frau von Stein wissen wir wenig, aber wer seine zart-leidenschaftlichen, überSinnlich-sinnlichen Briefe an sie kennt, der wird auch ihre Stimme deutlich aus dem Rauschen dieser Bäume vernehmen. Fast hat es ja etwas Komisches, dieser Briefwechsel von nebenan oder um die Ecke: man geht bei behaglichem Bummelschritt etwa sieben Minuten, und Goethe mit seinen beschleunigten Liebesbeinen

Goethes Ruheſitz im Park mit der Frau von Stein gewidmeten Inſchrift.

ſicher noch etwas weniger: aber die Briefe ſind eben von Goethe, und zwar von dem eigentlichen noch ganz unverſteiften und unverſchnörkelten Ur-Goethe, dem Goethe des Gartenhauſes.

Dieſes wundertätige Gartenhaus hat aber noch andere Tugenden entwickelt. Wie es die geheimnisvolle Geburtsſtätte von Weimars Ruhm und Größe überhaupt iſt, ſo iſt es auch recht eigentlich das Mutterhaus des herrlichen Parkes geworden, der zu Weimar gehört wie das Weib zum Manne. Denn kaum daß Goethe ſeine eigene Gartenwirtſchaft in leidlicher Ordnung hatte, ſtrebte er auch ſchon in ſeinem nie raſtenden Tätigkeitstriebe weit darüber hinaus. Er hatte empfangen, alſo mußte er geben, das war ſeine Natur ſo: und zwar gab er viel, viel mehr als er empfangen hatte. Er begann den Park zu ſchaffen, zunächſt die wüſten Ilmufer aufwärts zu fein abgewogener und doch völlig natürlicher Schönheit zu geſtalten. Er ſah auch hier ſchöpferiſch, was freilich jahrzehntelange Arbeit erſt für die Augen der andern zu entwickeln vermochte. Auch hier wie in ſo unzähligen andern Dingen nahm Karl Auguſt ſeine Gedanken mit edelſtem Verſtändnis, Feuer und erſtaunlicher Ausdauer auf — hierin diesmal den Freund übertreffend, der ſich ſpäter, als das Werk, wenn auch bei weitem nicht vollendet, ſo doch geſichert erſchien, mehr von der aktiven Mitarbeit zurückzog.

Aber bei genauer Betrachtung kann man noch heute die beiden Parkteile nach ihrem Stil, nicht nur nach ihren Naturbedingungen deutlich unterſcheiden, ſo wundervoll ſie ſich aneinander fügen: die über dem linken Flußufer erhöhte breite, ebene Fläche zwiſchen dieſem und der Belvedere-Allee, vornehmlich das Werk des Herzogs, zeigt mehr engliſchen Einfluß, iſt um eine feine Linie ſtärker ſtiliſiert; das eigentliche Ilmtal, von Goethe gebändigt, ſchließt ſich noch etwas enger an die reine Natur und ihre ſelbſtgewachſene Romantik.

Dieſer Teil des Parks iſt im Grunde nur ein mächtig vergrößerter Goethe-Garten, aus ganz dem gleichen Geiſt und Wollen erwachſen. Und ſo iſt's dem Dichter-Gärtner gelungen, um noch einmal Wie-

land reden zu lassen, „diese Stätte von Weimar zu einem Tempel und Elysium zu machen".

Hier gedachte still ein Liebender seiner Geliebten;
Heiter sprach er zu mir: werde mir Zeuge, Du Stein!
Doch erhebe Dich nicht, Du hast noch viele Gesellen:
Jeden Felsen der Flur, die mich den Glücklichen nährt,
Jedem Baume des Waldes, um den ich wandernd mich schlinge,
Ruf' ich weihend und froh: Werde mir Denkmal des Glücks!
Dir allein verleih' ich die Stimme, wie unter der Menge
Einen die Muse sich wählt, freundlich die Lippen ihm küßt.

(Inschrift auf dem Denkstein in Goethes Garten.)

Sag' ich's Euch, geliebte Bäume,
Die ich ahndevoll gepflanzt,
Als die wunderbarsten Träume
Morgenrötlich mich umtanzt;
Ach, Ihr wißt nicht, wie ich liebe,
Die so schön mich wieder liebt,
Die die reinsten aller Triebe
Mir noch reiner wiedergibt.

Wachset wie aus meinem Herzen,
Treibet in die Luft hinein,
Denn ich grub viel Freud' und Schmerzen
Unter Eure Wurzeln ein.
Bringet Schatten, traget Früchte,
Neue Freude jeden Tag,
Nur daß ich sie dichte, dichte,
Dicht bei ihr genießen mag.

Übermütig sieht's nicht aus,
Hohes Dach und niedres Haus;
Allen, die darin verkehrt,
Ward ein froher Mut beschert.
Schlanker Bäume grüner Flor,
Selbstgepflanzter, wuchs empor;
Geistig ging zugleich alldort
Schaffen, Hegen, Pflanzen fort.

Gib, das Tagwerk meiner Hände,
Hohes Glück, daß ich's vollende,
Sei ein Bild der Garten hier,
Pflanzt' ich ahnungsvolle Träume,
Jetzt noch Stangen diese Bäume
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang,
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad' ab im Monde des Tages Müh'!
Leb' in Liebes-Klarheit und Kraft,
Tut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebes-Dumpfheit und Kraft hinlebt,
Und sich durch seltenes Wesen webt.

Weit und schön ist die Welt, doch o wie dank' ich dem Himmel,
Daß ein Gärtchen, beschränkt, zierlich mein eigen gehört!
Bringe mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen besorgt.

Hier sind wir denn vorerst ganz still zu Haus,
Von Tür zu Türe sieht es lieblich aus;
Der Künstler froh die stillen Blicke hegt,
Wo Leben sich zum Leben freundlich regt;
Und wie wir auch durch fremde Lande ziehn,
Da kommt es her, da kehrt es wieder hin;
Wir wenden uns, wie auch die Welt entzücke,
Der Enge zu, die uns allein beglücke.

Der's gebaut vor fünfzig Jahren,
Sieht es noch am Wege stehn,
Liebespaar vorüber gehn,
Wie wir andern damals waren,
Als die Büsche lieblich kühlten,
Lichter in dem Schatten spielten,
Wo sich Liebende verstanden,
Immer suchten, oft sich fanden
Zu gesellig frischem Leben,
Wie wir's Euch nun übergeben.

Der Originalstein von der Bank im Park (jetzt im Gartenhaus aufbewahrt).

Spaziergängerin (Kostüm 1790).
Gemälde von Rudolf Hirth du Frênes.

Der große Krach 1873.

Erinnerungen eines Mitverkrachten. Von Balduin Groller.

Eine riesige Wut habe ich auf den großen Krach. Ganz natürlich übrigens. Bin ja mitverkracht. Nicht etwa, daß — haben Sie wirklich geglaubt? — ach, beileibe nicht. Nichts liegt mir ferner, als nachträglich noch protzen zu wollen. Seien wir nur ganz ehrlich. Ich zählte damals schon ebensowenig zur Kapitalistenbrut wie heute. Die Sache ist so: Ich sah mich in eine Welt hineingestellt und nahm sie, wie sie war; ich konnte ja gar nicht anders, ich mußte sie so nehmen. Man hat mich nicht gefragt; man hat mir nicht die Wahl freigestellt, man hat mich nicht sie mir aussuchen lassen, — wie hätte ich sie denn nehmen sollen?

Erinnern Sie sich gefälligst der berühmten Kantschen blauen Brille, durch welche uns die Idealität, also die Nichtexistenz von Zeit und Raum plausibel gemacht werden soll. Man muß sich vorstellen, daß ein Mensch mit einer angewachsenen blauen Brille auf die Welt gekommen ist. Natürlich wird er alles blau sehen und darauf schwören, daß die Welt blau sei. In Wirklichkeit ist sie aber gar nicht blau, sie erscheint ihm nur so infolge seines Geburtsfehlers. Mit so einem Geburtsfehler im Gehirn sind wir aber — angeblich! — alle auf die Welt gekommen, und dieser Fehler zwingt uns, an alle Dinge und Geschehnisse in der Welt den Maßstab von Zeit und Raum anzulegen. Das Ganze ist aber nur eine großartige Fopperei. Denn Raum und Zeit gibt es überhaupt nicht; sie existieren nur in unsrer Vorstellung. Können wir uns von dieser, also von uns selbst freimachen, dann ist das ganze große Problem gleich gelöst. So ward ich nun mit einer rosafarbnen Brille in die Welt hineingestellt, — wie hätte ich ahnen können, daß auf Rosa kein Verlaß ist! Dann kam mit einemmal die starke Erschütterung des Krachs. Bei dieser Gelegenheit fiel mir die rosafarbne Brille von der Nase — sie war doch nicht fest genug angewachsen, um auch diesen Stoß auszuhalten — und zerbrach in tausend Stücke. Nun lag allerdings eine ganz andre Welt vor mir. Die hätte ich mir freilich auch nicht ausgesucht, wenn man mir die Wahl gelassen hätte. Es war aber nichts mehr zu machen, und sie mußte wieder genommen werden. Die Götter-, sagen wir die Götzendämmerung hatte angehoben. Alles gewann sofort ein andres Gesicht und andre Farben, und nicht etwa nur für einen Tag oder ein Jahr oder in Gottes Namen für ein Jahrzehnt, sondern, wie es scheint, für immer. Vierthalb Jahrzehnte sind seither vergangen. Es waren vierthalb Jahrzehnte der Depression, der sog. „schlechten Zeiten". Wer zurückzudenken vermag an die vorkrachliche Zeit, der weiß, daß ihr Schwung und ihre Leichtlebigkeit seither auch für keinen Tag wiedergekehrt sind. Wer einmal in die Höhle des Trophonios geblickt hat, der lacht in seinem Leben nicht mehr. Wir haben in so etwas Ähnliches hineingeblickt, und wir haben wirklich nichts zu lachen gehabt all die Zeit her. Wir tragen noch immer an den Folgen des Krachs. Und nun komme ich zu dem, was ich eigentlich sagen wollte. Ich bin in eine saubere Epoche hineingeraten! Ich frage, frage entrüstet, wie komme ich dazu, lebenslänglich mitzubüßen für etwas, was ich nicht mitverschuldet habe? Der Goldstrom ist an mir vorübergerauscht und hat es nicht einmal der Mühe wert gefunden, auch nur die kleinste Welle in meine hohle Hand auszuschütten. At ille labitur et labetur — das Horazsche Bäuerlein wartete vergeblich, daß der Fluß ablaufe. Ich stand dabei und sah zu, wie er ablief, und ich hatte das Nachsehen.

Andre hatten sich gütlich getan am Gastmahl des Lebens, hatten gepraßt und sich übernommen. Mich hat man nur zuschauen lassen, aber die Rechnung darf ich mit bezahlen, zahlen, zahlen, lebenslänglich zahlen. Habe ich nicht recht beleidigt zu sein, und ist meine riesige Wut nicht erklärlich?

Die Welt war wirklich mit einem Schlage anders geworden. Am 9. Mai erfolgte die große Explosion. Es war an einem Freitag. Im allgemeinen gilt schon der Freitag als Unglückstag, aber der „schwarze Freitag" wird im Gedächtnis auch späterer Geschlechter noch fortleben als „eine Klasse für sich". In einer Stunde war alles vorbei. Ein glanzvoller Bau war eingestürzt. Die Abbröckelungen, die später noch erfolgten, waren kaum noch von Belang. Sie standen in ursächlichem Zusammenhang mit der Hauptkatastrophe; sie mußten erfolgen und erhöhten kaum noch die Kalamität. Das Unglück war geschehen. Die Schlacht war verloren. Mehr als eine Schlacht, ein ganzer Feldzug, und mehr als ein Feldzug. Wenige Jahre vorher war ja ein Feldzug verloren worden, der Krieg vom Jahre 1866. Was war das im Vergleiche zu den Verwüstungen des großen Krachs! In kürzester Frist waren die Wunden verheilt, die der Krieg dem Reiche geschlagen hatte, und der tiefen Depression folgte eine rasche Aufrichtung. Da fing es ja erst recht an zu blühen in Österreich. Nach dem Krach aber gab es die große Verödung. Grauschwarz war die Lokalfarbe des Lebens. Wir sahen das frische Grün nicht mehr und nicht mehr den Goldglanz der Sonne. Wiederholt, nicht allzu oft, haben allerdings volkswirtschaftliche Auto-

ritäten auch später von guten Konjunkturen gesprochen, neuerdings der Finanzminister sogar von einer „Hochkonjunktur", so daß man es beinahe wieder mit der Angst kriegen konnte, aber wie anders war all das doch, wie harmlos und wie dürftig gegen die früheren Verhältnisse. Es mag richtig sein, daß die Wiederkehr solcher Verhältnisse gar nicht wünschenswert wäre, aber deshalb bleibt es doch auch ebenso richtig, daß damals für alle, auch für jene, die an den Wellenlinien der Kursschwankungen kein direktes Interesse hatten, die ganze Lebensführung eine leichtere und angenehmere war. Ich denke immer an den braven, zum Antialkoholiker gewordenen Münchner, der, wenn er beim Hofbräuhaus vorbeigeht, aus der Tiefe seiner Seele aufseufzt: „Schön war's doch!"

In holder Ahnungslosigkeit nahm ich an jenem furchtbaren Freitag die Abendblätter zur Hand, die mir wie üblich mit dem kleinen Schwarzen serviert wurden. Um den Kurszettel hatte ich mich niemals gekümmert. Ich verließ mich immer ruhig darauf, daß er schon in Ordnung sein werde, und wenn auch nicht — was ging's mich an? Aber auch ohne Kurszettel — was ich da zu lesen bekam, fiel auf mich mit der Wucht eines geschichtlichen Ereignisses. Das alles war in der lapidaren Abendblattkürze betäubend, und nur allmählich begriff ich und später in nur zu greller Klarheit, daß das auch mich angehen sollte. Tum tua res agitur, paries cum proximus ardet!

Am nächsten Vormittag besuchte ich die Börse — zum erstenmal in meinem Leben. Der Zutritt ward mir leicht; ich war Journalist. Ich wollte mir das einmal ansehen, wie sich ein geschichtliches Ereignis aus der Nähe ausnähme. Der Eindruck war ein ganz unerwarteter, ein erschütternder, zermalmender. Nie in meinem Leben habe ich ähnliches wiedergesehen, und um keinen Preis der Welt möchte ich es wiedersehen. Ich sah da dreitausend Kranke, dreitausend Irrsinnige. Und doch war es nicht, wie in einem Irrenhause, wo man doch auch fröhliche und stolze Gesichter zu sehen kriegt, bei jenen wenigstens, die ein falscher Glückswahn erhebt — und welcher Glückswahn wäre ganz echt?! Da war jeder Größenwahn gebrochen, jedes Glücksgefühl mit der Wurzel ausgerissen. Alle Gesichter aschfahl oder gelb, gelb das Weiße in den Augen. Dreitausend Männer im Paroxysmus der Verzweiflung, mit der letzten Kraft der Verzweiflung ihre letzten Ausgebote ausschreiend. Immer rasender wurde die Wut und immer grauenhafter das Entsetzen, als trotz aller rasenden Hast nicht ein einziges Ausgebot Aufnahme fand. Dreitausend verzweifelte Männer, die ihr letztes Heil darin suchen, sich in dem furchtbaren Gedränge mit wilden Gebärden gegenseitig zu überschreien, als hinge ihrer Seele Seligkeit vom lautesten, vom letzten Schrei ab.

Und dann ward es doch still, und die Stille war noch erschütternder, als es das wahnsinnige, unerhörte Getöse war. Sie hatten erkannt, daß alles vorbei und alles verloren war, vernichtet das Lebensglück und die Lebenshoffnung, vernichtet die Gegenwart, vernichtet die Zukunft. Dreitausend Männer, die in derselben Minute erkannt haben, daß sie und ihre Familien zugrunde gerichtet seien, und mit ihnen zugrunde gerichtet die vielen, vielen tausende, die ihnen vertraut hatten. Viele schluchzten bitterlich, die meisten senkten in hoffnungsloser Trauer stumm das Haupt und preßten die entfärbten Lippen aufeinander. Es war alles vorbei. Sonst bei katastrophalen Schwankungen gab es doch immer eine Partei, die über die unterlegene triumphierte. Der Niedergang dieser war ihre Erhebung, ihr Unglück das Glück der Sieger. Hier hatte die Katastrophe alle zerschmettert. Die Sieger hätten eine märchenhafte Beute gemacht, wenn nur die Besiegten sie hätten ausliefern können und wenn nur nicht die ganze Beute mit vernichtet worden wäre. Nun war es vollständig gleichgültig, zu welcher Partei einer zählte. Nun waren sie gleichmäßig alle zerschmettert.

Ich ging aus dem Saale, um dem Anblick zu entfliehen, und als ich auf der Straße war, hielt es mich doch fest und ließ mich nicht von der Stelle. Und so stand ich am Schottenring und sah an mir dreitausend gebrochene Männer vorüberziehen. Welch ein Zug des Unglücks!

Nicht die Börse allein war zugrunde gerichtet, wie denn überhaupt niemals diese ein Schicksal allein erlebt, sei es im Guten, sei es im Schlimmen. Hätte aber auch nur sie allein das Geld verloren, es wäre schon recht fühlbar geworden in der Reichshaupt- und Residenzstadt. Die Leute der Börse führten ein luxuriöses Leben. Sie hatten die Epoche der sieben fetten Jahre nach dem Kriege weidlich ausgenützt. Findigkeit und Verwegenheit schafften von heute auf morgen große Vermögen. Aus der Tiefe des Elends tauchten Tag um Tag neue Gestalten herauf an die weithin sichtbare Oberfläche, wo Glanz und Reichtum blinkten. Da galt es, die Spuren der Vergangenheit zu verdecken und die Gegenwart standesgemäß auszustatten. Frauen, die gestern noch geschoppte Gänse verkauft hatten, wetteiferten heute mit Fürstinnen im Glanz der Diamanten, die sie in der Opernloge auf sich trugen. Männer, die mit Hosenträgern und Zahnbürsten hausiert hatten, verblüfften nun die Mitwelt durch die Großartigkeit und Kühnheit ihrer Operationen. Sie waren Großspekulanten geworden, die mit Millionen jonglierten. Und nicht einmal und ausnahmsweise, sondern täglich. In seinem Unmut prägte da ein erbgesessener Finanzbaron, es war der alte Königswarter, das denkwürdige Wort: „Jeder Lump, der eine Million hat, glaubt heutzutage schon ein Millionär zu sein!" Er wußte, daß sich das nicht halten werde. Übrigens begriffen die neuen Pseudomillio-

näre sehr rasch die Pflichten ihrer Stellung und ihres Reichtums. Sie kauften sich Paläste, schafften sich Equipagen an — in der Mehrzahl; denn die Maitresse brauchte auch eine, — die Wohnungen ließen sie sich fürstlich einrichten, bestellten sich die teuersten Maler und ließen sich Deckengemälde und Familienporträts anfertigen. Sie machten auch großartige Stiftungen zu wohltätigen Zwecken, wodurch zweierlei erreicht werden konnte: die staunende Bewunderung der Mitwelt und der Dank der Regierung. Die erstere erhöhte den Kredit, der letztere befriedigte den Ehrgeiz. Die Nobilitierungen waren an der Tagesordnung.

Durch tausend Kanäle floß das Geld dem Handel, der Industrie, der Kunst zu. Und es spielten nicht nur die Börsebesucher, es spielte und spekulierte die ganze Gesellschaft von oben bis herunter mit. Die ganze Aristokratie, die Geistlichkeit, die kleinen Rentner und die kleinen Handwerker, die Schauspieler und die Sängerinnen und die Tänzerinnen, Milchweiber und Möbelpacker, Roßtäuscher und Pensionisten, alles, alles trug sein Geld zur Börse. Unzählige „Kommittenten" kamen auf jeden Börsebesucher, und gerade das machte es diesen so leicht, das Geld scheffelweise zu „verdienen". Es gab nicht das geringste Wagnis dabei. Jeder „arbeitete" mit Hunderten und Tausenden von „Stücken" im Tag. Fünfundzwanzig „Stück" etwa im Nominalwerte von 10000 Kronen bilden einen „Schluß", und bei jedem einzelnen Schluß konnte in ganz gefahrloser Weise zweimal etwas „weggetragen", der Kommittent um ein halbes oder ganzes Prozent verkürzt werden. Das war ein vollständig sicheres Geschäft, bis die große Katastrophe eintrat, wo dann überhaupt nichts mehr verkauft werden konnte, und alle das Geld verloren, die Börsianer selber und ihre Kommittenten. Direkt oder indirekt kam alle Welt zuschaden, und ganz heil kam niemand aus dem Gedränge heraus.

Gewetterleuchtet hatte es schon wiederholt, bevor das große Unwetter losbrach, aber dieses kam doch ganz unerwartet und wirkte darum auch so verheerend. Man hatte die Vorzeichen nicht zu deuten gewußt; man hatte sie nicht verstanden. Der lehrreiche Präzedenzfall, die Analogie hatte gefehlt. Hinterher freilich, als die Herren vom Rathause kamen, da wußte es jeder ganz genau, daß es „so" habe kommen müssen, weil es überhaupt „so" nicht habe weitergehen können. In der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts war es die „Nationalbank" allein, die die Situation beherrschte. Seit ihrer Gründung im Jahre 1816 verging mehr als ein Menschenalter, bis die zwei ersten großen Privatbanken gegründet wurden, im Jahre 1853 die „Niederösterreichische Escompte-Gesellschaft" und im Jahre 1856 die Kreditanstalt, und dann war es wieder lange still. Nach dem Kriege hob sich aber die Unternehmungslust. Schon im Jahre 1869 gab es mehr als drei Dutzend Banken, die wieder alle möglichen neuen Aktienunternehmungen ins Leben riefen, Eisenbahnen erbauten und Fabriken errichteten. Der Gründungseifer wuchs rapid, nachdem die Gründer einmal Blut geleckt hatten. In den Jahren 1867 und 1868 waren von der Regierung insgesamt 58 Konzessionen zur Gründung von Aktiengesellschaften erteilt worden. Auf das Jahr 1869 allein kamen dann schon 141 Konzessionen, und in diesem Stile ging es fort. Alles strömte der Börse zu, die im Jahre 1867 elfhundert Mitglieder zählte und im Jahre 1872 deren 8400 zu verzeichnen hatte. Im letztgenannten Jahre allein erstanden 17 neue Baugesellschaften, und das erste Viertel des folgenden Jahres brachte deren noch 15. Als der Regierung der Rummel doch zu bunt wurde, versuchte sie es mit Einschränkungen in der Konzessionserteilung. Das half nicht viel. Es gab eine große Anzahl erteilter, aber noch nicht aktivierter Konzessionen, und nun wurde ein schwungvoller Handel in diesen etabliert. Es gab noch am Tage nach dem Krach an sechzig Stück Konzessionen für Baugesellschaften zu erhandeln. Es gab ein großes Geriß — der Verkäufer; von einem Käufer aber war weit und breit nichts zu sehen. Die erhoffte Bautätigkeit ließ nicht weniger als siebenundzwanzig Hypothekenbanken aus dem Boden sprießen. Aktiengesellschaften zur Erzeugung von Türen und Fenstern und Parketten schossen aus dem Boden, alles, rein alles ward auf Aktien gegründet. Milliarden waren investiert und sollten noch investiert werden. Zwanzigtausend Baustellen hatten die Baugesellschaften in Wien aufgekauft, und ganz Wien hatte damals überhaupt nur zehntausend Häuser. Man kann sich demnach eine Vorstellung machen, wie all diese Gesellschaften an dem Tage nach der großen Ernüchterung aussahen. Es gab auch nach jenem Tage noch einen gewissen Luxus in Wien, allerdings einen recht wehmütigen Luxus. Es gab Leute, die sich die heimlichsten Räume ihrer Wohnung mit den Aktien dieser Gesellschaften austapezierten. Das war der einzige halbwegs vernünftige Gebrauch, der von diesen Papieren noch zu machen war. Vordem hatte jedes Stück davon einen Wert von Hunderten von Gulden vorgestellt. Das war das Ende des großartigen wirtschaftlichen Aufschwunges. Mehr als tausend Aktiengesellschaften mit einem Nominalwert von mehr als acht Milliarden Kronen waren in der kurzen Spanne Zeit von 1867 bis 1873 konzessioniert worden, — so konnte es allerdings nicht fortgehen, nur hat das alle Welt erst ein wenig zu spät eingesehen.

Auch Erdbeben sind dem Gesetz der Kausalität unterworfen. Der Krach war lange und wohl vorbereitet, und sein Eintritt hätte sich mit mathematischer Genauigkeit vorher berechnen lassen können, aber niemand rechnete, niemand besann sich auf sich selbst. Quos Deus perdere vult, dementat prius.

Alles lebte in den Tag hinein und hielt in der Verblendung die herrschenden Zustände für ganz normale. Warnungssignale flammten wiederholt auf; sie wurden nicht beachtet. Wie hätten auch gewöhnliche Sterbliche die Signale verstehen sollen, da die Großen des Reiches, da die politischen und volkswirtschaftlichen Wortführer sie nicht verstanden oder nicht verstehen wollten. Graf Beust, der Reichskanzler Österreichs, begünstigte geradezu den Gründungsschwindel, weil er ihn zu politischen Zwecken verwerten zu können meinte. Dasselbe tat der entthronte König von Hannover, der in der nächsten Nähe Wiens seinen Hofstaat eingerichtet hatte. Der blinde König war Protektor und Hauptinteressent der „Wiener Bank", die eine der absonderlichsten Blüten der Gründungsepoche darstellte. Die „Wiener Bank" war die Idee von einigen findigen jüdischen Köpfen, und ihr Zweck war erstens die Katholisierung des Kapitals, das dadurch von der jüdischen Botmäßigkeit befreit werden sollte, und zweitens die Beschaffung eines veritablen Kriegsfonds, mit dessen Hilfe Preußen bekämpft und die Wiedereinsetzung des Königs von Hannover bewirkt werden sollte Die Börse lachte heimlich über diese Ideen, die dem König im Exil so wohl gefielen, aber bei allem stillen Hohngelächter machten die Juden den Rummel mit. Nicht werden sie ihn mitgemacht haben! Es zahlte sich aus. Die mit 80 Gulden eingezahlten Aktien stiegen rapid bis nahezu auf 300. Da kippte die Geschichte um. Die Spekulanten hatten die Herrschaften „eingezwickt", und aus der Falle war nicht mehr herauszukommen, es wäre denn gewesen, daß der königliche Hauptinteressent sich zu einem ihm zugemuteten schweren Geldopfer entschlossen hätte. Es wäre ein königlicher Entschluß gewesen, er wurde aber nicht gefaßt, und so war die Katastrophe unvermeidlich geworden. Es war eine Katastrophe. Viele hochadlige Geschlechter brachen finanziell nieder, Graf Wratislaw, einer der obersten Hofwürdenträger, schoß sich eine Kugel durch den Kopf. Eine Armee von kleinen Spekulanten war vernichtet, aber die preußische Armee, auf die das Ganze aufgerichtet war, der ist nichts geschehen.

Die Geschichte der „Wiener Bank" war nur eine Episode, eine charakteristische, aber nicht lehrreiche Episode. Wenigstens wurden ihre Lehren nicht beachtet. Man ging über sie zur Tagesordnung über und gründete munter weiter. Der Himmel hing ja voller Geigen. Vor der Tür stand die große Wiener Weltausstellung. Ganz Europa würde sich in Wien ein Stelldichein geben, und mit Scheffeln würden alle Investitionen hereingebracht werden und darüber hinaus mit Scheffeln die Reingewinne. Man mußte sich rüsten, um Europa würdig zu empfangen. Im Handumdrehen sollte sich die alte innere Stadt verjüngen. Den ehrwürdigen Stefansplatz konnte man so nicht der Welt präsentieren. Bauen wir ihn um. Eine eigene Baugesellschaft wurde zu diesem Zwecke gegründet, und sie bezahlte phantastische Summen für den Quadratmeter Baugrund auf dem Stefansplatz. Die Kärnterstraße, der Kohlmarkt, der Graben sollten „reguliert" werden, aber nicht nur im Innern sollte alles auf den Glanz hergerichtet werden, die Herrlichkeit sollte auch ausstrahlen bis zur Peripherie. Ein wundervoller, schnurgerader Straßenzug wurde abgesteckt von Wien nach Dornbach, die Alszeile. Dort sollten zu beiden Seiten sich ideale Villen in schattigen Gärten erheben. Der Straßenzug ist da, aber die Alszeile ist auch heute noch nicht ausgebaut. Auf den Kahlenberg wurde eine Zahnradbahn, auf den Leopoldsberg eine Drahtseilbahn gebaut. Die Drahtseilbahn ist überhaupt nicht eröffnet worden; die Zahnradbahn hat bis heute fortgekränkelt und ist nun am Absterben. Die letzte Hoffnung ist noch, daß die Stadtverwaltung sich des kranken Unternehmens erbarmen werde. Hotelpaläste sind in schwerer Menge erbaut worden, um Europa aufzunehmen. Fertig geworden sind sie alle, aber sie zu eröffnen, daran dachte man gar nicht. Es hätte keinen Zweck gehabt. Es war mit einem Male kein Bedarf vorhanden, und selbst die schon bestehenden waren notleidend geworden.

Es ist eine weitverbreitete, aber irrige Auffassung, daß die mißglückte Weltausstellung des Jahres 1873 die Ursache des großen Krachs gewesen sei. Zunächst war es überhaupt keine mißglückte Ausstellung. Es war vielmehr die gelungenste und imposanteste, die jemals in Wien gesehen worden ist. Und dann — der Krach wäre auch ohne Ausstellung und bei der denkbar besten und erfolgreichsten gekommen, weil er mit logischer und mathematischer Konsequenz kommen mußte. Das eine ist allerdings richtig, daß die phantastischen Vorstellungen, die man sich von den zu erwartenden Wirkungen der Weltausstellung gemacht hatte, einen starken Antrieb zur Spekulation und zur Überspekulation boten. Immerhin war es doch nur ein titulus bibendi, ein Vorwand sich selbst zu betrügen und zu belügen.

Die Weltausstellung an sich war ein durchaus gesundes Unternehmen, und sie hat sich trotz des phänomenalen Mißgeschicks, unter dem sie zu leiden hatte, mit Ehren behauptet. Sie ist tatsächlich nicht mitverkracht und sie bildet eigentlich den einzigen Lichtblick in jenem Katastrophenjahr. Daß bei ihrer Vorbereitung leichtherzig gewaltige Kostenüberschreitungen begangen wurden, das lag so im Zuge der Zeit. Wegen einiger lumpiger Millionen ließ man sich damals keine grauen Haare wachsen. Die Rotunde allein mit ihren Annexen verschlang mehr, als für die ganze Ausstellung vorgesehen war. Das Unternehmen wuchs unter ihren Händen zu riesigen

Dimensionen. Nichts war zu teuer und nichts zu kompliziert, und die Ausstellung, die am Eröffnungstage, am 1. Mai, noch recht unfertig war, hätte nach dem über alle Vorberechnungen hinaus erweiterten Umfang der Arbeiten auch drei Monate nach der Eröffnung unmöglich fertig sein können, wenn dem Bauleiter nicht ein ganz ungewöhnlicher Zufall zu Hilfe gekommen wäre, der im vorhinein gar nicht in Berechnung gezogen werden konnte. Der Winter von 1872 auf 1873 war nämlich ein solcher, wie er in hundert Jahren einmal vorkommt. Die Mitglieder der Eislaufvereine rauften sich die Haare. Es gab nicht einen einzigen „Schleiftag". Nicht ein einziges Mal sank die Quecksilbersäule des Thermometers unter den Nullpunkt. Bei Frostwetter muß alle Bautätigkeit eingestellt werden, und in jenem Winter wurde nicht ein einziger Arbeitstag verloren.

Die Eröffnung am 1. Mai stellte schon ein böses Omen vor. Sie vollzog sich bei einem wahren Hundewetter, das gleich für mehrere Tage vorhielt. Und so kam der verhängnisvolle 9. Mai heran, und von da ab war ohnehin alle Hoffnung verloren. Auch da kam das Unglück nicht allein. Nach dem Nietzscheschen Rezept der Herrenmoral, daß es sich empfehle, dem Fallenden noch einen Stoß zu versetzen, hatte das Schicksal auch da noch einen gewaltigen Stoß in Bereitschaft — die Cholera!

Die Cholera hätte uns nicht viel geschadet und hat es auch nicht. In Wien selbst hörten und wußten wir nicht viel von ihr. Möglich, daß einige Fälle vorgekommen sind, aber kein Mensch fühlte sich beunruhigt, und von einer wirklichen Epidemie konnte keine Rede sein. Ein Gerücht, ein falsches Gerücht — und das war das Ärgerliche, ja Tragische an dem tückischen Walten des Fatums — hatte sich erhoben, war über die Dächer gestiegen und hatte sich verbreitet über die Lande, über den ganzen Erdball, das Gerücht von einer furchtbaren Epidemie. In Wien war man ruhig, aber in der Provinz und im Ausland griff die Beunruhigung um sich. Man hatte sich gerüstet, Europa zu empfangen, und Europa blieb zu Hause. Wer hätte den Mut gehabt, sich dem Hauptherd der tödlichen Seuche zu nahen!

Das auch noch! Nun, es war so schon alles eins. Damals konnte nichts mehr nützen und nichts mehr schaden. Wenn man einmal im Platzregen dasteht und bis auf die Haut naß geworden ist, dann kommt es wirklich nicht mehr darauf an, ob es noch ein bißchen stärker oder schwächer regnet. Nässer als naß kann man doch nicht werden, und das waren wir gründlich. Begossen von oben bis unten herunter. Da war aber auch nicht ein Mensch in Wien, der den jähen Wechsel nicht empfunden hätte. Die Börsenleute waren zerschmettert, die Banken ins Wanken geraten, tausend Industrieunternehmungen war der Lebensnerv unterbunden, Hunderttausende von Arbeitern waren in Mitleidenschaft gezogen, und kein Gewerbsmann, der den Umschwung nicht gespürt hätte. Die Tenoristen auf der Bühne und die Primadonnen sangen ihren Part unter schweren finanziellen Sorgen. Lohengrin verließ seinen Schwan, um sich hinter den Kulissen nach den letzten Kursdepeschen zu erkundigen, und wenn König Lear seinem Schicksal fluchte, da dachte er mehr an die Maklerbank als sonst an etwas. Sie alle hatten mitgenascht, hatten den lustigen Sport mitgemacht, und nun sahen sie sich so furchtbar hart gestraft. Allen ging es gleich bis auf die Wurzeln der Existenz.

Im Anfang war ein Überblick über den Umfang der Verheerungen überhaupt nicht möglich. Alles hatte den Kopf und den Mut verloren. Wo es ging, ward auch vieles verheimlicht, um womöglich noch ein Restchen von Ansehen und Kredit zu retten. Schon einige Wochen später konnte aber berechnet werden, daß die Kursverluste mehr als anderthalb Milliarden Gulden betrugen und daß 166 große Aktiengesellschaften mit einem Fehlbetrag von mehr als einer Milliarde Gulden sich in Liquidation oder im Konkurse befanden. Und das war erst der Anfang. Der Abbröckelungsprozeß setzte sich dann fort durch Monate und Jahre. Ja, ich habe die Empfindung und mehr als das, die aus gesellschaftlichen Beziehungen und Beobachtungen geschöpfte Überzeugung, daß er vollständig auch heute noch nicht zum Abschluß gelangt ist. Latifundienbesitzer, große Familien brechen auch heute noch nieder lediglich an den Folgen jener Umwälzung. Mit der äußersten Anstrengung haben sie sich aufrecht erhalten, bis sie nach jahrzehntelangem Kampfe endlich die letzten Kräfte verließen.

Sachverständige Gelehrte sind imstande, nach einem ausgegrabenen Knochenstück das ganze Skelett und danach die ganze Gestaltung irgend eines urweltlichen Ungeheuers zu rekonstruieren. Das Ganze des Ungeheuren zu schildern, das sich im Jahre 1873 begab, das übersteigt meine Kräfte. Was ich zu bieten vermag, das sind — sit venia verbo — einzelne Knochen persönlicher Erinnerung. Da sie weitere Schlüsse ermöglichen, sind sie doch vielleicht nicht ganz wertlos. Man urteile. Ein Hofrat und ein Professor, zwei durchaus ernsthafte Männer der Praxis und der Wissenschaft, hatten schon im Jahre 1872 im Hinblick auf die Weltausstellung eine große illustrierte Weltausstellungszeitung begründet. Zu Beginn des Jahres 1873 wurde ich zum Redakteur dieser Zeitung bestellt. Das Zeitungsunternehmen gedieh in ganz unerwarteter Weise, und in kurzer Zeit mußten zweimal die Räume gewechselt werden, weil der Verwaltungsapparat immer vergrößert werden mußte. Ich selbst hatte mit der Verwaltung zwar nichts zu tun, aber ich sah doch, was vor-

ging. Das war interessant und ermutigend. Während meiner Tätigkeit bei dem Blatte bis zum 9. Mai kamen im Durchschnitt täglich 180 neue Abonnenten. Nach dem 9. Mai überhaupt kein einziger mehr. Das läßt doch Schlüsse zu auch auf andere Unternehmungen und auf das ganze Geschäftsleben überhaupt. Genau in demselben Stile ging es mit den geschäftlichen Anzeigen und Reklamen, nur noch etwas schlimmer. Es wurde nämlich nach dem 9. Mai nicht nur keine einzige Anzeige mehr aufgegeben, sondern es wurde auch keine einzige der früher aufgegebenen bezahlt, soweit sie nicht etwa schon früher bezahlt worden sind. Da war einfach nichts zu machen. Es mußte an allen Ecken und Enden gespart werden, und ich verlor meine Stelle. Es dauerte doch an zwei Jahre, bis sich wieder etwas für mich fand. Bevor ich aber davon spreche, muß ich erst etwas zurückgreifen. Mir ist es nämlich hier nicht darum zu tun, biographische Mitteilungen zu bieten, sondern Zeit und Verhältnisse von Anno dazumal zu beleuchten.

Es war einige Jahre vor dem Krach, daß ich als blutjunger Mensch von der Universität weg in das journalistische Getriebe hineingezogen wurde. Ein Zufall. Ein Zeitungsherausgeber, der sich gern als Talententdecker aufspielte, holte mich weg. Irgend jemand — ich habe nicht erfahren, wer — hatte ihn auf mich aufmerksam gemacht. Er ließ sich einen Probeartikel schreiben und bewilligte mir dann eine Gage, die meine jugendlich bescheidenen Erwartungen übertraf. Ich war schön angekommen! Der Mann ist seit Jahren tot, aber sein Andenken lebt fort und wird noch lange fortleben. Fünfunddreißig Jahre sind seit dem Krach verstrichen, aber auch heute noch, wenn eine allgemeine, gleiche, direkte und gar nicht geheime Wahl ausgeschrieben würde: wer war der größte, der gefürchtetste und berüchtigtste journalistische Erpresser in der Zeit des „volkswirtschaftlichen Aufschwungs", — kein Zweifel, sein Name ginge mit absoluter Einstimmigkeit aus der Urne hervor. Wenn ich trotzdem seinen Namen nicht nenne, so ist es, weil mich etwas wie ein Gefühl von Dankbarkeit abhält. Er hat gelegentlich schuftig gehandelt, — er konnte nicht anders, weil er's anders nicht „in ihm" hatte, und er selbst hielt sich trotz Gericht und öffentlicher Meinung für einen durchaus untadeligen Ehrenmann, — aber mit mir hatte er es doch gut gemeint und mir manches Gute erwiesen. „Gutherzig sind sie alle." Ganz totschweigen kann ich aber seine Persönlichkeit doch nicht, weil sie zu charakteristisch ist für die ganze Epoche und das ganze Milieu.

Der größte journalistische Erpresser. Das will etwas besagen für eine Zeit, da so gut wie die ganze Presse korrupt und käuflich war. Wie hätte es auch anders sein sollen? Tausend neue Aktiengesellschaften mit zehntausend Gründern auf den Beinen, die Butter auf dem Kopfe hatten. Jede Gesellschaft, fast ausnahmslos, hatte hochadelige feudale Herren an der Spitze, die gerne miternteten, wo sie nicht gesäet hatten, die aber doch „teils dieserhalb, teils außerdem" auf ihre Namen und auf das Dekorum halten mußten. Da mußte alles gelobt und jede abträgliche Kritik verhindert werden. Um ersteres sicher zu erreichen, wurden aus den eigenen Fonds Zeitungen gegründet oder bereits bestehende angekauft, um letzteres zu bewirken, wurden die Beteiligungen erfunden, Schweiggelder und nackte Bestechungen eingeführt. Mein neuer Chef verkündete es jedem, der es hören wollte, mit zynischem Freimut und überlegenem Galgenhumor: „Meine Sprech- und Bestechstunden sind täglich von 9 Uhr früh bis 9 Uhr abends."

Es mußte um jeden Preis verhindert werden, daß das Publikum erfahre, wie es in Wirklichkeit um die neuen Aktiengründungen bestellt sei. Solang es das nicht wußte, ging es vertrauensselig mit, und die Aktien stiegen. Man war sich darüber klar, daß der ganze künstliche Bau in sich zusammenfallen müßte, wenn einmal das Mißtrauen erwachte. Darum also nur Lob, soviel Lob als möglich in der Presse, und nur um Gottes willen keinen Tadel, so unbedeutend das Winkelblättchen sein mag, das ihn auszusprechen wagte. Es hätte ja gerade durch den Tadel eine gewisse Notorietät erlangen können. So wurden denn nicht nur die großen, sondern auch die kleinsten Blätter gefüttert, auch die „Organe" für Kunst, Politik und Volkswirtschaft, die nur gegründet wurden, um sich bestechen zu lassen, und die auch ganz munter mehrere Wochen lang gar nicht erschienen, wenn einmal ein entsprechender Bestechungsfall sich längere Zeit nicht einstellte. Witzblätter, die ursprünglich nur von ihrer Laszivität zu leben gedachten, erweiterten ihr Programm und führten — eigentlich der laszivste Witz — ganz ernsthafte volkswirtschaftliche Rubriken ein, in welchen sie ganz ernsthaft ihre Leser darüber belehrten, welche Papiere sich am besten zur Kapitalsanlage eigneten. Man muß nicht glauben, daß die Gründer so namenlos dumm waren, sich von solchem Lob etwas zu versprechen. Nein, das waren geriebene Leute, die ganz genau wußten, wie der Hase läuft und wo Barthel den Most holt. Was sie fürchteten und mit Grund zu fürchten hatten, das war die Wahrheit, die sie stets als eine Indiskretion betrachteten und darum mundtot zu machen beflissen waren.

Die Erpressung war zu einer wahren Kunst entwickelt. Die Schwindler und die Jobber waren durch die Presse schwer belastet, aber sie fanden bei ihrem Metier doch noch ihre Rechnung. Ohne Mithilfe der Presse wäre es überhaupt nicht gegangen. Die bequemste und allerseits befriedigende Form der Kapazitierung der Presse war die „Be-

teitigung", mit der es sich — hoffentlich wird man es mir nachsehen, wenn in meiner kurzen Darstellung ein kleiner technischer Fehler unterlaufen sollte — ungefähr so verhielt: Wenn eine neue Aktien-Emission im Zuge war, wurden den Journalisten eine Anzahl von Aktien, und zwar nach „Ansehen" der Person von 25 Stück aufwärts, im Prinzip zum Emissionskurs zugebilligt. Die Aktien selbst bekamen sie nicht zu sehen, und es bestand die stillschweigende Übereinkunft, daß diese „Aktionäre" sich um einen etwaigen Verlust gar nicht zu kümmern hatten. Das Geschäft war also ein ganz sicheres. Anders hätten es die gewissenhaften Berater des Publikums auch nicht getan. Nun ging es los mit dem Emissionsrummel, in dessen Folge die Aktien immer sofort stiegen, und die „Beteiligten" brauchten immer nur nach einigen Tagen sich die erzielten Kursgewinste einzukassieren.

Neben dieser Form gab es aber auch unzählige andere, und die Bestechungen waren auf allen Gebieten der öffentlichen Meinung gang und gäb. Wenn ich aber über alle diese Dinge freimütig berichte, wie ich sie gesehen habe, fühle ich die ernste Verpflichtung, mit allem Nachdruck hervorzuheben, daß sie gewesen und nicht mehr sind. In der Sumpfatmosphäre des „volkswirtschaftlichen Aufschwungs" mußten sie sich entwickeln. Als der Sumpf trocken gelegt war, schwanden auch die Miasmen, und die die Seuche verbreitenden Mikroben starben ab. Der Stand der Journalisten hat sich regeneriert. Sie selbst mit dem starken Rückhalt an ihre Standesvereinigungen haben ein strenges Regiment eingeführt. Die Korruption ist überwunden, und die Vereinigungen würden keinen mehr in ihrer Mitte dulden, der sich ein Vergehen gegen die Standesehre zuschulden kommen ließe. Wir leben tatsächlich in einer anderen Welt, und es lebt eine andere Generation. Heute kann es ruhig ausgesprochen werden, daß unter den Männern der Feder in Österreich Fälle von Bestechungen wohl nicht einmal mehr als Ausnahmsfälle vorkommen. Was früher gewissermaßen als selbstverständlich angesehen wurde, würde heutzutage geradezu vernichtend wirken.

Ich hatte also meinen ersten Chef, und er behandelte mich mit bestrickender Liebenswürdigkeit. Mir gefiel er auch sehr wohl; denn er war von sprudelnder Genialität. Von dem, was auf dem großen Geldmarkt vorging, hatte ich, der ich bis dahin nur im Gymnasium und auf der Universität gelebt hatte, natürlich nicht die leiseste Ahnung. Die Gebiete, die ich journalistisch zu bearbeiten hatte, in erster Linie das der bildenden Kunst und das Feuilleton, hatten auch keinerlei Beziehung dazu. Ebenso natürlich aber, daß ich bald genug erfuhr, an was für ein Blatt ich geraten war. Es ging ohne große Erschütterung ab; ich schämte mich nur ein wenig. Zu machen war überhaupt nichts. Dasselbe System herrschte nämlich bei allen übrigen Blättern, nur daß dort die Schande nicht so bloß ging und daß man dort nicht dieselbe brutale Aufrichtigkeit des Eingeständnisses hatte.

Man tat meinem Chef unrecht, wenn man ihn einen Revolverjournalisten nannte. Das war zu wenig. Er arbeitete mit großen Kanonen und hat sich mit Kleinigkeiten niemals abgegeben. Von einem Habenichts schwang er sich im Fluge zum Millionär hinauf und war dann klug und im Gewissen widerstandsfähig genug, sich das Vermögen auch über den Krach hinaus zu erhalten und zu vermehren. Er trieb es so bunt, daß er mehrfach, trotz der bereits gekennzeichneten Timidität der Finanzmagnaten, sogar gerichtliche Unannehmlichkeiten zu befahren hatte. Diese fochten ihn nicht an. Einmal, als er eben eine längere Haft überstanden hatte, erzählte er mir munter, daß ihm das Gefängnis ganz angenehm gewesen sei. Von dem Fenster seiner Zelle im Landesgericht aus habe er sich den Baugrund ausgesucht für den Zinspalast, den er sich erbauen lassen wolle, und er habe die volle Muße gehabt, es genau durchzudenken, wie der auszustatten und einzurichten sei. Er führte auch seinen Plan aus. Das Delikt, um dessentwillen er hatte sitzen müssen, hat ihm den Zinspalast eingetragen.

Als Journalist war er geradezu ein Genie, obschon er, wie's in der Sprache des Handwerks heißt, ein Analphabet war, d. h. er hatte gar nichts gelernt und hatte seine liebe Not mit Orthographie und Syntax. Wir verliehen ihm darum auch den Adelstand — syntaxfrei. Solche Analphabeten kommen im Journalismus häufig vor und nicht selten sind sie auch ganz außerordentlich tüchtige Journalisten. Daß sie nichts gelernt haben, tut gar nichts zur Sache. Schon Heine sagte von sich: „Wenn ich etwas gelernt hätte, brauchte ich keine Bücher zu schreiben." Und Heine hatte doch wirklich etwas gelernt. Für den Journalisten kommen noch ganz andere Fähigkeiten und Gaben in Betracht als ein gut gefüllter Schulsack. Mein Chef arbeitete auch schwer, weil er furchtbar mit der Form zu ringen hatte. Wenn er aber einmal herauskam mit einem Artikel, dann gab es regelmäßig eine riesige Sensation. Er beherrschte die Materie, das Finanzwesen, mit erstaunlicher Sicherheit, war fabelhaft genau unterrichtet über alle Schliche der Gründer und alle Kulissengeschichten der Börse, und dann hatte er eine ganz ungeheuere Unverschämtheit und Rücksichtslosigkeit im Angriff. Seine Kritik war gefürchtet, weil sie immer eine wohlbegründete war. Die eigentliche Grundlage war freilich immer die Selbst- und Habsucht. Er schrieb niemals einen Artikel, der nicht auf eine seiner Tasche zuträgliche Wirkung aufgerichtet gewesen wäre.

Damals hatte jede Redaktion ihren Mann, dessen Amt es war „hinaufzugehen". Seine

Weisung lautete immer: „Gehen Sie hinauf zu der X-Bank und" — alles weitere war dann überflüssig. Er kannte sich schon aus. Es handelte sich um Einholung von Informationen oder Verhaltungsmaßregeln oder auch um noch Schlimmeres. Mein Chef besorgte diese Geschäfte selber; er ging selber hinauf. Nicht um sich Informationen und Ratschläge zu erbitten, — er wußte alles besser als sonst irgend jemand — sondern um sich dort aufzuspielen und mit überlegenem Humor Schrecken zu verbreiten. Er ging auch selten davon, ohne gnädigst einen Auftrag erteilt zu haben, für ihn 1000 Stück „Credit" oder „Wechslerbank" oder sonst ein Papier, für das er gerade Meinung hatte, zu kaufen oder zu „geben". Die notwendige Deckung zu erlegen, fiel ihm gar nicht ein. Seine Aufträge wurden auch so ausgeführt. War die Operation erfolgreich, — und das war sie bei seiner genauen Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse in den meisten Fällen — dann strich er den Gewinn ein. War sie verlustbringend, dann ging ihn die ganze Geschichte nichts mehr an.

Mir selbst war er sehr gewogen. Er interessierte sich für mich und meinte es gut. Er gab sich alle erdenkliche Mühe, mich für die einzig „vernünftige Rubrik" der Journalistik, die volkswirtschaftliche, abzurichten. Es war vergebliche Mühe. Auf dem Ohr war ich taub, und in der Hinsicht war ich farbenblind. Ich begriff nicht und hatte für das Thema nicht das mindeste Interesse. Diese absolute Talentlosigkeit belustigte ihn, flößte ihm aber auch eine Art Respekt ein. Er beließ mich also bei meinen „Dummheiten" — er meinte vornehmlich die große Passion für Literatur und bildende Kunst, brotlose Künste — und förderte mich dann sogar darin, so gut er es verstand.

Da ihm das Geld nur so zuströmte, verfiel er bald auf die Idee, sich eine Gemäldegalerie anzulegen. Das war etwas nach meinem Herzen, und dabei ward ich nun sein Mentor. Wir besuchten zusammen die Kunstausstellungen und die Kunsthändler und kauften flott darauf los, was ich bestimmte. Sehr in Schwung waren damals die Gemäldeversteigerungen. Wir fehlten bei keiner, und aus Gründen der Zweckmäßigkeit war ich es, der auf diesen nicht nur wählte, sondern auch bot und erstand. Ihn und seinen Eigensinn kannte man zu gut, und man hätte ihn mit allen möglichen Praktiken ungebührlich hoch hinauflizitiert. Es war das für mich blutjungen Menschen ein eigenes Gefühl, im Bewußtsein, keine fünf Gulden in der Tasche zu haben, so mit den Tausendern um mich zu werfen. Mit der Galerie machte sich das ganz vortrefflich, und ich habe dabei eine doppelte Genugtuung erlebt. Einmal: er bekam die Galerie bald satt — die wahre Liebe war es ja doch nicht gewesen — und brachte sie wieder zur Versteigerung und — er erzielte dabei einen ganz erheblichen Gewinn. Zweitens: er begriff auch in Kunstsachen sehr rasch, aber er mutete sich doch zuviel zu und machte sich zu früh selbständig. Er machte einmal einen raschen Gelegenheitskauf und erwarb einen großen Ruysdael um 18000 Gulden, ohne mich zu fragen. Dieser „Ruysdael" war dann überhaupt unverkäuflich; denn er war falsch.

So angenehm sich nun auch alles für mich anließ, so war ich doch froh, als ich durch die Berufung an die Weltausstellungszeitung in eine andere Umgebung geriet. Ich habe bereits erwähnt, daß die Herrlichkeit dort nicht lange währte, und daß ich dann an zwei Jahre kein rechtes Unterkommen fand. Ich kleiner Mann war mit verkracht. Endlich fand ich doch eine Stellung. Die Unterhandlungen hatten lange gedauert, endlich waren sie soweit gediehen, daß der Vertrag unterschrieben werden sollte. Gerade vor dem Hause, in dem der Abschluß erfolgen sollte und gerade in dem Momente, da ich es zu diesem Zwecke betreten wollte, läuft mir mein früherer Chef über den Weg.

„Was suchen Sie hier?"

Ich erzählte ihm, was im Werke war. Er fuhr mich an: „Sind Sie verrückt? Das ist nichts für Sie. Die Arbeit richtet Sie zugrunde. Was will man Ihnen denn bezahlen?"

Ich berichtete alles haarklein. Er hörte mich ruhig an und rückte dann mit seinem Vorschlag heraus. Das alles sei Unsinn; ich solle wieder zu ihm kommen. Ich würde ein gutes Leben haben. Denn er kümmere sich seit Jahr und Tag um sein Blatt gar nicht. Das ginge von selber, und mit einem Blatte sei in diesen Zeiten überhaupt nichts zu machen. Er biete mir für das erste Jahr dasselbe, was mir da geboten worden sei, und nach Ablauf dieses Jahres das Doppelte.

Die Versuchung war zu stark. Hier mein Geständnis: es „hatte" mich. Gerade in der schlechtesten Zeit hatte es mich erwischt. Ich trug eine stille Liebe im Herzen. Ich darf hier an ein Wort Nestroys erinnern: „Eher eine Lokomotiv aufhalten, als einen jungen Beamten, der mit dem Anstellungsdekret in die Sakristei rennt, eine Kopulation bestellen." Ich überschlug rasch die voraussichtliche programmgemäße Entwicklung. Im ersten Jahre würden wir nur zu zweit sein. Da tut es auch die kleine Gage, und dann, wenn wir vielleicht nicht mehr nur zu zweit sein würden, dann wird uns die Verdoppelung ganz prächtig zustatten kommen. Ich schlug also ein und ging mit und gründete auf sein Versprechen einen Hausstand. Alles vollzog sich auch programmmäßig. Der Chef kümmerte sich wirklich nicht um sein Blatt und war das ganze Jahr in der Redaktion nicht zu sehen. Niemals war das Blatt anständiger als in jener Zeit, aber, ehrlich gestanden, niemals ist es auch schlechter gegangen. Das Jahr ging herum; wir waren auch schon sehr im Begriffe, nicht mehr nur zu zweit zu sein.

Ich trat also bei meinem Chef an, um ihn an sein Versprechen zu erinnern. Er zeigte sich gänzlich abgeneigt, es zu halten. Ich protestierte; er hätte es mir versprochen, ich hätte mich darauf verlassen und nun säße ich da! Er erwiderte, nun ganz Übermensch, mit eisiger Ruhe: „Geschieht Ihnen ganz recht; wenn Sie mir glauben!"

Wie der erfindungsreiche Dulder Odysseus vor seinem epischen Raufexzeß mit dem göttlichen Bettler Iros erwog ich einen Augenblick in den Sinnen, ob es edler im Gemüte sei, ihn gleich ganz zu erschlagen oder nur ein wenig zu betäuben. Nur einen Augenblick, dann aber, zum erstenmal in meinem jungen Dasein, kam des Lebens ganzer Jammer über mich mit dem zerschmetternden Bewußtsein, daß ich ihm den wohlverdienten Tritt doch nicht versetzen durfte. Er hat ihn auch nicht gekriegt, aber ich begriff, daß unter Umständen einem nicht einmal ein Haupttreffer eine so reine, sinnige und unschuldige Freude bereiten könnte, wie ein Fußtritt, der einem so recht von Herzen ginge. Ja, wenn es noch um ein Jahr früher gewesen wäre!! Ich machte also kehrt — es wandte sich der Gast mit Grausen — verließ das Prunkgemach und blieb bei dem Blatte. Die einzige Genugtuung, die ich mir nahm, bestand darin, daß ich meinen Chef nicht mehr grüßte. Und von da ab gab es an jedem Ersten, wenn mir der Administrator die Gage brachte, wortwörtlich dieselbe Unterhaltung:

Er: „Der Herr Chef beklagt sich, daß Sie ihn nicht grüßen."

Ich: „Ich bin fürs Schreiben aufgenommen und nicht fürs Grüßen. Würde auch noch die in diesem Falle besonders schwere Anstrengung der Ehrenbezeugung verlangt, so müßte sie entsprechend honoriert werden. Verdoppelung des Gehaltes würde gerade ausreichen, — sonst nicht!"

Das ging noch ein Jahr so fort, bis mich dann der deutsche Verleger Ernst Keil, dem ich dafür bis ans Lebensende eine dankbare Erinnerung bewahren werde, aus diesen Verhältnissen heraushob ...

Der Zweck dieser Zeilen war, die gesellschaftliche, die geschäftliche und die moralische Atmosphäre der Epoche des Krachs zu analysieren, so gut ich es nach eigener Wahrnehmung aus der Erinnerung vermochte. Wenn die Darstellung nur eine skizzenhafte werden konnte, so mag berücksichtigt werden, daß eine erschöpfende Schilderung wohl auch mehr als einen ganzen Band erfordern würde. Aber auch aus den mitgeteilten Zügen schon, vermeine ich, wird man erkennen können, daß die Umwandlung, die sich seither vollzogen hat, eine vollständige war. — Wenn man vom Fenster aus einem stürmischen Schneegestöber zusieht, dann wird man immer einige Schneeflocken nahe am Fenster sehen, die immer an derselben Stelle tanzen, und die sich an der rasenden Flucht nicht beteiligen. Es sind so gewissermaßen Nebenflocken, die den ganzen Rummel nicht mitmachen. So gibt es nach meiner Erfahrung, wenn einer eine Rede hält oder, was ungefähr dasselbe ist, wenn er mit einer geistigen Arbeit beschäftigt am Schreibtisch sitzt, gewisse Nebengedanken, die ihm im Gehirn herumtanzen, ohne sich dem auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Zug der Gedanken anzuschließen. So hat mich bei all diesen Erörterungen der Nebengedanke an den genialen Ferdinand Raimund nicht verlassen, der mit dem Krach doch sicherlich nichts zu tun hatte. Denn er war ja schon seit einem Menschenalter tot. Ich mußte an den tiefen und ergreifenden Humor denken, den er in seinem „Bauer als Millionär" entfaltet, vornehmlich in zwei Szenen, die mir immer ans Herz gegriffen haben. Die Jugend kommt herein, um dem reichgewordenen Bauern Fortunatus Wurzel einen Besuch, den Abschiedsbesuch, zu machen. Fröhlich hält sie dem Prasser alle Jugenderinnerungen vor Augen, und er ist noch einmal glücklich in diesen Erinnerungen, ahnungslos, daß er es nun zum letztenmal sei: dann folgt der wehmütige Abschied. Wurzel bietet sein Vermögen, um den lieben Gast zu halten; umsonst: „Brüderlein fein, Brüderlein fein, es muß geschieden sein. Scheint die Sonne noch so schön —" Wem bei dieser Szene die Tränen in die Augen schießen — ich meine, er hat sich ihrer nicht zu schämen.

Nach einer letzten Umarmung tanzt die Jugend davon. Gleich wieder greift der Prasser nach einer Flasche Wein und will trinken, aber er stellt sie wieder mißmutig hin und setzt sich in einen Stuhl. Der Trunk dünkt ihn schal. Es wird ihm kalt. Da kommt ein anderer Gast mit einem Leiterwagen angefahren: es ist das Alter. Wurzel befiehlt seinem Diener, die Türen zu sperren, damit der Gast nicht eintrete. Da fährt das Alter zum Fenster herein, und wieder folgt eine in ihrer Einfachheit erschütternde Szene. Zutunlich macht sich das Alter an den Schlemmer heran, der vor unseren Augen alt wird. Der Jugendmut ist dahin, es kommt der Verfall der Kräfte. Der Wein wird durch Kamillentee ersetzt. Alle fröhlichen Geister sind verflogen, und Haß und Neid machen nun ihren Besuch. Endlich sind wir beim Aschenlied angelangt: „Ein' Aschen! Ein' Aschen!" Wer kennt es nicht und wem hat es nicht schon an das Herz gerührt!

Ich weiß nicht — am Ende waren es doch keine Nebengedanken. Wenn ich es recht erwäge, war es ungefähr so, als der junge Genius des volkswirtschaftlichen Aufschwungs Abschied nahm. Alles war mit einemmal anders geworden. Ja, es war alles so, nur ein Element fehlte dabei, der Humor. Es gab wirklich nichts zu lachen.

Digitized by Google

Oreſt und Pylades.

Eine Schülergeſchichte von Carl Buſſe.

Aus den geheimnisvollen Gründen der Knabenzeit her — erzählte Richard Rote — grüßt mich manchmal noch eine Erinnerung, die dem Erwachſenen ſo merkwürdig und fremdartig erſcheint, daß er faſt Scheu trägt darüber zu reden.

Es war in der Obertertia, und nach Überwindung der erſten Flegeljahre hatte mich und wohl die meiſten meiner Kameraden die phantaſtiſche Unruhe und Erwartung jener Zeit ergriffen, da in die dämmernde Kinderſeele die erſten purpurnen Strahlen und ungewiſſen Ahnungen neuer Sonnen fallen. In dieſer Epoche rätſelhafter Entwicklungen geſchah es, daß nach den Michaelisferien ein neuer Schüler der Klaſſe überwieſen ward: Otto von Zewen. Er war bisher auf dem Mariengymnaſium zu Poſen geweſen und ſollte auf Wunſch ſeines Vaters, eines reichen Grundbeſitzers, ſein Heil nun in Polajewo verſuchen. Denn man hoffte, daß er hier, auf der kleineren Anſtalt und in dem ruhigeren Landſtädtchen, leichter und beſſer vorwärtskommen würde.

Von vornherein erregte er in der ganzen Obertertia ſtarkes Aufſehen. Seine Kleidung war gefälliger und eleganter, als die unſere, ſeine Manieren beſſer, ſeine Haltung freier. Was wir anderen ziemlich ungelenk und tölpelhaft noch erſtrebten, indem wir die Art der Erwachſenen nachzuahmen begannen, war ihm ſchon ein natürlicher Beſitz. Es kam noch dazu, daß er ein ausnehmend ſchöner Menſch war, mit einem ebenmäßigen, etwas weichen Geſicht, mit prachtvollen, braunen Augen.

Vielleicht waren dieſe Augen etwas leer und apathiſch. Aber zu jener Zeit empfand ich das nicht. Denn um es kurz zu ſagen: Faſt von dem Augenblicke an, in dem er die Klaſſe betreten hatte, fühlte ich mich mit einer ſtarken, unerklärlichen, faſt ſchmerzlichen Macht zu ihm hingezogen. Mit all der Scheu und Scham, aber auch mit der heimlichen Glut des Knabenherzens begann ich ihn zu umwerben, und es ward am Ende eine phantaſtiſch-wilde, den ganzen Menſchen ſchüttelnde Leidenſchaft daraus, eine glühende Neigung, die ſich in ſchauernder Wonne tauſend Opfertode ausmalte.

Wer will da ſpotten? Wer das erklären? Wohl: es mochte ſein, daß mich, den eckigen, nichts weniger als hübſchen Jungen, die weiche Schönheit des Kameraden ergriff, daß unklar drängende Sehnſucht mich, den Sohn beengter Verhältniſſe, zu dem Kinde freierer und größerer trieb. Aber das Entſcheidende war das ſchwerlich. Sondern es war, als hätte eben die phantaſtiſche Unruhe dieſer wunderreichen Entwicklungszeit eines Zieles, die hohe Spannung der Seele einer Auslöſung bedurft.

Daß Zewen je die ganze Glut und Leidenſchaft dieſer Knabenneigung begriffen oder auch nur geahnt hat, bezweifle ich. Wie er als Schüler unintereſſiert und mittelmäßig war, ſo hatte er auch ſonſt gar keine Tiefe und Phantaſie. Er war halt ein guter, liebenswürdiger, apathiſcher Junge, deſſen prachtvolle braune Augen ſich nur ſtärker belebten, wenn ſie ſchöne Tiere ſahen. Er konnte ſich auf dem Schulweg verſäumen, um edlen Pferden den Hals zu klopfen oder die Mähnen zu krauen.

Wir hatten denſelben Hin- und Rückweg. Auch in der Pauſe hielt ich mich ſtets zu ihm, ſuchte ihn in ſeiner Penſion auf, um ihm, dem ſchwachen Schüler, bei den Arbeiten zu helfen, und war bald unzertrennlich von ihm. Mit einem dankbaren Lächeln nahm er alles hin. Er war es wohl von Kindheit an gewöhnt, geliebt und begünſtigt zu ſein. „Du biſt ein guter Kerl,“ ſagte er wohl, wenn ich ihm die Aufgaben fix und fertig anbrachte, „aber paß auf, viel nützen wird es doch nicht. Ich werd' ſicher nicht verſetzt.“

Ein heftiger Schreck durchfuhr mich

dann stets bei diesen Worten — die zitternde Angst, dadurch von ihm getrennt zu werden. Denn mit jedem Tage fast wuchs diese rätselhafte Neigung, für die ich keinen Namen weiß. In der Klasse sah ich vor mir gegen das Fenster seinen linienfeinen Kopf, und eine dumpfe, quälende Eifersucht zehrte an mir, wenn er während des Unterrichts mit seinem Nebenmann heimlich lachend tuschelte, oder wohl einmal mit einem andern über den Schulhof spazierte. Es war kein Wunder, daß wir bald in der ganzen Klasse Orest und Pylades hießen, und daß allgemach auch die Lehrer auf uns aufmerksam wurden.

So ging Weihnachten vorbei, und mehr und mehr wuchs die Zeit Ostern entgegen. War durch die Trennung während der Ferien meine phantastische Glut schon gestachelt und geblasen worden, so geschah es jetzt noch mehr durch die Angst, daß der näherrückende Versetzungstermin uns beide scheiden könnte. Ich hab' ihn gedrängt und getrieben, als ginge es um Leben und Seligkeit: Lern' doch, setz' Dich doch hin! — ich hab' Stunden und Stunden mit ihm repetiert und gearbeitet wie ein Verzweifelter, ich hab' ihm jede häusliche Aufgabe gemacht — aber was hierbei gerettet ward, ging durch die Klassenarbeiten wieder verloren.

Er selber schüttelte oft den Kopf: „Ach Richard — es ist ja nicht so schlimm. Wenn ich auch wirklich sitzen bleibe!"

Er begriff meine Angst, meinen Eifer, meine Verzweiflung nicht. Aber mit um so hartnäckigerer Wildheit arbeitete ich auf mein Ziel hin. Ja, ich selber war es, der ihn mit leidenschaftlicher Überredungskunst beschwor, krumme Wege einzuschlagen. Es geschah auf diese Weise, daß wir einen bestimmten Fleck verabredeten, an dem ich die Lösung der Klassenarbeiten verbarg. Regelmäßig bat er dann bald nach meinem Wiedererscheinen den Lehrer um die Erlaubnis, hinunterzugehen, holte sich den Zettel und korrigierte danach. So war es ihm wirklich geglückt, ein paar günstigere Zensuren zu erwischen, wenn mir auch scheinen wollte, als ob der Ordinarius uns beide schon mit Mißtrauen betrachtete. Nur die große lateinische Arbeit stand noch aus.

Da geschah es, daß ich, einen Tag bevor sie geschrieben ward, den Schlüssel zum Konferenzzimmer eingehändigt erhielt mit der Weisung, die Karte des römischen Reiches (unter Trajan) von dort zu holen.

Ich hör' mich noch die Treppen hinabspringen, hör' das Schallen meiner Schritte auf den Steinfliesen des Korridors, hör' das Knirschen des Drückers im Schloß.

Da lag das Zimmer vor mir: in der Mitte der lange Konferenztisch mit einem Stapel neuer Bücher darauf, an der Wand das Bild des Kaisers, darunter Gruppenaufnahmen von Lehrern der Anstalt. In einer Ecke, um die Stange gerollt, standen die auf Leinen gezogenen Karten der modernen und antiken Welt, und eben wollt' ich mit der nach einigem Suchen glücklich gefundenen wieder abziehen, als ich vorn auf dem Tische eine Zeugnismappe mit der Nummer der Obertertia — III^{A} — entdeckte.

Einen Moment stand ich mit angehaltenem Atem. Unheimlich um mich herum die tiefe Stille; vor mir die Zeugnisse — als hätte es jetzt schon ein Unrecht getan, begann mein Herz immer bänger und seltsamer zu klopfen, während der zögernde Fuß sich langsam vorschob. Und dann stürzt' ich in Angst und Gier über die Mappe her, schlug sie auf ...

Da ... der geliebte Name! Aber halb enttäuscht und doch auch wieder halb befreit ließ ich das Blatt sinken. Die Zensurnummer war noch nicht eingetragen, jeder besondere Vermerk fehlte. Dagegen waren die Leistungen bis auf Latein begutachtet. Genügend — mittelmäßig — im ganzen genügend — mittelmäßig ... in rasender Eile überflog ich die Reihen. Und mit einem Male wußt' ich, weshalb das Zeugnis noch keine Nummer trug: die Zensur im Lateinischen gab den Ausschlag. War sie gut, so ging Zewen in die Sekunda über; war sie schlecht, so half ihm kein Gott.

Ich hab' das Blatt in die Mappe zurückgelegt, ohne weiter zu suchen. Selbst mein eigenes Zeugnis interessierte mich nicht. Mit zitternden Knien stand ich noch einen Augenblick in dem stillen Zimmer. Dann fiel droben eine Tür,

und scheu, mit schweißigen Händen, bracht' ich die Karte in die Klassenstube.

Am nächsten Tage, vor der Staatsaktion der großen Arbeit, drückt' ich dem Freund noch einmal die Hand: „Du weißt ja, wo!" Und mit fabelhafter Schnelligkeit übersetzte ich und trug das zusammengeknitterte Blatt nach draußen. Eine Last fiel mir vom Herzen, als bald darauf Zewen das Zimmer verließ und mir sein Wink bei der Rückkehr verriet, daß er den Schatz gefunden hätte und bei sich trüge.

Nun konnt' es ihm nicht mehr fehlen, nun war er durch! Eine ungestüme Freude überfiel mich: ein ganzes Jahr durften wir nun wieder zusammen sein, sollten die Luft der gleichen Klasse atmen, dieselben orangefarbenen Mützen tragen!

Selig und triumphierend sah ich zu Zewen hinüber. Doch mit einem Male räusperte sich der Ordinarius und kletterte langsam vom Katheder herab. Alles blickte auf, denn der bequeme und dicke Herr tat das nur in Ausnahmefällen. Gemächlich, dem und jenem zunickend, schlenderte er auf und ab und lehnte sich zuletzt gegen die Fensterbank. „Nimm Dich zusammen, Zewen," sagte er halblaut zu dem vor ihm Sitzenden, „bei Dir geht's diesmal um Kopf und Kragen."

Das wußt' ich längst. Aber ich hatte ja gut vorgesorgt. Und mit heimlicher Genugtuung macht' ich mich an die eigene Arbeit. Es war ein Kinderspiel für mich — in der Sprache Cäsars war ich sattelfest. Aber als sich eine Minute an die andere reihte, ward ich unruhig. Warum blieb der Ordinarius immer an dem einen Fleck stehn? Warum rührte er sich nicht?

Fast schläfrig, mit den kleinen Augen vor sich hinblinzelnd, den linken Zeigefinger zwischen die Blätter des Notizbuches geklemmt, hielt er sich am Fenster — es war selbstverständlich, daß Zewen bei dieser Situation nicht den rettenden Zettel hervorziehen konnte!

Und die Minuten rannen . . . rannen. Eben noch war es halb gewesen — jetzt ging es stark auf dreiviertel . . . jetzt waren es noch knappe 15 Minuten!

Ich merkte, wie Zewen rot und blaß ward. Weniger vielleicht noch, weil er auf diese Weise eine ungenügende Arbeit abliefern mußte, als weil er sich kontrolliert fühlte. Wie hilfesuchend wandte er den Kopf nach links und rechts, tauchte zögernd die Feder ein, schrieb ein Wort und sah sich unruhig von neuem um.

Aber was wollte seine Unruhe gegen die Qualen besagen, die ich inzwischen litt! Die Uhr, die ich an meinem letzten Geburtstage erhalten hatte, hatte ich vor mich hingelegt, und wie Läufer schienen mir die Zeiger zu rasen.

Wenn der Lehrer *jetzt* den Platz wechselte, wenn Zewen sich anstrengte, konnt' alles noch gut werden! Aber der Ordinarius wich und wankte nicht. Wie ein Verzweifelter konzentrierte ich all meinen Willen auf den einen Gedanken: Geh fort . . . stell' dich an die andre Wand . . . komm zu mir! Es half nichts . . .

Zehn Minuten . . . neun Minuten . . . acht Minuten . . . immer verlegner, hilfesuchender wurden Zewens Blicke. Aufschrein hätt' ich mögen, den Lehrer erwürgen! Hier hing die Versetzung daran, und stumm sollt' ich zusehen, wie das Schicksal des Geliebten, mein eignes Schicksal durch einen grausamen Zufall besiegelt ward! Die wahnsinnigsten Pläne durchkreuzten mein Hirn, aber ich fühlte dumpf, daß ihre Ausführung nicht möglich war oder nichts mehr genützt hätte. Da brütete ich in einem stumpfen Entsetzen vor mich hin: das Geschick ging seinen Lauf, Zewen war verloren, wir beide wurden getrennt.

Das riß mich auf, wie ein Schlag traf es mich, wie Klage und Anklage brannten die hilflosen Blicke des Kameraden und zermarterten mich, und in Pein und Verzweiflung, in dem schmerzhaft-wilden Suchen nach einem Ausweg durchzuckte mich plötzlich eine wahnsinnige Idee. Retten konnt' ich Zewen nicht mehr — so konnt' ich doch mit ihm zusammen leiden! Wie im Fieber überstürzten sich tausend Gedanken in meinem Gehirn. Wenn ich diese Probearbeit gleichfalls ungenügend machte, blieb ich vielleicht auch sitzen — noch ein ganzes Jahr in der Obertertia — aber zusammen mit ihm, mit ihm!

Aller Stolz und Ehrgeiz des Jungen

lehnte ſich im Augenblick dagegen auf. Ich dachte daran, wie oft ich als Primus durchs Ziel gegangen und die Prämie erhalten hatte; dachte an den Empfang, der mich ſeitens meines Vaters erwartete, an den Kummer der Mutter, den Hohn der Brüder und Freunde — aber je mehr ich mir all das vorſtellte, um ſo ſtärker ward auch der heiße Opferwille, die krankhafte Märtyrerwolluſt, dieſer ſüß-ſeltſame Schauer, der in einem Vergreifen des Gefühls ans Schimpf und Erniedrigung Wonne ſaugt. Als müßten ſie die Kraft des Entſchluſſes aus dieſem Anblick ziehn, hingen ſich meine Blicke in ſchwärmeriſcher Glut an den Knabenkopf, der ſich linienſcharf gegen das helle Fenſter abzeichnete, und wie ein ſüßer Trank berauſchte mich der Gedanke einer Selbſtaufopferung, die mir als die höchſte Treue gegenüber dem Geliebten erſchien.

Und nun waren es noch ſechs, noch fünf, noch vier Minuten. Schon gaben einzelne ihre Hefte ab. Auch Zewen klappte das ſeine zu: er fügte ſich in ſein Schickſal. Mit einem wunderlichen Lächeln ſah er zu mir hinüber. Und da lächelte ich wieder — mit einem Lächeln, das Troſt, Umarmung, Treue und Kameradſchaft war oder wenigſtens ſein wollte, und in wilder Entſchloſſenheit begann ich, das Richtige zu ſtreichen und falſche Formen und Konſtruktionen dafür einzuſetzen. Es war ein Raſen gegen mich ſelbſt, es waren Dolchſtöße wider den eigenen Ehrgeiz, es war eine ſchauernde Opferwut, aber es war daneben doch auch etwas unendlich Süßes, als ſähe mir das geliebte Geſicht über die Schulter, als umſchlinge mich immer feſter ein Arm; es war eine Berauſchung an der eigenen Tat, wie ſie wohl ähnlich die Märtyrer gefühlt haben mochten, die ſich in der Ekſtaſe den Leib verſtümmelten.

Als dann die Schulglocke das Ende der Stunde verkündete und der Ordinarius die Hefte einſammelte, ſchüttelte es mich doch wie ein Krampf. Als dürft' ich das meine nicht hergeben, preßt' ich es zwiſchen den Fingern, und als der dicke Lehrer nach ihm griff, zuckt' ich zurück, und wie ein Schrei wollt' es mir emporſteigen.

„Na?“ fragte er nur. Da lächelte ich blöde und reichte es hin.

Er ſah ſich noch einmal um. „Fehlt Dir was?“

„N . . nein,“ ſagt' ich.

Aber als müßt' ich Halt und Dank bei ihm ſuchen, drängt' ich mich auf dem Heimweg faſt inbrünſtig an den ſchönen Otto von Zewen. Der blickte mich verwundert an.

„Pech!“ meinte er kopfſchüttelnd und reſigniert. „Ich hab's Dir ſchon vorher prophezeit: es nützt alles nichts!“

Einen Augenblick trieb es mich, ihm zu geſtehen, was ich getan hatte. Aber ob ich fühlte, daß er es doch nicht verſtehen würde, oder ob mein Opfer mich noch gewaltiger dünkte, wenn ich es auch ihm verheimlichte — genug, ich bezwang mich und ſagte nur: „Wer weiß, vielleicht bleib' ich auch ſitzen!“

Da lachte mein Begleiter ſein luſtigſtes Lachen: „Du?“

Aber es traf mich weh und ſchmerzlich.

In einer wunderlichen Exaltiertheit des Gefühls bin ich dann den ganzen Tag herumgegangen, halb über mich ſelbſt erhoben und mich heimlich bewundernd, halb doch in der dummen Schuljungenangſt, was nun wohl der Ordinarius von mir denken würde.

Schon am nächſten Tage ward das Reſultat bekannt gegeben. Zewen hatte die ſchlechteſte Arbeit abgeliefert — es kam keinem unvermutet. Mich ſelbſt ſchien der Ordinarius ganz zu überſehen. Kein Wort, das mich betraf. Er ſtellte, um ganz gewiß zu ſein, mit Zewen noch ein mündliches Examen an, in dem der Junge ziemlich unintereſſierte und ſelten richtige Antworten gab — dann zuckte er die Achſeln. Und plötzlich drehte er ſich zu mir: „Rote, ſag' ihm, wie die Form heißt.“

Ich ſchrak auf, ſchoß empor und ward blutrot. Der Ordinarius ſaß dick und ſcheinbar ſchläfrig auf dem Katheder. Nur wir beide ſtanden: ich hier, drüben Zewen. Und nun ſollt' ich den Freund belehren, wie die Form hieß. Sie lag mir ſchon auf der Zunge, und in ganz natürlichem Drange wollt' ich ſie nennen — da durchfuhr mich ein jäher Schreck. Was ich begonnen hatte mit der geſtrigen Probearbeit, mußt' ich auch während der wenigen Tage bis zum Schulſchluß noch

durchführen — und dann: daß es gerade Zewen war, den ich belehren sollte, daß man mich zwang, mich gerade über ihn zu erheben — —

Ich stotterte undeutlich, sah zu ihm hin, neigte den Kopf.

„Nun?"

„Ich weiß nicht."

„Hm!" brummte der Lehrer. Mit einem Bleistift, an dessen Ende sich ein weißes Hornknöpfchen befand, stieß er ein paarmal aufs Katheder. Das tat er immer, wenn er zu einer Rede ansetzte. Aber die Rede kam nicht. „Wir wollen weiter sehen," sprach er nur.

Und bei der nächsten Form, die Zewen verpaßte, richtete er von neuem die Frage an mich.

Was ich während dieser Sekunden, in denen ich so in der Bank stand und schwieg, gefühlt, gelitten und durchgemacht habe, läßt sich nicht erzählen. Ich wagte nicht den Lehrer anzublicken. Ich sah auf die schwarze Platte der Bank herab, in der das Tintenfaß steckte, umkrampfte mit den Händen das Holz und erhob von Zeit zu Zeit den scheuen Blick nur, um zu Zewen hinüberzuschauen.

„Willst Du nicht antworten?"

„O doch!" bracht' ich mühsam heraus.

Und da ich mehr fühlte als sah, daß die Augen all der Knaben rings halb erstaunt auf mich gerichtet waren, strömte mir das Blut unaufhaltsam in die Wangen, und ich spürte, daß mein ganzes Gesicht krebsrot ward und glühte.

„Setz' Dich nur hin!" sagte der Lehrer dann. Ohne Gereiztheit, ohne Schärfe.

Die wenigen Worte, statt derer ich ganz andere und schlimmere erwartet hatte, rüttelten mich wie Fäuste. Und mit aller Kraft mußt' ich ein Schluchzen niederringen, das mich übermächtig befallen wollte.

Nach der Stunde drängten sie von allen Seiten auf mich ein: Was ist los? Was hast Du? Was fehlt Dir?

Und Zewen guckte mich kopfschüttelnd an: „Wo hast Du denn Dein Latein gelassen?"

Es war jedoch solche Ermattung über mich gekommen, daß ich kaum etwas herausbrachte. Wie im Traume gingen die folgenden Stunden an mir vorüber. Ich glaubte gerade aus der Sanftheit des Lehrers schließen zu dürfen, daß er mich aufgab. Ich würde in der Klasse zurückbleiben wie Zewen . . .

Zum erstenmal in diesen Tagen konnt' ich nicht einschlafen. Und geschah es doch, so hatte ich wilde Träume, lebte in Verzückungen und fuhr häufig aus unruhigem Schlummer empor. Unerträglich ward die Spannung. In schauernder Wollust stellt' ich mir in jeder Stunde vor, welcher Schimpf mich vor der gesamten Aula am Sonnabend erwarten würde, wenn mein Name nicht unter den Versetzten wäre. In grimmer Lust zerfleischte ich mir das eigene Herz, phantasierte mich selbst in eine Ekstase hinein und taumelte von Fieber zu Stumpfheit.

Das Merkwürdigste dabei war jedoch, daß die Gestalt dessen, für den ich mein knabenhaftes Opfer gebracht hatte, fast von dem gleichen Augenblick an aus dem Mittelpunkt meines Fühlens verdrängt ward. Gerade, als hätte das Opfer den verschlungen oder verdeckt, dem es gegolten hatte. Es kam mir selbst wohl nicht zum Bewußtsein, aber während mich sonst alle Kraft meines Wesens in den Freistunden zu Otto von Zewen gezogen hatte, sucht' ich jetzt plötzlich die Einsamkeit, in der sich der Sturm der verworrenen Gefühle, ohne Erlösung zu finden, erging.

So kam der Sonnabend, so der Schluß des Schuljahrs. Mein Vater pflegte der letzten Feierlichkeit in der Aula beizuwohnen, und auch diesmal sah ich sein strenges Beamtengesicht mit dem gespannten Ausdruck der etwas Schwerhörigen in einer der vorderen Bänke auf die Vorträge und Reden lauschen.

Ich stand dicht an der rechten Haupttür des großen Saales und kühlte die brennenden Hände an der Holztäfelung. Mechanisch hört' ich alles mit an, mechanisch verfolgte ich, wie der Direktor dann das Podium bestieg und von der Sexta angefangen die Namen der versetzten Schüler verlas.

Bis neben mir ein kurzes Flüstern, eine rasche Bewegung sich bemerkbar machte... ah, jetzt kam es . . . jetzt legte auch mein Vater die Hand ans Ohr . . .

„Von der Obertertia nach der Unterſekunda ſteigen auf" —

Und nun die bekannten Namen — eine lange Reihe . . . Hennig, Jankowski . . . o Gott, ſelbſt Jankowski war verſetzt! . . . und der . . . der . . . wie eine Welle rauſcht es vorbei . . . eine eintönig murmelnde Welle. Aber plötzlich ſteigt die Welle jäh empor, brauſt gegen mich, drückt mich ans Getäfel, ſauſt in meine Ohren, überflutet mich, daß ich nach Luft ring' —

„Rote," hatte der Direktor geleſen. Wie durch einen Nebel ſeh ich, daß mein Vater befriedigt die Hand vom Ohr ſinken läßt. Ich hör' noch zwei Namen — Semmler, Warkowski —, dann ſetzt die Stimme aus, um bald von vorn zu beginnen: „Es ſteigen von Unterſekunda nach Oberſekunda . . ."

Otto von Zewens Name war nicht genannt worden.

Wie betäubt von übermächtig wogendem Empfinden, das ſich ſelbſt noch nicht aus Dumpfheit zur Klarheit gerungen hatte und noch nicht wußte, ob es Schmerz oder Freude war, nahm ich das Zeugnis in Empfang, ſchritt benommen über die Steintreppe ins Freie, durch den Schwarm der erregten Schüler, die gleich mir zum Ausgang drängten, und hörte ihre Unterhaltung nur wie ein Brauſen.

Da nahm mich plötzlich mit halb liebkoſender Bewegung jemand beim Ohr, und als ich mich in nervöſem Schreck wandte, war es der kleine dicke Ordinarius. „Ruh' Dich in den Ferien gut aus, Rote," ſagte er im Vorübergehn und blinzelte mir mit den ſchläfrigen Augen zu. Nichts weiter. Ich konnt' nicht mal antworten. Nur gerade an den Hut greifen.

Aber die kurze Berührung und die wenigen Worte — ſie waren wie ein Streicheln, herausgeboren aus Ahnen und Verſtehn. Und plötzlich ſchwoll eine heiße Scham und zitternde Wärme in Würgen und Weinen in mir empor — und ich fühlte, daß ich es nicht mehr halten konnte — und mit einem Male begann ich wie ein Verzweifelter zu laufen. Ich rannte durch die dichten Maſſen, ſtieß an, hörte hinter mir drein ſchelten, ſah mit unbewegt-ſtarren Augen, die noch nicht weinen ſollten, vorwärts und lief . . . lief . . . lief.

Nicht nach Hauſe, nicht der Stadt zu, ſondern links hinunter, um das alte Kloſter herum, ins Freie.

Da hab' ich mich lang auf die Erde geworfen, ohne darauf zu achten, daß ſie kühl war und voller Märzenfeuchte, und aus der Bruſt, die vom Lauf noch keuchte, rang ſich ſtoßweiſe ein wildes Schluchzen. Ich ſchämte mich und würgte und weinte, und wie ein Strom, der ſich erſt mühſam Bahn bricht, dann aber unaufgehalten dahinbrauſt, ſtürzten meine Tränen. Niemand hat das geſehn und gehört. Nur Bäume ſtanden näher und weiter von mir, in denen die erſten Säfte des Frühlings zu kreiſen begannen.

Schließlich hab' ich mich aufgeſetzt, hab' die Hände von dem überſchwemmten Geſicht genommen und durch den feuchten Schleier mein Zeugnis geleſen. Die Zenſur im Lateiniſchen war ſo, als wäre die Klaſſenarbeit, als wäre die ganze letzte Woche überhaupt nicht geweſen. Unter den beſonderen Bemerkungen fand ſich nur der Vermerk: „Steigt nach II^{B}."

Und wie ich das las, hob ſich eine unſinnige Freude in mir. Ein ſo unfaßliches, namenloſes Glück, wie man es doch nur als Kind empfinden kann. In dieſer Freude ging ich, nachdem ich mich notdürftig abgeklopft hatte, nach Hauſe, ließ mich beglückwünſchen, ſprach, lachte, redete immer fort — nur daß ich mittags nichts eſſen konnte.

Bald nach Tiſch ſteckte dann mein Bruder, der die blaue Mütze der Quarta trug, den Kopf zur Tür hinein: „Du — Zewen kommt. Er will wohl Adieu ſagen."

Doch wie von der Tarantel geſtochen, zuckt' ich auf.

„Nein, nein . . . ſag' ihm, ich bin nicht zu Hauſe . . . bitte, bitte, tu mir die einzige Liebe . . ."

Und mein Geſicht muß wohl einen ſo entſetzt-verzweifelten Ausdruck gehabt haben, daß der Jüngere — ganz gegen ſeine ſonſtige Art ohne Widerrede — nickte: „Schön — wie Du willſt!"

Aber als wär' das noch nicht genug, verſteckt' ich mich ſelber heimlich noch auf dem Boden. Durch eine Dachluke ſpäht'

ich hinab. Richtig — da war er! Grüßte in ſeiner liebenswürdig-höflichen Art meinen Bruder, ſprach mit ihm und machte eine Gebärde des Bedauerns.

In höchſter Spannung, mit angehaltenem Atem, wie eine Fledermaus an der Dachluke hängend, wobei mir die Arme vor Anſtrengung zitterten, verfolgt' ich das.

Und dann wandte er ſich und ging — in dem ruhigen, ſicheren, natürlichen Schritt, der ihm eigen war.

Wie einen Plumpſack hab' ich mich fallen laſſen. Über und über war ich mit Schweiß bedeckt. Und in einer völligen, aber unſäglich wohligen Ermattung ſchleppt' ich mich in mein Zimmer, legte mich auf das breite Kanapee und ſchlief ſofort ein.

Erſt am nächſten Morgen erwachte ich. Ich hatte nicht einmal gemerkt, daß mich die Meinen abends entkleidet und zu Bett gebracht hatten. Sechzehn Stunden hab' ich ſo durchſchlafen. Und wie ein wirrer Traum, an den man ſich nur unklar und nicht gern erinnert, lagen die Vorfälle der letzten Zeit hinter mir.

Dieſe Oſterferien, die dann einſetzten, ſtehen mir mit als die ſchönſten meiner ganzen Knabenzeit vor dem Geiſte. Ich ging umher wie in einer neugeſchenkten Freiheit, wie ein Geneſener und ein aus dumpfer Verſtrickung Erlöſter, der da fühlt, daß die ganze Welt für ihn iſt und auf ihn wartet. Und ich hatte ein ganz neues Zutrauen zu den Menſchen und lächelte oft, ohne es zu wiſſen, während ich ziellos, in einer herrlichen Faulheit, in der bloßen Freude des Jungſeins und Exiſtierens durch die Gaſſen oder die Felder ſchlenderte.

Dabei kam ich einſt an einem Hauſe vorüber, vor dem ein großer Möbelwagen hielt. Ich wußte, daß ein neuer Kataſterkontrolleur nach Polajewo verſetzt war und hier gemietet hatte.

Zwei kleine Mädchen von vielleicht acht und zehn Jahren ſchwangen in der Nähe die Sprungſchnur, ohne eine beſondere Kunſt dabei zu entfalten, und als die Leine ſich wieder einmal um den Fuß der einen geſchlungen hatte, ſagte eine lachende Stimme aus dem Hauſe: „Söffchen, wie biſt Du ungeſchickt.“ Worauf ein größeres Mädel in meinem Alter die Stufen herabſprang, die Leine ergriff und es den Kleinen vormachte. Wirbelnd ſauſte die Schnur um ſie, die fortwährend ſtieg und fiel, die leichten Röcke hoben ſich und wehten empor über die ſchwarzen Strümpfe, in Schwung und Gegenſchwung tanzten zwei ſchwere Zöpfe über Schulter und Rücken, und während die Geſchwiſter lebhaft proteſtierten und nach ihrer Leine verlangten, ſprang die Blonde unaufhörlich und zählte laut dabei — vierzig, fünfzig, ſechzig —, bis ſie plötzlich die Schnur hinwarf, lachend die loſen Haare aus der Stirn ſtrich und zwei Stühle ergriff, die eben aus dem Möbelwagen herausgehoben wurden.

Dabei ſah ſie mich, der ich wie vor einem Bilde ſtehen geblieben war. Doch als ſich unſere Augen trafen, ward ich ſcheu, errötete und ging weiter. Aber hinterher dreht' ich mich noch einmal um und ſah, daß auch die Blonde ein wenig ſchielte.

Das war Käte Kröcher, und das wurde meine erſte ‚Liebe‘. Nicht ſchnell genug konnt' ich nun die orangefarbene Mütze der Sekunda bekommen, und mit Herzklopfen trug ich ſie tagtäglich an dem Hauſe des Kataſterkontrolleurs vorüber.

Als die Schule begann, blühte mein Herz ſchon ſchöner als der Frühling, der langſam einſetzte. Mit den anderen war auch Zewen wieder erſchienen. Wir trafen uns auf der Straße. Er ſprach nett wie immer, aber als ich kalt und zurückhaltend, vielleicht auch unſicher oder überlegen, antwortete, lächelte er ein wenig: „Aha — der Herr Sekundaner!“

„Unſinn,“ ſagt' ich. Aber wir trennten uns doch gleich kühl und ohne nähere Verabredung. Und als ich mich nach ihm umſah, kam die brennende Scham noch einmal zurück — nur daß ſie ſich jetzt in Wut umſetzte, als hätte mir dieſer Zewen irgendeinen Schimpf getan.

Um ein Haar hätt' ich den Arm gehoben, hinter ihm her gedroht und ihm „Affe!“ nachgeſchrien.

Aber ich hab' das Wort nur durch die Zähne geſtoßen . . .

Im Mai.

Gemälde von Prof. P. W. Keller-Reutlingen.

Digitized by Google

Auf der Fahrt zur Insel Wight.

Maitage auf der Insel Wight. Von Paul Oskar Höcker.

Wie man am besten nach der Insel Wight gelangt, das sagt der Baedeker. Aber wie man sie lieb gewinnt, das verschweigt er. Er gibt sogar einen ganz diabolischen Rat, um eine etwaige heimliche Sehnsucht nach dem vielgenannten Eiland todsicher in beschämte Gleichgültigkeit zu wandeln. In dem trockenen Hinweis: „Die schönsten Punkte der Insel lassen sich in drei Tagen besichtigen." Und geradezu eine Feindseligkeit empfinde ich heute im Reiseprogramm der Deutschen Dampfergesellschaften, die ihre Gäste morgens um neun Uhr bei Ryde an Land setzen, mit Eisenbahn und Coache zu den Knalleffekten der Süd- und Westküste jagen und zum Dinner wieder an Bord nehmen.

Die Insel Wight kann man nicht als flüchtiger Reisender „mitnehmen". Man muß sie sich Schritt für Schritt erobern.

Ein glücklicher Zufall verhinderte die tückische Absicht der Rhederei, mir auf einer solchen Eilfahrt den guten Eindruck der herben Schönen durch eine Blitzbekanntschaft zu stören. Es herrschte rauhe See, die Dampfpinasse, die heruntergelassen ward und an der Fallreepstreppe schaukelte, schlug immer wieder voll Wasser, und so mußte die Landung der mißvergnügten Vergnügungsreisenden unterbleiben. Hundertundfünfzig brummende Deutsche lehnten sich backbords mit ihren dreihundert Ellenbogen auf die Reeling und starrten nach dem Eisenbahnpier von Ryde hinüber, von dem die Rauchwölkchen der Lokomotive unseres programmgemäßen Sonderzuges seewärts trieben.

. . . Wir konnten zusammen nicht kommen, die englische stolze Spröde und ich nebst meinen Schicksalsgefährten . . .

Heute bin ich froh darüber. Denn ich hab' inzwischen statt einer neunstündigen Schnelltour einen wonnigen Monat Mai darauf verwandt, um ihre Zuneigung zu werben. Und weiß nun: das Feinste und Liebste, was sie besitzt, verbirgt sie den hastigen, mit Baedeker bewaffneten, in lauten, vielköpfigen Horden sie überfallenden Touristen. Das bietet sich nur denen, die es selbst mitbringen: — Stimmung!

Drum gleich von vornherein einen Rat

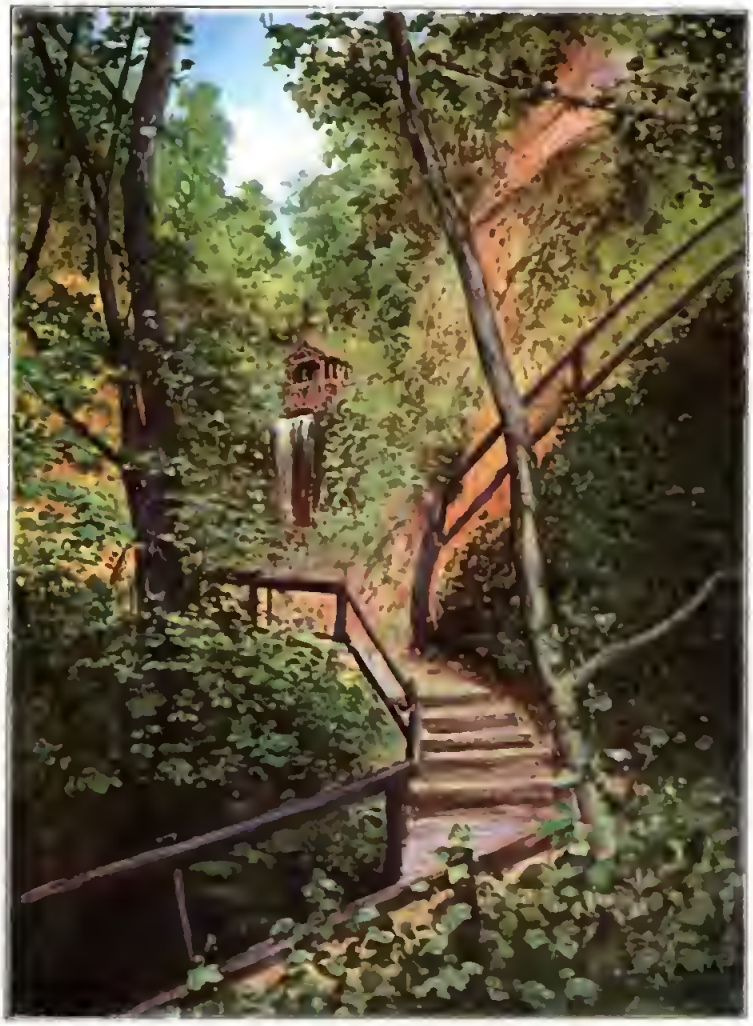
und eine Bitte. Laßt uns in großem Bogen den hundertundfünfzig Mitreisenden ausweichen, die dreihundert Ellenbogen mitbringen, um uns beiseite zu drängen — oder auch bei irgendeinem schönen Aussichtspunkt mit einem banalen „Wundervoll!“ in die Rippen zu fahren —, laßt uns gemächlich wandern, seitab dem großen Touristentroß, und laßt uns rechte Ferien erleben, rechte Schlendertage, Bummelwochen — einen Maimonat!

Einen Dank übrigens schulde ich außer der rauhen See, die mir die erste Landung damals unmöglich machte, dem Kapitän des schmucken Hamburger Schiffes. Er benutzte die neun verfügbar gewordenen Reiseprogrammstunden zu einer Umfahrt um die Insel. Die verheißungsvollen Bilder, die sich mir da wie in einem Wandelpanorama entrollten, ließen mich nicht mehr los, sie begleiteten mich in den grauen Berliner Winter, tauchten an vielen Matsch- und Regentagen lockend wieder auf, immer wieder, bis dann endlich im Frühjahr die Fahrkarte über den Kanal gelöst war.

... Zur Rechten im Nebel ist der starre Wald von Masten und Schloten des Kriegshafens von Portsmouth entschwunden. Das Schiff durchläuft die sechs Seemeilen breiten Meeresarme Spithead und The Solent. In der Osbornebay ist die Fahrt ruhiger geworden. Ein gewaltiger Rasenteppich ist über das sanft abfallende Ufer hingebreitet: weiß leuchtend steht da droben das Schloß der Königin Viktoria, das ihr Erbe König Eduard VII. der englischen Nation zum Geschenk gemacht hat. Wir erreichen das berühmte Cowes, den Hafen der Royal Yacht Squadron, in dessen tiefe Bucht die Medina mündet, der Hauptfluß der Insel. Dann wendet sich der Bug des Schiffes Yarmouth und der Totlandsbay zu. Nun heißt's den Kragen hochschlagen, denn in den Solent bläst zumeist ein erfrischender Südwest. Und haben wir erst die Needles erreicht, die Felsklippen, die im äußersten Westen den hohen, bastiongekrönten Schroffen der Insel vorgelagert sind, dann bekommen wir einen ersten Gruß vom Ozean her: die Wellen werden breiter, sobald wir

Shanklin „Old Village“.

den Solent verlassen, und nicht immer wollen sich Windrichtung und Dünung miteinander vertragen. Wer die Umfahrt im Segelboot riskiert hat, mag's an diesem Wendepunkt bereuen. Aber das Schlingern des Schiffes weicht allmählich wieder der sanften Rollbewegung, an die wir schon gewöhnt sind. Nun halten wir auf die Südspitze der Insel zu, die Steilküste von St. Boniface Down, deren dritthalbhundert Meter Höhe sogar von Bord aus imponierend wirkt, und kommen zur Riviera Großbritanniens, der malerischen Strecke, die alle Welt meint, wenn von der Isle of Wight die Rede ist, wo Ventnor und Shanklin liegen, wo Myrten, Fuchsien und Verbenen im Freien wachsen, wo Golfstrom und Felsmauernschutz ein kleines Paradies geschaffen haben.



Shanklin Chine.

Daß es wirklich ein kleines Paradies ist, das kann man auf der Umfahrt freilich nicht feststellen. Aber ebensowenig auf der flinken Gesellschaftsreise an Deck einer überfüllten Coache.

Man muß dafür einen sonnenfreudigen Wandertag abpassen. Einen Maitag. Und man muß allein kommen. Oder noch besser: zu zweien. Für kein Erdenflecklein ist die Zweisamkeit so innig anzuraten wie gerade für die Insel Wight.

Zwischen Portsmouth, das von London aus in gut zwei Stunden Schnellzugsfahrt zu erreichen ist, und dem weltstädtischen Badeorte Ryde besteht ein ununterbrochener Dampferverkehr. Landeinwärts über Brading, das romantische alte Städtchen mit seinen baedekerreifen Erinnerungen an Wilhelm den Eroberer und den Trümmern der altrömischen Villa, führt die Eisenbahn nach Sandown, Shanklin und Ventnor.

Aber die himmlische Strecke zwischen Shanklin und Ventnor darf nur der in der Bahn zurücklegen, der auf ein weekendticket im sonntäglichen Minnedienst von London herüberkommt und mit den Stunden geizen muß. Wir haben Zeit, in Ventnor harrt unsrer keine Herzensherrin, also wollen wir die Straße in gemächlichem Tempo abwandern.

Zunächst schlag' ich einen Bummel durch Shanklin Old Village vor. Da

Pfarrhaus in Shanklin.

haben wir noch die einstöckigen, strohgedeckten Landhäuser mit den Liliput-Bauerngärten, in denen des Engländers Blumenliebhaberei so staunenswerte Meisterwerke an Raumausnutzung schafft. Bekanntlich gibt's bei unsern Vettern jenseits des Kanals keine „gute Stube", keine „kalte Pracht". Der gemütlichste Raum im ganzen Haus ist das Wohnzimmer, wo man sich zwanglos am flackernden Kaminfeuer versammelt. Das Putzstübchen der Engländerin, ihr ängstlich behüteter Sommersalon, ist einzig und allein ihr Gärtchen. Aber auf dem kleinen Raum, der ihr zur Verfügung steht, ahmt sie nicht etwa durch Teppichbeete oder den verschämten Ansatz zur Landschaftsgärtnerei die Parkanlagen der großen Nachbarn nach. Nein, ihr Gärtchen zeigt ein scheinbar wildes, regelloses Wuchern von blühendem Strauchwerk, von Rosen und Sommerblumen jeder Art, Reseden, Levkojen; die Taxushecke, die es nach der Straße abschließt, muß recht hoch und recht üppig emporschießen; und die Obstbäumchen müssen mit ihren leuchtenden Zweigen an die Fenster klopfen — an diese putzigen, blanken Fenster, deren Scheibengardinen überall in der Mitte mit gelbem oder weißem Band zusammengehalten werden. Das duftet und blüht und sproßt und treibt! Die Fruchtbarkeit ist's, nicht die Kostbarkeit, woran man sich freut, die Fülle, die Überfülle, die Wachslust. Die fleißige Arbeit, die für das Gärtchen aufgewendet wird, dient nirgends der Verkünstelung der Natur, sie sucht ihr nur überall zu helfen, sucht ihr alle Widerstände aus dem Weg zu räumen. Eine Quelle sprudelt in der Ecke der patriarchalischen Gehöfte von „Old Village"; der Stein darüber weist ein paar Verse auf, die Longfellow Anno 1869 bei seinem Sommeraufenthalt in Holliers Hotel hier niederschrieb:

„O traveller, stay thy weary feet,
Drink of this fountain cool and sweet,
It flows for rich and poor the same:
Then go thy way, remembering still
The wayside well beneath the hill,
The cup of water in His name."

Terrassenförmig steigt das gartenreiche

Shanklin zum Meeresstrand hinab, fast hundert Meter tief. Vom letzten Abhang, der Parkstraße Kate's Green, wo Boardinghouse an Boadringhouse sich reiht, übernimmt ein Lift die Verbindung mit der Esplanade. Hier spielt sich im Sommer das lebhafte Badeleben ab, hier liegt Hintons Royal Spa-Hotel mit den warmen Seebädern, dem anheimelnden Wintergarten und dem fixen Oberkellner, dem Billardchampion, der sich in seinen Freiviertelstunden einsamen Hotelgästen als Gegenspieler anbietet.

Wenn man in Hintons Royal Spa an einem sonnigen Maimorgen Bett und Bad verlassen hat und auf den Balkon seines Zimmers hinaustritt, dann ist die Ferienstimmung unweigerlich da: man guckt links nach Sandown, rechts nach Ventnor, schaut dem fröhlichen Jung-England mit den blauen Augen, dem flatternden Blondhaar und den nackten braunen Beinen zu, das sich jenseits der Esplanade auf dem weißen Sande tummelt, man lauscht dem Rollen und Knattern der in breitem Zug ankommenden Wellen, man atmet tief den kräftigen Seehauch ein, der sich mit dem Duft exotischer Blumen mischt.

Und natürlich gilt nach dem ausgiebigen „englischen" Frühstück der erste Weg der Shanklin-Chine. Das ist eine tiefe Felsschlucht, durch die man direkt vom Meere aus zum „Old Village" emporgelangt. Die himmelragenden Felswände sind über und über mit Moos, mit Efeu, mit Schlingpflanzen aller Art bewachsen. Das Buschwerk schließt oft den Blick ab und scheint die Schlucht zu sperren. Ein Stücklein „Sächsische Schweiz" sagen die, so in der Landschaft Vergleiche brauchen. Im Sommer mag's angenehm kühl hier sein. Jetzt freuen wir uns an dem koketten Lichteinfall der Sonne. Ein langer, zitternder, goldener Strahl dringt in die grüne Wildnis und ruft ein Blitzen in dem Wässerlein tief unten im Grunde hervor. Wir steigen gemächlich höher, lauschen dem Konzert der Vogelstimmen, rasten da und dort auf einer grünumsponnenen Bank. Und da Sonntag ist, grüßt uns von der Oberwelt her der Klang der Glocken. Und mit einemmal lacht die Sonne voll in das enge, kleine

Landslip.

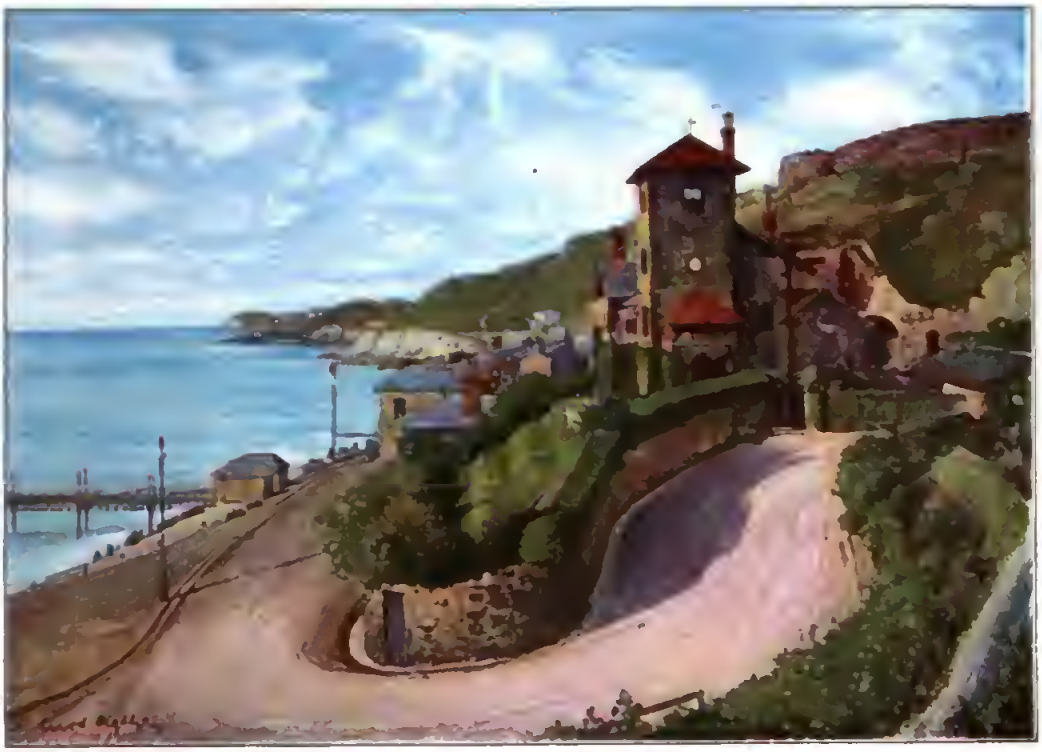
Tal und vergoldet ein drollig patriarchalisches Landhaus, das am Rande der Schlucht Ausschau hält, inmitten eines festlich geputzten Obstgartens. Es ist das alte Pfarrhaus, das von Myrten ganz und gar bewachsen ist. Ein Märchenidyll. Oder vielleicht auch ein Kapitelanfang aus einem romantischen Roman von Walter Scott.

Die Wanderung von Shanklin nach Ventnor führt uns dicht am Abhang der Steilküste entlang, wo unser Blick in die blaue Unendlichkeit schweift und sich ab und zu an ein rostbraunes Fischersegel oder die blendendweiße Leinwand einer Jacht klammert, die weit da draußen im feinen Dunst über dem Meeresspiegel zu schweben scheint, um in der nächsten Sekunde sich ins Wesenlose zu verlieren. Dann nimmt uns die Dämmerwildnis des „Landslip" auf, der malerische Wirrwarr von allerlei Felsungetümen, knorrigen Eichen und anderen bemoosten Baumveteranen, die ein Bergsturz durcheinandergewirbelt hat wie ein paar Kinderhände den Inhalt einer Spielzeugschachtel.

Und in diesem lauschigen Waldesgrund, wo Veilchen und Maiblumen in Millionen wachsen, treffen wir jung und alt beim Blumenpflücken. Auch die Jugend des starken Geschlechts; das ist das Merkwürdige. Der Sonntag gehört hier der Erbauung und der Erholung. Sport jeder Art wird Werktags genug getrieben, übergenug. Tanzbodenvergnügen und Kneiperei kennt man hier nicht. Das ist die Erklärung. Aber dem Deutschen bleibt's ein seltsamer Anblick. Und mir will scheinen, es ist einer der nettesten Züge des englischen Lebens, daß das hier möglich ist: fünfzehn- bis zwanzigjährige Männlein aller Stände, die ihren Sonntagnachmittag damit hinbringen, Blumen zu suchen und große Sträuße davon heimzubringen!

Dort, wo die Undercliff beginnt, die durch Erosion entstandene Klippenreihe, die sich meilenweit hinzieht, liegt in malerischer Verlassenheit ein uralter Friedhof mit einem Kirchlein normannischen Ursprungs. Es paßt in unsere Stimmung, da einzutreten, den ritterromanhaft anmutenden Erzählungen des alten Totengräbers zu lauschen und Grabinschriften zu entziffern. Hoch über uns erhebt sich das schloßähnliche Bonchurch-Hotel, hier harrt unserer der Lunch.

Strandleben in Seaview.



Ventnor.

Eine gute englische Gesellschaft sitzt bei Tisch. An allen Tafeln nur diskretes Geplauder, kein lauter Befehl an die Kellner. Ja — man muß die Engländer im eigenen Land kennen lernen, nicht auf den Reisen in Italien. Wie die ruhige Sicherheit wohltut, die behagliche Lebensfreude! Bald sind wir nun in Ventnor, dem San Remo der Briten. Frost und Schnee sind hier fast unbekannt, heißt's in der Hotelreklame. Die Lungenleidenden flüchten darum im Winter aus London hierher. Im Sommer aber gehört der Badeort wegen seiner unvergleichlich schönen Lage und der frischen Seewinde den Gesunden.

Englisches Badeleben läßt sich mit dem der Deutschen, der Belgier und Franzosen kaum vergleichen. Es hat seinen ganz besonderen Einschlag: die sportliche Übung, die hier von Jugend auf so ganz allgemein und selbstverständlich ist. Das faule Strandkorbleben, das in Heringsdorf und Binz für das Gros der Gäste Selbstzweck des Badeaufenthalts ist, bedeutet hier immer nur eine Unterbrechung des Training. Man sieht's den schlanken, sehnigen Gestalten beiderlei Geschlechts auch an. Wesentlicher noch erscheint mir dies: das englische Badeleben ist so völlig frei von der koketten Lüsternheit, die in Ostende und Biarritz das Meer zur Nebensache und den Spitzenfroufrou zur Hauptsache macht. Die Prüderie der Engländerin wird ja oft arg gescholten. Wenn ich mir aber vergegenwärtige, was sich in den Seebädern des Kontinents die weltstädtischen Damen in all den Variétés, den Kabaretten und den andern überflüssigen Café-concerts und Tingeltangels anzuhören pflegen, oft Abend für Abend, so gebe ich der Geschmacksrichtung der vielbelächelten englischen Miß, die derlei Anregung verschmäht, doch den Vorzug. Auch die englischen Seebäder haben natürlich ihre humoristischen Schaustellungen. Aber sie finden nicht abends statt in schlecht gelüfteten, überfüllten Lokalen, wo dem Wirt zuliebe Unmengen von Bier, Grog, Wein oder Sekt getrunken werden. Der Engländer — und gar die Engländerin — wird sich hüten, die den Tag über mit herrlicher Meeresluft vollgepumpte Lunge

Die Needles.

ſolcher Mißhandlung auszuſetzen. Fliegende Komödiantentruppen bauen im blanken Sonnenlicht ihre Bühne am Strande auf und geben im Pierrotkoſtüm ihre Burlesken zum beſten. Es wird darin reichlich viel geboxt — und von der Zuhörerſchaft herzlich gelacht. Die Vorgänge ſind harmlos, frei von Zweideutigkeiten. Denn das Publikum beſteht zumeiſt aus Kindern. Einer polizeilichen Zenſur bedarf England nicht — die wird von der engliſchen Lady in aller Stille, aber wirkungsſicher ausgeübt. Für Schlüpfrigkeiten intereſſiert die ſich nicht; auch nicht einmal ‚inkognito'. Die über dieſe Bevormundung der ‚Literatur' zetern, vergeſſen das Dichterwort: Willſt Du genau erfahren, was ſich ziemt . . .

Dasſelbe luſtige, kindlich-harmloſe Treiben, das Ventnor aufweiſt, ſpielt ſich im Sommer auch im äußerſten Weſten der Inſel, in den Seebädern der Freſhwater, der Alum und der Totland Bay ab.

Die Ausflüge nach dieſen maleriſchen Punkten werden durch Coachefahrten erleichtert. Zu den Hauptzügen, die in Ventnor eintreffen, ſtellen ſich die bekannten vierſpännigen, zweiſtöckigen Kutſchen ein, auf deren Oberdeck gewöhnlich ſechs Sitzreihen zu je vier Plätzen angebracht ſind. Ein Boy im roten Rock und gelben Zylinder, mit Stulpſtiefeln und langem Jagdhorn begleitet den mächtigen Kaſten und erklärt in einem gaumenlautreichen Engliſch, das — zur Beruhigung des Ausländers — auch der Londoner nur ſelten verſteht, die Sehenswürdigkeiten. An ganz beſtimmten Stellen wird eine ganz beſtimmte Zeit für eine ganz beſtimmte Mahlzeit gehalten. Hier nimmt man den Lunch, dort den Tee. Das iſt Geſetz. Reiſeaufregung gibt's dabei nicht: man ſieht alles, was zu ſehen iſt, und erreicht pünktlich ſeinen Zug wieder. Aber ſo bequem es für den Reiſedilettanten ſein mag — für den, der ſich die Welt zu ſeinem eigenen Vergnügen anſchaut, iſt es ſchauderhaft. Eine Coachefahrt iſt der Tod jeder Stimmung. Der Reiſezauber fehlt, weil man nicht Herr ſeiner Entſchlüſſe iſt.

Und gerade jener köſtliche Zipfel, der weit in die blaue Flut bis zu den Needles hinausragt, verlangt das weltvergeſſene Umherſtrolchen. Von Freſhwater Gate aus, der Felſengaſſe in dem kleinen Küſtengebirge, wo ſich ein flottes Seebad aufgetan hat, beſucht man ſeltſame Felshöhlen — „Lord Holmes' Parlour and Kitchen" — und Farringford, den ehemaligen Sommerſitz des Lords Tennyſon. Der poeta laureatus hatte

sich hier ein weltentlegenes Idyll geschaffen, einen traulich anmutenden Park, der in einigen Winkeln ein Stückchen Urwald vortäuscht, dann wieder den Blick freigibt über weiten, schöngepflegten Rasengrund. Und es ist wohltuend, die Besuchergruppen zu beobachten, die voller Respekt für die Majestät des Genies — das ist der Schöpfer von Enoch Arden den Engländern — die geheimnisvollen, stillen, von Vogelgesang und Grillenzirpen erfüllten Laubengänge, Waldwege und Wiesengründe durchstreifen.

Aus dem lauschigen Dämmerdunkel des Dichterhains geht's dann in schroffem Wechsel des Lichts und der ganzen Szenerie hinauf zu den Klippen. Hart am Rand des senkrecht abstürzenden Kreidefelsens geht's bis zum Fuße des Forts, das die höchste Spitze der Westküste einnimmt.

Da haben wir nun das Meer vor uns im Licht eines hellen, frühlingsfrischen Maitags. Tief zu unsern Füßen die Needles. Gen Norden, über den Solent hinweg, streift der Blick zur Küste von Hampshire, der Landschaft, die im letzten Herbst viel von Deutschen auf dem Atlas aufgesucht wurde, als unser Kaiser auf Highcliff weilte. Die azurblaue Alum Bay mit den wunderlichen roten, grünen, grauen und gelben Sandsteinstreifen im kreidigen Weiß der hundert Meter hohen Klippen verlangt an einem so traumhaft schönen Sonnentag eine Spazierfahrt im Boot. Wir akkordieren mit den Schiffern, die uns an den Needles vorbei von der Alum Bay nach der Freshwater Bay bringen wollen. Es ist gleichgültig, wo wir übernachten. Hier wie dort gibt's gute Hotels: tadellos sauber, freilich auch ein bissel charakterlos und in der Verpflegung berühmt langweilig, wie überall im ganzen britischen Inselreich.

Nun kommt erst die rechte maritime Note in unsern Ferienschlendrian. Erst wenn man unten in der Bucht auf dem schönen neuen Pier steht, merkt man nämlich, daß dieser glatte, azurblaue Meeresspiegel in einer ganz fröhlichen Bewegung begriffen ist, die man bloß von oben her nicht wahrnehmen konnte. Aber die stämmigen Schiffer mit den roten Gesichtern, den blanken, hellblauen Augen stehen im einladend schaukelnden Boot bereit — und so heißt's denn für einen geschickten

In der Alum Bay.

Sprung die Sekunde abpassen, wo das Boot von einer prallen Woge wie von einer Riesenhand zum Pier emporgehoben wird. Pardauz — da sitzen wir — rascher als geplant — und die Fahrt kann beginnen . . .

Weit draußen auf dem Wasser schwimmt eine Barkasse. An endlos langem Tau zieht sie ein eigentümliches, bedenklich wackelndes Gebäude über die Wasserfläche. Es ist eine Zielscheibe — die Attrappe eines Torpedobootes. Und droben, hoch da droben auf dem Fort blitzt jetzt ein weißes Wölkchen auf, noch eines und wieder eines, und gleich darauf ist's uns, als schlüge uns vom Himmel her John Bull auf die Mütze, dreimal, rasch hintereinander, und dann spritzt in der Gegend der übers Wasser streichenden Pappungetüme eine kleine Fontäne auf. Die Schiffer zeigen schmunzelnd dahin . . . Ein Treffer! . . . Man übt vom Fort aus Scharfschießen nach einem beweglichen Ziel . . . Ich erspare mir die naheliegende Frage, ob wir uns denn nicht etwa in eine Gefahr begeben haben, da ich annehmen muß, daß meine Rudergäste ebensowenig Selbstmordgedanken haben wie ich. Aber die Ruhe der Leute imponiert mir. Und die Selbstverständlichkeit und Sachlichkeit, mit der sie das Scharfschießen hinnehmen. Sie wissen: die Treffer müssen im Ziel sitzen oder unweit davon; also braucht man sich nur nicht in die Nähe des Zieles zu wagen.

Die Seebärenruhe unserer Bootsleute teilen die nach Tausenden zählenden Seevögel nicht, die hier überall in den Klippen nisten, besonders in den Main Beach Cliffs, deren weiße Kreide von scharf umrissenen Bändern von Feuerstein durchzogen ist. Bei den ersten Schüssen löst sich aus der hohen Uferwand eine silbergraue Wolke. Kreischend, flatternd, zirpend, pfeifend, surrend wogt sie nach links, nach rechts, senkt sich, steigt auf, zerstreut sich, zieht sich zusammen. Und aus anderen Wänden kommen bei den folgenden Schüssen immer neue flatternde, rauschende Wolken. Indem sie über unser Boot hinstreichen, fühlen wir den Luftdruck.

Feierlich, wie Altäre des Meeres, erheben sich vor uns die drei weißen, keilförmigen Needles. Senkrecht steigen sie aus der blauen Flut auf. Jetzt, wo die Sonne sich neigt, hebt sich ihr Schattenriß famos gegen den orangefarbenen

Jung-England in Freshwater.

Schloß Osborne.

Himmel ab. Schaukelnd treiben wir um die äußerste der Klippen. Ein Leuchtturm hält da die Wacht.

Wir gedenken der Sturmnächte, in denen der brüllende Ozean hier gegen die Klippen schlägt. Und ein leichtes Frösteln will sich melden.

... Mit Bahn und Wagen und Auto und Zweirad, je nachdem Gelegenheit oder Freundschaftsgunst es wollte, haben wir in die poesievollen Wanderungen und die staubreichen Coachefahrten Abwechslung hineingebracht. Aber wir sind trotzdem weit davon entfernt, all das gesehn zu haben, was uns die englischen Spezialführer vorschreiben. Es ist ja auch so überflüssig. Brading und Godshill, die verschiedenen Abteien, Carisbrooke mit seiner alten Burg aus der Zeit der Königin Elisabeth, das behäbige Städtchen Newport, die stolze Kirche von Whippingham mit ihren fürstlichen Grabdenkmälern, die Rivalen der einzigen Shanklin Chine — schon all diese interessanten oder fröhlichen und erinnerungsreichen Reisebilder stimmen zu einem einzigen großen Eindruck zusammen ...

... Und Cowes, das feudale Nestchen mit dem trutzig-behäbigen, efeuumsponnenen Royal Yacht Squadron Club House, das in der weltberühmten Sommerwoche die sportsgewaltigsten Segeljachtbesitzer aller Länder zu Gaste sieht! Und das Osborneschloß mit seinen weiten, stillen, verträumten Parks —!

Das Osborneschloß hat seine Glanztage in der Rosenzeit, wenn unter den Fenstern, aus denen die Königin Victoria in ihren ländlichen Ferien den Blick über See und Park schweifen ließ, der fast betäubende Duft der üppigen Rosengärten in den sonnigen Morgen aufsteigt.

Heute dienen die Parks und viele der Schloßgebäude, nachdem sie der englischen Nation zum Geschenk gemacht sind, der Ausbildung ihres Seeoffiziersersatzes — Osborne besitzt ein Naval College — und der Erholung im Dienst erkrankter Offiziere des Heeres und der Marine. Die ehemaligen Staatsgemächer sind als Museum erhalten geblieben. Hier werden außer den kostbaren Möbeln der verstorbenen Königin Gemälde und Kunstgegenstände aufbewahrt, die den Wert von Millionen darstellen. Zumeist sind es die kostbaren Geschenke, die die Va-

Segelregatta in Cowes.

ſallen und Tributpflichtigen Indiens — oder „dankſchuldige Schutzbefohlene" — ihrer Kaiſerin — oder ihrer „Freundin" — dargebracht haben.

In der Empfangshalle, in den Galerien und Korridoren, im Billardzimmer, im Drawing Room und Speiſeſaal ſtehen die Glaskaſten mit den kunſtreichen Adreſſen in langen Reihen, Bilder und Banner ſchmücken die Wände; Marmorbüſten und Marmorſtatuen, Stickereien, Vaſen, Service und Hunderte von Koſtbarkeiten in Gold, Silber und Elfenbein, die ferne Tropenländer nahezurücken ſcheinen, feſſeln den Blick. Und die Namen der Spender mit ihrem fremdländiſchen Klang, all die Shaikhs und Riſaldars, Riſſaidars, Maharajahs, ſie erzählen die Geſchichte der letzten ſieben Jahrzehnte. Beſonders jener Epoche, in der die neue Teilung der Erde vorgenommen ward, wobei der Dichter und Denker — der Deutſche — wieder einmal um ein paar Poſttage zu ſpät kam.

Zweimal in der Woche öffnet ſich Osborne den Beſuchern. Pietätvoll betrachtet der Londoner das idylliſch gelegene Schweizerhäuschen im Park, an das ſich allerlei Erinnerungen der Königsfamilie knüpfen. Und mit berechtigtem Stolz überblickt er die koſtbaren Zeichen des Tributs, den die Welt da draußen dem kleinen Inſelvolk darzubringen gezwungen worden iſt.

... Doch überall ſonſt auf der Inſel Wight ſieht man das engliſche Volk in der liebenswürdigſten Ferienſtimmung.

Und man ſieht ein Erdenflecklein mitten in der mordgierigſten Fahrſtraße aller Meere, dem unheimlichen, immer todbrohenden Kanal, ein Sonneneiland voll blühender Blumen, ganz durchtränkt von Poeſie. Ein Feſttagsgeſchenk der Mutter Natur — im wunderſchönen Monat Mai zu genießen! ...

Schelmuffsky. Von Dr. Hans Sendling.

Für Knaben und Mägdlein ist er eigentlich nichts, der gute scherzhafte Schelmuffsky. So wenig, wie es in seiner originalen Form der Grimmelshausensche Simplizissimus ist, der in allen Literaturgeschichten steht. Drum ist es jener nicht, weil er die Sprache seiner Zeit wie ein — Schelmuffsky redet, etwas ärger als ein Simplizissimus. „Bedenklich", außer für allzu junge Leser, die sowieso nichts von ihm haben würden, ist er dagegen kaum. Er ist derbe, aber weder lüstern noch pikant. Die schlüpfrigen Bücher, die von der kulturgeschichtlich maskierten Neugierde unserer Tage so emsig wieder ausgegraben und in Neudrucken verbreitet werden, gehören entweder der Renaissance oder erst wieder jüngeren Jahrzehnten an, als Schelmuffsky, nämlich denen des späteren XVIII. Jahrhunderts und seiner Überlebenden, die noch die Zeit der Romantik mitmachen.

Aber eines der köstlichsten Schelmenbücher oder Satirenbücher ist der Schelmuffsky, die je von einem literarisch genialen Einfall geschaffen worden sind. Es haben auch, während er für das Publikum vergessen war, einige immer ihre Freude an ihm gehabt. Dieses von der besseren allgemeinen Bildung kaum gekannte Buch ist bereits vor Jahren durch einen Neudruck, den Breitkopf & Härtel besorgten, in Schrift und Papier nachgebildet worden, zu einer Zeit, wo man längst noch nicht so geschäftig war, wie heute, die ältere Literatur in mehr oder minder pretiösen Ausgaben wieder erstehen zu lassen.

Doch was ist nun der „Schelmuffsky" und was war sein Zweck? Ein höchst amüsantes Buch ist er, auch wenn er ganz naiv gelesen wird. Aber um ihn erst richtig ins Licht zu setzen, ist es nötig, ein wenig auszuholen; wir müssen, um recht schön modern zu reden, die völkerpsychologische Basis gewinnen.

Es kann kein Zweifel sein: Rousseaus Rückkehr zur ursprünglichen Natur, könnte sie überhaupt auf eine echte Weise von der Menschheit durchgeführt werden, würde neben manchem anderen Unerwarteten die Rückkehr zu einer ungezähmten Renommisterei bedeuten. Denn des Menschen Sinn und Trachten ist renommistisch von Hause aus. Die Völkerkunde, die Urhistorie, die Kulturgeschichte des Schmucks, der Zeremonien und viele andere Beobachtungsreihen beglaubigen es uns auf eine drastisch überzeugende Art.

Die Erziehung züchtet dann die Renommiersucht der Naturmenschen um und bildet sie zu neuen Erscheinungen weiter. Je länger diese Erziehung schon währt, desto weiter rückt das Ergebnis von dem Prahlen und Lärmmachen der vergnügten menschlichen Urnatur ab. Und zwar macht die Menschheit auch in den geschlossenen Völkergruppen den Entwicklungsgang vom Wichtigmacher zum befestigten Aristokraten durch. Bei den kulturalten romanischen Völkern finden wir anstatt der plumpen Prahlerei bereits eine formenvolle zeremoniöse Eitelkeit. Sie ist durchaus Produkt des Einflusses altgemeinsamer Lebensformen und Kulturbeziehungen, weshalb sie auch immer die Neigung ins Erzogene, Stilisierte, Galante oder auch Phantastisch-Romantische (Tartarin, Don Quixote) hat. Von höchstem Reize ist es, auf die äußere Erscheinung dieser romanischen Eitelkeitsformen kunstgeschichtlich zu achten, von der absichtsbewußten seinen Handgebärde sienesischer und umbrischer Gestalten bis zu der derberen Koketterie Correggioscher Heiliger mit ihren Armen und Beinen oder bis zu den Posen moderner italienischer Denkmäler und Camposanto-Figuren.

Gehen wir weiter zu den neueren Germanen, von denen ja die Engländer die kulturältesten sind, so finden wir kaum schon etwas, was der ins Ästhetische geformten Eitelkeit der Romanen verglichen werden kann. Dagegen finden wir jene durch eine Dosis germanischen Humors mehr oder minder sympathisch gemachten Typen der vielredigen und -tuerischen Selbstgefälligkeit, wie sie nach Shakespeares unsterblichem Sir John noch dutzendfältig wieder von Thackeray und Dickens katalogisiert worden sind, von Mr. Micawber durch alle Schattierungen hindurch bis zum Mr. Snob. Endlich die Deutschen und die Amerikaner, die zeitlich als die letzten kommen. Bei ihnen werden wir also voraussetzen müssen, die Befriedigung durch die eigene Person verhältnismäßig am treuesten in ihrer minderen Kulturform erhalten zu finden. Und daß dem so ist, bestätigen die anderen Völker, denen der durchschnittliche Amerikaner und fast noch mehr der entsprechende Deutsche auf die subtileren Nerven fällt. Warum es leugnen: Wir Deutschen laufen eben erst in das breite Fahrwasser des Snobismus ein.

Dem deutschen Prahler, dem stillschweigenden wie dem lautredigen, fehlt allgemeinhin der selbstironische Falstaff- und Micawberhumor. Aber der dafür desto besser vorhandene Humor einzelner Landsleute hat sich seiner literarisch längst bemächtigt. Zachariä in seinem „Renommisten" typisierte den Burschen „von echtem Schrot und Korn" nach dem grobianischen Studentenideal des XVIII. Jahrhunderts; der „Münchhausen", um die gleiche Zeit entstanden, ward in seiner geistvollen Gemeinverständlichkeit zum

luſtigen Nationaleigentum, zum Klaſſiker der Aufſchneiderei, und Vorgänger dieſer Typen finden ſich in der geſcheiten Literatur des XVI. und XVII. Jahrhunderts genug. Zu ihnen nun, und als der genialſten eines, gehört das Buch von Schelmuffsky, das im Jahre 1696 der Student Chriſtian Reuter zum eigenen Vergnügen geſchrieben und, nachdem es drei Jahre lang „unter der Bank ſtecken geblieben", 1699 in Druck gegeben hat.

So nahe in mancher Hinſicht der Schelmuffsky dem viel jüngeren Zachariäſchen „Renommiſten" wie dem „Münchhauſen" ſteht, behält das Buch doch ſeine literariſche Beſonderheit, die in jenen beiden nicht wiederkehrt. Es iſt die zeitgemäße Verſpottung der damaligen Reiſememoiren und ihrer leſegierigen Verſchlingung durch das deutſche Publikum. Das Wandern iſt einmal nicht bloß des Müllers, ſondern überhaupt des Germanen Luſt. Wikingerfahrten, Entdeckung Nordamerikas vom mittelalterlichen Island und Grönland aus, abenteuerluſtige Deutſche, die zur Kreuzzugzeit auf eigene Fauſt den Nil hinauf ziehen oder bis nach China gelangen, wo Marco Polo im Jahre 1275 einen Deutſchen vorfindet, ſchon dieſe wenigen Beiſpiele bezeugen das genugſam und allbekannt. Und in allen Zeiten oder Verhältniſſen, wo der Deutſche ſich ſtillſäſſiger ducken muß, bezeugt es die Beliebtheit der Reiſelektüre, ſowohl der Beſchreibungen wie der fabulierenden Romane, von der Herzog-Ernſt-Sage, um ſo weit zurückzugreifen, bis zu Gerſtäcker und Karl May, deren Publikum eben auch, auf der Schule, ſtillſitzen muß.

Das Buch Schelmuffsky iſt die blutige Satire auf die im Wettbewerb einander überbietenden Karl Mays des XVII. Jahrhunderts. Aber daneben iſt es eine geſalzene Satire auf den lieben Deutſchen überhaupt, und nicht nur den von damals bloß. Es regnet nur ſo deutſche Charakteriſtik. So, um gleich ein Beiſpiel zu nennen, in Geſtalt der unbezahlbaren Statiſtik, welche Schelmuffsky mit der Gewiſſenhaftigkeit eines angehenden Diplomaten ſeinen Reiſememoiren anhängt. „Wie ich bin tituliret worden. Mrs. und Herr Bruder, vom Bruder Grafen. Anmuthiger Jüngling von der Dame charmante. Ihre Gnaden, von dem Luſtgärtner in Stockholm und von einer alten Frau in Amſterdam. Ihre ſehr Hoch-Wohlgeborene Herrlichkeiten, von dem Bürgermeiſter von Amſterdam" uſw. uſw.

Im gleichen Atem mit der literariſchen Reiſebeſchreibung wird ungemein kräftig auch ihr Objekt verſpottet, der geduldige Leſer, und erſt recht ihr Subjekt, der wirkliche Reiſende der Zeit. Denn ſo eingeengt in dieſen Jahrhunderten das politiſch gedrückte Deutſchtum als ſolches war, deſto verlangender zogen doch unzählige Einzelne in die Welt hinaus. Nicht zum wenigſten die armen Schlucker von guter oder geringer Geburt, dieſe dann im Dienſte ausländiſcher Unternehmungen und fremder Weltpolitik. Und ſie ſchnitten in der Regel nicht wenig auf, wenn ſie zu ihren Landsleuten heimkamen; ja, dieſe gar eigen aus kleinlichem Spießbürgertum und ſehnſüchtiger kosmopolitiſcher Wißbegier zuſammengeſetzten Deutſchen jener Zeit zwangen ſie beinahe dazu. Das war dann dankbares Erzählen von dem unſäglichen Reichtum und Kleiderſtaat der holländiſchen Kaufherren zu Amſterdam oder von der goldenen Herrlichkeit Venedigs und weiter hinaus von Abenteuern in allen Erdteilen.

Aber mehr noch und widerwärtiger, als mit ihrem Mut und den beſtandenen Gefahren, renommierten dann echt deutſch dieſe Herren mit verliebten Affären jeglichen Genres, und vollends erſt mit der beſonderen Intimität und Freundſchaft großer Herren. So widmet denn auch Schelmuffsky, damit er kein undankbarer Kerl ſcheine, in zutunlicher Ehrerbietung ſein Opus dem Großmogul und weltberühmten König, Kaiſer in Indien; und ſeine „Wahrhaftige, kurioſe und ſehr gefährliche Reiſebeſchreibung" bedürfte nur einer gewiſſen Moderniſierung, um an mehr als einen neueſten Weltreiſenden zu erinnern.

Noch eine allbekannte und vielfach in gute Geſchäfte umgeſetzte deutſche Erſcheinung ſteckt in dem Helden dieſer Parodie darin, nämlich das dickaufgeſtrichene Biedermannsweſen. Man muß nur ihn ſelber, Schelmuffsky, reden hören; es gibt keinen ordentlicheren, ehrlicheren, ſelbſtloſeren Kerl, als ihn, keinen gutmütigeren und aufrichtigeren, der es genauer mit der Wahrheit nimmt, der Tebelhohlmer! „Der Tebelhohlmer", das iſt die Bekräftigungsformel, die er ſo unermüdlich zu gebrauchen ſich angewöhnt hat, als wie die ähnlich glaubwürdigen Leute beſtändig „auf Wort" und „auf Ehre" verſichern. Denn natürlich flucht er wie ein Deutſcher. „Der T..... hol' mer!" Nur zu der ganzen derben Courage der Zeit reicht es dem ſubalternen Prahlhans dann doch wieder nicht. Er nennt den Gottſeibeiuns — man weiß ja nicht! — ſchließlich doch lieber nicht beim ganz richtigen Namen, wo es keine Ausrede mehr gibt. Und ſo hat er ſich aus jenem letzten Haſenfußreſpekt, der auch die Franzoſen lieber Sacré Bleu ſtatt Sacré Dieu ſagen läßt, dieſes der Tebelhohlmer zurecht gemacht, womit er nun aber ſo fleißig um ſich wirft, als mit der Verſicherung, er ſei gewiß ein ordentlicher Kerl.

Was iſt er aber auch als Reiſememoirenverfaſſer für Einer gegen die anderen! „Es hat der Tebelhohlmer mancher kaum eine Stadt oder Land nennen hören, ſo ſetzt er ſich ſtracks hin und macht eine Reiſe-Beſchreibung zehen Ellen lang davon her; wenn man dann nun ſolch Zeug lieſet" uſw. Dieſe Zeitkritik in ſeinem Munde, das iſt der köſtliche Hintergrund für ſeine törichten Übereilungen, die ja bei jedem eifrigen Erzähler typiſch ſind, und dafür, wie er ſie fortwährend

mit den tollſten Widerſprüchen vermengt. Im Grunde hat er einen ſehr ſchwachen Schimmer von Geographie; des konkreteren Wiſſens Bläſſe kränkelt ihn nicht an, aber eben dies, nach der für alle Dilettantismen zutreffenden Regel, gibt ſeiner Überlegenheit die richtig freie Bahn. Und nach der andern Seite hin läuft wieder der Spott mit, wie unbeſehen das Publikum alles und jedes hinnimmt, wovon es, je nach der Zeit, ſtofflich nun einmal am liebſten hören mag. Wenn ſich's nur recht plauſibel in den Zutaten anhört, recht realiſtiſch, was immer ſo überzeugend iſt. Das aber verſteht Schelmuffsky. Da ſchläft er z. B. mit ſeinem liebſten Herrn Bruder dem Grafen im ſelben Zimmer und ſelben Bett — was bei den alten Wirtshausverhältniſſen, auch für weniger gutbrüderliche Reiſende oft genug unvermeidlich war — und „ſchnarchten da alle beyde, wie ein altes Pferd". Sein Publikum merkt's nicht. Nämlich, woher er denn eigentlich das weiß. Und wir ſelber leſen beinahe hinweg über unzählige kleine Züge dieſer Art, deren unauffällige Behandlung für die innere Feinheit dieſer derben Satire bezeichnend iſt. Noch immer neue Satire gegen unſre lieben Landsleute häuft ſich zuſammen. Nicht zuletzt, wie Schelmuffsky mit den Fremdwörtern Beſcheid weiß und wie er obendrein — ganz wie der kaufmänniſche Ladenjargon und andere Halbbildung es noch immer tun — die natürlichſten deutſchen Wörter, die nicht Schriftdeutſch, aber Dialektausſprache ſind, in den Rang von Fremdwörtern erhebt, z. B. die Bomolle (Baumöl), die man ihm bei der erſten Ausfahrt gegen ſeine fürchterliche Seekrankheit zu trinken gibt. Alles das ſind Dinge, die der beliebteſten und überzeugungskräftigſten Literatur jener Jahrzehnte in einer den Witz herausfordernden Weiſe zu eigen waren.

Aus Satiren und Burlesken ſoll man eigentlich das Gerippe nicht herausknöcheln wollen. Ich tue es auch nur, um wenigſtens einen gewiſſen Überblick zu geben. Von Hamburg, wo ſich unſer großer Reiſender zuerſt, unter reichlichen Abenteuern, länger aufhält, fährt er in gerader Fahrt zur See nach Stockholm und reiſt wieder ab um die Zeit, da dortzulande die Kirſchen und Weintrauben anfangen, ſich zu färben. An den Klippen von Bornholm — hier hat der eigentliche Verfaſſer, Reuter, wohl nicht gewußt, daß es ſie wirklich gibt — ſcheitert das Schiff, Schelmuffsky und ſeine Bekanntſchaft, der Bruder Graf, erwiſchen aber ein Brett und ſchwimmen damit ſo lange, bis ſie die Türme und Spitzen von Amſterdam zu Geſicht bekommen. Hier werden ſie ohne Verzug beim Bürgermeiſter aufgenommen, auch ſogleich von etlichen der vornehmſten Staaden (Generalſtaaten-Abgeordneten) beſucht und erleben alle möglichen Ehrungen, für die Schelmuffsky eine wahrhaft moderne Empfänglichkeit hat. Auch werden ſie zu der Hochzeit einer Staadenstochter mit einem engliſchen Lord, Herrn Toffel, invitieret, als Brautführer, wozu Schelmuffsky im verſchrobenſten Perückenſtil der Zeit ein anſpielungsreiches Hochzeitscarmen vom Klapperſtorch zuſammen alexandrinert. Er trinkt dann auch beim Hochzeitseſſen aufs Wohl der Braut als braver Deutſcher und ordentlicher Kerl eine wunderſchöne Kriſtallkanne mit 24 Maß Wein der Tebelhohlmer auf einen Zug aus und ſchmeißt ſie nach artiger Sitte wider den Kachelofen, daß die Stücke nur ſo fliegen; „ey Sapperment, wie reckten da die Staadens Töchter, welche über der Tafel ſaßen, alle die Hälſe nach mir!"

Von Amſterdam fahren ſie mit einem Orlogſchiff nach Indien, und unterwegs wird die Zeit damit verkürzt, daß man Walfiſche mit einem Stück Brot am Haken angelt. Nach der Landung in Indien begibt ſich Schelmuffsky, der ſich nie mit Präliminarien aufhält, ſchnurſtracks in derſelben Viertelſtunde zu dem Großen Mogul. Dem haben zwölf auf einmal von ſeinen Trabanten kaum gemeldet, daß Schelmuffsky zu kommen ſcheine, als er ſchon zum Fenſter heraus ſchreit, daß auch ja das Gewehr präſentiert wird. Auf der halben Treppe ſtehend, empfängt er ſeinen Beſucher und bittet zierlich, er möge ſich doch recht zu Hauſe fühlen und ſo lange bleiben, als er irgend könne, „es ſolte ihm und ſeiner Gemahlin ſehr angenehm ſeyn". Sie, die große Moguln, die natürlich ein wunderſchönes Menſche iſt, fragt ihn gleich zuerſt bei Tiſch, ob eigentlich auch in Teutſchland gutes Bier gebraut werde. Des Großen Moguls ſeine Leibſängerin, die mit ihrer Leier beim Nachtiſch in das Speiſezimmer kommt, iſt natürlich kein minder intereſſantes Menſche mit ihren roten Augen und ſchwarzen Backen — im überſtürzten Eifer des Erzählens paſſiert dem Schelmuffsky öfter, daß er ſich verſpricht — „ſie kunte der Tebelhohlmer biß in das neunzehnde geſtrichene C hinauf ſingen, und ſchlug ein Trillo aus der Quinte bis in die Octave in einem Athem auf 200 Tacte weg, und wurde ihr nicht einmahl ſauer".

Gewaltig traktiert und beſchenkt von dem Mogoliſchen kaiſerlichen hohen Paar, verläßt Schelmuffsky den Boden Indiens und begibt ſich nach England. Das Schiff fährt dabei durchs Mittelländiſche Meer, wo ein Seehund unſerm Helden die Finger durchbeißt, ſo daß wieder einmal mit Bomolie kuriert werden muß. Weiter geht die Fahrt durch die Oſtſee und endlich durch unterſchiedliche Flüſſe glücklich nach England, wo natürlich gleich der aus Amſterdam bekannte Lord, Herr Toffel, den Schelmuffsky in ſeinem Quartier aufſucht, ehe nur irgend jemand weiß, daß er in England iſt. Die Jungfer Muhme des Lords holt ihn darauf in der Carosse ab, um ihm die Antiquitäten und die vielen hiſtoriſchen Hinrichtungsinſtrumente in London zu zeigen.

Allmählich denkt unſer Erzähler an die

Heimkehr und fährt auf einem mit geräucherten Hechtzungen beladenen riesigen Kauffahrer ab, der nach Spanien geht. Da nun aber von Seeräubern noch gar nicht die Rede war und es ohne diese keine rechten Karl May-Romane von damals gibt, so begegnet das Schiff dem Hanß Barth (d. i. der berühmte Jan Bart von Dünkirchen) mit so erschröcklich viel Capers, daß selbst eines Schelmuffsky Tapferkeit zu schanden wird. Er ist zwar mit seinem Degen, welches ein Rückenstreicher war, gewaltig über die Capers her, sticht 15 über den Haufen, ohngerechnet die, die er tödlich zu Fetzen haut, und schlägt auch dem Hanß Barth selbsten ein Stück von seiner großen Nase ab, daß es in einem mächtigen Bogen in die See fliegt. Aber was nützt alles, wenn einer ganz allein es leisten muß; denn die Seeleute von seinem Schiff stehen wie die Bärenhäuter da, die Fäuste im Schubsack, und lassen auf Kraut und Rüben in sich hineinhauen. So wird der tapfere Schelmuffsky am Ende überwältigt, bekommt seine schönen Kleider ausgezogen, die Geschenke vom Großen Mogul nebst all den kostbaren Verehrungen der Dame charmante und der verschiedenen Hertzallerliebsten weggenommen und wird in St. Malo ins Gefängnis geworfen, wo es nur Kleienbrei zu essen gibt. Endlich kommt er los, und die Kreuz- und Querfahrten, die danach erfolgen, spinnen nun das Kunstwerk der glaubwürdigen Abenteuer nach der Kehrseite der vagabundierenden Armseligkeit weiter. Zuletzt dient er bei ein paar Fuhrleuten, die von London nach Hamburg fahren und ihn für einen Heringskopf und trocken Brot als Nachtwächter bei den Wagen engagieren. Mit ihnen kommt er in Deutschland wieder an, bei seiner Frau Mutter in seiner Heimat zu Schelmerode.

Sobald dann aber wieder die Pfennige in seiner Tasche klingen, fährt er von neuem aus. Teils mit dem Postillion und teils zu Fuße kommt er nach Venedig, das sich von ferne der Tehelhohlmer recht propre praesentiret. Denn es liegt auf einem großen hohen Steinfelsen und ist mit einem vortrefflichen Wall umgeben. Im Weißen Bock kehrt er ein und bekommt eine wunderschöne Kammer, worinnen gleich über 200 gemachte Betten stunden. Auf dem Marktusplatz ist gerade Jahrmarkt, da setzt er im Glückstopf einen Dukaten, denn so spielt man in Venedig und das ist der gewöhnliche Einsatz, und gewinnt auf Nummer 098372641509 ein Pferd im Werte von 500 Reichstalern, und gleich noch des Glückstöpfers Frau mit dazu, die er aber gegen eine Lösung von 1000 Dukaten als ein ordentlicher Kerl wieder herausgibt. „O mor bleu, was war vor ein Zulauf, wie das kundbar wurde", und mit 99 Trommelschlägern und 98 Schalmeipfeifern und 3 Kerlen mit artigen feinen Lauten wird er auf seinem schönen tänzelnden Pferde durch Venedig herumgeleitet, so daß alle Nobelspersonen nach ihm senden. Da aber Schelmuffsky nicht zu ihnen kommt, so kommen sie zu ihm, und auf ihre höflichen Anreden gibt er vom Pferde herunter überaus artig Antwort, halb in Engelländischer und halb in Holländischer wie auch bißweilen in Teutscher Sprache. Auch von der Regierung, der Signorie, wird er festlich bewirtet und erhält ein auf zwantzigtausend Taler geschätztes venezianisches Glas zum Andenken, welches leider aber nachmals unverhoffterweise zerbrochen und nicht mehr vorgezeigt werden kann.

Von Venedig geht unser Held, der sich jetzt Signor Schelmuffsky nennt, nach der Universitätstadt Padua, wo jährlich 30000 Studenten den Doktor machen. Über die Töchter seiner Wirtin hat er natürlich mancherlei zu berichten, sich aber auch zu beschweren, weil sie sich das häßliche Fluchen und Schwören so angewöhnt haben. Auch der Sohn der Wirtin ist da, der in Deutschland gewesen; der Kerl anwortet mit „Ouy" und schneidet Dinge her, daß Einem flugs die Ohren hätten weh tun mögen, und war nicht ein eintziges Wort wahr. So muß nun der ehrliche Schelmuffsky in der kunterbunten Kritik des fatalen Konkurrenten, der ihm über ist, sich ärgerlich die meisten Blößen geben. Was, nebenbei gesagt, dem Buche als ein guter Trick zustatten kommt, da die parodistische Phantasie des Verfassers schon einigermaßen zu versiegen beginnt.

Endlich kommt Schelmuffsky nach Rom. Eine wackere Stadt, nur beinahe zuviel Wasser, so daß man auf dem Wochenmarkt die Heringe direkt aus den Treckschuiten verkauft. Den heiligen Vater trifft Schelmuffsky, wie er ihn besucht, eingeschlafen auf seinem Großvaterstuhl. Er zieht ihm die Pelzstrümpfe aus und küßt ihm den Fuß, trotz der wenig angenehmen Details; aber es ist ihm gesagt worden: wer als Teutscher — Reuter und sein Schelmuffsky sind gute norddeutsche Protestanten — nach Rom käme und küßte dem Papst die Füße nicht, der dürfte sich nachmals nicht rühmen, daß er zu Rom gewesen sei. Die kleine Bosheit, die hier nach mancher protestantischen Seite hin steckt, ist ja auch heute nicht ganz gegenstandslos geworden. — Wie das erstemal hat Schelmuffsky Pech, gleich anderen Reisenden und insbesondere Geschäftsleuten mit großen Verpflichtungen, sobald er seine Heimreise beginnt. Im Schwarzwald unweit Nürnberg kommen ihm unverhofft zwei Buschklepper auf den Hals und lassen ihn gänzlich ausgeplündert mit einem Buckel voll Schläge von sich. So kommt er in sehr mitleidswertem Kostüm und Zustand endlich bei seiner Frau Mutter in Schelmerode wieder an. Aber dafür hat er etwas zu erzählen und schreibt sich jetzt Signor „von" Schelmuffsky, wovon er auch in seiner Eigenschaft als Autor Gebrauch macht.

Digitized by Google

Jugend.

Radierung von Hans Volkert.

Digitized by Google

Buhmannsch. Von Charlotte Niese.

Als Buhmannsch wieder einmal aus dem Gefängnis kam, dachte der Vorsteher des Elbdorfes schwer darüber nach, wo er sie unterbringen sollte. Im Armenhaus war eigentlich kein Platz, und der Hausvater hatte auch Hände und Füße zusammengelegt, um diesen Gast nicht aufnehmen zu müssen.

„Herr Vorsteher, was Buhmannsch is, die verrungeniert mich den guten Geist ins Haus!" versicherte er mit zitternder Stimme, und es fiel dem Dorfoberhaupt ein, daß Buhmannsch vor etlichen Jahren dem Hansvater die Terrine mit der Speckſuppe darin über den Kopf gestülpt hatte, weil sie behauptete, es wäre Waschwasser.

Damals hatte es beinahe eine kleine Revolution im Armenhause und viel Umstände für die Obrigkeit gegeben, also war es richtiger, Buhmannsch nicht wieder dorthin zu geben, wo sie etwas verrungenieren konnte.

„Sie kann ja nur in Wöhlers Kate wohnen," meinte der Ortsvorstand, und der Hausvater, dem einige Leute noch den Namen ‚Betvater' gaben, atmete auf.

„O ja, o ja, das is was for ihr!" Er hielt sich die breite Hand vor den Mund, um sein Lächeln zu verdecken, und auch der Vorstand schmunzelte. Obgleich er natürlich nicht daran glaubte, daß es in Wöhlers Kate spukte, ebenso, wie der Betvater ein verständiger Mann war, und seine Frau tüchtig durchgeprügelt hatte, als sie sich einmal weigerte bei Mondschein an Wöhlers Kate vorüberzugehen, um nach der Kuh zu sehen, die sich verlaufen hatte.

Nein, Männer pflegen nicht an Spuk und ähnliche Dinge zu glauben, diese Zwei sagten auch nichts weiter über die Wohnung, aber als Buhmannsch bald nach dieser Unterredung im Dorf erschien, da brachte ihr der Polizeidiener den Schlüssel zu Wöhlers Kate, und bedeutete ihr, daß sie dort wohnen dürfte.

„Oll reit!" sagte Buhmannsch, nahm ihr Bündel unter den Arm und marschierte dorthin, wo die Kate lag. Außerhalb des Dorfes und hinter einem Dünenvorsprung.

Es war eine recht elende Baracke, aber mit einer Elbaussicht, für die mancher Reiche etwas gegeben hätte; doch Buhmannsch sah nicht auf den breiten Strom, nicht auf die stolzen Schiffe, die auf seinem Rücken nach Hamburg fuhren. Sie schloß die Tür auf und lachte in sich hinein.

„Als ich jung war, da lief hier man bloß ein Gespenst rum; und nu sind es vier geworden. O, was die Menschens dösig sind!"

Hieraus sieht man, daß Buhmannsch nicht recht an die vier Gespenster glaubte, die bei Mondenschein auf dem Dach der Hütte sitzen und laut schreien sollten. Es sollten die Seelen von vier Seeleuten sein, die ihren Kapitän ermordet hatten und dann selbst im Sturm umgekommen waren. So berichteten die Dorfbewohner, und alle Fremden glaubten die Geschichte mit Haarsträuben, nur Buhmannsch schien andrer Ansicht zu sein. Obgleich gerade sie wegen Kurpfuscherei und Zauberei immer wieder mit dem Gericht zu tun gehabt hatte.

Schon mancher Richter hatte sie ermahnt, doch von ihrem sonderbaren Gewerbe zu lassen, und sie hörte auch immer auf seine Worte.

„Oll reit, Herr Gericht, ich will mir bessern!"

Gleichmütig folgte sie dann dem Gerichtsdiener, der schon einige Witze für sie in Bereitschaft hatte, und ebenso gleichmütig verließ sie nach Abbüßung ihrer Strafe das Gefängnis.

Mittlerweile war sie denn alt geworden. Großgewachsen, mit verwittertem Gesicht und funkelnden Augen paßte sie gut zu dem hohen, einsamen Strand, zu Wöhlers Kate, zum Wasser, das oft so trotzig aufschäumte und weißen Gischt über den Sand warf; aber der Hausvater vom Armenhaus hatte doch Angst vor ihr und fuhr zusammen, als sie ihn eines Abends anredete.

Da war Buhmannsch schon wohl eine Woche in ihrem unheimlichen Quartier, und kein Mensch hatte etwas von ihr gehört. Der Hausvater hatte sich vom Krämer Tabak geholt und noch etwas, was niemand zu sehen brauchte und das sehr angenehm am Strand in der Dämmerung zu genießen war.

„Nu, Stuhr, sind Sie wieder beis Schnapsen?" fragte Buhmannsch Stimme neben ihm, und der Angeredete ließ eine kleine Flasche im Rock verschwinden.

„Nich frech werden, Buhmannsch," sagte er drohend, und die alte Frau lachte.

„Ich bin immer frech, Stuhr, das wissen Sie ja, sonsten hätten Sie mir am Ende doch wieder in Ihr Palläh genommen. Abers, Sie wollten das Seifenwasser nich wieder übern Kopp haben."

„So feine Speckſuppe" begann Stuhr, aber die Alte unterbrach ihn ohne weitres.

„Mich brauchen Sie nix vorzulügen, Stuhr, ich weiß, was ich weiß, und daß der Suppe nicht mal von Speck 'ne Ahnung hatte. Na, ich hab' ja mein' Strafe gekriegt. Dunkelarrest und drei Tagens Wasser und Brot; ich hatt' mein Teil, Stuhr. Ja die Obrigkeit kann keinen Spaß vertragen."

Buhmannsch' Stimme war kläglich geworden, und Stuhr empfand eine kleine Genugtuung. Und da er doch der Betvater hieß und gern predigte, so fand er es geraten, jetzt eine Ermahnung vom Stapel zu lassen. „Kuck, Buhmannsch, so is es nu. Wärst Du man ein büschen mehr entgegengekommend gewesen, ich würd' Dir gern wieder genommen haben. Wo Du meine Frau so guten Rat bei ihren Reißen gegeben hast, und meinen slimmen Leichdorn auch in Kur hattst, der mich nu erst wieder weh tut. Hast Du da nich noch ein büschen was gegen? Damals kriegte ich son feine Salbe."

Buhmannsch schüttelte den Kopf. „Tut mich leid, abers ich darf kein Rat mehr geben; is Kurpfuscherei, wie die Klugens sagen, und ich muß dafor sitzen. Lassen Sie man das Snapsen, denn kneift der Leichendorn auch nicht so."

Stuhr wollte grade eine zornige Antwort geben, als ein alter Mann an ihm vorüber ging, vor dem er den Hut abnahm und laut dazu „gu'n Abend!" sagte.

„Nanu?" Buhmannsch sah hinter dem Mann her, der nur einen kurzen Gruß erwiderte. „Was is das for ein, gegen dem Sie so höflich sind, bei nachslafende Zeit? dem kenn' ich ja gar nich!"

„Glaub ich woll, mein Gute, dem hast auch niemalen gesehen: is Herr Hitscher, ein alten Mann, der all lang von hier weg is. Abers, wie nu das Alter kommt, will er hier sein Geld leben. Hat ein' ganzen Berg davon, und mein' Frau soll for ihm waschen. Wohnt bei Soltau in die erste Etaje, und wie ich man hör', hat er allens von Magoni. Einer von die Reichens, Buhmannsch; nix for Dir!"

Stuhr war ein wenig aufgeregt geworden, wie es ihm immer geschah, wenn er an Geld und an reiche Leute dachte, und er achtete kaum auf Buhmannsch, die so merkwürdig ruhig neben ihm stand.

„Is das Jan Hitscher?" fragte sie jetzt, und der Betvater gab ihr einen kleinen Puff, wie er ihn seinen Armenhäuslern zu geben pflegte.

„Buhmannsch, sei nich ausverschämt! So'n Herrn nennt man nich bei seinen Vornamen! Ich glaub', daß er Jan heißt, weil ich sein' Unterschrift gesehen hab'. Is woll an die vierzig Jahre in die Fremde gewesen; in Holland, oder so herum, und hat bannig viel Geld. Dem sein Vornamen is nix for Dir!"

„Oll reit!" erwiderte die Alte kurz und ging so schnell davon, daß Stuhr sich halb ärgerte. Denn er hatte noch nach den Geistern fragen wollen, die auf Wöhlers Kate bei Mondschein saßen. Er glaubte ja nicht an sie, aber es war doch ganz nett, von ihnen zu hören.

In den nächsten Monaten hörte niemand viel von Buhmannsch. Es war Sommer, auf der Elbe ging es lustig und lebhaft zu, und auch ins Elbdorf kamen die Fremden mit viel Lärmen und vielen Kindern. Da konnte man nicht an eine alte Frau denken, die sich mit Wollspinnen und mit Schemelflechten ernährte und die ihre Sachen an den Türen feilbot. Außerdem war es gesunde Zeit; es gab kein Gliederreißen, und nur selten einen kleinen Knochenbruch, den dann der Doktor schlecht und recht wieder zusammenflickte. Da dachte man nicht an Buh-

mannſch, und faſt kein Menſch bemerkte es, daß ſie nicht mehr allein am Strande entlang ging, ſondern daß ein kleiner Junge meiſtens mit ihr lief. Er war klein gebaut und hatte ein altes Geſicht; mehr wußte niemand von ihm und niemand wollte auch mehr wiſſen. Doch als die Abende länger wurden, als die Elbe manchmal ebenſo zornig rauſchen konnte, wie das Meer, als die Fremden davonzogen und ſich ein grauer Himmel übers Dorf ſpannte, da hatte man mehr Muße, über ſich nachzudenken und auch über ſeine Leiden. Es kam die Zeit, wo die alten Weiber zu Buhmannſch ſchlüpften, um ihr eignes Wehdag zu erzählen, wo ſie die Krankheiten ihrer ganzen Verwandtſchaft in glühenden Farben beſchrieben und für alles von Buhmannſch einen Rat verlangten. Denn ſie war bekanntlich immer eine Heilverſtändige geweſen; ſeitdem ſie aber in Wöhlers Kate wohnte, wo die Geiſter auf dem Dach ſaßen, ſeitdem ſahen alle ein, daß ſie einen beſondern Bund mit den unheimlichen Mächten geſchloſſen haben mußte; denn ſonſt würden die Geſpenſter ihr doch ſchon lange den Garaus gemacht haben.

Aber Buhmannſch gab wenig Ratſchläge. Sie ſagte, daß ſie genug vom Gefängnis hätte und daß ihr kleiner Enkel ganz allein ſein würde, wenn ſie wieder verreiſen müßte. Ihr Widerſtand reizte, und als es ſich herumſprach, daß ſie kürzlich einem Dienſtmädchen, der ein Bauernſohn die Ehe verſprochen hatte, um bald darauf mit einem reichen Mädchen zu gehen, daß ſie der erſteren jedoch zu ihrem Recht verholfen hatte, da liefen alle weiblichen Weſen, die Liebeskummer drückte, nach Wöhlers Kate, und niemand dachte mehr an die vier Geiſter, die dort ſpökelten. Sogar Claus Stuhr erſchien an einem dunklen Winterabend und ſagte, daß er doch einmal nach Buhmannſch ſehen müßte. Die Alte ſaß ganz gemütlich neben ihrem brennenden Herdfeuer, in der Pfanne brieten Kartoffeln, und der kleine Paul ſpielte mit einigen Muſcheln. Claus ſagte etwas Herablaſſendes und dann zog er ein kleines Papier aus der Rocktaſche, um es vor Buhmannſch hinzulegen.

„Ich glaub' da ja nich an," ſagte er nach kurzem Räuſpern, „abers, was die Weiber ſind, die halten es mit dem Aberglauben, und mein Ollſche tut mich auch leid. Erſtens, daß ſie ſie den beſten Pott mit Schwarzſauer aus die Speiſekammer geſtohlen haben, und denn, daß ſie nu woll kein' Groſchen von Jan Hitſcher kriegt, for den ſie ein halbes Jahr gewaſchen und geflickt hat. Is doch auch zu gräſig. So'n Mann kommt retour in ſeine alte Heimat, und denn macht er gleich bankrott. In ſeinen Alter noch zumal, wo er mitten in die Sechziger is und jedwerein ihn für reich halten mußte. Er is es ja woll auch geweſen, abers, was ſein Sohn is, der in England wohnt, der hat ihm da hereingeritten. Nu muß er aus ſeine feine Etaje, und der Ortsvorſteher ſagt, daß ich ihn noch in mein Armenhaus kriege. Wozu ich keine Luſt hab', wo ich Hitſcher immer Sie genannt hab' und furchtbar höflich gegen ihn geweſen bin, wie es ſich for einen von die Reichens gehört. Abers, wenn es ſein muß, denn muß ich mir da ein finden, und ich will dafor ſorgen, daß er tüchtig was zu tun kriegt; erſt aber will mein Ollſche ihr Geld haben, und Du kannſt man ſagen, wie ſie es machen ſoll. Und daß der Richter ihr zuerſt bedenkt von all die Gläubigers."

Claus ſchwieg erſchöpft von ſeiner Rede und ſah Buhmannſch an, die ihm aufmerkſam zugehört hatte.

„Is Jan noch in ſeine Etaje?" fragte ſie, ohne die grauen ſtruffeligen Haare zu beachten, die in dem Papier waren und die ihr der Betvater vor die Augen hielt. „Was weiß ich?" murrte er nun. „Gib mich man flink ein' Rat, und was mein' Ollſch tun ſoll, daß ſie die Koppein los wird, die in die letzten Tagens ſo viel ſlimmer geworden is. Und wenn Du dem Konkursverwalter ein büſchen beſprechen könnſt, daß er zuerſt an mein' Ollſch denkt, wo ſie doch auch all ihr Swarzſauer verloren hat —" er hielt inne, weil ihn Buhmannſch durchbohrend anblickte.

„Woll'n Sie mir mal wieder zu 'ne Zauberin ſtempeln, Stuhr?"

„Ich glaub' da nich an," rief er haſtig, „ich tu' es ja bloß mein' Ollſch zu Ge-

fallen. Sie weint der ganze Nacht durch, und ich krieg' denn auch mein Reißen."

Buhmannsch rückte dicht an den Betvater heran und legte ihm die Hand aufs Knie. „Herr Stuhr, ich will Sie mal was sagen. Sie denken, daß ich zaubern kann, weil ich mannichmal mit ein paar Kleinigkeiten Glück hatte. Abers, das bin ich nich gewesen, das waren die Gespensters, die mich geholfen haben. Ich weiß, Sie glauben da nich an und darum will ich auch nix verzählen; abers wenn Sie Sonnabend Klock zwölf des Nachts wiederkommen wollen, denn können Sie ja selbstens sehen, wie es hier zugeht."

„Was seh' ich denn?" fragte Stuhr nach einer Pause, und die Alte zuckte die Achseln. „Das kann ich nich sagen. Jedermann kriegt sein eigenes Schicksal zu wissen."

Da stand Stuhr auf und ging schlotternd ohne Abschied hinaus. Als er am Strande ging, sah er ein erleuchtetes Schiff vorüberziehen, und in einem Weidenbusch schrie ein Käuzchen. Es sträubten sich ihm die Haare, und er rannte so schnell davon, daß sich sein Fuß in einer Baumwurzel verfing und er schwer hinfiel. Wie er dann nach Hause gekommen war, vermochte er selbst nicht zu sagen. Aber, als seine Ollsche ihn blutig und beschmutzt ins Haus wanken sah, da schrie sie, ob ihm der Teufel etwas getan habe, und er mußte es stöhnend zugeben. Er kam nicht dazu, Sonnabend um Mitternacht zu Buhmannsch zu gehen, weil er sich die Hand verstaucht hatte und an einem Loch im Kopf laborierte, und er würde es auch wohl schwerlich getan haben, wenn er gesund gewesen wäre. Jedenfalls kam das ganze Armenhaus in Aufruhr über die Erlebnisse des Betvaters, und als der Gendarm davon erfuhr, beschloß er, auf Buhmannsch wieder einmal recht scharf acht zu geben.

Diese aber spann ruhig ihre Wolle und verkaufte mehr Korbschemel als jemals. Gleichmütig wanderte sie auf den Landstraßen herum, und wenn die Jungen hinter ihr her liefen und „Hexe" riefen, dann zuckte sie nur die Achseln.

Der Winter ging allmählich vorüber. Weihnachten war gekommen und gegangen, und im Armenhaus war auch Bescherung gewesen. Alle hatten etwas erhalten: Kinder und große Leute, nur nach Buhmannsch und ihrer Hütte war der Weihnachtsengel nicht geflogen. An diesem Abend aß die Alte ihre gebratenen Kartoffeln wie sonst, und Paul knabberte an einem Zuckerherz. Aber das harte Gesicht der Alten war doch nicht mehr so hart, wie es schon gewesen war, und das kam vielleicht von dem kleinen Jungen, der um sie herumspielte. Es war ein zartes Kind; einmal war der Doktor dagewesen und hatte einen Schein ausgeschrieben, daß Paul noch nicht in die Schule gehen dürfe, und Buhmannsch war sehr zufrieden. „Bleibst bei mich, mein Jung'," sagte sie nachher. „In Schule is es nich gut, da lernst bloß was Slechtes. Und das lernst früh genug ins Leben."

Und Paul nickte so ernsthaft, als müßte er ihr recht geben.

Es kam der Februar. Die Tage wurden länger, und manchmal schien die Sonne ganz hell. Besonders an Frosttagen, die das Ufer der Elbe glitzern machten und dem Wasser einen harten blauen Schein gaben. Buhmannsch war in dieser Zeit gut aufgelegt. Sie hatte wieder begonnen ein wenig zu wahrsagen und ein wenig zu doktorn; alles mit Vorsicht und nur auf inbrünstiges Verlangen. Aber sie verdiente nicht schlecht dabei, und Paul erhielt einen neuen Anzug.

Eines Abends spät kehrte sie von einem Dorf zurück, wo sie einer kranken Kuh geholfen hatte, als sie am Strande, eben vor ihrer Hütte, einen alten Mann sah, der sehr langsam ging. Oft blieb er stehen und blickte dann auf die Elbe, die heute ein graues kaltes Licht zeigte. Einige Fischerewer glitten mit ausgespannten Segeln der Nordsee zu, zwei Schlepper prusteten durch loses Eis und verursachten ein klirrendes Geräusch, und dazu wurde irgendwo in der Ferne die Harmonika gespielt. Aber Buhmannsch bekümmerte sich nicht um das was auf der Elbe geschah. Sie behielt den alten Mann in Auge, der sich nicht umsah und schwerfällig durch den Sand stapfte oder die Hand über die Augen legte und dabei vor sich hinzubrüten schien. Hinter der Kate schoben sich einige Weiden an die

Digitized by Google

Düne. Sie hatten kümmerliche Zweige, aber knorrige Stämme. Hierher wanderte der alte Mann, zog etwas Blinkendes aus der Taſche und ſah ſich ſcheu um. Da ſtand Buhmannſch ſchon neben ihm.

„Na endlich beſuchen Sie mir auch mal, Herr Hitſcher!“ ſagte ſie vorwurfsvoll. „Mich deuch, Sie hätten woll ein büſchen eher kommen können, von wegen die Freundſchaft und von wegen, weil Sie doch auch mit dieſen Platz bekannt ſein ſollten. Denken Sie noch an Anno dunnemals, wo wir hier ſaßen und die Leute einbildeten, daß hier Geſpenſters wären? Ich hab' mich das nich ausgedach, weil ich for ſolche Geſchichtens viel zu dumm war, abers Sie hatten ſo feine Büchers geleſen, wo ſowas drin ſtand, und dazumal haben die Menſchens all geglaubt, hier lieſen die Geiſters man ſo ſpazieren. Und wo wir man bloß einen hatten, da ſind nu ein Stücker vier aus geworden, und wenn ich tot bleib, ramenter ich vielleicht auch aufs Dach rum, und lieg' doch ganzen geruhig in mein' Grab. Denn ich glaub' nich, daß unſ' Herrgott mich nich die Ruhe gönnen ſollt, wo er mich hier doch ziemlich rumgeſchickt hat. Zwölfmal bin ich ins Kaſchott geweſen und ich denk', ich komm' bald wieder mal rein, weil der Betvater vons Armenhaus mir aufn Strich hat und auch der Pollerzei. Alles von wegen, weil ich nich ſo dumm bin wie die mehrſten Menſchen. Und wenn Sie ein büſchen bei mich eintreten möchten, Herr Hitſcher, ſo würd' mich das eine Ehre ſein, und wir können ja noch ein büſchen weiter ſnacken. Von die Zeiten, da wir jung waren und Sie mich manchmal ein' Kuß gaben. Aber allens in Ehren, Herr Hitſcher, Sie haben ſich nix vorzuwerfen und ich mich auch nich. Sie waren ja ein feinen kleinen Menſchen, und ich war man bloß Line Langbeen, hatt' kein' Vater und kein' Mutter und mußt' dienen, ſo lang' ich auf dieſe Welt war. Darum wollt' ich ſo gern, daß mein Paul ein büſchen mehr Spaß von ſeine Kindheit haben ſollt', als ſeine Großmutter. Abers der kommt ſicherlich auch noch mal ins Loch, weil er das ſo gut von mich kennt.“

Buhmannſch ſchöpfte Atem und drückte ihren Gaſt auf den beſten Strohſtuhl dicht vorm Herdfeuer. Denn ſie hatte den alten Mann während des Redens in ihre Hütte geführt, wo er jetzt ſaß und noch keine Worte gefunden hatte. Er hatte ein müdes Geſicht, und es war zu merken, daß er noch wie im Traum ging. Dann hob er den Kopf und ſah in Buhmannſch' verwitterte Züge.

„Line Langbeen,“ murmelte er mit einem halben Lächeln. „Das iſt lange her!“

Sie ſtellte den Waſſerkeſſel aufs Feuer. „Oha, wo einmal lange, Herr Hitſcher! is nich zu glauben, abers es is ſo, und ich freu mir auch nich wenig, daß Sie an mir gedacht haben. Und ich kann noch ebenſogut Kaffee machen wie Anno dunnemals, und wenn Sie mich die Ehre antun und ihn bei mich trinken wollen, denn will ich den Tag rot anſtreichen in mein' Kalender, wo ich nich mehr viel angenehme Tage hab'.“

Herr Hitſcher antwortete nicht viel. Es war lange her, daß er jung und ſorglos geweſen war und mit Line Langbeen getollt und gelacht hatte. Er wußte kaum etwas mehr von dem Mädchen, aber er ließ es ſich gefallen, daß ſie ihm eine große Taſſe mit warmem Kaffee hinſtellte, die er in kleinen Schlucken austrank. Und während er trank, begann er halb für ſich zu ſprechen.

„Ich habe immer gearbeitet und ſo viel verdient, daß ich ein gutes Leben haben konnte. Da bin ich heimgekehrt, weil ich hier ſterben wollte. Und nun macht mein Sohn bankrott und reißt mich in ſein Verderben. Nun kann ich meine Gläubiger nicht bezahlen und mein ehrlicher Name iſt geſchändet. Seit Wochen habe ich nicht ſchlafen können, und endlich gebe ich den Kampf auf.“

Buhmannſch ſchenkte ihm noch eine Taſſe ein, und er merkte es nicht, wie ſie einige Tropfen in den heißen Trank miſchte.

„Nich ſlafen können, Du lieber Gott,“ ſagte ſie mitleidig. „Was ſind das for Geſchichten, Herr Hitſcher. Das war ehmals nich ſo, da verzählten Sie, daß Ihr Vater doll war, weil daß Sie nich aus die Poſens finden konnten. Mich deuch, Sie ſollten ſich hier ein büſchen ausruhen und die ganze Geſchichte be-

Digitized by Google

slafen. Man sollt' nich denken, was so'n büschen Slaf macht: denn is der Welt mit einmal anders."

Ihre Stimme klang beruhigend und Jan Hitscher horchte unwillkürlich auf sie.

„Was ist eigentlich aus Ihnen geworden, Line Langbeen," fragte er. „Jetzt weiß ich, wer Sie waren. Sie waren hübsch und lustig, und immer vergnügt."

Die alte Frau stieß einen schweren Seufzer aus. „Herr Hitscher, von mich is nich viel Guts zu verzählen. Kömt' ich das, denn hätt' ich Ihnen all mal besucht und hätt' nich gewartet, bis daß Sie an mir dachten. Ich hab' kein Vater und kein' Mutter gehabt, und ich bin in slechte Gesellschaft gekommen, und hab' mir nix aus Diebstahl und aus andre Dinge gemacht. Abers, das verzähl' ich Sie, wenn Sie ausgeslafen haben, und nebenan hab' ich ein' neuen Strohsack und eine gute Wolldecke. Ruhen Sie sich man ein büschen aus."

Der alte Herr war schläfrig geworden. Er ließ sich ohne Widerspruch in das kleine Nebengelaß bringen und schloß schon die Augen, ehe Buhmannsch die Kammer verlassen hatte. Da komte sie ihm noch leise den Revolver aus der Tasche ziehen.

Herr Hitscher schlief viele Stunden, und als er erwachte, da blickte er erstaunt auf seine einfache Umgebung und auf die alte Frau, die neben ihm stand und ihm eine stärkende Suppe reichte.

„Nehmen Sie man, Jan Hitscher, und vermüntern Sie sich. Nu müssen Sie aufstehen und sich bedenken, was Sie tun wollen."

„Sie haben fein geslafen," setzte sie triumphierend hinzu, „nu wird allens wieder gut."

Jan Hitscher hatte auch ein anderes Gesicht bekommen, als er nach einer Weile bei seiner Wirtin erschien und sich einige Eier schmecken ließ.

„Ich bin gestern sehr herunter gewesen," begann er mit einem Anflug von Verlegenheit; „jetzt aber will ich wieder ins Dorf zurück und meine Sachen in Ordnung bringen. Mehr als bankrott kann ich doch nicht werden."

Buhmannsch räusperte sich und sah aufs Wasser, auf dem wieder einige Fischerewer schwammen.

„Ich würd' verreisen," meinte sie dann geheimnisvoll. „Herr Hitscher, sind Sie nich lang' in Holland gewesen und haben Sie da nich ein paar Freundens, die helfen könnten?"

Sein Gesicht wurde nachdenklich; dann schüttelte er den Kopf. „Meine Gläubiger lassen mich nicht reisen, und ich habe auch kein Geld."

Buhmannsch lachte ein wenig.

„Kann mich denken. Sie sollen woll auch sitzen. Heutzutage sitzen ja die feinsten Herrschaften. Das würd' ich mich abers nich gefallen lassen, Herr Hitscher, und wenn ich Ihnen wär', denn blieb ich hier bei mich und lauerte auf den Ewer, der von hier nach Terschelling segelt. Er muß so wie morgen oder übermorgen kommen, und dem Schiffer sein Kind hab' ich den Ausschlag weggebracht, was ein Berg Doktors nich vermocht haben. Der Mann tut mich gern ein' Gefallen."

„Ich habe kein Geld zur Reise, und die Leute werden mich auch hier suchen."

Buhmannsch lachte noch mehr.

„So leicht kommt hier kein ein' hin, da hab' ich gut for gesorgt, besonders nich im Dunkeln, und wenn ein' von der Pollerzei neugierig is, denn soll er ein Dutzend von die Geisters schreien hören. Und ein büschen Geld hab' ich mich auch verdient, das ich Sie gern geben will von wegen die alten Zeitens, und weil Sie immer so nett gegen mir gewesen sind."

Hitscher machte eine ablehnende Bewegung. „Line Langbeen, das kann ich nicht annehmen. Sie haben doch auch einen kleinen Enkel, für den Sie sparen müssen."

„Is schon recht." Die Alte sah brütend vor sich hin. „Den wird es nich mit meine Karrjeer glücken, is zu dumm und hat da auch kein Spaß von. Grad wie sein Mutter, die von mich weggelaufen is, weil sie das schanierte, daß ich mannichmal ins Loch kam. Nu is sie tot, grad wie mein Mann all lang tot is, der sonstens nich so schanierlich war und sich all mein Verdienst geben ließ. Buhmann hieß er, und ein rich-

tigen Buhmann war er. Na, nu is er tot, und allens, was mich von meine Familje geblieben is, is der klein Jung; und ich wollt' woll, daß was aus ihn würd'. Und ich denk', wenn Sie nu nach Holland gehn, Herr Hitſcher, und rabbeln ſich ein büſchen zuſammen und nehmen mein büſchen Geld mit, denn denken Sie auch nachher an mein' klein' Jungen, und daß er Line Langbeen ihr Enkel is. Und vielleicht helfen Sie ihm noch ein büſchen weiter in dieſe Welt."

Buhmannſch richtete ihre Augen auf den alten Mann, der ihr nach einer Weile die Hand hinſtreckte.

„Line Langbeen, Du biſt die einzige, die noch Glauben zu mir hat. Hoffentlich iſt Dein Glaube keine Täuſchung."

88 88 88

Drei Jahre waren vergangen, und Buhmannſch kam einmal wieder aus dem Gefängnis. Denn ſie hatte wieder zu zaubern und zu kuren verſucht und war dabei erwiſcht worden. Gleichmütig ging ſie die Dorfſtraße hinauf; dorthin, wo das Armenhaus lag und wo Claus Stuhr noch immer ſeines Amtes wartete. Er ſtand auch in der Gartentür und ſah der alten Frau blinzelnd entgegen.

„Geh Du man wieder nach Wöhler ſeine Kate!" rief er ihr zu, „die wartet all auf Dich, und was die Geiſter ſind, die ſchreien nach Dich."

„Haben Sie nich meinen kleinen Jung' in Verwahrung?" fragte die Alte kurz.

Er räuſperte ſich. „Ich hab' ihn gehabt, Buhmannſch, und ich muß ſagen, daß es einen klein nüdlichen Bengel war, gar nich, als ob er mit Dich verwandt wär', wo Du mich noch letzten Winter mein Swarzſauer genommen haſt!"

„Wo is er?" Buhmannſch' Augen begannen ſo zu funkeln, daß der Betvater haſtig weiter ſprach: „Sei man nich bös, ich ſag' es all, und ich hab' da kein' Schuld zu, ſo daß Du mich keine Geſpenſter auf'n Leib zu hetzen brauchſt. Da is doch Herr Hitſcher wieder gekommen, derſelbige, der hier einmal war, und der denn bankrott machte. Na, Du wirſt ihm nich kennen, weil er ein von die Reichen geweſen is und nu auch wieder Geld hatt'. Zun wenigſten hat er mein' Ollſche bezahlt und allens, was er hier noch ausſtehen hatt'. Und denn is er mit'n Ortsvorſteher ins Armenhaus gekommen und hat ſich Deinen Jung' geholt. Der ſoll was lernen und ſoll was Feines werden. So hat mich der Ortsvorſteher geſagt, abers, wie ich ihn frag', woſo der Mann grad auf Dein Enkelkind verfallen is, da ſagt der Vorſteher, daß mir das nix anginge. Was ich ein greuliche Antwort finde. Abers ſo ſind die Großens, was ſie nich paßt, damit kommen ſie nich raus. Und wenn Du dem Vorſteher mal ein büſchen was antun wollſt, ſo ſoll es mich recht ſein, weil, daß er mich ein Snapsbruder genannt hat, was doch einfach gelogen is."

Dem Betvater war der Atem ausgegangen. Jetzt erſt bemerkte er, daß Buhmannſch' ganzes Geſicht zuckte, und daß in ihren glitzernden Augen Tränen ſtanden.

„Biſt krank?" fragte er halb erſtaunt, „dann komm man rein. Mein' Ollſch kann Dich ein Sluck Kaffee geben und Du kannſt mich ſagen, was ich mit meine hohlen Zähnens anfangen ſoll. Du willſt nich? Haſt was mit die Geſundheit?"

Buhmannſch ſchüttelte den Kopf: „Mich fehlt nix, bloß ein büſchen Swindel. Morgen bin ich wieder oll reit!" Und ſie ging langſam nach Wöhlers Kate.

Ihre Stimme.

Ihre Stimme hör' ich klingen:
Sonntagglockenklang!
Wilder Schwäne Silberſchwingen
Oder Schwanengeſang!

Wie ein erſtes Frühlingsahnen
Klingt ſie weich und ſüß
Oder wie ein letztes Mahnen
Ans verlor'ne Paradies.

Rudolf Knuſſert.

Eine Erinnerung an Robert Hamerling.

Von Peter Rosegger.

Es war in den siebziger Jahren, an einem schönen Frühlingsabend. Wir wandelten dahin von der Stadt Graz auf belebtem Spaziergang gegen den Hilmteich. Mir zur Rechten ging eine stadtbekannte Gestalt, eine berühmte Persönlichkeit. Schmal und schlank, in gestreiften Hosen, dunkelblauem Gehrock und geblümter Weste. Ein Zylinder auf dem Haupt, aus dem schon grauende Locken hinten lang und geradflockig hinabhingen. Lange, scharfe und spitze Nase; glühende, tiefliegende Augen, stark bebuscht, braune, eingefallene Wangen, an beiden Seiten niederhängender Schnurrbart und im ausrasierten Kinn an der Unterlippe eine Fliege.

Es war der Dichter Robert Hamerling.

Er stand damals — nach dem „Ahasver in Rom" und dem „König von Sion" — auf der Höhe seines Ruhms und in der Tiefe seines Schimpfes. Nie habe ich es auf meiner langen literarischen Laufbahn erlebt, daß ein Dichter so mißhandelt wurde, wie Robert Hamerling von den damals maßgebenden Wiener Blättern. Als hätten sie sich verschworen, den armen, kranken, einsamen Mann literarisch und persönlich zu vernichten. Jedes seiner Werke besprachen sie, kaum, daß es erschienen, mit giftigem Witz und Hohn. Seine so tief ernste Muse ernst zu behandeln, fiel ihnen gar nicht ein. Und kein Mensch wußte warum. Es war eben einmal Mode, den Dichter des „Ahasver" zu verunglimpfen und seine vielen unverständliche Genialität zur Zielscheibe bübischer Schießübungen zu machen.

Hamerling war zur Zeit bereits weitberühmt, in viele Sprachen übersetzt und hochgeachtet von allen, die ihn persönlich kannten. Tut nichts, in der Wiener Presse wurde er bis aufs Blut verrissen. Die lesenden Leute, die damals so zeitungsdumm waren, wie vielleicht vorher nie und seither nie, dachten nicht weiter darüber nach. Aber seine Bücher lasen sie mit höchstem Interesse, und die Salons hallten von dem Geschrei über diesen Dichter! Ein anderer — Ludwig Anzengruber — war zur Zeit das Hätschelkind der Wiener Presse. Sie lobte jedes seiner Dramen mit einer Wärme, von der Anzengruber sagte: „Chemisch heißt das: auf warmem Wege auflösen!" — Und in der Tat, während die Zeitungen seine Dramen langweilig warm lobten, versperrten sie ihnen den Weg zu den Bühnen, indem sie die Operette noch weit mehr und mit echterer Begeisterung protegierten. Anzengruber, der größte Dramatiker und Tragiker unserer Zeit, ist hierauf — um nicht zu verhungern — Redakteur eines Wiener Witzblattes geworden. Robert Hamerling ist trotz all jener Mißhandlungen nichts anderes geworden, als was er eben war — der genialste epische Dichter Deutsch-Österreichs. Wäre dieser Geist nicht so stark gewesen, die Verbitterung hätte ihn lähmen, ja endlich auslöschen müssen. Aber seine Antwort auf die literarischen Mißhandlungen bestand in wuchtigen Werken, die er uns im nächsten Jahrzehnt noch gab und die heute lebendig dastehen, während von jener Clique kaum ein Name noch bekannt ist.

Wie sehr Hamerling aber doch darunter gelitten hat, das wußten seine intimen Freunde; sie allein verstanden manches seiner Worte, das der Welt wie eine sarkastisch-launige Bemerkung erschienen, in Wahrheit aber der Schmerzensruf aus tiefgepeinigter Seele gewesen ist.

Mit Robert Hamerling nun ging ich spazieren an jenem Frühlingsabend. Ich war schon ein paar Jahre mit ihm bekannt gewesen, und meine ersten Bücher unter seiner Ägide waren bereits ins Land gegangen. Viele Leute grüßten uns unterwegs, mich, den jungen Liederdichter, mit lächelndem Handwinken, vertraulich herablassend; ihn ernst und mit gemessener Ehrerbietung.

Am Hilmteiche angelangt, setzten wir uns an der Waldlehne auf eine schattige

Digitized by Google

Bank und sahen der munteren Jugend zu, die mit ihren schmalen Schiffchen um die Wette ruderte. Eine Weile schwiegen wir, und plötzlich sagte Hamerling:

„Haben Sie sich unterwegs, auf dem Spaziergang hierher, nichts Besonderes gedacht? Nicht? Ich will es Ihnen aber sagen, was Sie sich gedacht haben. Sie haben mich um die tief abgezogenen Hüte beneidet, die sich vor mir so ehrerbietig geneigt haben."

„Aber — Herr Professor!"

„Wie? Entschuldigen wollen Sie sich? Daß Sie mich um die ehrerbietigen Grüße beneiden, trage ich Ihnen gar nicht nach. Beneide ich doch auch Sie um die vertraulich freundlichen Grüße, die Sie eingeheimst haben. Allerdings mit größerem Rechte, als ich die meinen. Man zollt mir Achtung, gut. Zu einem Achtungserfolg habe ich es doch gebracht, während Sie bereits der Liebling des Volkes sind. Der Liebling des Volkes! Stand es nicht so zu lesen im gestrigen Morgenblatte? Ich hoffe, Sie werden überzeugt sein, daß ich über die Anerkennung, die Sie so schnell gefunden, mich von Herzen freue; es ist einer jener seltenen, reinen Erfolge, denen man sich mit der ganzen naiven Glückseligkeit der Jugend hingeben soll. Aber — lieber Rosegger —" Er zuckte ein wenig ab und fuhr dann fort: „Dieses Ihr erstes Glück weckt in mir für Sie das erste Mitleid. Ich bin wahrlich von der Kritik nie verwöhnt worden. Zu einem Liebling des Volkes, mein Gott, so hoch habe ich mich in meinen kühnsten Träumen nicht verstiegen. Und doch — selbst einem unverwöhnten Herzen, wie weh tut die Bosheit!" — Er schwieg, das weitere konnte ich mir selbst dazu denken. Der Bosheit, dem Neide entgeht keiner. „Sie müssen sogleich anfangen," sprach Hamerling weiter, „Sie müssen heute schon anfangen, Schilde zu schmieden gegen die Pfeile, die auf Sie lauern. Sie haben mit Ihren ersten Büchlein einen Erfolg erzielt. Wissen Sie auch, daß dieser nicht dem Dichter gilt, sondern dem Jungen, den wir erst frisch aus dem Walde gekriegt haben? Nicht weil Sie singen wie ein Dichter, sondern weil Sie singen wie lustige Leute, die auf der Gasse gehen. Heute sind Sie Volksdichter im landläufigen Sinne. Gut, es ist was. Aber nicht drei Jahre hält das vor. Ein Volksdichter in höherem Sinne müssen Sie werden — und dann verstummt der Gesang vom Liebling des Volkes, und es kommen die Pfeile. Die ersten noch feig aus dem Hinterhalte, die folgenden schon hageldicht von allen Seiten, auch von solchen, wo vorher Freunde gestanden. Ich spüre in Ihnen diesen Volksdichter, aber Ihr Kritiker von gestern ist allen jenen Stellen ausgewichen, wo sich wirklicher Dichtergeist offenbart, und hat nur die Stellen bejubelt, wo Sie platt mit der Menge johlen. Die groben Späße bedachte er Ihnen mit Vorzugsnoten, die feine Satire übersah er. Ich glaube, lieber Rosegger, man braucht's Ihnen nicht erst zu sagen: Sie gehen jetzt nicht an ein Geschäft, Sie gehen an einen Beruf. Ob Sie nun Schwänke schreiben werden oder Gelegenheitsverse, Dorfgeschichten oder Romane, immer wird und muß Ihr Leitfaden ein sittlicher Gedanke sein. Dann wird man Sie auf der Gasse vielleicht einmal nicht so brüderlich grüßen wie heute. Sie haben das Zeug des traulichen Sichhingebens an den Erstbesten. Dieser Zug ist unter Brüdern was wert. Bedenken Sie aber, daß ein Poet nicht allzu vertraut werden darf mit Philistern. Die Philister haben allerhand Schmerzen, die sie von Poeten gerne besungen haben möchten, ihr Trinken und Tanzen, ihr Kannegießen und Flirten, ihr Keilen und Balgen möchten sie gerne von Dichtern verherrlicht haben. Jede ihrer Todsünden wollen sie in einem Schnaderhüpfel gefeiert wissen. Vergessen Sie, mein Freund, diese einzige Warnung nicht: Steigen Sie nie hinab zu dem Gemeinen."

Hamerling schwieg. Mir ging's kalt über den Rücken, als ob ein Geist zu mir spreche, der einer höheren Welt angehört. Die Rede war so ernst, daß ich nachher beklommen fragte, ob ich in meinen Büchern nicht doch was Unrechtes getan hätte. Da sagte er: „Ich spreche jetzt nicht von Ihren Büchern, ich spreche vom neuen Sockel, auf dem Sie als Liebling des Volkes stehen. — Junger Freund!" — und damit faßte er zögernd meine Hand, was er bisher nie getan

Digitized by Google

hatte, — „wenn Sie von jenem Sockel wieder herabgestürzt werden, seien Sie nur nicht allzu traurig. Gewöhnen Sie sich's an, schon von heute ab, da die Sonne der Volksgunst so warm scheint, diese Gunst für das zu halten, was sie ist — für Aprilwetter. Und ihr zuliebe nie, nie etwas zu tun, was mit Ihrem Gewissen nicht stimmt. Seien Sie mir nicht böse, daß ich darüber mit Ihnen gesprochen habe. Schaun's, ich mußte es tun, Sie haben ja sonst niemanden, der es Ihnen sagt. — Und nun wollen wir nach Hause gehen, es wird kühl."

So ähnlich hatte er an jenem Abend zu mir geredet, er, den ein Teil der maßgebenden Presse seines Vaterlandes jahrelang wie einen Dichterling behandelte, der weder wegen literarischen Könnens noch wegen sittlicher Veranlagung ernst genommen zu werden verdiente.

Da habe ich mit damaligen Wiener Literaten manchen Streit geführt, bei dem ich stets den kürzeren zog, weil mich allemal der Zorn übermannte, der unfähig macht zur rechten Verteidigung.

Das ist mir mein Lebtag immer so ergangen, ob ich andere oder mich selbst zu verteidigen hatte. Ich suchte bloß die Schläge zu parieren, schlug aber nie selber drein. „Ach freilich nit," spottete mich da Anzengruber einmal aus, „angreifen darf ma nit! Das nit. Nur sich verteidigen. Aber die beste Verteidigung, lieber Freund, ist, wenn man dem Gegner den Schädel einschlägt." — Schädel einschlagen, das wäre unter Umständen freilich einfacher, als im Wortstreite den richtigen Trumpf zu finden, wenn einem der Zorn die Kehle zuschnürt.

Einmal, zur Zeit, als Robert Hamerling beinahe schon zu Tode gequält war, saß ich abends mit lauter Kraftgenialitäten zu Wien im Café Grünsteidl, „Café Größenwahn" genannt, und das Gespräch war: Hamerling. Die Herren behandelten ihn mit der üblichen Verachtung. Da rief ich, man solle es doch einmal offen sagen, was denn eigentlich an diesem Mann so schlecht wäre, die Dichtung oder der Mensch?

„Beides!" antwortete prompt ein Grünschnabel.

„Vor allem, meine Herren, interessiert es mich, zu hören, was Sie vom Menschen Hamerling Schlechtes wissen."

Einer der Herren kreischte das Wort: „Weibsbilder!"

Weibsbilder? — Er dachte wohl an die von Hamerling besungene ‚Minona', eine ältere Dame, die den Dichter ganz verstand und mit der ihn innige Freundschaft verbunden hat bis zu seinem Ende. Nun setzte aber bei jener Runde ein anderer bei: „Wenn sie noch hübsch wären! Aber häßliche Frauenzimmer kann man einem Dichter nie verzeihen, der sich selbst einen Apostel der Schönheit genannt hat."

„Und einen Verherrlicher des Guten," setzte ich bei.

„Ja, dessen Helden mit ihren Müttern Liebesverhältnisse haben!"

Der Fant spielte dabei auf ‚Nero' in „Ahasver" an.

Naiv und blöde fuhr ich nun drein, wie dumm das sei, den Dichter für die subjektive Unsittlichkeit seiner Gestalten verantwortlich machen zu wollen, während der echte Erzähler doch nicht sich, sondern andere Menschen objektiv darzustellen habe. So könne und müsse gerade der sittliche Dichter auch das Laster zeigen, in seiner Übersättigung nah dem Punkt, wo es sich erbricht! — „Aber, mein Herr, ich will wissen, was Sie gegen Hamerlings Person einzuwenden haben."

„Mein Gott," versetzte hierauf der Gegner mit lässiger Überlegenheit, „ich weiß ja nicht, ob Herr Hamerling etwas gestohlen hat; ich weiß nur, daß er uns gestohlen werden kann!"

Nun sprang ich auf, hieb mit der Faust auf die steinere Tischplatte, daß die Tassen klirrten, und schrie wütend: „Ihr seid ein gottverflucht niederträchtiges Gesindel!" Und dann stürmte ich zur Tür hinaus. Dort hörte ich noch, wie einer lachend rief: „He, Markör! Geben Sie acht. Ich glaube, da ist einer mit der Zeche abgefahren."

Meine Kaffeehausehre wurde zwölf Stunden später wieder hergestellt. Die Ehre Robert Hamerlings aber hielt ich — bei kühlerer Überlegung — für am besten gewahrt, indem ich sie jener Bande gegenüber nie wieder verteidigte.

Mailied.

Ein Jugendgedicht von

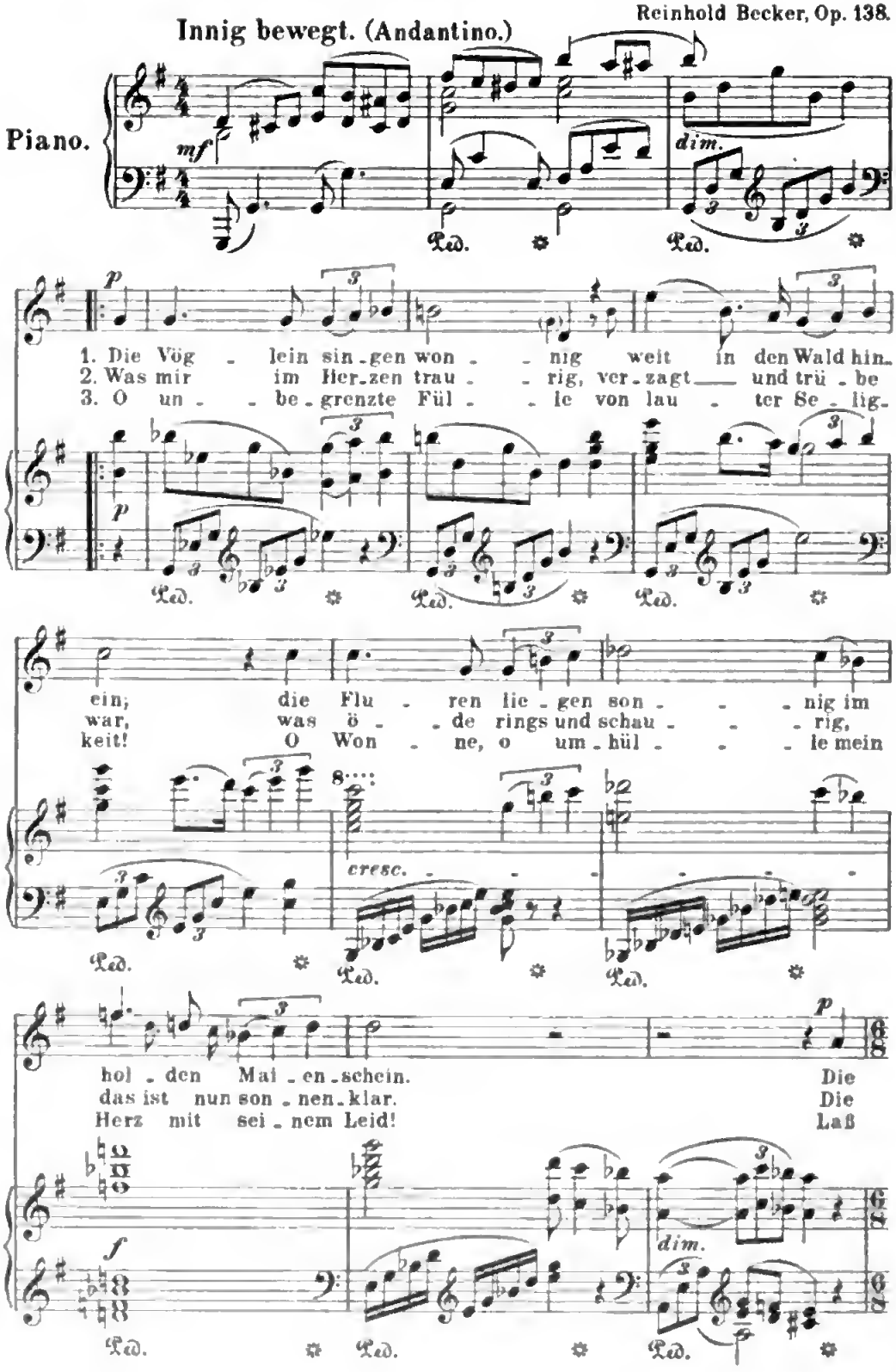
Friedrich Nietzsche.

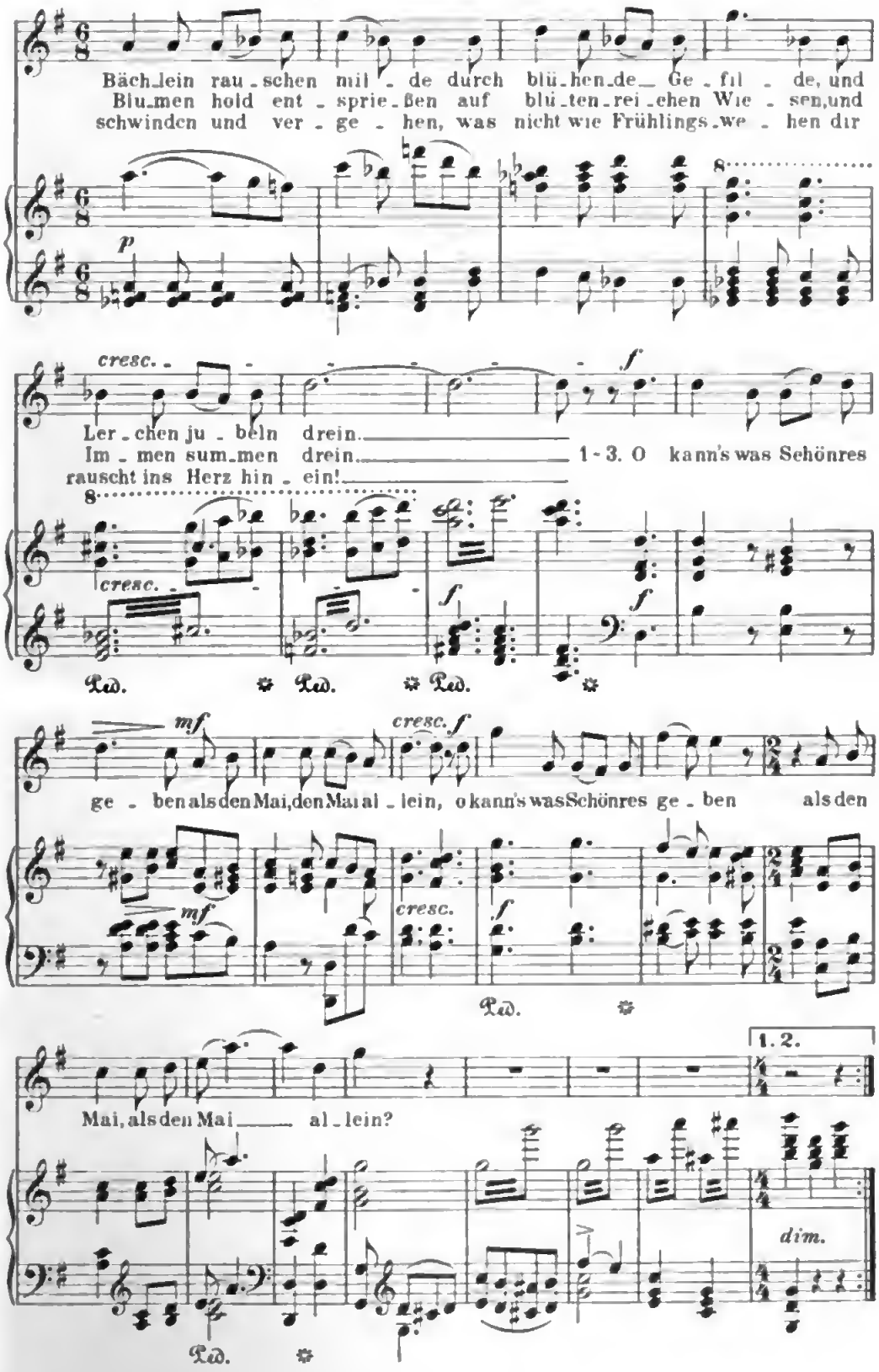
Mailied.

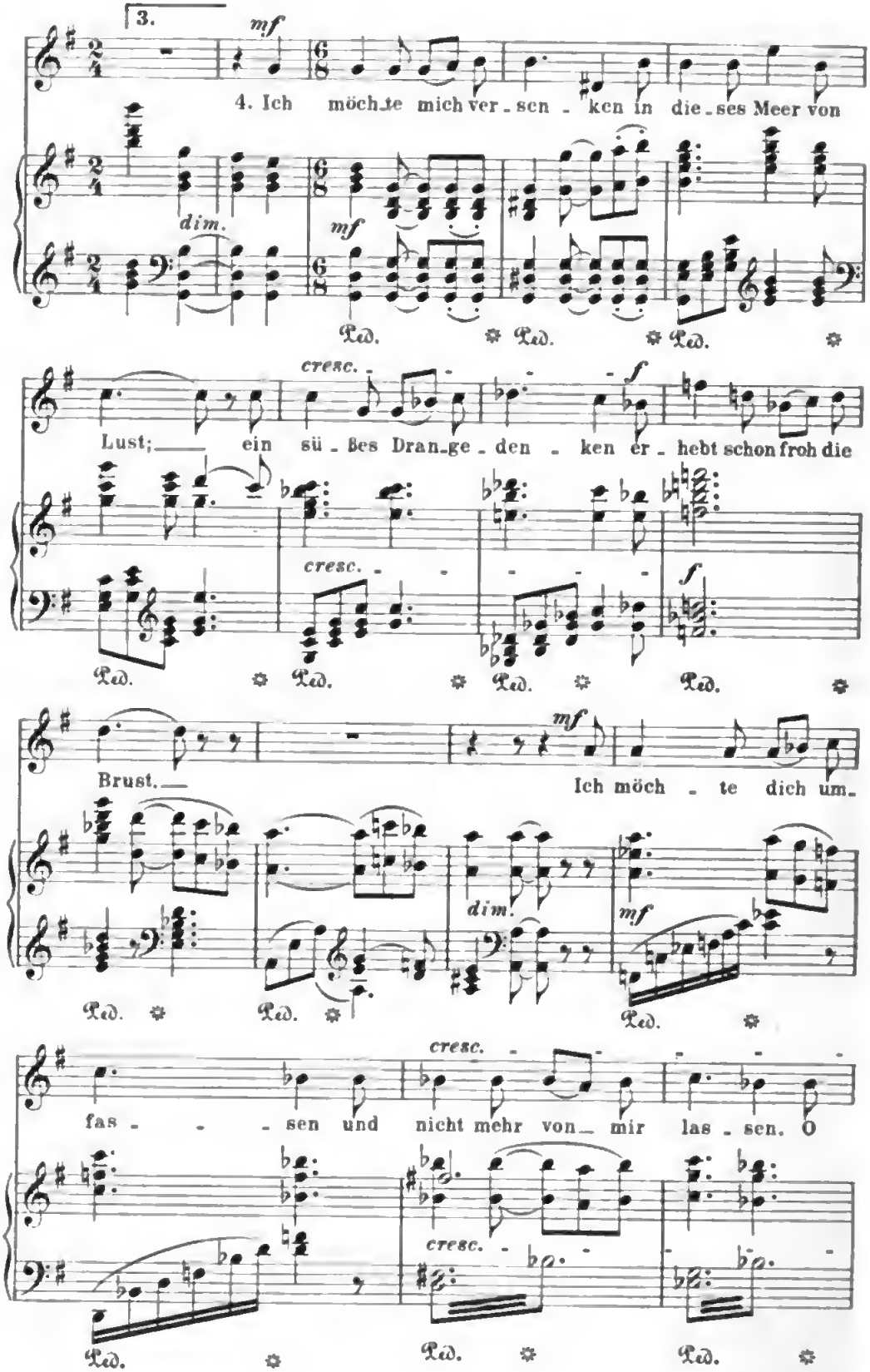
Ein Jugendgedicht Friedrich Nietzsches

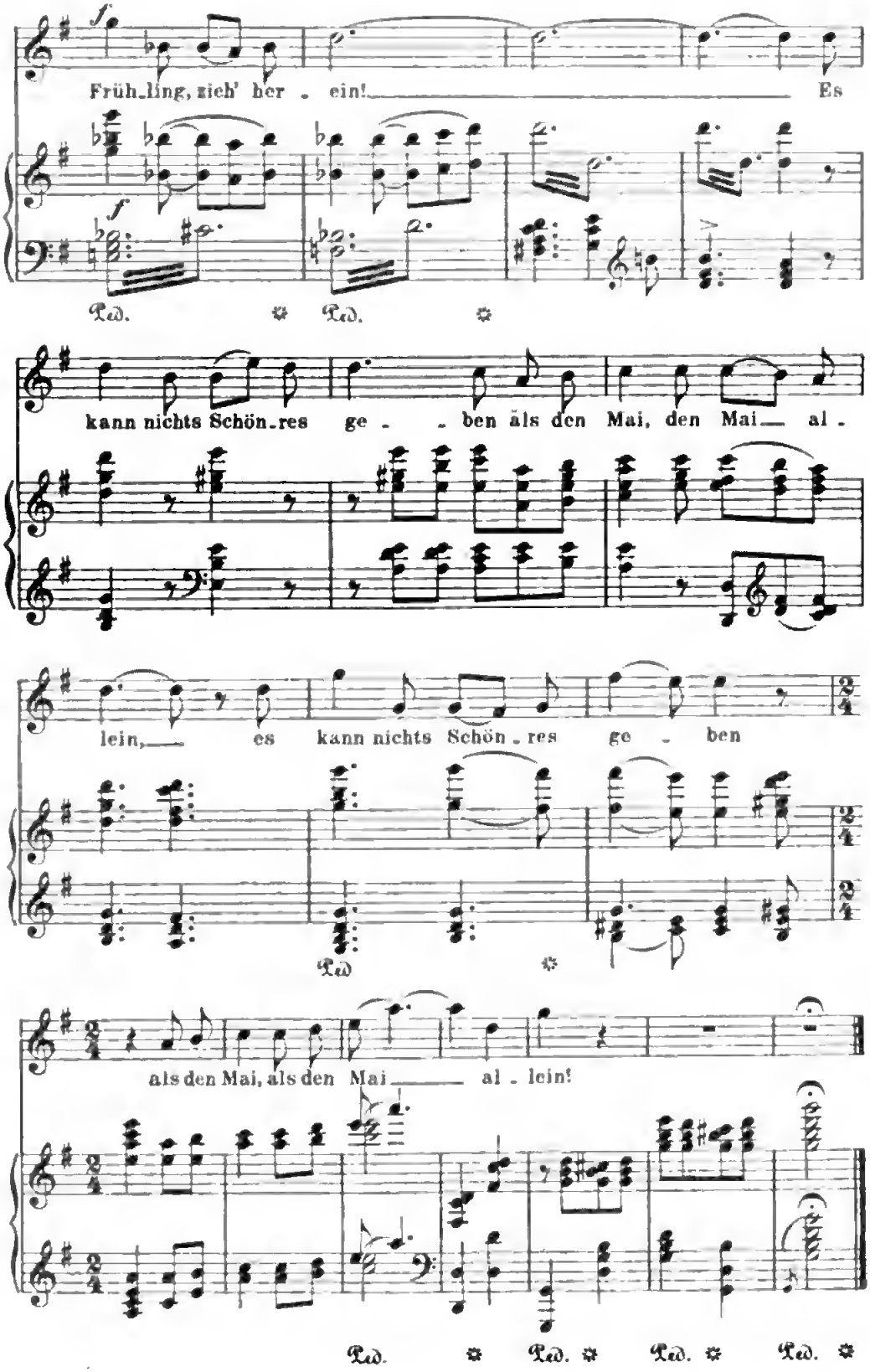
Reinhold Becker, Op. 138.

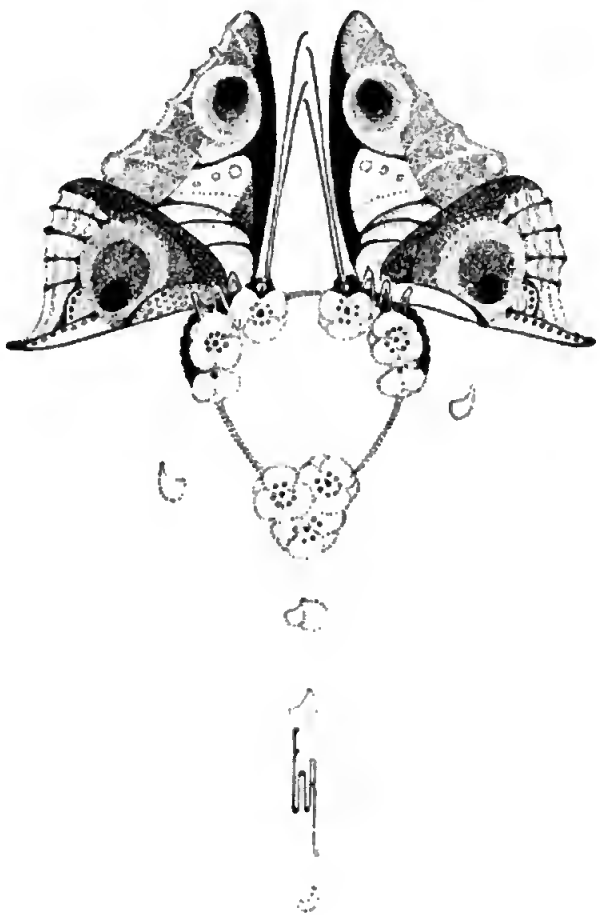
Innig bewegt. (Andantino.)




Bäch_lein rau_schen mit_de durch blü_hen_de_ Ge_fil_de, und
Blu_men hold ent_sprie_ßen auf blü_ten_rei_chen Wie_sen, und
schwinden und ver_ge_hen, was nicht wie Frühlings_we_hen dir
p
cresc.
f
Ler_chen ju_beln drein.
Im_men sum_men drein.
rauscht ins Herz hin_ein!
1-3. O kann's was Schönres
cresc.
f
f
Ped.
Ped.
Ped.
mf
cresc.
f
ge_ben als den Mai, den Mai al_lein, o kann's was Schönres ge_ben als den
mf
cresc.
f
Ped.
1.2.
Mai, als den Mai al_lein?
dim.
Ped.


3.
mf
4. Ich möch te mich ver sen ken in die ses Meer von
dim.
mf
Ped. Ped. Ped.
cresc.
f
Lust; ein sü ßes Dran ge den ken er hebt schon froh die
cresc.
f
Ped. Ped. Ped. Ped.
Brust.
mf
Ich möch te dich um
Ped. Ped. Ped.
dim.
mf
cresc.
fas sen und nicht mehr von mir las sen. O
cresc.
Ped. Ped. Ped.


Früh_ling, zieh' her _ ein! Es
kann nichts Schön_res ge _ _ ben als den Mai, den Mai_ al _
lein, es kann nichts Schön _ res ge _ ben
als den Mai, als den Mai _ al _ lein!



Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.
Lyrische Erlebnisse. Von Frida Schanz.

In aller Kunst und Schönheit ist Ewigkeit. — Unaufhörliches Weitergeben, Anregen und Angeregtwerden, Anwachsen und Anschwellen von Wellen, von Kräften — ein endloses Weitervererben. Immer wieder steckt einer beim andern seine Kerze an. Am großen, strahlenden Lichte entzünden sich tausend kleine, aber der Zufall kann es auch geben, daß am kleinen das große entflammt. Schönheit kennt ja nicht groß und klein, nur echt und unecht; und der Tautropfen im Gras, der im Widerschein der Sonne funkelt, ist so echt wie die Sonne, von der er den Glanz empfängt.

Es kann der bescheidenste Dichter großer Jünger Meister sein. Ob mein stilles Wirken auf ein echtes Können Einfluß gehabt hat, weiß ich nicht. Manche haben es mir gesagt, aber ich muß erst abwarten, wohin und wie hoch der Flug meiner jungen Nachfolger sich richtet.

Eins weiß ich: daß ich selbst stillen, machtvollen Anregern unendlich viel verdanke, daß ich mit ganzer Seele, mit heißem, inbrünstigem Genießen empfangen habe. Dankbar möchte ich diesen Gaben noch einmal nachgehn, möchte mir selbst und anderen sagen, welche lyrischen Klänge mein Herz am tiefsten, am dauerndsten bewegt, am mächtigsten bestürmt haben. Einzelne Klänge, einzelne Rhythmen sind es oft nur, die mir Genüsse wurden von unsäglicher, seliger Schönheit, eine tiefe, ureigene Gabe.

Von Kindheit an habe ich mit tiefen Erschütterungen lyrische Kunst empfunden, und manche Kopfnuß, die das zu Hause fein und mild behandelte Kind in seiner unmäßig strengen Schule empfing, mag auf Rechnung dieses leidenschaftlichen, mit viel Träumerei verbundenen Hanges zu schreiben sein.

Ich will nur das Persönliche meiner Neigungen herausgreifen. Daß die großen Lyriker, die in meiner Kinder- und Jugendzeit, einer sehr lyrischen Zeit, Gemeingut waren, auch mich mit ihrem goldenen Reichtum bannten, ist selbstverständlich. Aber Geibel, Heyse, Strachwitz, Freiligrath und leider auch Goethes Lied „An den Mond" lernte man zuerst durch die Schullesebücher kennen, und das ist immer ein Aussichtverbauen. Ich habe mir selbst als größeres Kind zwei Gedichte von Geibel aus seinen Bänden herausgehoben und mit einer Liebe geliebt, die förmlich schmerzte; das im Rhythmus so hoheitvolle:

„Nun gebt mir den Stab und den Mantel dazu,
Denn dahin ist die sonnige Zeit" — — —

Und das sommerheiße, dufterfüllte:

„Sinkend schwebt der Mond in Schleiern
Weißer Wolken durch die Luft" — — —

Diese Gedichte laut vor mich hinzusprechen, am liebsten beim Schaukeln auf der in einer leeren Dachstube unserer Wohnung angebrachten primitiven Zimmerschaukel war mir eine glühende Wonne. Ich habe mir die Lieblinge meiner Kindheit fast alle heimlich aus den Büchern meiner vergötterten Mutter gestohlen. Mit einer Art eifersüchtigen Gier war ich hinter ihren Gedichtschätzen her, aus denen sie selbst Begeisterung und Trost für ihr schweres Leben sog. Alfred Meißner war einer ihrer Lieblinge; sein kleiner Gedichtband lag so oft in ihrem großen Nähkorb, daß ich leicht Gelegenheit fand, mir das schönste seiner Lieder herauszulangen; ich würde es auch heute noch als das schönste wählen. Wie hat es mich damals, halb verstanden, durch seinen stürmischen Klang berauscht!

„Daß ich Dein auf ewig bliebe,
Tiefes, felsumschloßnes Tal,
Traurigschön, wie unsrer Liebe
Tiefe, hoffnungslose Qual!

Tannen schauern an den Wänden,
In der Schlucht der Bergstrom tost,
Winkt als wie mit weißen Händen:
Komm, o komm und trinke Trost!" — —

— — — — — — — — — — — — —

Auch Alfred Meißners Venezianische Strophen haben mir früh eine Märchenwelt heraufbeschworen. Wie ein phosphoreszierender, geheimnisvoller Zauber lag es für mich darüber. Es kann sein, daß das mit Kindheitseindrücken, sehr eigenen, tiefen, von der Stadt in den Lagunen zusammenhing.

„Es schlummert eine hehre
Seltsame Stadt im Meere,
Mit tausend bunten Zinnen
Im Meere, blau und still.
Schön wie ein Traum zu schauen,
Der bei des Morgens Grauen
In Luft und Duft zerrinnen,
In Nichts zerfließen will.

Der Weg zu ihren Toren,
Der ist im Meer verloren — —"

Lange Zeit habe ich mir jeden Abend vorm Schlafengehen den ganzen Gang dieser Liederreihe auswendig hergesagt, wieder, wieder, bis ich einschlief, eingewiegt von Klang und Glück.

Dann kam eine neue Leidenschaft.

Ich war auf der Rückreise von Venedig als 13jähriges Kind mit meiner jungen Mutter und meinem Vater, den ich damals zum letztenmal mit ihr zusammensah, in

Graz; und Robert Hamerling schenkte dem Kinde mit einer rührenden Widmung an den „Germanischen Blondkopf" sein Gedichtbuch „Sinnen und Minnen".

Das wildeste, erschütterndste Gedicht habe ich mir daraus zu eigen gemacht. Es war in freien Rhythmen gedichtet — für mich herrlich freien! Von selber fällt das zierliche Bändchen mit dem gepreßten Deckel und dem gelben Florband-Lesezeichen heute noch an dessen Stelle auseinander.

„Vor einer Genziane" heißt das Gedicht.

„Die schönste der Genzianen fand ich
Einsam erblüht tief unten in kühler Waldschlucht.
O, wie sie durchs Föhrengestrüpp
Heraufschimmerte mit den blauen, prächtigen Glocken.
Gewohnten Waldespfad
Komm' ich nun Tag um Tag
Gewandelt und steige hinab in die Schlucht
Und blicke der schönen Blume tief ins Aug'—"

Ich habe viel leidenschaftlichen Schmerz, viel Seelenbewegung um mich gesehen in dieser Zeit, habe mit meiner Mutter in frühreifem Ahnen und Verstehen heiß gelitten. Vielleicht kam mir dadurch für die schwermütigsten ihrer Liederlieblinge ein frühreifes Verstehen.

Unaussprechlich teuer war mir in der Zeit und ist mir bis heute eins der wehmütigsten Gedichte Lenaus, „Der gute Gesell".

Mit der Musikmappe schlenkernd, daß die Noten herausfielen, was nicht schade war, denn ich habe doch nicht spielen gelernt, bin ich in Dämmerung und Dunkel durch die großen Gartenanlagen im alten, lieben Dresden gestürmt, auf den einsamen Wegen halblaut vor mich her sprechend:

„Des Menschengeschlechts uralter Gefährte,
Der nie von seiner Seite gewichen
Seit dem Verluste des Paradieses,
Wo er mitleidig sich angeschlossen,
Der nie wird weichen von seiner Seite,
Solang' auf Erden ein Mensch noch atmet;
Der unbekannte, der namenlose
Wohltäter der armen, sterblichen Menschen,
Er sei gepriesen von meinem Liede,
Der alte, treue, gute Gesell.

— — — — — — — — — — —

Wer ist er denn, der gute Gesell?
Woher des Weges, wie heißt sein Name?
Wir spüren ihn alle, doch nennt ihn keiner.
Es ist die Hoffnung vielleicht sein Kind,
Es ist der Glaube vielleicht sein Bruder,
Und seine Mutter gewiß die Liebe.
Er ist ein heimlicher, namenloser
Wohltäter der armen, sterblichen Menschen!"

Wie habe ich diese Worte geliebt! Wie tief, tief liebe ich sie noch! — — —

⁂ ⁂ ⁂

Im Jahre 1876 starb Freiligrath. Meine Mutter dichtete damals eine Totenklage auf ihn, aus der ich jetzt nur die Stelle weiß:

„Das ist vorbei, vorbei! — Die Musen stehn
Am Sarge dessen, der ihr Liebling war.
Sie weinen still, und Trauerflöre wehn
Wie Nachtgewölk um ihr ambrosisch Haar."

Wie ein höheres Wesen erschien mir meine Mutter, daß sie so etwas sagen konnte. Ihr Gedicht „Der Sturm" war mir bisher der Grund gewesen, daß ich mich unter den anderen Kindern immer wie von einer Art Adel ausgezeichnet fühlte.

„Das ist der rechte Ton und Klang,
Wild kommt er durch die Luft gefahren
Mit Wehgeschrei und mit Jubelsang,
Zerzauste Blätter in den Haaren.
Vor ihm die Wolke, scheu und kraus,
Aufflatternd mit zerrauften Schwingen.
Ob Lenzgruß oder Herbstgebraus,
Den Sturmwind lieb' ich und sein Singen.

Was ist dem wilden Gott der Luft
Der Menschheit wimmelndes Getriebe?
Hinfegt er über Wieg' und Gruft
Und über Haß und über Liebe.
Hinschmettert er, was ankerlos,
Und bricht entzwei, was morsch und nichtig.
Die jungen Eichen peitscht er groß
Und stählt und reift, was stolz und tüchtig."

⁂ ⁂ ⁂

Es gibt Jugendlieben, die durchs ganze Leben nicht ihren Glanz verlieren. Ich habe kürzlich wieder die Probe auf Adalbert Stifter und Josef Viktor von Scheffel gemacht. Die haben alles gehalten, was sie mir Jungen versprachen, haben der Sechzehnjährigen nicht umsonst das Herz geblendet und verzaubert. An Stifters lyrischer Prosa hab' ich mich nicht sättigen können. In Scheffels „Ekkehart" war es das trutzige, starke, eishelle Normannenlied:

„Der Abend naht, und der Nordwind weht,
Reifkälte spinnt um die Tannen.
O Kreuz und Buch und Mönchsgebet,
Wir müssen alle von dannen,"

das mir das junge Gemüt erschütterte. Aus dem „Trompeter von Säkkingen" liebte ich das:

„Einsam gehe Deine Bahnen,
Stilles Herz, und unverzagt — —"

mehr als alle Liebeslieder.

Am wildesten ging mir immer alle Schönheit in Kopf und Herz herum, wenn ich über die alte schwere Elbbrücke jagte, die großen Stromwellen unter mir, die schwarzgrauen Taubenschwärme Dresdens mir zu Häupten. Für meine fleißige Mutter hatte ich drüben in der Neustadt unterm grünspanfarbenen Kupferdach der im Japanischen Palais befindlichen Bibliothek immer Bücher umzutauschen. Ihre Angst, daß ich nur keins verlöre, war immer hinter mir her. Mich wundert, daß nicht mehr Unheil geschah. —

Ich dichtete ja nun selbst. Gräßliche Sachen, und alle so, als wäre ich uralt. „Der Witwer", „Herbstlied" „Heimkehr", hießen meine ersten Taten.

Da mag das eine von ihnen stehen:

Herbstlied.

Wanderlust ist Sängerart.
Reif bedeckt die kahlen Reben.
In der Luft, zum Flug geschart,
Seh' ich Vogelzüge schweben.
Leit' Euch Gott auf weiter Fahrt!

Traurig tönt des Sturmes Lied.
Welkes Laub weht von den Buchen
Still ins Moos, verblaßt und müd'.
Mich auch treibt's den Weg zu suchen
Nach dem sonnenhellen Süd.

Wo das Leben rauscht und lärmt,
Will ich singen und vergessen.
Liebe hat mich nie umschwärmt.
Ach, ich hab' es nie besessen,
Was des Nordens Nacht erwärmt!

So singt man mit Sechzehn! — Jetzt mit nahe Fünfzig ist Jugend und Liebe an der Reihe.

Das gefühlvollste Machwerk meiner Jugendtage, „Der Witwer", wurde, meiner Mutter zuliebe, in einem der Prachtalbums „Deutsche Kunst in Bild und Lied" gedruckt. Es ist seltsam, wie sentimental ich dichtete, während ich doch stark und kräftig empfand!

Jene alten, goldstrotzenden Albums sind mir noch heute ein Schatz. Durch sie kam ich zu dem Idealgedicht meiner Jugendzeit, zu Ernst Ecksteins „Herbstabend".

Die drei ersten Strophen dieses dithyrambischen, hochausholenden Sanges, der heute noch mit stärkster, aus Erinnerung und Wohlklangszauber gewobener Macht auf mich wirkt — trotz einer gewissen Pose, die er ja wohl besitzt —, setze ich hierher:

„Alles zittert, denn die Sonne schied,
Und das Glück verschmerzt sich nur so schwer!
Traurig, wie ein hoffnungsloses Lied,
Klingt der Strom durchs feuchte Dunkel her.
Wie er wühlt und nagt!
Wie er stöhnt und klagt!
Ach, er findet Ruhe doch im Meer!

Wall', o walle nicht so wonnevoll,
Stolze Woge, dunkelblondes Haar!
Blaue Blume, die ich meiden soll,
Blüh' und leuchte nicht so wunderbar!
Ach vorbei, vorbei,
Und begraben sei,
Was das Höchste mir auf Erden war!

Schweigend, von der Dunkelheit bewacht,
Brüten rings die Nebel auf dem Tal,
Durch des Jammers tränenvolle Nacht
Schimmert kaum ein halbverlorner Strahl.
Ewig klar und rein
Wohnt das Licht allein
In der Dichtung hohem Göttersaal!"

— — — — — — — — — — — — — —

Ein noch stärkeres Erleben aber brachten mir diese Trägerschen Albums.

Ein Dichter, dem ich nie und nirgends sonst begegnet bin, ein seltsamer Fremdling des Gedankens und Ausdrucks, kam darin alljährlich zu Wort, von Jahr zu Jahr mit feierlicherer Spannung von mir erwartet, mit reiferem Genießen begrüßt: Otto Kayser, Posen. Jahrzehnte nach jenen Jugendeindrücken habe ich mit meinem Mann gemeinsam versucht, diesem reichen Talent nachzuspüren, vielleicht weitere Schätze zu heben. Aber die Spur brach ab; den Rufern kam keine Antwort; noch heute weiß ich nicht, ob außer jenen Gedichten in den Trägerschen Albums je noch eine Zeile von Otto Kayser erschienen ist. Jede Gelegenheit möchte ich aber ergreifen, um seine verschollenen Gedichte ans Licht zu ziehen. Die ersten, die mich mit mystischem Zauber umspannen, trugen die gemeinschaftliche Überschrift:

„Sybille. (1881.)

I.

Verlassen war ich; trüb und trüber
Wob es dädalisch über Plan und Bahn.
Da flogst Du heimlich vom Gebirg herüber
Mir an das Herz, Du träumerischer Schwan.

Das gab ein Jubeln, traun, in beiden Herzen,
Allwo so klostertrist es sonst bestellt,
Als sei von hundert frohen Weihnachtskerzen
Taghell beglänzt die fremde Menschenwelt.

Nun bist Du fort! Dein letztes Tücherfächeln
Schwermütig hielt's den Abend eingesonnt.
Noch trägt die Nacht Dein zärtlich-stilles Lächeln,
Und ist wie Du, weich atmend, goldenblond.

Selbst mein Gerümpel, meine Mönchskemnaten,
Sind freundlicher, seit daß sie Dich gesehn.
Die finstern Schelme — sollten sie erraten,
Daß sie fortan in Deinen Träumen stehn?

II.

Der Sommer geht, — die goldnen Tage rinnen
Langsam vorbei, das Laub wird feuerrot,
Aglei wie Martagon sind lange tot,
Die klugen Vögel auch sind längst von hinnen.
Nur wir im öden Haus tiefmitternächtlich spinnen
Das mächtige Geweb der Tagesnot
Mühselig fort; zerschellt ist unser Boot;
Wir werden Ophirs Küste nie gewinnen.

O käm' das herbe Trauerspiel zur Ruh!
Verschwänden Leuchter, Pöbel, Tracht, Kulissen,
Und lägen wir in einer Totentruh'!
Da tät ein Engelpaar uns stille Kissen
Unter die Häupter, deckte tief uns zu
Mit seiner Flügel ewigen Finsternissen.

In späteren Jahrgängen folgten dann die seltsamen Gedichte: Rocheaymon, eine Piratenballade voll kühner, rücksichtsloser Gewalt und erschauernder Unheimlichkeit; sodann: An ein Kind, das mir einst wild am Herzen riß.

„Niemals vergeß' ich's, wie die Trauerkerzen
An Deinem Sarg ihr feierliches Licht

Verbreiteten. Dein bleiches Angesicht
Trug noch die Spur von überstandnen
Schmerzen.

— — — — — — — — — — — — — —

O welche Nacht! Durch alle Lindenwipfel
In unsrem Garten fuhr der Frühlingswind,
Und irre Wolken trieben pfeilgeschwind
Am Mond vorüber, — fahle Bahrtuchzipfel.
Dann in der Morgenfrühe des Pastors
Eiskalter Segen, schrille Grabgesänge
Des schlecht gefütterten Kurrendechors
Und vor dem Haus der Bettler Festgedränge.

— — — — — — — — — — — — — —

Dies tote Kind; — vielleicht sogar im Himmel
Daß es gesenkten Köpfchens einsam steht
Und mit verscheuchten Augen im Gewimmel
Der Seligen vergebens Liebe sieht.
Mein armer Pilgrim, dessen dunkles Leben
Dornen gewesen und Dämonenspott,
Wird Dich denn wohl auf seinen Schoß erheben
Trotz Deiner Niedrigkeit der liebe Gott?"

⁂ ⁂ ⁂

Den stärksten Eindruck machte meiner Phantasie die Ballade

Twardowski.

„Seit sie des Königs junges Weib begruben,
Verhangen stehn im Schloß die goldnen
Stuben.
Kein Laut in Höfen, Sälen, Korridoren.
Verödung kauert vor den Marmortoren,
Und wie vergessen nistet am Altane
Ein schwarzer Schwan, die düstre Trauerfahne.
Umnachtet liegt von Seelenkümmernissen
Der König auf des Weibes Sterbelager
Und gräbt verzweifelt, tränenlos und hager
Das bleiche Antlitz in die leeren Kissen." —

— — — — — — — — — — — — — —

(Nun die Beschwörung der Toten durch den Nekromanten Wojciep Twardowski, ein seltsames Meisterstück magisch-poetischer Feierlichkeit in herrlicher Form.)

Und dann:

„Da wöllt ein altarfeierlich Arom
Hochauf, gerinnt allmählich zum Phantom,
Und aus dem Nebel taucht es schlank und still
Empor, — — o Himmel, — Barba Radziwill!
Ihr Lilienhaupt ist müd' herabgesenkt,
Wie Abendtau auf ihrem Scheitel hängt
Das Diadem. — — — Ein irres Himmelswähnen
Ergriff den König. Aber langsam traf
Ein Augenaufschlag aus dem letzten Schlaf,
Ein stummer Blick ihn voll verhaltner
Tränen, —
Daß er mit dumpfem Stöhnen auf die Fliesen
Ohnmächtig sinkt. — Noch einmal züngeln, schießen
Herauf die Flammen, finstrer Rauch umkrallt
Die schwindende, holdselige Gestalt.
Und wo sie war, liegt auf dem Marmelsteine
Ein Totenkranz und glänzt im Mondenscheine! —

Ein Sonettenzyklus: „Cypern" — ein phantastisch-prächtiges Gedicht „Heimfahrt" und eine Anzahl kleinerer Gedichte erschien dann noch von diesem Otto Kayser. — Ich habe sie alle im Herzen und Gedächtnis. Obgleich ich in viel edler Poesie geschwelgt habe seit jener Zeit, kommen sie mir nicht veraltet vor. Starke, schöne, kühne Sachen waren meiner Jugend dichterische Heiligtümer; daß ich selbst so sentimental dichtete, kann ich jetzt kaum begreifen.

Als wir, mein Mann und ich, uns liebten und unsre innern Schätze austauschten, — ein Dichter mit dem andern, Poesie des Lebens und der Worte hatte uns zusammengeführt, — da schlug ich ihm auch alle jene Schönheiten auf. —

Und er gab mir sein Lieblingsbuch! —
Einen alten alten Band! —

Am Tage unsrer Verlobung las er mir, meine junge Hand vor Begeisterung leidenschaftlich drückend, daraus mit seiner melodischen Stimme vor. Und noch oft! — Und immer war's derselbe leidenschaftliche Genuß, derselbe fremdartige, atemversetzende Zauber. Der jetzt gänzlich vergessene Versroman „Janko" des alten österreichischen Dichters Karl Beck war dieses unser heimliches Brevier. Unsagbare Wehmut ist für mich über den abgegriffenen vergilbten Band gebreitet. Ich zog ihn heute nach langer Zeit aus einem festverschlossenen Fach eines verwaisten Schreibtisches scheu ans Tageslicht.

„Es lugen in die Runde
Die schneeig weißen Hunde,
Tief knurrend, wenn ein Fohlen
Die Heide wild zerstampft.
Sie lagern bei den Pferden,
Die Hirten, auf der Erden,
Sie starren in die Kohlen,
Ihr rotes Pfeifchen dampft.

Ihr bestes Halsgeschmeide
Ein schwarzer Flor von Seide;
Das Fähnlein junger Minne:
Ein Röslein schmückt den Hut; —
Den Hut mit breitem Rande,
Ihr Schirm beim Sonnenbrande,
Dem Regen eine Rinne,
Ihr Becher an der Flut." — — —

Als Roman betrachtet, verläuft die Dichtung Karl Becks im Sande. Aber seine Strophen sind ein Wein voll zauberischer Würze und Süße; der geht ins Blut. Ich wollte, ich könnte dem vergessenen Buch, aus dem ein Stück meines Lebens mir entgegenweht, zu einer Auferstehung verhelfen!

Unsre Ehe, — das war ja nun ein Weitererleben von immer neuer und neuer Poesie! Mein Mann war Redakteur, damals des „Salon" und des „Neuen Blattes"; und ich wurde seine Gehilfin. Seine Seele war sehr begeistert für alles Schöne, seine Augen leuchteten bei jedem neuen Fund. Wie oft waren wir zusammen ganz aus dem Häuschen in unseren äußerlich so schlicht verlaufenden ersten Leipziger Ehejahren. Da kam „Das Buch der Zeit" des jungen Arno Holz zur Rezension in unser Haus. Sein

„Phantasus“ mit seinem unerhörten Schwung riß uns fort. Diese rhytmischen Refrains:

„Ich bin ein Adler und ich fliege,
Die Ewigkeit ist mein Gewand,
Das Herz der Welt ist meine Wiege,
Die Menschheit ist mein Vaterland!“

— — — — — — — — — — — — —

„Kein Erdenweib, vor dem ich kniete,
Nein, schöner ist mein Herz entbrannt,
Mich liebt die Göttin Aphrodite,
Die Königin von Griechenland“

versetzten uns in einen Tumult der Begeisterung. Die „Tagebuchblätter“, das „Samstagsidyll“ haben wir sehr geliebt. Über die Abwendung dieses großen Lyrikers von der schönen Form und dem schönen reichen Glanz und feinen Reim zur nüchternsten, ja grotesken Kahlheit der Versstrophe haben wir später sehr getrauert.

Ob es wohl ein Poetennest in Leipzig damals gab, in dem so in Lyrik geschwelgt wurde, wie in unserem? — Einem richtigen Nest, drei Stock hoch, über den Akazien eines alten Reudnitzer Gartens, deren Duftblüten uns im Frühling bis auf die Schreibtische wehten! —

Den ganzen hohen lyrischen Adel der Mitte des vorigen Jahrhunderts haben wir zusammen genossen (mein Mann war ein vorzüglicher Vorleser): Eichendorff, Strachwitz, Geibel, Leuthold, Paul Heyse, Anette von Droste-Hülshoff, den von uns sehr geliebten Lingg und den von meinem Mann vergötterten glänzenden Freiligrath; — Mörike, lange ehe er zum zweiten Male Mode ward, der edle Schoenaich-Carolath, Karl Stieler, Konrad Ferdinand Meyer, von dem die „Lenzfahrt“ mit dem aufrauschenden Anfang:

„Am Himmel wächst der Sonne Glut,
Aufquillt der See, das Eis zersprang.
Das erste Segel teilt die Flut,
Mir schwillt das Herz wie Segeldrang“

mir über alle anderen ging und geht.

Hans Hopfen liebten wir sehr. Und Arthur Fitger, dessen herber Pessimismus einst schon das junge Mädchen sehr berauscht hatte. Aus den dem „Fahrenden Volk“ folgenden Band „Winternächte“ ward mir nun das edle abgeklärte Gedicht „Der Ölbaum“ das bleibende Kennzeichen dieses Dichters:

„Dein Mark ist krank, dein Stamm zerspellt,
Die weiten, tiefen Wunden gähnen;
Kaum noch mit morschen Wurzelfrähnen
Dein Fuß den Fels umklammert hält.
Und jeder Windeshauch bedroht
Verhöhnend dich mit Sturz und Tod.
Du aber harrst geduldig aus,
Trotz Wunden und trotz Windesbraus,
Die zarte Krone neiget fast
Sich unter ihrer Segenslast,
An allen Zweigen hängt's von schweren,
Scheinlosen, balsamreichen Beeren,
Und aus des Laubes Silberglanz
Webt sich des Friedens holder Kranz.
O heil'ger Ölbaum, rausche du
Mein wund zerrißnes Herz in Ruh,
O lehre mich noch Liebe spenden,
Wenn schon der Tod mein Mark zerwühlt,
Und laß die Krone sich vollenden,
Die friedlich mir die Schläfe kühlt!

⁂ ⁂ ⁂

Eine kleine Dichtergemeinde, Adolf Brieger, G. E. Barthel, Kurt von Rohrscheidt, befand sich damals in Halle. Auch ihr standen wir nahe. Adolf Brieger, eine Gestalt von räuberhafter, martialischer Männerschönheit, brachte uns fast jedes neue Gedicht herüber und las es uns — — unter Tränen vor. „Zwiesprach mit einem Toten“ war eins seiner besten Gedichte — eins von klassischer Schönheit, das wohl weiter zu leben verdient.

In einem besonders warmen Herzenswinkel wohnten bei uns die Tiroler Dichter. Der feinsinnige Verlegersonderling Liebeskind hatte damals Gilm und eine Gilm-Biographie von Arnold von der Passer herausgegeben und uns in furchtbarstem Sächsisch um ein Besprechung gebeten. — 1888. — Gilm! — — Das rauschte wie wildfrohe Gletschergewässer über uns hin; der Knall der Stutzen scholl von Berg zu Berg; unsere Tage standen im Zeichen der Alpenrosen. — Die Spinnerin am Lenobache, der Pragser See, die Sophienlieder, die großen stolzen Sonette von Roveredo wurden uns eine ganze Welt. — Die Witwe Gilms kam uns sehr nahe. Und durch das Interesse an Gilm die anderen Tiroler, Anton von Schullern, der ergreifende Hans von Vintler. Damals habe ich dessen liebliches Gedicht „Die Trauernde“ so lieb gehabt und habe nicht gewußt, wie tief sich das einem eingraben kann!

„Sag', Mutter, sangen die Vögel heut nicht,
Oder hört ich's nicht?
Ich weiß nicht, sind die Blumen erloschen
Oder mein Augenlicht?
Mir ist, ich habe kein Blümlein gesehn
Im Garten und nirgend keins —
Ist alles verblichen und verdorben?
Ich weiß es nicht, ach, ich weiß nur eins:
Mein Liebster ist gestorben.“

— — — — — — — — — — — — —

Mit Vintlers Liebesgruß „An Meran“ im Herzen sind wir selbst durch Meran gewandert:

„Wo immer ich wandre, wo ich hause,
Geliebter Heimatgau, denk' ich dein!
Im Traum oft hör' ich das Lenzgebrause
Der Etsch und der Passer,
Und rings von den Hügeln duftet der Wein,
Umflutet von goldigem Morgenschein — —“

Die großartige Isolde Kurz lernten wir dann auf unsrer frohen Italienreise in Florenz kennen. Das war ein heißer Wunsch

von mir gewesen, — denn zum Schönsten, was wir wußten, gehörte auch von ihr ein Liederstrauß, ein schwerernster, dunkelsüßer, das Schwergewicht ihres damals erschienenen Gedichtbandes, der Zyklus an einen teuren Toten „Asphodelos". Die hohe blonde Erscheinung im tief unter Efeu versteckten Haus auf dem Wege nach Fiesole könnte ich nach fast 20 Jahren noch malen, Zug für Zug.

Dann kam in unsere lyrischen Andachten hinein ein seltsames Gerassel.

Detlev von Liliencron hatte seinen herrlichen ersten Band herausgegeben mit dem wunderbaren:

„Ach, daß du lebtest",

das Hermann Heiberg auf dem Schriftstellertag in Eisenach mit unvergeßlichem Ton bei der Tafel sprach, mit dem vornehmen:

„Setz' in des Wagen Finsternis
Getrost den Seidenschuh" — —

mit all dem Würzhauch von Feld und Bruch, mit all den kräftigen, neuen, ritterlichen Tönen, dem Adel, dem blanken, frischen Licht. —

Aber hinter ihm drein zog eine Bande mit einem Gelärm wie Janitscharenmusik. Die schlugen alles ein; alles Frühere war Krempel; alles Gewesene war Buttermilch. — Wohin sind sie gestoben, sie, über deren Gelärm wir uns damals so aufregten? Ich brauche keine Namen zu nennen. Sie existieren doch nicht mehr.

Unter den Echten der Werdenden von damals ist Liliencron immer größer geworden, Gustav Falke, der feine, stille, zu großer Anerkennung gelangt und Otto Ernst geblieben.

Dessen wunderschönes Gedicht:

„Um einen Trunk bat mich zur Nacht mein Kind,
Mein kleiner Kamerad in Lust und Schmerzen,
Sein Stimmchen bettelte so weich und lind,
Und reiche Liebe strömte mir vom Herzen"

ist eins meiner lieben Heiligtümer.

Mein Mann stand mit Falke und Liliencron in redaktionellen Beziehungen. Schon längst war die Redaktion des Daheim und von Velhagen & Klasings Monatsheften unser Daheim geworden, Berlin unser Wohnort. Mein Mann war der Verwalter der Poesie für beide Blätter. Welle auf Welle von Schönheit schlug in unser Haus.

Ich denke der Zeit, wo es von der lebenden Frische oder besonderen Lebens- und Liebesnote der ersten Otto Julius Bierbaumschen Gedichte um uns erklang. Der Inhalt des lieben Bändchens „Nehmt Frouwe diesen Kranz" ist mir untrennbar von der teuren Stimme dessen, der mir und unseren Freunden die blütenschönen Dinger zuerst vorgelesen hat:

„Trinke Wein, mein Kind, und freue dich,
Lenzlustig ist die Welt —"

— — — — — — — — — — — — —

„Den Maien führ' ich an der Hand,
Den Degen an der Seiten —"

den zauberweichen „Traum der Dämmerung", — die mystischen, visionären Klänge: „Aus dem Rosenstocke vom Grabe des Christ".

Ich höre noch das „Goldene Hochzeitsgespräch" nachtönen:

Er:

Was hat mir Frieden gebracht,
Mein Leben eingehürdet?
Was hat mich froh gemacht,
Mein Herz unrastentbürdet?
Was hat meinen Herbst, meinen harten Herbst
Zu hellem Lenz gelichtet?
Was hat meines Lebens keuchenden Kampf
Zum leisen Lied gedichtet?
Das hat dein hold, reich Herz getan
Und deine süßen Augen, die
Mein Leben übersonnten, —
Sieh, sieh mich mit den Augen an,
Die solche Wunder konnten! —

Sie:

Was hat mich stolz gemacht,
Meinem Leben Stand gegeben,
Daß ich bei Tag und Nacht
Für dich, dich durfte leben —".

Dann denke ich eines blonden kinderjungen Jünglings, fast eines Knaben, der uns seine ersten Gedichte brachte und mit silberheller Stimme sprach:

„Selig sind die reines Herzens sind!
Ihren Blick verzehrt nicht Nacht noch Ferne.
Wunschlos gehn sie, wunschlos wie die Sterne
Mit den Augen, die wie Märchen sind —"

* * *

„Weil ich jung bin, weil es Frühling ist,
Weil die Welt in lauter Sonne blüht.
Und weil du in meinen Armen bist
Und dein Herz an meinem Herzen glüht."

Das ganze frische Wachsen und Werden dieses jetzt längst zum Manne Gereiften, Karl Vanselow, haben wir geschaut; mit Liebe, wie man Schneeglöckchen wachsen sieht, haben wir es gehegt.

Mit stärkstem Interesse haben wir dann die dichterischen Erstlinge Marx Möllers, eines jüngeren Landsmanns meines Mannes, eines seiner geliebtesten Schützlinge, empfangen dürfen. Marx Möller war viel bei uns; als er noch unbekannt war und Boden suchte, brachte er uns jedes seiner Gedichte noch warm von der Schmiede und las es uns vor. Seine holde „Frühlingssonate" entstand, von meinem Mann angeregt, seine großen Meisterschläge, die Christuslegenden, Balladen und das erste Versdrama „Totentanz" sahen wir ihn führen.

Ein Erlebnis, das uns tief ergriff, war das Bekanntwerden mit den ersten großartigen leidenschaftlichen Gedichten und der blutjungen, eigenartig holden Persönlichkeit von Agnes Miegel.

Das Aufwachsensehen der Jungen um uns nun schon Ältere, das in unserem Beruf begründete Gönnen, Geben, Hegen und Ernten des Schönen derer, die nach uns kamen, brachte ein eigenes Glück.

Das tiefste innere Ereignis war für meinen Mann wohl das Auffinden der Poesie und damit zugleich des Menschenschicksals von Julius Havemann. Wärmer ist er für keinen ins Zeug gegangen als für diesen eigenartigen, eigensinnig vornehmen Poeten, für den es so schwer ward, den gemeinen Weg äußeren Erfolges, der Umsetzung zartesten Schaffens in derbes Lebens- und Glücksgold zu finden. Von einer höheren Warte gesehen, ist er vielleicht der eigentlichste, wahrhafte Dichter, den wir je kennen gelernt haben, wenn er auch nie bekannt wird. Georg Busse-Palma, der geniale Zigeuner, war auch ein Liebling und Sorgenkind meines Mannes. Anna Ritter hat bei ihrem nixenartigen, ergreifend schönen Auftauchen in der literarischen Welt an unseres Hauses Tisch ihre edelsten, goethisch angehauchten Gedichte gesprochen.

„Welch geheimnisvolle Mächte
Werfen ihren lichten Schein
In das Dunkel dieser Mächte
Mir bedeutungsvoll hinein?
In der Stille welch ein Leben,
Welch ein Glanz im engen Raum, —
Grüßende Gestalten schweben
Feierlich durch meinen Raum,"

und:

„An die Schönheit.

Von der Götter festlich frohem Mahle
Trugst du die zum Rand gefüllte Schale,
Schönheit, in die arme Welt hinaus,
Gossest lächelnd auf den dunklen Wegen
In der Flur und in den Waldgehegen
Die geraubten Göttertropfen aus."

Lulu von Strauß und Torney kam mit den Erstlingen ihres großen Talentes in die Redaktion und in unser Haus, Dora Stieler, das hochbegabte Dichterkind, ließ mich das Manuskript ihres ersten Gedichtbandes in ihrem Dichterstübchen in Tegernsee prüfen und sichten, Maidi Koch und Anna Klie haben mir ihre schönen Gedichte ans Herz gelegt.

Und viele, viele andere kamen, die da groß geworden sind, Will Vesper, dann Hermann Hesse. — Wie hat mein Mann dessen venezianische Gondelgespräche geliebt! Wie viele Freunde hat er ihnen geworben!

Ein eigener Zufall brachte, daß so wie das erste auch das letzte Meistergedicht von Ernst Eckstein tief und erschütternd bei uns einschlug.

Der schon schwer kranke Dichter sandte es meinem Mann im Oktober 1900 für die Redaktion.

„Silberpappeln der Persephone,
Ach wie rauscht ihr bang in meine Träume!
Hades, deine lichtlos öden Räume
Schrecken tief mit Kummer mich und Weh.

Was die Jugend hoffnungsfroh genoß,
Schwebt als Schatten zitternd mir vorüber.
Auf mein Leben streut nun trüb und trüber
Grabesblüten der Asphodelos.

Göttin, komm, erbarm' dich meiner Not!
Führe fromm das Trauerspiel zum Schlusse.
Beug' dich sanft im letzten linden Kusse
Und befrei' mich liebevoll im Tod."

In unserem Haus, in unseren Herzen schlug es tief Wurzel; es ist eins unsrer großen teuren Güter geworden. Eckstein hat sich über unsere Liebe zu ihm noch sehr gefreut.

Wie überdauert so etwas Echtes, Naturstarkes doch das Gewollte und Flüchtige!

Wie sind z. B. die Eindrücke von Stephan George, an den wir uns damals heranzuzwingen bemühten, weil seine Gedichte doch manchmal so schienen, als seien sie schön, dagegen verblaßt!

* * *

Als ich im Februar 1905 allein und gebrochen aus Italien wiederkehrte, schenkten mir Velhagen und Klasing und meine Kollegen Th. H. Pantenius, Hanns von Zobeltitz und Paul Oskar Höcker ein Witwenlehn, schön und edel wie für eine Königin. Zu meiner früheren Redaktionsarbeit — Spezialarbeiten der Frau für den weiblichen Teil der Lesergemeinde — erhielt ich meines Mannes Amt: in Gemeinschaft mit meinen Kollegen die Verwaltung der Poesie für das Daheim und diese Hefte.

Zum Schönsten, was ich in dieser stillen Zeit neu entdeckt habe, was ich meinem fernen, fernen Kameraden gern zeigen möchte, gehören die Entdeckungen der jungen Talente Adolf Holst — der seine eigene frische Note nur ja nicht zur Manier treiben möge! — und Friedrich Otto. —

„Das Dach wird kühl; die Tramontana weht,
Steineulen rufen durch die Nacht Signale,
Die kalten Sterne leuchten überm Tale,
Es rauscht der Zug, der nach Messina geht,"

lautet eine von dessen Strophen; — ist das nicht in vier Zeilen das ganze Sizilien und die ganze Poesie? — Als letztes Finden und Erleben Melanie Ebhardt, aus der etwas sehr Großes und Starkes werden kann, und der plattdeutschen Dichterin Auguste Schwanbeck.

Auf viele andere hab ich meine Augen gerichtet. Herrlich war mein Leben, ein reicher goldführender Paktolos! — Wie schön *ist* es noch! —

Mandus Frixens erste Reise.

Eine Hamburger Schiffergeschichte von Ewald Gerhard Seeliger.

(Schluß.)

Jonni kam vorläufig nicht zum Vorschein. Wind und Strömung blieben günstig, so konnte er sich wieder dem Genever widmen.

An der Back wollte sich der alte, unbefangene Ton nicht sogleich wieder einfinden. Noch zu oft streiften die Blicke unabsichtlich die leere Koje. Man rückte näher zusammen, besonders des Abends, wenn die Tagesarbeit getan war.

Merkwürdige und absonderliche Geschichten kramten sie dann aus, und Smutje vergaß oftmals, seine Prinzenkrone und den Bettelsack aus dem Schürzenlatz zu ziehen.

Nach zehn gleichförmigen Tagen erreichte der ‚Albatros' Valparaiso. Diesmal hing Jonni die angebrochene Geneverflasche nicht an den Haken, sondern verstaute sie gut verkorkt im verschließbaren Spind. Dann ließ er sich mit einem dicken Buch unterm Arm an Land pulen. Andres Ochwatt und Cornelius von Holten begleiteten ihn. Die andern waren auch reisefertig. Detlef Bodderbrot hatte wieder das knallrotseidene Halstuch umgebunden.

„Ja!" sagte Tetje und kratzte sich hinterm Ohr. „Einer muß an Bord bleiben. Greggers kann die Wache nicht mehr übernehmen."

„Ich nicht!" schrie Kuno. „Ich bin in Amsterdam ein einziges Mal an Kant gekommen."

„Der Junge!" meinte Detlef Bodderbrot und zeigte auf Mandus.

„Der ist zu schwach!" erwiderte Tetje. „Bist Du nicht an der Reihe?"

Detlef warf Mütze und knallrotseidenes Halstuch in die Koje und legte sich dazu. Die andern machten das Boot klar. Drüben winkte die weiße Stadt mit den niedrigen, flachen Häusern.

Für Mandus war jetzt keine Not mehr, an Bord zu bleiben. Denn so groß in Hamburg seine Sehnsucht nach dem Wasser gewesen war, jetzt hatte er eine ebenso große nach dem Lande.

Aber keiner wollte ihn mitnehmen.

„Bleib Du man da!" rief Tetje. „Heut ist das nichts für Dich!"

Mandus machte ein Gesicht, wie Jonni bei Windstille.

Wenn er wenigstens gewußt hätte, warum sie ihn nicht mithaben wollten!

„Boot ahoi!" schrie da einer von Lee.

Alle liefen herzu. Da stand einer im Boote und wollte an Deck.

„Was willst Du?"

„Guten Morgen, Jungs!" rief der freundlich herauf. „Laßt mich man erst an Bord."

Der Mann sprach deutsch und machte kein besonders bösartiges Gesicht; also wurde er heraufgelassen.

„Na, gute Reise gehabt? Freilich, wo solche feste Leute an Bord sind, da muß es schon allright gehen. Ihr wollt wohl an Land? Ich hab' Geld mitgebracht. Wollt Ihr welches? Ganz umsonst! Nur aus angeborener Gefälligkeit."

„Wir brauchen keins!" sagte Tetje stolz und drehte ihm den Rücken.

„Aber warum gleich so glupsch, wenn ein Landsmann kommt? Trinken wir erst mal einen Schluck!" Damit zog er aus seinem Rockschoß eine Flasche Brandy.

„Es kostet nichts! Prost!"

Dann wanderte die Flasche im Kreise herum, auch Tetje ließ sich erweichen.

„Na, wie ist es mit Money?" fragte der Mann hurtig, als Tetje die Flasche ansetzte.

„Wir haben Vorschuß gekriegt," sagte Jan.

„Geh man wieder nach Haus!" riet Tetje, der unterdessen der Flasche auf den Grund gekommen war. „Hier kommst Du an die Unrechten! Nimm Deine Flasche und seil' ab."

Aber so leicht ließ sich der Besitzer der leeren Flasche nicht abschrecken. Er hatte sich an Jakob Segger gehängt, der in

Published May 1, 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by Velhagen & Klasing.

Mondaufgang. Gemälde von Prof. Peter Paul Müller.

seinem Arbeitszeug an Land gehen mußte, weil Menno Pickenpack seinen guten Anzug hatte mitgehen heißen.

Mit allen Mitteln einer unversiegbaren Sprachbegabung suchte ihn der freundliche Mann zu überzeugen, daß er unbedingt einen neuen Anzug haben müsse, der bei ihm in hervorragender Qualität und äußerst billig zu erwerben sei. Auch pries er Hüte, Stiefel und weiße Wäsche an.

Sie stiegen ins Boot und stießen ab. Der Mann blieb hart Backbord und redete fortwährend auf sie ein. Auch als Hugo Pingel mit seinem Remen ins Wasser platschte, daß der gute Mann über und über triefte, ließ er nicht ab.

Tetje holte die Piep heraus. Sofort schoß der Mann dicht heran.

„Etwas Feuer gefällig?"

„Gib man her."

Mit einem Sprung war der Mann bei ihnen.

„Vielleicht auch Zigarren? Echte Habanna!"

„Hast Du Priem?" fragte Tetje.

„Gewiß. Alles vom besten. Swatten Krusen gefällig?" Der Mann holte aus seinen tiefen Taschen mehrere Pakete.

„Stopp! Hugo! Noch mal zurück!" kommandierte Tetje.

Hugo Pingel paddelte rückwärts, und Kuno fing das Fallreep ein.

„Was kostet das?" fragte Tetje, nachdem er eins der Pakete ausgewählt hatte.

Der Mann wand sich, als hätte er innere Schmerzen. „Das hat ja keine Eile. Ihr lauft mir nicht fort!"

Tetje packte ihn am Arm: „Was kostet das?! Oder du fliegst über Bord!"

„Aber, aber wozu denn die Aufregung! Es hat ja wirklich Zeit, wenn wir an Land sind."

„Junge, ich sag' Dir!?" Tetje schob ihm die Faust unter die Nase.

„Fünf Mark!"

„Fünf Groschen? Gut!"

„Fünf Mark! Fünf Mark!" schrie ihm der andere ins Ohr.

„Ich hör' ganz gut, fünf Groschen."

„Na, weil Sie's sind!"

„Auch gut! Also vier Groschen. In Hamburg ist das auch nicht billiger." Vier Groschen holte er dabei aus der Tasche. Der nahm sie, in der Hoffnung, doch noch auf seine Rechnung zu kommen. Wenn er nur im Boote bleiben konnte.

Das Päckchen flog Mandus vor die Füße: „Das ist für Detlef, daß ihm die Zeit nicht zu lang wird!" rief Tetje, dann stieß Kuno das Boot, das bei jeder Welle am Fallrepp vier Stufen auf und ab gestiegen war, leewärts.

Der Mann wurde währenddessen mit Jan Muus einig um eine Schachtel Navy Cutt. Dann konzentrierte er die ganze Macht seiner Beredsamkeit auf Jakob Segger, der im Arbeitszeug an Land fuhr. Je näher er an Land kam, um so notwendiger erschien ihm, sich in besseren Trimm zu setzen. Der Mann ließ nicht locker und lotste sie alle in eine Matrosenkneipe, in der ein guter Bekannter von ihm deutsches Bier verschenkte. Nach zwei Stunden tüchtigen Zechens hatte er sie alle breit geredet. Und wer ihm nicht aus Überzeugung etwas abkaufte, tat's, um ihn endlich loszuwerden.

Tetje bestellte sich zwei wollene Unterbüxen, vergaß aber nach dem Preis zu fragen. Jakob Segger mußte auf jeden Fall einen noblen Anzug haben, Kuno ein Paar nagelneue Stiefel, Karsten einen modischen Hut, Hugo begnügte sich mit einem blauen Halstuch, das ihm ein Fräulein, das neben ihm saß, zierlich um den Hemdkragen legte.

Die Sachen erschienen sofort nach Bestellung wie durch Zauberei. Ans Bezahlen dachte keiner, und der Wirt schrieb unterdessen mit fünffacher Kreide.

Am Ende trank der gute Mann mit jedem Brüderschaft und ging mit ihnen los. Tetje hatte ihn untergefaßt und sang mit ihm: Ich hatt' einen Kameraden. Und nachher: Ich weiß nicht, was soll es bedeuten.

Mandus war betrübt zurückgeblieben und saß im heißen Strahlenglanz der Mittagsonne auf der Treppe zum Achterdeck und ließ seine Gedanken im Winde fliegen, immer nach Nordwesten zu, die ganze lange Reise zurück.

Was wohl der Vater jetzt gerade machte? Vielleicht stand er hinter Heini Kruse, der sich um diese Zeit immer von Carl Bunks beim Sechsundsechzig bemogeln ließ, und schaute zu. Oder er

klopfte dem Briefträger, der gerade vorbeikam, und fragte ihn nach einem Briefe von Mandus. Aber er hatte keinen; ohne Kognak kam er aber nicht davon. Und die Mutter klapperte am Herd mit Töpfen und Schüsseln. Heute war Sonnabend, da gab's Pfannkuchen. Mandus roch den süßen Duft dieser ausgezeichneten Hamburger Speise bis Valparaiso.

Hätte er nur einen von Mutters Pfannkuchen hier gehabt!

Mandus seufzte tiefer auf als gewöhnlich, denn dieser Seufzer kam nicht nur aus dem Herzen, sondern auch aus dem Magen. Aber er faßte gleich wieder Mut. Verstand seine Mutter zu kochen, Frau Kapitän verstand es noch besser, und Selma würde ihr alles schon von den Fingern absehen.

Was sie wohl gerade jetzt unter den feinen Fingern hatte? Vielleicht half sie der Mutter in der Küche, oder sie saßen gerade beim Mittag, oder sie waren gar schon fertig, und Selma schrieb einen langen Brief. An wen, das war für Mandus kein Rätsel.

Aber er täuschte sich doch. Denn in Hamburg war um diese Zeit Mittag längst vorüber. Längst hatten Heini Kruse und Carl Bunks ihr Kartenspiel beendet, und Vater Frixen saß allein hinter dem Fremdenblatt, studierte sehr genau die Schiffahrtsnachrichten und wartete nebenbei auf seine Abendgäste. Frau Frixen machte einen hochwichtigen Wochenbesuch bei einer glücklichen Gevatterin, einer geborenen Stapelmann. Selma ging mit ihrer Mutter im botanischen Garten spazieren. Den Brief an Mandus hatte sie längst geschrieben, der lag schon seit zehn Tagen auf dem Konsulat in Valparaiso.

Mandus hatte nun lange genug an Selma gedacht, daß er die tiefe Verpflichtung fühlen durfte, ihr diese Gedanken in schriftlicher Form zu übermitteln. Er kramte Papier und Feder aus der Kiste und holte sich Jonnis Tintenfaß. Er hatte das Schreiben fast ganz verlernt, und die Feder folgte nur unwillig seinem Fingerdruck. Es stand manches Vernünftige und viel Unvernünftiges auf den vierzehn Seiten, die er im Laufe des Nachmittags füllte. Auf der dritten Seite erinnerte er sie an den Kuß bei Kuxhaven, auf der fünften erklärte er sie für seine Braut, und auf der zehnten versprach er ihr sogar die Ehe. Er schauderte zuweilen vor seinem Mute, aber er gehorchte nur seinem inneren Zwang. Auch ließen sich solche Dinge leichter sagen, wenn neunzig Längengrade und achtzig Breitengrade zwischen den Beteiligten lagen.

‚An Fräulein Selma Kaphengst in Hamburg' schrieb er stolz auf den Umschlag, den er mit Jonnis Wachs siebenmal versiegelte. Nach der Wohnung wollte er Tetje fragen. Auch einschreiben wollte er ihn lassen, damit er nicht verloren ging.

Noch stand die Sonne hoch, und trotz der vorgerückten Jahreszeit war es warm. Nach Westen zu lag das Meer wie ein blaugrüner, leicht bewegter Teppich. Ein silberblanker Reflexstreifen lag in der Richtung der Sonne darauf und schillerte grell. Nach Osten zu rauschte das Meer gegen die scharflinigen Berge der Anden.

Mandus blickte halbgeschlossenen Auges auf die silberne Brücke, die sich die Sonne über das Meer zum Horizont zu bauen begann. Die Lust zum Wasser packte ihn wieder. In Amsterdam hatte Jonni das Baden verboten, hier nicht! Schnell zog er sich die Kleider vom Leibe, hing sie über das Ruderrad, auf die oberste Speiche die blaue Mütze, und schoß mit einem kühnen Sprung über Bord.

Ein freudiges Kraftgefühl durchströmte seinen Körper, als er sich der Kälte des Wassers angepaßt hatte. Schlank und geschmeidig durchschnitt Mandus die Wogen, wie ein junger Delphin. Dreimal umkreiste er das Schiff.

Plötzlich horchte er auf. Über einen Bordrand knirschte ein Remen, ein Boot tauchte auf, und darin saß Jonni Kaphengst und las in einem Briefe. Erschreckt machte Mandus Kehrt, holte weit aus und durchschnitt wilden Stoßes die Woge, daß das Wasser aufspritzte. Jonni blickte auf, und ein kurzer zorniger Befehl fuhr hinter Mandus drein. Der verschwand hinterm Heck. Jonni entriß dem Fährmann die Remen und brachte das Boot in denselben Kurs. Und hatten sich die beiden im Atlantischen Ozean

über dem Schiff gejagt, jetzt im Stillen Ozean jagten sie sich um das Schiff herum. Wohl war Mandus wieder schneller, doch seine Kräfte waren für diese beschleunigte Bewegung nicht ausdauernd genug. Endlich fand er ein Tau, das außenbords hing, und schwang sich an Deck. Mit zitternden Knien, bis zur Atemlosigkeit erschöpft, kroch er in seine Kleider.

Als er nach Jacke und Mütze griff, kam Jonni in Sicht. Mit Riesenschritten hielt er auf Mandus zu. Der raffte die beiden letzten Kleidungsstücke an sich und wollte davon. Aber die Hast, mit der er sein Heil in der Flucht suchte, ließ seiner Jackentasche den dicken Brief an Fräulein Selma Kaphengst und Greggers Sparkassenbuch entfahren.

Als Jonni die beiden Teile vom Boden aufraffte, stand Mandus wie vom Schlage getroffen.

Das Buch erregte Jonnis Neugier bedeutend. Er schaute den Jungen durchbohrend an.

„Junge!" keuchte er stoßweise, „wo hast Du das Buch her?"

Mandus dachte nur an den Brief.

„Wo hast Du das Buch her!" brüllte Jonni wie ein Wolf.

„Von Greggers! Und der Brief ist an meine Eltern!" Bittend streckte er die Hand aus.

Aber Jonni brüllte nun wie ein Löwe: „Du hast es ihm gestohlen!!!"

Da entfärbte sich zusehends Mandus' Gesicht, er wich langsam einen Schritt zurück, und seine Hände zitterten. Mit weitaufgerissenen Augen stand der Junge und starrte den Kapitän an. Unter diesem erschreckten Blick wurde Jonni doch etwas schwül zumute. Stillschweigend nahm er den bösen Verdacht zurück und fragte, zwar noch immer barsch und rauh, aber um eine ganze Skala sanfter: „Du hast wohl das Buch gefunden?"

Da faßte Mandus sich ein Herz und erzählte schlicht und kurz, wie er zu dem Buche gekommen war. Jonni hörte ihm zu und sah ihm dabei fest in die Augen. Dann schüttelte er zweimal mit dem Kopfe, klappte das Buch auf, blätterte darin und schüttelte wieder den Schädel.

„Und die fünftausend Mark hast Du immer mit Dir herumgeschleppt?"

„Fünftausend Mark?" Mandus blieb vor Verwunderung der Mund offen stehen, es war ihm nicht im Traume eingefallen, das Buch aufzuklappen.

Jonni bohrte noch einmal seine Blicke in Mandus Augen, dann war er überzeugt, daß der Junge die Wahrheit sprach.

„Das Buch werd' ich aufheben," sagte er bestimmt und schob es in die Tasche. „Wenn wir in Hamburg sind, kannst Du's wiederkriegen. Und den Brief an Deine Eltern —" Mit wachsendem Staunen las er die Adresse: An Fräulein Selma Kaphengst in Hamburg. Zähneknirschend stieß er heraus: „Gottsverdoria! Das ist ein starkes Stück!"

„Ich hab' bloß eine verkehrte Adresse daraufgeschrieben," stotterte Mandus.

Jonni ließ seine fürchterlichen Augen eine ganze Weile zwischen dem Brief und dem Jungen hin- und herpendeln. Dann drehte er die vierzehn Seiten Liebeserklärung und Heiratsantrag an seine Tochter zwischen seinen unheimlich großen Fingern hin und her. Aber er ging dem Briefe nicht zu Leibe. Er zog vielmehr aus seiner Tasche ein schmächtiges rosiges Brieflein, auf dem sehr viele Marken und Poststempel und die Worte standen: An Herrn Mandus Frixen, Schiffsjunge auf der Hamburger Bark ‚Albatros', Kapitän Jonni Kaphengst. Valparaiso in Chile. Deutsches Konsulat. Sodann kam noch ein Brief zum Vorschein, der war umfangreicher und steckte in einem gelben Umschlag.

Instinktiv griff Mandus nach den drei Briefen und wollte sich lautlos empfehlen. Da faßte ihn Jonni bei der Blusenkrause und hob ihn hoch.

„Junge!" zischte er und schüttelte ihn tüchtig durch, „wenn ich Dich noch einmal im Wasser erwisch', dann häng' ich Dich drei Stunden an die Reulrah zum Trocknen. Ist Dein Vater Lieferant für Haifischfutter??!"

Danach legte sich Mandus in die helle Koje, die Greggers frei gemacht hatte, und las zuerst den Brief im gelben Umschlag. Der war von seinem Vater, und die Mutter hatte auch ein paar Worte

daruntergesetzt. Mehr als einmal las er ihn nicht. Dann vertiefte er sich in den rosigen Brief. Den las er so lange, bis er ihn auswendig wußte, obgleich keine Liebeserklärung und kein Heiratsantrag darin zu finden waren.

XXIII.

Am nächsten Morgen kamen sie zurück, nicht in der besten Verfassung. Matt und marode schleppten sie sich an die Arbeit. Zwei leere Schuten lagen Backbord, drei Ballastschuten Steuerbord. Die Vorluke wurde aufgemacht und das Löschgeschirr aufgebracht. Damit schlugen sie den halben Tag tot. Jonni fluchte wie immer über die bummelige Bande, die es sich wie immer kalten Blutes anhörte. Sie sehnten sich nur nach der Koje. Aber Jonni ließ nicht locker und schenkte ihnen keine Minute. Der einzige Lichtblick in dieser beiderseitigen Trübnis war das frische Fleisch und das grüne Gemüse, daß Smutje mitgebracht hatte. Abends um fünf ging Jonni befriedigt in seine Kajüte. Tetje wischte sich die hellen Schweißtropfen von der Stirn und belegte den Läufer an der Klampe.

„Hast Du Geld?" fragte ihn Jakob, der heute einen nagelneuen Anzug bezahlen sollte.

„Keinen Pfennig!" sagte Tetje. „Das war eine teure Nacht!" und kratzte sich hinter dem Ohr.

„Vierhundert Mark!" bestätigte ihm Kuno gähnend.

„Kinder, Kinder, das geht nicht so weiter!"

„Fein war's doch!" meinte Karsten Kiekbusch und leerte den großen Topf, den er soeben voll Wasser gepumpt hatte, auf einen einzigen Zug.

Da streckte schon der gute Mann von gestern den Kopf über die Reling.

„Guten Tag! Kinder!" rief er, kletterte an Bord und schwenkte seinen Hut. „Ausgeschlafen? Was? Feine Sache gestern? Was? Tetje?!"

„Bleib mir vom Leibe!"

„Na, denn nicht! Liebe Tante! Dann brauchen wir bloß noch die Rechnung ins gleiche zu bringen."

„Wir haben kein Geld."

„Der Alte gibt Vorschuß, er muß Vorschuß geben! Laßt mich nur machen."

Damit steuerte er schon der Kajüte zu und lief dabei Andres Ochwatt in die Hände, der ihn liebevoll ans Licht zog.

„Untertänigster Diener, Herr Kapitän! Ich hab' hier eine kleine Nota für Ihre Herrn Matrosen. Mein Name ist David Morgenrot!"

„David Morgenrot? Du Schubijak! Bist Du nicht David Abendrot aus Schanghai?"

„Schanghai?! Kenn' ich gar nicht! Sie täuschen sich gewiß!"

„Verstell' Dich man nicht! Du hast mir vor sieben Jahren in Schanghai ein paar Seestiefel angeschnackt, und beim nächsten Wetter leimten sie auseinander." Andres Ochwatt haschte nach des Händlers Ohr und zog ihn daran hin und her. „Schlemihl! Wie mich das freut, Dich mal unter den Fingern zu haben!"

Da trat Jonni Kaphengst heraus und rief freudig: „Hallo! David Mittagrot! Läßt Du Dich wieder mal sehen! Weis mal Deine Rechnung her."

Der gute Mann war beim Anblick Jonnis zusammengeknickt, und die Rechnung entsank seiner Hand. Mandus fing sie auf und reichte sie Jonni.

„Anzug, Hut, Stiefel, Auslagen, Unterhosen, Strümpfe, Auslagen, Auslagen, Auslagen. Summa fünfhundert Mark. Junge, Du hast allerhand dazugelernt. Quittier' mal, aber fix!"

Zitternd und zappelig fuhr der Stift des guten Mannes über das Papier.

„Hier sind fünfzig Mark!" sagte Jonni unerbittlich hart. „Fünfzig und keinen Pfennig mehr! Und jetzt möglichst schnell von Bord! Sonst erzähl' ich dort drüben, warum Du vor vier Jahren in Port Said auskratzen mußtest."

Mit katzenhafter Geschwindigkeit verließ David Morgen-Mittag-Abendrot das Schiff. Die fünfzig Mark waren barer Gewinn. Mit den Prozenten, die er sich von den Wirten holte, konnte er seine Auslagen reichlich decken.

Jonni überflog mit einem Lächeln das Häuflein seiner Getreuen, dann ging er mit einem nachdenklichen Kopfschütteln zu seinem Tintenfaß zurück. Und das

besagte nichts anderes als: ‚Wann wird Jan Maat gescheit werden?‘

Einsam und noch bedrückter als gestern saß Mandus heute auf der Treppe zum Achterdeck. Andres Ochwatt stieg über ihn weg.

„Schon an Land gewesen, Mandus?“

„Sie wollten mich nicht mitnehmen. Ich hab' ja auch kein Geld.“

„Da hast Du ein paar von den schmierigen Lappen, was sie hier zu Lande Geld schimpfen. Aber geh' nicht allein, daß Du heil wiederkommst.“

Mandus bedankte sich und lief zu Kuno, der es ihm gestern versprochen hatte. Doch Kuno konnte sich nicht mehr daran erinnern und war froh, daß er in der Koje liegen und alle viere von sich strecken durfte.

Aber Detlef hatte sich unterdessen fertig zum Ausrücken gemacht. Das knallrotseidene Halstuch saß wieder an seinem Platze. Nun brauchten nur noch der steife Filz und der Rock ausgebürstet und die Stiefel geputzt zu werden. Dann war Detlef Bodderbrot vom Kiel bis zum Topp in Festgewandung.

Ein Schlepper kam herüber und nahm die beladenen Schuten auf den Haken. Auch Jonni hatte sich fertig gemacht, Andres Ochwatt trug ihm einen Packen Papiere nach.

Mandus wollte sich drücken, aber Jonni stellte ihn.

„Du willst wohl heute an Land?“

Wie ein Blitz kam Mandus der Gedanke, daß es eine Falle sein könne, und er sagte, indem er die Schultern in die Höhe zog: „Es liegt mir nichts dran!“

„So? Du willst nicht an Land? Warum willst Du nicht an Land?“

„Es gefällt mir an Bord viel besser.“

„Junge, wenn Du lügst!“

„Ich lüge nicht!“ log Mandus mit eiserner Stirn und sah Jonni fest in die Augen.

„Kannst Du so'n gottsverdammten Jungen verstehn?“ wandte sich Jonni an Andres Ochwatt.

Der biß sich nur auf die Lippen und schüttelte den Kopf.

In diesem Augenblicke trat Detlef Bodderbrot als schmucker Kerl aus dem Logis.

„Detlef!“ rief Jonni und zeigte dabei auf Mandus. „Du nimmst den Jungen mit an Land!“ Drohend ballte sich seine Hand. „Du fauler Strick, Dir will ich Dein Anbordbleiben versalzen!“

„Ich hab' kein Geld!“ log Mandus kleinlaut, inwendig frohlockte er.

„Das möchtest Du wohl! Mit Geld an Land gehn! Keinen Pfennig kriegst Du. Smutje! Wo steckt denn der Kerl?“

Verschlafen streckte der den Kopf aus der Kombüse und rieb sich die Augen.

„Smutje, Du gibst dem Jungen vier Stück Hartbrot, daß er an Land nicht verhungert! Fix!“

Der Koch reichte Mandus die runden, vertrockneten Mehlklumpen.

„Steck' sie in die Tasche! Frisch Wasser dazu läuft überall umsonst herum.“ Damit wandte er sich zum Fallreep.

„Detlef! Daß Du ihm ja nichts gibst!“ warnte Jonni grollend von unten.

Das wäre Detlef Bodderbrot auch nicht im Traume eingefallen, denn er war geizig genug, die fünfzig Mark Vorschuß allein verpulvern zu können.

Dann stieß der Schlepper hinaus.

Detlef hatte unterdessen die Jolle klar gemacht und wandte nichts ein, daß Mandus unaufgefordert darin Platz nahm.

Stehend legte sich Detlef in die Riemen und wie ein losgeschnellter Pfeil schoß das Boot dem Ufer zu. Mandus zog die vier Stücke Hartbrot heraus und warf sie einzeln über Bord.

Die Straßenlampen wurden gerade angesteckt, als Detlef das Boot festmachte. Dann ging er zuerst links um die Ecke, dann rechts, dann wieder links, ohne sich um Mandus, der hinter ihm dreinstiefelte und sich von Herzen freute, wieder festes Land unter den Füßen zu haben, auch nur im geringsten zu kümmern. Unter einer sehr roten Laterne in einer sehr einsamen Straße machte Detlef halt.

„In ein paar Stunden komm' ich wieder raus. Du kannst ja warten.“

„Ich geh' mit rein!“ erklärte Mandus.

„Du hast kein Geld!“

„Doch!“ sagte Mandus und wies ihm die zerknitterten Papierfetzen.

Detlef wunderte sich nicht wenig, fühlte seine Kunst, den Jungen loswerden zu können, vollständig erschöpft, und zog an der Klingel. Eine alte, häßliche Frau

guckte durch die Klappe, die in der Tür angebracht war, und schloß auf. Wie einen alten Bekannten begrüßte sie Detlef. Sie kamen in eine feine Stube voll gepolsterter Sessel und Bänke. Auf dem Boden lag ein großer Teppich. Spiegel hingen an den Wänden, und auf runden Marmortischen standen Flaschen und Gläser.

Detlef setzte sich. Sofort brachte die Alte eine runde Flasche voll roten Weines und zwei Gläser und lächelte dabei so süß, daß Mandus ihre sämtlichen Zahnlücken zählen konnte.

Detlef war so gnädig, Mandus ein Glas vollzuschenken.

Gleich darauf kamen noch zwei Gäste, ein von Natur aus Schwarzer und einer, der vom Kohlenladen schwarz war. Die setzten sich in die andere Ecke der schönen Stube und schnackten eine Sprache, die Mandus nicht verstand.

Da kamen drei wunderfein angezogene Damen. Mandus fand sie alle drei sehr hübsch und schaute sie daher recht andächtig an. Jede hielt einen Fächer in der Hand, mit dem sie fortwährend wedelte. Oben und unten waren ihre Kleider ein wenig zu kurz. Mandus aber fand das sehr vernünftig, denn in der feinen Stube mit den goldenen Tapeten war eine schreckliche Hitze.

Plötzlich mußte er laut auflachen, die eine der Damen war dem schwarzen Kohlentrimmer ohne weitere Einleitungen um den Hals gefallen und hatte ihm einen lauten Kuß gegeben.

„I gitt! I gitt! Son Schwarzer!“ entfuhr es ihm unwillkürlich.

Detlef aber brachte ihn durch einen herzhaften Rippenstoß zur Besinnung.

Die zweite Dame setzte sich dem Nigger auf den Schoß und trank sein Glas leer. Das war mindestens ebenso komisch! Aber dank der erhaltenen Lehre ließ sich Mandus nichts merken.

Als er sich zu Detlef umwandte, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß der auch nicht mehr allein war. Die dritte Dame saß neben ihm und kitzelte ihn mit dem Fächer am Halse, dicht über dem knallrotseidenen Tuche. Detlef lächelte, das erstemal, daß Mandus sah, daß Detlef lächeln konnte. Dabei machte sie Blicke wie ein Kater, der um den heißen Milchtopf schleicht.

„Detlef!“ fragte Mandus neugierig, „Du bist wohl hier bekannt?“

„Laß mich zufrieden, dummer Junge!“ knurrte der unwirsch und legte den Arm um die Taille seiner Nachbarin.

Da kam noch eine Dame herein, die ohne sich lange zu besinnen, den Kurs auf Mandus nahm. Sie war klein und zierlich und hatte große, dunkle, schwermütige Augen. Sie gefiel Mandus am besten. Als sie sich aber dicht an ihn herandrängte und ihm was ins Ohr flüsterte, was er nicht verstand, wurde ihm unheimlich schwül zumute. Er rückte auf Detlef zu, und sie nahm das für eine Aufforderung, noch dichter heran zu kommen. Siedend heiß stieg es Mandus zu Kopfe. Er schenkte sich, ohne daß es Detlef merkte, noch ein Glas Wein ein und stürzte es hinunter.

Das Mädchen hatte eine sehr weiße, weiche Hand. Sie fuhr ihm sanft durchs Haar, über Wangen und Kinn, als suche sie da etwas Fehlendes. Nun glitt die Hand auf die Schulter und nach der Brusttasche hin.

Da knisterten plötzlich die Briefe. Das brachte Mandus zur Besinnung. Er glaubte aus dem Knistern deutlich die Worte zu hören: ‚Junge, Junge, wo bist Du hingeraten!‘

Die Neugier des Mädchens war durch das Knistern erregt worden, und die sanfte Hand glitt in die Tasche. Das verstand Mandus falsch.

„Was? Du willst grapschen?!“ rief er, sprang auf und schlug sie derb auf die weißen Finger.

Das Mädchen schrie, und Mandus verließ, so schnell er konnte, die feine Stube und das merkwürdige Haus.

Kühl und frisch schlug ihm die Luft entgegen. Jetzt wußte Mandus, wo die andern ihr Geld gelassen hatten! Da machte man die Leute betrunken und stahl ihnen, was sie hatten.

Mit dem Briefe in der Hand fragte er einen Polizeimann auf gut deutsch: „Wo ist die Post?“ und freute sich, daß der Mann ihn sofort verstand und höflich zurechtwies.

Dann spazierte er durch die Straßen

und schaute in die Läden. Plötzlich fühlte er einen grausamen Hunger. Er suchte ein Restaurant, und als Sohn eines Wirtes scheute er sich nicht, in ein sehr nobles zu gehen, das an einem großen, freien Platz lag.

In seinem Sonntagsanzug kam er glücklich bei dem goldbetreßten Portier vorbei. Drinnen war's beinah noch schöner als im Alsterpavillon. Mandus setzte sich protzig an eine der großen Spiegelscheiben, hinter denen das Leben des Platzes vorüberflutete, und verlangte die Karte.

Auch der Kellner verstand ihn sofort.

Mitten auf die Karte stellte Mandus den Finger und ließ den Kellner lesen. Dazu nickte Mandus gnädig mit dem Kopfe. Nun plagte ihn neben dem Hunger auch die Neugier, was ihm der Kellner bringen würde. Es war wie bei der Lotterie. ‚Nur nicht Salzfleisch, Stockfisch oder Kabelgarn!'

Da brachte ihm der Kellner etwas Rötliches, Glabbriges, in dem ein paar Fleischklümpchen schwammen. Mandus kostete und fand die Speise außerordentlich wohlschmeckend. Im Hui war der Teller leer, dazu verschwanden auch einige von den zarten Weißbrötchen.

Wieder winkte er dem Kellner. Mandus ließ sich jetzt das Gericht bringen, was auf der Karte gleich unter dem vorigen verzeichnet war. Auch das ließ sich essen. Nun verlangte er von dem, was über dem ersten stand. Das war ein geradezu leckerer Kram.

Jetzt war er zwar nicht mehr hungrig, aber auch nicht recht satt. Doch er wagte nicht, das Glück weiterhin auf die Probe zu stellen, und ließ sich lieber das dritte Gericht noch einmal bringen.

Nach dem vierten Teller verlangte er einen Kaffee und eine Zigarre. Dann überzählte er sein Geld und mußte zu seinem Schrecken feststellen, daß er mehr gegessen hatte, als er bezahlen konnte.

Das war eine arge Klemme! Erst schämte er sich über seine Dummheit, dann schmiedete er Pläne. Den Wirt um die Zeche zu prellen, verwarf er sofort. Wenn der Kellner nur seine Uhr zum Pfande nehmen wollte! Aber wie sollte er es ihm begreiflich machen? Alle Leute würden auf ihn sehen.

Während er so über seinem Unglück brütete, kamen an seinem Fenster vier Männer vorüber, von denen er drei sehr genau kannte. Voran ging Jonni Kaphengst mit einem fremden, dicken Herrn, dem ein gewaltig langer schwarzer Knebelbart am Kinn hing. Dahinter schritten Cornelius von Holten und Andres Ochwatt und sprachen eifrig miteinander.

Mandus pochte zitternd vor Freude an die Scheiben, aber sein Drittelonkel hörte und sah ihn nicht. Nachlaufen! war sein nächster Gedanke. Aber der Kellner ließ ihn nicht aus den Augen. Hoffnungslos sank Mandus auf den Stuhl zurück. Im Geiste sah er sich schon als Zechpreller zur Wache geführt, ganz Valparaiso hinter ihm drein.

Da schlug plötzlich Jonnis wohlbekannte Stimme an sein Ohr. Instinktiv nahm er eine große spaltenreiche Zeitung und hielt sie sich vors Gesicht. Er hörte, wie die vier Herrn näherkamen und sich ihm gegenüber einen Tisch aussuchten. Sie bestellten und tranken und aßen und redeten Wichtiges und Unwichtiges.

Eine lange Stunde saß Mandus und stierte in die Zeitung. Der Kellner ahnte, daß mit Mandus nicht alles in Ordnung war. Auch einem andern Manne, der einsam am Nebentisch saß und auch in eine Zeitung sah, ohne zu lesen, fiel Mandus' scheues Gebaren auf. Von zwei Seiten fühlte sich Mandus aufs Korn genommen. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn.

Cornelius von Holten vertrat die dritte Seite, ohne daß es Mandus merkte. Die scharfen Steuermannsaugen hatten Mandus in einem der Wandspiegel entdeckt, und nun machte er seinen Nachbar Andres Ochwatt aufmerksam.

Andres, der Onkel, übersah sofort die Situation und drohte mit der Faust unter dem Tische.

Als Jonni die drei auf eine kurze Weile allein lassen mußte, kam Andres schnell zu dem verzauberten Zeitungsleser herüber und brachte ihn auf die Beine. Dann unterhandelte er mit dem Kellner.

Mandus tat einen Freudensprung, als er glücklich dem Kellner und Jonni entronnen war. Wie im Traum lief er durch die Straßen, an den Strand und

zur Jolle. Sie war noch da. Eine Weile überlegte er, ob er wohl allein zurückrudern solle, da kam Detlef Bodderbrot müden, schleppenden Ganges daher. Der steife Hut hatte ein paar große Beulen und sah aus wie ein mißratener Geestpuffer.

Bedenklich schwankte die Jolle, als Detlef zu den Riemen griff. Schläfrig paddelte er sie durchs Wasser. Wie eine asthmatische Schnecke kroch sie über die sanften Wellen. Dabei sang Detlef gähnend und rülpsend:

Hamburg ist ein schönes Städtchen, siehst Du wohl!
Weil es an der Elbe liegt. Siehst Du wohl!
Und da gibt's viel schöne, junge Mädchen!
Siehst Du wohl!
Aber keine — — —

So oft er auch das Lied wiederholte, immer erstarb die letzte Reihe in einem undeutlichen Gemurmel. Bis es Mandus zu viel wurde.

„Was gibt's denn nicht?" fragte er.

„Dumme Jungens!" gab Detlef erbost zurück. „Die sind alle nach Valparaiso gefahren!" Damit sanken ihm die Riemen aus den Händen, und er ließ sich schlaff aufs Sitzbrett fallen.

Mandus griff zu, und in kurzer Zeit hatten sie den ‚Albatros' erreicht. Detlef in die Koje zu bringen, war nicht leicht, er wollte durchaus in der Jolle schlafen.

Am nächsten Morgen griff Andres Ochwatt nach Mandus' Ohr und schüttelte es mächtig: „Mein teurer Newö!" Mehr sagte er nicht, aber Mandus wußte genau, was das zu bedeuten hatte.

XXIV.

In Valparaiso war für den ‚Albatros' keine Ladung zu bekommen. Jonni ließ durch die Achterluke Ballast schütten und durch die Vorluke den Rest der Ladung lossen. Er wollte nach Iquique, um Salpeter einzunehmen.

Da kam ein leerer Dampfer von Iquique und brachte die Nachricht, daß in den dortigen Salpetergruben ein böser Streik ausgebrochen sei.

Zwei Tage darauf erhielt Jonni Order von Hamburg, nach Santos zu gehen, um eine Ladung Kaffee nach Antwerpen zu bringen.

Unterdessen war Mandus in Greggers Koje übergesiedelt, und seinen dunklen Platz nahm seit einigen Tagen Jumbo, ein riesenstarker Nigger ein, den Jonni angeheuert hatte. Jumbo wollte auf billige Weise nach seiner Heimat Brasilien zurück, und Jonni hatte ihn genommen, weil er keinen bessern Mann finden konnte.

Ein schreckliches Kauderwelsch von Portugiesisch und Englisch schwatzte Jumbo, das keiner verstehen konnte. Sonst war er ein gutmütiger Kerl.

Essen und Lachen waren Jumbos Hauptbeschäftigungen, und vor jeder halbwegs unnötigen Arbeit wußte er sich zu drücken, wie ein richtiger Jan Maat.

Zuletzt kamen noch ein paar Kisten Genever an Bord, und dann stiegen die Flaggen, und die Marssegel fielen.

„Anker auf!" kommandierte Jonni, und alle Hände griffen an die Spillspaken.

„Anker ist auf!" schrie Andres nach achter zu Jonni.

Jetzt wurden die Segel beigesetzt. Vor Jonnis Augen kletterte Mandus auf die Fockrah und half Kuno die Zeisinge losmachen. Ebenso legte er auf der Brahmrah aus. Sogar auf die Reulrah wagte er sich hinauf. Kuno ließ ihn diese Arbeit allein besorgen.

Mandus äugte nach Jonni. Der stand steif und stumm auf dem Achterdeck, den Kopf im Nacken, und behielt die Vorreulrah, auf der Mandus seine Kletterkunststücke machte, fest im Auge. Mandus fühlte Jonnis Blick wie eine Aufforderung zu größeren Taten. Er setzte sich rittlings auf die Rah und schwenkte mit einem Juchschrei die Mütze.

Jonni warf den Kopf noch weiter in den Nacken und machte dabei drei, vier unsichere Schritte rückwärts. Der verteufelte Junge da oben machte ihm warm. Es war ihm durchaus nicht so wohl wie Mandus zumute. Als Kapitän hatte er die Verantwortung, wenn der Junge abstürzte und den Hals brach, dem Gesetz gegenüber und Vater Frixen, dem er versprochen hatte, den Jungen heil nach Hamburg zu liefern. Und so stand er und schwieg, denn er wollte den Jungen nicht durch einen Zuruf erschrecken.

Kuno aber schrie von der Mars aus:

In der Hängematte. Gemälde von John Lavery.

„Mandus! Willst Du das wohl nachlassen!“

Tetje drohte nachdrücklich von unten.

Aber Mandus fühlte sich hier oben in der luftigen Höhe unendlich sicher. Er lachte, daß es bis aufs Deck schallte, legte sich auf den Bauch und machte einen Überschlag und noch einen und noch einen und fiel nicht herunter. Jetzt winkte Andres Ochwatt mit dem Tau.

Jonni aber fühlte zum ersten Male, wie machtlos er dem Jungen gegenüber war, denn er verfocht die Sache des Unrechts. Er ließ den Kopf sinken und ging in die Kajüte, um seine Aufregung und seinen Ärger mit Genever abzudämpfen. Gleichzeitig konnte er dabei probieren, ob das frischgelieferte Feuerwasser von so guter und gesunder Beschaffenheit war, wie der Preis versprach.

Als Mandus herunterkam, setzte es von allen Seiten Schelte, besonders Andres Ochwatt warnte ihn eindringlich vor solchen Dummheiten. —

Eine flaue Kühlte wehte vom Land und führte den ‚Albatros‘ langsam in den Ozean hinaus.

Vierzehn Tage darauf hatte der ‚Albatros‘ die Westwindtrift erreicht, und ging, die Rahen vierkant gebraßt, mit elf Knoten Fahrt um Kap Hoorn herum, daß es eine wahre Freude war. Schön war das Wetter freilich nicht, es regnete und hagelte, und oftmals war es so kalt, daß Jumbo überhaupt nicht aus der Koje zu kriegen war. Mit wechselnden Winden kreuzten sie an den Falklandsinseln vorüber, und bald klarte das Wetter auf.

Seit Valparaiso hatte Mandus nicht unter Jonnis Launen zu leiden gehabt. Das Wetter war ja auch danach gewesen! Erst vier Flaschen Genever hatte Jonni leeren können.

So dumm war Jonni nicht, daß er nicht schon längst erkannt hätte, was für ein handfester Seemann in Mandus erwachte. Jonni ärgerte sich heimlich, daß er sich überhaupt auf den faulen Handel mit Herrn Frixen eingelassen hatte. War er dazu da, um Jungen, die von ihren Eltern fortwollten, das vierte Gebot zu predigen? Auch hatte das muntere, aus Offenheit und Verschlagenheit gleichmäßig gemischte Wesen des Jungen es ihm längst angetan! Gleich von Anfang an hatte ihm Mandus gefallen. Als ehrenhafter Mann konnte Jonni dem zielbewußten Wollen und Kämpfen des Jungen gegen die ungerechte Behandlungsweise, die er ihm bereitet hatte, seine Anerkennung nicht länger versagen.

Doch Mandus bekam davon nichts zu merken. Ihr äußeres Verhältnis blieb das alte. Jonni übersah ihn geflissentlich und knurrte ihn an, wenn er ihn einmal nicht übersehen konnte.

Jonni saß gerade vor seiner sechsten Geneverflasche, als im Westen eine lange gelbe Wolke aufstieg. Sie sah aus wie eine Rolle aus Kuchenteig, die sich über das Meer wälzte. Das Thermometer stieg mit einem Ruck um vier Grad, das Barometer fiel ebenso schnell. Jonni setzte sich den Südwester auf und zog das Ölzeug an.

Mit langen, eiligen Schritten stiefelte Jonni auf das Rad zu, stieß Tetje zur Seite, der ihm das weiter nicht übel nahm, und verscheuchte Mandus mit einem furchtbar niederschmetternden Blick.

„All Hands an Deck!“

Nach einstündiger, schwerer Arbeit waren die Reul- und Bramsegel, Gaffeltopp und die beiden Klüver geborgen.

Plötzlich sprang der Wind von Nordwest nach Südwest, nahm zusehends an Heftigkeit zu und peitschte die See hohl vor sich her. Jonni warf das Ruder herum und hielt dicht bei dem Winde. Immer wilder schnob es aus Südwest. Besan und Großsegel wurden mit vieler Mühe aufgegeit und festgemacht. Jetzt kamen die ersten Brecher über den Bug. Nach einer weiteren Stunde waren alle Raa- und Stagsegel bis auf die Marssegel und das Vorstängenstagsegel geborgen. Vor diesen Lappen lief der ‚Albatros‘ gegen den Sturm, der nun mit zügelloser Wucht daherraste und mit immer mächtigeren Wassermassen das Deck entlang fegte.

Bis auf Jonni und Andres, der ihm das Ruder halten half, saßen sie alle hundemüde und bis auf die Knochen durchnäßt im Logis. Jumbo hatte sich die Decke über den Kopf gezogen und gab von Zeit zu Zeit unverständliche Laute grenzenloser Angst von sich. Das

Schiff dröhnte wie eine Riesenorgel. Das starke Stampfen und Rollen hinderte jeden am Schlafen.

Am nächsten Morgen war der ganze Spuk vorüber. Die Segel wurden wieder losgemacht, und mit einer steifen Brise kreuzte sich der ‚Albatros' auf Santos zu.

XXV.

Am zehnten September erreichte der ‚Albatros' den schönen Hafen von Santos, den Hauptstapelplatz des brasilianischen Kaffees. An der hölzernen Kaffeepier machten sie fest. In großen, flachbodigen Booten wurde der Ballast ans Ufer geführt, um die sumpfigen Stellen, denen die verderbenbringende Fieberluft entströmte, zuzuschütten.

Als man den Ballast aus der Vorluke jumpte, kamen schon die Kaffeeträger über die lange, schmale Ladungsbrücke und ließen die Säcke einzeln auf glatten, schräggelegten Planken durch die Achterluke in den säuberlich mit Matten garnierten Raum gleiten. So ging's Tag für Tag im ewigen Einerlei.

Cornelius und Andres Ochwatt lösten sich an der Ladungsbrücke alle drei Stunden ab, die Säcke zu zählen. Jumbo, der bei der Ankunft sofort abmusterte, hatte sich unter den Kaffeeträgern eingefunden und verbrachte die Arbeitspausen und die Nächte immer noch in seiner Koje. Niemand hatte was dagegen, da er ein lustiger Bruder war und stets was zum Trinken bei sich hatte. Er legte — anscheinend — seinen gesamten Verdienst in Genever an.

Daß er den von Jonnis Vorrat stahl, verriet er keinem. Es erwischte ihn auch keiner, denn er schlich lautlos wie ein Panther, geleitet von dem scharfen Instinkt des Wilden. Außerdem betätigte er sich als zivilisierter Mensch, indem er die Flaschen immer wieder mit Wasser füllte, fest zukorkte und an ihren alten Platz trug. So merkte auch Jonni nicht, was er verlor, denn im Hafen stillte er seine Geneversehnsucht an Land.

Als Jonni für Jumbo einen Ersatz suchte, fand er Peter Jebsen aus Brunsbüttel, der auf seiner letzten Reise im Lazarett von Santos zurückgeblieben war. Jetzt hatte er Angst vor dem Fieber, das ihm schon in den Knochen saß, und wollte heim.

Am ersten Oktober war die Ladung komplett und der ‚Albatros' fertig zum Auslaufen. Da kam aus Hamburg die Order, den Kaffee nach Genua zu bringen. Jonni ließ den Mund hängen. Mit dem Weihnachten in Hamburg war's für diesmal aus.

Aber der Schiffer denkt, und die Reederei lenkt.

Mandus ging es wenig nahe. Als Antwort auf seinen Heiratsantrag lag eine Postkarte mit einem einzigen kühlen Gruße, und von den Eltern ein langer Brief vor, in dem so ziemlich dasselbe stand wie im ersten.

Sein Schreiben an Selma ließ sich diesmal auf drei Seiten unterbringen. Den Eltern erzählte er vier Seiten lang, was ihnen keine Freude machen konnte. „In Arbeit im Mast, in Decksarbeit, in jeder anderen Arbeit für Schiff bin ich fest." In dem Tone ging es von der Anrede bis zum Schlußgruß.

Nach drei Wochen hatte Herr Frixen diesen Brief in der Hand, und sein Verblüfftsein wuchs von Zeile zu Zeile.

‚Wie kann das angehn!' dachte er still vor sich hin, ‚wo mir der Kapitän das in die Hand versprochen hat! Da ist was nicht in Ordnung!'

Immer weiter von ihm rückte das beseligende Traumbild des Hotels an der Ecke der Langen Reihe, mit Fahrstuhl und elektrischen Klingeln. Er hoffte noch immer, aber in dem Brief, den er nach Genua schrieb, stand nichts mehr vom vorzeitigen Nachhausekommen. Das überließ er alles Guste, seiner Frau, die diesmal eine besondere Epistel aufsetzte.

„Wenn Du so ein schrecklich ungeratener Sohn bist, der nie und nicht mehr auf seine armen, verlassenen Eltern hören will, und wenn Du nicht sofort nach Hause kommst, so schicke wenigstens die zweihundert Mark Reisegeld wieder, die ich Dir gegeben habe."

In dem Tone ging's von Anfang bis zum Ende. Vater Frixen hielt es aus irgendeinem Grunde für geratener, diesen Brief drei Monate in der Brusttasche herumzutragen, als in den Briefkasten zu stecken. Zwischen Weihnachten und

Digitized by Google

Neujahr, beim großen Wäschefest, entdeckte Frau Frixen diese unerhörte Nachlässigkeit ihres Mannes und bekam wieder einmal ihren Zustand.

Am zweiten Oktober überflog Jonni geübten Feldherrnblickes seine Genever-batterie. Bis Genua reichten sie zwar, aber er ließ sich der Vorsicht halber noch ein Kistchen an Bord bringen. Tags darauf, an einem Sonnabend frühmorgens, ging der ‚Albatros' unter Segel.

Nach fünf Tagen waren sie im Südostpassat und konnten sich auf die faule Haut legen. Jakob Segger brachte nun das kleine Modell einer Viermastbark in einer hellen Kümmelbuddel unter. Seine Geschicklichkeit fand vielseitige Anerkennung, nur Kuno und Karsten, die sich mit ihren Spielkarten blufften, hielten ihre Beschäftigung für weit vernünftiger.

Mandus wich nicht von Jakobs Seite. Jeden einzelnen Teil, den Jakob durch den Flaschenhals schob und drinnen an den rechten Ort setzte, wußte Mandus zu benennen. Und die dreiunddreißig Segel, die aus Papier geschnitten waren, konnte er im Traume hersagen.

Jonni hatte bei der frischen Geneverkiste angefangen und war dabei geblieben. Denn es war ein ausgezeichneter Tropfen, und die zwölf Flaschen reichten gerade bis zum fünften Grad südlicher Breite. Hier wurde der Wind allmählich flauer und flauer, setzte nachtsüber aus und schlief endlich auch am Tage ein. Die Segel hingen wie leere Beutel und schlugen gegen Rahen und Stängen. Das Schiff machte keine Fahrt mehr, nur der Südäquatorialstrom versetzte es langsam nach Westen zu.

Am ersten Tage wurden die Wachen noch ordnungsmäßig begangen. Am zweiten blieb Cornelius von Holten ruhig im Schatten seiner Koje, und Andres Ochwatt wartete erst nicht auf ihn, sondern ließ Tetje beim Ruder allein. Dem aber wurde die Hitze denn doch zu arg, er hing sich über das Rad und schlief ein.

Wie ausgestorben lag das Deck.

Nur Schmutje, der Arme, durfte nicht ruhen. Viel Schweiß vergoß er in diesen Tagen vor dem heißen Ofen, und nur die zum fünften Male wieder in Angriff genommene Lektüre des grausigen Seeräuberromans konnte ihn einigermaßen mit seinem Dasein aussöhnen.

Am dritten Morgen, als die Sonne herauskam, harpunierte Tetje einen Schweinsfisch, und nun gab es frisches Fleisch. Als sich alle daran gütlich taten, stolperte Jonni herein und fluchte nach einem fürchterlichen Blicke: „Welcher hundsgemeine Diebskerl hat mir meinen Genever ausgesoffen?"

Da saßen sie alle wie die Olgötzen. Dann legte Tetje als der älteste die Knief hin, erhob sich, setzte die Mütze auf und sprach feierlichst, als müßte er es vor Gericht und unter Eid aussagen: „Herr Kapitän, hier an dieser Back sitzen keine Diebskerle!"

„Jumbo!" stieß Jakob Segger heraus, über den plötzlich eine innere Erleuchtung gekommen war. Alle, auch Jonni erkannten auf der Stelle die Richtigkeit dieser Vermutung. Tetje setzte sich eilig wieder hin und tat die Mütze herunter. Ganz unschuldig fühlte er sich nun nicht mehr an dem Vorkommnis.

Jonni machte wortlos kehrt und zog wutentbrannt und mit langer Nase ab. In seiner Kajüte beroch er noch einmal alle achtunddreißig wassergefüllte Geneverflaschen, das Ergebnis blieb dasselbe. Mandus mußte sie alle über Bord werfen. Ein langer Hai, der sich um das Schiff herumtrieb, verschlang elf von den braunen Steinkruken, dann hatte er vorderhand genug und seilte ab.

Noch immer machte das Wetter keine Miene schlechter zu werden, obgleich Jonni jetzt schon ein Gesicht aufsteckte wie ein vierzehntägiger Taifun. Kein Tropfen Genever an Bord! Und was anderes trank Jonni nicht. Rum konnte er nicht riechen. Er hielt es nicht mehr aus in seiner engen Kajüte. Er kam heraus und lief im Sturmschritt um das ganze Deck herum. Zwanzigmal hintereinander, als wenn er aus dem ‚Albatros' ein Karussell machen wollte. Aber es gelang ihm nicht. Das Schiff lag still wie vor Anker. Nun fing er an, die Leute zu pisacken, und erfand zu diesem Zwecke jeden Tag mindestens dreißig neue unnütze Arbeiten. Alle schimpften auf Jumbo, ließen Jonni poltern und

herumwerken und hüteten sich wohl davor, zu eifrig die Hände zu rühren.

Peter Jebsen bekam nun wirklich das Fieber und wurde in eine der leeren Passagierkammern gelegt. Jetzt konnte Jonni da etwas Ablenkung finden.

Mandus saß auf dem Klüverbaum, unter dem sich wieder eine ganze Herde Delphine tummelte, und versuchte seine Kunst im Harpunieren. Da das Schiff keine Fahrt machte, traf er endlich einen. Der Fisch hatte eine Länge von zwei Metern, wurde mit einer Tauschlinge um den Schwanz aus dem Wasser geholt und gab so viel Blut von sich, daß das ganze Deck von Röte schwamm.

Jonni kam gerade zurecht, um über die verdammte Schweinerei zu schimpfen.

„Alle Mann Deck waschen!"

Das war eine Freude. Backbord und Steuerbord flogen die Pützen ins Wasser und flogen mit einem Ruck gefüllt wieder herauf. Fünf Minuten später hatte keiner mehr einen trocknen Faden auf dem Leibe. Sogar vor Jonni machte die Pütze nicht halt. Triefend mußte er in seiner Kajüte Schutz suchen.

Acht Tage lagen sie nun schon in den Calmen still. Das Quecksilber des Barometers rührte sich nicht von der Stelle. Das Tauwerk und die Riggen waren auf eine erbarmungswürdige Weise vertrocknet, die Stängen schwankten bei jedem Seegang, und die Blöcke schlotterten. Wasser half da nicht viel, die gierige Sonne sog es gleich wieder auf.

Jonni saß in seiner Kajüte und fühlte sich höchst unglücklich. Da griff er in seiner Not zu den beiden großen, dicken Büchern, die schon ein paar lange Reisen mitgemacht hatten, ohne daß sie auch nur einmal in ihrer Ruhe gestört worden waren. Frau Kapitän Kaphengst, die für alles, was das Wohlbefinden ihres Gatten betraf, Sorge trug, hatte sie kurz nach ihrer Hochzeit an Bord gebracht und in eine sichere Ecke verstaut. Auf dem Rücken des obersten stand mit kupferfarbigen Lettern: Gartenlaube 1882. Jonni begann zu lesen, den ersten Roman, las zwei Spalten und entschlief sanft. Nach drei Stunden tiefen, gesunden Schlafes rieb er sich die Augen klar und griff zu dem andern Bande. Er las: Über Land und Meer 1876. ‚Aha!' dachte er, ‚das wird wohl was für Seeleute sein!' schlug auf und schnitt eine Grimasse. Da stand schon auf der ersten Seite ganz dick und groß das Wort ‚Liebe'. Enttäuscht warf er das Blatt herum, daß es in Fetzen ging.

„So'n dummer Weibsenkram!" brummte er vor sich hin. „Immer Liebe, Verlobung und Heirat! Darum braucht man doch nicht Bücher zu drucken, und noch dazu solche dicke! Das versteht doch ein jeder ohne Bücher!"

Bald war er wieder eingeschlafen.

Das waren die ersten Tage ohne Genever!

Völlig leer war das Deck, bis auf Detlef, der auf dem Ruder hing und beinahe schlief. Aus den Riggen kam eine leise, taktmäßige Knirschmusik. Da schlich Mandus auf Strümpfen zum Achterdeck. Detlef gab ihm das Rad und ging nach vorn.

Er griff und drehte. Spielend leicht lief das Rad durch Mandus' Hände. Rechts herum, links herum, immer schneller warf er das Ruder von Backbord nach Steuerbord, von Steuerbord nach Backbord, bis er glaubte, den ‚Albatros' aus seiner langen Ruhe aufgestört zu haben. Das war aber eine Täuschung. Das Schiff rollte von den Wogen, die plötzlich, nach langtägiger Ruhe, aufwachten. Vor Freude und Angst hüpfte Mandus das Herz. Wenn Jonni es nur nicht merkte! Aber der war sicher und fest auf dem Stuttgarter Bilderbuch für große Leute eingeschlafen.

Aber ein anderer wurde von der Bewegung wach, das war der Besanbaum. Je mehr sich Mandus bei seinem unnützen Ruderlegen unbewußt dem Takte des Seeganges anpaßte, um so stärker wurden die Schwingungen des Baumes, der wagrecht, dicht über Mandus' Kopfe dahinlief. Die beiden Taljen, mit denen er beiderseits festgelascht war, hatten sich in der starken Glut der letzten Tage gelockert und konnten sich jeden Augenblick auspicken. Mandus frönte seinem Spiel mit kindlicher Ausdauer. Da fiel die eine Talje aus dem Augbolzen. Der Baum schlug weit nach Backbord hinüber, und der ‚Albatros' schüttelte sich unwirsch.

Mandus ließ erschreckt das Rad fahren und duckte sich unwillkürlich vor dem zurücksausenden Baume.

Jonni fuhr auf, glaubte einen Windstoß zu spüren, war mit drei Sprüngen draußen und fand den Übeltäter, dem nun eine Ahnung von der Größe des Unheils, das er angerichtet hatte, aufging, bleich und zitternd am Ruder stehen. Im Augenblick verlor Jonni alle heimliche Sympathie für den gottsverdonnerten Jungen, und mit hocherhobener Faust jagte er auf ihn los.

Bauz! schwang sich der Baum nach Backbord, kling! pickte sich die andere Talje aus, und pardauz! sauste der Baum weit nach Steuerbord hinaus und schlug Jonni so wuchtig an die Schulter, daß er mit dem Kopf voran über das niedrige Geländer ins Meer fiel. Nur einen Augenblick brauchte Mandus, um seinen grenzenlosen Schreck abzuschütteln. Ein Sprung vorwärts, ein Ruck, ein Sprung zurück, und der weiße Rettungsring flog Jonni nach.

Jonni paddelte im Wasser wie ein kranker Frosch. Da er sich Mühe gegeben hatte, das Schwimmen gänzlich zu verlernen, und ihm außerdem der linke Arm vom Schlag des Baumes gebrauchsunfähig geworden war, konnte er sich nur mit der allergrößten Anstrengung über Wasser halten. Als er nach dem Ring greifen wollte, sank er unter und schluckte Salzwasser.

„Mann über Bord!“ schrie er, als er wieder heraufkam, und sprudelte das Wasser wieder von sich. Aber der Ring blieb für ihn unerreichbar, ganz langsam tanzte das Rettungsmittel von ihm ab.

„Mann über Bord!“ brüllte nun auch Mandus, stieg aufs Geländer und schoß mit einem langen Hechtsprung unter Jonni weg, griff den Ring und stieß ihn dem schnaubenden, stöhnenden und sprudelnden Jonni zu. Bis auf die Gefahr, von einem hungrigen Haifisch am Beine gepackt zu werden, war er vorläufig geborgen. Drei Bootslängen waren sie vom Heck des ‚Albatros‘ entfernt. Auch Mandus hielt sich am Ring fest, um besser um Hilfe schreien zu können. So laut und anhaltend sie nur konnten, erhoben sie ihre Stimmen, aber alle schliefen an Bord. Nur Peter Jebsen nicht. Der hörte sie, schleppte sich, vor Schwäche zitternd, aus seiner Koje und Kammer heraus und streckte den Kopf mit dem abgezehrten, dünnen Halse über die Reling. Da sah er das Unglück. Schreien konnte er nicht, so lief er zur Glocke und hieb so lange auf sie ein, bis alle auf den Beinen waren. Dann brach er zusammen. Tetje trug ihn wie ein kleines Kind in die Koje.

In demselben Augenblicke wurde Jonni erschöpft in die Jolle gezogen. Mandus kletterte allein ins Trockne.

Der Besanbaum hatte sich unterdessen beruhigt und konnte mit leichter Mühe festgemacht werden. Jonni blieb achtundvierzig Stunden unsichtbar. Und Mandus war der Held des Tages.

Am Mittag des dritten Tages kam ein Windstoß.

„Hurra!“ schrien sie alle. „Es geht los!“

Jonni stieg aus seiner Höhle hervor, er sah etwas blaß aus. Der leichte Windstoß wiederholte sich und wuchs sich bis zum Abend zu einer steifen Brise aus. Jetzt legte sich der ‚Albatros‘ hart bei dem Winde und machte es nicht unter sieben Knoten ab.

Drei Tage lang ging Jonni dem Jungen aus dem Wege. Der merkte es wohl und suchte nun erst recht Gelegenheit, um ihn zu sein. Länger als drei Tage aber hielt es Jonni nicht aus.

„Mandus!“ rief Andres Ochwatt, „Du sollst mal zu Jonni kommen!“

Jonni saß auf seinem Sofa genau wie damals in Kaspar Maasböls Hinterzimmer, nur die Geneverflasche fehlte. Dafür lag ein großes dickes, vollgeschriebenes Buch auf dem Tisch.

„Jung!“ sagte Jonni fest und reckte seinen Oberkörper über den Tisch. „Jung, gib mir man Deine Hand. So! Und nun setz' Dich man hin! Ich hab' mit Dir was zu reden!“

Mandus setzte sich, und sein Staunen über diesen freundlichen Empfang verwandelte sich in eitel Freude, als Jonni in seiner Rede fortfuhr, nachdem er sich mit dem Handrücken den Kinnbart gerieben hatte.

„Man hat Dir viel Unrecht getan hier

an Bord. Aber von heute ab soll das anders werden. Von dem andern brauchen wir nicht zu reden. Es ist manchmal ganz gut, wenn ein Seemann schwimmen kann. Na, das hab' ich Dir ja gezeigt. Punktum! Hier hab' ich ein Buch, da steht die Navigation drin. Das ist meine Reinschrift noch von der Schule. Die sollst Du jetzt lernen. Jawohl! Mach' nicht so ein dummes Gesicht. Ein Seemann muß navigieren können, sonst bleibt er sein Lebtag bloß ein Matros. Solche Leute muß es auch geben. Ohne die kann kein Kapitän fahren. Und wenn Du nach Hamburg kommst, sagst Du zu Deinem Vater: Vater, ich versteh' die Navigation und wie man ein Schiff auf den rechten Kurs bringt und hält. Und wie man auf dem größten Kreise segelt. Und was ich einmal gelernt hab', dabei bleib' ich auch! Verstanden!"

Mandus wäre Jonni am liebsten um den Hals gefallen.

Jonni schlug das geheimnisvolle Buch auf. Da waren Ziffern über Ziffern, sogar mit blanken Buchstaben war darin gerechnet.

„Dabei müssen wir anfangen!" sagte Jonni und legte zum Zeichen, daß die Arbeit beginne, die Piep hin.

„Ich versteh' zwar nichts von der Schulmeisterei, aber das ist nur für solche Jungs, die nichts lernen wollen."

„Ich will!" rief Mandus freudig, und seine Wangen röteten sich.

Und da legten sie los. Mandus machte zum ersten Male die wunderbare Erfahrung, daß das Lernen unter Umständen eine recht lustige Sache sein kann.

Er kritzelte auf sein Papier die Aufgaben, die ihm Jonni sagte und rechnete, daß die Tinte weit herumspritzte. Und Jonni saß ihm gegenüber und hatte innerlich eine närrische Freude, daß er was gefunden hatte, womit er sein Unrecht wieder gut machen konnte. Und Tag für Tag saßen die beiden stundenlang auf ihren Plätzen und traktierten mit Erfolg die Lehre von der Navigation.

Mandus faßte schnell und behielt sicher, und Jonni hatte weniger Not mit ihm als mit sich selber. Denn der Kram war für ihn furchtbar trocken. Wenn er wenigstens hier und da ein Gläschen Genever hätte genehmigen können.

Mandus schwirrte der Kopf von einem wilden Gewühl von Namen und Begriffen, denn Jonni pfropfte immer Neues hinein, ohne sich um das Alte zu kümmern. Winkelpeilen, Koppelkurs, Deviation, Meeresströmungen, Zyklone, alles purzelte in Mandus' Hirn durcheinander, aber er fühlte sicher, daß da eine bestimmte Ordnung drin war, hinter die er mit der Zeit schon kommen würde. Und die Ordnung kam mit der Praxis.

Ein Freudentag sondergleichen kam für Mandus, als ihm Jonni das Ruder in die Hand gab. Jetzt sollte er die Rechnung in die Praxis umsetzen, und es gelang. Herr fühlte er sich des ganzen Schiffes, das dem Drucke seiner Hand gehorchen mußte.

Abends an der Back erzählte er, was er tagsüber gelernt hätte, und prahlte nicht wenig. Das machte wenig Eindruck, nur Kuno faßte stillschweigend den Entschluß, doch noch auf Schule zu gehen und das Examen zu machen. Mit Auszeichnung sogar, denn er hatte doch mindestens einen so guten Kopf wie Mandus und war dazu noch um sieben Jahre älter und ein befahrener Mann.

In Jonnis Brust aber blieben bis Genua zwei Stimmen wach. Die eine meinte: Siehst Du, Jonni! Ist das nicht viel schöner, mit dem Jungen zu lernen und einen ordentlichen Seemann aus ihm zu machen, als hinter der dummen Geneverflasche zu sitzen und Stumpfsinn zu treiben! Und die andere sprach: Das ist alles recht gut und schön, aber wenn Du dabei noch eine Buddel von dem guten Genever aus Santos stehen hättest, würde Dir der ganze Kram noch viel mehr Vergnügen machen! Und Jonni konnte der letzten Stimme nicht so ganz unrecht geben.

XXVII.

Peter Jebsen kam wieder hoch.

Aus seiner Verpflegung wurde die Chinindose ausgeschaltet. Sein Appetit regte sich allmählich und wuchs sich im Laufe der acht Tage zu einem gesunden Hunger aus, daß ihm am neunten der Gockelhahn, der so zäh wie Schuhleder

war, nicht zu widerstehen vermochte. Am zehnten stand er auf, um das letzte Schwein, dessen Wachstum und Speckansatz mit Eifer verfolgt worden war, verbluten zu sehen. Das war ein so erfreulicher Anblick für ihn, daß er sich die Piep stopfte und anspeckte.

„Er schmökt schon!" sagte Jan Muus schmunzelnd und zeigte mit dem Daumen nach ihm.

„Das ist man gut!" rief Tetje. „Jetzt wird er all wieder besser!"

„Aber sie schmeckt mir nicht!" sagte Peter, indem er eine schmerzliche Grimasse zog und ausspuckte.

„Das gibt sich schon!" tröstete ihn Jakob. „Oder willst Du lieber priemen? Detlef hat einen guten!"

Und Wunder! Detlef langte wirklich in seine Westentasche, um einen Prüntje herauszuholen. Aber Peter winkte müde ab und sog an seiner Piep, daß sich ihm die dünnen, abgezehrten Wangen zwischen die Zahnreihen drängten. Alle nahmen an seiner Besserung aufrichtigen Anteil.

Als sie am nächsten Tage an der Back saßen und Peter Jebsen zum ersten Male wieder mitten unter ihnen war, suchte Tetje das zarteste Stück heraus und schob es Peter hin. Keiner hatte etwas dagegen, sogar Kuno fand es in Ordnung.

„Tag für die Back!" rief er und nahm den Rest.

Von dem Mittag an schmeckte Peter Jebsen die Piep wieder, und bald ging er wie jeder andere seine Wache. Bei seiner zehnten Wache sichtete er die Gestade von Genua, und vier Tage später lotste sie ein Schlepper in den Hafen.

Genua, die Stadt der prächtigen Paläste, hob sich von dem sinnverwirrenden Gewimmel der Dächer am Hafen in stolzen Stufen zu den Höhen der Küstenberge, deren Scheitel von finsteren Befestigungen, Türmen und Mauern mit Kanonenlöchern gekrönt wurden. —

Dicht am Fuß des höchsten dieser Forts saßen unter dem wehenden Leinwandzelte der Trattoria zum Righi drei nachdenkliche Zecher. Sie sprachen wenig, denn ihre Zungen und Kinnladen waren durch schwärzliche Tabaksklümpchen, die bald nach rechts, bald nach links geschoben werden mußten, hinreichend beschäftigt. Die gelbe Dezembersonne stand gerade auf der Spitze des dünnen, scharfkantigen Leuchtturms, der von Westen her den weiten, halbkreisförmigen Hafen überwachte. Sie sah aus, wie eine reife Melone, die ein plündernder Soldat auf sein Bajonett gespießt hatte.

Andres Ochwatt spuckte den Priem übers Geländer weit im Bogen hinaus, als wenn er damit mitten in den Hafen treffen wollte.

„Ho!" lachte Kuno, der ihm gegenüber saß und gleichfalls seinen Priem über Bord schickte. „Das ist just so als auf dem großen Michel bei uns zu Haus. Da glaubt man, man trifft den ‚Albatros' auf den Achtersteven und dabei fliegt das Prüntje aufs Kirchendach."

„Ja!" sagt Andres und goß schon wieder ein Glas Chianti hinunter, „das ist hier ein wunderschöner Hafen!"

„Das will ich meinen!" knurrte Kuno und holte den Swatten Krusen aus der Westentasche. „Schöner als unserer in Hamburg."

„Schöner ist er wohl," sagte Andres Ochwat, „aber größer können sie ihn nicht machen. In Hamburg ist immer noch Platz zum Butteln, aber hier nicht."

„Ich kann unser Schiff sehen!" meldete sich jetzt Mandus.

„Wenn Du nichts Besseres weißt! Das sehen wir lang!" dämpfte Kuno seinen Mut.

„Der Wein schmeckt gut!" sagte Mandus und trank sein Glas mit einem Wuppdich leer.

„Das ist eine andere Bris!" rief Kuno und gab ihm einen mächtigen Ritterschlag auf die Schulter. „Kammerjäger! Buddel Wien!"

„Subito! Subito!" tenorte der Kellner und stob mit flatternden Frackschößen davon.

„Das will ich meinen! Mit einem Maul voll Platt kommt ein Hamburger Jung um die ganze Welt!"

Und dann sogen sie wieder schweigend und ausdauernd an ihren gefüllten Gläsern. Die Sonne löste sich vom Leuchtturm los und hing eine Weile an der langen Fahnenstange des Turmes wie eine große, japanische Papierlaterne. Röter und röter wurde sie, röter und

röter aber wurde auch Mandus Frixens rundes Jungengesicht.

„Jung! Trink nicht so viel!" mahnte Andres Ochwatt, der Drittelonkel.

„Ach was! Laß ihn doch. Du willst dem Jungen auch gar kein Vergnügen gönnnen!" erwiderte Kuno.

„Er hat schon rote Ohren!"

„Laß ihn trinken, dann werden sie von selbst wieder weiß. Prost Mandus!"

Kuno hatte richtig prophezeit. Als nach einer Viertelstunde die Sonne, rot wie eine Riesentomate, hinter die Rivieraberge sank, waren Mandus' Ohren wirklich kreidebleich, und seine Stulpnase geisterte aus dem dunkelroten Gesicht wie eine weiße Wasserlilie aus dem düstern Waldsee. Da aber kam aus den Bergen ein kalter, schneidender Luftstrom und mahnte unfreundlich zur Heimkehr.

Nun ging es die für deutsche Seemannsbeine vertrackten Salitastufen hinunter. Voran schritt breitspurig Andres, der Breite, der von Zeit zu Zeit nach seinem Drittelneffen zurückschielte, dessen Füße sich beim besten Willen nicht an den veränderten Kurs gewöhnen konnten. Er pendelte zwischen den hohen Steinmauern, die den abschüssigen Weg einschlossen, hin und her, und seine Nase wurde bei jedem Schritte bleicher. Aber er gab sich den Anschein, als sei das alles nur ein Spaß, und lachte jedesmal schallend auf, wenn er mit Kuno zusammenstieß. Der nämlich hatte seine Ladung auch nicht besser verstaut, und so hatte er bald auf Backbord, bald auf Steuerbord Schlagseite. Und da Mandus immer in entgegengesetzter Richtung schwankte, kollidierten sie alle zehn Stufen. Endlich wurde es Andres Ochwatt, der an jeder Ecke ein neues Kielwasser bergabwärts suchte, denn doch zu bunt.

„Kuno!" rief er zurück, „nimm doch Deine Knochen ein bißchen besser in acht!"

„Das ist ja eine ganz verdüvelte Trepp! Die mag wohl für die italienischen Esel gut genug sein, aber nicht für meiner Mutter Sohn!"

„Mandus!" rief nun besorgt der Bruchonkel. „Komm, ich will Dich lieber unterfassen!"

„Nein!" schrie der beleidigt auf. „Ich kann noch leicht allein laufen!" tat einen Sprung und fiel Bums! so kurz er war, auf die kreidebleiche Nase. Zum großen Glück war sie vollständig blutleer. Er kam mit Andres' Hilfe wieder auf die Beine, und nun hätte der Heimweg fortgesetzt werden können, wenn nicht plötzlich etwas zu hören gewesen wäre.

Kuno spitzte zuerst die Ohren. Dann guckte sich Andres verwundert um, und endlich merkte auch Mandus etwas durch die dicken Weinnebel, die sein Bewußtsein umhüllten.

Da war irgendwo Musik, sanfte, getragene Musik, nicht das zwitschernde Mandolinengeklimper mit dem mißmutigen Gitarregequarr, die er bisher hier gehört hatte. Und plötzlich fielen mehrere helle Menschenstimmen ein und sangen ein Lied, ein Lied, das Kuno trotz des vielen Weines, den er getrunken hatte, doch sehr bekannt vorkam. Es fuhr ihm so durch den dunklen Sinn, daß er das Lied auch schon einmal gesungen haben müßte, damals, als er noch seiner Mutter die Äpfel aus der Speisekammer stahl.

Andres Ochwatt war unterdessen an die nahe Ecke gegangen und winkte.

Da stand auf dem weißen Porzellanschild an der eisernen Gittertür in deutschen Buchstaben: Wilhelm Kähler, Konsulats-Sekretär. Und hinter dem Gitter schimmerten durch immergrünes Buschwerk drei hohe, helle Fenster. Aus dem mittelsten quoll das Licht am stärksten. Die ganze Breite und Höhe stand voll kleiner, flackernder Flämmchen.

„Weihnachten!" knurrte Andres Ochwatt und schämte sich nicht wenig.

„Gottsverdoria!" brummte Kuno. „Daß ein Mensch das vergessen kann! Da hätten ja noch ein paar Buddel auf stehen können!"

Auf einmal begann die Musik von neuem.

„Das klingt wie eine kleine Orgel!" meinte Kuno altklug. „Jetzt werden sie gleich wieder singen! Paß auf!"

Und wieder sollte er Recht haben. Als das Vorspiel zu Ende war, jubelten helle Kinderstimmen drinnen im Hause die frohe Botschaft:

Vom Himmel hoch, da komm' ich her!
Ich bring' Euch gute neue Mär,

Der guten Mär bring' ich so viel,
Davon ich sing'n und sagen will!

Bei der zweiten Strophe wollte Kuno leise einstimmen, aber ein merkwürdiger Ton, der plötzlich hinter ihnen in das Lied hineinschluchzte, zerstörte ihm die Andacht.

Da saß Mandus auf einer Salitastufe, die Fäuste in die Augenhöhlen gepreßt, die Ellenbogen auf den Knien, und heulte, heulte, heulte, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

Eine Weile hörten sie zu. Als er aber immer noch keine Anstalten machte, sein unmännliches Tun einzustellen, bei jeder neuen Strophe vielmehr mit erneuter Kraft losjammerte, packte ihn Kuno derb bei der Schulter, um ihn aufzurütteln. Aber Andres wehrte ihm.

„Laß ihn zufrieden, Kuno. Oder Du kriegst das mit mir zu tun!"

„Er kann doch hier die ganze Nacht nicht dabei sitzen bleiben! Besoffen ist er und duhn!"

„Laß ihn! Wenn er all den Wein, den Du ihm zu viel gegeben hat, wieder ausgeheult hat, wird er schon von selbst damit stoppen!"

Da zog Kuno gelindere Saiten auf.

„Mandus! Junge! Du wirst mir doch nicht krank werden!"

Aber Mandus hörte nicht. Er verlor das Gleichgewicht, fiel um und lag regungslos mit geschlossenen Augen. Nur hin und wieder brachte er einen fürchterlich schweren Seufzer aus dem Herzen oder noch tiefer heraus. Kuno fuhr ihm mit dem blauen Taschentuch immer wieder über die Lider, aber trocken wurden sie davon nicht. Immer wieder benetzte sie das Tränenwasser.

„Ja!" sagte Andres. „Liegen lassen, das geht nicht!"

„Dann nehm' ich ihn auf den Buckel und trag' ihn hinunter!" sagte Kuno.

Wie leblos hing Mandus auf dem Rücken Kunos, der mit der schweren Last so sicher und vorsichtig den Berg hinabstieg, als hätte er seit drei Monaten keinen Tropfen Wein getrunken. Dabei rieselte ihm das kalte Tränenwasser, das ohne Unterlaß aus Mandus' Lidern tropfte, in den Hemdkragen hinein und den Rücken herunter. Aber er setzte den Jungen nicht eher ab, als er die Planken des ‚Albatros' wieder unter den Füßen fühlte.

Zum Unglück kam ihnen Jonni entgegen.

„Was habt Ihr mit dem Jungen gemacht!" fuhr er die beiden an, als Mandus sicher in die Koje gestaut war.

Andres Ochwatt berichtete.

„Wie kann man einem Jungen mehr geben, als er vertragen kann!" rief Jonni Kaphengst entrüstet.

„Das ist so von selbst gekommen!" entschuldigte sich Kuno. „Weil heut Weihnachten ist!"

„So?" machte Jonni, um seine Verwunderung zu verbergen. „Also weil heut Weihnachten ist! Das ist ja eine schöne Wirtschaft!"

Bei dem Worte Weihnachten begann Mandus wieder laut aufzuheulen.

„Junge! Mandus!" rief Jonni und steckte den Kopf in die Koje. „Was fehlt Dir denn eigentlich? Wo hast Du denn Schmerzen? Willst Du was trinken? Was Warmes?"

Mandus schüttelte nur den Kopf und blinzte trübselig in die helle Lampe, die Tetje eben anstteckte.

„Aber warum heulst Du denn so toll?" forschte Jonni besorgt.

Mandus würgte was in der Kehle, das ihn am Sprechen hindern wollte, aber er schluckte es hinunter und stotterte: „Das ist ja Weihnachten heut, und . . . und . . . und ich hab' keinen Baum!" und begann sein Heulkonzert von frischem.

Jonni stand und überlegte. Der Jurg hat keinen Baum! Er ist das immer so gewöhnt gewesen! Und wenn er jetzt keinen Baum kriegt, denn wird er krank.

„Kuno!" rief er. „Heut ist Weihnachten, und der Junge hat keinen Baum. Warum hat der Junge keinen Baum? Du hast ihm zuviel Wein gegeben, Du kaufst auf der Stelle einen Baum! In fünf Minuten bist Du wieder an Bord. Seil ab!!!"

Auf Kunos Bitten ging Tetje mit.

Straße auf und Straße ab liefen sie im Eilschritt. Nirgends sahen sie auch nur ein Zipfelchen eines Nadelbaumes.

„Die sind alle ausverkauft!" erklärte Tetje diese rätselhafte Erscheinung. „Heut

abend kriegen wir in Hamburg auch keinen mehr."

„Aber gestern und vorgestern waren auch keine auf der Straße."

„Das ist wahr!"

„Und in den Häusern sind auch keine zu sehn."

„Das ist wieder wahr!"

„Mich deucht, die Italiener haben überhaupt keine!"

„Das ist auch wahr!"

„Aber Mandus soll einen haben!"

„Das soll er! Und wenn wir einen abschneiden müssen."

Nun suchten sie in den Promenadenanlagen nach einem grünen Nadelbaume. Über eine Stunde liefen sie kreuz und quer. Sie kamen immer höher hinauf, wo die Gärten begannen. Plötzlich blieb Kuno vor einem großen Gittertore stehen und buchstabierte, was darüber stand: ‚Giardino botanico.'

Und dann stellte sich Tetje hin und buchstabierte: ‚Giardino botanico.' Mich deucht, das ist ein Botanischer.

„Und Giardino?" fragte Kuno. „Damit komm ich nicht zurecht!"

„Ja! Du! Das ist ein Botanischer Garten!" wies ihn Tetje zurecht.

„Wahrhaftig, Tetje! Du hast recht. Was bist Du doch für ein kluger Kerl."

„In Hamburg ist auch einer. Da pflanzen sie allerlei Bäume rein, die bei uns nicht wachsen."

Kuno blieb vor Bewunderung der Mund offen stehen.

„Und ich mein'," fuhr Tetje eilig fort, „daß sie hier die Bäume reinpflanzen, die bei uns wachsen."

Mit einem Sprung war Kuno über dem Gitter, riegelte das Tor auf und ließ Tetje herein. Sie schlichen an den Beeten entlang und spähten vorsichtig nach allen Seiten.

Auf einmal hielt Tetje den stürmischen Kuno am Ärmel fest und deutete nach links hinüber. Da standen in einer Reihe ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben struppige, stachlige Gesellen, einer immer höher als der andere, und vor jedem eine Tafel.

Mit einem unterdrückten Freudenschrei stürzte sich Kuno auf den mittelsten, und schon knirschte die scharfe Kniep der jungen Tanne ins harzreiche Holz. Unterdessen hatte Tetje Zeit, die weiße Tafel, die vor dem Bäumchen stand, zu studieren.

‚Picea balsamea' war mit großen schwarzen Buchstaben daraufgemalt.

Darauf konnte sich Tetje gar keinen Vers machen.

Kuno hatte endlich sein Werk beendet und schwang den Baum wie eine Flagge hoch in der Rechten.

„Kuno!" sagte Tetje, „gib mal Deinen Bleistift her."

„Willst Du einen Brief schreiben?" fragte der ungläubig, tat ihm aber doch den Willen.

„Wir sind kein Räuberpack!" erklärte sich Tetje. „Und wenn wir was kaufen, müssen wir das auch ehrlich bezahlen."

Dann drehte er die weiße Tafel um und schrieb darauf beim flimmernden Schein der Sterne: Vielen Dank für den Weihnachtsbaum Tetje Sappei und Kuno Leek aus Hamburg.

Doch Tetje legte die Tafel behutsam mitten auf den Weg.

„Weißt Du, was in Hamburg so ein Baum kostet?" fragte er darauf.

„Vier Groschen."

„Gut!" sagte Tetje und zählte vier einzelne Groschen auf das Brett. „Und noch einen Groschen Trinkgeld für den, der ihn gepflanzt hat." Dann gingen sie davon.

Jonni empfing sie scheltend.

Mandus schlief schon drei Stunden tief und fest. Seine Augenlider schimmerten zwar noch etwas feucht, aber die Nase hatte sich schon wieder zu ihrer natürlichen Farbe zurückbekehrt, und die Ohren entschlossen sich auch allmählich dazu.

Plötzlich erwachte er von ein paar mächtig tiefen Baßtönen, riß die Augen auf und sah den alten bekannten Traum leibhaftig vor sich stehen. Ein wunderfeiner Tannenbaum mit dickem blaugrünen Nadelpelz an den starren Zweigen! Ein Dutzend Lichter brannten darauf, und ein paar bunte Sterne aus Packpapier waren daraufgesetzt. Dicht vor seiner Koje auf der Back stand der Baum und strahlte, glänzte, leuchtete, daß Mandus die Augen schmerzten. Aber er machte sie doch nicht wieder zu und

sah Andres Ochwatt und Jonni bei seiner Koje sitzen und Kuno und Tetje und all die andern. Sogar Cornelius war dabei. Und Hugo hatte seine Harmonika in den Händen und spielte so leise und langsam, daß man gar nicht recht wußte, ob es traurig oder lustig war.

Mandus lachte übers ganze Gesicht.

Und Tetje schrie: „Er lacht! Er lacht! Unser Mandus ist wieder gesund!“

Und Hugo stieß und zog so mächtiglich an dem vierkantigen Lederbalg herum, der ihm auf den Knien lag, daß er sauste und brauste wie eine Orgel. Er fingerte und fingerte, und endlich hatte er die rechten Töne beisammen:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter!
Du grünst nicht bloß zur Sommerzeit,
Nein, auch im Winter, wenn es schneit!
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter!

Zuerst sang Kuno allein, dann half ihm Tetje, und endlich konnten die andern auch nicht stumm bleiben. Und sogar Andres Ochwatt erhob seine Stimme. Und wenn sie auch wie ein struppiger Besen tat, der über ein schadhaftes Ziegelpflaster kratzte, diesmal war er hinreichend entschuldigt.

Jonni aber flüsterte Smutje etwas ins Ohr und gab ihm einen Schlüssel in die Hand. Und Smutje kam mit sechs Buddel des feinsten Genevers wieder.

„Drei Cheers für unsern Kapitän!“ schrie Tetje begeistert. Und das ganze Deck bebte vor dem dreimaligen: Hipp Hipp Hurra!

Als nach einigen Tagen Alois Wohlgemut aus Würzburg, der deutsche Gehilfe des Direktors vom Giardino botanico in Genua, in die Gegend des Gartens kam, wo seine Tannenpflanzung stand, geriet er in eine echt bajuvarische Wut, als er die Lücke in dieser Sammlung erblickte. Und gerade auf die Balsamea waren die Diebe verfallen! Die Balsamea, die unter Brüdern Hunderte wert war. Als er aber den merkwürdigen hölzernen Brief mit den fünf Groschen fand, legte sich sein Zorn augenblicklich, und er lächelte. Sinnend ließ er seine Blicke über den Hafen hinweg zum Horizont schweifen. Dort sichtete er eine Dreimastbark, die mit vollen Segeln westwärts eilte. Und er wußte, daß dort ein Weg nach seiner Heimat führte, wußte aber nicht, daß diese Bark der ‚Albatros‘ war, der ihm seine vielgeliebte und teure Picea balsamea hoch auf dem Vortopp auf Nimmerwiedersehen entführte.

Mandus hatte sie vor der Abfahrt dort oben festgebunden.

XXIX.

Um dieselbe Zeit hielt Herr Frixen in Hamburg zwei geöffnete Briefe in den Händen, in jeder Hand einen, und starrte mit ängstlich aufgerissenen Äuglein bald in den einen, bald in den andern. Jetzt stürzte das Hotel mit dem Fahrstuhl und den elektrischen Klingeln vor seinen Augen ins Bodenlose.

All sein Raten und Taten war also vergeblich gewesen!

Seine Knie zitterten ein wenig, und drei große runde Schweißtropfen sammelten sich auf seiner blanken Stirn, die sich im Laufe dieses Jahres stark nach hinten zu vergrößert hatte. Kreuzunglücklich sah er aus. Und keinen Menschen hatte er in ganz Hamburg, dem er sein Herz hätte ausschütten können.

Seine Frau war noch viel zu stark mit ihrem Zustande beschäftigt.

‚Faule Fische und Schläge dazu!‘ dachte er und las den Brief von Jonni Kaphengst zum vierten Male. Nichts von dem Versprechen, worauf er ihm die Hand gegeben hatte, war in dem Schreiben zu finden. Nichts von dem vierten Gebot, das er ihm hatte beibringen wollen! Nur immer eine Melodie: Der Junge hat das Zeug zum Seemann und soll kein Gastwirt werden. Dahinter mußte etwas Besonderes stecken!

Da visitierte Herr Frixen noch einmal den Brief des Jungen. Da war an den Rand ein Satz quer geschrieben, den er bisher übersehen hatte. Und der Satz hieß: ‚Jonni ist einmal über Bord gefallen, und ich bin ihm nachgesprungen.‘

Jetzt ging Herrn Frixen ein helles Licht auf. Und obgleich er den Schaden davon hatte, fühlte er einen schönen Stolz, der Vater dieses Jungen zu sein.

Und er dachte an die Worte des Paſtors: ‚Die Gefahren Ihres Berufes ſind groß und ſchwer, dagegen ſind die Gefahren des Meeres gering!‘ Und er ſtrich die Flagge.

Dann ging er zu ſeiner Frau und las ihr Mandus' Brief vor, und mit beſonders eindringlicher Betonung den quergeſchriebenen Satz.

Vor Schreck und Entſetzen fuhr Frau Frixen in die Höhe.

„Ins Waſſer geſprungen! Mein Mandus iſt ins Waſſer geſprungen! Hab' ich das nicht gleich geſagt! Der Junge wird ſich was antun. Und nun hat er ſich was angetan! Da iſt bloß dieſer ſchreckliche Menſch ſchuld, zu dem Du ihn in die Lehre gegeben haſt! Der hat ihn ſo ſchlecht behandelt! Mein Mandus! O mein armer Mandus!

„Laß ihn mal erſt wieder da ſein! Laß ihn mal erſt wieder nach Hauſe kommen!“

Um dieſelbe Stunde hielt auch Selma Kaphengſt einen Brief in der Hand, der von Jonni aus Genua gekommen war. Es war ein kurzer, trockener Bericht über die glücklich zurückgelegte Reiſe. Aber Frau Kaphengſt fühlte, was zwiſchen den Zeilen ſtand. Da flaggte der Heimatswimpel! Und ihre Hände ſchloſſen ſich zuſammen, ohne daß es Selma merkte, die raſtlos mit Augen und Lippen über des Vaters Zeilen dahinſtürmte.

Sie kommen mit einer Ladung Wein direkt nach Hamburg.

Selma las weiter: „Und daß ich Euch dieſen Brief überhaupt noch ſchreiben kann, dafür könnt Ihr Euch bei Mandus bedanken. Der hat mir das Leben gerettet.“

Frau Kaphengſt ſprang auf und rief atemlos: „Gib den Brief her! Gib den Brief her!“

Aber Selma ſprang ebenſo aufgeregt wie ihre Mutter hinter den Tiſch, hielt den Brief feſt und rief: „Erſt muß ich's noch einmal leſen! Erſt muß ich's noch einmal leſen!“

„Du gibſt ſofort den Brief her!“ rief Frau Kaphengſt und ſchlug mit der flachen Hand auf die Plüſchdecke.

Doch Selma lief zur Tür hinaus. Die Mutter hinter ihr her. Wie die wilde Jagd ging's durch den Hausflur, das Schlafzimmer, die Küche. Bis Selma in der guten Stube mit den gepreßten Plüſchmöbeln hinter der Palmenſäule auf Grund geriet.

Frau Kaphengſt ſank erſchöpft in den Lehnſeſſel.

In einem Atemzuge las jetzt Selma den Brief zu Ende. Da hörten ſie, daß Jonni über Bord gefallen und Mandus ihm nachgeſprungen war. Endlich gab Selma den Brief her. Frau Kaphengſt ſaß im Seſſel und las immer und immer wieder die letzte Seite herunter und merkte gar nicht, daß ſie in einer ungeheizten, bitterkalten Stube ſaß.

Es war das erſtemal, daß Jonni von einer Lebensgefahr berichtete, in der er geſchwebt hatte.

„Und jetzt heirate ich ihn erſt recht!“ rief Selma, das Geſicht von gerechter Entrüſtung angeglüht und ſchlug vor der Mutter mit der flachen Hand auf die Plüſchdecke.

„Du Gör!“ lachte Frau Kaphengſt.

„Mama! Das verbitt' ich mir! Ich bin bald fünfzehn!“

„Bald? In elf Monaten!“

„Und ich heirate ihn doch!“

„Sieh mal an! Morgen vielleicht ſchon?“

„Sofort, wenn er wiederkommt!“

„Aber Kind! Man heiratet doch nicht ſo Hals über Kopf! Und beſonders nicht in Deinen Jahren!“

„Dann wenigſtens verloben!“

„Wenn er Dich aber gar nicht mag?“

„Oho! Das hab' ich ſchriftlich.“

„Das war damals; aber ob er Dich heute noch mag!“

„Iſt das Dein Ernſt?“

Nervös knüllte Selma ihr Taſchentuch zuſammen.

„Ich hab' ihm doch geſchrieben!“

Frau Kaphengſt lachte laut auf. „Alſo doch! Ich ſollte Dich nicht kennen! Was denn?“

„Eine Anſichtspoſtkarte mit dem Kriegerdenkmal hinten drauf. Zuerſt wollte ich ihm ſo eine Serie ſchicken: Des Seemanns Abſchied und Heimkehr. Aber das war mir zu deutlich.“

„Das Kriegerdenkmal iſt allerdings

weniger deutlich. Und was hast Du draufgeschrieben?"

„Bloß einen herzlichen Gruß."

„Dann verlier nur die Hoffnung nicht!"

„Aber von Genua hat er mir nicht geschrieben! Na, er soll nur erst hier sein!"

Kling! Kling! ging draußen die Türglocke, und Klack! fiel etwas in den Briefkasten.

Wie ein Pfeil schoß Selma hinaus, und auch Frau Kaphengst merkte, daß es in ihrer guten Stube recht ungemütlich kalt war.

Draußen stürmte ihr Selma mit einer Ansichtspostkarte entgegen. „Von Mandus! Von Mandus!"

„Was schreibt er denn?"

„Herzlichen Gruß. Mandus Frixen. Mehr nicht. Das ist doch eine Gemeinheit. Es ist noch soviel Platz auf der Karte."

„Das kann ja ein niedlicher Empfang werden!"

„Das sag' ich ihm erst alles nachher."

„Ach so! Und an Deinen Vater denkst Du gar nicht? Ob dem das recht sein wird?"

„Jonni? Ach Mama, den kriegen wir beide schon noch herum!"

Und nun schwuren sich Mutter und Tochter mit inniger Umarmung und einem langen Kuß Waffentreue.

Darauf stellte sich Selma vor den Spiegel, zupfte ihr Haar zurecht und setzte sich den breiten Filzhut auf.

„Wo willst Du hin?" fragte erstaunt die Mutter.

„Zu meinem Schwiegerpapa!"

„Zu wem?"

„Zu meinem Schwiegerpapa!" wiederholte Selma und steckte sich den Hut fest.

„Ja, bist Du denn von Sinnen? Zu einem wildfremden Menschen!"

„Wildfremd?" rief Selma und wandte sich zur Mutter. „Ich bin ja schon zweimal bei ihm gewesen."

Frau Kaphengst schlug vor Schreck die Hände zusammen.

„Er ist ein sehr netter, alter freundlicher Herr. Und er gibt mir immer die Briefe von Mandus zu lesen, weil ich mich für ihn interessiere. Seine Frau ist nicht so nett. Die schneidet immer ein Gesicht, wenn ich komme. Aber ich mach' mir nichts draus."

„Und nichts, gar nichts hast Du mir erzählt!"

„Jetzt kann ich Dir's ja sagen! Jetzt kannst Du ja nichts mehr dagegen haben."

„Und Du bist zweimal allein hingegangen!?"

„Weißt Du, Mama, heute könntest Du eigentlich mitkommen!"

„So? Du bist außerordentlich gütig! Was sind denn das für Leute?"

„Sie haben eine Wirtschaft!"

„O Gott! Eine Wirtschaft!"

„Bitte sehr, eine feine, gemütliche Wirtschaft! Auf der Langen Reihe im Keller!"

„Im Keller! . . . Großer Gott!" Frau Kaphengst war mit ihrer Kraft zu Ende.

„Komm mit! Mama! Ich finde auch, wir müssen uns bei den Leuten bedanken, daß Mandus Jonni aus dem Wasser gezogen hat."

Das gab den Ausschlag, und Frau Kaphengst machte sich mit Selmas fieberhaft eiliger Hilfe zum Ausgehen fertig.

Mit einem tiefen Kratzfuß empfing sie Herr Frixen an der Tür.

„Guten Tag, Schwiegerpapa!" begrüßte ihn Selma und reichte ihm burschikos die Hand. „Hier ist meine Mama. Wir wollten uns bedanken —"

Aber Frau Kaphengst schnitt ihr das Wort ab, und Herr Frixen führte sie beide an das Bett seiner Frau, die sich durch die ihr erwiesene Aufmerksamkeit sehr geehrt fühlte und allmählich Herrin ihres Zustandes wurde. Frau Kaphengsts Krankenvisite zog sich sehr in die Länge, denn Frau Frixen besaß ein großes Talent im Erzählen und Frau Kaphengst ein noch größeres im Zuhören. Nachher gestand Frau Frixen ihrem Manne, daß sie sich mit keinem Menschen so gut unterhalten könnte wie mit der Frau Kapitän. Und am nächsten Sonntag nachmittag wollte sie den Besuch erwidern. Daran merkte Herr Frixen, daß sie ihren Zustand wieder einmal hinter sich hatte.

Während Frau Frixen fortwährend sprach und Frau Kaphengst fortwährend

zuhörte, las Selma ihrem Schwiegerpapa den Brief vor, den Mandus aus Genua geschrieben hatte, zeigte ihm voll Stolz die Ansichtspostkarte und betraute ihn endlich auch mit dem Geheimnis des Briefes aus Valparaiso, der den formellen Heiratsantrag enthielt.

Vater Frixen las den Brief, und sein apfelrundes Gesicht verlängerte sich dabei bis an die Grenze des Möglichen. Dann schaute er Selma in die blauen Augen und sagte: „Das muß man dem Jungen lassen. Er hat Geschmack!“ — —

Mit guten nördlichen Winden taumelte der ‚Albatros‘, des süßesten Weines voll, durch das Mittelmer bis vor Cadix. Da sprang der Wind nach Westen um, und das Wetter wurde naß und kalt. Mit Donner und Hagel klatschten die Böen dem ‚Albatros‘ in die Segel. Aber er hielt sich wacker und lief im weiten Bogen um Kap Sankt Vincent und Kap Finisterre herum in die Biscayische See. Gleich am zweiten Tage hatte Jonni seine Lehrtätigkeit wieder aufgenommen. Sie kamen jetzt in die sehr schwierigen Materien der Koppelkursberechnung, und Jonni mußte sich zuweilen durch einen herzhaften Schluck Genever stärken. Die Flasche aber stand nicht mehr auf dem Tische, sondern unter dem Sofa und war ihres Amtes als Barometer ganz entsetzt.

Immer inniger schloß sich Mandus an Jonni. Auf der Höhe von Lissabon brachte er ihm ungeheißen einmal den Sonntagsfrühstückskaffee, und fühlte es nicht als Erniedrigung. Aufrichtige Reue fühlte er vielmehr darüber, daß er die ehrwürdige Konfirmationstasse zerschlagen hatte. Vor dem zweiundvierzigsten Grade lief ihnen ein großer dreischlotiger Hapagdampfer dicht vorbei. Jonni ließ die Hamburger Flagge im Besantopp steigen. Musikklänge und flatternde Tücher grüßten von drüben.

Sehnsüchtig schaute Mandus dem starken Schiffe nach. Auf so einem Schiffe wollte er einst als Kapitän anheuern. Dagegen kroch der ‚Albatros‘ langsam wie eine Schnecke.

Da er aus seinem Herzen Jonni gegenüber keine Mördergrube mehr machte, teilte er ihm den Wunsch mit.

Einen niederschmetternden Blick empfing er dafür.

„Junge! Du willst mir doch etwa nicht einer von den Neumodischen werden, wie Cornelius! Die Segelschifferei ist die einzig richtige Schifferei. Sie war zuerst da, und wird auch zuletzt da sein. Wenn einmal die Kohlen alle sind, dann können sie mit ihren Dampfern hausieren gehen! Aber der Wind weht immer und überall!“

„Aber es werden immer mehr Dampfer gebaut als Segelschiffe,“ warf Mandus ein.

„Das ist ja eben die verdammte Dummheit von den Leuten! Sie wollen nichts und nichts einsehen, bis ihnen der Glaube in die Hand kommt. Und er wird schon kommen. In dreißig Jahren ist das letzte Stück Kohle verbrannt!“

Mandus neigte zur entgegengesetzten Meinung, ließ es aber nicht laut werden, denn er wollte Jonni nicht kränken.

Ohne Unfall erreichten sie den Kanal. Bei Dover konnte Mandus die weißen Seifenstreifen, die das große Schiff ‚Mannigfual‘ dort an den Uferfelsen zurückgelassen hatte, aus nächster Nähe betrachten.

Als sie bei dem Feuerschiff Hoek van Holland vorbeiliefen, sagte Tetje: „Da unten liegt die ‚Emilie‘ aus Flensburg, die wir gerammt haben.“

„Die läuft uns nicht mehr in den Weg!“ meinte Kuno und schaute über Bord.

Aber er konnte nichts sehen, auch Mandus nicht, denn die See war graugrün und undurchsichtig. Gegen Abend warfen die Laternen der entgegenkommenden Dampfer lange Reflexe auf das Wasser.

„Das gibt Nebel!“ sagte Jonni und ließ frisches Talg ins Lot schmieren.

Am nächsten Tage bekamen sie die Sonne nicht zu Gesicht. Eine enge Käseglocke aus grauem, undurchsichtigem Glase umgab das Schiff. Der Großtopp stach von unten her in den Knopf, und so mußte der ‚Albatros‘ sein eigenes Gefängnis immer mit sich weiterschleppen. Es machte ihm auch Mühe genug, kaum daß er zwei, drei Knoten lief. Die

unteren Segel hingen schlaff, nur in den oberen stand eine labbere Kühlte. Der Mann auf dem Ausguck gab alle Minuten drei Töne mit dem Nebelhorn. Näher und ferner brüllten sich Dampfer an ihnen vorbei. Zu Gesicht bekamen sie keinen einzigen.

„Mann de Lien!" kommandierte Jonni alle halbe Stunden. Einer lief mit dem Lot voraus, warf die Leine klar und mit einem tiefen Plumps! fuhr das Lot in die Tiefe. Die Leine glitt durch Jonnis Hand, und er zählte laut die Meter. Dann wurde das Lot heraufgeholt, und er prüfte die Grundprobe, die unten in der talggefüllten Höhlung saß. Und da Jonni den Grund der Nordsee kannte wie seine eigene Büxtasche, wich er nicht vom Kurse ab.

Zwei Tage lang hing die Käseglocke über ihnen und versperrte ihnen den Blick auf Baken, Tonnen und Feuer.

Am Morgen des dritten wurde Jonni unruhig. Dreimal kurz hintereinander lotete er. Er war sich seiner Sache nicht sicher.

„Wir müssen zu Anker gehn!" mahnte Cornelius, und Andres stimmte ihm bei. Jonni widersprach ihnen nicht und ließ zum viertenmal das Lot auswerfen. Wieder kam der weiße Sand mit den kleinen Muscheln herauf, den er noch nie in einer Tiefe von achtzehn Metern gefunden hatte.

„Ich hör' was!" rief Mandus. „Da läutet was!"

„Ich kann nichts hören!" sagte Jonni, nachdem er angestrengt hinausgehorcht hatte. „Es wird ein Schiff sein!"

„Nein! Nein!" rief Mandus eifrig. „Das sind vier Töne mit der Glocke. Bimm! Bamm! Bamm! Bums!"

Jetzt legte Jonni das Ohr an die Reling, aber er hörte nur die Wellen gegen die Planken schlagen. Mandus machte es ihm nach und vernahm die fernen Töne noch deutlicher.

Keiner hörte was, auch Kuno nicht, der sich platt auf das Deck warf und das Ohr dagegen drückte.

„Junge, Du träumst!" sagte Jonni ernst. Aber Mandus blieb bei seinem Bimm! Bamm! Bamm! Bums!

Alle wollten sie es ihm ausreden bis auf Andres und Tetje, die wußten, daß Mandus ein ungewöhnlich feines Gehör besaß. Mandus lag neben Kuno auf dem Deck und markierte die Glockenschläge mit der Faust auf den Planken.

„Das ist das erste Feuerschiff!" sagte Andres.

„Unsinn!" gab Jonni zurück. „So weit sind wir noch gar nicht!"

„Das ist das erste Feuerschiff!" sagte Cornelius.

„Es wird immer schwächer!" rief Mandus.

„Mann de Lien!" kommandierte Jonni, der noch immer nicht daran glauben wollte.

Tetje griff zu, und der Erfolg war: Grauer Sand und Schlick in einer Tiefe von fünfzehn Metern.

„Hart Backbord das Ruder!" brüllte Jonni Detlef Bodderbrot an, der das Rad hielt. „Und vier Strich Nordost zum Norden!"

Ärgerlich drehte sich der ‚Albatros', er wäre gar zu gern bei Scharhörn aufgelaufen!

„Jetzt wird's wieder deutlicher!" rief Mandus nach einer Weile und richtete sich wieder auf.

„Jetzt hör' ich's auch!" machte sich Kuno bemerkbar und schlug auf das Deck: ‚Bimm! Bamm! Bamm! Bums!'

Von backbordachter brummte sich ein Dampfer heran, fortwährend in kurzen Pausen dröhnte seine Pfeife. Tetje kratzte am Mast, um den Wind etwas auf die Beine zu bringen, denn der lag im Sterben. Jonni warf noch einmal das Lot aus und fand in einer Tiefe von fünfundzwanzig Meter roten Sand.

„Jetzt sind wir in der Rinne!" sagte er und atmete auf.

Näher und näher tutete sich der Dampfer heran, bis endlich ein scharfer Steven langsam und vorsichtig die graue Käseglocke anschnitt.

„Hallo!" schrie Jonni.

„Hummel! Hummel!" klang es klar und scharf aus dem Nebelflor.

Die Antwort darauf wurde vielstimmig gegeben,

„Wollt Ihr was?"

„Einen Schlepper!" schrie Jonni hinüber.

„Werden schicken!“ war die Antwort.

„Hamburger Bark ‚Albatros‘ von Genua.“

„Guten Morgen Jonni! Hast Du noch eine Buttel Genever an Bord?“

„Halt Dein Maul und mach' daß Du weiterkommst!“ schrie Jonni erbost.

Ein lautes Gelächter flatterte herüber, dann schob sich der Dampfer wieder aus der Käseglocke heraus. Aber einen Riß hatte sie weg. Als die Sonne hoch kam, weitete sich der Käfig des ‚Albatros‘ zusehends und schwand endlich ganz. Die Lotsengaliot lag voraus, mitten in seinem Fahrwasser.

Ein frostiger Ostwind jagte wie ein großer Besen über das Meer und kehrte den Nebel zum Teufel. Der Lotse ließ sich von einem kleinen Dampfer herübersetzen. Aber auch der konnte dem widrigen Wind nicht kommandieren.

Da kam ein Schlepper von Cuxhaven herauf. Vor seinem breiten Bug hatte er eine weiße, rollende Schaumwelle, und über der Welle schimmerten zwei weiße, wehende Tüchlein.

Wie die Ameisen liefen die Leute durcheinander. Tetje mußte sich plötzlich einen dickeren Rock anziehen, aber nur, weil er weniger Flecken und Flicken hatte, als sein dünner. Sogar Detlef Bodderbrot kramte sein knallrotseidenes Halstuch heraus.

Nur Jonni stand regungslos, und seine blauen Augen blickten starr und unausgesetzt auf den Schlepper. Neben ihm hatte Mandus Posto gefaßt und winkte mit seiner Mütze, bis ihm der Arm schmerzte.

Der Schlepper schoß längseit und stoppte.

„Jonni!“ jauchzte Selma. „Mandus! Jonni!“

Wie eine Katze kletterte sie das Fallreep herauf. Jonni umhalste sie, und sie küßte ihn herzhaft auf Wangen und Mund. Mandus aber schloß sie fest in die Arme und küßte ihn nur auf den Mund.

„Ja, Mandus! Ja!“ flüsterte sie ihm hastig ins Ohr. „Ja, ich will Deine Frau werden!“

Jonni sperrte Mund und Augen auf wie ein Butt auf dem Trocknen. Daß sein heimlicher Wunsch so schnell in Erfüllung gehen würde, traf ihn völlig unerwartet. Seine Frau aber nahm ihn schweigend am Arm und zog ihn in die Kajüte.

Kuno schaute mit besonders unverholenem Neid auf den glücklichen Mandus und faßte noch einmal den durch nichts mehr zu erschütternden Entschluß, auf die Schule zu gehen, um zu lernen, wie man auch ohne den Besanmast navigieren kann. Dann half er den anderen die beiden großen Körbe mit frischen Eßwaren an Bord zu hieven. Auch ein Fäßchen Bier hatte der Schlepper mitgebracht.

Jetzt kamen bessere Zeiten. Die Hände in den Taschen und die Nase nach der Kambüse gerichtet, ließen sie sich die Elbe hinauf tauen.

Mandus und Selma aber saßen vorn auf der Back hinter dem Spill und dachten nicht an Essen und Trinken.

XXX.

Heute, nach einem halben Menschenalter, ist Fräulein Stapelmann längst Frau Kapitän Ochwatt, und ihr geliebter Herr und Gebieter pendelt alle Wochen einmal mit einem Kohlendampfer von Hamburg nach Newcastle und wieder zurück. Zu längeren Reisen erhält er von seiner kleinen Frau keinen Urlaub, und er bedauert es auch weiter nicht, sondern nimmt froh und munter alle Vierteljahre ein Pfund zu. Er beneidet auch Cornelius von Holten nicht, der als Kapitän auf einem Liniendampfer zwischen Boston und Westindien fährt.

Dietrich Dippel betreibt im Hamburger Hafen ein fliegendes Geschäft mit Papier und Schreibutensilien und sucht nebenbei noch immer vergeblich nach einer Heuer.

Jan Muus hat sich zu seinem Bruder ins Holsteinische zurückgezogen und betreibt jetzt sein Zimmermannshandwerk auf festem Boden. Den goldnen Boden soll er noch finden. Das Schmöcken aber hat er sich nicht abgewöhnt.

Jakob Segger hat eine runde Witwe ohne Kinder, aber mit einem gut gehenden Takelgeschäft an den Vorsetzen gefreit und lebt einen guten Tag und eine noch bessere Nacht.

Im Park.

Gemälde von Edgard Maxence.

(Copyright 1907 by Edgard Maxence.)

Jürgen Differt ist verschollen. Er fuhr vor drei Jahren mit einer Bremer Bark nach Java, und das Schiff ging im Indischen Ozean verloren.

Hugo Pingel, Detlef Bodderbrot und Karsten Kiekbusch sind der Seefahrt treu geblieben, reisen bald dahin, bald dorthin, bald auf Dampfschiffen, bald auf Segelschiffen, machen wilde und feste Fahrten, suchen aber noch immer nach einer so gemütlichen Back, wie sie auf dem ‚Albatros' stand.

Die steht nämlich jetzt bei Tetje Sappei, der in der Hamburger Lotterie einen Treffer gemacht und damit in einem Keller auf dem Steinhöft die fidele Kneipe ‚Zum süßen Kringel!' übernommen hat, an der ein richtiger Jan Mat nicht vorüberläuft. Eine Witwe mit einer ausgewachsenen Tochter führt ihm die Wirtschaft.

Sein bester Gast ist er selbst. Gleich dahinter kommt Kuno Leek, der oft an dem süßen Kringel leckt und sich für die ausgewachsene Tochter außerordentlich interessiert, die aber anscheinend nichts von ihm wissen will, obgleich er der glückliche Besitzer eines selbst erworbenen Patents für kleine Fahrt ist. Aber er läßt nicht locker, und da er als dritter Steuermann auf einem Frachtdampfer fährt, der nicht aus der Nordsee und Ostsee herausgeht, kann er alle vierzehn Tage aufs neue sein Glück versuchen. Tetje nimmt sich seiner an und will ihn sogar zum Erben einsetzen, wenn noch was übrig bleibt.

Menno Pickpack aber sitzt in Fuhlsbüttel. Bei einem schweren Einbruchsdiebstahl, den er in Uhlenhorst sehr ungeschickt ausführen wollte, wurde er gefaßt und kann nun sechs Jahre lang ungestört darüber nachdenken, ob er sich bessern will.

Peter Jebsen hat eine alte Kastenschute geerbt und segelt und stakt auf der Elbe und Alster herum mit Mauersteinen und ähnlichen nützlichen Dingen.

Jumbo trägt noch immer Kaffeesäcke in Santos, und das Klima bekommt ihm ausgezeichnet. Er ist mit einer fetten Mulattin verheiratet und bereits glücklicher Vater von dreizehn Kindern. Nur den guten Genever kann er noch immer nicht vergessen.

Greggers fünftausend Mark machten Frau Kathrina auf dem Kattrepel nicht viel Freude. Ihr Bierkutscher gab sofort seine Stellung auf, entdeckte sein Talent für allerhand noble Passionen, fehlte bei keinem Rennen und fiel eines Abends so unglücklich in die Alster, daß man ihn erst eine Minute zu spät herausziehen konnte.

Und an dem allen ist einzig und allein der ‚Albatros' schuld. Dem wurden die vielen langen Reisen auf die Dauer unerträglich. In immer kürzeren Zwischenräumen mußte er sich von den Anstrengungen im Dock ausruhen. Zuletzt half alles Ausbessern und Flicken nichts mehr, der Rost hatte seine Haut bis dicht an die Rippen gefressen. Da kam er zum alten Eisen, lag ein Jahr untätig in einer einsamen Hafenecke und wurde endlich von einer Firma in Bremerhaven zum Abwracken gekauft.

Jonni Kaphengst, seinem Kapitän, erging es ganz ähnlich. Der Genever bekam ihm auf die Dauer nicht. Es zwickte ihn da, es zwickte ihn dort, der Doktor behorchte ihn vorn und hinten und stellte einige innere Havarien fest.

Mit seiner Hilfe setzten es Frau Kaphengst und Selma durch, daß er kein neues Schiff übernahm. Knurrend und mißgelaunt ging er bei ihnen vor Anker und hängte die ganze Navigation an den Nagel.

Ein Jahr hatten sie die schwere Not mit ihm. Aber an der unermüdlichen Geduld der Frau und an der zielbewußten Energie der Tochter, die ihn schonungslos tyrannisierte, rieb sich sein Widerstand mürbe. Nach Ablauf dieses kampfreichen Jahres hängte er an den zweiten Nagel die Geneverflasche.

Sie umgaben ihn mit so viel weiblicher Liebe und Sorgfalt, daß er ihnen ganz verfiel. Mit List lockten sie ihn in eine Versammlung des Blauen Kreuzes und lockten ihm das Versprechen ab, nie wieder einen Tropfen dieses schrecklichen Giftes, Genever genannt, zu sich zu nehmen. Er wurde einfach überrumpelt. Und er redete sich jetzt wirklich ein, keinen Genever mehr riechen zu können, wie er sich früher eingeredet hatte, keinen Rum riechen zu können.

Herr Frixen dagegen hat noch nicht im Wrackhafen festgemacht. Den Keller an der Ecke der Langen Reihe aber hat er mit einem freundlichen Wirtshäuschen an der Waterkant von Oevelgönne vertauscht, und das Konto, das er vor Mandus' erster Reise der Besatzung des ‚Albatros' eingeräumt hatte, hielt er auch hier draußen offen. Zwar mußte er im Laufe der Jahre noch manchen Zustand seiner Frau erleiden, schickte sich aber darein mit der Ruhe eines Philosophen. Bei allzu hartnäckigen Anfällen bat er Frau Kapitän Kaphengst zu Besuch, die sich von Frau Frixen so lange unterhalten ließ, bis das Übel gehoben war.

Heute, an einem Maisonntagmorgen, an dem der Himmel kein einziges Wölkchen zeigt, sitzen die beiden Frauen in dem kleinen Vorgärtchen, das ein niedriges Gitter nach dem Strande zu abschließt. Frau Frixen entrüstet sich soeben über die schrecklichen modernen Ärmel und die entsetzlichen Hüte, die man jetzt durchaus tragen müsse, und Frau Kaphengst hört geduldig zu.

Herr Frixen hat zur Feier des Tages die grantbestreuten Wege sauber geharkt. Krokus und Narzissen stehen leuchtend auf den runden und ovalen Rabatten, die Tulpen recken stolz die roten Kelche, und auch die Rosen strecken schon ihre grünen Finger hervor, um das flutende Sonnenlicht zu fangen. Tische und Stühle sind frisch gestrichen. Die merkwürdige Farbenzusammenstellung von Tiefgelb und Hellrot, unter der auch die luftige Lattenlaube zu leiden hat, ist Jonnis ureigenste Erfindung.

Der nämlich rennt im Garten herum und liegt mit Eifer der Blumenpflege ob. Leider können sich die armen Blumen nicht dagegen wehren.

Auch Herr Frixen ist noch immer nicht an dem gedeckten Frühstückstisch vor Anker gegangen. Er gibt den beiden Kellnern Anweisungen und prüft eingehend, ob Speisen und Getränke in genügender Menge an Ort und Stelle sind. Denn hier draußen gibt's für ihn sechs Feiertage und nur einen schweren Arbeitstag.

Halb Hamburg ist heute unterwegs. Schwarz wimmelt es schon auf den Decks der kleinen grünen Dampfer, die nach Blankenese hinunterfahren. Überfüllt sind auch die größeren Raddampfer mit dem weißen Schlüssel im blauen Ring am Schornstein, die beim Alten Lande anlegen, über dem eine Wolke von weißen Kirschenblüten schwebt. Da kommt auch ein Dampfer der Cuxhavener Linie an. An den Toppen zwei flatternde Flaggenketten, und die Musikanten trompeten und posaunen den neuesten Gassenhauer.

Ungeduldig stehen die Sonntagssegler am Strand und warten vergeblich auf Wind. Ein Ruderverein, Marke Pudelnaß, schießt in einem langen Riemenboot vorüber. Die Luft steht still wie in der Kirche. Ein Seeschlepper, der mit zwei Leichtern von Bremen kommt und sich verspätet hat, macht sich eilig nach dem Hafen davon, als sei er sich seiner Sonntagsschändung bewußt.

Jetzt bringt Selma den Kaffee, und ein vierjähriger Dreikäsehoch mit Jonnis klaren, blauen Augen und der Stulpnase der Familie Frixen hängt an ihrem Rocke.

„Jonni an die Back!" kommandiert Selma, die nun keine kurzen Kleider mehr trägt, daß man drei Finger breit die Strümpfe sieht. Und Jonni der Große und Jonni der Kleine parieren Order.

Alle sind etwas aufgeregt und trinken hastig. Jonni der Kleine schüttet seine Frühstücksmilch zur Hälfte aufs Tischtuch, was zu einer lebhaften Auseinandersetzung zwischen den drei Frauen führt. Selma gibt dem Übeltäter einen Klaps, und die beiden Großmütter nehmen sofort für den Unterdrückten Partei. Selma verteidigt sich nach Kräften, und Jonni der Kleine nimmt unterdessen die Gelegenheit wahr und schüttet die andere Hälfte seiner Milch Jonni dem Großen auf die Knie. Der aber freut sich über die Heldentat seines Enkels laut und aufrichtig und wird dafür von drei Seiten kräftig ausgescholten.

Vater Frixen schaut fortwährend über den Rand seiner Tasse nach dem Hafen hinauf. Auch Selma hat keine Ruhe und dreht den Hals.

„Ist es schon neun?" fragt sie eifrig.

„Fünf Minuten drüber!" sagt der Schwiegervater und steckt die Uhr wieder weg.

Frau Frixen fährt auf. „Es wird doch nichts passiert sein?"

„Ach, Guste, was Du immer hast!" beruhigt sie Herr Frixen, steht auf und geht ans Gitter.

„Da kommt einer!" ruft er nach einer Weile. „Das kann er wohl sein! Jonni, komm, kiek mal!"

Aber Jonni der Große rührt sich nicht, hält dem Wasser den Rücken zugekehrt und schlürft mit Hingebung aus seiner Tasse. Er sitzt jetzt ganz allein am Tisch, denn die andern sind aufgestanden und schauen alle gespannt elbaufwärts.

Da dringt ein Dampfer langsam durch den zarten Dunstschleier, der über dem Hamburger Hafen liegt. Aus dem glänzend-schwarzen Schlot quillt dicker, grauer Rauch. Die Flagge am Vortopp zeigt im rot-weißen Felde einen blauen Ball mit sechs blauen Sternen. Im Großtopp steht die Hamburger, am Heck die deutsche Flagge mit der Zollflagge darunter. Doch sie können die Flaggen noch nicht erkennen.

„Jonni!" ruft Selma und faßt den Alten am Arm. „Jonni! Komm. Du hast die besten Augen!"

Aber Jonni Kaphengst ist nicht von der Stelle zu bewegen.

„Ich bin mit dem Jungen fertig! Der ist doch unter die Neumodischen gegangen. Da hab' ich nichts mehr mit ihm zu tun! Punktum!"

„Pfui, Jonni!" ruft Selma empört und kehrt sich ab. Auch Frau Kaphengst war machtlos gegen den alten Eigensinn.

„Hab' ich ihm vielleicht geheißen, auf den Dampfer zu gehen? Wär' er man auf der ‚Potosi' als Erster geblieben! Das ist doch wenigstens noch ein Schiff. Aber so ein dummer Dampfer von nicht mal ganz fünftausend Tonnen! Und nicht mal acht Meilen läuft er! Mit dreißig Jahren braucht man's nicht so eilig zum Kapitän zu haben."

Plötzlich lösen sich von dem Rohr, das vor dem Schornstein kurz abschneidet, vier kleine Dampfwölkchen ab, die sofort wieder verschwinden. Viel später erst kommen die vier tiefen, dröhnenden Pfeifentöne. In dem Augenblick erkennt Selma die Reedereiflagge.

„Er ist's! Er ist's!"

„Mandus! Mandus!" schreit Frau Frixen und schwenkt das Taschentuch.

Aber es ist noch viel zu früh.

Wie ein Jüngling springt Herr Frixen zum Mast, um die Flagge zu heißen. Aber im Eifer wirft er die Leine unklar und zupft und zerrt daran herum, daß ihm die hellen Tropfen über den kahlen Schädel rinnen.

Jetzt kommt der schmucke Kosmosdampfer ‚Apis', der mit Passagieren und Stückgut nach Südamerika geht, mit Kapitän Mandus Frixen in Rufweite.

„Selma!" klingt eine kräftige, frohe Männerstimme über die stillen Wasser des Stromes.

„Mandus!" ruft Selma zurück, hebt Jonni den Kleinen in die Höhe, zeigt ihm den Vater, und alle winken, winken, winken.

Nur Jonni der Große nicht, weil er nicht will, und Herr Frixen nicht, weil er nicht kann. Unter seinen unkundigen Händen vertüterte sich die Leine immer ärger.

Jetzt geht der Dampfer gerade an ihnen vorüber. Mandus setzt die Flöte an die Lippen, und sie hören einen scharfen Trillerpfiff. Der Dampfer läßt die Heckflagge dreimal auf und ab laufen.

Jetzt aber hat sich Jonnis des Großen Geduld erschöpft. Er reißt Herrn Frixen die Leine aus der Hand, wirft sie mit ein paar Griffen klar und läßt die Flagge steigen. Dreimal, dreimal und dreimal dippt er sie ordnungsgemäß und seegerecht. Mandus aber greift wieder an den Hebel, der den Schieber der Dampfpfeife öffnet, und ein langer, langer, weithin hallender Ton, der wie das ausgelassene Lachen eines plumpen, täppischen Riesen klingt, läuft über das Wasser und springt das hohe Ufer hinauf.

Selma sieht dem davoneilenden Schiffe nach und winkt unermüdlich. Eine halbe Stunde lang weicht sie nicht von ihrem Platze, ohne auf die Kletterkunststücke acht zu geben, die Jonni der Kleine an dem Strandgitter unternimmt.

Immer mehr schrumpft das Schiff vor ihren Augen zusammen.

Die Mütter sind unterdessen ins Haus getreten, die Väter sitzen in der Laube.

Jonni saugt an seiner Piep und Herr Frixen an seiner Zigarre.

„Und ich hab' doch meinen Willen durchgesetzt!" sagt Herr Frixen mit einem bauernschlauen Lächeln und schaut Jonni schadenfroh an. „Der Junge hat nun doch sein Hotel gekriegt!"

Jonni sperrt vor Erstaunen den Mund weit auf, denn er denkt unwillkürlich, Herr Frixen hat den Verstand verloren.

„Jawohl!" sagt Herr Frixen triumphierend, „der Junge hat nun doch sein Hotel gekriegt! So ein großes Schiff mit Passagieren ist doch nichts weiter als ein Hotel. Mit Fremdenzimmern, Kellnern, Tabeldot und elektrischen Klingeln."

„Aber ohne Fahrstuhl!" wirft Jonni ein, um ihm wenigstens in einem Punkte die Freude zu vergällen.

„Macht nichts! Dafür fährt das ganze Hotel! Und weißt Du, mein bester Jonni, darauf müssen wir eins trinken!"

Jonni rückt ab.

„Darauf müssen wir einen feinen Schluck trinken!"

Jonni rückt noch weiter ab und denkt an die sechste Bitte.

„Ein Tag im Jahre ist frei! Solange steck' man die Nadel mit der blauen Weltkugel weg. Ich hab' Dir einen piekfeinen Tropfen mitgebracht."

Damit äugt er zu Selma hinüber, die noch immer regungslos am Gitter steht, greift in seinen Rockschoß und zieht eine bräunliche, echte Geneverflasche heraus.

Ein Gläschen und einen Korkenzieher legt er daneben.

Aber Jonni weigert sich standhaft.

„Das ist ja gar kein Spiritus!" versichert Herr Frixen hoch und heilig. „Ich weiß doch, daß Du das Zeug nicht trinken darfst. Ich werde Dich doch nicht zu so einer großen Sünde verführen! So schlecht bin ich wahrhaftig nicht. Ich hab' die Kruke vor fünfzehn Jahren, als Mandus seine erste Reise machte, mit klarem Wasser gefüllt und mitten unter die Geneverflaschen gestellt. Und da ist das Wasser so fifafein von dem Genever angezogen. Das Feinste aus meinem Genever ist in dieser Flasche drin. Das sollst Du mal schmecken!"

Der Pfropfen knallt, und die Flasche neigt sich über das Gläschen.

Jonni aber sitzt steif und stumm, doch in Gedanken liebäugelt er schon sehr stark mit dem klaren Wasser, das so stark nach Genever riecht und doch kein Genever ist. Und er saugt mit geblähten Nüstern den Geruch ein, wie ein in der Wüste Verschmachtender den Duft der blühenden Oase.

„Prost Jonni!" lockt Herr Frixen mit seinen weichsten Tönen, die ihm zu Gebote stehen. „Prost! Gib Deinem Herzen einen Stoß! Trink auf eine gute Reise und daß Mandus glücklich mit seinem Dampfer heimkommt!"

Und Jonni kommt mit seiner Nase näher und näher. Das kristallhelle Wasser riecht berückend süß.

Ehe er aber die Hand hebt, hat Selma das Unheil bemerkt, läuft herzu, rafft mit einem einzigen raschen Griff Kruke und Gläschen auf und wirft sie im weiten Bogen in die Elbe.

Herr Frixen sitzt wie ein begossener Pudel da.

Jonni aber begehrt auf: „Dern, was unterstehst Du Dich! Wir wollten doch nur auf eine glückliche Reise anstoßen!"

„Ich bedank' mich für die gute Absicht, liebster Jonni. Aber Mandus wird auch ohne das glücklich heimkommen."

„Aber er wär' dann vielleicht schon zwei Tage früher bei seiner jungen Frau gewesen!" sagt Herr Frixen mit listigem Augenzwinkern.

„Und dann war's auch nur klares Wasser!" beteuert Jonni.

„Deswegen hab' ich's auch in die Elbe geworfen. Und jetzt nimmst Du Jonni an die Hand und gehst an den Strand."

„Oho!" fährt Jonni auf, und der letzte kümmerliche Rest seines früheren Trotzes verflammt dabei. „Wer ist hier Kapitän?"

„Du nicht mehr!" sagt Selma und legt Jonni des Kleinen zarte, rosige Kinderhand in Jonni des Großen breite, ausgearbeitete Bärenpranke.

„Großpapa! Sand spielen!"

Und Jonni der Kleine zieht Jonni den Großen hinter sich her zum sonnigen Strande der Elbe hinunter.

Altbayerischer Fischlagl.

Die Forelle. Plauderei von Fritz Skowronnek.

Es sind alles Edelinge, Glieder einer vornehmen Sippe, die den Familiennamen Salmo tragen! Wie dem König Bisino — in Freytags „Ahnen“ — das schwarze Mal, das sich in seinem Geschlecht forterbte, zwar nicht Schönheit, aber Stolz gab, so tragen diese Edelinge zwischen Rücken- und Schwanzflosse einen kleinen Auswuchs, die sogenannte Fettflosse, die keine andere Fischart aufzuweisen vermag. Weshalb der Mensch alle Salmoniden als Edelfische anspricht, ist leicht zu erklären. Sie stehen nicht nur in der volkswirtschaftlichen Bedeutung obenan, sondern nötigen auch durch ihren Wohlgeschmack jedem Verehrer einer guten Gottesgabe Hochachtung ab.

Und drittens gelten sie dem Sportangler als kluge, wehrhafte Gegner, ihr Fang als höchste Blüte der Fischweid, die sich jetzt ebenbürtig neben das Weidwerk mit dem Schießgewehr gestellt hat. Wie dem stolzen Edelhirsch die Kugel, so gebührt dem Edelfisch die Fliegenrute, deren Handhabung mindestens ebensoviel Kunst und Geschicklichkeit erfordert wie der Schuß mit der Büchse.

Doch zunächst wollen wir uns in dem Geschlecht dieser Edelinge etwas umsehen. Die erste Rolle gebührt dem Lachs, der den größten Teil seines Lebens im Meer zubringt und nur zum Laichen in die Flüsse aufsteigt. Ihm geht es, wie vielen anderen Tieren, denen die Entwicklung unseres Wirtschaftslebens die Existenzmöglichkeit einschränkt oder gar vernichtet; er findet die Flüsse, in denen er zu seinen Laichstellen aufsteigen will, durch Abwässer der Industrie verunreinigt oder durch hohe Wehre versperrt, die er nicht zu überwinden vermag. Mit vieler Mühe und großen Geldopfern suchen die Fischereivereine ihm zu Hilfe zu kommen, aber selbst die vielen Millionen junger Fische, die künstlich erbrütet und ausgesetzt werden, können den Rückgang nicht aufhalten. Es ist doch nur ein winziger Bruchteil dessen, was die Natur hervorgebracht hätte, wenn sie dem Fisch dienen *könnte* und nicht dem Menschen dienen *müßte*!

Weitaus besser geht es dem nächsten Verwandten des Lachses, dem in der Donau und ihren Nebenflüssen lebenden Huchen. Er lebt in so geregelten Verhältnissen, daß er menschlicher Hilfe nicht bedarf. Er verschmäht es auch, zum Meere hinabzusteigen. In der Wertschätzung der Sportangler steht er sehr hoch, denn er erreicht ein Gewicht von sechzig Pfund und darüber. Aber schon die Burschen von zwanzig Pfund, die nicht ganz selten mit der Angel gefangen werden, wehren sich sehr tapfer und bleiben

oft Sieger, wenn ihr Gegner nicht Meister seiner Kunst ist.

Dem Laien würde dies unverständlich bleiben, wenn man ihm nicht sagen wollte, daß es allerdings möglich ist, Rute, Schnur und Haken so stark zu wählen, daß auch der schwerste Fisch mit Anwendung roher Kraft überwältigt werden kann. Das aber ist es, was der Sportangler verschmäht. Er wählt sein Gezeug so fein, daß nur Geschicklichkeit ihm zum Siege zu verhelfen vermag. Nur durch Kunst vermeidet er es, daß der Fisch ihm in rasender Flucht die Schnur zerreißt oder den Haken zerbricht, durch Geduld und Ausdauer macht er ihn müde, bis die Kraft des Gegners erlahmt.

Allerdings besitzt er dabei ein Hilfsmittel, das die Widerstandsfähigkeit seines Gezeugs um das Vielfache erhöht. Das ist die Rolle, eine Haspel, die hundert Meter bester Seidenschnur trägt. Sie ist durchaus nicht unfehlbar und in der Hand des Anfängers versagt sie oft. Aber dem Meister erweist sie sich als Helferin in der Not. Es ist hier nicht der Ort, alle Geheimnisse des hohen Angelsports auszukramen, aber man kann mir glauben, wenn ich sage, daß er des Schweißes der Edlen wert ist!

Im Weidwerk können wir stolz auf die Engländer herabsehen. Ihre Schrotkanonen, mit denen sie Enten schießen, ihre Hetzjagden auf Fuchs und Hase werden bei uns nie Nachahmung finden. Aber was sie im Angelsport leisten, verdient alle Anerkennung. Sie haben diese Art der Fischweid nicht nur zum Sport erhoben, sondern ihr auch volkswirtschaftliche Bedeutung verliehen. Wir müssen sie also auf diesem Gebiet nicht nur als unsere Lehrmeister anerkennen, sondern ihnen nacheifern. Und unvergessen soll es bleiben, daß ein Engländer es war, John Horrocks, der Anfang der siebziger Jahre nicht nur das erste deutsche Lehrbuch des Angelsports schrieb, sondern auf den jammerbaren Zustand unserer Fischgewässer hinwies und Mittel zur Verbesserung angab.

Montierte Angelrute.

Es muß also schon etwas im Angelsport liegen, was viele ernsthafte Männer mit magischer Gewalt in seinen Bann zieht, fast mehr noch als das Weidwerk, das alte Graubärte mit Jugendfrische erfüllt. Dem Jäger kann ich es durch einen kurzen Vergleich klar machen. Beim Weidwerk wie bei der Fischweid gleichen sich die Momente, in denen man sich an das Wild heranpirscht. Beim Jäger kommt dann der einzigartige Moment, wo sich alle Kunst, Energie und Selbstbeherrschung zu dem Entschluß vereinigt, den Zeigefinger der rechten Hand zu krümmen. Beim Angler heißt dieser Moment der Anhieb. Er erfordert dem blitzschnell nach dem Köder packenden Edelfisch gegenüber genau ebensoviel Geschicklichkeit und Geistesgegenwart wie der Kugelschuß auf flüchtiges Wild. Nun aber kommt der große Unterschied, der dem Angelsport die Überlegenheit sichert. Sowie der Schuß knallt, ist die Sache erledigt, gleichviel, ob man vorbeigeschossen oder getroffen hat. Im letzteren Fall ist manchmal noch eine Nachsuche mit Hilfe des Hundes notwendig. Bei der Fischweid dagegen ist der Anhieb die Einleitung zu einem an Aufregungen reichen Kampf, der die besten Manneseigenschaften in Anspruch nimmt. Nur so kann man es verstehen, daß

ſelbſt bei paſſionierten Jägern, die nur einmal einen ſtarken Fiſch an der Angel gedrillt haben, das Weidwerk an die zweite Stelle tritt ...

Schlagen wir nun, wie Herr Lampe, einen Haken zurück auf die alte Spur, um zunächſt alle Glieder der Sippe kennen zu lernen. Da ſeien nun zuerſt die Lieblinge aller Feinſchmecker, die Maränen, genannt. Sie waren früher ſo wenig bekannt, daß ſelbſt die Herren Setzer, die doch ſo vieles wiſſen, ſie mit Muränen, den Meeraalen, oder Moränen, den Geröllſtreifen der Gletſcher, verwechſelten. Nein, ſie heißen wirklich Maränen und können ſich über ihre Zugehörigkeit zur edlen Sippe der Salmoniden durch die Fettfloſſe ausweiſen. Sie ſind ſo vornehm, daß ſie ſich noch einen beſonderen Geſchlechtsnamen, Coregonen, zugelegt haben. Mit den Sportanglern ſind ſie noch nicht ernſtlich zuſammengetroffen, weil ſie in der Tiefe norddeutſcher Seen ein ſtilles, verborgenes Daſein führen. Aber ganz ausgeſchloſſen iſt es nicht, daß der Menſch es lernt, auch dieſe Arten mit der Angel zu erbeuten.

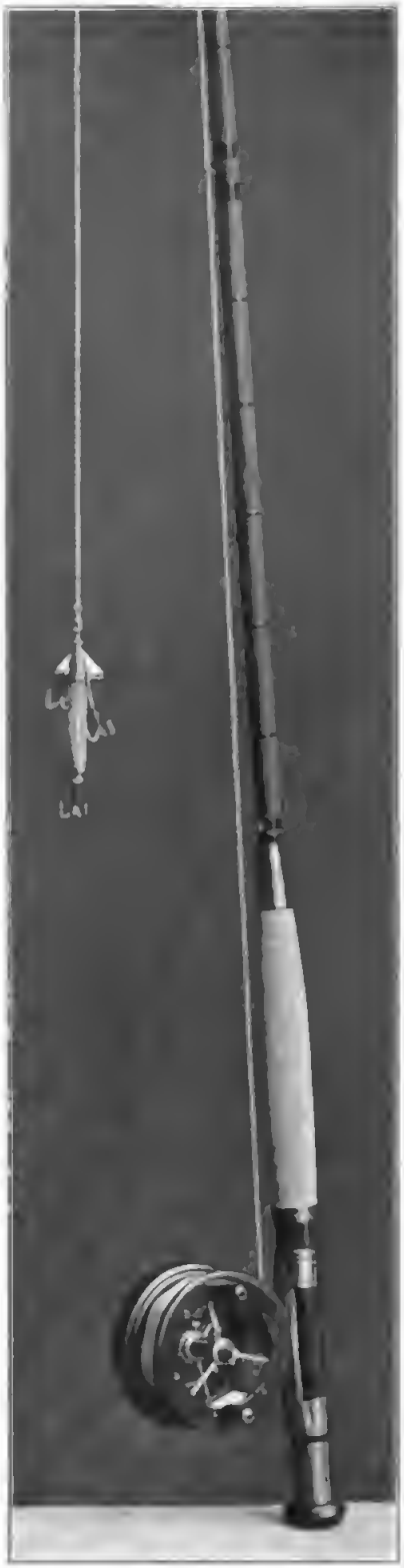
Der Rieſe ihres Geſchlechts iſt die Madümaräne, ein ſtarker Fiſch, der die Länge von 60 cm und ein anſehnliches Gewicht erreicht. Schon Prof. Benecke, der ſtille, oſtpreußiſche Fiſcherſohn, dem die deutſche Fiſchwirtſchaft die größten Anregungen verdankt, vermutete in dieſer Maränenart einen Nachkommen des Oſtſeeſchnäpels, der, durch Naturereigniſſe vom Meere abgeſchnitten, ſich dem Leben im Süßwaſſer angepaßt hat. Seine Vermutung iſt glänzend beſtätigt worden. Vor etwa zehn Jahren iſt es gelungen, vom Schnäpel im Binnenſee Nachkommen zu erzielen und zu erziehen: es ſind Madümaränen geworden. Nun gibt es noch eine oder zwei Arten von kleineren Maränen. Ich ſage lieber eine, denn die Größe iſt nicht ausſchlaggebend. Außerdem habe ich einen ſchlagenden Beweis an der Hand. Der Fiſchereipächter Nidziwon Krimow, ein Filippone, hat in den ſiebziger Jahren den Selment-See mit Maränen der kleinen Art, die nach Anſicht ihrer Vertreter nicht länger als 18 bis 20 cm werden ſoll, bevölkert, und wenige Jahre danach wurden Maränen von 30 bis 34 cm Länge gefangen.

Daß man über ſolche Dinge vielfach noch nicht im klaren iſt, darf nicht wunder nehmen. Herrſchen doch ſelbſt über

Der Junge wird in der Handhabung des Keſchers unterrichtet.

die Frage, ob die Bachforelle als besondere Art von der Seeforelle zu trennen ist oder nicht, ganz entgegengesetzte Ansichten. Verschiedenheiten im Bau sind nicht nachzuweisen. Die Unterschiede in der Färbung sind nicht maßgebend, denn die Forelle ist ein Chamäleon in der Fertigkeit, sich dem Untergrund, über dem sie steht, mit der Farbe anzupassen. Diese Fähigkeit teilt sie übrigens mit manchen anderen Fischen, z. B. den Schollenarten, Flunder, Kliesche, Steinbutt usw. Und daß Exemplare derselben Art, je nach der Reichlichkeit der Nahrung, ganz verschiedene Größe erreichen, ist längst erwiesen.

Von der Bachforelle, der man für gewöhnlich ein Gewicht von höchstens acht bis zehn Pfund zubilligt, sind zudem viele, durchaus beglaubigte Fälle von außergewöhnlicher Größe bekannt. So berichtet Max von dem Borne von einer Forelle, die 19 Pfund wog, und Gustav Fellner, ein Meister und Veteran des österreichischen Angelsports, bezeugt mehrere Exemplare von 20, 23 und 25 Pfund. Und vor kurzem wurde in englischen Blättern von einer 18pfündigen Forelle berichtet, die ein ganz junger Angler in einem Nebenfluß der Themse erbeutet hatte. Diese „champion trout of London", die für England den Rekord hält, wurde in überschwenglicher Weise gefeiert, und, um ihre Bedeutung zu erhöhen, als hundertjähriger Fisch beschrieben. Darüber müßte man sich wundern, wenn man nicht wüßte, daß die Engländer längst amerikanische Manieren angenommen haben und jeden Artikel mit einem halben Dutzend Überschriften versehen, die den Inhalt vorwegnehmen.



Forellen-Angelrute mit Rolle und elastischem Geflechtspinner.

Aber selbst bei wohlwollender Schätzung wird man dieser champion trout nicht mehr als 25 bis 30 Jahre zubilligen können. Sie hat übrigens ihrem Besieger viel Arbeit gemacht und dreiviertel Stunden gekämpft, ehe sie sich ergab.

Ehe wir uns nun ganz der Forelle zuwenden, sei schnell vorweg genommen, daß auch die Äsche und der Stint dem edlen Geschlecht der durch die Fettflosse geeinten Arten angehören. Die Äsche ist ein flinker, vom Sportangler hochgeschätzter Fisch, der namentlich beim Anhieb, aber auch beim Drill die Geschicklichkeit des Anglers auf eine harte Probe stellt. Die Äsche tut der Forelle als arger Laichräuber starken Abbruch und wird im Interesse einer rationellen Fischwirtschaft soviel wie möglich unterdrückt. Der Stint ist

der verarmte Verwandte der edlen Sippe, der in plebejiſchen Maſſen auftritt und in ſehr ſchlechtem Geruch ſteht. Er riecht nämlich nach faulenden Gurken. Aber trotzdem ſchmeckt er ſehr gut und wird mit einer ſäuerlichen Speckſauce gekocht und gebraten von vielen Menſchen ſehr gern gegeſſen. An der Äſche haben unſere Vorfahren einen Thymiangeruch wahrgenommen und ihren lateiniſchen Namen danach gewählt. Der Geruch muß ihr im Laufe der Zeit abhanden gekommen ſein, denn jetzt iſt nichts mehr davon zu entdecken.

Der erſte Wurf.

Um der Forelle ganz gerecht zu werden, muß man auch ihre volkswirtſchaftliche Seite hervorkehren und ſtark betonen. Sie iſt darin dem Karpfen weit überlegen, denn dieſer plumpe Geſelle wird im beſten Fall nur mit 0,80 bis 1 M. pro Pfund bewertet, während die Forelle ſtets mit 3 M. für die gleiche Gewichtsmenge bezahlt wird. Allerdings unter der Vorausſetzung, daß ſie die ſogen. Portionsgröße von einem Viertelpfund nicht weſentlich überſchreitet. Und das iſt wiederum ein Vorzug, denn er geſtattet dem Fiſchzüchter den ſchnellen Umſchlag. Ob man die Tatſache, daß die Forelle, wie faſt alle Arten ihrer Sippe, im Winter laicht, als Vor- oder Nachteil für den Züchter bezeichnen darf, iſt ſchwer zu entſcheiden. Soviel ſteht allerdings feſt, daß die Kunſt, Fiſcheier zu gewinnen und künſtlich zu erbrüten, ſich bis vor kurzem nur auf die Winterlaicher erſtreckte.

Der Ruhm dieſer bedeutſamen Entdeckung gebührt dem deutſchen Landwirt Jacobi, der um 1750 bereits den Beweis erbrachte, daß man Milch und Rogen der Winterlaicher durch Abſtreichen gewinnen, durch Vermiſchung befruchten und künſtlich erbrüten kann. Aber dieſe Entdeckung wurde erſt durch Franzoſen in die Praxis umgeſetzt, und die erſte Forellenbrutanſtalt war Hüningen im Elſaß, die im Kriege von 1870/71 in deutſchen Beſitz überging. Sie hat jahrzehntelang vorbildlich gewirkt, unter der Leitung eines oſtpreußiſchen Volksſchullehrers Haack, der als einfacher Soldat die Waffe aus der Hand legen mußte, um ſich dieſem Friedenswerk zu widmen.

Die Fliege sinkt leicht aufs Wasser.

Sie hat ihren Zweck erfüllt und ist vor wenigen Jahren eingegangen, weil sie unter den allerungünstigsten Verhältnissen arbeitete. Aber was sie unter der Leitung dieses außergewöhnlichen Mannes der deutschen Fischwirtschaft gewesen ist, Vorbild und Ansporn, wird unvergeßlich bleiben.

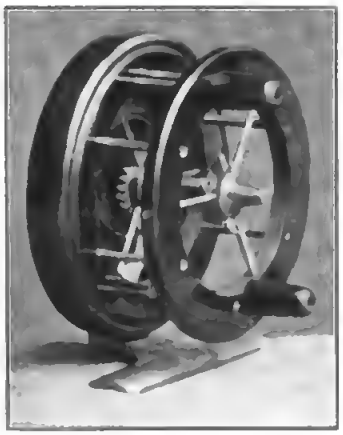
Anfangs ahmte man in der künstlichen Befruchtung der Fischeier einfach der Natur nach. Man strich den Rogen der laichreifen Fische in eine Schüssel mit Wasser ab, schüttete die Milch dazu und ließ die Befruchtung im Wasser vollziehen. Dabei blieb, genau so wie in der Natur, ein großer Teil der Eier unbefruchtet. Erst vor etwa dreißig Jahren fand man die bessere Methode. Milch und Rogen wurde trocken vermischt und dann erst das Wasser hinzugetan. So erhält man statt 10 bis 15, jetzt 90 bis 95 Prozent befruchteter Eier.

Die Kunst des Erbrütens ist allmählich zu einer Wissenschaft geworden, die auf erprobten Erfahrungssätzen fußt. Der Natur mußte man ablernen, daß die junge Brut nicht eher aus dem Ei schlüpfen darf, als bis sie nach Verzehrung des Dottersacks, der sie in den ersten Wochen ihres Daseins ernährt, im freien Wasser genügende Nahrung findet. Da nun fast alle Edelfische im Oktober bis Dezember laichen, so müssen die Eier drei bis fünf Monate in einem Wasserbad zubringen, das die Temperatur des freiströmenden Baches nicht überschreiten darf. Hat doch die Erfahrung gelehrt, daß ein Grad Wärme mehr die Entwicklung der jungen Brut um Wochen beschleunigt.

Fliegenbuch.

Was das bedeutet, kann man nur begreifen, wenn

man gesehen hat, wie schwierig es ist, viele Tausende junger Forellen in engen Behältern künstlich zu ernähren! Nicht etwa wegen der Kosten, denn die wären noch zu erschwingen, sondern weil die kleinen Fischlein bei der besten Fütterung eingehen, wenn ihnen die Nahrung fehlt, die die Natur bei richtiger Entwicklung für sie in Bereitschaft hält. Deshalb muß jede Brutanstalt darauf gerüstet sein, das zuströmende Wasser mit Eis oder Schnee auf derselben Temperatur, 2 bis 3° C, erhalten zu können.

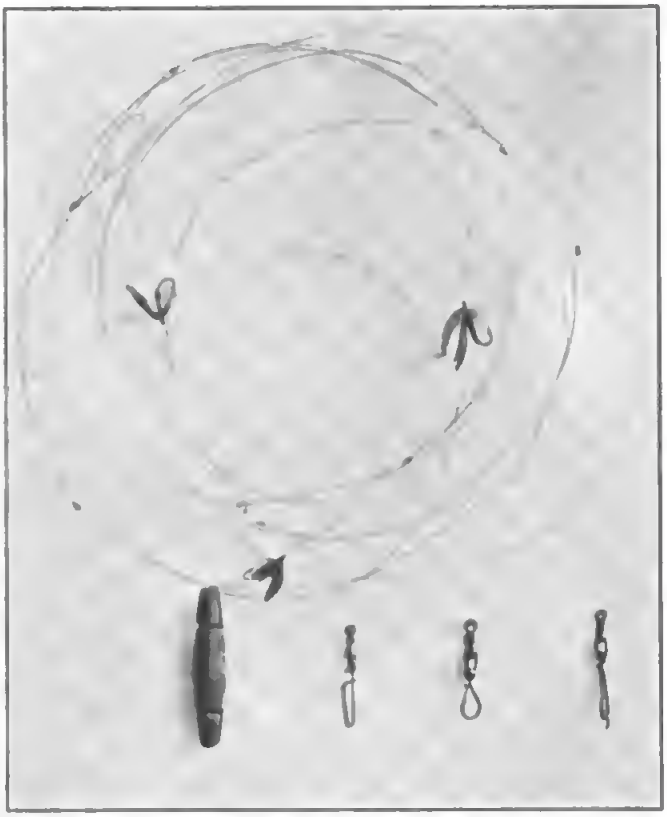


Rolle.

Zum zweiten muß dem Wasser jeder schädliche Keim ferngehalten werden. Es wird zu diesem Zweck durch Kiesfilter geleitet. Trotzdem ist es nicht immer möglich, den schlimmsten Feind der Eier, eine Pilzart, die zu den Saprolegnien gehört, abzuwehren. Es sind farblose, fadenförmige Schmarotzerpilze, auf deren Enden sich die Sporen, die Fortpflanzungsorgane bilden. Diese befallen tote Eier und dringen schnell auf die benachbarten gesunden Eier, die sie mit einem dichten, hellgrauen Rasen überziehen. Dagegen hilft nur die allergrößte Sorgfalt, tägliches Auslesen der toten Eier, die man an ihrer weißen Färbung leicht erkennt. — Bei genügender Sorgfalt erzieht man 90 Prozent der befruchteten Eier zu Jungfischen. Auf die zahllosen Apparate, die fast alljährlich durch eine neue Erfindung verbessert werden, kann ich nicht eingehen; sie sind alle so konstruiert, daß die Eier in einer dünnen Schicht ausgebreitet liegen und vom Wasser kräftig bespült werden.

Auch die Maßregeln zur Ernährung und Mast der jungen Fische sind so mannigfaltig, daß man einzelnes nicht herauszugreifen vermag. Nur soviel sei gesagt, daß die moderne Fischwirtschaft den Fischteich immer mehr als einen Stall betrachtet, der den Fischen nichts weiter zu bieten braucht, als Raum und Luft, die durch zufließendes Wasser eingebracht wird. Für das Futter sorgt der Mensch. Allerdings sind die Fische, die man auf diese Weise heranzieht, oder besser gesagt, mästet, für die Fortpflanzung minderwertig. Deshalb muß jede Forellenzüchterei mit einem Wildgewässer verbunden sein, worin die Elternfische unter natürlichen Bedingungen aufwachsen.

In neuerer Zeit hat die Bachforelle



a b c d

Vorfächer aus Zebraseide mit künstlichen Fliegen und a Patent-Senkblei; b, c und d Stahlwirbel mit Federspange, -schlaufe und -haken.

Der Anbieb.

durch die aus Amerika eingeführte Regenbogenforelle ſtarke Konkurrenz erhalten. Sie wurde anfangs der achtziger Jahre nach Deutſchland gebracht und fand ſtarken Beifall, der aber nach kurzer Zeit ins Gegenteil umſchlug. Jetzt hat man die Iridea, wie ſie abgekürzt nach ihrem lateiniſchen Namen genannt wird, behandeln und ſchätzen gelernt. Sie laicht im Gegenſatz zu allen ihren Verwandten zeitig im Frühjahr, verurſacht alſo weitaus weniger Mühe in der Aufzucht und wächſt ſehr ſchnell. Auch dem Sportangler hat ſie ſich wertvoll erwieſen, denn ſie kämpft ſehr tapfer und geht leichter an den Köder, als die ſehr wähleriſche und manchmal geradezu launiſche Bachforelle. Da iſt es zu begreifen, wenn die Sportangler, die das Pachtwaſſer alljährlich mit einer Anzahl Forellen beſetzen, lieber die Iridea wählen.

Etwa um dieſelbe Zeit wie die Regenbogenforelle wurde der Bachſaibling aus Nordamerika nach Deutſchland eingeführt. Er iſt ein naher Verwandter des großen, in den Gebirgsſeen Europas lebenden Saiblings. Und der kleine Amerikaner hat auch ſeine guten Eigenſchaften. Er verträgt ſehr kaltes Waſſer und dringt in den Gebirgsbächen noch weiter hinauf als die Forelle. Seine Schnellwüchſigkeit gibt ihm auch züchteriſchen Wert. Und je nach der Temperatur des Waſſers, das ihm zur Verfügung ſteht, hat nun der Fiſchwirt die Auswahl zwiſchen Saibling, Forelle und Iridea. Es iſt übrigens ein Irrtum, wenn man die Forellenarten nur als Bewohner von Gebirgsbächen einſchätzt. Sie gedeihen ebenſo in den Bächen und Flüßchen der norddeutſchen Tiefebene. Zwar rinnen noch viele Tauſende ſolcher Gewäſſer in Norddeutſchland unbenutzt zum Meere, aber nicht wenige ſind doch ſchon mit Forellen bevölkert. So z. B. die Quellbäche der Rominter Heide, die ſich zu dem Flüßchen vereinigen, das dem gewaltigen Waldkomplex den Namen gegeben hat. Und in der Lüneburger Heide gibt es bereits zahlreiche Teichwirtſchaften, deren Zahl alljährlich wächſt. Sie finden in den norddeutſchen Großſtädten ein williges Abſatzgebiet für ihre ſpeckfetten Forellen.

Auch der deutſche Anglerbund, der, aus unſcheinbaren Anfängen erwachſen, jetzt bereits mehrere tauſend Sportangler um ſeine Fahne verſammelt, wird mit der Zeit dazu kommen, ſich in Nord-

deutschland eigne Forellengewässer zu schaffen. Er hat von Berlin aus mit enthusiastischer Liebe und zäher Ausdauer die süddeutschen Angler umworben, die in behaglichem Genießen dahinleben und nicht verstehen, daß die Sportbrüder in Norddeutschland schwer um ihre Existenzberechtigung kämpfen. Aber dem ist tatsächlich so! Die Norddeutsche Vormacht kann es nicht begreifen, daß der Angelsport volkswirtschaftliche Werte schafft. Nicht nur als Brotgeber einer Industrie, die im Inlande Millionen umsetzt und noch mehr exportiert, sondern auch als Förderer der Fischwirtschaft. Ein Vergleich mit der Jagd wird diese Bedeutung auch dem Laien klar machen. Ich nehme als Beispiel eine Gemeinde unweit der Großstadt. Ist die Jagd an einen Dorfeingesessenen verpachtet, so wird er meistenteils verhältnismäßig wenig Pacht zahlen und viel schießen, jedenfalls so viel als möglich, um, drastisch ausgedrückt, die Pachtsumme „herauszuschinden". Ist sie aber an einen Jagdliebhaber verpachtet, der viel Geld aufwendet, bloß um seiner Passion zu frönen, dann bringt sie nicht nur weit mehr, sondern sie wird auch pfleglich behandelt, weil der Pächter für die nächsten Jahre denkt und vorsorgt und weil ihm der Begriff der Weidgerechtigkeit ein Ausschinden der Jagd verbietet.

Die Forelle wird gedrillt.

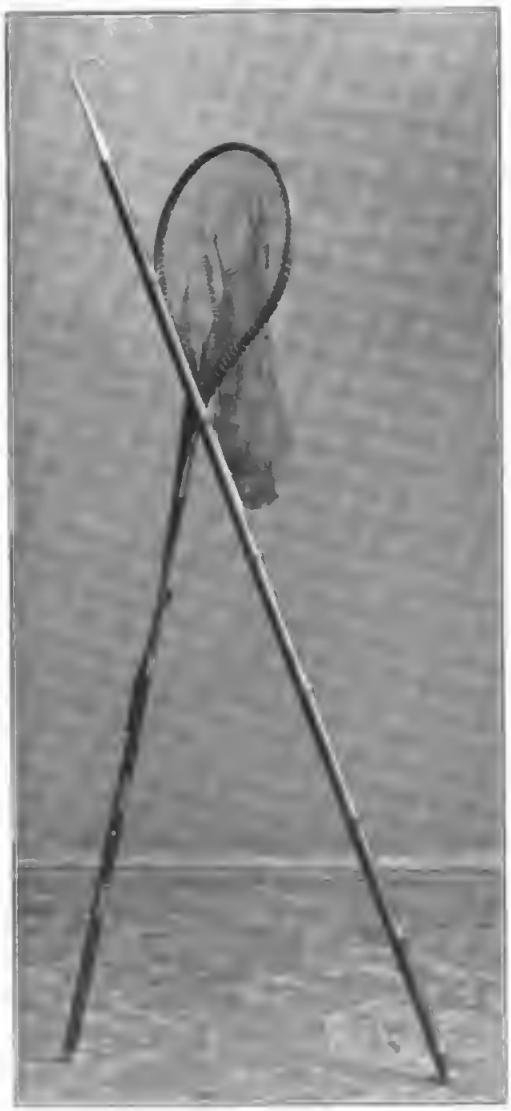
Daß dieselbe Entwicklung auf dem Gebiet der Fischweid in England und zum Teil auch schon in Süddeutschland den Wert der Fischgewässer in derselben Weise erhöht, wie die Jagdpacht den Wert der Dorffluren, ist längst erwiesen; nur am grünen Tisch in Preußen kann man es noch immer nicht begreifen. Ja es bestand eine Zeitlang die Gefahr, daß man die Sportangler in dem Entwurf eines neuen Fischereigesetzes, der jetzt für Preußen in Vorbereitung ist, nach der alten Definition behandelte, wonach an der Angel auf dem einen Ende ein Wurm, auf dem andern ein Tagedieb hängt ... Und das in einem Lande, wo das Weidwerk jährlich einen Wertumsatz von 150 Millionen Mark bewirkt, an Jagdpachten allein 80—90 Millionen Mark. Da ist es schwer, nicht bitter zu werden!

Der Grund liegt allein darin, daß der Angelsport in Norddeutschland so wenig bekannt und geachtet ist. Ich habe auf meinen vielen Angelfahrten noch keinen preußischen Beamten, vom Regierungsrat aufwärts kennen gelernt, der es verstanden hätte, eine Angelrute zu handhaben.

Wohl aber einen, der Fischereisachen zu entscheiden hatte und bei passender Gelegenheit den Wunsch äußerte, doch mal ein Netz zu sehen und kennen zu lernen! Und gerade dieser ist ein passionierter Fischer und Angler geworden. Es hatte ihn gepackt, ehe er sich's versah. Es brauchen ja nicht gerade Lachse, Huchen und Forellen zu sein, die man fängt. Wir in Norddeutschland sind bescheiden und erfreuen uns an Hecht, Barsch, Zander, ja sogar an den Friedfischen Blei und Karpfen, wenn sie nicht zu klein sind und sich energisch wehren.

Aber die Krone des Angelsports bleibt

Fischkessel aus Weißblech für den Transport von Fischen.



Kescher aus massivgebogenem Holz mit Umklappstiel aus Hartholz und Stahlklammer zum Einhängen nebst Landungshaken.

der Fang der Salmoniden und vor allem der Forelle! Die ganze Sippe gehört zu den Raubrittern, die jede Pflanzenkost verschmähen und nur zugreifen, wenn etwas kreucht und fleucht. Danach müßte sich natürlich der Angler in der Wahl des Köders richten und seine Angel mit allerlei Insekten, Fliegen, Raupen, Käfern usw. bestecken. Solche Tiere sind jedoch nicht immer zu finden und außerdem so wenig dauerhaft, daß sie nach wenigen Würfen vom Haken fallen. Die Angler waren deshalb genötigt, aus Federn, Wolle und buntfarbiger Seide künstliche Fliegen herzustellen. Ursprünglich waren diese mit einem Haken versehenen Köder genaue Nachbildungen der Fliegen und Käfer, nach denen die Forelle hascht, wenn sie auf den Wasserspiegel hinabsinken. Im Laufe der Zeit ist die Ähnlichkeit fast völlig verloren gegangen, ohne daß die Fabrikanten und Angler es merkten.

Unter diesen Umständen mutet es etwas komisch an, daß sich ein heftiger Streit darüber entspinnen konnte, ob die künstliche Fliege, um als Köder zu wirken, eine getreue Nachahmung der Natur sein muß oder nicht. Denn es gab auch Angler, die nicht nur behaupteten, sondern durch den Erfolg erwiesen, daß ein

Haken, mit einem Büschelchen Federn umwunden, von der Forelle genommen wird. Diesem Streit hat erst vor wenigen Jahren Dr. Horst Brehm, der verdienstvolle Leiter des deutschen Anglerbundes, ein Ende gemacht, indem er durch mühsame Vergleichung feststellte, daß von den unzähligen Arten künstlicher Fliegen keine dem Vorbild, nach dem sie benannt ist, gleicht. Höchstens daß noch eine entfernte Ähnlichkeit vorhanden ist. Danach muß man schließen, daß die Forelle auf diese Ähnlichkeit auch kein allzugroßes Gewicht legt, obwohl man manchmal eine ganze Anzahl von Fliegen durchprobieren muß, ehe man diejenige findet, nach der die Forelle ohne langes Zögern steigt. Aber selbst dann wird man wenig Erfolg haben, wenn man es nicht versteht, die Fliege so leicht auf das Wasser zu werfen, daß der Fisch es nicht von dem Herabsinken eines lebenden Insekts unterscheiden kann.

Wer die Schwierigkeiten dieser Kunst ermessen will, versuche es einmal, mit einer elastischen Rute eine ganz unbeschwerte Schnur von 7 bis 8 m so zu werfen, daß sie glatt gestreckt niederfällt! Das ist allein schon eine Kunst, die nur von Menschen mit sehr leichtem Handgelenk gelernt wird. Und das Gerät muß allererster Güte sein. Die Rute, aus drei bis vier Teilen bestehend, die sich ganz genau zusammenpassen lassen, wird jetzt regelmäßig aus gespließten Bambusruten hergestellt, d. h. aus der harten Wandung des Bambusrohres werden sechs nach innen keilförmig verlaufende Stäbe ausgeschnitten und so zusammengeleimt, daß sie einen Stock von der Dicke eines Federhalters bilden. Die auf diese Art angefertigten Ruten entsprechen allen Anforderungen; sie sind biegsam, elastisch und steif. Noch vor wenigen Jahren waren wir für den Bezug wirklich guter Ruten und Geräte auf England angewiesen. Jetzt hat die deutsche Industrie, seitdem sie ein rasch wachsendes Bedürfnis in Deutschland zu befriedigen hat, das Versäumte rasch nachgeholt und in kurzer Zeit einen solchen Aufschwung genommen, daß sie bereits stark nach dem Auslande exportiert. Von den zahlreichen Firmen sei nur die größte, die Berliner Angelgeräte-Manufaktur von Fritz Ziegenspeck genannt.

Die Rolle muß sehr leicht laufen und eine bequeme Bremsvorrichtung besitzen.

Kräftiger Widerstand.

Die Seidenschnur muß dünn aber haltbar sein. Der Haken mit der künstlichen Fliege ist an einem klafterlangen Vorfach aus Seidenwurmdarm befestigt. Beim Werfen der Angel beginnt man mit kurzer Schnur. Man schwingt sie zuerst nach rückwärts, bis sie sich in der Luft ausstreckt, und schleudert sie nun durch einen kurzen Ruck der Rute, der nur von Hand und Unterarm ausgehen darf, nach vorn. Dieser Wurf erfordert außerordentliches Geschick, er darf nicht wie ein Peitschenhieb aussehen, eher ist er

Die Forelle wird gelandet.

mit einer Terz des Schlägers zu vergleichen. Anfänger wenden meistens zu viel Kraft an. Dann fällt die Schnur pfeifend und klatschend aufs Wasser, anstatt daß sich der Köder sanft hinabsenkt.

Beim zweiten Wurf zieht man mit der linken Hand ein Stück Schnur von der Rolle, um die sich der Wurf verlängert, bis er zuletzt 10 oder 12 m Weite erreicht. Nun muß die zweite Schwierigkeit überwunden werden, man muß lernen, die künstliche Fliege genau auf die Stelle zu werfen, wo soeben die Forelle nach einem Insekt gestiegen ist. Hat sie den Köder genommen, dann muß der Anhieb erfolgen . . . Und dann kommt der aufregende Endkampf, bis der besiegte Fisch sich auf den Rücken wälzt und nach dem Ufer gezogen werden kann, wo er mit einem Kescher unterfangen und ausgehoben wird.

Schon diese kurze Schilderung wird erkennen lassen, daß der Angelsport an das Wissen, an Kunstfertigkeit, Ausdauer und Geistesgegenwart seiner Jünger mindestens soviel Anforderungen stellt, wie das Weidwerk an den Jäger. Und es gibt kein besseres Mittel, abgearbeitete Nerven aufzufrischen und den Körper mit neuer Spannkraft zu füllen, als die Fischweid.

Inniger Naturgenuß und Freude an der Naturbeobachtung ergeben sich für den Angler ganz von selbst. Erwirbt er sich nebenbei noch das Verdienst, daß er ein verarmtes Gewässer wieder mit Edelfischen besetzt und pfleglich bewirtschaftet, dann wird man ihm billigerweise die Ehrung nicht versagen können, die wir jedem ehrlichen, gerechten Weidmann erweisen!

Petri Heil!

Die Hexe und die Vila.

Ein Walpurgisblatt von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Walpurgis, der erste Mai — es ist, als ob der ewige Zweigeister-Widerspruch von Schöpfung und Verneinung, Ahuramazda und Ahriman, von Licht und Schmutz sich diesen jugendschönsten Tag des Jahres ausgesucht habe zu seiner augenfälligen Verdeutlichung. Der Maitag, das rechte erste Datum unseres ganzen Frühlingsjubels, der Tag des Geibelschen Liedes, lind und hell und zart wie junges Buchenlaub ... Und gleichzeitig der Tag, der den Hexen gehört! Preisgegeben dem hirnverwirrtesten Spuk ward die den Winmond einleitende Frühlingsdämmernacht, der trübste Bodensatz von allem Aberglauben des Volkes sammelt sich in ihr.

Von Skandinavien bis in die Kärntnermark raunt das Walpurgistreiben, und von England-Irland bis durch die weite Slawenwelt. Die Slawenvölker stecken ja noch viel mehr als die germanischen voller Zauber- und Gespenstermären, weil sie untätiger, sinnender und sinnierender und dabei in allem kulturneuer sind. Der Hexenglaube gehört zwar zu diesem „Kulturneueren", aber ihn teilen sie schon seit Jahrhunderten mit uns. Es ist etwas beschämend für Europa, zu sagen: nicht eher, als an der Grenze, wo der türkische Beamte über Christen gebietet, hört im XVI., XVII., XVIII. Jahrhundert das Bezichtigen von Hexen und das Hexenbrennen auf.

Denn es bleibt ja nicht bei dem Geraune, nicht dabei, daß schweigend der Bauer den Drudenfuß an die Stalltür kerbt, der ihm vom Vieh die Hexe abwehrt. Tausende und abertausende von Aktenbündeln, sorgfältig wie ein moderner Strafprozeß, berichten davon mit aller guten, scharfen Logik, die nur je am nüchtern klaren Denken der alten Römer ein Jurist erlernt hat. Es gibt genug Hexennovellen neuerer Schriftsteller, aber so unmittelbar, wie diese Akten, kann doch keine erschüttern. Die Akten übermannen uns, weil die gestaltende Kraft eines Dichters ausgeschaltet ist. Weil sie pure Wahrheit zu sein vermeinen. Die unbewußte Zwangsgewalt einer Gedankengewöhnung, einer Zeitbeflissenheit über den noch so klugen Kopf und über das menschlich fühlende Herz, das ist dieser aufregendste Gedanke dabei. Das Allgemeine, Unpersönliche ist es, dieses Geschobensein vom Strudel, wo der verantwortliche Einzelne zu schieben, nützlich zu handeln, klar die Tatsache, gerecht das Urteil zu finden glaubt. Und weiter knüpft sich leicht der Gedanke daran, ob das an sich wohl je anders werden, als daß nur von Zeit zu Zeit der Inhalt der Zeitsuggestionen wechseln wird?

Pünktliche, geschulte Juristen, hochwürdigste Inquisitoren des geistlichen, hochmögende Richter des weltlichen Armes haben nach allen Regeln ihrer Kunst die vor sie geschleppten Hexen oder Hexenmeister um die Bekenntnisse, die in diesen Akten stehen, befragt. Studierte öffentliche Notarii haben die Protokolle ausgefertigt und menschlich „deren Seelen Gott gnädig sein wolle" zum Verbrennungsurteil der Beklagten zugesetzt. Scharfsinnige Sachverständige haben säuberlich die in Betracht kommenden kriminellen Punkte in die gehörigen Inditional-, Additional- und Punctationsartikeln gebracht, büchergelahrte Professoren der Zeit und schriftstellernde Mediziner, wie der Greifswalder Joël, haben die Methoden des Hexenrittes auf dem Besen, dem Stock, der Mistgabel, dem Bock nach den gehörigen wissenschaftlichen Kategorien beschrieben, und hochwohlweise aufgeklärte Fakultäten haben zu dem allen ihren Segen ausgesprochen. Hier hilft uns nicht, zu schelten, von unglaublicher Verblendung zu reden; hier gilt es, kulturgeschichtlich zu verstehen, so schwer es fällt.

Wir sparen denjenigen Teil bis nachher, der die Wandlung im Volksglauben selber darlegt: wie aus der Urform der Hexe, dem gliederweißen holden Hagedißlein des Waldes, die wüste Besenreiterin und Bettel des Blocksbergs hat werden können. Wir müssen vor allen Dingen darauf hinweisen, daß beide Teile an die Wirklichkeit des Hexenwesens geglaubt haben, die Richter und die allermeisten angeklagten Hexen selbst. Und daß die Zeit an sich getränkt war mit Aberwitz und Spuk, daß Greuel und Marterszenen aller Art den Leuten ganz alltäglich waren, und niemand mehr die Sicherheit von Leib und Leben kannte, die im Ganzen das Mittelalter sah.

Das Mittelalter ist noch nicht die Zeit der gehäuften Hexenprozesse. Erst mit der Bulle Innocenz' VIII. von 1484 „Summis desiderantes affectibus" wird weit die Tür zu ihnen aufgestoßen. Es ist das Danaergeschenk der alten Kirche, das im Abschiednehmen noch der Protestantismus von ihr mitempfing. Dem heiteren Innocenz im Lande der Renaissance und Vater vieler Kinder ist diese pontifikale Weisheit aber nicht persönlich entflossen. Seine folgenschwere Hexenbulle von 1484 ist ganz und gar abgefaßt nach den „Suppliken", den Eingaben und Materialien der beiden Oberinquisitoren von Nord- und Süddeutschland, Heinrich Institor und Jakob Sprenger. Und hauptsächlich letzterer hat den „Hexenhammer" — Malleus maleficarum — ausgearbeitet, der zuerst 1489 in der Haupt-

residenz der Dunkelmänner, zu Köln, gedruckt worden ist. Als das große Handbuch und Rechtslexikon der Hexenwissenschaft war er damit vorhanden und konnte nicht viel später in fleißigsten Gebrauch genommen werden, nämlich sobald nach dem Augsburger Religionsfrieden die beiden feindlichen Kirchen sich nun jede auf ihre erzieherischen und volksbewahrenden Aufgaben besannen.

„Wenn Einer man ein einschläg'sches Buch hat," sagt Fritz Reuter von einer gewissen Art von Dreiviertelsbildung und sich gewichtig vorkommender Einpaukduselei: dann ist er absolut sicher und hat den Glauben an die höhere Überlegenheit seines Wissens. Das ist hier fürchterliche Wahrheit geworden durch das Corpus juris der Hexenrichterei, den Hexenhammer, durch diese neue Art von gelehrter Urteilsfinderei. Was aber von seiner Seite das Mittelalter beigetragen hat — das späteste, nicht das ritterliche Mittelalter —, das ist die lüsterne Gewöhnung an die blutrünstige Grausamkeit, die Entfesselung der Blut- und Peinigungsinstinkte mit ihrer scheußlichen Ansteckungskraft und unheimlichen Verführungsgewalt. Nur daß das Mittel dieser Sensation damals nicht römische Gladiatorengefechte oder südromanische Stierkämpfe waren oder, wie heute bei uns, wo wieder einmal dieselbe Furie umgeht, die breiten Unfall- und Verbrechen- und Aufschlitzerrubriken der Zeitungen. Sondern die Martyrienbilder mit ihren schonungslosen Greueln sind es, die zahllos als Heiligengemälde die naiven Seelen der Gemeinden beschäftigten. Und im ungeschriebenen Bunde mit ihnen eine neue Juristerei, die in solcher Art dem Frühmittelalter noch fremd ist, aber mehr und mehr nun nach dem Muster der legendarischen Martyrien mit Rädern und Schinden, Verbrennen und Vierteilen, Rösten und Gliederbrechen und allen ausgesuchten Foltern zu arbeiten beginnt. Sobald einmal von der Rechtsprechung dieser Weg betreten ist, gelangt sie mit größter Raschheit zu einer so barbarischen Unmenschlichkeit, daß die vielberufene und vielverkannte „Carolina", die peinliche Halsgerichtsordnung (im Namen) Karls V., es nach Reichsbeschluß von 1532 unternehmen mußte, ihr wenigstens Ordnung zu setzen und manchen Einhalt zu tun. Nicht immer mit viel Erfolg. Man soll die Hexen nur einmal foltern, sagt zum Beispiel die Carolina; so „unterbricht" man eben die einmalige Folter und setzt sie überandern Tags an den zerrenkten und zerquetschten Gliedern weiter fort.

Wir haben viele krasse Fälle, daß die Torquierten zwar bekennen wollen — das wollen sie früher oder später alle, bis auf ganz wenige harte Weiber, die alles überstehen, auch wenn sie zeitlebens Krüppel bleiben und nie wieder aufstehen oder den steifgebliebenen Arm zum Mund zu führen imstande sind — sie wollen also bekennen, damit nur erst einmal die Folter aufhört oder daß sie sterben können. Aber sie wissen dann oft nicht, was des Näheren verlangt wird, sie kennen nicht genug von der regelrechten Hexerei oder haben keine Phantasie. Dann zupfen sie den, der am nächsten zuschaut, und bitten flehentlich, „man möge sie um Gottes willen lehren"; manche schreit in der Folterpein, sie wüßte sich nichts zu erdenken, daß man aus Erbarmen ihr doch vorsagen soll. Und so erklärt sich auch, daß an jedem einzelnen Orte alle diese Bekenntnisse oder „Urgichten" einander bis zur Langeweile ähnlich sind. Es ist viel mehr die Tradition, die bei den Richtern, als die beim Volke ist, welche diese gleichförmigen Stereotypen füllt. — Andere freilich brauchen nichts vorgesagt zu bekommen, sie erzählen. Ja, sie tun es ohne Folter schon. Das kann sein, weil sie diese vermeiden wollen, sie geben schwächlich ihre Sache gleich verloren und sagen, wovon sie wissen, daß man es hören will. Dann ist weiter der Fall, daß sie als anständige und gläubige Frauen mit Entsetzen erfahren, daß sie wirklich Hexen sind. Der Henkersgehilfe oder Foltermeister findet an ihrem Leibe, den sie selber wenig kennen, das untrügliche Hexenzeichen, ein bestimmtes Leberfleckchen oder Mal, woraus es sicher hervorgeht, daß sie vom Teufel gezeichnet sind. Da ist schon das Beste, reuig mit empfangener Absolution dann auch gleich zu sterben und wenigstens noch selig zu werden. Oder aber: sie glauben selber, sie haben das beim Hexenwesen Übliche und Stereotype alles erlebt. Bemerkenswert oft erzählen gefolterte alte Weiber haarklein, was sie als junge Hexen von 25 und 30 Jahren für schauervoll dreiste Belustigungen mitgemacht haben. Hier spielen, bei Älteren und Jüngeren, krankhaft übersteigerte Suggestionen und Hysterien eine Rolle, die wir einigermaßen zu begreifen und erklären erst neuerdings imstande sind. Zumal wir wissen, daß die zauberwirkende Hexensalbe keine Fabel gewesen ist. Sie ist wirklich mit vielem Hokuspokus aus allerlei besonderen Fetten mit starkem Zusatz von Nachtschatten, Tollkirschen, Schierling oder sonst narkotisierenden Giften bereitet und von den neugierigen und lüsternen Weibern einer der anderen beigebracht und zugesteckt worden. Bei ganz jungen Mädchen, halben Kindern spielt auch wohl das deutsche Volksmärchen hinein: Kröten sind ihnen aus dem Mund gesprungen, wie im Märchen von der faulen, bösen Stiefschwester, und derlei mehr. Auch das rote Mäuslein, das der jungen Hexe im Goetheschen Faust unversehens aus dem Munde springt, kehrt in Hexenerzählungen des Volkes wieder.

Das sind Ausnahmen, Ungewöhnlichkeiten in den Bekenntnissen; in der Regel sind die amtlichen Protokolle nicht belastet mit solchem mindergebildeten Volkswissen. Dafür sind sie auch eintönig wie das Schema F; von Schweden bis in die Alpenländer geben fast nur der Dialekt oder die hineinspielende Landessitte die Schattierungen. Immer haben die Weiber eine von der anderen das

Zaubern gelernt. Dann ist der Teufel zu der neuen Jüngerin gekommen, in Sammet und Seide, gewöhnlich vornehm schwarz, allenfalls braun, mit Federn auf dem Hut; er hat schön mit ihr getan, „war ganz kalt". Bei nächster Gelegenheit sind sie auf dem Hexentanzplatz oder dem Blocksberg gewesen, deren es unzählige gibt; die Hexensalbe wird oft, nicht immer, erwähnt. Sie ritten meistens auf schwarzen Pferden hin; doch mit fortschreitender Kultur gegen das Jahr 1700 stellen sich auch vornehme „Kaleschen" mit schwarzen Pferden ein. Dagegen spielen der Besen, die Gabel, der Bock in den Prozeßprotokollen nicht entfernt die Rolle, wie im allgemeinen Volksglauben nebst dem gelehrten ärztlichen Joël oder wie in den bildlichen Hexendarstellungen der Hans Baldung Grien und anderer. Überhaupt kommen die Prozeßaussagen der Hexen auf geflissentlich viel Vornehmheit heraus. Freilich ist ja im Einzelfalle wenig davon als ihr geistiges Eigentum zu betrachten. Aber immerhin liegt solches mit zugrunde, und da ist dieser weiblich-soziale Zug nicht unerwähnenswert; wir glauben in dem Besen und der Mistforke nun auch den Hohn des anderen Geschlechts zu spüren. — Auf dem Hexenberge war viel Volks, vornehmes und geringes, Alte und Junge, man saß auf Grasbänken, aß aus hölzernen Schüsseln und trank einander zu. Man ißt die landesüblichen Dinge, die zur Zeit die Speise der feineren Leute sind. In Mecklenburg ißt man beim Walpurgistanz Grapenbraten und Schaffleisch und trinkt importiertes Bier aus dem Magdeburgischen und Braunschweigischen; im Österreichischen hat man guten Wein und ißt Fische, Krebse, Rind- und Kalbfleisch und Hiendl (junge Hähne). Zumeist sind Spielleute da, mit Bock- und Baßpfeifen oder anderen Holzblaseinstrumenten. Diese Spielleute waren bunt angezogene dienende Teufel; hatte man keine, so schlug man nach dem Essen sich selber den Takt mit den Holzschalen auf den Bratpfannen und tanzte so dazu. Der Vortänzer mit Federbarett oder Federbusch-Hut — je nach der Zeit — ist im Süden gerne ein Herr Graf, im Norden, wo die Grafen rarer sind, tut's auch ein Junker. Die Herren bei den Hexentänzen sind überhaupt stets wohlgekleidet, im noblen und modischen Kostüm. — Etwas anderes Psychologisches nebenbei: das Gericht will natürlich immer die übrigen Teilnehmer wissen. Die beschuldigten Männer, welche als Hexenmeister torquiert werden, nennen dann durchweg solche, die schon vorher hingerichtet sind. Die Frauen aber geben Lebende an, Männer und Weiber. Gewesene Mägde nennen leicht ihre adlige Frau oder die Frau eines hohen Beamten, bei der sie gedient haben, so daß plötzlich die gedeihliche Prozesserei ein anderes Gesicht bekommt. Dann wird zumeist der Landesherr angerufen, der so oder so eingreift, den besseren Stand schützend oder unnachsichtliche Verfolgung gebietend.

Das sind im Ganzen die Dinge, die den Inquisitoren wichtig sind: der Verkehr mit dem Teufel und seinem Apparat. Weniger wichtig ist ihnen die unwahrscheinliche Wettermacherei der Hexen. Um so mehr aber ist sie es den Bauern und ländlichen Denunzianten. Sie findet sich daher in die Protokolle doch auch nicht selten aufgenommen. Auf dem Berge war es noch kalt oder lag noch alter Winterschnee. Man rührte dann Wasser und Schnee in einen Topf, daraus wurden die Schnee- und Hagelschauer, die man in einen leeren Sack faßte, und wenn das Tanzfest aus war, streute man sie beim Herabsausen vom Berge über die Feldmark aus. —

Gerade diesen Punkt der Wettermacherei haben wir mit Betonung festzuhalten, wenn wir dem Hexenglauben auf den Ursprung gehen wollen. Ebenso den Besuch der Tanzplätze, die immer abseits von den menschlichen Wohnungen, im Walde und noch lieber auf freien Bergen, sind. Ferner ist bemerkenswert das Luftdurchsausen oder Fliegen der Hexen und die derb verliebte Zutat.

Alle Völker haben den Hexenglauben oder ihm sehr nahe Verwandtes. Uns geht hier die germanische Entwicklung an, und endlich noch enger die deutsche. Diese geht aber wiederum mit der slawischen Volksmythologie zusammen. Beide künftige Volksgruppen hatten sich besonders nahe gestanden in der nach unberechenbaren Jahrtausenden zählenden „Indogermanenzeit", welche alle die mythischen Vorstellungen aus der Naturbeobachtung und dem Naturgefühl heraus entstehen ließ. Ferner hat auch seitdem immer das Germanentum aus seinem Eigentum die ursprünglicher verbliebene nachbarliche Slawengruppe befruchtet und beeinflußt. Manches uns verschollene Germanische haben jetzt nur die Slawen noch, so daß es uns „echt" slawisch erscheint. Und endlich liegen im reichlichen Drittel des jetzigen Deutschland, in Ostelbien, eine frühzeitliche germanische Kulturschicht, dann eine vordringende wendisch-slawische und endlich wieder die zurückerobernde deutsche übereinander.

Das Wort Hexe hat einmal eine poetische Bedeutung gehabt. Das war damals, als die Germanen noch ein naives und jugendlich gutherziges Frühvolk waren, mit sozial leicht ertragenen Verhältnissen, ausreichender Nahrung, mit bequemer, extensiver Landwirtschaft, freier Jagd und Fischerei für jedermann, und Wald genug, um darin weiter zu roden, falls einmal die Feldmark zu knapp werde. Also damals, als sie noch viel lachten, pfiffen und sangen und als erwachsene Menschen noch Kinderbelustigungen liebten, als sie ihre Geselligkeit mit Scherz- und Rätselspiel und Geschichtenerzählen, ihre Rechtsbestimmungen noch mit gutsinnigem und hilfreichem Humor durchdrangen und mit den großen Augen der Kinder in Busch und Wald und Himmel und Wolken alles voller lieblicher Märchen oder

auch voll starker, übermenschlicher, dämonischer Gewalten erblickten.

Hexe lautet im älteren Vorkommen des Wortes Hagezisse oder Hagezusse, um vorweg die schon hochdeutsche, lautverschobene Form zu sagen, oder Hagedisse auf niederdeutsch und Hægtesse auf angelsächsisch. Es bedeutet also ein Hagwesen, ein Waldweiblein, und in Skandinavien stehen den deutschen Hagedissen diejenigen weiblichen Elfen oder Trollen, die im Walde wohnen, gleich. Sie wohnen aber auch in den Bergen und sie können ferner durch die Lüfte reiten oder sich in fliegende Tiere verwandeln. Kurzum, sie sind überhaupt leichte Geister der freien Natur, wobei ja noch wir Heutigen wissen, daß als „Natur" dem Menschen sich immer am nächsten oder eindrucksvollsten der Wald darstellt. „Lichte Lu", die leichten, schwebenden Leute, heißen die Hexen mit einem alten Beinamen in Friesland. Taustreicherinnen, Tauschleiferinnen heißen sie in verschiedenen deutschen Gegenden auch. So tanzen sie denn elfisch in den Nächten und „schweben" im Reigen; noch wie der Hexenname tiefheruntergekommen war und man sich nun gewöhnt hatte, tückisch oder widerwärtig erscheinende Menschen als Hexen zu benennen, kamen sie doch noch immer auf den alten Tanzplätzen der Wälder oder der Mittelgebirge zusammen.

Die Wettermacherei, die den Hagedissen nach sehr alten Vorstellungen beigelegt wird und die sich in der Bezeichnung Taustreicherinnen mit ausdrückt, hängt zusammen mit dem mythologischen Verhältnis dieser schwebenden Wesen zu den atmosphärischen Erscheinungen überhaupt. Nicht bloß mit ihrem Verhältnis zu der Luft. Nimmt man doch an den Färbungen der Berge am ehesten den Wetterwechsel wahr und sieht wieder die Nebel so überaus eindrucksvoll, wenn sie durch die Wälder hängen und aus ihnen über das Feld heranzuwachsen scheinen. — In anderen Punkten ist die Erklärung des über die Hagedissen Erzählten ganz prosaisch faßbar. Verschiedene Worte des Sprachgebrauchs kennzeichnen die Hexentanzplätze oder Trollentanzplätze als „Ringe", auch in England sagt man Fairy-rings. Man findet nämlich auf den sagenhaften Tanzplätzen im Walde — ich sah es persönlich auf einem von Wegweisern angezeigten Trollenplatz der hügeligen Däneninsel Möen — deutliche Ringe von auffällig frischerem und höherem Gras; da hat der Fuß der schwebenden Geister im Reigen das Gras gestreift. Oder aber gerade diese Kreise sind kahl, dann sind sie von dreisten und tollpatschigen Leuten niedergetreten. Und das nehmen alle diese Elfen, Hagedissen oder Vilen, wie die Slawen sagen, furchtbar übel und rächen sich; denn heftig dem Affekt nachgebend sind sie als feine junge Weiblein aus innerster Natur. Genau so, wie die zornige Vila der Slawen „schließt", tuen es die nordgermanischen Elfen; wer ihr Gras niedertritt, bekommt Krankheiten, den Elfblâst (Anhauch) oder Elfstudt, Elfenschuß.

Diese „Ringe" sind nun aber der Botanik und der Forstwissenschaft wohlbekannt. Sie bildet der ringförmig wuchernde Blätterpilz, Agaricus. Zuerst erstickt er das Gras, so daß es abstirbt, weggetreten aussieht. Dann, indem er selber abstirbt, düngt er aus dem Boden diese Stellen, so daß das Gras nun neu und desto üppiger aufgrünt.

Was nun die Zeit der Elfen und Hagedissen anlangt, so gibt es sie natürlich das ganze Jahr, und sie zeigen sich überhaupt in der guten Jahreszeit. Aber vor allem tanzen diese Waldgeisterchen, wenn es Frühling wird. Auch außerhalb der germanisch-slawischen Welt. Man erinnert sich, wie dies der Römer Horaz in der vierten Ode des ersten Buches schildert. Botticelli hat auf eine Anregung des Hauses Medici hin aus Horaz, auf dem Umweg über einen florentiner Nachdichter, diesen Stoff für sein berühmtes Frühlingsbild entnommen. Der mittelalterlichen Gelehrsamkeit freilich — sie war finster, nicht das Leben um sie her — sieht es ganz ähnlich, daß sie von derlei Römervorstellungen nichts zu den jüngeren festländischen Völkern herübergebracht, aber desto mehr von den schaudererregenden sagae, strigae, lamiae und sonstigen spukgeisternden Giftmischerinnen des altitalischen Heidentums.

Jenen germanischen Waldhexlein, vor ihrer Entstellung durch den notwendigen Kampf der christlichen und gelehrten Kirche gegen den im Volke lebendigen mythologischen Glauben, sind nun die schon genannten Vilen den Slawen gleichzustellen. Auch bei diesen scheidet man Vila und Hexe. Doch liegen die Übergänge von jener zu dieser auf der Hand. Die Vilen sind die echte slawische Entsprechung der germanischen Hagedissen, der „Idisi", auf deren Tanzwiese Idisiaviso Arminius von den Römern zu einer seiner Schlachten gestellt wurde, der „leichten Leute" der Friesen, der Elfen und Trollen des Nordens. Den Übergang zu den striga (lateinisch striga) der Slawen, zu ihren Hexen in unserem Sinne, hat insbesondere der Einfluß des in der Bildung vorausgeeilten Westeuropäertums fördern geholfen. Aber die Slawenvölker haben, anders als die Deutschen, darüber ihre Vila bis heute noch nicht vergessen.

Es sind helle Wesen, diese jungen Vilen, weiß von Gliedern und blond von Haar. Die „weiße Vila" heißt es in den Märchen und Liedern, fast ständig wird dies Beiwort zugesetzt. Auf Buchenzweiglein werden sie geboren, nämlich dann, wenn es bei Sonnenschein regnet und in den Tropfen an den nassen Blättern seine Regenbogenfarben spielen. Die Hülle dieser slawischen Dryaden ist aber ursprünglich allein ihr langes Haar. Eine Vorstellung, die überall in den Waldfräuleinmythen und ja auch in Märchen von einsamen Mädchen und verlassenen Frauen

im Walde (Genoveva) wiederkehrt. Denn das lange Haar jener Waldgeisterchen ist Gleichnis des hellen jungen Laubes, nicht bloß bei den Slawen. Deshalb tritt auch wieder umgekehrt in volkstümlichen dörflichen Bräuchen, deutschen, slawischen, keltischen und anderen, bei Regenbitten und derlei, welche nach uralten Kult- und Opfergedanken eigentlich die Nacktheit erfordern, weiterhin eine mildernde Umhüllung mit grünem Waldlaub auf. Daß noch zum Hexenspuk der neueren Jahrhunderte gehört, „ein derbes Leibchen zu zeigen", wie Goethes junge Hexe im Walpurgisstrudel sagt, ist ja allbekannt. Und auch das aufgelöste lange Haar der ursprünglichen Hexen ist wenigstens nordgermanisch zu belegen. Da sieht in einer Volkserzählung der Knabe seine junge Pflegemutter, wie sie gerade durch die Lüfte auffährt, lang hängen ihr die Haare über die weißen Schultern, er fragt, was sie vorhat, und sie ruft zurück: zum Trollenthing!

In nachfolgender Zeit ist aber dieses mythenechte Gewand des schwebenden Haares dem slawischen Landvolk für seine Vilen nicht mehr schön genug. Denn die einfachen Leute, bei denen es realistisch und ländlich zugeht, haben nicht die Phantasien solcher Art, ihnen ist Schönheit und Reiz am Mädchen das feine und reiche Kleid. Deshalb sind neuerdings durchweg die „weißen Vilen" in das lange, verzierte, kleidartige Hemd der slawischen Bäuerin gekleidet; nur daß bei jenen das sonst derbe hausgemachte Leinen zart und schneeweiß ist, und die Binde, der Gürtel ist bei den Vilen von leuchtend roter Farbe, von kostbarer Seide und sieben Ellen lang. Das Kleid wird dann auch zum Ersatz der Flügel, die die Vilen als Luftreiterinnen ursprünglich hatten. Wer einer badenden Vila das Hemd raubt, zwingt sie, ihm zu folgen und kann ihr geliebter Mann werden; nur darf er niemals erwähnen, daß sie eine Vila sei, dann kann sie wieder fliegen und muß wieder fort. Es ist nicht nötig, erst die entsprechenden germanischen Märchen von elfischen Wesen, Schwanenjungfrauen und anderen, zu erwähnen. Übrigens reiten die Vilen auch auf Rossen und männlichen Hirschen durch die Lüfte oder verwandeln sich in Falken und andere Vögel des Gebirges. Denn sie bewohnen auch dieses gerne, soweit es in den Slawenländern Berge gibt, bei den Slowaken, Slowenen, Kroaten, Serben und anderen.

Aber nicht nur, wer sie heiratet, muß mit den Vilen vorsichtig sein. Daß sie ihre Tanzplätze durch den Pfeilschuß der Hexe schützen, ist schon erwähnt worden. Man hat um so mehr vor ihnen auf der Hut zu sein, als sie vielerlei Zauber — wie alle Naturwesen — wissen. Uns hier ist davon besonders wichtig, daß sie Fesseln Gefangener lösen können; die slawischen Heldenlieder bieten dafür Beispiele, die das treffliche Buch von Friedrich S. Krauß, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslawen (1890), zitiert. Denn damit haben wir das Gegenstück zu unserem frühdeutschen Merseburger Zauberspruch „Eiris sazun idisi": „Einstmals setzten sich Idisen hin, setzten sich her und weg, die einen Fesseln fesselten, die anderen das Heer aufhielten, die anderen suchten um nach Knieſtricken: Entspring den Haftbanden, entfahr den Feinden!"

Besonders wegen ihrer heftigen Verliebtheit sind die Vilen zu fürchten. Von den Mädchen, denen sie ihre Schätze verführen, und von den jungen Burschen selbst fürwahr nicht weniger. Der volkspsychologische Ursprung für diese Eigenschaften der Vilen und Hagedissen, der deutschen Hexlein, für die Unruhe und Unersättlichkeit ihres Sehnens läßt sich nur andeuten. Er liegt im personifizierten Frühlingserwachen der Natur, im schweren Hauch von Erde und Bach und übersonnter junger Weide und in der eigentümlich die Sinne gefangennehmenden Kraft, die unbezeichenbar auf starke und sensible junge Menschen ausgeführt wird, wenn sie müßig auf der Waldweide mit dem Vieh oder den Rossen die Tage verträumen. —

Jahrhunderte kommen und verrinnen. Der Bauer, der in Urzeit als ein stattlicher, unbekümmerter Herr auf seinem freien Eigen saß, rotbackig, frisch, voll guter Laune wie ein ländlicher englischer Squire, gerät in sozialen Niedergang und in Engung und Überlastung von allen Seiten. Er wird sorgenvoll, gedrückt, mißtrauisch und scheu, er jagt, reitet, tummelt sich im Laufspiel nicht mehr, führt die Waffe nicht mehr, er wickelt sich in dicke Halstücher und Röcke, schröpft und läßt zur Ader und doktert ewig mit seiner Gesundheit, mit Gichten und Reißen herum. Und seine Nöte und Anklagen, seine Befürchtungen und Beschuldigungen lädt er den populärsten der Unsichtbaren, den Hexen, auf. Sie haben ihn ins Kreuz geschossen, sie hexten ihm das Vieh krank, sie sandten den Hagel, der die Felder niederschlug, den Regen, daß er die Ernte nicht einfahren kann. Das ist der Boden, auf dem die Vermenschlichung der Hagedissen hier, der Vilen dort erfolgt ist. Jetzt also verwandeln sich nicht diese mehr, sondern die lebenden Weiber, die lieben guten Freundinnen der Frau des Bauern sind es, die es lernen, Hexen zu sein und sich in sie verwandeln können. Und jeder findet irgendwo Glauben, der es einigermaßen geschickt von dieser oder jener Frau im Dorfe zu berichten weiß. Die eine traf man verdächtig bei des Nachbars Vieh, die andere kommt den Leuten zu viel ins Haus, das bedeutet sicher nichts Gutes, die dritte trotz ihrer Jahre kuckt jedem schieren Burschen nach und redet oft so seltsames Zeug, die vierte kocht sonderbare kräftige Tränke. Die läßt man ja gerne holen, wenn man krank ist, und wenn sie helfen, denkt man sich sein Teil, wenn aber nicht oder wenn sie gar schaden, so weiß man's erst recht nun sicher. Und wenn endlich einer erzählt, er habe mit Hufnägeln und geweihtem

Pulver gegen die Hagelwolke geschossen, die ja von den Hexen gemacht wird, und da sei plötzlich das oder jenes bekannte Weibsbild aus der Luft gefallen und die Wolke weggewesen, so glaubt man's auch und gern. Es liegt in unserer menschlichen Natur, uns schon etwas zu beruhigen, wenn wir nur erst wissen, wer eigentlich schuld ist und auf wen man Zorn haben und schelten kann. Die einen werden hiergegen dann von der öffentlichen Stimme in Schutz genommen, die anderen nicht. Allmählich kennt man so die Hexen in jedem Dorf und in jeder kleinen Ackerbürgerstadt.

Im späten Mittelalter, wo es auf dem Lande in materieller Hinsicht so aussah, daß schon überall die Unruhen gärten, die dann 1525 im großen Bauernkriege sich entluden, und wo in Stadt und Land auf allen Ständen die neue harte, römisch geschulte Bureaukratie zu lasten begann, hat auch der Umschwung sich vollzogen, der den meisten alten Volksglauben verhäßlicht und ins Gemeine zieht. Die erzieherischen Organe der Kirche haben dem nicht entgegengewirkt, im Gegenteil hat von früh her ihre Unterweisung und Belehrung hierzu am lebhaftesten beigetragen. Sie taten auf ihre Weise, wie sie es verstanden, hierin ihre Pflicht.

Und so verschiebt, verzerrt sich auch die uralte Vorstellung von den Reigen, die die Elfen und Hagedissen zu Frühlingsanfang tanzen, Walpurgis wird die spukhaft liederliche Nacht gemeiner böser Weiber. Nicht das Frühlingshafte des Tages bleibt im Sinn, sondern die Bauernsorge um das Ausgepflanzte und um die Saat, vor Kälte, Nachtfrost, Hagelschlag. Dieser Hexenfurcht an Walpurgis kommt noch eines zustatten, woran heute selbst die Volksforschung, die „Folklore", kaum immer denkt. Gerade auf den Anfang des grünenden Mai fallen die bekannten kalten Tage, die „Eisheiligen". Heute fallen sie zwar auf den 11., 12., 13., auf Mamertus, Pankratius, Servatius. Aber damals hat man den verbesserten gregorianischen Kalender noch nicht, sondern noch den julianischen, den heute die Russen und andere Slawen haben, sodaß die Kalenderdaten alle etwas später ins wirkliche Jahr hineinliegen, oder daß, anders gesagt, das natürliche Jahr frühere Kalenderdaten hat. Die gefürchteten Tage sind damals die ersten des Mai. Da fliegen eben die Hexen über die Äcker mit dem offenen Sack voll Hagelschauer, die sie in der Blocksbergnacht gemischt haben, da sind sie nun die schlimmen, gefährlichen Taufstreicherinnen und Dauflieperschen,

— und wenn wir um den Gipfel ziehn,
So streichet an dem Boden hin,

wie es in der voll von volkskundigen Finessen steckenden Goetheschen Walpurgisnacht heißt.

Walpurgis oder Walburg hat an sich nichts mit den Hexen zu tun. So wenig, wie der in den Diokletianischen Verfolgungen enthauptete Pankratius mit dem kalten Maiwetter in Deutschland. Sie war eine fromme Äbtissin von Heidenheim im Eichstättischen, die 778 starb und später kanonisiert wurde. Ihr Heiligentag ist der 1. Mai. An ihren Gebeinen, die in der Bischofsstadt Eichstätt ruhen, quillt jedes Jahr vom 22. Oktober ab eine geschmack- und geruchlose Flüssigkeit, die sich den Untersuchungen der Apotheker als sauberes Wasser dargestellt hat und die als wunderkräftiges Walburgaöl in winzigen billigen Fläschchen weitum, wie es heißt, in alle Weltteile, versandt wird. Das ist aber etwas ganz anderes, als Zaubertränke und unnatürliches Hexenwesen.

Damit sind nun wohl alle Zusammenhänge klar, auch wo sie teilweise nicht erst mit Fingern gedeutet sind. Die Übergänge sind gezeigt vom mythenhaften Hagedißlein, das im grünen Walde geboren wird, zum kranken oder von Lüsternheit verführten Weibe, das seine dunklen Wünsche und Neugierden somnambulisch glaubt und das aus Höllenängsten reuig dafür stirbt — oder gelegentlich noch vom Scheiterhaufen dem Knecht des Henkers den Schürhaken aus der Hand reißt und ihm einen ins Gesicht schlägt, damit sie doch diese Genugtuung hat. Und bis zu den unzähligen armen Würmern, ganz alten und ganz jungen, die verbrannt worden sind und weder etwas getan noch gewußt hatten.

Und die Gebildeten? fragen wir noch. Es ist hier und da ein ehrlicher Mann gewesen, der gegen die Hexenrichterei aufgestanden ist, weil er sie erkannte als das, was sie war. Ein solcher war der kurfürstlich Trierische Rat und Stadtschultheiß Dr. Flade. Als Leiter des Hexengerichts hatte er bei vielen Prozessen mitgewirkt, seine Pflicht tuend, wie er sie eben tun mußte nach dem Denken seiner Zeit, und zuletzt sprach er als nachdenkender und ehrlicher Mann die Zweifel aus, die ihm kamen, und wollte sie zur Geltung bringen. Da ging denn der Weihbischof Peter Binsfeld, der Oberregisseur der wütenden Hexenbrennerei im Trierischen, direkt auf ihn los und brachte es durch, daß Dr. Flade schließlich selbst im Hemd des armen Sünders auf dem Scheiterhaufen stand. Es tut nie gut, sofern man es von dem Standpunkt nimmt, wie es dem einzelnen bekommt: wenn einer schärfer sieht als seine Zeit. Such men are dangerous, „die Leute, die was denken, sind gefährlich" — auch sich selbst. Das Zufrühkommen mit Gedanken ist eine sehr trübselige Rubrik der Weltgeschichte, vom Dogmatischen durch alle Gebiete bis zur Technik und Erfindung hin. Als Flade auftrat, schrieb man noch nicht 1600. Das griff um ein Jahrhundert vor. Erst wenn die Grundfesten einer altgewordenen Zeitanschauung nach sicheren Zeichen wanken, kommt dem redlich Starken die Möglichkeit, Befreier oder Reformator zu sein.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Agnes Miegel, Balladen und Lieder. — Lulu von Strauß und Torney, Neue Balladen und Lieder. — Ricarda Huch, Gedichte. — Gustav Falke, Frohe Fracht. — Otto Ernst, Siebzig Gedichte. — Hugo von Hofmannsthal, Die gesammelten Gedichte. — Alfred Huggenberger, Hinterm Pflug. — Wilhelm Schulz, Der bunte Kranz. — Clara Eysell-Kilburger, Neue Gedichte. — A. K. T. Tielo, Klänge aus Litauen. — Maria Stona, König Eri. — Fritz von Ostini, Schwarmgeister. — Hermann Schaefer, Rebengold und Weinrosen. — Gesammelte Dichtungen von Karl Stieler und J. V. v. Scheffel.

Von den drei Damen, die den mailichen Reigen der Lyriker diesmal führen, ist Agnes Miegel unstreitig die genialste. Eine scheue, flammende, in sich selbst unsichere und leicht verwirrbare Seele, die vielleicht mit geheimem Grauen ihr Anders-Sein empfand, kam dieses junge Mädchen aus ihrer ostpreußischen Heimat einst zu uns und brachte uns seltsamgroße, fremde und heiße Gedichte mit. Gedichte, die wohl im schlichten Gefühlsausdruck versagten und die nur geringen Wert hatten, wenn sie sich innerhalb der Grenzen des bürgerlichen Empfindungslebens bewegten. Gedichte aber, die alles Schwüle und Glühende, Dumpfe und Dämonische meisterhaft bannten, in denen ein Lechzen und Gieren nach Pracht und Purpur, Glanz und Üppigkeit, Rausch und Schönheit war, ein irres Sehnen danach, von einem größeren, wilderen, fühlbareren Leben hingenommen und fortgerissen zu werden — wohin? o, in Lust und ungekannte Lüste, in trunkne Wonnen und grausame Nöte. Glühende Liebesnächte der Kleopatra, weiße Marmortempel, Nardenduft und Hetärenlieder, flappende Lilienbanner und jauchzende Valois', Stuartliebe und Staufengeschick, all die Königsliebchen, die ihre süße Liebe mit dem bittern Tode bezahlten — sie füllten die Phantasie dieser Dichterin, und die Verse, die sie hier schrieb, brannten in leuchtenden Farben und zitterten in einem heißen Atem. Viele Jahre vergingen dann, ehe man Neues von Agnes Miegel hörte. Es schien fast, als schüfe sie mit einem geheimen Widerstreben, als wäre sie der verliehenen Gabe nicht froh wie einer Gnade, sondern empfände sie nach Art wesensverwandter Poeten als Kainsmal. Nun ist endlich ein zweiter, auch nur sehr schmaler Band von ihr erschienen: „Balladen und Lieder" (Jena 1907, Eugen Diederichs). Er unterscheidet sich von dem ersten durch die stärkere Betonung des epischen Elements und gibt so vielleicht ein rascheres und sinnfälligeres Bild von dem eigentlichen Können der Ostpreußin. Trotzdem wird man nicht sagen können, daß er das erste Buch übertrifft. Er ergänzt es aber aufs glücklichste und fügt ihm prachtvolle Stücke hinzu. Besonders ist da ein Gedicht, „Die schöne Agnete", das bereits durch alle neueren Anthologien zu wandern beginnt: während Herrn Ulrichs Witib in der Kirche kniet, singt vom Kirchhof wie die Nachtigall so laut die Stimme ihrer Tochter herüber — ihrer Tochter, die den schlammschwarzen Wassermann gefreit und die ewige Seligkeit verloren hat, die alle sieben Jahre nur einmal hierher darf und die ihre Mutter anfleht, die Kirchentür weit aufzutun, damit sie die güldene Monstranz sehen und ihren grünhaarigen Nixenkindern vom sonnengoldnen Glanz des Kelches und der Kerzen erzählen kann. Da wird die Tür geöffnet:

„Und das ganze heilige Hochamt lang
Ein weißes weißes Wasser vor der Kirchentüre sprang."

Hier offenbart sich zwingend das dämonische Element der alten Volksballaden. In ähnlicher Art hat Agnes Miegel noch viel Schönes geschaffen. Zur eigentlichen Balladenpoesie in dem engern und strengern Sinne fehlt ihr trotzdem die dramatische Ader. Was sie ursprünglich packt und befruchtet, ist nicht der große Zug einer Handlung, in der sich ein Schicksal erfüllt, sondern es ist die Stimmung einer Situation. Und während sich die Ballade, wie ich sie verstehe, ebensowenig in einem Bilde malen läßt wie etwa ein Drama, könnten die Balladen von Agnes Miegel meistens glatt im Rahmen einer Szene dargestellt werden, weil sie sich eben in der gefühlsmäßigen Ausdeutung einer Situation, also lyrisch, erschöpfen. Marie Antoinette am Rokokotisch, in das aufruhrerfüllte Paris horchend; Rembrandt verzückt auf den Märchentrug des Lichtes starrend; Lord Dudley vor dem Gang zum Schafott noch den Namen Jane in die Scheibe ritzend; Lionardo eines „Halses wundervolle Gnade" bestaunend; der „Chevalier errant", der durch die Wälder reitet; die Nibelungen, die um die Flammen geschart in der Halle sitzen und Volkers Lied lauschen; die sieben letzten Frauen von Nidden, auf die wandernde Düne wartend, die sie begraben soll; der Zug der Sataniden — alles Bilder, die auch der Stift sofort und erschöpfend zu bannen imstande wäre. Aber von welch einem glühenden Leben ist diese eine Situation immer erfüllt! Was Agnes Miegel selbst an dumpfer Sehnsucht bedrängt, macht sich frei in den Gestalten aus Sage und Geschichte, die sie erweckt, die zu Sprachrohren ihrer eignen Glut, ihrer phantastisch-wilden

Digitized by Google

Empfindungen werden. So kann aus der epischen Verkleidung heiß ein Strom der Lyrik hervorrauschen. Diese Agnes Miegel stellt die Marie Antoinette nicht dar, sondern sie ist Marie Antoinette, sie ist Rembrandt und Lionardo, ist Lord Dudley, ist die schöne Agnete, ist eine der Verdammten. Sie selbst tanzt singend und blutberauscht, hohnvoll und gierig in „La Furieuse" um die Guillotine und jauchzt das Ça ira! Und weil sie sich so eins fühlt mit ihren Gestalten, ist es erklärlich und natürlich, daß sie die Ich-Form in ihrer Ausdeutung so bevorzugt. Es ist möglich, daß ihr selbst manchmal graust vor dem, was dunkel in ihr aufsteht und nach Blut, Leben, Betätigung lechzt. Es ringen sich ab und zu Verse von den Lippen dieses jungen Mädchens, die wie Blitze niederzucken, die genial sind, die wie von einer fremden Gewalt aus ihr herausgesprochen werden — von einer Gewalt, vor der sie selber zittern und unter der sie leiden mag.

Ganz anders Lulu von Strauß und Torney. Ihr fehlt jeder Geniezug. Sie ist in ihrem Empfindungsleben ebenso bürgerlich, wie Agnes Miegel unbürgerlich ist. Niemals singt „es" aus ihr, sondern immer ist sie es, die dichtet und darstellt. Sie ist eins der ausgeprägtesten „Erarbeitungstalente", das mit den verliehenen Gaben wie ein treuer Knecht wuchert, das sich ewig strebend bemüht und dessen Höherklimmen man genau beobachten kann. Pflicht und Arbeit sind ihr eingeborne Begriffe, während sie für Agnes Miegel wohl nur mühsam erworbene sind, die keiner Gefühlsattacke standhalten. Lulu von Strauß ist deshalb als Persönlichkeit wesentlich nüchterner und viel weniger interessant; sie überrascht nicht; sie hat kein Chaos in sich, aus dem sich Sterne gebären könnten, sie setzt an Stelle der Dumpfheit eine gleichmäßige helle Tüchtigkeit. Ihre starke Formungskunst versagt selten völlig vor einer Aufgabe, die sie sich einmal gestellt hat, aber sie ist in Gefahr, dieses Künstlerkönnen zu überschätzen und es ohne innern Zwang anzuwenden. In diesem Falle schafft sie wohl im einzelnen vortreffliche Gedichte mit prächtigen Stellen, besonders in der Schilderung, Gedichte aber, die am Ende ein wenig inhalt- und resultatlos bleiben und uns auf die Dauer nicht halten können, weil sie zu unpersönlich sind und uns menschlich nicht genug geben. Um so erfreulicher ist der Gewinn, wenn die starke, künstlerische Kraft beflügelt wird von innerer Notwendigkeit. Und ein paar schöne Beispiele davon bringen die „Neuen Balladen und Lieder", die Lulu von Strauß jetzt herausgegeben hat (Berlin, E. Fleischel & Co.). Ich nenne da vor allem das erste Gedicht des ganzen Bandes: Da schaukelt die atte Nonne am Altar die Wiege für das liebe Jesuskind und denkt weh an das heilige Mutterglück, das ihr nicht geworden. Hier hat eigenes Leid die Worte gefärbt, hat sie süß und innig und warm gemacht. Verkämpfte Schmerzen zittern uns da entgegen und ergreifen unser Herz; sie ergreifen es auch in Gedichten, die das gleiche Thema mehr lyrisch variieren, die schamvoll und verhalten davon sprechen, daß es der Dichterin nicht gegeben war, des „Weibes Krone und des Weibes Last" zu tragen. Diese Gedichte sind Erlösungen, abgerungen einer schamhaften und verschlossenen Seele. Andere Stücke haben diesen Beichtwert nicht, sagen aber immerhin Charakteristisches. Daß die etwas scheue Niederdeutsche, die vielleicht noch mehr aus einer gewissen Sprödigkeit ihrer Begabung, als aus ihrer innersten Natur heraus auf das Herbe zielt und sich manchmal deshalb härter stellt, als sie ist, wesentlich andere Helden besingt als Agnes Miegel, ist selbstverständlich. Die Stuarts und die Nibelungen liegen ihr nicht, sie ist bürgerlicher. Seejungfern und andere Fabelwesen ruft sie zwar auf, aber ohne Glück: Das Dämonische, das die Ostpreußin in der schönen Agnete so großartig packen kann, ist jenseits ihrer Grenzen. Ihr Held ist der alte Bauer, der in siebzig Jahren viel Ernten eingebracht hat und noch selbst alle Anordnungen für sein Begräbnis trifft, ist die alte Nonne, die ebenso lange treu ihr Amt versehen hat, sind kurz gesagt die festen Pflichtmenschen des Alltags, die heimlich nur mal träumen und sich dessen beinah schon schämen. So ist auch der Gott, zu dem sie betet und in dessen Anrufung ihr ganzes Buch ausklingt, der Gott der Pflicht — der „Gott der Arbeit".

Gleich ihr hat Ricarda Huch ein Poem „Die Nonne" geschrieben: es steht ziemlich am Anfang der zweiten und vermehrten Auflage ihrer „Gedichte" (Leipzig 1908, H. Haessel). Und es ist interessant, diese beiden Stücke zu vergleichen und in dem Temperamentsunterschied der Heldinnen auch den der beiden Dichterinnen zu erkennen. Lulu von Strauß hat sich die Situation sehr glücklich gewählt und zieht daraus schon Süße. Aber ihre mit dem Geschick hadernde Nonne ist alt, für die schmerzliche Erinnerung daran, daß ihre Lippen einst nach Erdengtück durstig waren, vielleicht sogar zu alt. Wie einen Frevel gegen den Himmel und ihr Gelöbnis empfand und empfindet sie die irre Sehnsucht ihres Herzens, und resigniert und müde hält sie sich an den Trost, daß einst auch ihrer Nacht ein Ende kommt. Und dagegen nun die Nonne, die Ricarda Huch sprechen läßt! Die ist jung und brennt wilder, die glaubt nicht an den Himmel, die will ihren schmerzlich-schönen Anteil an Lust und Leid der Erde, will ihren Durst löschen im Quell der Liebe, will selig lodern und sich mit der alle Ketten sprengenden Kraft der Sehnsucht wenigstens einen Tag des Lebens erwerben! Kein Gedanke kommt ihr, der von Leidenschaft qualvoll Durchwühlten, an Pflicht und Gelöbnis! Wie gesagt: der Temperamentsunterschied der beiden Nonnen ist auch der der beiden

Badende Jungen. Aufnahme von Karl Bechmann in Bad Elster.

Dichterinnen. Ricarda Huch ist leidenschaftlicher, hingegebener; sie, die von Conrad Ferdinand Meyer ausging, spricht weiblich-heftiger noch das „Genug ist nicht genug!“ des Schweizers nach, und sie ist so erfüllt von Lebenssehnsucht und Lebensschauern, die ihr fast das Herz zersprengen, daß sich ihr immer von neuem der Gedanke an den Tod aufdrängt, der allem ein Ende macht. Die psychologische Verbindung ist klar. Das heißeste, sehnsüchtigste Leben, das die goldene Stunde immer zu versäumen fürchtet, das den Becher bis zum letzten Tropfen leeren möchte, hat hinter sich den großen Treiber Tod, der es stachelt. Und so brausen diese beiden gleichsam in unlöslicher Verkettung durch das ganze Buch von Ricarda Huch, tauchen nach allerlei Abschweifungen und Zwischenspielen immer von neuem auf, und durch die heißen Liebesreime, die in der Form von Achtzeilern gruppenweise über den Band verstreut sind, schlingen sich die Todesgedichte, die Freund Hein in mannigfachsten Kostümen auf der Fahrt zeigen.

Ricarda Huch hat uns durch ihre letzten Prosaschöpfungen so heftig enttäuscht, daß ihr Versbuch viel gut machen muß. Auch darin trifft man viel Gewolltes, manches Spielerige, noch mehr Überflüssiges; auch hier ist die Kühnheit oft größer als die Kraft. Aber die Gedichte aus dem dreißigjährigen Kriege, ein paar innige Heimwehlieder, eine Handvoll Achtzeiler und die seltsam-schöne „Erinnerung“ („Einmal vor manchem Jahre ...“) sind stark genug, jede Verstimmung zu tilgen und das reine Bild der Dichterin wieder in uns erstehen zu lassen, das sich Ricarda Huch leider selbst in den letzten Jahren zu trüben und zu verwirren bemüht hat. —

Von den Dichtern, die im vergangenen Jahre ihre Harfe neu stimmten, grüßen wir zuerst den treuen und vertrauten Gustav Falke, der „Frohe Fracht“ geladen hat (Hamburg, Alfred Janssen). Die Stellung, die er sich dauernd in unserer Literatur schuf, kann ein neues Buch nicht mehr tangieren. Kein Lyriker seit Mörike hat so rein leuchtende Hauslampen angezündet wie Gustav Falke; er hat die ganze Poesie des engen Kreises gehoben, er hat wundervoll, das heißt: ohne simpel zu werden, das Herddämmerglück eingefangen, hat der „blütenschweren Tage“ Düften und Gluten in seine Verse gebannt, hat sich liebreich zu Kindern geneigt. Mangelt ihm, der verhältnismäßig spät erst als lebendiger Gewinn unserer Dichtung zuwuchs, auch das Fortreißende einer leidenschaftlichen Persönlichkeit, so erfreut er doch durch eine schöne Reife und Ruhe, durch Innigkeit und Schalkhaftigkeit, durch eine Reinheit des Tones, die ihn unseren besten Lyrikern anreiht. In der „Frohen Fracht“ gibt er sich im ganzen behaglich. „Er ist ein Schelm — wer ist es nicht?“ Er erzählt von dem lachenden Hans Haunerland, sieht freundliche Sterne steigen, singt dem „Malönchen“ ein neckisch Kinderlied, berichtet in neuen Versen alte Schnurren, bringt seinem lieben Liliencron ein Hurra, preist die Genügsamkeit, grüßt Pfingsten und Weihnachten. Er nimmt jetzt das meiste ohne Feierlichkeit wie Fontane; mit Fontane sagt er: „Es ist am Ende einerlei“, und rutscht hier ebenso wie im Pfingstgedicht in Fontanes Altersstil hinein. Im „Vorschmack“ wieder ist viel Mörikesche Diktion, und „Der Bauer und sein Hund“ ist gar so gehalten, daß man den braven Gellert zu hören meint. Was tut's? Am Ende kann sich Gustav Falke das leisten. Wir wissen, er hat seinen eigenen Stil. Warum soll er, wenn es ihm Spaß macht, nicht auch mal auf fremden Beeten eine Blume ziehn? Dafür bricht sich mancher wieder einen Busch aus seinem Garten.

Einer, der es manchmal zu tun scheint, ist Otto Ernst. Unter dem Titel „Siebzig Gedichte“ hat er neue und alte Verse erscheinen lassen (Leipzig, L. Staackmann). Das Buch ist als „Volksausgabe“ bezeichnet, und das wirkt in diesem Falle etwas fatal. Solche Vorschußlorbeeren verstimmen und beschwören unnötigerweise die Erinnerung an frühere ähnliche Entgleisungen dieses Dichters.

Otto Ernst hat sich durch grobschlächtige, vielgespielte Theaterstücke die Gunst des Publikums gewonnen. Aber man muß anerkennen, daß er durch seinen Erfolg freier geworden und gewachsen ist. Er war früher eine etwas grätige, schulmeisterliche und nicht sonderlich sympathische literarische Persönlichkeit, ein Nicolait, dem nur das Verstandesmäßige zu liegen schien, der sich früh schon satirisch ausgab, der etwas rückständige parteipolitische Tendenzen auch in der Literatur pflegte, der gegen einen ehrlichen Mann wie Wildenbruch törichte Epigramme schleuderte, die nur aus parteipolitischer Verblendung zu erklären waren, der selbst alle Wahrheit in Erbpacht genommen hatte und in seiner etwas blindwütig doktrinären Art — ich kann es nicht anders sagen — Andersdenkenden verteufelt beschränkt erschien. In neuerer Zeit gibt er sich wesentlich erfreulicher. Sein „Asmus Semper“ war eine schöne Leistung, und auch diese „Siebzig Gedichte“ sind ein Buch, das sich sehen lassen kann. Wie Gustav Falke hat Otto Ernst sein „Herz im Grund des Hauses eingepflanzt“ und überrascht in diesen Gedichten, die Weib und Kinder betreffen, durch eine schöne menschliche Wärme, der man sich gern hingibt. Da fühlt man das Erlebte und sieht von neuem ganz klar, daß es die „Kunst“ allein nicht macht. Otto Ernst ist ganz gewiß kein echter und großer und spezieller Lyriker. An scheinbaren Kleinigkeiten merkt man das sofort. Er reimt z. B. in der vierzeiligen Strophe gern nur die zweite und vierte Zeile, nicht auch die erste und dritte. Das tut ein geborener Lyriker, dem der Vers die natürliche Sprache seines Geistes

ist, selten und ungern. Nur versfremde Dichter wie Gottfried Keller haben es häufig. Und es geht ja auch hin, wenn der menschliche Gehalt stark genug ist, um über die Form hinauszuwirken. Mit anderen Worten: Otto Ernst ist zwar absolut keine lyrische Persönlichkeit, die für die Lyrik wichtig wäre, aber er hat — wie Keller — eine Reihe von Gedichten, die uns menschlich bezwingen.

Fand ich bei ihm auf diese Weise mehr, als ich erwartet hatte, so fand ich bei Hugo von Hofmannsthal weniger. Man konnte auf eine Sammlung seiner Verse um so neugieriger sein, als die Anthologien seit Jahren immer auf zwei bis drei Poemen herumritten, die für die verschiedensten Möglichkeiten Raum ließen. Nun endlich hat Hofmannsthal „Die gesammelten Gedichte" erscheinen lassen (Leipzig, Insel-Verlag) — ich bitte zu bemerken: „Die gesammelten Gedichte". Und ich bekenne, daß ich auf qualitativ und quantitativ so geringe Ergebnisse doch nicht vorbereitet war. Unsere Anthologien werden auch jetzt aus dem Hofmannsthalschen Stalle nur die 2—3 Paradepferde ziehen können: die wie in Silber getriebene Szene „Die Beiden", das Gedicht „Manche freilich müssen unten sterben" und drittens . . . ja, drittens könnte man etwa zwischen dem „Reiselied", der klang- und farbenreichen Nachtschilderung aus dem „Tod des Tizian" und der schon hart am Rande des Möglichen stehenden „Ballade des äußeren Lebens" schwanken. Aber sonst? Ach, es wimmelt sonst von schönen Worten, von volltönigen Versen, von seltenen Bildern, doch aus all diesen Worten, Bildern und Klängen werden keine Gedichte. Es sieht alles sehr bedeutsam aus, oft ist man auch nahe davor, einen tiefen Sinn in diesen merkwürdig verzirkelten, prätentiösen und absichtlich auf fremdartige Wirkung hin geformten Strophen zu entdecken, aber öfter fast noch greift man sich an den Kopf und sucht vergeblich aus diesen dunklen Bilderrätseln nach einem Ausweg. Das vielgepriesene „Lebenslied" beginnt mit der Strophe:

„Den Erben laß verschwenden
An Adler, Lamm und Pfau
Das Salböl aus den Händen
Der toten alten Frau!
Die Toten, die entgleiten,
Die Wipfel in den Weiten,
Ihm sind sie wie das Schreiten
Der Tänzerinnen wert!"

Es klingt wunderschön, aber ich bin zu dumm dazu, ich versteh' es nicht ganz. In den nächsten Strophen ist es beinah dieselbe Geschichte, und immer geknickter blättert man das kostbare Büttenpapier mit diesen „Gedichten der äußeren Worte" um. Man liest ein Gedicht „Das Weltgeheimnis", dessen Tiefsinn nur noch der tiefe Brunnen weiß; man liest ein Gedicht mit der Überschrift „Ein Traum von großer Magie", bei dem einem ein Mühlrad im Kopf herumgeht, man liest — ausgerechnet! — das Lied eines gefangenen Schiffskochs, der da klagt, daß er seinen Peinigern „Mahl um Mahlzeit kochen" muß, man liest ein Lied des Kaisers von China und tröstet sich am Ende mit dem Anfang eines anderen Poems: „Die Zeit ist sonderbar, und sonderbare Kinder hat sie: uns." Hugo von Hofmannsthal scheint den Pfau zu lieben; er taucht mehrfach bei ihm auf. Etwas Pfauenhaftes haben seine Gedichte; wie ein Pfauenrad rollt sich doch selbst „Der Tod des Tizian" auf, und wenn sich hinter der fremdartigen Pracht und Gespreiztheit der Worte noch orphischer Tiefsinn verbirgt, so ist die literarische Kuriosität fertig. Verloren stehen unter so gearteten Geschwistern „Drei kleine Lieder". Aber je einfacher sie werden, um so schlechter werden sie auch. Der Prunkmantel fehlt, und dürftig und bedeutungslos stehen sie da und frieren. Sie brauchen den Mantel, weil sie blutarm sind und weil nur dieser Mantel ihnen Fülle, Bedeutsamkeit und Reichtum verleiht oder alles dreies wenigstens vorschützt.

Was sonst an Versbüchern noch bemerkenswert ist, muß nun leider in einem raschen Schlußgalopp erledigt werden. Viel Schönes und Herzliches bringen Alfred Huggenbergers Verse eines Bauern „Hinterm Pflug" (Frauenfeld, Huber & Co.). So mißtrauisch wir gegen „Naturdichter" sind: hier spricht eine Dichternatur. Die nicht auf seinem Acker gediehenen Balladengrafen schenken wir dem Schweizer zwar, aber wie schelmisch, liebenswürdig und kräftig ist dieser Huggenberger, wenn er uns in sein Reich führt! Mit tausend Freuden begleiten wir den „Pflüger" und erleben sein Tagwerk mit ihm; wir stärken uns an dem gesunden Sinn dieses Bauern, der doch auch ein Träumer ist, und wir staunen, wie glücklich er selbst das prosaische Ungetüm einer Mähmaschine mit achtzehn Klingen poetisch verwertet. So enthält das Buch des beschaulichen Mannes eine Menge des Liebenswerten.

Merkwürdig fesselnd ist auch ein Gedichtband des aus dem Simplizissimus bekannten Wilhelm Schulz: „Der bunte Kranz" (München 1908, Albert Langen). Dieser Maler-Dichter überrascht so, weil er in seinen Versen eigentlich so ganz außerhalb der zeitlichen Lyrik steht. Er singt so, als hätt' es nie eine Literatur gegeben. Frisch, frech und fromm legt er los, rasch vorwärtsgehend, ohne sich um jemanden zu kümmern, einzig beeinflußt vom Volkslied. Dabei kommt dann unter Umständen so dilettantisches Zeug heraus, wie es im „Bunten Kranz" etwa „Die Myrte" oder „Der Frühling" ist. Oder in neunundneunzig von hundert Fällen holtern und poltern die Golderze und das taube Gestein innig gesellt mit Getöse an uns vorüber. Aber dazwischen wird in einer Zeile, einem Übergang die ganze

gewaltige Größe und Knappheit des Volksliedes erreicht. Und nicht nur das: auch der große Humor des Volksliedes. Plötzlich kriegt man eins vor den Kopf, und ehe man sich besinnen kann, geht es schon weiter. Ein Gedicht wie „Das Jüngferlein" ist in seiner Knappheit, seiner Sangbarkeit, seinem Humor fabelhaft; ein Gedicht wie „Der Finger" in seiner Symbolik ebenso grobschlächtig wie gewaltig. Und aus der Mehrzahl der Gedichte, zu denen Wilhelm Schulz selber Zeichnungen gemacht hat, reckt sich so plötzlich und unerwartet eine Faust. Aber doch ist alles wieder gleichsam stecken geblieben, und man schüttelt den Kopf über diesen genialen Dilettanten.

Auch an den „Neuen Gedichten" von Klara Enßell-Kilburger sollte man nicht vorübergehen (Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn). Denn sie sind ganz unvergleichlich reifer, harmonischer, ausgeglichener, als alles, was diese Dichterin früher schrieb. Das unruhige Flackerfeuer ist zu ruhig leuchtender Flamme geworden, die fliegende Hitze hat sich nun, da der Traum der Unsterblichkeit mehr und mehr dem Streben wich, alles Verliehene auf ein liebes sterbliches Haupt zu häufen, zu reinerer Wärme gedämpft. Dabei spürt man doch — ja stärker noch als früher — das leidenschaftliche Fühlen dieses Herzens, das sich besonders in den Liebesgedichten offenbart — in den Liebesgedichten, die überall die individuellen Züge des Erlebens tragen.

„Klänge aus Litauen" hat A. K. T. Tielo gesammelt (München, Georg D. W. Callwey). Er ist ein treuer, kräftiger und sympathischer Sohn seiner Heimat, deren charakteristische Eigentümlichkeiten er in seinen Versen scharf realistisch erfaßt. Seine Heide ist nicht die westfälische der Droste, nicht die schleswig-holsteinische Storms und Liliencrons, sondern es ist eben die litauische, die ostpreußische. Das ist ein großer Vorzug. Anderseits scheint er mir allerdings dieses Stoffliche, das realistische Detail zu überschätzen. Es wird ihm eine Hauptsache, und er verliert sich oft so stark an eine zu sehr auf das Auge gestellte Schilderungspoesie, daß die Masse der Einzelzüge drückend wirkt. Auf diese Weise ist ihm der leichte Schritt und das Fliegen erschwert. Man müßte ihn, den ganz bewußt Schaffenden, mehr auf die Ballade oder noch besser auf die balladische Erzählung weisen, in der sein kräftiges realistisches Darstellungstalent den schönsten Boden fände.

Ein „Lied der Liebe" singt Maria Stona in ihrer Dichtung „König Eri" (Wien, Carl Konegen). Üppig, reich und verschwenderisch blüht uns hier die Natur entgegen, sie allein sieht man, und über und durch ihre Fülle klingen süß die Stimmen zweier Liebenden. Absichtlich ist jede schärfere Zeichnung der beiden vermieden, absichtlich sind sie in verschwimmenden Linien gehalten und romantisch-märchenhaft, als König und Fee, aus jedem Zusammenhang mit der realen Welt gehoben — nichts sind sie und sollen sie sein als Symbole der beiden ewigen Gegensätze, die sich einen wollen, des Ewig-Männlichen und des Ewig-Weiblichen. Des männlichen Teiles wird man dabei nicht recht froh und mag schwerlich den Typus anerkennen, aber um so feiner und farbenreicher ist der weibliche Gegenpart in den sehr lebendigen und heißen Versen herausgekommen.

Nur kurz nennen darf ich auch die „Schwarmgeister" von Fritz von Ostini (Stuttgart 1908, A. Bonz & Co.), Gedichte, die allerlei Zeiterscheinungen mit klingenden Versen begleiten, hier über Torheiten lachen, dort sich als Schellen an heimlich schleichende Kätzchen und Katzen hängen, manchmal tüchtig dreinschlagen, lieber noch mit glücklichem Humor etwas abtun, aber auch mal größere Glocken läuten und sich in Ehrfurcht vor echter Größe neigen. Andere Schwarmgeister sind die Dichtungen zum Preis des deutschen Weines „Rebengold und Weinrosen", die Hermann Schaefer gesammelt hat (E. Crusius, Kaiserslautern) und die in sehr glücklicher und graziöser Art, den Epigrammen der griechischen Anthologie verwandt, den goldnen Rebenhans in seinem Werden und Wirken folgen.

Zuletzt möcht' ich noch auf die Neuausgaben der Dichtungen von Karl Stieler und Josef Viktor von Scheffel hinweisen (Stuttgart, A. Bonz & Co.). Gerade Karl Stieler, den bayrischen Hochlandsdichter, den lichtblonden Germanen, kennt man in Norddeutschland viel zu wenig. In seinen schönsten Versen ist viel Süße und Innigkeit, eine wundervolle Reinheit des Bogenstrichs, und selbst in einer Zeit, die dem „musikalischen" Element in der Lyrik wenig hold ist, wird sich niemand der süßen Musik des „Mönches Waltramus" entziehn können oder den klingenden Hiltbold missen wollen. Einen „seligen Mann" hat sich Stieler genannt, aber aus Lebensmitten riß ihn jäh der Tod. Doch um seine Gestalt wittert immerdar etwas Lichtes und Reines wie die Luft seiner Berge. Und Scheffel? Schlegel hat einmal etwas boshaft bemerkt, die Verse im „Nathan" wären Lessings beste Prosa. Bei Scheffel kann man die Geschichte beinah umdrehen: seine beste Lyrik ist verslos und steht im „Ekkehard". Ein geborener Lyriker wie nur einer — aber sucht man ein ganzes, vollendetes, von der ersten bis zur letzten Zeile seiner köstlichen Begabung entsprechendes Gedicht, so rauft man sich verzweifelt die Haare aus. Nur eins gibt es: das gewaltige Normännerlied aus dem Ekkehard.

Das allerdings soll ihm mal einer nachschreiben ...

Und nun hoff' ich nur noch, daß die 189 Lyriker, deren Bücher ich diesmal nolens volens unterschlagen mußte, mich nicht kaltlächelnd umbringen.

Illustrierte Rundschau.

Landhäuser und Villen von Prof. Heinrich Metzendorf. — Blumenverkaufsräume, entworfen und ausgeführt von Süssenbach & Aron in Berlin. — Rohrmöbel, entworfen von M. A. Nicolai, ausgeführt von Derichs & Sauerteig. — Blumenständer, entworfen von Alschner, ausgeführt von Julius Mosler. — Zu unseren Bildern.

Das Streben nach „Heimatkunst", das in der Malerei und Literatur schon seit Jahren einen stetig wachsenden Einfluß genommen hat und — in erweitertem Sinn — kürzlich auch wieder in der Gründung des Werdandi-Bundes zum Ausdruck kam, mußte auch in der Architektur zu einem Besinnen auf die Traditionen heimischer Bauweise führen. Und in der Tat nützt ein Architekt, der an diese Überlieferungen anknüpft, sich ihm natürlich bietende Vorteile klug aus. Die mannigfache Gestaltung, die das deutsche Bauernhaus unter dem Einfluß der verschiedenartigsten Lebens- und Arbeitsweise seiner Bewohner, der Bodenbeschaffenheit und der klimatischen Verhältnisse in jahrhundertelanger Entwicklung gefunden hat, ist ja schließlich auch das Ergebnis einer gewissen „Auslese" von Erfahrungen. Selbstverständlich darf ein modernes Landhaus, das unseren heutigen Ansprüchen an Komfort, an bequemes und behagliches Wohnen entsprechen soll, kein Bauernhaus sein, aber die Anpassung solcher natürlich gewachsenen Formen an die Bedürfnisse unserer jetzigen verfeinerten Lebensweise verleiht solchen Bauten von vornherein einen heimatlichen Charakter und das Gefühl von Wohnlichkeit, das den meisten Durchschnittsvillen so gänzlich fehlt. Professor Heinrich Metzendorf in Bensheim, der an der hessischen Bergstraße ganze Villenkolonien geschaffen hat, ist solch ein Meister heimatlicher Baukunst. Mit einer schier unerschöpflichen Schaffensfreude und Schaffenskraft hat er in seinen zahlreichen Landhäusern den Weg gewiesen, wie auch wir zu einem deutschen Landhausstil kommen können, der dem englischen Cottage entspricht. Die Berücksichtigung aller Eigenheiten des Baugrundes, der Lage zur Himmelsrichtung, der persönlichen Verhältnisse des Bauherrn und seiner besonderen Wünsche führen ihn von selbst zu immer neuen Lösungen, die aber stets gesunde deutsche Eigenart zeigen

Villen des Herrn Kommerzienrats Euler in Bensheim. Von Prof. Heinrich Metzendorf.

Landhaus H. Herz in Heidenheim a. B. Von Prof. Heinrich Metzendorf.

und der landschaftlichen Umgebung harmonisch eingefügt sind. Darin aber liegt ihr wesentlicher Reiz und ihr vorbildlicher künstlerischer Wert. — Wir zeigen unseren Lesern hier im Bilde einige charakteristische Villen und Landhäuser, die Professor Metzendorf im Auftrag kunstsinniger und verständnisvoll auf seine Stilforderungen eingehender Bauherren an der Bergstraße im schönen Hessenland ausgeführt hat.

Villa F. Hildebrand in Weinheim a. B. Von Prof. Heinrich Metzendorf.

Aber auch auf kleineren, enger begrenzten Gebieten beginnt die Forderung nach harmonischer Eingliederung sich zu regen: sowohl in den großen Kaufhäusern, als auch schon in vielen Spezialgeschäften und offenen Warenläden macht sich das Bestreben geltend, die Schaufenster künstlerisch geschmackvoll, frei von protziger Überladung und dabei übersichtlich zu gruppieren. Wenigstens wenn wir in der Reichshauptstadt die Leipzigerstraße, unsere glänzendste Geschäftsstraße neben der neuen prächtigen Tauenzienstraße, der Hauptverkehrsader des modernen Westens, durchwandern, so wird unser Blick durch manche geschmackvoll angeordnete Schaufensterdekoration gefesselt. Betreten wir freilich die Verkaufsräume, so stoßen wir hier auch heute noch leider vielfach auf arge Geschmacklosigkeiten. Vorbildlich, erzieherisch auf diesem bisher vernachlässigten Gebiet zu wirken, haben sich die Architekten

Boederee Verkaufsraum eines Blumenladens von Julius Weigeet in Berlin.
Entwoefen und ausgeführt von Süssenbach & Aron in Beelin W. 35.

Fensternische des Blumenladens.

Süssenbach & Aron, Berlin W., Lützowstr. 78, zur Aufgabe gemacht. Von ihnen ist das Geschäftshaus für künstliche Blumen der Firma Julius Weigert, Leipzigerstr. 78, nach modernen Anschauungen schlicht, freundlich, praktisch und gediegen eingerichtet worden. Der Verkaufsraum, dessen Inneres wir hier in vier Abbildungen wiedergeben, ist in grauem Ahornholz ausgeführt. Die Verzierungen sind teils geschnitzt und vergoldet, teils als Intarsien ausgeführt, die Glasschränke mit dunkelrotem Stoff ausgeschlagen. Zwischen den Teilen der großen Spiegel und denen der hinteren Querwand sind Füllungen mit dekorativen, dem Charakter des Geschäfts entsprechenden Malereien geschickt verwandt, der kleine blumengeschmückte Springbrunnen verstärkt den heiteren Eindruck des ganzen Raumes. Im ersten Stockwerk befinden sich die Verkaufsräume der Engrosabteilung, sowie das überaus fein gestimmte Modellzimmer.

Aus den festlich anmutenden Verkaufssälen, in denen die Ballblumen mit ihren prunkenden Farben die Sehnsucht nach sommerlicher Freiheit, nach Gartenfesten und Parkspielen auslösen, wandern wir weiter zur Besichtigung der zierlichen und praktischen Rohrmöbel, die M. A. Nicolai entworfen hat. Wenn man sich heute nach guten, in Form und Ausführung anständigen Rohrmöbeln und Korbmöbeln umsieht,

In der Abteilung für Ballschmuck.
Entworfen und ausgeführt von Süssenbach & Aron in Berlin W. 35.

wird man überrascht sein, eine wie reichhaltige Auswahl den verschiedensten Ansprüchen zu genügen vermag. Kein anderes Gebiet kunstgewerblicher Arbeit läßt so auffallend den Umschwung, den Arbeitsfreudigkeit und ein starker Wille zu gesunden neuen Formen herbeiführten, erkennen. Aus völliger Verwahrlosung ist hier ein ganzer Industriezweig in wenigen Jahren einer neuen Blüte entgegengeführt, so daß es schon an geschulten Arbeitskräften fehlt, um den künstlerischen Forderungen gerecht werden zu können. Auch dies ist ein schlagender Gegenbeweis für die Behauptung, daß die Mitarbeit der Künstler Handwerk und Industrie schädige. Es ist gerade das Gegenteil der Fall: wo sich fachmännische Erfahrung und künstlerisches Formgefühl zu gemeinsamer Arbeit verbinden, haben sich der ideale und materielle Erfolg noch immer eingestellt. So hat gerade die Korbwarenindustrie die stärksten und fruchtbarsten Anregungen von einem Einzelnen, dem Dresdener M. A. Nicolai, erhalten, der sich in meisterlicher Beschränkung zu einem Spezialisten auf diesem Arbeitsfeld entwickelt hat. Sein Vertrautsein mit allen Möglichkeiten der Technik zeigt ihm die Grenzen, die der Verarbeitung des geschmeidigen und zähen Flechtmaterials gestellt sind, und indem er seine künstlerischen Einfälle ihnen anzupassen wußte, ist er zu ganz eigenartigen und selbständigen Neubildungen gekommen, deren Selbstverständlichkeit bei alledem kaum etwas Überraschendes hat. Die zahlreichen von ihm entworfenen Bänke und Sessel, Blumen- und Arbeitstische, Ständer und Körbe aller Art sind gefällig in der Form, praktisch und handwerklich durchdacht und zeigen, was sich mit gesundem Sinn und ehrlichem Wollen erreichen läßt. Für die Hausfrau spricht es übrigens bei dem reizenden Blumenständer (von Alschner entworfen), der den Abschluß unserer Wanderung anzeigt, mit, daß er ein künstlerisches Arrangement der Kinder Floras ermöglicht, ohne einen allzu verschwenderischen Einkauf vorauszusetzen.

Spiegelwand am Eingang des Blumenladens.

Paddigrohrmöbel. Entworfen von M. A. Nicolai, ausgeführt von Derichs & Sauerteig, Rohrmöbelfabr., Coburg. (Ges. gesch.)

Zum Schluß noch ein paar Worte über die Kunstbeilagen und Einschaltbilder, die unserm Maiheft beigegeben sind.

Der selbständige Bildschmuck setzt mit vier mehrfarbigen Gemäldereproduktionen ein, deren fröhlicher Farbenzusammenklang dem ganzen Charakter des Maiheftes entsprechen soll. Harrington Manns lustiger Mädchenkopf hat unter dem Titel „Der rote Hut" im vorigen Jahre auf der Mannheimer Ausstellung das lebhafteste Interesse erregt. Überaus wirkungsvoll in seinem Farbenreiz ist das glycinen-

Sessel aus Poddigrohr. Entworfen von M. A. Nicolai, ausgeführt von Derichs & Sauerteig, Rohrmöbelfabrik, Coburg. (Ges. geschützt.)

umsponnene Häuschen mit der jungen Leserin, das G. Achensche Gemälde „Pachthof Lieselund", das keinem Besucher der Münchener Sezessionsausstellung von 1907 entgangen sein dürfte. „Wenn die Nachtigallen schlagen", das Pastell von Prof. Franz Skarbina, das zuerst in Berlin in Schultes Salon aufgetaucht ist, wird für eines der reifsten, meisterlichsten Werke des Künstlers gehalten. Und mit Recht. Wie wundervoll ist die Stimmung im Schatten der vom Mond beschienenen Kastanien, wie vollendet hat die Hand Skarbinas die Pastellwirkungen gemeistert! Zu der stimmungsvollen Ergriffenheit der warmen Mainacht bietet das Sujet, das Prof. Angelo Jank in seinem „Finish" gewählt hat, den denkbar lebendigsten Gegensatz. Bekanntlich ist Jank einer der talentiertesten Hoecker-Schüler. — Den rühmlichst bekannten Landschafter Prof. Peter Paul Müller zeigt das Gemälde „Mondaufgang" (Glaspalast 1907) auf der vollen Höhe seiner Kunst. Eine bunte Fülle köstlicher Künstlergaben schließt sich diesem Werke an: John Laverys frühlingsfröhliches „In der Hängematte", das allerliebste Waldbild mit der Kindergruppe von Prof. Keller-Reutlingen, die Radierung „Jugend" von Hans Volkert, dem reifen Schüler des feinen Radierers Peter Halm, das lebhaft bewegte Bild der Schwänefütterung von Edgard Maxence, das wir uns aus dem Pariser Salon geholt haben, die „Flora", eine Bronze von Carl Ebbinghaus, die kokette Spaziergängerin im Kostüm von 1790, die Rudolf Hirth du Frênes in seinem Parkbild vorführt, und zum sommerlich-heiteren Abschluß eine photographische Aufnahme von Karl Bechmann: „Badende Jungen." H.

Blumenständer. Entworfen von Aischner, ausgeführt von Julius Mosler, München. (Ges. geschützt.)

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Felese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Anderdorfen.

Gemälde von Prof. Toni Stadler.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXII. Jahrgang 1907/1908 | Heft 10. | Juni 1908

Der heilige Sebastian.

Die Geschichte einer Ehe. Von Hanns von Zobeltitz.

(Fortsetzung.)

Grad' eine Woche waren sie in Berlin gewesen, dann drängte Kertzin zur Abreise. Sidi schmollte ein wenig. Ihr gefiel es trotz aller Sommersglut ausgezeichnet in der Großstadt. Aber Erich wollte endlich den Heimatsboden wieder unter den Füßen haben. Ihn dünkte, daß er dort erst zum vollen Glücksgenuß kommen könnte, denn er empfand immer mehr: ohne Arbeit gab es keinen Segen für ihn.

Wunderbare Sommertage grüßten sie auf dem Gut. Erich sah mit inniger Freude, welchen Eindruck das Landleben auf das Großstadtkind machte, das bisher Wald und Flur eigentlich immer nur im flüchtigsten Augenblicksschauen kennen gelernt hatte. Er war fast zu Tränen gerührt, als er am ersten Abend, in der Dämmerung, mit Sidi auf die breite Veranda vor dem alten Herrenhause hinaustrat, als sie entzückt auf die weite Rasenfläche hinausah, über die Wiesen hinweg, auf denen schon der leichte Nebelhauch lag, zum blauen Waldessaume hin. „Unsere Heimat, Sidi!" sagte er ihr. Weiter nichts. Er meinte ja: Höheres, Schöneres kannst du deiner Frau nimmer bieten, als die Heimat. Und auch sie empfand im Augenblick ähnlich. Auch sie überschauerte eine leise Rührung: Noch nie hatte sie eine Heimat besessen, er gab sie ihr heut. Das Gefühl der Dankbarkeit, das in den ersten Wochen ihrer jungen Ehe so lebhaft in ihr gewesen war, lebte auf. Sie suchte seine Hand in herzlichem Druck. Es war eine schöne Stunde, wie sie so dicht an der Balustrade standen, Hand in Hand, während die Dämmerung tiefer und tiefer hinabsank, der kühlende Abendwind durch die Parkwipfel rauschte, die ersten Sterne leuchtend am Horizont aufglimmten.

Dann freilich, als sie drinnen im Wohnzimmer beieinander saßen, über dem noch ein leichter, unwirtlicher Hauch lag, wie er lange nicht bewohnten Räumen eigen ist, als Erich ernst zu ihr sprach von den Pflichten des Grundbesitzers und wie man die schöne Heimat täglich immer neu verdienen müsse, hatte sie ein verstohlenes Lächeln. Ein ganz heimliches Lächeln, das er um Himmels willen nicht sehen durfte. Es würde ihm unnütz wehtun, dem guten Jungen. Und allzu ernst brauchte man ja solche Exkurse nicht zu nehmen, die er nun einmal liebte.

Außerdem: Waldow gefiel ihr gut, sehr gut sogar. Und von Tag zu Tag besser. Der breite, behagliche Zuschnitt des Landlebens gefiel ihr, der etwas unterwürfige Ton der zahlreichen Dienerschaft, der Leute im Dorf behagte ihr ganz eigen. Auch das alte, vornehme Herrenhaus mit seinen langen Korridoren und den hohen, großen Räumen — es war doch etwas

Published June 1, 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3, 1905 by Velhagen & Klasing.

Herrliches, an solch einem Besitz teil zu haben. Und dann der Park! Dieser Park, in dem es noch Taxushecken gab, die wie Kulissen waren, und seltsam zurechtgeschnittene Bäume, die sie immer an Versatzstücke auf der Bühne erinnerten. Manchmal hätte sie laut auflachen mögen: Sidi Tenners! Sidi Tenners! Wer dir einmal prophezeit hätte, daß du Schloßherrin werden würdest!

Es war wirklich nett in Waldow — riesig nett —

Nur daß der gute Junge, der Erich, sich wie ein Berserker auf die Gutswirtschaft stürzte, das war eine alberne Zutat. Gleich einem Schulbub' arbeitete er ja unter dem brummigen Oberinspektor; frühmorgens, wenn die Hähne krähten, aus dem Bett, um die Mittagsstunde bestaubt und müde heim, am Nachmittag wieder hinaus in die brennende Sonne! Wie ein Wilder sah er schon aus, ganz braun gebrannt, und manchmal, wenn er sie küßte, brannte ihre Haut, daß sie zusammenzuckte. „Ach so —" lachte er dann vergnügt, „heute bin ich noch gar nicht unter das Schereisen gekommen."

Etwas langweilig war es schon in dem schönen Waldow. Das, schien es, mußte man mit in den Kauf nehmen.

In den ersten Wochen bemerkte er gar nichts davon, daß Sidi sich langweilte, so ganz füllte ihn seine Tätigkeit aus. Er kam sich ja selbst wie ein Schulbub' vor dem alten Beder vor, der seit länger als einem Jahrzehnt hier allein regierte, ein sehr selbständiger Herr geworden war und zunächst nur seinen Spaß an dem ‚Biereifer' des jungen ‚Assessors' hatte.

Und Sidi versteckte ihre Langeweile auch, so gut es ging und so lange es ging. Sie hatte doch einen gewissen Respekt vor der Arbeitsfreudigkeit ihres Mannes; außerdem war sie fast ihr Leben lang gewohnt gewesen, Männern ein frohes Gesicht und ein sonniges Lächeln zu zeigen, wußte sehr gut, daß darauf ein gut Teil ihres Reizes beruhte. Zudem aber war ein leises Grauen in ihr vor einem Wort, das sie mit Sicherheit erwartete: ‚Ja ... liebste Sidi ... Du mußt Dir auch Deinen Wirkungskreis schaffen.' Das war ja gewiß: solch einen Wirkungskreis konnte sie hier nicht finden.

Es war wirklich sehr langweilig in Waldow.

Allmählich verlor sie ihre Selbstbeherrschung, und endlich sprach sie es aus. Lachend zuerst, und dann unter Tränen: „Ich komme um vor Langeweile!"

Er sah sie starr an, erschrocken. Aber er machte sich selber Vorwürfe. Sie hatte eigentlich recht, und er war ein richtiger Egoist gewesen. Es mußte geändert werden, er mußte seine Zeit besser einteilen. Sanft nahm er sie in seine Arme, sprach ihr gut zu, versprach Besserung, und beide planten und planten.

Die Vormittage freilich, die behielt er sich vor. Aber an den Nachmittagen nahm er sie jetzt mit auf dem leichten Break hinaus aufs Feld, in den Wald, zu den Vorwerken. Das machte ihr offenbar Vergnügen. Und am Abend schob er die Wirtschaftsbücher zurück — es gab schon noch eine Nachtstunde für die — und holte ein Buch aus seiner Bibliothek.

Ziemlich flüchtig und ohne Bedacht hatte er gewählt: Werthers Leiden.

Er freute sich darauf, ihr vorzulesen. Mit einer, ein wenig kindlichen Eitelkeit: es war ihm oft gesagt worden, daß er sehr gut las.

Und sie schlief darüber ein — —

Als er es endlich bemerkte, wußte er nicht recht, sollte er lachen oder sich ärgern. Aber wie er schärfer zu ihr hinüberblickte, fiel ihm etwas Merkwürdiges auf, das ihn erstaunte: Sidi sah im Schlafe um Jahre gealtert aus. Ihr Kopf war ganz in die Ecke des hochwangigen Lehnstuhles gesunken, ein dünnes Strähnchen des rostbraunen Haares hatte sich gelöst und hing schräg auf der Stirn; die Lippen waren geöffnet, die Lider lagen schwer und dick über den Augen, um die Mundwinkel zogen sich kleine Fältchen, und die Züge waren seltsam schlaff. ‚Um Jahre gealtert —' dachte er noch einmal erschrocken und gleich wider Willen auch daran: ‚sie ist ja freilich ein ganz Teil Jahre älter als du!' Zum ersten Male war's, daß ihm das, wie im Fluge, durch den Sinn fuhr. Denn als er's auf dem Standesamt gehört, hatte er kaum darauf geachtet, höchstens flüchtig gelächelt: was verschlug's, wo sie ihm wie ein Sinnbild frischester Jugend erschien.

Nun war's doch wie eine leise Enttäuschung —

Aber da wachte sie auf, rieb sich die Augen, und mit einem Male gewann ihr Gesicht wieder Spannung und Reiz, gewann gleichsam die Jugend zurück. Sie lachte, ein wenig verlegen und drollig zugleich. „Ja, Duchen — der alte Goethe ist aber auch zu langweilig!"

Das schmerzte ihn, schmerzte ihn weit tiefer als die Beobachtung, die er soeben gemacht hatte. Er schloß den Band, stand auf und trat an das Fenster. Unwillkürlich kam ihm die Erinnerung an die Stunden, in denen er einst mit Marga den Werther gelesen hatte —

Sidi war aufgesprungen und hinter ihm hergetrippelt, wie ein Kätzchen, und wie ein Kätzchen umschmeichelte sie ihn. Aber es wollte heute nicht verfangen. Er war höflich, wie immer, aber er blieb kühl und ablehnend. Schmollend zog sie sich endlich in ihren Lehnstuhl zurück.

Nach seiner Art mußte er das neue Erlebnis erst innerlich verarbeiten, um überwinden zu können, und das führte bei ihm, wie fast immer, dazu, daß er sich unrecht und Sidi recht gab. Warum mußte sie durchaus eine Goetheschwärmerin sein, wie es Marga gewesen war? Konnte er von ihr verlangen, daß sie gerade für Werther empfand wie er?

Er mußte es anders anfangen. Am nächsten Abend brachte er einige kunstgeschichtliche Werke mit schönen Kupfern.

Die Bilder sah sie, zum Teil, mit leidlichem Interesse an. Aber er merkte bald: nicht viel anders, als ein Kind Bilderbogen betrachtet. Nur das Gegenständliche fesselte sie. Als er begann, über die Meister, ihre Zeit, ihre Kunst zu sprechen, langweilte sie sich wieder. Sie zwang sich freilich zuzuhören, aber der Zwang stand ihr auf dem Gesicht geschrieben, und wenn er irgendeine Frage tat, sah er, daß ihre Gedanken weit in die Ferne schweiften.

Mühselig setzte er noch einige Abende seine Versuche fort. Wo er auch Anregung für sie zu finden hoffte, versagte sie. Und das einzige Resultat war schließlich ein schmerzliches Verwundern: wie kam es nur, daß er jetzt erst, nach Monaten, erkannte, wie arm und klein der Interessenkreis seiner Frau war?!

Und wie klein und eng der Umfang ihrer Bildung.

Es lag ihm ganz fern, ihr daraus einen Vorwurf zu machen. Er wußte ja, daß sie sich aus beschränkten Verhältnissen emporgearbeitet hatte. Nur Mitleid hatte er. Vielleicht war's sogar erstaunlich, was sie sich aus eigener Kraft angeeignet hatte, daß sie einen gewandten Brief schrieb, leidlich französisch sprach, sich im oberflächlichen Gespräch eigentlich kaum eine Blöße gab. Aber beschämend für ihn war's, so empfand er, wie wenig er vom innersten Wesen seiner Frau wußte. Und am beschämendsten die Selbsterkenntnis, die er jetzt in grüblerischen Stunden gewann: daß doch im letzten Grunde nur seine Sinne bezaubert gewesen waren.

Wenn er am frühen Morgen über die dampfenden Felder ritt, quälte ihn der Gedanke; wenn er draußen — die Ernte hatte begonnen — bei den Mähern stand, schob er sich dazwischen; wenn er nach Hause kam, peinigte ihn das gleiche Gefühl. Und er sann und sann: Du mußt ihren Horizont erweitern; an dir ist es, ihren lebendigen, bildungsfähigen Geist zu entwickeln.

Aber jeder Versuch scheiterte: Sidi war nicht bildungsfähig in seinem Sinne. Vielleicht wäre sie es vor Jahren gewesen — heute war es zu spät.

Sidi bemerkte bald, wie er's auch zu verbergen sich mühte, daß er verändert war. Alle ihre kleinen Künste ließ sie spielen. Sie war so liebenswürdig, wie nur je; sie war drollig und war kokett; sie wollte schön für ihn sein und war es. Wieder und wieder nahm ihn der sinnliche Zauber, der von ihr ausging, gefangen. Wieder und wieder kamen Augenblicke, Stunden, in denen er alles vergaß — aber immer folgte jetzt ein bitteres Gefühl der Beschämung.

Und er begann sie zu beobachten. Mit anderen Augen, schärfer als bisher. Er wollte Wesenszüge bei ihr entdecken, die sie ihm wieder näher bringen sollten; es mußten, mußten sich doch Interessenkreise finden lassen, die ihnen gemeinsam waren.

So sprach er dann auch das Wort, das sie gefürchtet hatte: „Würde es Dir nicht

lieb sein, Sidi, Dich ein wenig hausfraulich zu betätigen?"

Gefürchtet hatte sie es, aber nun es fiel, nahm sie es mit einer leisen Freude auf. Sie seufzte zwar etwas melancholisch: „Duchen . . . ich hab' ja keine Ahnung —," aber sie versprach sich von dem Versuch doch einige Zerstreuung für sich und auch einige Ablenkung für ihn.

„Keine Ahnung?" sagte er. „Das ist gar nicht so schlimm. Man lernt eben. Du mit Deinen offenen Augen wirst schnell genug hinter die großen Mysterien von Küche und Keller und Innenwirtschaft kommen. Und Mamsell ist eine verständige Person, der Du vertrauen kannst."

Es war nach Tisch. Der Diener hatte das Dessert abgeräumt und rollte jetzt den kleinen Kaffeetisch heran. Erich wollte gleich wieder aufs Feld, trank gern vorher noch eine Tasse Mokka und rauchte eine Zigarre. Auch Sidi pflegte sich eine Zigarette anzuzünden.

Sie blies einen kunstvollen Rauchring und sah dem immer größer werdenden bläulichen Kreise nach, der langsam zur Decke emporschwebte.

„Ich will's versuchen," meinte sie nachdenklich. Ihre Gedanken waren schon auf anderem Wege; sie überlegte, ob sie ihre Bereitwilligkeit nicht ein wenig ausbeuten könnte. „Duchen —," begann sie wieder, „ich finde Waldow wirklich sehr nett. Aber weißt Du: eigentlich leben wir doch wie Eremiten. Es ist fürchterlich einsam."

„Einsam? Wenn zwei Menschen, die sich lieb haben, beieinander sind, dürfte der Gedanke an Einsamkeit eigentlich gar nicht aufkommen." Er fühlte wohl, daß das Wort für Sidi nicht recht paßte, und setzte schnell hinzu: „Aber ich gebe zu, Du bist zu viel allein, kann's leider nur nicht ändern. Gerade deshalb möchte ich so gern, daß Du Dich beschäftigst. Liebe Sidi, ein Leben ohne Pflichten wird auf die Dauer immer öde."

„Aber man möchte doch mal einen anderen Menschen sehen! Ich hab' doch so viel von dem netten Verkehr auf dem Lande gehört. Hier ist's ja rein wie auf 'ner Insel mitten im Meer."

Eine leichte Röte stieg ihm ins Gesicht. Sidi hatte nicht unrecht. Er konnte ihr nachfühlen, daß sie das Bedürfnis hatte, einmal zu plaudern — andere Menschen zu sehen. Aber Verkehr? Er überflog die Reihe der Gutsnachbarn. Es war keine Familie unter ihnen, in der er für seine Frau eine freundliche Aufnahme erwarten durfte. Wenigstens jetzt noch nicht. In Jahr und Tag, in zwei, drei Jahren — dann lag wohl vieles anders; dann mochte man sich an seine Heirat gewöhnt haben.

„Dein Vetter Prach wohnt doch auch hier in der Nähe. Er war eigentlich ein netter Mann —" sprach sie in sein Besinnen hinein.

Heftig schüttelte er den Kopf. Es widerstrebte seinem Zartgefühl, Sidi an das hochmütige Ignorieren der Gräfin zu erinnern. Umständlich zündete er sich seine Zigarre, die schlecht brannte, noch einmal an und sagte dann: „Ja, Sidi, wir müssen uns schon vorläufig selbst genug sein. Ich denke aber, wenn ich hier ein bissel eingearbeitet bin, im Frühherbst, dann machen wir eine hübsche Reise. Nach Wiesbaden oder Baden-Baden oder wohin Du sonst willst."

Sie war ein wenig enttäuscht. Aber die Aussicht, die er ihr eröffnete, versöhnte sie. Erich war doch ein gutes Kerlchen! Instinktiv empfand sie auch, weshalb er auf ihre Frage nicht direkt geantwortet hatte. Ihr hätte es zwar heidnischen Spaß gemacht, den Kampf mit dem albernen Hochmut der Gräfin Mary aufzunehmen . . . und die anderen Nachbarsdamen mochten ähnliche ‚Mazibillen' sein. Aber der Erich war nun 'mal eine empfindsame Seele. Er sollte um ihretwillen nicht unter hundert Pfeilschüssen leiden — der heilige Sebastian.

So klatschte sie in die Hände und rief ganz vergnügt: „Wiesbaden — famos! Aber dann sind wir auch ein paar Tage in Berlin. Berlin bleibt Berlin. Was? Und vorläufig werde ich mich mal in die Wirtschaft stürzen. Na — daß Du nur nicht Dein blaues Wunder erlebst!"

Es wurde gar nicht so schlimm. Im Grunde war Sidi nicht unpraktisch, und eine Zeitlang ging alles ganz gut. Es machte ihr mehr Vergnügen, als sie selbst erwartet hatte. Die Stunden rannen schneller dahin, sie kam sich nicht wenig wichtig vor und fand, daß ihr ein ko-

kettes Schürzchen ausgezeichnet stünde und ein Schlüsselbund fast so hübsch klirren konnte wie eine Chatelaine.

Erich war sehr zufrieden. War froh, daß sie wieder frischer und angeregter erschien, daß sie in den Stunden des Zusammenseins allerlei wirtschaftliche Fragen mit ihm erörterte, daß sich wirklich etwas wie ein gemeinsamer Interessenkreis zu bilden schien.

Es gab freilich auch mancherlei Peinliches. Sidi schwankte unausgesetzt den Leuten gegenüber zwischen einem übertriebenen Betonen ihrer Stellung und einer ebenso übertriebenen Vertraulichkeit. Heut beklagte sie sich, daß Mamsell respektlos wäre, und am nächsten Tage hörte er im Nebenzimmer, wie sie der Mürtel von ihren Erfolgen auf der Bühne erzählte. Er trat schnell ein. Mamsell stand augenscheinlich auf Kohlen, hatte einen verlegenen Zug in dem guten Gesicht und machte sich so schnell als möglich aus dem Staube.

„Aber das darfst Du wirklich nicht, Sidi," sagte er ärgerlich. „Was geht es die Leute an, daß Du früher Schauspielerin warst?"

Auf einen Moment duckte sie sich; es war ihr doch fatal, daß er Zeuge ihres Gesprächs gewesen zu sein schien. Aber dann trotzte sie auf: „Ich war's doch einmal. Es ist doch keine Schande!"

Er schritt verdrossen im Zimmer auf und ab. „Davon ist keine Rede. Du verkennst nur den Bildungsstandpunkt solcher Leute. Mamsell ist sicher nie in ihrem Leben in einer Großstadt gewesen, muß unwillkürlich an eine Schmiere in irgendeinem Nachbarorte denken. Wie soll sie dann Distanz halten? Und überhaupt ... man muß in seinen Gesprächen mit Untergebenen, gerade in unserer Zeit, Vorsicht walten lassen ..."

„Du sprichst doch auch viel mit den Leuten."

„Ja, aber Sachliches. Oder wenn es persönlich ist, so nur über ihre Interessen. Für die soll man Anteilnahme und Herz zeigen, dafür haben sie Verständnis."

„Dir kann man es nie recht machen."

Er war vor ihr stehen geblieben und sah ihr in das erregte Gesicht.

„Das kann doch wohl nicht so schwer sein, Sidi," sprach er ernst.

„Ganz unmöglich ist es! Immer nörgelst Du an mir herum. Ich kann's anfangen, wie ich will: recht ist es nie." Sie ereiferte sich immer mehr. „Einmal muß ich's doch sagen: Du bist ein ganz unleidlicher Egoist. Ein Tyrann bist Du! Hältst mich eingesperrt wie eine Gefangene — nichts habe ich mehr vom Leben. Geradezu verbauern muß man hier — und wenn man dann einmal ein paar harmlose Worte zu irgendeinem Menschen sagt, dann stehst Du hinter der Tür und lauschst —"

„Aber ... Sidi ..."

Noch nie hatte er sie so heftig gesehen. „Aber ... liebe Sidi ..." wiederholte er vorwurfsvoll.

Und sie höhnte ihm nach: „Aber ... Sidi! Liebe Sidi! Eine schöne Liebe! Wenn ich mir das hätte träumen lassen! Was hab' ich nicht für Dich aufgegeben? Verwöhnt war ich, verehrt, bewundert — ja! — und jetzt? Jetzt kann ich schon froh sein, wenn mir eine alte, dumme Magd zuhört! Du sprichst ja kaum noch mit mir. Höchstens, wenn sich's um langweilige Wirtschaftsgeschichten handelt — so langweilig! — dann sind der Herr Baron so gnädig. Dazu bin ich gerad' noch gut!" Sie lachte auf.

Es schnitt ihm ins Herz.

Vergebens hatte er versucht, ihre Hand zu fassen. Sie riß sie ihm weg.

Fassungslos blickte er sie an. Und er sah plötzlich wieder, wie jeder Schimmer der Jugendlichkeit in ihren Zügen erloschen war. Verzerrt sah ihr Gesicht aus, nur die großen Augen leuchteten daraus hervor. Er fand es so traurig, so häßlich ... sich nicht mäßigen zu können ... keine Selbstbeherrschung zu haben ...

Und er nahm es so ernst und schwer. Viel schwerer, als es wog. Denn bei Sidi mischte sich in den unwillkürlichen Gefühlsausbruch doch auch ein wenig Komödie.

Komödie wenigstens waren die Tränen, die sie nun zu Hilfe nahm. Seit der Duse mußte ja jede bessere Schauspielerin natürliche Tränen vergießen können — auf der Bühne. Warum nicht auch im Leben?

Sie ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen, schlug die Hände vor das Gesicht: „Ich bin so unglücklich ... so todunglücklich bin ich ...“

„Sei doch verständig ...“ bat er noch einmal. „Liebe Sidi ...“

Aber da stutzte er und schwieg.

Sidi Tenners war nie eine große Darstellerin gewesen. Sie hatte immer nur auf die Sinne gewirkt, niemals auf die Seelen. Die tragischen Szenen lagen auch Sidi von Kertzin nicht.

Mit einemmal schlich sich in das arglose Gemüt ihres Mannes der Argwohn. Zum ersten Male kam ihm der Gedanke: sie spielt Theater — spielt vor dir Theater!

Er sah, wie sie sich wand, als ob sie körperlich litte. Er hörte ihr krampfhaftes Aufschluchzen. Die Tränen rannen ihr über die Wangen. Aber das Schluchzen war leer und unecht, und die Tränen kamen wie aus trockenen Augen.

Noch ein paar kurze Sekunden stand er vor ihr. Und ihm war es, als starrten jene trockenen, glänzenden Augen ihn forschend und verstohlen an: wie wirke ich auf dich?

Dann wandte er sich kurz und ging aus dem Zimmer.

* * *

Erst kurz vor der Dämmerung kam er zurück. Der lange Ritt, die frische Luft hatten ihm wohlgetan. Draußen, fast an der Grenze, war er zufällig mit dem Oberinspektor zusammengetroffen, hatte mit ihm allerlei Wirtschaftliches besprochen, zuerst mit leisem Widerstreben, dann in dem Gefühl: sprich nur, zwinge Dich — es zerstreut Deine Gedanken. Sie waren dann noch ein Stück Wegs zusammen geblieben. „Ich möchte dem gnädigen Herrn gern noch den neuen Volontär vorstellen, den jungen Funk,“ hatte Beder gesagt. „Er ist gestern abend eingetroffen, und ich hab' ihn gleich heute feste eingespannt.“

Kertzin hatte es fast ganz vergessen, daß er Beder erlaubt, einen Volontär anzunehmen. Dunkel erinnerte er sich: den Sohn eines reichen Domänenpächters aus Pommern. Beder war ja, wie er manchmal selber mit seinem breiten Lachen sagte, das sein stoppeliges Gesicht immer in zwei Teile zu schneiden schien — Beder war ja weithin im Lande berühmt wegen seiner Aufzucht von Dackeln und anderen ‚Sprößlingen‘.

Sie trafen den angehenden Agrarier, als er gerade Schicht machen wollte. Einen großen, strammen Jüngling mit offenem Gesicht, zu dem der blonde Schnurrbart gut stand. Er gefiel Erich nicht übel. ‚Ein bissel gigerlhaft ist er angezogen,‘ dachte er flüchtig. ‚Das wird ihm Beder schnell genug abgewöhnen.‘ Und es machte ihm sogar einen flüchtigen Spaß, daß der Alte den jungen Mann, der wohl gerade aus Eldena kam, gröblich anfauchte, ziemlich ohne Grund. Das war sein Erziehungsprinzip: bei Dackeln und anderen ‚Sprößlingen‘. Auch ihm gegenüber hatte er manchmal kein Blatt vor den Mund genommen, in dem die großen Zähne gesund und kernfrisch, trotz der fünfundsechzig Jahre, aber eigen kunterbunt durcheinander standen.

Dann war Kertzin allein nach Hause geritten. Im langen Galopp zuerst; im Trab dann; schließlich hatte er den Fuchs Schritt gehen lassen.

Er war wesentlich ruhiger geworden, dachte nun milder. Und wenn Sidi wirklich ein bissel Komödie gespielt hatte! Andere Frauen verschmähten das auch nicht. Claire war zum Beispiel eine Meisterin in dieser Kunst schon als junges Mädchen gewesen. Wenn sie bei der Mama etwas durchsetzen wollte, kamen als pièce de résistance auch immer die Tränen an die Reihe, und auch aus ‚trockenen Augen‘.

Als er über den Wirtschaftshof ritt, sah er einen eleganten Selbstkutschierer mit zwei schnittigen Braunen. Er kannte weder Wagen noch Gespann, und er fragte daher seinen Reitknecht, der ihm das Pferd abnahm. „Der Herr Graf aus Tommitschau. Der Herr Graf sind im Schlosse.“

Vetter Prach? Das war ja wunderlich —

Kertzin fand ihn und Sidi im Erdgeschoß, im kleinen Salon seiner Frau. Er sah sie schon aus dem Nebenzimmer, ohne daß er selbst bemerkt wurde. Sie saßen dicht am Fenster sich gegenüber und plauderten sichtlich höchst angeregt.

Von dem Grafen konnte er freilich nur den breiten Rücken sehen und den tief in den Nacken gezogenen Scheitel des starken Kopfes. Aber Sidi saß so, daß er Gestalt und Gesicht zu mustern vermochte. Sie war in Toilette und wirkte wie ein schönes Bild. Jung erschien sie und frisch, mit rosigen Farben und lachenden, strahlenden Augen. Dabei sah er deutlich, daß sie auch jetzt wieder Komödie spielte. Sie hatte sich förmlich in Szene gesetzt für Prach. Schon der Platz war raffiniert gewählt; gerade so, daß die letzten Sonnenstrahlen auf ihrem rostbraunen Haar spielten. Weit vornüber gebeugt saß sie; die Spitzenbluse ließ ein reichliches Stückchen Hals frei, die Füße hatte sie übereinander geschlagen, und sie wippte kokett mit dem kleinen grauen Halbschuh auf und ab.

Er hätte gut hören können, was sie sprachen, worüber sie lachten. Aber er mochte nicht den Lauscher spielen. So trat er rasch ein mit lautem Gruß.

Prach sprang sofort auf. Er hatte ein leicht gerötetes Gesicht, wie immer, wenn er angeregt war, gleichviel, ob durch Wein oder ein Gespräch.

„Alter Kronensohn — 'n Abend! Wollte Dich doch gern mal sehen — ja — und hab' mit Dir zu sprechen. Von wegen des landwirtschaftlichen Vereins nämlich. Gut, daß Du kommst. Na, lang ist mir die Zeit nicht geworden — beim großen Zeus, nein! Wir haben uns vortrefflich unterhalten, die Cousine und ich ..."

Sie schüttelten sich die Hände. Man setzte sich wieder. Erich bat, zum Abend zu bleiben, doch das lehnte Prach ab. Aber ein Glas Wein — natürlich — und 'n Toback, wenn die Gnädigste erlaubte. Na — die Cousine verschmähte ganz sicher ein Zigarettchen auch nicht.

Sidi lachte wieder. Ziemlich unmotiviert, aber es war derselbe Silberton, der Erich so oft entzückt hatte. Heute klang er ihm gekünstelt und gewaltsam.

Mann und Frau hatten sich nur flüchtig die Hand gereicht. Sidi mit einem halb trotzigen, halb scheuen Blick.

Prach sprach zunächst fast allein, forderte Kertzin zum Beitritt in den Verein auf, der vom Herbst an seine Versammlungsabende in Gehrau, in der Kreisstadt, hielt, fragte nach der Ernte, spöttelte ein wenig über Erichs agrarischen Eifer. Er wandte sich fast ausschließlich an den Hausherrn, aber seine Blicke gingen immer wieder zu Sidi hinüber. Dazwischen trank er in mächtigen Zügen.

„Darf ich mich erkundigen, wie es Deiner Frau geht?"

„Ach — die Ärmste! Auf dem Weißen Hirsch ist sie, zur Kur —"

Erich bedauerte. Aber ein malitiöses Lächeln konnte er nicht ganz unterdrücken, und nicht die Bemerkung: „Da hast Du jetzt viel freie Zeit."

„Ein Stoppelhopser und freie Zeit? Jetzt! Ich bitt' Dich. Na immerhin, man kann sich mal ein paar Stunden erobern. Manchmal fahr' ich abends nach Gehrau. Es hat sich da ein ganz komfortables Hotelchen aufgetan. Der Mann führt 'ne anständige Küche und 'nen anständigen Mosel. Du solltest auch mal mit der Cousine herüberkommen."

Kertzin schüttelte den Kopf.

„Menschenskind, Du bist ein Barbar. Rundheraus: ein ausgerechneter Barbar. Wie kannst Du nur einer jungen, schönen Frau zumuten, tagaus, tagein auf der Klitsche zu sitzen! Das geht ja gar nicht. Es fällt ja nämlich schon unsereinem schwer, und nun 'ner jungen Frau! Nee, Erich, ich muß Dir das sagen: Du tust unrecht. Nämlich erstens gegen Deine verehrte Herrin und zweitens gegen Deine Mitmenschen! Dixi — nu sprechen Sie aber mal 'n Ton, Allergnädigste!"

„Erichs Wille ist mein sogenanntes Himmelreich!" warf Sidi mit spitzen Lippen ein.

„Himmelreich ist gut —" Prach lachte, daß es dröhnte. „Sie wissen doch, was man bei uns Himmelreich nennt? Unser Nationalgericht nämlich, Klöße mit Speck! Aber was ist nun Erichs Wille?" Die Frage galt wieder Sidi.

Sie sah mit einem drolligen Lächeln erst ihren Mann, dann Prach an: „Ja ... wenn ich das wüßte —"

„Trösten Sie sich, Cousine, das ist in der Ehe meist so. Ich habe den Willen meiner hohen Gebieterin noch nie ergründen können. Na, wir haben den Attentäter ja zur Stelle. Also heraus mit dem Flederwisch, teurer Esau: wirst

Du für Deinen Teil die Existenzmöglichkeit des Goldenen Löwen von Gehrau fördern oder nicht? Der Mann will doch auch leben."

Kertzin widerstrebte eine Debatte. Wozu sollte er Prach auseinandersetzen, weshalb er nicht nach Gehrau kommen mochte — in Sidis Gegenwart noch dazu. Wozu ihm sagen: ‚ich treffe mich mit Dir nicht in der Kneipe, weil Dir die Unterhaltung mit meiner Frau pikant erscheint ... mit meiner Frau, die die Deine und die Du im Grunde nicht für voll ansehst!' Sein Gefühl sträubte sich dagegen, den Gedanken auszusprechen, den nur auszudenken seinen Stolz verletzte. Er mochte aber auch keine Ausrede brauchen.

„So sag' doch ja, Erich!" bat Sidi.

Da sagte er schroff: „Nein!"

Kurzweg nein! Das Wort war ihm im letzten Augenblick über die Lippen geschossen, denn er glaubte gesehen zu haben, wie Sidis Blick sich mit dem Prachs traf. Als ob beide Augen sagen wollten: wir wollen doch mal sehen, wie weit er seinen Eigensinn eigentlich treibt.

Eine peinliche Pause entstand. Sidi zog die Achseln hoch. Dann lachte Prach wieder überlaut auf: „Wenigstens an Deutlichkeit läßt Dein Nein nichts zu wünschen übrig."

Kertzin empfand doch, daß er sehr schroff, verletzend schroff gewesen war. So meinte er: „Ich liebe derartige Zusammenkünfte am dritten Orte nicht. Es ist doch hundertfach angenehmer, man trifft sich im eigenen Hause."

Der Graf drehte an seinem Römer. „Na ja ... unrecht hast Du eigentlich nicht. Ich nehm's also als Aufforderung, bald mal wiederzukommen." Und dann, nach einer kleinen Pause: „Erwarte Euch natürlich erst recht."

„Sobald Mary zurück ist ... Wie ist's, Prach, willst Du nicht doch zum Abend bleiben?"

„Danke ... nee! Ich muß noch nach Gehrau, und es wird mir zu spät." Prach stand auf. Er hatte sein etwas erschüttertes Gleichgewicht schon wiedergefunden, scherzte mit Sidi, bedauerte sie, einem so eigensinnigen, hartherzigen ‚Ehegesponst anheimgefallen' zu sein, schüttelte Erich bieder die Rechte, steckte sich noch eine Zigarre für den Weg an. Dann küßte er der gnädigsten Cousine sehr umständlich die Hand, gerade so weit oberhalb des Gelenks, als es der Anstand allenfalls erlaubte.

Erich brachte ihn an den Wagen.

Auf der Rampe packte ihn Prach noch einmal am Arm: „Du hast das große Los gezogen, Kronensohn! Dein Frauchen ... großartig." Er sprach's nicht aus, aber es schien, er zog eine Parallele mit Mary. „Aber das muß ich Dir sagen: einschachteln läßt sich solch ein temperamentvolles Frauchen auf die Dauer nicht. Wie kann man nur so egoistisch sein, alter Esau! Na ... also ... auf Wiedersehen ..."

Eine Antwort erhielt er nicht, erwartete sie auch kaum. Vom Bock aus — er kutschierte wie immer selbst — grüßte er noch einmal. Es sah fast aus, als grüßte er nicht zu Erich hinüber, sondern mit einer devot-grotesken Senkung der Peitsche nach irgendeinem Fenster.

Langsam ging Kertzin zurück, direkt in sein Zimmer; zündete sich die Lampe an und setzte sich an seinen Schreibtisch. Aber die Abendpost mit den Zeitungen blieb unberührt vor ihm liegen.

Er war in solch versöhnlicher Stimmung heimgekommen. Die letzte Stunde hatte dies alles wieder zunichte gemacht.

Wortkarg saßen sie sich dann beim Abendessen gegenüber, vermieden, sich anzusehen. Erich rührte kaum eine Speise an. Wenn ein Besteck klirrte, zuckte er nervös zusammen.

Ein einziges Mal begann Sidi zu sprechen. „Der Graf hat mir von seiner Frau erzählt ..."

Da deutete Erich mit dem Daumen nach rückwärts auf den Diener, der wartend an der Kredenz stand.

Als sie endlich allein waren, erhoben sie sich beide gleichzeitig. Sidi stieß heftig den Stuhl zurück.

„Weißt Du, was Du bist?" rief sie. „Unausstehlich bist Du!"

Es klang so häßlich ... es klang so ordinär. Vielleicht hatte sie nicht einmal unrecht. Aber im Ton allein lag etwas, das ihm jede Erwiderung abschnitt. Er wollte auch keine Auseinandersetzung.

Vorfrühling in Südtirol (Vahrn). Gemälde von Prof. Toni Stadler.

Er machte nur eine müde abweisende Bewegung, ging wieder in sein Zimmer und riegelte sich ein.

— — — — — — — — —

Diesmal dauerte es Tage, ehe eine Versöhnung zustande kam. Ein Etwas, das einer Versöhnung glich.

Sie waren beide nebeneinander hergegangen in dieser Woche. Kertzin schweigsam, ernst, verschlossen; Sidi schmollend und lauernd und in der sicheren Erwartung, daß heiße Sehnsucht Erich bald in ihre Arme treiben müsse. Sie glaubte ja die Männer, glaubte vor allem ihren Heiligen aus dem Grunde zu kennen.

Aber sie wartete vergebens. Und schließlich packte sie die Sorge. Alles andere galt ihr als Kleinigkeit, aber wenn nun ihr persönlicher Reiz versagte, wenn sie ihm nicht mehr gefiel?

Wieder gab es Momente, in denen sie ängstlich ihren Spiegel befragte. —

Endlich entschloß sie sich, den Bann zu brechen, mit ihm zu sprechen.

Sie hatte besonders sorgfältig Toilette gemacht, mit all den kleinen Künsten, in denen sie Meisterin war, und sie war entschlossen, so weich und hingebend zu sein, wie nur möglich.

In später Abendstunde ging sie in sein Zimmer. Er sah erst auf, als sie dicht vor ihm stand, gegenüber seinem Schreibtisch, an dem er saß und las. Aber er sah auch sofort, daß sie sich für ihn geschmückt hatte, daß sie wußte, wie gut sie der lichte Kimono kleidete, der in seinem lose anschmiegenden Faltenwurf alle Reize ihres schönen Körpers verhüllte und verriet zur gleichen Zeit.

„Was soll's?“ sagte er kurz und senkte den Blick schon wieder auf sein Buch.

Sie biß sich auf die Lippen, aber sie trat noch näher an den Tisch heran und sagte traurig: „Bin ich Dir so wenig mehr wert, daß Du mich nicht einmal ansehen magst?“

Er schob das Buch zur Seite und sah auf. Aber er antwortete nicht. Sein Ohr, das jetzt fast krankhaft gereizt gegen den Ton war, hatte schon wieder einen komödienhaften Klang aus ihren Worten herausgehört.

„Bist Du mir so böse, Erich, daß ich mit Prach ein bissel kokettiert habe? Ich schwöre Dir, er ist mir ganz gleichgültig.“

Fast hätte er aufgelacht. War es möglich, daß sie seine ganze Mißstimmung auf dieses eine Motiv schob? Oder war das bewußte Absicht?

„So sprich doch nur, Erich! Wirklich ... ich hab den besten Willen ... ich ... wenn ich unrecht gehabt hab', soll's nicht wieder vorkommen. So kann's doch nicht weitergehen zwischen uns. Das ist ja entsetzlich ... ich kann es nicht mehr ertragen! Lieber Erich, so sprich doch nur!“

Das klang echter.

„Du hast recht, Sidi: so kann es nicht weiter gehen zwischen uns,“ sagte er traurig. „Aber —“

„Aber? Was hab' ich denn getan?“

Da schwieg er wieder.

Was sollte er ihr sagen? In all den Tagen, in den schlaflosen Nächten hatte er es hundertfach erwogen und konnte es doch nicht in Worte fassen.

Es war so viel — und es war so wenig. Es waren unendlich viele Einzelheiten, Kleinigkeiten, die erst im Zusammenwirken die Last bildeten, unter der er erliegen zu müssen meinte. Und sie würde, konnte ihn gar nicht verstehen, wenn er ihr diese Einzelheiten, diese Nichtigkeiten vorhalten wollte —

Und dann war das eine, was auszusprechen ihm ein Gefühl der Ritterlichkeit verbot — ein für allemal verbot: daß langsam, aber unerbittlich in ihm die Erkenntnis des Altersunterschiedes emporgestiegen war. Schämte er sich doch selber, daß er diesen Abstand der Jahre empfand — und wie sie ihn zu überbrücken suchte ...

Er stand auf, und da war sie gleich an seiner Seite, schmiegte sich an ihn, bat, schmeichelte: „Erich ... sei doch wieder gut! Ich hab' Dich ja so lieb —“

Im selben Moment wußte er, daß er unterliegen würde, und ihm graute davor. Er suchte sich sanft frei zu machen. Er suchte nach einem ernsten Wort.

„Ich kann das Komödienspielen nicht leiden!“

Wie er's ausgesprochen hatte, schien es ihm schon zu hart. Er meinte, sie würde aufbrausen.

Aber sie lachte nur.

„Duchen — Komödienspielen! Grad sechzehn war ich, als ich anfing. Ich bitt' Dich ... da kann man's nicht lassen! Du mußt's nicht ernst nehmen. Ich weiß gar nichts davon, das kommt wohl so von selber. Aber, Duchen ... ich versprech' Dir's, ich will's aufstecken. Alles Dir zuliebe! So ... und nun ... jetzt ... gleich gibst Du mir 'n Kuß ..."

Es war wie immer gewesen.

Und war doch so ganz anders — —

Sie fühlten es beide, aber sie schwiegen.

Äußerlich ging in der nächsten Zeit das Leben zwischen ihnen den ruhigen Gang einer friedlichen Ehe. Beide vermieden geflissentlich jede Auseinandersetzung, jede Szene. Die Frau zügelte ihr heißes Temperament; der Mann schützte sich durch immer schärfere Hervorkehrung aller Höflichkeitsformen.

Graf Prach fand sich noch einige Male ein. Aber es schien, er kam nicht recht auf seine Rechnung. Sidi nahm sich gewaltsam zusammen und fiel ins Extrem: sie gab sich steif und wirkte langweilig. Und Erich war erst recht nicht unterhaltsam. Er saß zwar mit bei der Flasche, trank sogar mehr als früher, aber er sprach wenig und hatte, fand der Vetter, oft einen stumpfen Blick. ‚Komische Leutchen —' dachte Prach, und als er nach dem dritten Besuch heimwärts fuhr, summte er vor sich hin: „Es ist ein Reif gefallen ..." Er mußte selber lachen über die poetische Reminiszenz. —

In dieser Zeit nahm Erich den Briefwechsel mit seiner Schwägerin wieder auf.

Die Sehnsucht erwachte in ihm und wurde übermächtig: Du mußt einen Menschen haben, zu dem Du Dich aussprechen kannst!

Zwei, drei lange Briefe schrieb er an Marga — und zerriß sie wieder. So ging es doch nicht! Auch ihr — gerade ihr — konnte er sein Herz nicht ausschütten. Es gibt innere Wunden, die man der vertrautesten Seele nicht enthüllen darf.

Dann sandte er doch einen Brief ab. Aber er fand selbst, daß der arm und inhaltslos war. Der Name Sidi kam kaum darin vor. Als er ihn noch einmal überlas und ihn schloß, ging ihm durch den Sinn, daß er Margas letzten Brief in hundert Stücken in den Canal grande hatte gleiten lassen — weil sie kein Wort für Sidi hatte. Wie lange war das wohl her? Wenige Monate — eine Ewigkeit —

Marga antwortete umgehend. Nicht eine Zeile des Vorwurfs über sein langes Schweigen enthielt ihr Brief. Wenig über ihr eigenes Befinden. Aber diesmal schrieb sie viel über Sidi. Und doch war das, was sie über seine Frau schrieb, eigentlich nur für ihn gedacht!

In ihrer geraden, offenen Art schrieb sie ganz rückhaltlos: „Dein Brief schmerzt mich, lieber Erich! Je öfter ich ihn gelesen habe, desto mehr erkannte ich: er ist unwahr. Natürlich nicht unwahr im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Aber er verschweigt und verhüllt die Wahrheit. Das, was Du nicht schreibst, was für mich aber zwischen den Zeilen zu lesen ist, das schmerzt mich. Nicht Deine Worte, sondern die Grundstimmung, die aus dem ganzen Briefe klingt. Dein Brief klingt unfroh und friedlos. Du fühltest das selber, wolltest es beschönigen und schiebst allen möglichen und unmöglichen äußerlichen Verdruß vor, den ich Dir nicht glaube. Über kleine wirtschaftliche Enttäuschungen kommt ein tüchtiger Mann fort, ohne sie einer Frau zu klagen.

„Dein letzter Brief kam von der sonnigen Riviera, Dein gestriger aus unserem nordischen Flachland, in dem sich nun schon der Herbst anmeldet. Es ist, als ob eine Welt dazwischen läge und ein großes Erleben, aber — so hoffe ich, dies große Erlebnis ist nur eine Selbsttäuschung. Dein schweres Blut hat wieder die Oberherrschaft gewonnen, und Du hast die einfache Wahrheit vergessen, daß die Sonne nicht immer scheinen kann.

„Du schreibst gar nichts über Deine Frau. Zuerst glaubte ich, es sei ein kleiner Akt der Vergeltung dafür, daß auch ich ihrer in meinem letzten Briefe nicht gedacht hatte. Ich bin Dir in der Tat eine Erklärung darüber schuldig: ich war klein genug, mich erst mühsam an Deine Heirat gewöhnen zu müssen. Es war schwer für mich, weil ich für Dein Glück zitterte. Und Du mußt auch bedenken, daß meine Umgebung und deren

Ansichten, Befürchtungen nicht ohne Einfluß auf mich bleiben konnten. Vergib mir, wenn ich damit unrecht tat.

„Als ich dann Deinen Brief zum zweiten und dritten Male las, begann ich mit wehem Empfinden zu erkennen, daß Dich doch andere Gründe bestimmt haben müssen, mir so wenig von Deiner Frau zu sagen. Es fehlt das einfache Wort, das ich so innig ersehnte: Ich bin glücklich! Ich bin noch immer glücklich!

„Ich habe mich so sehr bemüht, in diesen Monaten, mir ein Bild Deiner Frau zu gestalten. Ich weiß wohl, daß das sehr schwer für mich ist, aber mir war es oft, als sähe ich sie mit geistigem Auge vor mir. Dann sprachen mir Claire und Matthias von Eurem Begegnen. Claire mit ihrem gewöhnlichen Überschwang, Matthias mit seiner übertriebenen Trockenheit. Ich zog mir eine Mittellinie, und ich hoffe, der Wahrheit damit näher gekommen zu sein.

„Wenn meine Vorstellung zutrifft, werden die Schatten, die auf Dein Glück gefallen zu sein scheinen, gewiß wieder der Sonne weichen. Vergib Deiner alten Freundin, daß sie Dir sagt: an Dir ist es, Eure Ehe mit Licht und Wärme zu füllen! Wir Frauen sind so unendlich viel lenksamer, als man gemeinhin von uns annimmt; und Deine Frau ist es, wie ich glaube, ganz besonders. Wir sind in der Hand, unter dem Willen von Männern, die wir lieben, und die uns lieben, bildsam und fügsam, wie Kinder. Und wir sind so dankbar für alles Gute, das uns geboten wird. Nur Geduld muß man mit uns haben: Die Geduld der werbenden Liebe!

„Ich denke so oft an unser letztes kurzes Zusammensein. Da sprachst Du von unserem Goethe-Merkbüchlein, und Du zitiertest den schönen Satz aus den Wanderjahren: ‚Das Glück tut's nicht allein, sondern der Sinn, der das Glück herbeiruft, um es zu regeln!' Heut bin ich es, die Dir diese Worte ans Herz legen möchte . . ."

Lange saß Kertzin und sann über Margas Brief. Die kleinen Bogen, bedeckt mit den klaren, festen Schriftzügen, lagen vor ihm auf der Schreibtischplatte, und seine Hand ruhte auf ihnen, wie um sie noch besonders festzuhalten.

Der Brief stimmte ihn eigen wehmütig. Nicht so um dessenwillen, was die Schwägerin über ihn und über Sidi schrieb. Vielmehr weil er wußte, welche Selbstüberwindung der Brief Marga gekostet haben mußte — sie, deren innerstes Wesen voll scheuer Zurückhaltung war.

Dann erst, nach geraumer Zeit, stieg der Widerklang in seiner Seele empor. Aber er weckte zunächst nur ein trübes, wehes Lächeln.

Das war auch so ganz Marga: daß sie sich um seinetwillen ein Bild Sidis zu gestalten versucht hatte und daß sie — gewiß! — dieses Bild, wieder um seinetwillen, sich immer freundlicher, immer liebenswerter formte. Aus Freundschaft für ihn . . . bis zur Parteinahme gegen ihn!

Und wie falsch mußte dies Bild gewesen sein!

Falsch allein schon dadurch, vor allem dadurch, daß sie eigene Wesenszüge hinein verwob —. Grundfalsch, weil sie das ganze Milieu, aus dem Sidi hervorgegangen, das Sidi nie und nimmer verleugnen konnte, gar nicht kannte —. Grundfalsch, weil ihrer Art die seltsame Mischung von untätigem Phlegma und rückhaltloser Leidenschaftlichkeit in Sidi ganz fremd sein mußte —. Grundfalsch, da Sidi unwahr, und Marga die Wahrhaftigkeit selbst war — —

Und dennoch!

Mit dem untrüglichen Instinkt der Frau hatte Marga ihm Richtungslinien vorgezeichnet, die er einschlagen und innehalten mußte. Glaube Dich nicht frei von Schuld, stand da unausgesprochen zwischen den Zeilen ihres Briefes. Habe Nachsicht, habe Geduld! Wir Frauen sind lenksam, wir Frauen sind dankbar — auch Sidi wird es sein. Nur Geduld mußt Du üben, und Liebe mußt Du beweisen —

Er mußte doch wieder lächeln: Marga konnte nimmer verstehen, was für Sidi Liebe war, und Sidi hätte nimmer verstanden, was Marga Liebe hieß.

Unwillkürlich mußte er an das Gemälde Tizians in der Villa Borghese denken: Der große Venezianer würde wohl darüber spötteln, daß die Nachwelt es „himmlische und irdische Liebe"

taufte, und dabei hat, über alle anderen Deutungen der Kunsthistoriker hinweg, das Werk erst durch diesen Namen, dessen Urheber niemand nennt und niemand kennt, seinen Ewigkeitswert erhalten —

Und dennoch! Dennoch!

Der Sinn erst tut's, der das Glück regelt —

Nein — ohne Schuld war er auch nicht. Seine Geduld war nicht von Bestand, seine Nachsicht zu gering ... und seine Liebe?

Hand aufs Herz! Seine Liebe war auch nicht viel mehr als jene rechte Männerliebe gewesen, die nehmen will und genießen und die im Genuß verdorrt. Leidenschaft und nicht Liebe! Daß er es sich nur eingestand: er durfte keinen Stein auf Sidi werfen, weil sie gab, was er gefordert hatte.

Schmerzlich seufzte er auf. Er wollte hoffen und glauben und fühlte bang, daß er ins Leere griff.

Aber es mußte versucht werden. Mit redlichem, ehrlichem Willen und Wollen. Besser als bisher, geduldiger als bisher. Liebevoller als bisher. Liebevoller — —

Er stand auf. Noch einmal faltete er die drei Bogen, aus denen Margas Brief bestand, auseinander, legte sie wieder zusammen, sorgsam, mit zärtlicher Hand, und schloß sie ein.

Dann ging er zu seiner Frau hinüber. Die Brust erfüllt von redlichem Willen, mit neu geborenem Pflichtgefühl.

Aber die Liebe fehlte. Die Liebe ließ sich nicht herbeizwingen. — — — —

Er traf Sidi nicht in ihren Zimmern, er suchte sie vergeblich im Vordergarten unter den großen Kastanien, wo sie sich eine Hängematte hatte anbringen lassen, in der sie bisweilen stundenlang lag. Als er zum Schloß zurückging, sah er sie durch einen Zufall. Es führte ein geradliniger Weg, von hohen scharfbeschnittenen Taxushecken eingerahmt, auf den Wirtschaftshof, und am Ende dieses Weges, dicht vor dem Pferdestall, stand Sidi im Gespräch mit dem Volontär Funk.

Die Entfernung war ziemlich groß, aber Kertzin erkannte doch, daß die beiden lebhaft sprachen. Der breitschultrige junge Mann setzte gerade seinen Panamahut wieder auf und wirbelte dann mit seinen langen Armen in der Luft herum; es sah drollig genug aus. Sidi hatte beide Hände in die Hüften gestützt. Kertzin kannte diese Stellung; es wirkte immer so, als wollte sie dadurch schlanker erscheinen. Und, im Augenblick, schoß ihm durch den Sinn: Sidi ist wirklich sehr stark geworden und schnürt sich über alle Maßen. Es hatte etwas eigen Herausforderndes — die dünne Taille und die starken Hüften.

Doch das war nur ein flüchtiger Gedanke. Er ging schnell den Weg hinunter, hörte bald Sidis helles Lachen und dann ihr: „Sie sind aber mal komisch, Herr Funk!" Da trat aber der alte Beder aus dem Pferdestall, und seine harte Stimme klang dazwischen: „Nun halten Sie aber die gnädige Frau nicht länger auf, Funk, und scheren Sie sich gefälligst zu den Arbeitern!" Kertzin fiel es auf, welch böses Gesicht der Oberinspektor machte. Seine großen unregelmäßigen Zähne traten wie drohende Hauer unter den kurzen Lippen hervor, und die kleinen scharfen Augen blickten gallig. Er war aber nicht nur grob gegen den jungen Menschen, den Funk. Die Art, in der er den abrief, war auch unhöflich gegen Sidi. Das durfte nicht sein, und Kertzin nahm sich vor, dem Alten gelegentlich deshalb eine Standrede zu halten. Übrigens grüßte der ihn jetzt kurz und trottete dann dem Volontär nach. Sidi wandte sich um.

Die kleine Szene hatte Kertzin verdrossen, ohne daß er selber recht wußte warum. Vielleicht am meisten, weil Beder sich nicht respektvoll gegen seine Frau benommen hatte. Aber nun kamen seine guten Vorsätze, die ihn zu Sidi geführt, sofort zurück. Er ging rasch auf sie zu, hakte bei ihr ein und schlenderte mit ihr den Taxusweg zurück.

Sie war ein wenig überrascht von seiner zärtlichen Art, fand sich aber schnell hinein. Die lebhafte Unterhaltung mit dem jungen Menschen schien in ihr noch nachzuklingen. „War das mal komisch, Duchen —" sagte sie zutraulicher als seit längerer Zeit, „wie mir der Funk Deine Dreschmaschine erklärte. Er war grad im besten Zuge, als der alte Ekel ihn so anfuhr."

„Ich werde mit Beder reden — es

gehörte sich nicht, daß er den Volontär abrief, als Du mit ihm sprachst."

Sidi sah ihn ein wenig verständnislos an; offenbar hatte sie gar nicht empfunden, daß der Inspektor gegen sie unartig gewesen war. „Er ist eben ein Ekel —" wiederholte sie nur.

Sie gingen weiter im Schatten der hohen Taxuswand, dann durch die Kastanienallee. Erich plauderte dies und das. Er hatte ernster mit ihr reden, hatte ihr sagen wollen: wir müssen wieder näher zueinander finden! Aber es glückte ihm nicht. Und Sidi war sichtlich gerade über das leichte Geplauder froh. Seit einer Woche oder länger war ihr Heiliger nicht so vernünftig, so zugänglich gewesen. Eigentlich hatte sie ein wenig gefürchtet, daß er ihr über ihr Gespräch mit dem hübschen frischen Funk, der immer so artig war, Vorwürfe machen würde. Desto besser, daß das ausblieb. Überhaupt: Erich war merkwürdig guter Laune. Man mußte das benutzen, das Eisen schmieden, solange es heiß war.

„Duchen!" begann sie mit den alten Schmeicheltönen. „Wie steht's denn mit unserer Reise? Du weißt doch —"

Ihm paßte es wenig. Er konnte noch nicht gut abkommen, und er hätte auch gerade hier, auf dem Boden, in dem er all seine Zukunft sah, gern seine neuen Vorsätze verwirklicht. Aber er mochte heut nicht nein sagen. Jedenfalls sollte Sidi seinen guten Willen sehen.

So nickte er eifrig. „Machen wir, Sidi!" Er fühlte den festeren, zärtlichen Druck ihrer Hand auf seinem Arm. „Famos! Das ist mal lieb von Dir. Erst ein bissel Berlin, dann — nach — wohin Du willst. Nur endlich mal 'raus, mal wieder Großstadtluft." Und sie fing sofort an von ihren Reisevorbereitungen zu sprechen, von ihrer Toilette, von Besorgungen in Berlin — — —

Es war das alles ganz natürlich. Er konnte kaum etwas anderes erwarten. Nur daß es so nichtig, so platt, so unsagbar armselig war. Schließlich hörte er nur noch halb zu. Seine Gedanken knüpften wieder an den Brief an, den er so sorgsam in seinem Schreibtisch verschlossen hatte. Wie wohl Marga urteilen würde, wenn sie Sidi jetzt sprechen hörte? Was er Marga antworten würde? Ob er — vielleicht — Marga in Berlin sehen könnte?

Und dann erschrak er über die Wendung, die seine Gedanken genommen hatten. Er zwang sie zurück zu seiner Frau. Er hörte aufmerksamer zu, machte ein paar Einwürfe, gab Antwort auf ihre Fragen.

„Morgen? Übermorgen? Duchen — je eher desto besser!"

„Also übermorgen . . . sagen wir übermorgen."

Und sie klatschte in die Hände: „Berlin! Berlin!"

⁂ ⁂ ⁂

Es war eine anstrengende und langweilige Eisenbahnfahrt. Die Septembersonne meinte es noch einmal fast allzu gut; es hatte einige Tage nicht geregnet, und der Staub drang durch alle Fugen des Wagens. Zudem waren beide, Sidi und Erich, ein wenig abgespannt. Er hatte bis zur letzten Stunde angestrengt gearbeitet, auch noch eine peinliche Auseinandersetzung mit dem Oberinspektor gehabt. Sidi griff das Kofferpacken stets an; ihre neue Jungfer machte ihr das nie nach Wunsch, und sie jammerte, daß sie die ausgezeichnete Lisa, die sie durch den besten Teil ihrer Theaterlaufbahn begleitet, leichtsinnig entlassen hätte. Eigentlich nur auf Erichs Wunsch, der durchaus jede Erinnerung an früher abgestreift wissen wollte. Sogar das schöne Salomebild mußte ja auf den Speicher wandern.

Recht stumm saßen sie sich gegenüber. Nicht einmal etwas zu lesen hatte sie. Erich hatte zwar ein paar Bücher in der Reisetasche, aber das war natürlich schweres Zeug: irgendein langweiliger Klassiker, irgendein noch langweiligeres historisches Werk. Einmal bot er ihr einen Band an. Sie mußte lachen, als sie nur den Titel las: Ranke, Geschichte der Päpste. Puh . . .

Übrigens sah er's wohl selber ein. In Glogau winkte er den Zeitungsmann heran, der auf seinem Gestell auch ein paar Doppelreihen Bücher herumtrug. „Willst Du Dir nichts zum Lesen kaufen?" Da hatte sie eifrig gewählt und zugegriffen. Erst nachher, als der Zug wieder in Bewegung war, sah er den Um-

schlag. „Die Erinnerungen einer Kammerfrau“ — und gleich hatte er wieder ein spöttisches Lächeln. Den Band schob er verächtlich bei Seite. Und es war ein sehr spannendes Buch — sie hatte es immer schon mal lesen wollen. Alle Welt lobte es, und Mirbeau galt ja doch als einer der besten französischen Schriftsteller. Jedenfalls half es ihr über die lange Fahrt fort; besser wahrscheinlich, als ihn seine Geschichte der Päpste. Ein Gesicht machte er wenigstens, der Erich — wie sieben Tage Regenwetter . . .

In der Tat war Kertzin sehr abgespannt, und der Verdruß mit dem alten Beder klang immer wieder in ihm auf. Nur ein verdrossenes ‚Sehr wohl!‘ hatte der auf seinen Vorwurf gehabt. Aber dann hatte er sich zusammengeruckt und gemeint: „Übrigens werd' ich den Funk am ersten Januar zum Tempel hinaustun.“ — „Weshalb denn?“ — „Der lange Labammel ist 'n Windhund.“ — „Na hören Sie, Beder, der Entschluß ist doch ein bißchen plötzlich. Schließlich . . . ich hab' da doch auch ein Wort mitzureden.“ — „Herr Baron, der Funk ist *mein* Eleve, mit Erlaubnis zu sagen.“ — „Sie geben doch sonst einen jungen Mann nicht so schnell auf.“ — „Er ist ein Windhund!“ Dabei war der Alte geblieben. „Lieber zehn Dackel als solch 'nen Windhund!“

Sidi saß in ihrer Ecke und las mit einem ihr sonst fremden Interesse. Das Buch, das sie so fesselte, kannte Erich nur aus Besprechungen. Danach sollte es in der Tat virtuos geschrieben sein, aber ihn ekelte schon nach der kurzen Inhaltsangabe in den Kritiken; er schämte sich, daß es seine Frau derart fesselte. Manchmal lachte sie leise vor sich hin.

Überhaupt wurde sie mobiler, je mehr man sich Berlin näherte. Als die ersten geschlossenen Häusermassen auftauchten, klappte sie den Band zu und sah zum Fenster hinaus. Sie fing an zu sprechen. „Was machen wir heut? Was machen wir morgen?“ Sie fragte, plante. Und als der Zug endlich in den Bahnhof Friedrichsstraße einrollte, in die staubige, stickige, menschenüberfüllte Riesenhalle, jubelte sie wieder: „Berlin! Mein Berlin!“

Sie stiegen im Hotel Bristol ab. Ganz gegen ihre Gewohnheit schnell, schneller als er, hatte Sidi sich eingerichtet, den Reisestaub abgeschüttelt, Toilette gemacht. Es war, als könnte sie es gar nicht erwarten, sich in den Menschenstrom zu stürzen. Dabei war sie rosigster Laune, umschmeichelte ihn, bat: „Bist Du böse, Duchen, wenn ich immer hinuntergehe? Ich warte im Vestibül auf Dich! Komm bald — bitte, laß mich nicht so lange allein. Duchen . . . 'n Kuß!“

Er eilte, um ihr gefällig zu sein. Immerhin vergingen etwa zehn Minuten, ehe er ihr folgen konnte.

Im Vestibül leuchtete schon das elektrische Licht. Sidi saß in einem der großen Korbstühle, weit zurückgelehnt, mit übereinandergeschlagenen Füßen — vor ihr stand ein sehr eleganter alter Herr. Erich kannte ihn nicht. Aber er taxierte ihn sofort auf einen Österreicher, dem Schnitt des grauen, am Kinn ausrasierten Vollbarts nach und nach dem legeren Schnitt des braunen Saccoanzugs. Er stand in ziemlich nachlässiger Haltung vor Sidi mit dem Hut auf dem Kopf, einer Zigarette in der Hand.

Einen Moment zögerte Kertzin.

Da hatte seine Frau ihn schon bemerkt und sprang auf. Sie lächelte zwar, aber es war sichtlich ein Lächeln der Verlegenheit. Dann stellte sie vor: „Ritter von Kolteneck — mein Mann.“

Der alte Herr zog den Hut — „Sehr erfreut“ — zeigte zwei Reihen wundervoll konservierter Zähne, lächelte auch, vielleicht auch ein wenig verlegen —, küßte Sidi die Hand, machte eine leichte Verbeugung gegen Kertzin und ging. Ein Streifchen süßen Zigarettenrauchs zog hinter ihm her.

Das Vestibül war bisher fast leer gewesen. Gerade jetzt aber flutete eine Menschenwoge hinein, während eine Gruppe Gäste aus den Speisesälen kam; lebhaft plaudernd, gestikulierend die letzteren, hastend jene. Kertzin und seine Frau standen plötzlich mitten im Gedränge von fremden Leuten. Er zog Sidi in den Gang zu den Lesezimmern. „Wer war das?“ fragte er dringend.

Sie hatte ihre Verlegenheit schon völlig überwunden. „Ich hab' Euch doch bekannt

gemacht ...“ gab sie zurück. „Ritter von Koltneck —“

„Was ist der Mann? Woher kennst Du ihn?“

„Na, hör' mal Duchen, das ist ja ein förmliches Examen ...“

„Mag sein. Es ist doch wohl mein Recht.“

Sidi zog die Achseln hoch. „Ich hab' ja auch gar keine Veranlassung zu Heimlichkeiten. Der Herr ist ein Fabrikbesitzer aus Graz.“

„Wie kam der Mann dazu, Dich hier anzusprechen?“

„Das ist ja noch schöner! Wie er dazu kam? Man begrüßt doch eine Dame, die man kennt.“

„Er schien Dich sehr gut zu kennen!“

„Du lieber Gott — beim Theater lernt man viele Leute kennen.“

Rede und Gegenrede waren Schlag auf Schlag gefolgt. Kertzin sprach mit leiser, heißer Stimme. Seine Frau kühl und ruhig. Er sah ihr unausgesetzt scharf in die Augen, aber sie hielt seinen Blicken stand, ohne zu zucken.

„Gut — sehr gut! Ja freilich ... beim Theater lernt man viele Leute kennen — auch solch vergnügliche Greise mit dicken goldenen Uhrketten auf den gestickten Westen, mit großen Brillanten und mit gut gefüllten Banknotentaschen. Mäcene nennen sich die ja wohl?“

Sidi hatte das Lorgnon vor die Augen geschoben und sah an ihm vorüber nach dem Vestibül zu. „Erich, Du machst Dich lächerlich ... und ich habe Hunger ...“

Ihre Ruhe reizte ihn immer mehr. Er fühlte, sie spielte wieder Komödie; die überlegene Gelassenheit war erkünstelt, war Verteidigung und Abwehr. Und er meinte, daß sie seiner spottete.

„Ich hätte mindestens erwarten dürfen, daß Du Dich nicht in ein Gespräch mit dem Biedermann eingelassen hättest! Aber es gab wohl alte Erinnerungen aufzufrischen.“

„Gewiß gab es die, und ich konnte doch nicht unhöflich sein. Aber nun hör' auf ... ich habe wirklich Hunger.“

Er machte ein paar Schritte, kam wieder zurück. „Gehen wir!“ sagte er kurz.

Und dann saßen sie sich gegenüber im Restaurant. Der Zufall fügte es, gerade an dem Tische, an dem sie vor drei Monaten gesessen hatten — damals als er sie auf der ersten Lüge ertappt hatte. Und gerade wie damals war es: sie aß mit bestem Appetit, er stürzte nur hastig ein paar Glas Wein hinunter. Schwieg und starrte sie an.

Sie log ja wieder, wie damals. Log oder verschwieg: es war dasselbe. Dieser Mensch, der vor ihr gestanden hatte mit der Zigarette in der Hand und frech musternden Blicken, war einer ihrer Liebhaber gewesen. Einer von den vielen vielleicht. Dieser alte Mann hatte sich, als er sie — seine Frau — sah, irgendeiner Schäferstunde erinnert, der Summe wahrscheinlich, um die er sich die Gunst *seiner* Frau erkaufte — — —

Mit diesem Menschen hatte sie geplaudert! Hatte ihn ihrem Mann vorgestellt! Sein ‚Sehr erfreut‘ gellte ihm noch in den Ohren. Und er mußte stille halten. Schweigen mußte er. Durfte den Menschen nicht züchtigen —

Durfte nicht einmal seine Frau zur Rede stellen —

Durfte er auch das nicht?

Manchmal war ihm, als läge ein Schleier vor seinen Augen. Undeutlich nur sah er Sidis Gesicht und wie sie ruhig mit dem Besteck hantierte; undeutlich nur die elektrischen Flammen der Lampen auf den Tischen, die Gestalten der Gäste, der Damen in bunter Gesellschaftstoilette, der Herren im Frack, die hin- und herhuschenden Kellner. Wie von fernher klangen die gedämpften Stimmen, klang die Musik — ganz von fern und taten doch seinem Ohr so weh —

Durfte er seine Frau zur Rede stellen?

Ja — weswegen denn eigentlich?

Es war ja doch stillschweigendes Übereinkommen gewesen: was vor der Ehe liegt, soll unser Glück nicht hindern! Er hatte es ja doch gewußt — gewußt —

Ganz in ihrem Recht würde sie sein, wenn sie die Achseln zuckte. Vielleicht erinnerte sie ihn auch an das Wort, das sie am Tage der Verlobung gesprochen und das ihn in jener Glücksstunde schon so seltsam berührt hatte: ‚Ich werde Dir immer eine treue Frau sein! Hab' ich nicht Wort gehalten?‘ hätte sie sagen können. ‚Was willst Du denn mehr?‘

Furchtbar war es — nicht auszudenken war es —

„Willst Du nicht so gut sein und mir noch ein Glas Wein einschenken?“ hörte er zwischendurch Sidis Stimme.

Er tat es schweigend. Aber während er sich vorbeugte, schien sich plötzlich der Schleier vor seinen Augen zu teilen. Deutlich meinte er im Gesicht seiner Frau einen Zug verhaltenen Triumphs zu erkennen. Seine Hand zitterte. Der Wein floß über zu einer roten Lache auf dem weißen Damast. Rot wie Blut.

„O — wie ungeschickt —“

„Pardon —“ sagte er ganz mechanisch.

Sie triumphierte! ‚Mein Heiliger‘ — so nannte sie ihn ja bisweilen — ‚mein Heiliger ist eifersüchtig.‘ Ganz gewiß dachte sie das. ‚Mein Heiliger ist eifersüchtig . . . wie er mich doch lieben muß!‘

Lieben? Eifersucht?

War's denn Liebe, was ihm die Hand zittern machte, was den roten Schleier von seinen Augen zog? War's Eifersucht auf einen Schatten, der jäh aus der Vergangenheit auftauchte? War's nur die schwer verletzte Manneswürde?

Die war es! Aber diese Manneswürde hab' ich selber mit Füßen getreten, als ich eine Sidi Tenners heiratete!

Darüber war nicht hinweg zu kommen. Darüber nicht —

„Wollen wir nicht aufstehen?“

„Gewiß.“

Sie gingen durch den Saal, Sidi voran, er hinterdrein. An einem kleinen Tisch, dicht am Ausgang, saß ganz allein der Mann aus Graz. Er erhob sich, grüßte — durchaus respektvoll —, und Sidi neigte ein wenig den Kopf.

‚. . . niederschlagen möchte ich den Menschen — — —‘ dachte Kertzin und erwiderte doch auch seinerseits den Gruß. Denn er empfand im selben Augenblick: ‚nicht den alten Mann dort niederschlagen, aber die Erinnerung, die der heraufbeschwor, den Schatten — den Schatten!‘

Oben, im Salon, ging Sidi sofort an den Mitteltisch, streifte ihre Armringe ab, fragte über die Schulter zurück: „Was machen wir heut Abend?“

Er war, schweratmend, an der Tür stehen geblieben. „Ich gehe nicht mehr aus.“

„Die Reise fängt ja hübsch pläsierlich an.“ Sie wandte ihm noch immer den Rücken zu, nestelte an ihrem Kragen, als ob sie sich umzukleiden beabsichtige.

„Mir ist nicht danach zumute, auszugehen.“

„Dann hast Du wohl nichts dagegen, daß ich ins Theater fahre.“ Es klang trotzig, aber auch ein wenig unsicher.

„Bitte!“ Er wartete. Er wollte ihr ins Gesicht sehen. Er wollte sie doch fragen —

Aber er brachte kein Wort über die Lippen. Er sah nur, daß sie die Achseln hochzog — ihre stete Bewegung, wenn sie nicht reden wollte — wie sie die abgestreiften Armringe wieder aufnahm. Ohne ihn anzusehen, ging sie in ihr Schlafzimmer.

Wohl eine Stunde verging oder noch länger. Zuerst hatte er ein leises Trällern gehört, ein einmaliges halblautes Auflachen, als ob ein unartiges Kind lachte. Dann war es still geworden. Vielleicht wechselte sie die Toilette. Vielleicht war sie auch schon durch den Flurausgang fortgegangen. Ins Theater! Sie konnte wirklich ins Theater gehen und wußte doch, wie er leiden mußte!

Er rührte sich kaum von der Stelle. Ging wohl ein paarmal bis zum Fenster, blickte, ohne etwas zu unterscheiden, auf die Straße, kam wieder nach dem Platz an der Tür zurück und stand und sann —

Sann immer wieder demselben nach. Grübelte sich immer tiefer in die gleiche Frage ein. Und fühlte doch deutlich, wie nutzlos es war.

Dann und wann schoß ihm ein Gedanke flugschnell durch den Sinn, an den er sich anzuklammern versuchte. Warum nahm er's so schwer? Da war der, war jener Bekannte, die über ähnliches spielend hinfortgekommen war. Der eine hatte eine junge Russin geheiratet, eine Klaviervirtuosin, die jahrelang allein durch die Welt gezogen war und der man mit Recht oder Unrecht die buntesten Abenteuer nachsagte. Der andere eine Frau aus der Gesellschaft, deren Liebhaber die Gesellschaft an den Fingern herzählte. Beide lebten anscheinend glücklich. Anscheinend — wer sah hinter die Kulissen? Und schließlich — er war eben er! Er konnte nicht darüber hinweg.

Hoheneichen in Niederösterreich.
Gemälde von Prof. Toni Stadler.

Digitized by Google

Einmal stand plötzlich, greifbar' lebendig, das Bild der Abschiedsstunde aus dem Elternhause vor seinen Augen. Er hörte die ölige Stimme von Onkel Richard — das Aufschluchzen der Mutter: „Mein Bub'! Mein armer Bub'!"

Und dann tauchte Marga vor ihm auf.

Ob wohl Marga ihm heute auch noch zurufen würde: ‚Liebe — Nachsicht — Geduld!' Mit einem Male war's, als hörte er sie fragen: ‚Aber was weißt Du denn? Du bist ja sinnlos, Erich. Du verfolgst ja ein Hirngespinst.'

Er hielt den Atem an.

Wenn es nun wirklich so war? Unmöglich — unmöglich war es doch nicht.

Und dann stürzte er jäh zur Tür des Nebenzimmers, riß sie auf.

Seine Frau war nicht ausgegangen. Sie saß am Toilettentisch, ihr Haar flutete aufgelöst in dichten Wellen über den Nacken. Zu beiden Seiten des Tisches leuchteten die elektrischen Birnen.

Als Sidi das Aufschlagen der Tür hörte, wandte sie sich halb um — sie hatte auf ihn gewartet. Sie lächelte ihm zu. Aber er sah das Lächeln nicht und sah nicht den blendenden Nacken und sah nicht die wundervollen Reflexe des Lichtes auf der rostbraunen Haarwoge. Er trat ganz dicht zu ihr und fragte mit bebender Stimme: „Sidi . . . war er Dein Liebhaber . . ."

Sie hatte sich auf die Frage vorbereitet. Und während sie weiter lächelte, hob sie die Arme, griff in ihr Haar, wand es zu einem starken Knoten zusammen und sagte kokett: „Lieber Erich, Du bist wirklich kein galanter Mann —"

Da packte er sie an beiden Handgelenken. Aber er ließ sie sogleich wieder frei und ging aus dem Zimmer. Ohne ein Wort.

* * *

In den langen Nachtstunden rang Erich sich zu einem Entschluß durch.

Er mußte sich mit der Vergangenheit abfinden. Bewußt jetzt, wie er es bisher gleichsam unbewußt getan hatte. Er konnte ihr keinen Vorwurf machen — nicht einmal darüber, wie leichtfertig, wie frivol sie seine Seelenqualen auffaßte. Wie hätte Sidi Tenners, die nun Frau von Kertzin hieß und doch die gleiche geblieben war, zu einer anderen Auffassung kommen können?

In all seinem Ringen, seinem inneren Kampf fiel ihm ein Wort ein, das er einst in der Reichstagsloge des Auswärtigen Amtes von der Rednertribüne aus gehört hatte: Quieta non movere — am Ruhenden nicht rühren! Er hätte bitter auflachen mögen. Das also war der Weisheit letzter Schluß!

Es hätte ja noch eine andere Lösung gegeben: die Trennung. Auch sie glitt durch seinen Sinn, und es verwunderte ihn, daß er an sie denken konnte: ganz klar, fast ohne Schmerz.

Trotzdem wies er den Gedanken weit von sich, sofort und entschieden. Wenn er sich von Sidi trennte, fiel sie ins Bodenlose — die Frau, die seinen Namen trug, die er so heiß geliebt hatte. An ihm war es, sie zu halten, sie zu schützen — auch vor sich selber. Er durchdachte das ganz überlegt. Aber auf dem Untergrund seiner Seele lebte dabei doch ein Gefühl, über das er sich nicht Rechenschaft gab. Höchstens daß er es Anhänglichkeit nannte.

Quieta non movere — an dem Ruhenden nicht rühren — sich mit der Vergangenheit abfinden: was weiter blieb übrig?

Innerlich freilich vollzog sich in diesen Nachtstunden die Trennung von seiner Frau, die er in der äußeren Form schroff verwarf. Er konnte sich keine Gemeinsamkeit mit Sidi mehr denken und baute sich künstlich ein System des Nebeneinanderlebens auf. Es war sehr hart — für beide Teile; es war sogar ungerecht gegen Sidi: das fühlte er. Aber es gab für ihn keinen anderen Ausweg. Er fand wenigstens keinen. Nur eine ganz schwache und freudlose Hoffnung war in ihm auf die ausgleichende, mildernde Wirkung der Zeit. Ein leise glimmender Funke unter der Asche.

Noch eins erwog er: sollte er diese Reise aufgeben, sofort nach Waldow zurückkehren? Aber ihm graute jetzt vor der Enge des dortigen Seins.

* * *

Am Morgen begegneten sich Mann und Frau in völliger Ruhe.

Auch Sidi war mit sich zu Rate ge-

gangen und hatte ihr Benehmen am Abend als höchst unklug empfunden. Eigentlich hätte sie ihren Heiligen doch besser kennen sollen: einen eifersüchtigen Liebhaber fing man wohl so ein, wie sie es versucht hatte, aber keinen Erich Kertzin. Unklug war sie gewesen, einfach töricht. Und 'n bissel Mitleid verdiente der Erich auch. Lieber Himmel, so wie der gute Junge nun einmal das Leben auffaßte, konnte er Herrn Ritter von Kolteneck ja nicht leicht nehmen! Dieser dumme Mummelgreis — frech war er gestern eigentlich auch gewesen.

So gab sie sich schlicht, herzlich und hatte einen wehmütigen Ausdruck in den Augen. Kertzin aber war willens, äußerlich seiner Frau entgegenzukommen, so sehr er irgend vermochte.

Wenn sie, mit einer heimlichen Angst, Vorwürfe erwartete, so irrte sie. Das Ableugnen, auf das sie sich vorbereitet hatte, war unnötig; unnötig waren auch die Tränen, die sie anzuwenden entschlossen gewesen war. Eigentlich war's erstaunlich, wie unberechenbar der gute Junge sich gebärdete. Aber gut war er wirklich. Ganz unaufgefordert reichte er ihr einen Scheck, über dessen Höhe sie fast erschrak: „Du hast gewiß allerlei Besorgungen —" Ob sie Besorgungen hatte!

Sie blieben auch nicht lange beisammen. Sidi sehnte sich nach dem Geräusch der Großstadt, nach einem Stück Asphalt, nach ein paar bekannten Gesichtern. Sie überschlug in Gedanken, wie weit der Scheck wohl reichen würde, was sie bei Gerson und bei der Gerstel kaufen wollte — und Mizzi Schreiber mußte sie natürlich auch sehen. Aber davon durfte Erich freilich nichts wissen. Beileibe nicht!

Und ihm brannte der Boden unter den Füßen.

Marga war in Berlin. Er mußte Marga sehen, sprechen. Das geschriebene Wort war so armselig. Was er ihr sagen wollte, wußte er selbst nicht. Die tiefsten Gründe seiner Seelenqualen konnte er ihr nicht enthüllen. Der Blick in ihre reinen Augen aber, der Druck ihrer reinen Hand würden ihm wohltun.

Die Tür des Elternhauses war ihm verschlossen. Er dachte nicht daran, diese Pforte als offen Bereuender zu durchschreiten. Aber Marga würde ihm gewiß ein Zusammensein nicht verweigern.

Unmittelbar nachdem Sidi gegangen war, ging er auch. Mit einem kurzen Billett in der Tasche, in dem er Marga um eine Zusammenkunft bat.

Während er durch die Halle schritt, kreuzte plötzlich ein Gedanke durch seinen Sinn. Er trat an die Auskunftsstelle heran, fragte nach Herrn von Kolteneck. ‚Heute früh abgereist.' Es war ja eigentlich ganz gleichgültig, aber die Tatsache berührte ihn angenehm.

Gerade als er sich umwenden wollte, schlug eine derbe Hand auf seine Schulter. „Amice! Amice! Wie die Lateiner sagen! Kertzin ... und ohne beste Hälfte? Hat Dein alter Beder Dir wahrhaftig Urlaub gegeben?"

Es war Prach. Prach in rosigster Laune, sehr elegant, sehr vergnügt. „Hab' mal nach Mary sehen müssen. Na, sie bleibt noch im Weißen Hirsch. Famoses Institut — das! Und nun will ich mir mal Berolino auf dreimal vierundzwanzig Stunden ankieken. War übrigens gestern abend bei Matthias im kleinen Kreise ... Deine chère mère fehlte leider, aber Marga war da. Ist doch immer noch 'n famoses Frauchen ..." Dabei hatte er Kertzin unterm Arm gepackt, fragte nach Sidi, freute sich darauf, daß er die ‚schönste Cousine' wiedersehen dürfte, wollte sich zum Abend verabreden.

Und Kertzin dachte dabei nur an das eine: ‚warum kamst Du nicht auf das Nächstliegende? Daß Du Dich mit Marga bei Schlohbrügges treffen kannst!' Er machte sich endlich frei, eilte ins Schreibzimmer zurück, zerriß das Billett, schrieb eilig ein anderes, bat, Marga möchte um ein Uhr bei Claire sein.

Zwei Stunden noch hatte er vor sich. Tötend langsam schlichen sie ihm dahin. Er machte einige Besorgungen, schlenderte im Tiergarten dreimal die Siegesallee auf und ab, blieb hier und dort vor einem Marmorbild stehen, betrachtete es und sah es doch gar nicht. Immer dachte er nur: ‚in einer Stunde ... in einer halben Stunde stehst du Marga gegenüber! Der treuen Marga! Deiner alten Freundin!'

Zuerst war nur die große Freude auf das Wiedersehen in ihm.

Langsam schlich dann doch die Erwä-

gung heran: ‚Was wirst Du ihr sagen? Was wirst Du ihr sagen, wenn sie auf ihren letzten Brief zu sprechen kommt? Wenn sie fragt! Und auch wenn sie nicht fragt, wird sie nicht in Deinen Augen lesen, wie es um Dich steht? Immer war ihr die Gabe zu eigen, in die Seelen zu schauen.‘

In seine große Sehnsucht mischte sich etwas wie Scheu. Und dazwischen klang nun bisweilen die Befürchtung: ob sie auch kommen wird? War es denn so gewiß, daß sie seinem Ruf sofort folgte? Sie konnte äußere Abhaltungsgründe haben: vielleicht hatte sie sein Brief gar nicht zu Hause gefunden. Sie konnte auch innere Bedenken haben. Mama konnte sie beeinflussen. Aber nein! Nein! Marga ließ ihn nicht im Stich!

Als er endlich an der Treppe des Hauses in der Hitzigstraße stand, in dem Schlohbrügges die erste Etage bewohnten, kam wieder die heiße Ungeduld in ihm empor. Er stürmte die Stiege hinauf.

Der Schwager war nicht daheim. Claire empfing ihn mit ausgebreiteten Armen, in fast forcierter Freude, mit einer endlosen Reihe von Fragen, die sie mindestens zur Hälfte gleich selbst beantwortete. Sie war noch lebhafter, noch ‚zappliger‘, wie sie's früher genannt hatten, noch hastiger, als sonst. Erzählte vom Hundertsten ins Tausendste, fast ausschließlich von sich — und dabei war doch immer ihr drittes Wort ‚sagt Matthias‘. Etwas stark Nervöses, Beunruhigtes klang aus ihrem Wesen. Aber der Bruder achtete kaum darauf. All seine Gedanken waren auf Marga konzentriert: Wird sie kommen oder nicht? Wie wird sie sein, aussehen, sich zu Dir stellen? Was sollst, darfst Du ihr sagen? Was mußt Du ihr verschweigen? Ja — auch verschweigen!

Dann tönte die Klingel. Er zuckte zusammen. Und in einer plötzlichen Eingebung faßte er nach der Hand der Schwester, bat heiß: „Es wird Marga sein. Tu mir eine Liebe — laß uns allein —“

Claire sah ihn erstaunt an, lachte aber gleich auf. „Ihr beiden! Stille Wasser sind doch am tiefsten. Na, ich bin kein Unmensch . . .“

„Pfui, Claire —“

„Versteh' doch 'nen Scherz, cher frère! Ich verdufte!“

Gleich darauf trat Marga ein.

Ihm war's, als müßte er auf sie zueilen, sie brüderlich an sein Herz nehmen. Und er streckte ihr doch nur beide Hände entgegen. „Ich danke Dir, liebe Marga —“

Sie sahen sich in die Augen, recht wie Menschen, die sich lange nicht gesehen haben. Mit suchendem Blick, erwartungsvoll. Erich hielt ihre Hand fest umspannt. ‚Wie schön sie ist,‘ dachte er. ‚Wie jung sie aussieht. Gar nicht wie eine Leidende. Nur noch schmaler vielleicht ist ihr liebes, liebes Gesicht geworden —“

Und während sie ihm sagte: „Ich bin gern gekommen, Erich,“ fühlte sie weh: ‚Er ist in den letzten Monaten um Jahre gealtert. Es ist etwas Neues, Fremdes in seinem Gesicht. Ein Zug der Unruhe oder des Leidens. Du mußt doppelt gut zu ihm sein . . .‘

„Wo ist Claire?“ fragte sie.

„Ich habe sie gebeten, uns allein zu lassen,“ antwortete er offen.

Es zuckte um ihren Mund. Doch sie sagte ruhig: „Du hattest recht.“

Dann standen sie, immer noch Hand in Hand, einen Moment, ohne zu sprechen. Bis er bat: „Nimm Platz, Marga. Ich setze mich Dir gegenüber. Und nun sag', wie es Dir geht. Wie geht es Mama?“

„Mir? Ach, mir geht es sehr gut. Von mir ist nicht viel zu melden. Mama — ja, Mama! Gesund ist Mama, sie war, glaub' ich, wohl nie krank. Und wenn sie krank wäre, würde sie es uns nicht zeigen. Immer geht sie aufrechten Kopfes, aufrechten Sinnes einher. Doch, Du fragst ja nicht nur danach. Lieber Erich . . . sie trug stets alles aufrecht, was sie je getroffen hat. Auch wohl jede Sehnsucht.“

Die Mutter hatte in all dem, was er im letzten Jahre erlebt, eigentlich nur eine geringe Rolle gespielt. Das Scheiden von ihr fügte seinem Herzen einen scharfen Schnitt zu, aber der vernarbte fast im selben Augenblick. Tief innerlich nahe hatte die starke, stolze Frau ihm nie gestanden. Selbst seine Frage nach ihr war gleichsam nur eine Hülle für die andere gewesen: ‚Wie geht es Dir?‘

Nun rief dennoch Margas Antwort das

Bild der Mutter wieder eigen lebendig vor seine Seele. ‚Immer geht sie aufrechten Kopfes, aufrechten Sinnes einher ... sie trug stets alles aufrecht, was sie je getroffen ... auch wohl jede Sehnsucht ...‘ Und er dachte ihres einen verzweifelten Aufschreis in der Abschiedsstunde: ‚Mein Bub', mein armer Bub'!‘ Damals war die immer Aufrechte zusammengesunken ... um ihn!

„Spricht Mama von mir?“

„Nie —“ gab Marga zurück. „Aber sie duldet, daß ich von Dir spreche. Und daraus erkenn' ich doch, daß ihr Herz sich nach Dir sehnt ... Wie sollte es auch anders sein? Eine Mutter kann zürnen — vergessen kann sie ihr Kind nie.“

„Und doch hat sie mich verstoßen!“

„Wir wissen alle nicht, unter welchen inneren Qualen —“

Sie schwiegen beide.

Marga hatte sich ganz in den Sessel zurückgelehnt. Die Hände, von denen sie die Handschuhe abgestreift hatte, lagen verschränkt auf ihrem Schoße. Weiß und bleich wie Alabaster, durchsichtig fast. Er sah es, und er sah auch, daß die frische Färbung ihres Gesichtes verschwunden war, als hätte nur die Erregung ihr das Blut in die Wangen getrieben. Ihr Aussehn strafte jetzt ihre Worte Lügen. Sie war immer noch eine Leidende. Eine von jenen Leidenden, die von der eigenen Krankheit nichts wissen wollen und denen jedes Mitleidswort wehe tut.

„Alter Erich,“ sagte sie plötzlich leise. Es klang ihm wie ein Glockenton, vom sanften Wind weither getragen.

Er richtete sich auf. „Ich wollte Dir vor allem vielmals, recht von Herzen für Deinen lieben, lieben Brief danken —“

Da brach er schon wieder ab. Er hätte ihr so gern gesagt: ‚Du hast recht. Ich werde handeln, wie Du es mich gewiesen.‘ So würde er ihr geschrieben haben. Vor vier Tagen, gestern noch. Zwischen dem Gestern und Heute lag das eine Erleben, das ihm die Lippen schloß.

Sie wartete einen Atemzug lang. Sehnsüchtig wartete sie gerade auf sein Wort: ‚Ich hab' Dich verstanden, Marga. Ich will Dir folgen.‘ Aber sie sah nur, wie sich seine Brauen dichter aneinander schoben und wie sich zwischen ihnen die feine scharfe Linie prägte, die sie von Jugendtagen her so gut kannte. Immer wenn er mit sich rang, wenn er litt, war diese Linie da. Sie fühlte schmerzlich: ‚er leidet auch jetzt schwer, weil er nicht offen zu mir sprechen kann. Und sie empfand zugleich: ‚Auch Du kannst ja so vieles nicht aussprechen, was Du ihm sagen möchtest. Nicht einmal die einfache Frage bringst Du über die Lippen: »Bist Du unglücklich, Erich?« Nicht die Bitte: »Laß mich teil haben an Deinem Leid, laß mich mit Dir tragen —«‘

„Ich habe einen großen Wunsch,“ sprach sie plötzlich in das Schweigen hinein. „Ich möchte Deine Frau gern kennen lernen, Erich.“ Sie sagte es ganz schnell, und das Blut schoß ihr dabei in die blassen Wangen.

„Marga —“ Er erschrak heftig, so überraschend, so gänzlich unerwartet kam ihm dieser Wunsch. Er konnte nicht gleich zu ihm Stellung gewinnen. Hätte Claire dasselbe gesagt, das würde er verstanden haben: da liegt die brennende Neugier zugrunde. Bei Marga aber war dies Motiv völlig ausgeschaltet. Sie brachte ein Opfer, wieder ein Opfer auf dem Altar alter Freundschaft. Ihm wollte sie Gutes erweisen, um seinetwillen wollte sie Sidi kennen lernen. Ihre ganze Herzensgüte sprach aus dem Wunsch. Aber er konnte nicht freudig zustimmen. Der Abstand dieser beiden Frauen voneinander dünkte ihm allzu groß.

Marga las in seinem erregten Gesicht die innere Abwehr. „Ich sehe, es wird Dir nicht leicht, Erich,“ sagte sie, „ich habe das im voraus geahnt. Darum nannte ich's einen großen Wunsch. Du hast wohl unnötige Sorge, denkst nur an das Verschiedene zwischen uns. Ich denke an das Gemeinsame. Daran, daß wir beide Frauen sind ...“ wieder wallte ihr das Blut ins Gesicht, kam und ging ... „daß wir beide Dich lieb haben. Ich hab' mich immer wie eine Schwester zu Dir gefühlt ... das gibt auch Anrechte ...“

Er hatte, während sie sprach, ihre Hand ergriffen, hielt sie in der Linken und glitt zärtlich mit seiner Rechten über den schmalen, weißen Handrücken. Nun beugte er sich und küßte die Hand. „Du bist so gut, Marga. Es soll geschehen, wie Du es wünschest.“

„Ich komme zu Euch ins Hotel . . ."

Sie wollte noch etwas hinzusetzen, nach der Stunde fragen, da wurde sie unterbrochen. Die Tür schlug auf, Claire rauschte mit vielem Frou-Frou geräuschvoll ins Zimmer. Wie eine kleine Rakete. „Nun habt Ihr Euch genügend allein genossen. Himmel — und was Ihr für ernste Gesichter macht! Immer dieselben seriösen Menschlein bleibt Ihr!" Sie hatte sich schon einen Hocker herangezogen, setzte sich zwischen Erich und Marga, blähte die Bäckchen, machte ein komisches ‚Puh' und plapperte weiter. „Da dacht' ich nun, der cher frère würde durch sein lustiges Frauchen aufgemöbelt werden, und Matthias hat's auch gesagt. Ja Kuchen! Apropos — Matthias: der ahnt ja nichts, daß Du in Berlin bist, Erich, sonst stünde schon ein Riesenkorb Rosen in Sidis Zimmer. Ja, wie lange bleibt Ihr eigentlich?"

Die Stimmung war verflogen. Marga hatte sich wieder tief zurückgelehnt in ihren Sessel. Kertzin strich mit der Hand über die Stirn. „Morgen ... übermorgen vielleicht noch," gab er zerstreut Auskunft.

„Morgen muß Matthias nach dem Gestüt. Kinder, das ist zu dumm, denn er wird mich schön zausen, wenn er Euch nicht sehen kann. Was machen wir denn da? Weißt Du, Erich, das vernünftigste ist, Ihr eßt heute abend bei uns!" Sie sah fragend, mit blinzelnden Augen, auf Marga. „Du natürlich auch. Um halb acht, bitte. Ganz verwandtschaftlich. Kinder — ist das nicht eine famose Idee?"

Es war fast wie vorhin. Erich hätte am liebsten nein gesagt. Auch er sah auf Marga. Er zögerte.

Da erklärte Marga zu seiner Überraschung: „Ich komme sehr gern," und er verstand sie sofort: Sie bejahte nicht nur, weil sie hier, am dritten Ort, seine Frau am ungezwungensten kennen lernen konnte; sie stimmte auch bei, weil die Aufforderung ihr der Beginn eines Ausgleichs erschien.

„Also gut! Ich danke Dir, Claire," sagte er. „Meine Frau wird sich sehr freuen. Von dem Kartenabgeben vorher dispensierst Du wohl?"

„Solcher Unsinn! Kinder, wie ich mich freue! Ordentlich stolz bin ich, und Matthias wird mich mit Lob überschütten — er ist in Karlshorst beim Trainer, ich telephoniere gleich —"

⁂ ⁂ ⁂

Kertzin hatte Marga noch bis zum Wagen gebracht, der vor der Tür hielt. Sie hatten dabei nur wenige Worte gewechselt, so versonnen waren sie. Einmal fragte sie: „Geht Ihr nach Waldow zurück?" und er antwortete kurz: „Wir wollten nach Wiesbaden oder Baden-Baden; es steht noch nicht fest." Unten blieb er einen Moment stehen: „Wirst Du's Mama mitteilen, daß meine Frau und ich heute bei Schlohbrügges sind?"

„Gewiß."

„Und wie wird sie das aufnehmen?"

„Schweigend, Erich . . . und doch werden ihre Gedanken am Abend nur hier sein." Dann hatte er ihr noch einmal die Hand geküßt und dem Wagen nachgesehen, bis der an der nächsten Straßenecke verschwand.

Kertzin wollte zu Fuß nach dem Hotel gehen. Nach wenigen Schritten aber traf ihn ein kleiner Unfall. Unachtsam, wie er war, übersah er eine Bordschwelle, glitt aus und stieß sich hart an das rechte Schienbein. Zuerst achtete er auf den Schmerz nicht, aber nach einigen weiteren Schritten wurde der doch so quälend, daß er eine Droschke anrief und nach Hause fuhr. Es war sicher nichts Bedenkliches, alle Gelenke waren beweglich, an einen Bruch war nicht zu denken. Als er auf seinem Zimmer den Schaden in Augenschein nahm, sah er denn auch nichts als eine starke Hautabschürfung; einige Stunden Ruhe und eine kalte Kompresse mochten genügen.

Sidi war noch nicht zurück. Er legte sich auf das Sofa und war es ganz zufrieden, allein zu sein mit seinen Gedanken. Das Wiedersehn mit Marga arbeitete in ihm noch stark nach, am stärksten jetzt die Sorge um sie. Zum ersten Male kam ihm die Befürchtung, daß sie lungenleidend sein könnte. Nie war davon die Rede gewesen; nie hatte ein Arzt diese Diagnose gestellt. Zart, schonungsbedürftig, wohl auch etwas bleichsüchtig hatte man sie genannt — weiter nichts —, und in jedem Jahr

tat ein längerer Aufenthalt im Gebirge, an der See ihr so wohl, daß alle Besorgnisse wieder hinfällig erschienen. Aber als er sich nun ihre Erscheinung vor die Seele rief, so wie er sie heut gesehen, mit den fast durchsichtig weißen Händen, mit dem jähen Wechsel der Farben im schmalen Antlitz, da stieg in ihm heiße Angst empor.

Dann kam Sidi.

Er stand auf, doch der Schmerz, der bei der ruhigen Lage ganz verschwunden war, ließ ihn wieder zusammenzucken. Es war nur auf einen Augenblick, dann hatte er die Selbstbeherrschung zurückgewonnen, lächelte, grüßte seine Frau mit einem freundlichen Wort. Aber Sidi war das jähe Zusammenzucken nicht entgangen. In ihrem fröhlichen Gesicht prägte sich der Schreck aus. Sie warf ein Paketchen, das sie in der Hand trug, zur Seite, stürzte auf ihn zu, umfaßte ihn: „Duchen ... liebes Duchen ..., was hast Du denn nur? So leg' Dich doch ..."

„Nicht der Rede wert; eine Unachtsamkeit, eine Dummheit —"

Sie gab nicht nach. Er mußte sich legen, mußte ihr genauer Auskunft geben. Fast widerwillig tat er es. Und es war ihm nur peinlich, daß sie den kleinen Schaden selber sehen wollte. Peinlich — und verwunderlich. Verwunderlich, daß sie sich so erregte; verwunderlich, daß sie dabei nicht gleich nach dem Arzt schrie, daß sie selber die Kompresse erneuerte; am wunderlichsten, wie geschickt sie sich benahm, wie sanft ihre Finger bei jeder Berührung waren, wie sie das Bein durch ein paar untergeschobene Kissen höher legte, fast wie eine gelernte Samariterin. Und sie sprach dabei so verständig: „Ich hoffe auch, es ist nichts Schlimmes, aber weh tut solche Verletzung grad am Schienbein abscheulich. Armes Duchen! So — nun lieg' Du ganz still, und ich setz' mich zu Dir. Ich kenn' das, ich bin auch mal scheußlich gefallen —" Sie hatte hinzusetzen wollen ‚... bei der elenden Hopserei auf einer Probe,' aber sie verschluckte den Nachsatz. Und plötzlich sah sie zufällig auf ihren Daumen, sah die kleine Wulst auf dem Nagel — dort, wo Vater mal mit dem Hammer hingeschlagen hatte in seiner sinnlosen Wut, weil sie ihm die Brettchen für die Holzpuppen nicht schnell genug reichen konnte. Himmel, hatte das geschmerzt!

Wirkliches Mitleid hatte sie mit ihrem Heiligen. Er empfand es, und es tat ihm wohl, obschon er sich dagegen sträubte. Zu seltsam: Sidi um ihn, wie um einen Kranken! Sidi seine Pflegerin!

Wirkliches Mitleid hatte sie und empfand das selber wohlig, ihm mal ein bissel 'was Gutes antun zu dürfen, ihm zu zeigen: ich tu's gern. Gerade nach der dummen Geschichte mit dem alten Mummelgreis aus Graz, die der Erich wieder mal recht unnötiger Weise tragisch genommen hatte.

Sie saß neben ihm, sie erneuerte von Zeit zu Zeit die Kompresse. Dann fiel ihr ein: er hat am Ende noch gar nicht gelunchi. Sie spürte auch selber etwas wie Hunger. Der Zimmerkellner mußte einen kleinen Tisch dicht an das Sofa rücken; sie bestellte ein, zwei leichte Gerichte, ruhte nicht eher, bis er etwas genommen hatte; plauderte allerliebst von ihren Besorgungen, war zutulich und zärtlich und teilnahmsvoll.

Die Schmerzen waren in der Ruhe verschwunden. Kertzin lag still, hörte mit halbem Ohr auf Sidis Geplauder. Er dachte wieder an Marga. Aber seine Gedanken beschäftigten sich zugleich auch mit der Frau neben ihm. Wie verschieden sie beide waren; es konnte nichts Verschiedeneres geben. Und Marga hatte von dem Gemeinsamen gesprochen. Gab es auch das bei aller Verschiedenheit? Zeigte sich das vielleicht gerade jetzt, in diesen Stunden, wo seine Frau ihm plötzlich in einer ganz neuen Beleuchtung erschien? Er spann den Gedanken immer weiter aus: für körperliches Leiden hat Sidi Mitgefühl; man fühlt, daß es echt und warmherzig ist — für seelisches Leid würde ihr jedes Verständnis fehlen; das wäre Marga zu eigen. Aber er empfand das alles ohne Bitterkeit.

Plötzlich fiel ihm ein: er hatte Sidi ja noch nichts von der Einladung zu heut abend gesagt. „Übrigens — wir sind heut zu Tisch bei meinem Schwager Schlohbrügge eingeladen."

Sie sprang auf, erstaunt, erregt, freudig betroffen. „Das ist ja aber riesig

nett!" Doch kam gleich die Reaktion. „Schade — daß Dir grad heut die dumme Geschichte passieren mußte."

Es entspann sich ein kleiner Streit. Sie wollte durchaus verzichten; er bestand darauf, daß sie hingehen müßten. Sie ereiferte sich ordentlich: es sei ein rechter Leichtsinn, und sie könne die Verantwortung nicht tragen. Schließlich gab sie, mit sichtbarem Widerstreben, nach — und dann kam bei ihr doch wieder die Freude an der Einladung zum Durchbruch: „Famos ist das! Ich hab' Deine Schwester immer nett gefunden — sie ist die einzige gewesen, die mir gleich herzlich entgegengekommen ist. Paß mal auf, Duchen, wir werden noch ganz gute Freundinnen. Werden viel Menschen da sein?"

„Nein. Wir sind ganz in der Familie." Von Marga schwieg er.

Sidi wurde ein wenig nachdenklich, beschäftigte sich in Gedanken mit ihrer Toilette. Aber sie blieb um ihren Mann, betraute ihn, bis es höchste Zeit war, sich fertig zu machen.

Als sie wieder bei ihm eintrat, war er angenehm überrascht. Er hatte — flüchtig — befürchtet, daß sie irgendeine ihrer kostbaren Roben wählen würde. Aber sie hatte ein zwar elegantes, aber einfaches Kleid vorgezogen, und sie trug, gegen ihre Gewohnheit, fast gar keinen Schmuck. Dabei sah sie brillant aus. Das fahle Blau der leichten Seide stand vorzüglich zn ihrem rostbraunen Haar. Er konnte nicht umhin, ihr ein kleines Kompliment zu machen, das sie mit frohem Lächeln quittierte: „Ich freu' mich, wenn ich Dir so gefalle —"

Es ging mit seinem Bein besser, als er selber gedacht hatte. Die Schmerzen waren selbst beim Auftreten nicht mehr arg. Und Sidi war so behutsam mit ihm, wie nur denkbar. Rührend sorgsam, mußte er zugestehen. Fast übertrieben sorgsam. Sie führte ihn, sie suchte ihn zu stützen; sie drang darauf, daß er im Auto das Bein auf den Rücksitz legte; sie fragte, ob im Hause Schlohbrügges ein Fahrstuhl wäre.

Dabei fühlte er: Du würdest die Schmerzen nicht sonderlich spüren, und wenn sie viel schlimmer wären. Denn nun drängte die Erwartung alles andere zurück: wie wird es sein, wenn sich Marga und Sidi gegenüberstehen? Es war etwas eigen Unklares in dieser Erwartung. Er fürchtete, und wußte nicht recht, weshalb. Und er hoffte, und wußte nicht recht, worauf. Manchmal kam es ihm vor, als fiebere er. Schweigsam saß er neben seiner Frau im Wagen, und wenn sie besorgt fragte: „Tut's Dir sehr weh? Sitzest Du auch bequem?", dann hatte er immer nur ein knappes Nein oder Ja.

Als er mit Sidi in den Salon der Schwester trat, sah er zuerst nur Marga, trotzdem sie im Hintergrund stand, und trotzdem Matthias seine lange Gestalt nach vorn schob, so daß sie Marga fast verdeckte.

Er sah nur Marga; er wollte den ersten Eindruck von ihrem Gesicht ablesen. Und sein Herz wurde warm, da sie leicht mit dem Kopf nickte, ein stilles Lächeln auf dem ernsten Gesicht. Sie tat einige Schritte, und Claire stellte, ihm zuvorkommend, seine Frau vor. Die beiden Frauen reichten sich die Hand. Er hörte Margas Stimme: „Guten Tag, liebe Sidi." Es war so einfach, so ganz selbstverständlich, wie sie das sagte. Es klang so herzlich.

Dann war auch schon Prach da. Also ganz Wort gehalten hatte Claire nicht. „Ja ... man muß diesem bedauernswerten Menschen, der nie weiß, wie er ohne seine Frau einen Abend in Berlin unterbringen soll — man muß diesem Jüngling mit dem lockigen Haar doch ein bissel unter die Arme greifen," hieß es. Und er selber schwatzte in seinem biederen Landdialekt sofort vom ‚besonderen Glück' und von den ‚schönen Stunden in Waldow' und von der ‚sanften Schloßherrin, die sich so wunderbar in die eheliche Tyrannei fügt'.

Der Diener meldete sofort, daß angerichtet wäre. Die breiten Türen zum Eßzimmer schoben sich auseinander. Schlohbrügge bot Sidi den Arm, Prach nahm Claire in Beschlag, so daß Marga ganz von selbst Kertzin zufiel. Er war dem freundlichen Geschick dankbar.

Bei den wenigen Schritten zur Tafel merkte Marga, daß Erich den Fuß nachzog. Sie fragte nach dem Grunde.

Aber sie beruhigte sich sogleich, als er ihr den kleinen Unfall erklärte. Sie scherzte sogar: „Du sahst sicher in den Himmel. Wir Erdenkinder müssen immer daran denken, daß wir Staubgeborene sind.“ Und was hatte Sidi für ein Wesen von der Kleinigkeit gemacht! Aber nett war sie dabei doch gewesen — das zu leugnen, wäre undankbar.

Es war sehr angeregt an der kleinen runden Tafel. Schlohbrügge war bekannt dafür, daß er auf einen guten Tisch und Keller hielt. Er selbst, und Claire folgte ihm dabei nach, legte sich zwar in bezug auf die Quantität die größten Kasteiungen auf, um sein Gewicht zu halten, aber die Qualität mußte allererster Güte sein. Als Gourmet wollte er gelten, nicht als Gourmand. Prach schnalzte schon bei den Hors d'oeuvres mit der Zunge: „O, Ihr Großstadtschlemmer! Was ahnen wir armen Krautjunker von Euren Raffinements! Wenn wir mal ein Austerchen von weitem zu sehen kriegen, lacht uns schon das Herz. Ihr müßt noch Beluga auf das kleine Schaltierchen packen, sonst genügt's Eurem Gaumen nicht! Es ist 'ne Sünde und 'ne Schande.“

Sidi saß zwischen dem Hausherrn und dem Grafen, und beide wetteiferten in Aufmerksamkeiten. Bei Prach nahm das Erich nicht wunder. In Matthias' Art lag es weniger. Seine Beflissenheit, nicht nur höflich, sondern ausgesucht liebenswürdig zu sein, erschien fast ein wenig gekünstelt. Sidi hatte es nicht ganz leicht zwischen dem Wetteifer beider Herren. Aber Erich bemerkte, daß sie wacker stand hielt, sich nichts vergab. Sie war munter und angeregt, ganz ungezwungen, aber sie war auch schlagfertig. Prach mußte bald einige kleine Wahrheiten hören: „. . . ist das Stil im Goldenen Löwen zu Gehrau?“ — „Von Venedig wollen wir lieber nicht sprechen, Graf Prach. Ihr Aufbruch war etwas sehr plötzlich! Ihre Rosen? Hatten Sie mir Rosen geschickt? Dann nachträglich schönsten Dank. Aber Erich überschüttet mich derart mit Blumen, daß ich fremde Gaben leicht mit unter die seinigen mische.“ Gegen Schlohbrügge schlug sie einen etwas anderen Ton an. Sie war sehr artig, aber auch sehr reserviert. Und als er einmal wie zufällig auf ihr früheres Auftreten in Berlin zu sprechen kam, sagte sie schnell: „Ich erinnere mich kaum noch. Mir ist's, als sei das lange, sehr lange her — und am liebsten denke ich gar nicht daran.“

Ein paarmal streifte sie ihren Mann mit einem lächelnden Blick. Es schien darin zu liegen: ‚Bin ich Dir recht so?‘ Und er mußte ihr zunicken. Sie benahm sich wahrhaftig tadellos.

Ihm zur Linken ging Claires Plappermühlchen fast ununterbrochen. Was konnte die Schwester schwatzen! Von Kunst und Theater, von Reisen und Literatur, von Pferden und Hunden, vom Hofe und von Berlin W — alles kunterbunt durcheinander. Ganz wie früher. Und doch um eine Note anders, schien es Erich. Sie unterließ heut, ihre kleinen malitiösen Spitzen einzuflechten, und ihr ganzes Reden hatte einen nervösen Einschlag. Und manchmal sah sie mit halbzugekniffenen Augen, mit einem ganz wunderlichen Blick, zu ihrem Manne hinüber. War sie am Ende eifersüchtig? Auf Sidi? Lächerlich. Sidi gab auch nicht die leiseste Veranlassung dazu — wahrhaftig nicht.

Marga war still. Das war sie eigentlich immer gewesen. Sie war ja gar kein Gesellschaftsmensch im Sinne etwa von Claire. Am liebsten sprach sie sich mit einem einzelnen aus, und dann nur, wenn er ein ernsteres Thema festzuhalten wußte. Das heute hier auch nur zu versuchen, wäre Unfug gewesen. Aber Erich sah, wie sie beobachtete, und er dachte wieder: ‚Sidi hat heut wirklich ihren guten Tag.‘

Es wurde sehr schnell serviert. Für Prach entschieden zu schnell. — Er machte gar kein Hehl daraus. „Alles äfft Ihr dem Hofe nach. Teller hin — Teller fort! Man kommt ja gar nicht zum Genuß. Du, Matthias, von dem Bernkastler Doktor bitt' ich mir nachher noch 'n Fläschchen extra aus.“

Claire hob die Tafel auf. Der Kaffee wurde in ihrem Salon genommen. „Ich proklamiere allgemein Raucherlaubnis,“ kündete sie an und hatte sofort selbst eine Zigarette zwischen den Lippen. Sidi

Prerow an der Ostsee (Sedanfeier). Gemälde von Prof. Toni Stadler.

tat ein paar Züge, legte gleich die Zigarette beiseite. Es war, als hätte sie nur aus Artigkeit gegen die Hausfrau geraucht. Aber sie kam zu ihrem Mann: „Duchen, wie geht's? Hast Du Schmerzen? Ich hab' immerfort daran denken müssen, daß Du mir heut wieder ein rechtes Opfer gebracht hast!"

Dann saß sie plötzlich, nahe dem Fenster, mit Marga allein.

Erich hätte sich gern zu den beiden gesellt, doch eine eigene Scheu hielt ihn zurück. Es war wohl gerade so gut. Nur so wurde ja Margas Wunsch wirklich erfüllt. Aber wie er zu ihnen hinübersah, zu diesen so grundverschiedenen Frauen, schlich sich ein peinigender Zwiespalt in seine Seele. Er wünschte nichts inniger, als daß seine Frau einen guten Eindruck auf die Schwägerin, die Freundin, machte — und er dachte im selben Atemzuge: ‚so wie Sidi sich heut gibt, kann das ja gar nicht ausbleiben ... und es ist doch ein falsches Bild, das Marga gewinnt. So daß sie einst zu Dir kommen wird und Dir sagen: ich verstehe Dich nicht mehr, Erich.'

Die beiden Frauen schienen sich sehr gut zu unterhalten. Jetzt hatte Marga ihr flüchtiges Lächeln, dann nickte sie wieder wie zustimmend. Wovon sie wohl sprachen? Einmal, ein einziges Mal klang ein Wort zu ihm hinüber: Waldow. Nun ja ... Marga liebte Waldow, und dann und wann hatte ja auch Sidi Verständnis für die schlichte Schönheit des Buchenwaldes gezeigt, für die sinkende Dämmerung über den in Nebelhauch gehüllten Wiesen ...

Claire saß neben ihm und hüllte sich, unausgesetzt plaudernd, in immer dichtere Rauchwolken. Die beiden Herren hatten es sich im Sofa bequem gemacht, jeder in seiner Art: Prach in einer Ecke zusammengesunken, Matthias grad nur den langen Rücken an der Lehne. Auch sie rauchten wie die Schornsteine. Und plötzlich dachte Erich: ‚Dieser Qualm kann Marga doch unmöglich gut sein. Nimmt denn niemand Rücksicht auf sie?' Er wandte sich fragend an die Schwester. Doch die lachte ihn aus: „Marga ist ja ganz gesund. Der Doktor hat's erst neulich feierlichst erklärt."

Er blickte wieder hinüber. Wirklich, Marga sah heut abend gar nicht wie eine Leidende aus. Neben der lebensprühenden Sidi ein wenig blaß, ein wenig schmal, aber krank wahrhaftig nicht. Er hatte wieder einmal Schatten gesehen, wo gar keine waren.

„Nun hol' ich mir aber die Sidi! Jesses und Maria, sie soll sich nicht den ganzen Abend mit Marga mopsen. Matthias vergeht mir ja sonst vor Ungeduld, und ich will doch auch etwas von ihr haben."

Gleich darauf kam sie mit Sidi, Arm in Arm: „Achtung, meine gestrengen Herren! Hier, Sidi, hier setzen Sie sich, und ich setz' mich zu Ihnen. So — und nun wollen wir plauschen. Du, Matthias, schieb mir mal die Zigarettenschachtel herüber. Einen Chartreuse kannst Du mir auch noch genehmigen. Sidi, was nehmen Sie?"

Marga war langsam zu Erich hinübergeschritten. Auf einen Moment legte sie ihre Hand auf seinen Arm: „Ich habe mich mit Deiner Frau sehr gut unterhalten", sagte sie leise. Nicht mehr. Und dann nach einer kleinen Weile: „Nun werd' ich mich französisch empfehlen. Ich kenne eine alte Frau, die auf mich wartet; die nie fragen würde und die doch glücklich sein wird, wenn ich ihr sage, was ich heut sah und erfuhr. Gute Besserung für Deinen Fuß. Bleib ruhig sitzen — bitte — —"

Es schien niemand zu bemerken, daß sie sich leise entfernte. Sidi fesselte augenscheinlich die Aufmerksamkeit ganz.

Sie gab sich jetzt etwas anders als bisher. Um eine Nuance freier — aber auch nur um eine Nuance. Den Streichholzbehälter hatte sie herangezogen, und ihre graziösen Finger machten ein paar drollige Kunststücke mit den kleinen Dingern. Es sah allerliebst aus. Claire lachte, Matthias lachte, Prach lachte, daß es dröhnte. ‚Sie hat doch einen wunderbaren Charme,' dachte Erich. ‚Dies sprühende Leben! Und wie famos sie heut aussieht. Dabei wirklich ... wirklich ganz Dame ...'

Es war wieder wunderlich: er spähte förmlich danach, daß sie sich einen kleinen gesellschaftlichen Fehler zuschulden kommen lassen würde. Aber Sidi hielt sich untadelig.

Ab und an suchte sie ihn mehr in die Unterhaltung hineinzuziehen, gleich als ob sie bedauerte, daß er heut so schweigsam wäre, sich so stark zurückhalte. Und die Art, wie sie das tat, war wieder so natürlich, so liebenswürdig — ein froh klingender Zuruf: „Weißt Du noch, Erich, das hab' ich Dir in Mentone gezeigt," ein kurzes: „Sieh mal, Duchen!"

Wer sie sah, wer sie hörte, mußte fühlen: das ist eine glückliche junge Frau, ist eine sonnige Frau, geschaffen, ihren Mann mit Glück zu überstrahlen.

Dann brach sie auf; auch das rechtzeitig. Trotz der lebhaftesten Proteste Claires, trotz der Bitten beider Herren. Claire war augenscheinlich entzückt von ihr. Im letzten Augenblick fiel sie Sidi um den Hals und gab ihr einen Kuß. „Wir müssen uns noch sehen, ehe Ihr abreist — wir wollen mal einen kleinen Bummel machen, wir zusammen —"

Prach fuhr mit dem jungen Paar nach dem Hotel. Er hatte dem Berkastler Doktor etwas stark zugesprochen, sagte selbst, daß er ‚aufgekratzt' sei wie lange nicht, schwadronierte während der ganzen Fahrt und versicherte einmal über das andere, die gnädigste Cousine hätte sich selber hier erst wiedergefunden — hier in Berolino; denn in Waldow wäre sie auf dem besten Wege gewesen, sauertöpfisch zu werden. Ja, Berlin! Und er müsse heut abend noch soziale Studien betreiben . . . zum Glück sei's vom Hotel nicht weit bis zu den Akademien des Berliner Nachtlebens. Sidi schien müde; sie hatte sich tief in ihre Ecke zurückgelehnt.

Oben im Hotel wurde sie aber wieder lebendiger. Sie huschte nur auf ein paar Augenblicke in ihr Schlafzimmer, um die Gesellschaftstoilette mit dem bequemen Kimono zu vertauschen; dann kam sie zurück, ruhte nicht, bis Erich sich zu Bett gelegt hatte, sah nach dem Schienbein und legte selbst wieder eine Kompresse auf.

„Es ist ja noch so früh. Ich bestelle uns noch eine Tasse Tee, und dann setz' ich mich zu Dir, und wir plauschen gemütlich ein halbes Stündchen. Duchen, darauf freue ich mich riesig."

Reizend war sie — er mußte es sich selber gestehen. Es schien, als ob sie alle Liebenswürdigkeit, die sie heut abend entwickelt hatte, nun auf ihn konzentrieren wollte. Manchmal war es ihm, als sei einer der ersten Tage der jungen Ehe zurückgekehrt. Nur etwas Fraulicheres hatte sie jetzt. Sie hantierte so sorglich um ihn herum, schnitt ihm ein Brötchen, schob ihm die Teetasse recht bequem zurecht. Und sie plauderte so allerliebst von dem Kreise, aus dem sie eben gekommen. Alles hatte sie ganz famos' gefunden, ‚riesig nett und behaglich' und dabei ‚todschik'. Von Claire schwärmte sie fast übertrieben, die beiden Herren karikierte sie lustig.

Von Marga sprach sie nicht.

Bis er direkt fragte. Sie zögerte; es schien ihm, als würde ihr Blick ein wenig unsicher. Dann sagte sie: „Eine sehr schöne Frau —" und schwieg wieder.

Plötzlich schob sie den kleinen Teetisch zur Seite, setzte sich auf sein Bett, legte ihre Hände um seine Schultern: „Du hast sie einmal geliebt?"

Sie hatte es hastig herausgestoßen. Er wollte lächeln, lachen. Aber er sah die dunklen Augen seiner Frau dicht über sich, und es war ein Glänzen darin, das ihn verstummen ließ. „Du hast sie einmal geliebt?" wiederholte sie heiß.

„Aber — Sidi! Wir sind wie Bruder und Schwester —"

Jetzt lachte sie. „Geh doch! Das gibt es ja gar nicht." Dann wurde sie wieder ernst. Sie beugte sich noch tiefer über ihn. „Jedenfalls liebt sie Dich! Das hab' ich deutlich gefühlt. So etwas fühlt eine Frau immer. Das ist eine stille Heilige, in der die Flammen heimlich lodern. Das ist —" Sie brach ab. Denn sie sah, daß Erich blaß wurde, daß er die Zähne aufeinander biß, und sie erschrak. „Duchen, hast Du Schmerzen?" fragte sie in schnell verändertem Ton.

„Laß nur —" bat er. „Es ist nichts."

Er mußte doch wohl stärkere Schmerzen haben. Er lag ja mit geschlossenen Augen, sein Atem ging schneller, fast als fieberte er. Ob man am Ende doch lieber einen Arzt holen ließ? Sie machte sich ein wenig Vorwürfe. Eigentlich hätte man zu Hause bleiben sollen; eigentlich hätte sie nicht so viel plappern sollen;

und die letzte Bemerkung wegen der spindeldürren Madonna hätte sie sich erst recht schenken können.

Noch einmal erneuerte sie den Umschlag. Schade, daß der Abend so schloß. Sie sah auf Erich. Das hübsche liebe Kerlchen ... hübsch war er nun mal und lieb war er doch auch. Man mußte ihn nur zu nehmen wissen.

Immer noch lag er mit geschlossenen Augen.

Sie blendete das Licht ab, rückte ihm die Kissen zurecht, strich ihm mit der Hand zärtlich über die Stirn. Dann mußte sie ihn doch noch fragen — eines mußte sie ihn fragen —

Ganz dicht neigte sie sich zu ihm herab: „Duchen, bin ich heute nett gewesen? Warst Du zufrieden mit mir?"

Da öffnete er die Augen. „Ja, Sidi," sagte er ehrlich.

„Siehst Du wohl!" Sie gab ihm schnell noch einen Kuß — „Schlaf wohl, Duchen —" und huschte leise hinaus. Natürlich war er zufrieden. Hatte sie sich denn nicht brillant ‚herausgebracht' heut abend! Vor den Männern — na, das war ja selbstverständlich. Aber die beiden Frauen hatte sie auch ordentlich eingewickelt ... auch dies Bleichgesicht mit den großen Augen .. und das wollte schon eher etwas besagen. Im Grunde genommen: man braucht eben nur Komödie zu spielen ... überall in der Welt!

Als sie dann lag und sich behaglich reckte, kam ihr plötzlich ein komisches Bild in die Erinnerung. Diese kleine Puppe, die Claire — übrigens ein scharmantes Persönchen — hatte sie beim Abschiednehmen gerade umarmt; über die schmächtige Schulter weg aber sah sie den Herrn Gemahl. Der stand im Hintergrunde, reckte seine ellenlange Gestalt und legte den Zeigefinger auf die Lippen. Die Erinnerung war so komisch, daß sie, um nicht laut aufzulachen, in das Kopfkissen biß. Na ja, mein bester Herr von Schlohbrügge, ich hab's verstanden. Wär' aber gar nicht nötig gewesen; Diskretion Ehrensache! — — — — —

Kertzin mußte am nächsten Tage das Zimmer hüten. Er selber ließ ganz früh, da er beim ersten Versuch aufzustehen, heftige Schmerzen empfand, einen Arzt holen, der ihm absolute Ruhe anempfahl, aber ihm auch bestimmt versicherte, daß die Verletzung durchaus ungefährlich wäre.

Als Sidi, wie gewöhnlich sehr spät, aus ihrem Zimmer kam, war der Arzt schon dagewesen. Erich lag auf der Chaiselongue und berichtete. Er sah etwas übernächtig aus, war aber sonst ganz munter. „Am schlimmsten ist's für Dich," sagte er. „Du mußt Dir nun schon ohne mich Berlin ansehen."

Sie war zuerst sehr erschrocken, schalt, daß er sie nicht hätte wecken lassen, machte sich wieder eifrig um ihn zu schaffen, schwur hoch und heilig, seine unfreiwillige Haft unter allen Umständen teilen zu wollen. Aber ein wenig graute ihr vor dem langen Tag. Dazu war man doch nicht hierhergekommen, um sich Berlin aus der Perspektive des Hotelzimmers zu betrachten. Es war ein vermaledeites Pech —

Ihre Ungeduld konnte ihm nicht lange entgehen. Er mußte lächeln. Sie kramte mit allerlei unnützem Zeug im Zimmer umher, nahm eine Zeitung in die Hand, um sie nach zwei Minuten wieder fort zu legen, holte ihren Schmuckkasten herüber, spielte fast wie ein Kind mit den einzelnen Stücken. Es war nicht viel anders als in Waldow: sie wußte sich nicht zu beschäftigen. Er sah förmlich, wie sie von Viertelstunde zu Viertelstunde unruhiger wurde. Anfangs hatte sie sich mit ihm zu unterhalten gesucht, jetzt war sie schweigsam. Sie tat ihm leid, es war ja so begreiflich, daß sie sich langweilte — und draußen winkte ihr geliebtes Berlin.

Ein paarmal bat er vergeblich. Schließlich huschte sie doch davon: nur auf ein halbes Stündchen, um nur ein bissel frische Luft zu atmen. Und er war froh, als sie endlich gegangen war. Ihre Unruhe hatte ihn nervös gemacht. Die Zeit konnte ihm ja nicht lang werden — der Diener hatte ihm ein paar gute Bücher aus dem Koffer reichen müssen.

Aber er las nicht lange. Seine Gedanken wanderten über den Inhalt des Buches hinweg, ließen sich nicht fesseln.

Es war in dieser Nacht eine ganz eigene Ruhe über ihn gekommen. Nicht die trotzige Ruhe des starren Entschlusses,

mit dem er in den gestrigen Tag eingetreten war: daß das Gemeinsame zwischen Sidi und ihm gelöst sein müßte, daß nur noch ein Nebeneinander für sie möglich wäre. Jetzt fühlte er milder. Ihre Vergangenheit schien ihm wieder weit, weit abgerückt von der Gegenwart. Jeder Mensch muß das Recht haben, sich selber zu entsühnen, dachte er. Und strebt er wirklich danach, dann ist es Pflicht, ihm die helfende Hand zu reichen. Die Frau fragt nicht nach der Vergangenheit des Mannes, fragt nicht: wen haben Deine Lippen schon geküßt? Hat der Mann das Recht, an der Vergangenheit der Frau zu mäkeln?

Er kannte wohl die Lücke, die in seinen Schlüssen lag: nur eine wirkliche Liebe, nur eine große Leidenschaft vor der Ehe vermag der andere Teil zu verwinden, vielleicht schmerzlos. Alles andere muß immer die Qualen wecken, die auch er durchlitten hatte. Aber man durchlitt sie wohl nur, um sich über sie zu erheben — wenn man die Kraft dazu fand.

Gestern hatte er diese Kraft noch nicht empfunden. Nun fühlte er sie in sich wachsen. Er hatte wieder Hoffnung gefaßt. Sidi selber hatte sie ihm gegeben, und das war der beste Gewinn des Tages.

Es war ihm, als hätte er gestern neue Seiten ihres Wesens entdeckt, als könnte so manche Schlacke, die er an ihr gesehen, doch nur in seiner Einbildung bestanden haben. Oder als hätte er sie in den letzten Monaten, in wachsender Entfremdung, stets nur durch die Lupe häßlicher Kritik betrachtet, einer kleinlichen Selbstgerechtigkeit — und ohne Liebe.

Und dann: sie hatte gestern einen Zündstoff in seine Seele geworfen. Sie hatte gefragt: ‚Du hast Marga einmal geliebt?‘ Sie hatte ihm zugeraunt, wie eine Wissende: ‚Jedenfalls liebt sie Dich.‘

Es hatte erwidern können: ‚Wir sind uns wie Bruder und Schwester.‘ Er hätte erwidern können: ‚Du irrst — Marga weiß nichts von Liebe zu mir.‘

Und dennoch! Ganz unrichtig gesehen hatten Sidis scharfe Augen nicht. Das war ihm auch erst in dieser Nacht klar geworden. Nur daß für Sidi das Wort Liebe allezeit etwas ganz anderes bedeutete, als für Marga. Also auch für ihn in seinem Verhältnis zu Marga.

Das wußte er: Margas Liebe — wenn es Liebe war — war ohne Begehren. War eine innige Zuneigung, ein seelisches Sichverstehen, ein Aufgehen nur in dem einen Wunsch, den anderen glücklich zu wissen: War also schließlich doch reinste Freundschaft! ‚Das gibt es ja gar nicht‘, hatte Sidi gesagt. Sie konnte das nicht anders auffassen, sie hätte nimmer verstanden, was Goethe meinte, als er schrieb: ‚Nur uns *Armen* ist es gegönnt, das Glück der Freundschaft in reichem Maße zu genießen.‘ — Auch ihm hatte sich die Blüte dieser Freundschaft erst in den Stunden innerer Not ganz erschlossen.

Mochte man es Freundschaft, mochte man es Liebe nennen: was verschlug's?!

Auf ein paar flüchtige Augenblicke hatten Sidis Worte ihn qualvoll erregt, hatten etwas wie einen Vorwurf in ihm geweckt. Nun lächelte er auch darüber —

Sidi kam zurück, und mit ihr Prach. Sie hatten sich vor Kranzler getroffen, und er mußte sich natürlich ‚nach dem Befinden des hohen Patienten‘ erkundigen. „Menschenkind, was machst Du für Geschichten! Ne, so empfindliche Pelle zu haben, und nu liegst Du da und bläst Trübsal. 'ne — Du bläst also nicht Trübsal — auch gut, desto besser sogar. Mancher ruht sich gerne mal beschaulich aus, ich erinnere mich noch von der Pennal her. Deine verehrte Gattin aber wirst Du doch nicht einsperren? Gib mir Vollmacht, mein geliebter Kronensohn. Jetzt darf ich unten mit der gnädigsten Cousine frühstücken — nicht? Und abends bestell' ich 'ne Loge.“

„Ich denk' ja gar nicht daran, Graf Prach!“ Sidi protestierte lebhaft. Fast zu lebhaft. Auf ihrem Gesicht las Kertzin, daß sie heut nicht dazu aufgelegt war, Krankenpflegerin zu spielen, und er zürnte ihr nicht. Im Gegenteil, er war Prach eigentlich dankbar.

Sie sprachen noch eine Weile eifrig durcheinander. Sidi lachte jedesmal, wenn Prach in seinem breiten Dialekt, schlesisch und märkisch willkürlich gemengt, loslegte. Er erzählte schmunzelnd, daß er heut ‚sehr früh, gerade nach Dreiviertel‘ nach Hause gekommen wäre, und

daß die Akademien des Nachtlebens ihm reiche soziale Studien geboten hätten — „na, wenn ich Abgeordneter wäre, ich wollt' mal losdonnern über dies Sündenbabel. Himmel und Hölle, Donner und Doria! Der Schuckmann sollte das reine Waisenknäblein gegen mich sein. Denn so was nämlich — das muß man von Grund auf studieren . . ."

Einmal als Erich zu seiner Frau hinübersah, die sich einen Stuhl ans Fenster gezogen hatte, fand er sie plötzlich ganz anders als gestern. Es tat ihm weh. Heut gab sie sich wieder ganz mondaine, mehr als mondaine: ihre Straßentoilette hatte etwas Herausforderndes, sie wippte und wippte auf dem Sessel, ihr Lachen war überlaut. Mit einem Male dachte er: ‚Ich möchte doch nicht, daß sie so unten mit Prach im Restaurant säße.' — Doch da war es zu spät. Denn sie sprang gerade auf: „Also kommen Sie, Graf . . . wenn der Erich durchaus will . . ." Ihre Armringe klirrten, und die Chatelaine klirrte, und als sie sich flüchtig über ihn beugte, im Vorüberhuschen, umwehte ihn ihr starkes, süßes Parfüm.

Er seufzte leise auf, als sie hinaus waren. Ein kleiner Nadelstich war's wieder, nicht mehr. Aber seine friedvolle Stimmung war gebrochen.

Bald darauf brachte der Zimmerkellner eine Karte: „Die Dame fragte nach der Frau Baronin —"

Die Karte von Marga.

Einen Augenblick war er unschlüssig. Dann gab er Bescheid.

Es vergingen einige Minuten. Merkwürdig, wie unruhig ihm das Herz schlug. Ganz anders als gestern. Da war nur die Spannung groß in ihm gewesen und die Freude auf das Wiedersehen. Jetzt klangen Sidis Worte, über die er vorhin noch gelächelt, in ihm nach: ‚sie liebt Dich . . .' Es war ja Unsinn, es war Verdrehung, es war Übertreibung — selbstverständlich —, aber wer kann's hindern, daß solch ein falscher Funken, ins Herz geworfen, dies Herz in Unruhe setzt? Trotz aller kühlen Überlegung —

Marga trat ganz unbefangen ein: „Guten Tag, Erich — ist Deine Frau nicht hier? Ich wollte ihr meinen Besuch machen." Und dann: „Geht es Dir schlechter?" Sie stand schon neben ihm und reichte ihm die Hand. „Bleib um Himmels willen liegen. Ich hole mir einen Stuhl heran —"

Er hatte sich doch ein wenig aufgerichtet. „Lieb, daß Du kommst, Marga. Sidi ist gerade heruntergefahren . . . zum Lunch. Ja, ich hatte ein bissel mehr Schmerzen, aber der Arzt meint, morgen wird es in Ordnung sein . . ."

Während er sprach, sich zur Ruhe zwingend, wandte er kein Auge von ihr. Der Gegensatz zwischen ihr und Sidi wirkte in diesen Augenblicken geradezu überwältigend auf ihn. Nicht einmal so Margas überlegene Schönheit. Die schlichte Vornehmheit ihrer Erscheinung, die sichere Gemessenheit ihres Wesens taten es zuerst. Der Klang ihrer Stimme kam hinzu, und dann, als sie neben ihm saß, sah er ihre Augen. Wie war das? Hatte nicht Mutter, die sich so selten offen aussprach, die nie bewunderte, einmal gesagt: ‚Marga hat die reinsten Augen, die ich je gesehen habe.' Die reinsten Augen — Groß und klar standen sie in dem blassen, schmalen Antlitz, und ein Leuchten ging von ihnen aus, das in die Seelen tauchte.

Sie trug einen Strauß Rosen in der Hand und legte die jetzt vor sich auf den Tisch. „Ich wollte Deiner Frau ein paar Blumen bringen," sagte sie einfach. „Ich glaube, sie muß alles, was blüht, gern haben. Sie sprach gestern so viel vom Waldower Garten . . . Also es hat nichts auf sich mit Deinem Unfall?"

„Nicht der Rede wert, Marga. Ich danke Dir in Sidis Namen. Hoffentlich siehst Du sie selber noch."

„Ich würde mich sehr freuen . . . Aber es ist mir auch lieb, daß ich Dich allein sprechen kann. Wir waren gestern vormittag beide etwas wortkarg — und gestern abend: nun, bei Schlohbrügges werden die Schweigsamen immer noch schweigsamer. Ich möchte Dir gern sagen, wie sehr mir Sidi gefallen hat."

Er antwortete nicht. Er hatte nach dem Tisch hinübergegriffen, sich die Rosen gelangt und sah auf die roten Blüten. Er hätte jetzt nicht sagen können: ‚Das freut mich. Ich danke Dir, Marga.' Vor Marga konnte man nicht lügen. Und er empfand doch das bittere Unrecht

in seinem starren Schweigen. Es quälte ihn namenlos.

Marga wartete auf ein Wort. Sie streifte langsam den linken Handschuh ab, halb mechanisch, wie um die peinliche Pause auszufüllen. Dann wiederholte sie eindringlich: „Klingt es Dir so wunderbar, daß ich überhaupt sage: Sidi hat mir sehr gefallen? Du mußt bedenken, daß ich auf diesen starken Eindruck nicht vorbereitet war. Ich hatte mir Deine Frau doch ganz anders gedacht . . . aber als ich gestern abend nach Hause kam, hab' ich die Hände gefaltet. Hab' ihr und Dir manches Vorurteil abgebeten und hab' Gott gedankt . . ."

Sie wartete wieder auf ein Wort.

„Warum schweigst Du, Erich?" fragte sie endlich.

Da blickte er auf, und sie sah, daß seine Augen traurig und trotzig zugleich waren.

„Erich —" bat sie erschrocken.

In ihm war das starke Widerstreben, von seiner Frau, aus seiner Ehe überhaupt zu sprechen. In ihm kämpfte die Erinnerung an die versöhnlicheren Empfindungen, die er heute früh noch gehegt hatte. Aber in ihm lebten auch das unwandelbare Vertrauen zu Marga und das Bedürfnis, sein Herz auszuschütten. Zu wem auf der weiten Welt konnte er so sprechen wie zu Marga! Oder mußte er schweigen gerade ihr gegenüber?

Immer war er offenen Sinnes durch sein junges Leben gegangen, ohne Hinterhalt und Hinterlist. Es war sein Stolz, daß er nichts zu verschweigen, zu verheimlichen hatte. Grad und klar war sein Weg gewesen, auch wenn er Bürden trug. Jetzt fühlte er, wie die Widersprüche in ihm sich rieben, wie sie ihn verwirrten, ihm hier den Pfad sperrten, ihn zur Unwahrheit drängten.

Nein! Nein — nur nicht unwahr sein gegen Marga!

Er legte den Kopf zurück und schloß die Augen. Es war ihm, als dürfte er sie nicht ansehen, während er sprach. So begann er, nachdenklich und schwer: „Die Kämpfe, die mit der scharfen Schneide des Schwertes geführt werden, sind nicht die schlimmsten. Die Wunden, die das Schwert schlägt, heilen. Aber es gibt andere Wunden, kleine, fast unsichtbare, die man einzeln kaum beachtet — und an denen man sich doch verblutet. Ich glaubte, ich ginge in einen Wald von Rosen, und nun bin ich zerrissen von den Dornen. Das ist es, Marga. Und nun frage nicht weiter."

Sie hatte sich ein wenig vornübergebeugt. In ihrem blassen Gesicht war die Röte aufgestiegen, die Hände hatte sie im Schoß fest ineinander verschränkt. Ein paar Atemzüge lang schwieg sie. Dann schüttelte sie langsam den Kopf. „Eine Frau mag wehrlos sein gegen Dornen. Ein Mann muß sie brechen können, um zu den Rosen zu gelangen."

Er lachte bitter: „Ja, so hätte ich auch früher geglaubt. Aber ich kann's nicht."

„Du sagst, ich soll nicht weiter fragen, Erich. Vergib: ich kann nicht schweigen nach dem, was Du mir gesagt hast. Eine schlechte Freundin wäre ich, wenn ich's täte." Ihre Stimme bebte leicht, und in all seiner Erregung empfand er, daß sie dadurch noch an Wohlklang gewann: wie fernes, fernes Glockenklingen war's. „Ich kam heut so voll froher Hoffnung. Ich hatte endlich an Dein Glück glauben gelernt, gestern abend, Erich. Und nun reißt Du alles nieder."

„Gestern abend! Gestern abend hast Du nur die eine Sidi gesehen —" Er wollte fortfahren: ‚Geh hinunter und sieh die andere. Sie sitzt beim Champagner mit Prach!' Aber er ergänzte nur: „Wenn Sidi immer wäre wie gestern —"

Marga saß wohl eine Minute lang regungslos. Ihre Augen ruhten mit traurigem Blick auf Erich. Ihre Hände preßten sich noch fester ineinander. Sie rang mit einem Entschluß.

„Ich habe nie zu Dir, ich habe nie zu jemand über meine Ehe gesprochen," sagte sie dann, „und ich fühle Dir nach, wie schwer es Dir wird, an dem Geheimsten, was ein Menschenherz haben kann, zu rühren. Ich sollte abbrechen, Dir die Hand drücken und gehen. Aber sieh: mir ist's, als müßte ich Dir gerade jetzt von Georg und mir sprechen . . Daß ich nicht glücklich war, habt Ihr alle gewußt. Ich fürchte nur, Ihr habt Georg mehr Schuld gegeben, als ihm zukam, und mir zu wenig. Wir waren sehr ungleiche Naturen. Er war lebens-

froh, fröhlich, vielleicht auch leichtsinnig. Ich bin — Du kennst mich — immer ein nachdenklicher Mensch gewesen. Sehr jung, wie ich war, ein wenig phantastisch wohl, hatte ich mir in ihm ein Idealbild geschaffen. Auch ich, Erich, glaubte in einen Wald von Rosen zu treten, und riß mich blutig an den Dornen, daß ich meinte, verbluten zu müssen."

Kertzin hatte sich halb aufgerichtet. Jetzt sah er sie an, fragend und erwartungsvoll. Und sie lächelte wehmütig.

„Dann kam Georgs schwere Krankheit. Da aber, während ich an seinem Lager saß, von dem er nie mehr aufstehen sollte, da kam mir zum Bewußtsein, daß ich nicht weniger gefehlt hatte, als er. Es ist so wenig damit getan, daß man sich selber unglücklich nennt — das Unglück in Glück kehren, das ist Lebenskunst. Und Lebenskunst in der Ehe ist, daß der eine sich dem andern anzupassen weiß. Ich hab' es bitter bereut, so wenig auf Georgs Art eingegangen zu sein. Fröhlich hätte ich sein müssen; die Stunde fassen und feiern, wie er sie feierte."

„Das hättest Du nicht gekonnt!"

„Ich weiß es nicht, Erich. Jedenfalls: ich hätte es versuchen müssen — und der ernste Wille vermag so viel. Ich glaube doch, es wäre anders zwischen uns geworden. Denn er war, bei allen seinen Fehlern, herzensgut ... Und herzensgut ist — ich fühle es — herzensgut ist Deine Frau auch —"

Sie schwieg. Er hatte den Kopf wieder zurücksinken lassen, sah starr vor sich hin, zur Zimmerdecke hinauf. Herzensgut?! Wenn Marga direkt gefragt hätte, er würde nicht nein und nicht ja haben antworten können.

„... und sie liebt Dich!" hub sie noch einmal an. Sie sprach es mit fester Zuversicht.

Herzensgut — und sie liebt Dich?!

Ja gewiß ... Sidi liebte ihn. Auf ihre Art. Heute wie ein Kind sein Spielzeug, morgen als die Frau von starker Sinnlichkeit. Dazwischen lag eine Welt, und diese Welt war für ihn öde und leer. In dieser Welt aber gerade hätte er sich den Tempel des Glücks erhöhen mögen.

Herzensgut? Ja gewiß ... Sidi war gutmütig, gutherzig. Aber gutmütig und gutherzig wie ein Kind. Und sie selber würde nie begreifen, welch ein Unterschied zwischen gutherzig und herzensgut sich breitete ...

Da ... die Frau, die neben ihm saß ... diese keusche Frau, die ein Stück ihres geheimsten Lebens vor ihm enthüllt hatte, um ihm zu helfen ... diese Frau besaß den Wunderschatz des guten Herzens! Sie konnte wahrhafte Opfer bringen, sie brachte ein Opfer auch in diesem Augenblick.

Margas Rosen lagen in seinem Schoß: er hielt die langen, feinen Stiele zwischen den Händen.

Jetzt, plötzlich, ließ er sie frei und griff nach Margas Hand, richtete sich auf —

Und da ging die Tür, und Sidi kam hereingebraust.

Einen Moment stand sie, erstaunt, an der Tür. Dann lachte sie spöttisch auf: „Das ist ja fein, daß Du so lieben Krankenbesuch hast ..."

Marga hatte sich sofort erhoben. „Ich wollte Ihnen meinen Besuch machen, Sidi," sagte sie.

„Sehr liebenswürdig, gnädige Frau."

Sidis Stimme hatte einen scharfen Klang. Sie kam sehr lebhaft auf Marga zu. Ihre Armringe klirrten, ihre Chatelaine klirrte; ihr starkes, süßes Parfüm durchwehte das Zimmer. Sie war erregt, konnte sich nicht beherrschen. Vielleicht hatte sie ein Glas Champagner mehr getrunken, als gut war.

Und in diesem einen Augenblick erkannte Marga, daß Erich recht gehabt hatte: ‚Du hast gestern nur die eine Sidi gesehen.' Mit vorahnender Gewißheit fühlte sie, daß sich nie und nimmer die rechte Brücke zwischen ihm und dieser anderen Sidi würde schlagen lassen. Diese andere, die eine Komödiantin war und ewig bleiben würde.

Eine Komödiantin, wie gerade auch jetzt, wo sie die große Dame, die Frau von Welt spielen wollte und so herzlich schlecht spielte.

„Wollen Sie nicht Platz behalten, gnädige Frau. Ich bitte recht sehr ... Es ist wirklich scharmant von Ihnen. Eigentlich wäre es ja an mir gewesen ..."

„Marga hat Dir Rosen gebracht —" klang es müde dazwischen.

„O — diese schönen Rosen. Heißen Dank. Was sagen Sie nur zu Erich? Ist das nicht ein recht unangenehmer Zwischenfall? Gerade auf der Reise —"

Sie sprach ohne Unterlaß, als läge ihr die besondere Verpflichtung auf, die Unterhaltung nicht zum Stocken kommen zu lassen. Sie sprach wie auf der Bühne, und sie saß wie auf der Bühne, und sie hatte ein Lächeln, wie mittelmäßige Komödiantinnen auf der Bühne lächeln.

‚Lieber Gott, ist das traurig. Ist das furchtbar —' fühlte Marga.

Und dann empfand sie mit einem Male einen Unterton in Sidis lebhafter und dabei scharf akzentuierter Sprache, die das r so seltsam rollte. Einen vibrierenden, unartigen Unterton der Ungeduld: ‚Was willst Du noch hier? Gehst Du nun bald?'

Sie sah zu Erich hinüber. Der hatte sich wieder ganz zurückgelehnt. Auch er lächelte. Aber es war ein unsagbar bitteres, wehes Lächeln. Es schnitt ihr ins Herz. Niemals wieder würde sie dies Lächeln vergessen können —

„Ich habe mit Graf Prach unten gelunchi, gnädige Frau — der Tyrann da wollte es so. Übrigens kam zufällig noch Herr von Schlohbrügge hinzu. Er läßt Dich schön grüßen, Erich. Die Herren haben eine Loge im Wintergarten bestellt — es soll eine ausgezeichnete Vorstellung ein. Deine Schwester wird wohl mitkommen — vielleicht schließen Sie sich auch an, gnädige Frau?"

Marga schüttelte nur den Kopf. Sie hatte nach der ersten Begrüßung noch kein Wort gesprochen. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie hörte auch nur noch halb, was jene Frau dort sagte. Nichts anderes konnte sie denken als: ‚Armer Erich! Du armer, lieber Erich —'

Einmal war es ihr, als müßte sie um seinetwillen zum Fenster stürzen, es weit aufreißen, damit frische, reine Luft in dies Zimmer käme.

„Schade! Die Ruth St. Denis tanzt — es soll eine berückende Person sein. Ich mache mir sonst nicht viel aus diesen Spezialitäten, aber man ist auf dem Lande einigermaßen ausgehungert." Dann wie in einem leichten Besinnen: „Hoffentlich kannst Du doch mit, Erich. Nein? Aber der Doktor hatte Dir doch gesagt —"

Marga war aufgestanden. So schwer wurde es ihr, als hielten Zentnerlasten sie fest.

„Sie wollen schon gehen, gnädige Frau? Ich hoffte noch auf ein Plauderstündchen. Wer weiß, wann wir uns wiedersehen —"

Es klang fast wie Spott. Und das gab Marga plötzlich Haltung und Sprache wieder. Sie drückte Erich die Hand, sie hielt seinen traurigen Augen und dem bitteren Lächeln um seinen Lippen Stand. „Auf Wiedersehen, lieber Erich. Gute Besserung," sagte sie ruhig. Sie fühlte Sidis Hand in flüchtiger Berührung; hörte noch einen Schwall von Worten, hörte das Rauschen der Seide neben sich, bis an die Tür, leises Klingen und Klirren von Ringen —

„Nochmals besten Dank, auch für die Rosen. Und daß Sie meinem Mann Gesellschaft geleistet haben . . ."

Sidi drückte die Tür hart hinter Marga ins Schloß. Dann wandte sie sich kurz um und lachte wieder laut auf.

„. . . da wäre ich also in die schönste Schäferstunde hineingeplatzt! Es war wohl sehr vergnüglich? Ihr habt gewiß viele süße Erinnerungen aufgefrischt — Du und Deine Madonna!"

Er antwortete nicht.

„Bilde Dir nur nicht ein, daß ich eifersüchtig wäre. So dumm bin ich nicht — auf meinen Mann eifersüchtig — ich bitte Dich! Aber dreist ist es doch, sich so mir nichts, dir nichts hier häuslich niederzulassen — wenn ich nicht da bin. Eifersüchtig — pah —"

Kertzin hatte das Gesicht der Wand zugedreht.

Bis dicht an sein Lager kam sie heran. Sie griff nach den Rosen, die noch immer auf der Sofadecke lagen, hob sie hoch — und schleuderte sie auf den Boden: „Mir Rosen — ja Kuchen und Südfrüchte! Ich bin der liebe Vorwand! Und dann noch die Hochnäsige spielen — kaum angesehen hat sie mich. Aber Dir hat sie Augen gemacht — lieber Erich hin, lieber Erich her! Und Du . . . denkst Du etwa, ich weiß nicht, daß Ihr über mich geklatscht habt?! Du hast natürlich Dein armes Herz ausschütten müssen, und

Bildnis des Professors Toni Stadler.
Zeichnung von Prof. Leo Samberger in München.

sie hat natürlich dies arme Herz gnädig entgegengenommen — die Tränenliese —"

Er schwieg noch immer. Regungslos lag er.

Da stampfte sie mit den Füßen auf den Teppich. „Denkst Du, ich lasse mich so behandeln! Natürlich so als artiges Püppchen könnt' ich Dir gefallen, hier knicksen und da knicksen und das gehorsame Kind spielen! Nee, mein guter Erich . . . wenn man nett zu mir ist, bin ich auch nett. Aber ich lass' mir mein Recht nicht nehmen — verstehst Du! Von solch 'ner scheinheiligen Heuchlerin — von solch einer —"

Immer tiefer hatte sie sich in die Wut hineingeredet. Sie sprudelte die Worte heraus, ohne jede Überlegung. Der Haß schüttelte sie, der aus jäh erwachter Eifersucht geborene Haß.

Nun brach sie doch ab.

Denn plötzlich richtete ihr Mann sich auf. Sein Gesicht war aschfahl. Er sah sie nicht an, er streckte den Arm aus gegen sie: „Hinaus!"

Sie wollte wieder auflachen, aber das Lachen erstarb ihr auf den Lippen.

„Hinaus — sage ich —"

Da trat sie ein paar Schritte zurück. Der Schrecken rieselte ihr durch die Glieder. Und noch ein paar Schritte. Bis zur Tür ihres Zimmers.

Hier blieb sie auf eines Augenblicks Länge stehen. Nun war sie aus seiner Greifnähe, auch wenn er aufspringen sollte, sie zu schlagen. ‚Er schlägt Dich ganz gewiß,' dachte sie, ‚— er schlägt Dich tot!'

Sie war blaß geworden. Aber einen guten Abgang mußte sie haben.

Mit der rechten Hand suchte sie rückwärts nach der Türklinke, drückte sie auf. Dann lachte sie doch — nun gerade —

„Eine feine Gesellschaft —" und spuckte aus. Riß die Tür hinter sich auf, schlüpfte hindurch, riegelte ab. Und lachte, lachte, daß er's nur ja hören sollte. — — — — — — — — —

Stunde auf Stunde lag er.

Er hörte ihr Lachen im Nebenzimmer, grell und stoßweise, hörte einzelne Schimpfworte. Er hörte dann, wie sie ausging und wiederkam; hörte sie Toilette wechseln, dazwischen eine Walzerstrophe trällern, mit der Zofe plaudern — jetzt machte sie sich wohl für das Theater zurecht. Für den Wintergarten, mit Prach und Schlohbrügges zusammen. Da würde sie wieder Rolle spielen, posieren. Richtig . . . es dämmerte ja schon . . . nun wisperte die Zofe noch etwas, wahrscheinlich: ‚Frau Baronin sehen aber famos aus.' Und sie lachte, ganz anders als vorhin, höchst befriedigt —

Einmal kam der Zimmerkellner, dachte wohl, die Herrschaften wären ausgegangen. Auch der Arzt sprach noch einmal vor, rieb sich die Hände, erklärte, morgen sei alles wieder in Ordnung; sprach vom Wetter und wünschte glückliche Reise —

Dann war es ganz dunkel im Zimmer. Nur durch die schweren Fenstervorhänge drang das elektrische Straßenlicht, matt wie Mondschein. Und Kertzin dachte eigentlich nur eins, in all den langen Stunden: ‚Nun weiß Marga alles!'

Er dachte fast gar nicht mehr an die häßliche letzte Szene. Er fühlte nur: ‚nun hat Marga sie gesehen — die andere Sidi — und nun kann sie Dir alles nachempfinden, was Du gelitten hast, leidest und leiden wirst. Und ihr Herz wird bei Dir sein in all Deiner Not —'

Er wußte ja: es war nur die seelische Erregung, die in ihm nachbebte. Aber manchmal war ihm, als säße Marga drüben auf dem Sessel, das matte Licht spielte um sie, und sie sprach zu ihm. Nun nicht mehr begütigend, nur traurig, mitleidsvoll. Und dann hätte er die Arme nach ihr ausstrecken mögen, in gewaltiger Sehnsucht, weitgeöffnet, um sie an sein Herz zu nehmen.

Träume — Träume —

Vielleicht hatte er auch wirklich ein paar Augenblicke geschlafen, überwältigt von der übergroßen Abspannung. Denn mit einem Male war Licht im Zimmer. Das Zimmermädchen hantierte umher; die Tür rechts, zu seinem Schlafzimmer, stand offen. Er rieb sich die Augen wach, fragte nach seinem Diener. Ja, richtig, er hatte ihm erlaubt auszugehen. Brauchte ihn auch nicht. Ob der Herr Baron etwas befehle? Nein — nein!

Aber mit dem hellen Licht, das grell von den elektrischen Birnen herabströmte,

war auch die helle, grelle Wirklichkeit wieder da. Die nackte, erbarmungslose Wirklichkeit der Gegenwart — und der Zukunft. Des Lebenmüssens, des Weiterlebenmüssens.

Morgen war ja wieder ein Tag —

Und Sidi spielte eine neue Rolle. Vielleicht war sie wieder die sanfte, freundliche Sidi von gestern — wenn's ihr gefiel — vielleicht trotzte sie in der schmähenden Eifersucht von vorhin — vielleicht schmollte sie — vielleicht kokettierte sie — vielleicht gab sie die Beleidigte, vielleicht eine Bereuende, vielleicht das Kätzchen mit den Samtpfötchen —

Und blieb doch immer die gleiche!

Wie furchtbar klar er das alles nun vor sich sah: Aus der Hefe des Volkes hervorgegangen; ein hübsches, begabtes Mädchen mit allen guten und allen schlechten Instinkten ihrer Klasse und ihres Geschlechts; vom ersten besten, dem sie gefiel, aufgerafft und in den Strudel des Lebens hineingezerrt; ehrgeizig und doch mitten im Ehrgeiz innehaltend — aus Bequemlichkeit; nur dem Tag lebend und der Stunde; von Hand zu Hand gehend, jahrelang; raubend und ausgeraubt auf der gleitenden Bahn, bis sie das wurde, was sie war: das große Kind mit den Sinnen der überreifen Kokotte; die schlechte Komödiantin, die die Kleinkunst der Bühne ins Leben zu übersetzen nicht lassen kann; eitel und gefallsüchtig, wo es lohnte, lasch und faul, wo es ihr nicht darauf anzukommen schien, launisch, eigenwillig und selbstsüchtig, feige und brutal, grausam und gutherzig in einem Atemzuge —

Wer durfte den Stein gegen sie erheben?! Was sie war, war sie durch das Leben geworden, und niemand hatte ihr zur rechten Stunde die sittliche Kraft eingeimpft, den Lockungen dieses Lebens zu widerstehen.

Nun war es zu spät dazu —

Gestern hatte er noch einmal geglaubt und gehofft; heute waren der Glaube und der schwache Hoffnungsfunke für immer erloschen. Er mußte die Kette mit sich schleppen durchs Leben —

Mußte die Kette mit sich schleppen, ohne Liebe, und mußte verzichten.

Es gab ein Glück, ein reines, großes Glück auch für ihn. Jetzt kannte er es — jetzt, wo es zu spät war.

Mitternacht war längst vorüber, da schlug die Tür im Nebenzimmer auf. Sidi kam heim. Sie schien in rosigster Stimmung, summte den Vers eines Gassenhauers. Er hörte, wie sie den Abendmantel abstreifte und nach ihrer Gewohnheit auf den Boden fallen ließ. Das Rauschen von Seide, das leise Klirren ihrer Armbänder. Dann klinkte sie an der Tür, rief neckend, zärtlich seinen Namen — und lachte, als er nicht antwortete und das Schloß nicht nachgab. Na — denn nicht! Gute Nacht, Schatz ..."

Da stand er auf und ging in sein Schlafzimmer. Wahrhaftig, der Doktor hatte recht gehabt, das Schienbein schmerzte gar nicht mehr. Was solch Tag der Ruhe nicht gutmacht! Es war schier zum Lachen — — — — — — — — —

⁂ ⁂ ⁂

Sidi war höchst erstaunt, als ihr Mann am Morgen erklärte, daß sie gegen Mittag abreisen würden.

„Wohin denn?"

„Gleichviel, nach Wiesbaden etwa!"

„Aber Duchen ... meine Besorgungen! Und Claire! Was sollen denn Schlohbrügges denken? Ich hab' mich für heute zum Tee angesagt —"

„Wir reisen!"

Sie sah wohl, es gab diesmal keine Widerrede. Es lag ein Ton in seiner Stimme, der jeden Einspruch aufhob. Sie war auch unsicher, ob sie gestern nicht sehr töricht gehandelt hatte. Eigentlich war sie ja doch eifersüchtig gewesen. Zu dumm! Ohne Zweck sollte man wahrhaftig nie Eifersucht zeigen ...

So fügte sie sich.

„Ich werde Schlohbrügges verständigen —" sagte er noch.

„Zu schade. Sie waren gestern so reizend nett. Es war überhaupt riesig nett. Nachher haben wir bei Adlon soupiert ..."

Gerade noch Zeit fand sie, an Mizzi Schreiber ein kleines Billett zu senden ... es sei zu schade; aber der Bär hätte seinen komischen Tag. „Ja, Ihr wißt gar nicht, wie gut Ihr's habt in der goldigen Freiheit! Und grüße auch schön ..."

(Fortsetzung folgt.)

Der Werdegang Kaiser Franz Josephs.

Eine geschichtliche Betrachtung zum Regierungsjubiläum des Kaisers.

Von einem österreichischen Dichter.

Es war ein merkwürdiges Schauspiel, als einst der alte Stamm der Habsburger, nur mehr auf die jungen Augen der Erzherzogin Maria Theresia gestellt, in seinem Bestreben, sich zu erneuern, das neue Reis nicht mehr nach dem alten unerbittlichen Gesetz der gravitätisch auswählenden Staatsräson empfing.

Neigung, warmblütige Verliebtheit, echte liebenswürdige Frauentorheit bewogen Marie Theresia, dem behaglichen Schwerenöter Franz von Lothringen ihre Hand zu reichen, dem Bonvivant, der sehr die hübschen Frauen und die schönen Edelsteine, den gewaltigen Ernst seiner Mission aber wenig zu schätzen wußte, so daß der geldbedürftige Herr etwa in den Kriegen seiner Gemahlin mit dem großen Friedrich als ausgezeichneter Armeelieferant des letzteren fungierte.

Seit jenem Temperamentstreich einer der geistig und moralisch höchststehenden Frauen der Weltgeschichte ringt in dem Hause, das der Sonnenflug gewaltigen Ehrgeizes einst bis in den Traum von der Weltmonarchie entrückt hatte, das helle, lichte, lothringische Blut mit dem schweren, düstern, träumerisch großartigen Lebenselement der Habsburger.

Oft findet sich das eine, oft das andere Blut in einem aus jener Familie gänzlich unterjocht. So war Erzherzog Albrecht, der Sohn des Siegers von Aspern, Habsburger bis in jede Faser. Nicht nur in seinem Äußern, in seinem Antlitz, das bis zur Verwunderung an Karl den Fünften, den düster brütenden Weltkaiser erinnerte; nein, auch in der unerbittlichen Treue gegen sich selbst, in dem schwerblütigen Beharrungsvermögen auf dem einmal eingeschlagenen Wege. Und dieser Weg führte geradenwegs dorthin, wohin die größten der Habsburger wollten: zur höchsten Höhe seiner Familie, ohne Kompromiß.

Eine moderne Eigenschaft hat, vor vielem anderen Vorzüglichen, das lothringische Blut in jenes bis zur Dichterglut schwärmerische alte Blut getragen: viel praktische Nüchternheit. Diese Beigabe brach in dem ersten Lothringer, Joseph dem Zweiten, wie ein Fieber aus. Ein wahrer Nüchternheitsfanatismus, ein Nützlichkeitswahn charakterisierte diesen Kaiser, der aus überstürztem Utilitätseifer unter dem Spott seiner geistreichen Zeit geradezu zum Romantiker der absoluten Vernunft geworden ist.

Leopold der Zweite, vielleicht der klügste und erfolgreichste Herrscher, den Österreich jemals besaß, starb nach kurzer Regierung. Auch er besaß enorm viel praktischen Verwaltungssinn: seine musterhafte Regierung in Toskana bezeugt es.

Franz der Zweite war die kühle Vernunft in Person. Aber in ihm war schon wieder das eigentümliche Beharrungsvermögen des habsburgischen Blutes gewachsen, ein schwerwuchtiges Beruhen auf sich selbst, das einen einmal gefaßten Beschluß bis zu elementarer Unabwendbarkeit anwachsen lassen kann.

An dieser Unabwendbarkeit, an der unbesieglichen Antipathie dieses langsam arbeitenden Gegners zerbrach selbst Napoleon. Seien wir doch offen! Der gewaltige Korse hat alle Herrscher Europas bezaubert, geängstigt, troubliert; er hätte einen genialeren Gegner als Franz den Zweiten zerbrochen oder wenigstens zermürbt, vielleicht auch durch Kongenialität angezogen. An diesem nüchternen Unanwendbaren ermüdete selbst der ungestüme Geniekaiser. Ihm war nicht beizukommen. Als Feind nicht, als Freund nicht, und als Sohn erst recht nicht.

Solche Beharrlichkeit verschaffte Franz dem Zweiten, mehr noch als die Politik Metternichs, ein unglaubliches Übergewicht in Europa; seine Nüchternheit und seine kalte, große Menschenkenntnis ließen ihn ein Regierungssystem begünstigen,

das die größte Hochachtung vor der Gefährlichkeit der menschlichen Intelligenz mit der größten Mißachtung der moralischen Menschenwürde verband, indem es die Geister fesselte und jeden zum Auspasser und Angeber seines Nächsten erzog. Dieses System machte die Schulen klein, die Kirchen und Vergnügungsstätten groß und bildete eine Polizei aus, wie Europa sie noch nie gesehen.

Ferdinand, der Nachfolger des ersten Kaisers von Österreich, war ein kranker Mann, in dessen, von klugen Beratern sorgfältig geleitetem Leben als einzige eigene Äußerung nur die große lothringische Liebenswürdigkeit und Güte und die tiefe, heiße habsburgische Frömmigkeit erkennbar sind.

Selten war ein Habsburger langlebig, und auch die Lothringer waren es nicht. Die einen verzehrten sich innerlich, die anderen verarbeiteten sich. Von den Habsburgern erhielt sich nur eine nicht allzu ehrgeizige und wenig willensstarke Natur lange Zeit, der schwergeprüfte aber gut konservierte Friedrich III. Mit ihm hat der viel tiefere, heißere und frischere kaiserliche Greis, dem jetzt eine Welt in Verehrung huldigt, wenig Vergleichspunkte; eher noch mit einem lange herrschenden, chevaleresken Bourbon, dem am Beginne seiner Regierung so temperamentvollen, später vom Schicksal so hart angefaßten, zuletzt schweigsamen und still zurückgehaltenen Sonnenkönig Ludwig dem Vierzehnten. Franz Joseph trat zwar mit allen Anzeichen eines stürmischen Temperaments in die Geschichte ein, aber die eigentümliche Romantik seines Jugendfeuers ließ den echten Habsburger erwarten.

Denn die Habsburger waren Erwerber, und wie ein Eroberer trat der kaiserliche Jüngling auf: die Lothringer hatten sich stets mehr als Verwalter ausgezeichnet. Aber die Habsburger hatten in ihrem Weltreichsdrang den Kern ihrer Erdherrschaft an eine Stelle gelegt, wo zehn Völkerschaften sich berühren: Tschechen, Polen, Ruthenen, Slowaken, Madjaren, Kroaten, Slowenen, Italiener, Ladiner und Deutsche. Nahezu mit jedem Griff nach neuer Macht kam eine neue Nation hinzu: Niederländer, Serben, Rumänen. In den Zeiten des großen Fiebers, in den gewaltigen Kriegsperioden Europas schwiegen diese vielen Zungen. Die eine, große Gefahr machte sie zu Brüdern. Als dann die Stürme stiller wurden, als die Sonne des Friedens über diesem seltsamen Kuchen lag, der von weltengieriger Hand zusammengebacken war wie Mandeln, Schlehen und Trauben, da begann es zu gären, da mußte die gewaltige Sucht einen gewaltigen Fluch erzeugen. Dieser Gegendruck einer großen Kraft sollte am Gerechtesten und Gütigsten seines Geschlechtes wachsen und groß werden: ein tragisches Schicksal.

Das bunte Österreich wird sicherlich all seine schweren Krämpfe und Kämpfe überstehen und seinen Akkord finden, aber diese Kämpfe werden, einem unerbittlichen Naturgesetz zufolge, ebenso groß sein wie die Gewalt war, die diesen Staat zusammenfesselte. Und sie sind groß und schwer; wir alle erleben es mit tiefen Sorgen. Wahrhaftig: mehr Größe als von den alten Habsburgern, den Erwerbern, verlangt die Zeit von den neuen Kindern des alten Stammes, den Verwaltern.

Schon Joseph der Zweite begann jenen Gegendruck der Völker zu fühlen, und das ungeheure Kriegsfieber Europas an der Wende des XVIII. und XIX. Jahrhunderts allein vermochte Franz den Zweiten vor inneren Kämpfen in seinen Erblanden zu schützen. Immerhin mußte er in den ersten Jahren seiner Regierung einen Aufstand im Keime ersticken, der ihm furchtbar hätte werden können. Dieser Aufstandsversuch der sogenannten Jakobiner, der in Deutschösterreich liberal, in Ungarn national war, ließ ihn zu jenem harten, gewaltsamen Verwalter werden, der das große Reich und dessen Geister nicht anders als mit Polizeimacht zu bändigen, nicht aber natürlich wachsen zu lassen vermochte.

Sein System überlebte ihn durch die ganze Regierungszeit des gütigen, schwachen und kranken Ferdinand, bis der geheime Ingrimm der zusammengeschmiedeten Völkerschaften stärker ward, als ihre Fessel. Die Revolutionen der Jahre achtundvierzig und neunundvierzig brachen los, krachend zerklaffte das alte Reich, und eine Gewalt der Flucht seiner einzelnen Teile, eine Zentrifugalkraft von

solcher Wucht zeigte sich unverhüllt vor den Augen der Welt, daß sie heute noch jedes denkende Herz bange machen muß vor der ungeheuren Größe der Verantwortung, die dieses Reich zusammen zu halten unternimmt.

Und dennoch ist sie im Recht. Denn der Mensch, nicht die Sprache macht den Bruder aus.

In dieser schweren Zeit, da der Vorhang zum Heiligsten, aber auch zum Furchtbarsten der Volksseele von oben bis unten entzwei riß, gaben die Müdigkeit des alten kranken Ferdinand, die Stärke einer klugen Frau und der lachende Überwindertrotz des Soldaten Krone und Zepter einem Jüngling von achtzehn Jahren, einem Kinde an Liebenswürdigkeit, Heiterkeit und Weltfremdheit, einem echten Habsburger an verdeckter Glut und tiefem Ehrgeiz, einem Lothringer an Lebenslust und ehrlicher Verwalterfreude.

Es ist ergreifend, die geschichtlichen Dokumente jener Zeit durchzulesen, die von dem Jüngling handeln, dem Kinde-Kaiser, der mit ahnungsloser Heiterkeit und dem ganzen Weltkraftglauben der Jugend an eine Arbeit trat, wie keiner der Heroen sie noch bewältigt hatte. Rührung, tiefe, oft glückliche, oft bange Rührung ist es, die wir in jenen Dokumenten lesen, wohin wir blicken. Selbst das aufständische Ungarn läßt einen Augenblick tief ergriffen die bewehrten Arme sinken.

Was hatte Franz Joseph bis dahin erfahren? Was hatte er gelernt? Wie hatte er gelebt und was hatte er erlebt? Wir müssen alles wissen, um zu verstehen, wer das große Amt antrat.

Der junge Erzherzog konnte nicht wissen, wann er Österreichs Kaiser werden würde. Nach dem kinderlosen Ferdinand fiel die Thronfolge auf Franz Karl, den schlichten, unendlich gütigen und nachgiebigen, dabei aber gemäßigt freisinnigen Vater des jungen Prinzen.

Die Mutter, Sophie von Bayern, war eine jener prachtvollen Frauen, in die sich zu unseren Zeiten oft die ganze Tatkraft, die ganze gewaltfrohe Unruhe, aber auch die ganze Seelengröße und die Feinheit der Bildung hinüber zu flüchten scheinen, von welcher der ermüdete männliche Adel oft so wenig mehr übrig hat. Dazu kam diese Frau aus wittelsbachischem Blute; aus der regsamsten, aber auch der überschwenglichsten, der durchgeistigtsten — und auch der unberechenbarsten aller deutschen Fürstenfamilien. Sophie war eine Kaiserin wie aus alten Tagen, da ein Assyrien, ein Massagetenreich, ein Palmyra, ein Byzanz in Gefahr stand, in Sprengstücke auseinanderzufliegen, wenn nicht zwei Frauenhände sich um das heilige Erbe geklammert hätten. Diese Frau kannte den Umweg und die Träne nicht als Waffen ihres Geschlechtes. Stark, unermüdlich, aufrecht und stolz war sie; es schien ihr der Befehl natürlicher als die Bitte, die gerade Gewalt sicherer als der Ausweg. So stand sie ihrem Gatten, dem Hof und dem Staate gegenüber.

Nur nicht ihrem Sohne. Dieses schöne, heitere Kind, von dem sie glühend hoffte, daß es dereinst all das werden dürfte, was sie nicht hatte werden können, dieser geliebte Prinz sollte eine Jugend verleben, glücklich und weltfern wie ein schöner Traum. Als im ganzen Lande die liberalen Ideen wie unterirdisch wühlende Grundwässer umherraunten, ward er zu der heißen, dogmatisch unbedingten Frömmigkeit der katholischen Ferdinande des XVI. und XVII. Jahrhunderts erzogen, und da Metternich in seinem Polizeistaat die Oberfläche des öffentlichen Lebens in wunderbarer Ruhe und Glätte erhielt, so schien alles gut und schön in Österreich, wie Gottes Schöpfung am siebenten Tage. So mußte er träumen, so glaubte er.

Aus dieser Weltabgeschiedenheit sah er sich dann in die flüchtende Ratlosigkeit der Revolutionszeit geworfen. Für und Wider, hadernde Diplomaten, zehn Meinungen, zehn Ratlosigkeiten, zehn Kraftlosigkeiten. Der Hof floh und kam wieder, „man" hörte alle an, und niemand hatte recht. Aus diesem krausen Durcheinander kam er dann nach Italien zur kleinen, aber herrlich geordneten Armee des alten Radetzky.

In Wien Hilflosigkeit, hier Zuversicht und Selbstvertrauen; in Wien Klage über die Gefahr, hier Jubel, eben weil Gefahr da sei. In Wien Ungewißheit, hier be-

wußtes, starkes Drauflos. Da taute seine Seele wieder auf: Ja, die Welt war dennoch gut und schön, wenn der Krieg schon so berauschend war. Die Truppen jubelten, die herrlichen, weißen Regimenter stürmten, die Kanonen donnerten, die Regimentsmusiken spielten nach jedem Siege ihre glücklichen, leichten österreichischen Weisen, und der überlegene, alte Marschall schmunzelte.

Da lernte Franz Joseph glauben, der Soldat sei alles in der Welt. Und die Revolution in Wien und Ungarn machte den Soldaten allmächtig. Je kecker, je wilder und rücksichtsloser er war, desto besser. Wo der feingebildete, zögernde Windischgrätz und der geistreiche Improvisator Jellachich versagten, dort kam der unerbittliche, eiserne Haynau zum Ziel, und als das fiebernde Bürgertum ohnmächtig an der Erde lag, als die Armee lachend ihren eisernen Ring um die auseinanderstrebenden Nationen geschmiedet hatte, da beugte sich die stolzeste und herrischste aller Frauen, Sophie, demütig vor dem alten Soldaten Radetzky und küßte ihm die Hand.

Wer, wer hätte unter gleichen Umständen damals nicht geglaubt, der Soldat sei alles? Sang doch niemand jauchzender den Radetzkymarsch als der Bürger. Und fünf Jahre lang glaubte der junge Kaiser dem ersten gewaltigen Eindruck seines Lebens. Dann kamen die Jahre, die kein Heldenbuch kündet: wo Österreichs Scharen in der Moldau und Walachei von der Cholera und dem Sumpffieber elendiglich geschlagen wurden und der kecke Trotz Schwarzenbergscher Militärpolitik an tausend Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten zerbröckelte.

Der Bürger grollte; er stand nicht mehr auf den Barrikaden, aber er zögerte mit seinen Opfern und kargte. Er schrie nicht mehr laut auf vor Zorn, aber er flüsterte, tuschelte und raunte. Tiefe Mißstimmung war in Österreich, als die beiden großen Jugendlehren des Kaisers, starre Religion und Soldatenkraft, mit Konkordat und Trutzpolitik ihre Unfähigkeit bewiesen.

Fünf weitere Jahre noch hielt der junge Herrscher am alten Brauche fest, aber nur aus Treue; aus Überzeugung nicht mehr. Und so sehr gebrochen war sein innerster Glaube an die Kraft des frischen Ertrotzens, daß er dem Zauderer Gyulai die schöne italienische Armee in die Hände gab, und daß er dann, als er mit einem letzten Aufgebot der alten Kampffreude auf den Kriegsschauplatz eilte, als Führer nach den Hauptschlachten eine herrliche, unverwüstliche Armee, die tatsächlich weder geschlagen worden war, noch sich selber für geschlagen hielt, an die Grenze zurückführte und Frieden machte. Damals glaubte die Armee, nun ginge es erst recht an, wie im Jahre Achtundvierzig, als sie sich nach den ersten Schlägen genau so zurückgezogen hatte, wie die Finger einer Hand, die sich zur Faust ballen, um wuchtiger loszuschlagen. Und dennoch Friedensschluß? Ach, der Kaiser hatte schwere Lehrzeit gehabt; er hatte erkennen gelernt, daß in dieser neuen Zeit der Lieferant und der Intendant, daß der Nährstand eine Schlacht gewonnen haben müssen, bevor der Soldat sie schlägt. Vergeblich hatte sein frisches, keckes Soldatenblut gegen die Übermacht solcher Verhältnisse gerungen; bei Magenta und Solferino brach nicht das österreichische Heer, sondern das Gewaltregiment in die Knie.

In jenen Jahren litt und klagte das immerdar schweigsame Herz des Kaisers unter tief bohrenden, inneren Kämpfen. Zwei Frauen waren ihm damals teuer; zwei wunderbare Frauen, verwandt an Blut und Kraft, aber verschieden wie Feuer und Äther. Seine Mutter und sein Weib. Denn Franz Joseph hatte eine Gattin heimgeführt.

Elisabeth war die Tochter eines königlichen Prinzen, der seine Kinder im gartenstillen Possenhofen wie Bürgerkinder erzog, der die großen Hoffeste und die Paraden mied, der unter dem Namen Phantasus Bücher schrieb, der ihnen Freude an der Natur, von den Wissenschaften bis zum Gärtnerhandwerk, einschulte und sie lesen ließ, was immer ihren tiefen Bildungsdrang reizte. Da wurde aus einem seiner Kinder ein Armenarzt und aus dem andern die stille Gegnerin der absoluten, antiliberalen Gewaltmonarchie, die Kaiserin und Königin eines Doppelreiches, dessen Völkerfreiheit sie innig ersehnte.

In das erste Jahr ihrer Ehe fielen der Abschluß des Konkordats und das Elend der Reflexe des Krimkrieges, in das dritte Jahr fiel die Reise in die unterjochten, italienischen Provinzen, wo die nationalgesinnte Gesellschaft sich den Aufwartungen entzog und jeden Italiener zu boykottieren drohte, der seiner Unversöhnlichkeit das geringste nachgab, und wo zu den großen Festvorstellungen in den Theatern die Damen in Trauer erschienen. Damals waren es die schwarzen Handschuhe der Italienerinnen, die sich stärker erwiesen als die heldenmütige Schwerthand des Reiches, der greise Radetzky. Zum erstenmal, vielleicht durch das leise Flehen Elisabeths mitbestimmt, erwies sich jenes weiche Herz des Kaisers, das ein ganzes, langes Leben lang bei dem geringsten Zeichen von Mißmut eines seiner Völker schmerzvoll aufzuckte, schwieg, rang, sich empörte — und nachgab.

Oft zu rasch, wie in Italien, wo der noch unversöhnte Haß die jähe Wendung zur Versöhnlichkeit als Schwäche bejubelte und mit verzehrender Ungeduld zum Kriege des Jahres 1859 drängte, der dem wankenden Gewaltreichstraum den ersten, rauhen Weckruf zuschrie.

Bisher hatten an des Kaisers Seite wie die Genien zweier widersprechenden Ideen Sophie und Elisabeth, gleichstark, gewacht; die eine eindringlich, die andere in stillem Leid. Nun aber begann zwischen den beiden Frauen ein Kampf um die schuldlos zur Härte gedrängte, in Wahrheit aber liebevolle, weiche und gütige Seele jenes Mannes; ein Kampf, von dem kein Geschichtsschreiber jemals die tausend kleinen, verwehten, unsichtbaren Dokumente eines Blickes, einer bangen Frage, einer Träne zu sammeln vermögen wird. Es waren jene Zeiten, da Österreich sich am unglücklichsten fühlte; das bedauernswerte Ländergemisch, das durch eigenen Willen bald noch viel unglücklicher werden sollte. Es war die Zeit der halben Zugeständnisse; die Zeit Buols, Bachs und Grünnes, die Zeit Schmerlings und des Frankfurter Fürstentages, die Zeit wechselvoller Stellungnahme zum deutschen Bruderlande, die Zeit, da der reifende Mann tief litt und ächzte und kämpfte: unter dem Ringen der alten Divinitätskaiserschaft mit dem Gedanken von dem frei anerkannten und frei geliebten Oberhaupt eines Gesellschaftsvertrages der Völker und Stände. Welch eine ungeheuerliche Aufgabe für einen Mann, der zu ihr durch nichts gedrängt, durch nichts geschult worden war, als durch die Pflichttreue und Güte seines Herzens — da sonst Blut, Überlieferung, Erfahrung, Verwandte und Paladine dagegen eiferten. Wer vermag nachzufühlen, wie Franz Joseph damals rang!

Und abermals fiel ein Kriegsjahr über eine Zeit des Gärens und der Kämpfe herein und fand ihr Geschlecht unbereitet, unlustig und schwach. Das Jahr Sechsundsechzig!

Das Unglück dieses Jahres kämpfte für Elisabeth.

Bisher hatte der Kaiser seiner Gattin, in schweigsamer Ehrfurcht vor ihrem Seelenleben, all jene Gedankenfreiheit gelassen, die seinen Völkern noch nicht vergönnt war. Man wußte, daß sie die verbotenen, freigeistigen Bücher las, und wußte, wie sie die Zornesflammen des Stürmers und Drängers Schiller und die grimmigen Dornen des Spötters Heine an ihr Herz drückte. In jener Zeit raunten sich die Aristokraten der Gewaltreichspartei zum erstenmal jenen bösen Spottnamen der Kaiserin ins Ohr, der unschuldig den Namen ihrer Heimat zu benutzen schien, wenn nicht der bedeutsame Ton auf die ersten Silben gelegt worden wäre: die Possenhoferin. Während das Schicksal und die Völker für Elisabeth waren, stand sie einsam unter Geschöpfen mit fremden Herzen an einem Hofe, wo sie selbst aus der Seele des Gemahls keinen Widerhall erhorchte; nicht weil es keinen gab, sondern weil Franz Joseph sich die Erleichterung spontanen Antwortens gänzlich versagen gelernt hatte, seit er die tiefe Lehre erfaßt hatte, daß ein Kaiserwort niemals eines schwachen Menschen jähes Wort sein dürfe. Aus Ehrfurcht vor der erdrückenden Größe seines Amtes lernte er die schwere, schwere Meisterschaft des Schweigens, des stumm ringenden Verarbeitens und des Blutens aller Wunden nach innen.

Nicht, daß die Kaiserin je mehr ge-

wagt hätte, als das schüchterne Anfragen einer feinfühligen Frau. Aber in sich spann der Kaiser all diese Fragen aus, ließ das eigene Gewissen reden und — verstummte dann mitten in der Antwort. Dennoch: er hörte immer weniger auf die alten Phrasen seiner Ratgeber und immer mehr nach innen auf sein Herz. Kaum, daß Elisabeths Verdienst ein leises Rühren an den Glockenstrang war; der tiefe, mahnende Ton, der war des Kaisers. Und es begann die Zeit, da Franz Joseph seinen Völkern zurief: „Tut nach Eurem Willen; ich begehre für mich nichts mehr als Euere Liebe, Euere Ehrfurcht und das letzte meiner alten Kaisermacht, den Willen über mein Heer."

Da erwies die Zeit, daß in den Völkern gar viele Seelen kleiner waren, als die Seele dessen, der sie leiten sollte. Die Überanstrengung des alten Weltreichsdranges erlebte ihre Reaktion jetzt, im Augenblick der Abspannung, an dem Nervenfieber der sich hassenden und sich zerfleischenden Nationen, über denen, den Deutschen, Tschechen, Magyaren, Polen, Welschen, Slowenen und Kroaten, der Kaiser einsam stand, als der einzige Mensch. Schweigsam wie immer sah er zu, in stummem Schmerz. Wie oft sagten ihm die Parteien vorwurfsvoll nach, er wolle nichts als Ruhe haben. O ja! Ruhe vor den Irrtümern dieser unglückseligen Maskerade des Hasses! Schweigsam ging er den schmerzvollen Weg seiner Pflichten fort.

Neben ihm sank sein Sohn dahin, fröhlicher und freier vielleicht in den Wissenschaften als der Kaiser, aber ach, kleiner, viel kleiner als dieser in der Pflicht. Er starb den schweren Tod um der Liebe zu einem Weibe willen; der Kaiser lebte das viel schwerere Leben um der Liebe willen zu allen Völkern seines Reiches.

Elisabeth ließ die entfesselten Mächte trauernd hinter sich und entfloh, um sich und ihrer Schwermut anzugehören. Sie träumte sich eine bessere Welt unter den Zypressen von Korfu, an den lachenden Seen der französischen Schweiz zurecht; sie hielt die wirkliche Welt nicht aus. Der Kaiser aber blieb einsam zurück im verödeten Schönbrunn, im parteizerrissenen Wien und lebte und kämpfte sie weiter, diese wirkliche Welt. — Wer von beiden war größer?

Neun Jahre nach dem Tode dieser überirdisch zarten Frau tat der greise Kaiser den größten Schritt seines Lebens allein und aus eigenstem Gewissen. Nachdem das österreichische Parlament seine Unwürdigkeit bewiesen hatte, so daß in den Völkern selbst Ekel vor den eigenen Vertretern entstand und Tausende und aber Tausende dem Kaiser zujauchzten: „Nimm des Reiches Gewalt wieder an Dich und sei in eigener Herrlichkeit der alte Herr!" — da rief er zur Antwort die Armen, Besitzlosen und Sehnsüchtigen mit zur Herrschaft heran und gab den Völkern das allgemeine Wahlrecht.

Daß in Österreich die Nationen unglücklich sind, daran hat wahrlich Franz Joseph keine Schuld. Daß aber in dem Reich der strengkatholischen Habsburger der Einzelne so frei und so glücklich ist wie in wenigen andern Landen, die Republiken mit eingerechnet, das ist des Kaisers Verdienst, das er sich selber in schweren Kämpfen abrang.

So steht es im Innern Österreichs. Und in der Welt? Welche Unruhe, welches Mißtrauen, welche Fieber würden Europa schütteln ohne den sonnenstill verharrenden Mittelpunkt, Österreich, und ohne die Bundestreue dieses alten Kaisers, der wahrlich auch der Kaiser des Weltfriedens geworden ist!

— — — — — — — — — — —

Als Franz Joseph jung und bestrickend war, als er den Frauen ergeben war und sie ihm mit leichter Liebe lohnten, der langsam und unter Leiden zu viel höherer Liebe emporwachsen sollte, da glaubte man ihn den Ritterlichen nennen zu dürfen.

Heute glauben wir, wird er heißen: Franz Joseph der Ringende, der göttliche Dulder — wie der größte Dichter aller Zeiten seinen schwergeprüften Helden nannte. Und auch Franz Joseph wird siegen über die schamlosen Freier, die das Gut seines Liebsten auf Erden, seines Volkes, prassend und übermütig verwüsten. Aber er wird durch Liebe siegen. Und er wird siegen erst vor den Blicken der Nachwelt. — —

Kaiser Franz Josef I.

Radierung von Prof. W. Hecht nach dem Gemälde von Prof. K. Pochwalski.

Aus der K. K. Hof- und Staatsdruckerei in Wien.

Das Ballgaſſ'l.

Alt-Wien. Von Ed. Pötzl.

Originalzeichnungen von W. Gauſe.

Wenn man das Wort Alt-Wien ausſpricht, ſo denkt kein Wiener etwa an das römiſche Municipium Wien, das tief unter der Erde liegt und nur zeitweilig bei größeren Neubauten oder Straßenregulierungen in Bruchſtücken zum Vorſchein kommt; es denkt auch keiner an das mittelalterliche Wien, an das Wien der Renaiſſance, von dem weniger Überbleibſel vorhanden ſind, als man eigentlich glauben ſollte; ſondern es denkt jeder an das Wien vor hundert Jahren mit den auch noch in unſere Zeit hineinragenden Denkmälern aus der herrlichen Zeit unſerer Barocke. Das Wien der Franzoſeninvaſion iſt es, das wir im Sinne haben, wenn von Alt-Wien geſprochen wird. Obgleich ja die Wahrzeichen dieſes alten Wiens, die Baſteien und Tore, vom Erdboden verſchwunden ſind und unſerer prächtigen Ringſtraße Platz gemacht haben, ſo umwehen uns doch auf Schritt und Tritt die Erinnerungen an das Wien unſerer Großväter in der ſogenannten Inneren Stadt, die noch heute das Herz von Wien bildet.

Eine große und glänzende Stadt iſt dieſes Wien geworden, zumal in den letzten Jahrzehnten, eine Weltſtadt; aber trotzdem hat es ſich noch immer ſein eigenes Geſicht bewahrt, das dem keiner anderen Weltſtadt gleicht. Und dies iſt hauptſächlich der krummen, engen und winkeligen Altſtadt zuzuſchreiben, die um den Stephansdom herum noch immer beſteht, wiewohl ſchon ein gut Teil ihrer Gaſſen und Plätze aus der urſprünglich ſo geſchloſſenen ſchönen Stimmung durch notwendige oder auch überflüſſige Neubauten herausgeriſſen worden iſt. Man

darf ruhig sagen: in diesem Lager ist Wien. Hier blicken noch die Paläste, deren altersschwarze, künstlerisch durchgeführte Fronten von der Vergangenheit Wiens reden, auf uns herab, hier wandeln wir noch unter den engbrüstigen hohen Patrizierhäusern, die, innerhalb eines Festungsrahmens gebaut, zur Höhe streben mußten, und die dennoch fast alle durch irgendwelchen Zierat, durch Hausschilder, Bürgerwappen, Heiligennischen, Fenstergiebel und derlei zeigen, daß man im alten Wien mehr Kunstgefühl hatte, als es manchmal im neuen Wien an den modernen überladenen Fassaden zum Ausdruck kommt.

Dem echten Wiener ist seine Innere Stadt ein köstliches Kleinod, das er mit sorglicher Liebe hütet. Er ist zwar stolz auf seine Ringstraße, auf die Monumentalbauten, die sich an Stelle der ehemaligen Glacis erheben, auf die weitläufigen und wohlgehaltenen Parks, mit denen sein letzter naturliebender Bürgermeister die Stadt geschmückt hat; aber der Inbegriff der wienerischen Stadtseele liegt für ihn in der Inneren Stadt, nach der hin alles Leben von den einundzwanzig Bezirken Wiens aus strebt. Sie ist nicht bloß City, Geschäftsstadt wie in London, sondern hier tummelt sich auch alles Vergnügen, das Wien seinen Bewohnern und den fremden Besuchern zu bieten vermag. Die Ringstraße ist nur zu gewissen Nachmittagsstunden der Korso von Wien; zur Mittagszeit lustwandelt die elegante Gesellschaft am Graben, und am Abend, wenn die Straßen in einem Meere von Licht schimmern, durchwogt eine aus allen Vorstädten hereinströmende Menschenmenge den großen Salon, als den sich die vornehmsten Straßen und Plätze der Inneren Stadt Wien um diese Zeit darstellen.

Das Grabmal des Neidhart Fuchs bei St. Stephan.

Zu jeder Stunde des Tages aber bieten die abgelegenen kleinen Seitengäßchen heimliche Reize, die von den Kundigen behaglich genossen werden. Wer mit der Geschichte Wiens vertraut ist, findet hier eine Fülle von Anregungen. Vor allem kann er sich in den Zauber dieser Stadt versenken, wie sie einst war. Das große Leben, das draußen in den Hauptstraßen tobt, brandet nur noch ganz wenig in diesen stillen Winkeln, wo es zum Teil noch genau dasselbe geschäftliche und soziale Getriebe gibt

wie vor hundert Jahren. Da sind noch die kleinen Handwerker, die halb auf der Straße arbeiten wie in Italien, die kleinen, schlechtbeleuchteten Läden, in denen allerlei billiger Krimskrams zu kaufen ist, die Mehlmesser und Holzhändler, die Kartandlmacher und kleinen Garkochereien für die armen Leute. In manches dieser Gäßchen fällt nur im Hochsommer ein Sonnenstrahl fast widerwillig durch die hohen Häuserschluchten hinein; es herrscht eine ewige trauliche Dämmerung dort, die mitleidig die Schäden der gebrechlichen Häuser verhüllt. Dann kommt wieder ein stiller Platz, so einer, wie er noch in kleinen italienischen Städten zu finden ist, wo die Sonne schön breit darauf liegt und die Sperlinge raufen und die Tauben trippeln. Dann wieder ein Durchhaus, wie es für die Altstadt Wiens so charakteristisch ist, mit ganzen Reihen kleiner Geschäftsläden, die sich da angesiedelt haben, mit einem enormen Verkehr von Fußgängern, während jeder Wagen ausgeschlossen ist, genau so wie in manchen der vorerwähnten kleinen Gäßchen, deren Bewohner ebensosehr erstaunt wären, plötzlich ein Pferd vor ihrer Behausung zu sehen, wie die Venezianer in einem ihrer engen Calles.

Die Armeseelen-Nische bei St. Stephan mit dem Zahnweh-Herrgott und den Danhauserschen Fresken der armen Seelen im Fegefeuer.

An viele der alten Gebäude knüpfen sich merkwürdige Sagen und Legenden, die von gläubigen Chronisten gesammelt und in ganzen Büchern herausgegeben worden sind. Ihre Entstehung läßt sich zuweilen bis zu einer sehr natürlichen oder komischen Ursache hin verfolgen. So zum Beispiel gibt es hinter der Stephanskirche eine Armeseelen-Nische mit dem „Zahnweh-Herrgott". Es ist dies die Büste des Gekreuzigten mit der Dornenkrone, die vom Volke jenen Beinamen erhielt, weil der sonderbare Wahn entstand, daß ein inbrünstiges Gebet dortselbst geeignet sei, von Zahnschmerz zu befreien. Der Glaube an diese wundertätige Wirkung der Christusbüste ist auf eine Art Haube zurückzuführen, die von frommer Hand einst dem Christuskopf gespendet wurde und die, weil sie unter

dessen Kinn zusammengebunden war, den Kopf so ähnlich erscheinen ließ, wie den eines Zahnleidenden, wenn er die Wangen eingebunden hat. Seit diese Haube dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen ist, hat der Zahnweh-Herrgott wesentlich an Zuspruch eingebüßt. Aber der Name hat sich noch erhalten.

Da wir gerade vom Stephansdom gesprochen haben, so sei auch des an der Südseite der Stephanskirche angebrachten Grabmales des Ritters Otto Neidhart Fuchs von Burt-Breitenbach gedacht, der neben Wigand von Theben, genannt der „Pfaff vom Kahlenberg", einer der lustigen Räte des Herzogs Otto III. im XIV. Jahrhundert war. Er war der Held des vielberühmten Veilchenfestes, das noch bis in die zweite Hälfte des abgelaufenen Jahrhunderts hinein alljährlich auf dem Kahlenberge gefeiert wurde. Damals, zur Zeit Otto des Fröhlichen, war es höfische Sitte, daß derjenige, der das erste Veilchen fand, es mit dem Hute bedeckte und den Herzog hinführte, worauf an Ort und Stelle allerlei Kurzweil getrieben wurde. Neidhart Fuchs fand das erste Veilchen, bedeckte es mit seinem Hute und führte den Herzog samt Gefolge hin. Als aber Neidhart den Hut aufhob, zeigte sich an Stelle des Veilchens Unflat, den einige Bauern der Umgebung dorthin gelegt hatten, um an Neidhart, der auf der Jagd stets durch ihre Felder ritt, Rache zu nehmen. Natürlich waren die Anwesenden, der Herzog an der Spitze, gegen Neidhart sehr erbittert, und dieser entwich unter allgemeinem Hohn und Verwünschungen. Als er nun voll Grimm im Herzen in das nächste Dorf am Fuß des Kahlenberges kam, sah er, wie die Bauern jubelnd ein Veilchen umtanzten, wie er annahm, dasjenige, das er eigentlich entdeckt hatte. Darauf zog er sein Schwert und fuhr damit unter die Bauern, von denen einige den Scherz mit dem Leben bezahlten. Von diesem Tage an verfolgte Neidhart Fuchs die Bauern, so viel er konnte, und erhielt daher den Spottnamen „Bauernfeind", der noch heute als Familienname in Wien vorkommt.

Blick in die Domgasse von einem Durchhause des Stephanplatzes.

Noch ein drittes Bild vom Stephansplatz hat Meister Gause in unseren Bildern festgehalten, nämlich den Durchblick vom Domherrenhof, einem alten Zinshause, das dem Domkapitel von St. Stephan gehört, nach der Domgasse hin. Es ist ein Blick, der ein geradezu entzückendes, vom hohen Torbogen eingerahmtes, an Nürnberg gemahnendes Stadtbild ergibt.

Ganz in der Nähe des Stephansplatzes ist auch die Ansicht von der Singerstraße

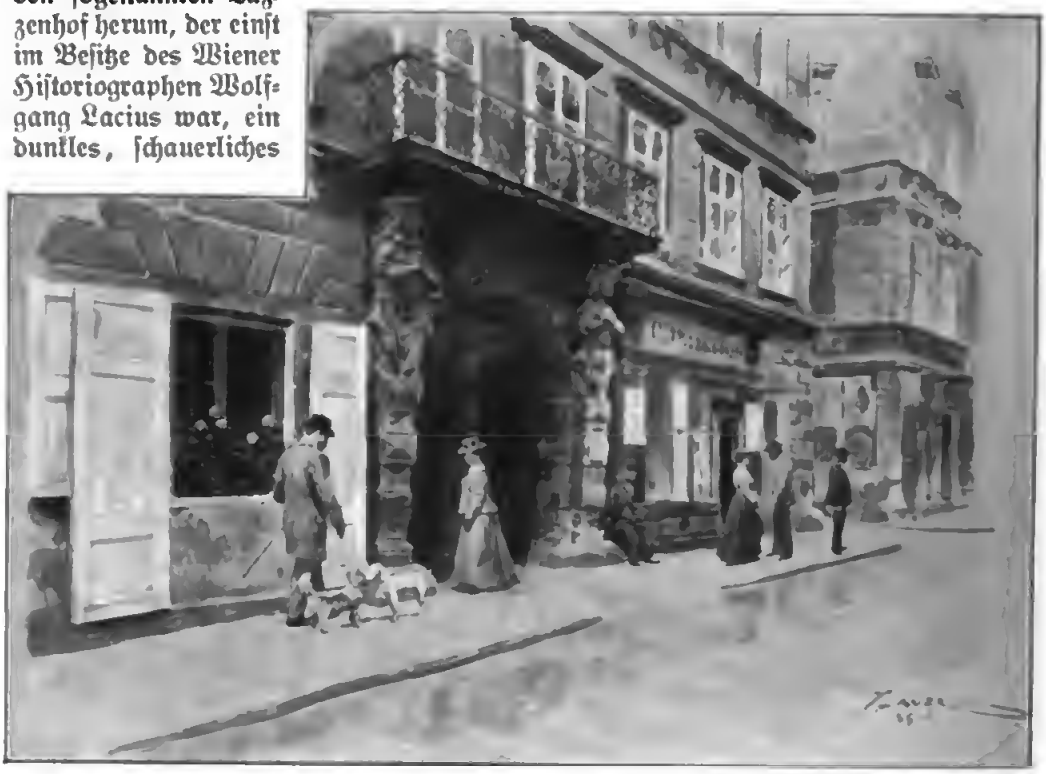
Singerſtraße mit dem Palais Bräuner.

mit dem Palais Bräuner, deſſen Barockfront wohl eine der ſchönſten Blüten dieſes Stiles bedeutet. Ferner ſieht man auf dem Bilde, das die Nikolaigaſſe, einige der wenigen noch beſtehenden Sackgaſſen, darſtellt, den Turmhelm von St. Stephan genau in der Achſe der Straße, was ungefähr einen Begriff von der Höhe des Turmes gibt, da doch die dem Beſchauer nahen Häuſer vier Stockwerke hoch und von ſteilen Dächern gekrönt ſind.

Der in Alt-Wien auch vielfach vorkommende Schwibbogen zeigt ſich auf unſeren Bildern an der alten Univerſität, die jetzt zu allerlei minder gelahrten Zwecken verwendet wird, und am „Ballgaſſ'l", das den Charakter ſeiner Entſtehungszeit wohl am treueſten bewahrt hat. Dieſes krumme, finſtere Gäßchen führt zu dem regſten Nachtleben von Wien, zu Bradys Wintergarten und zu Maxim, wo Nacht für Nacht die lebensluſtige Geſellſchaft von Wien ſich geräuſchvoll verſammelt. Auch das „Griechen-

gaſſ'l" iſt noch überſpannt von Schwibbögen und geleitet über eine Stiege hinunter zum „Hafnerſteig", der vor etlichen Jahren noch eines der wunderlichſten Durchhäuſer enthielt. Man mußte hier nämlich über einen Hof, dann über einen Hauskorridor und von dieſem über eine Treppe hinab in die nächſte Gaſſe, in die Adlergaſſe, gehen. Dieſe Verbindung war ſelbſt eingeborenen Wienern unbekannt.

Einer der älteſten Teile von Wien iſt die Gegend um die Judengaſſe und um den ſogenannten Lazzenhof herum, der einſt im Beſitze des Wiener Hiſtoriographen Wolfgang Lacius war, ein dunkles, ſchauerliches



Hausportal in der Sonnenfelsgaſſe.

Gebäude, in dem man die Geſpenſterfurcht lernen könnte. Wie freundlich mutet dagegen der arkadengeſchmückte Hof eines Hauſes am Fleiſchmarkt an, das man ſich ohne viel Mühe nach Rom verſetzt denken könnte. Solche Höfe gibt es in der Inneren Stadt noch etliche. Leider ſind die Bogengänge zumeiſt vermauert und mit Fenſtern verſehen, um Raum zu gewinnen.

Zu den liebenswürdigſten und ſtimmungsvollſten Plätzen von Wien gehört die Umgebung der Kirche Maria am Geſtade. Dieſes gotiſche Juwel ſteht auf der Höhe des einſtigen Flußufers und beherrſcht mit ſeiner Schönheit den ganzen Stadtteil. Große Treppen führen hinauf zu dem Kirchenplatze, und die neue Zeit war ſo ſchonungsvoll, auch mit ihren Bauwerken Reſpekt vor dem Gotteshauſe zu bezeigen, ſo daß hier eigentlich erſt in der Gegenwart die enge ſtilgerechte Umrahmung geſchaffen worden iſt, die einer gotiſchen Kirche gebührt. Noch einen zweiten Kirchenplatz zeigt eines unſerer Bilder, und zwar den Platz hinter der Kirche „Zu den neun Chören der Engel", wo zwiſchen den Pfeilern kleine, noch immer betriebene Kaufläden eingeſchachtelt ſind. Hier fühlt man ſich wahrhaftig noch in die Zeit verſetzt, da unſere Vorfahren in Biedermeierkoſtümen einander beknickſten.

In dieſen ſtillen Stadtteilen zu luſtwandeln iſt für den, der Lärm und Licht nicht ſucht, auch heute noch ein zartes, beſchauliches Vergnügen. Dieſe alten, grauen Häuſer ſagen ihm mehr als die ſeelenloſen, dem wieneriſchen Genius

Die Nikolaigasse.

Bei der alten Universität.

hohnsprechenden Bauten, welche die allerjüngste Zeit dazwischen zu schaffen liebt. Sie machen ihm auch begreiflich, daß diese feingestimmten Plätze, diese gemütlichen, krummen Gäßchen, diese gutbürgerlich wienerischen Barockhäuser es waren, die bei allen Besuchern des alten Wien so begeisterte Bewunderung erregten. Bescheidenheit und Beschaulichkeit gingen damals als Grundzüge durch das ganze Volk. Alle die nach unseren heutigen Begriffen so licht- und luftscheuen Wohngebäude sind Zeugen dafür, daß die vergangenen Geschlechter ihre Lebensfreude in anderen Formen suchten, als sie heutzutage auf der wilden Jagd nach dem Vergnügen angestrebt wird. Wir wollen ja nicht behaupten, daß in der guten alten Zeit alles wirklich gut gewesen sei; aber wir glauben wohl, daß damals mehr wirkliche Lebensfreude unter den Wienern war als heute, daß in den dumpfen Stuben des alten Wien mehr frohes Lebensglück erstrahlte, als heute in den Prunkräumen der modernen Zinshäuser. Ich liebe diese Stätten schon seit meiner frühesten Jugend, nicht erst jetzt im Alter, und habe mich bereits zeitig auf eine solche Insel zurückgezogen, die ich nun seit nahezu fünfundzwanzig Jahren bewohne. Es ist dies der Heiligenkreuzer-Hof, ein weitläufiges geistliches Gebäude mitten in der Stadt, das von dem Cisterzienserstifte Heiligenkreuz vor 250 Jahren erbaut wurde. Das Tor im Bilde gibt einen Begriff von seiner Bauart und von dem seltenen Besitz, dessen es sich erfreut: eines Gärtleins im Zentrum der Stadt, wo der Boden als Baugrund mit Gold aufgewogen wird.

Mit Freuden stelle ich fest, daß sich immer mehr Mitstreiter finden, die für den Bestand des alten Wien in Wort und Bild eintreten. Insbesondere Künstler sind es, die ihre Stimme erheben, um der sinnlosen Zerstörung Einhalt zu

tun. Ich kann mir nicht versagen, hier eine Stelle aus dem jüngsten Buche des eigentlich zum modernen Heerbann gehörigen Architekten Josef August Lux wiederzugeben. Lux schreibt: Was die alten Häuser so lieblich macht, das ist die Freiheit ihrer Formen. Breit und behäbig liegen sie da, der Ausdruck eines inneren Wohlbehagens, einer gewissen Sorglosigkeit und trotzdem ein ganz organisches Wachstum, das von den Bedürfnissen bestimmt ist. Wie frei diese Fenster angeordnet sind! Gar nicht symmetrisch. Und diese sanften, aber ganz unregelmäßigen Ausladungen der Fenster und Erker. Das ganze Haus hat dadurch eine ungemein sprechende Physiognomie. Es ist schier ‚vermenschlicht'. Und diese reizenden Dächer und Dachfenster. Das Dach ist eine Hauptzierde. Wie eine behäbige Haube ist es aufgestülpt und zugleich von der kleidsamsten Art. Wie freundliche Menschenaugen blinzeln die Dachluken herab. Aber ganz lustig anzuschauen sind erst die Schornsteine. Das muß man den alten Baumeistern wohl lassen, daß sie es verstanden, das Wesen der Sache zu betonen und dabei so viel individuelle Freiheit zu bewahren. Die Kunstregungen kann man an den alten Schornsteinen deutlich verspüren. Der Schornstein, der den Rauch der Herdflamme den freiziehenden Winden überbringt, ist gleichsam ein Gruß an die Freiheit, ein Ausdruck der gesteigerten Lebensfreude, den sich der Erbauer erlaubt, wenn er das Haus glücklich zur Höhe gebracht. Er ist daher immer ein Symbol. Er verbindet das Haus mit den luftigen Elementen, mit Wolken und Himmel. Mit seinen oft großen Ausladungen nach oben schiebt er sich über die Nachbarhäuser, als Riesenhaupt, als Anschauender. So vermenschlicht ist er. Oder er drückt durch absonderliche Bildungen seine nahe Beziehung zum formenreichen Wolkenheim aus. Weißgetüncht und hochaufstrebend, fast immer monumental gebildet, scheint er sich den lichten Wolken zu vermählen, leuchtet er auf dem tiefblauen Grunde des reinen Firmaments. Die neuen Häuser haben eine solche Schönheit nicht aufzuweisen. Nur alte Bauten besitzen die so überaus

Das Griechengassl.

malerische, kühne Silhouette von Dach und Schornstein. Des letzteren jüngerer Bruder ist ein Übergangstypus. Nüchtern und nichtssagend, mit trostloser Regelmäßigkeit verteilt, erscheint er nur mehr als notwendiges Übel, mit dem der heutige Baumeister in der Regel künstlerisch nichts anzufangen weiß. Er drückt keine Lebensfreude aus, er ist kein Schmuck, kein Wahrzeichen, kein Symbol. Er ist ein langweiliger, temperamentloser Geselle.

In diesen einstigen Patrizierhäusern spielt sich nur mehr ein kleines, armseliges Leben ab. Das fühlt man ganz deutlich, daß eine absterbende Kultur sich hier fortfristet. Zustände und Dinge, die in der Auflösung begriffen sind und deren Untergang manche als persönliches Leid empfinden, weil sich Kindheitserinnerungen mit diesen großväterlichen Verhältnissen verbinden. Ich kann dem leisen, heimlichen Drängen nicht widerstehen, in eine solche alte Stube einzutreten. Längst Begrabenes wird wieder lebendig; Bilder aus früheren Tagen, die vergessen schienen. Da sind die steifen Biedermeiermöbel, der kleine elende Krimskrams, den ein langes Leben hier aufgehäuft hat. Jeder Gegenstand hat seine Geschichte. Hinter jedem Treppenwinkel blüht ein Roman. Oder eine Gespenstergeschichte, oder eine Sage, oder ein Märchen — möchte ich hinzufügen. Gleich in dem Gäßchen, das zum Heiligenkreuzerhofe führt, trägt ein schwindsüchtiges Haus an der Außenmauer ein Steinbild, darstellend einen Hahn mit

Der Lazzenhof in der Judengasse.

Hof eines Hauses am Fleischmarkt.

dem Kopf eines Raubvogels und einem Krönlein, das allerdings kaum noch erkennbar ist. Das Haus heißt: ‚Zum Basilisken', weil im Mittelalter hier beim Ausgraben eines Brunnens so ein greuliches Untier aufgedeckt worden sein soll, das die ganze Gegend verpestete — ganz ähnlich wie der ‚Schmeckende Wurm' in demselben Stadtteil, ein paar Gassen weiter. Solcher Geschichten aus Alt-Wien gibt es ganze Bände, gar beschaulich und erbaulich zu lesen.

Zu den streitbaren Verehrern des alten Wien gehört auch der Graf Lanckoronski,

ein Kunstkenner und Sammler in großem Stil, dessen Palais in der Jacquingasse Werte birgt, die nach Millionen zählen. Der kunstliebende Aristokrat begnügt sich nicht mehr mit stiller Wühlarbeit zugunsten der Reste unserer Altstadt, er hält neuestens Vorträge mit Skioptikonbildern, in denen er so recht sinnfällig zeigt, was alles schon zum Teufel gegangen ist und was ihm noch folgen soll. Zwei solche Demonstrationen im Palais des Unterrichtsministeriums versammelten eine auserlesene Zuhörerschaft aus Adel und Bürgertum, die bei manchen Bildern in ein seufzendes Erstaunen geriet ob all der traulichen Plätze, romantischen Höfe, malerischen Bürgerhäuser, barocken Jagdschlößchen und herrlichen Portale, die schon den Weg alles Staubes gegangen oder bestimmt sind, ihn zu gehen. Wie Peitschenhiebe gegen banausischen Unverstand sausten durch den prächtigen Empiresaal des Ministeriums die Worte des Grafen: „Es wird niemandem im Ernste einfallen, um jeden Preis jedes alte Vorstadthaus, jede den Verkehr behindernde Häusergruppe vor der Zerstörung zu bewahren; aber trotz der Bedürfnisse der Hygiene und des Verkehrs des Großstadtlebens muß für die Konservierung alter, für die Gesamtheit wirklich wertvoller Kulturobjekte ein Weg gefunden werden. Es gilt bloß, deren Bedeutung zum allgemeinen Bewußtsein zu bringen und das von mancher Seite nicht ohne Absicht genährte Vorurteil zu zerstören, als handle es sich bei dem Schutze von Erbstücken der Vergangenheit in einer alten Stadt bloß um sentimentale und ästhetische Velleitäten nur einiger weniger, die für die Forderungen der Gegenwart geflissentlich taub sind. Es handelt sich im Gegenteil um die sehr reale Schmälerung des nationalen Vermögens durch Zerstörung von Wert-

Einbauten zwischen den Pfeilern der Kirche zu den neun Chören der Engel.

gegenständen, welche unersetzlich sind; denn von den Bäumen und von den Denkmälern gilt, was die Hexe zu Mephisto von der Verjüngung der Dinge sagt: „Die Jahre doppeln ihre Kraft." In einer Zeit, in der die Preise für jede Gattung alter Kunstgegenstände zur größten Höhe emporschnellen und wo alle Staaten die Mittel suchen, um die Ausfuhr der beweglichen Kunstwerke zu verhindern, müssen auch die unbeweglichen Zeugen einer früheren Kunstepoche, so weit dies möglich ist, als unschätzbare Güter gehütet und gepflegt werden."

Und eine solche pflegliche Erhaltung wäre immerhin möglich, ohne die Bodenrente zu schmälern oder der Entwicklung

Seitenportal der Kirche Maria am Gestade.

der Stadt Wien ein Mieder anzulegen. Ganze Teile der alten Stadt, die niemals von dem Hauptstrom des Geschäftslebens bespült werden können, ließen sich zusammenhängend bewahren, da ohnehin die Zahl derer, die noch in der inneren Stadt Wien wohnen wollen, immer mehr zusammenschmilzt. Es ist das Schicksal aller alten Stadtkerne, allmählich zur City zu werden, in der man tagsüber sein Geschäft betreibt, um sie des Abends zu verlassen oder sie während der schlechten Jahreszeit bloß zu Vergnügenszwecken wieder aufzusuchen. Eher aber entschließt sich ein eingefleischter Wiener noch, in einem der alten Häuser mit erschwinglichen Zinsen zu wohnen als in den teuren Neubauten, deren Lage in keineswegs besserer Luft ihn ja doch zwingt, mit seiner Familie den Sommer über auf das Land zu ziehen. Ja, es darf sogar behauptet werden, daß diese engen, krummen Gassen zur Sommerszeit erträglicher sind als die neuen schnurgeraden, in denen die Sonne den Asphalt erweicht, während jene alten unter dem Einfluß der italienischen Baumeister, die damals die Erfahrungen aus ihrer sonnigen Heimat in Wien verwerteten, doch immer so angelegt waren, daß sie Kühlung spendeten. Dabei ist der ästhetische Reiz, zwischen feinen, liebenswürdigen Hausfassaden und zum Teile wundervollen Portalkrönungen, über geschlossene, wohlabgetönte Plätze, wie sie nur noch in der alten Stadt vorhanden sind, zu wandeln, gar nicht in Betracht gezogen.

Aus dieser Empfindung heraus kommt wohl auch die ein wenig mit Schadenfreude gemischte Befriedigung der meisten Wiener über das Mißlingen des neuen Burgbaues. Der mit Aufwand von ungezählten Millionen aus dem Stadterweiterungsfonds bestrittene linke Flügel der neuen Burg, imposant in seiner oberflächlichen Wirkung, erweist sich nämlich als schlechtweg unbewohnbar, und es wird wohl bei ihm allein sein Bewenden haben. Dadurch entfällt nicht bloß die Verbauung eines köstlichen Blickes über die Wipfel des Volksgartens hinweg auf Parlament und Rathaus, sondern auch die mitleidslos geplante Zudeckung des Leopoldinischen Traktes der anheimelnden alten Hofburg. Man freut sich, daß der Anschlag mißlungen ist, daß die alte schlichte Hofburg in der Hauptsache unberührt bleiben wird und das protzige Gigantentum in der neuen Architektur ad absurdum geführt worden ist. Welchen Jubel hat es entfesselt,

Gartentor im Heiligenkreuzerhof.

Der Judenfriedhof am Alsergrund in der Seegasse. Mit Denksteinen bis zum X. Jahrhundert.

als seinerzeit der vordere Trakt der Burg gegen den Michaelerplatz zu nach den Plänen Fischers von Erlach ausgebaut wurde, und welche gleichgültige, ja feindliche Blicke streifen den neuen Torso auf dem äußeren Burgplatz! Diese Volksstimmung ist charakteristisch genug und könnte wohl als Wink für andere Stadtverschönerungen dieser Art gelten.

Das Wiener Volk gehört nicht zu dem Pöbel, den der große Engländer Ruskin im Auge hat, wenn er über die Zerstörung alter Bauwerke sagt: „Wir haben gar kein Recht, sie anzurühren, sie gehören nicht uns. Sie gehören teilweise denen, die sie bauten, und teilweise allen Menschengeschlechtern, die nach uns kommen sollen ..."

Zu dem allerältesten Alt-Wien gehört der Judenfriedhof im neunten Bezirk, Seegasse, gelegen, der heute auch schon ringsum von Gebäuden (Guttmannsches Spital) umschlossen ist. Er kann an malerischem und poetischem Eindruck mit dem weltberühmten Prager Judenfriedhof wetteifern. Einzelne seiner Denksteine sollen bis in das X. Jahrhundert zurückgreifen. Nur wenige Fremde kennen dieses alte Gräberfeld, das sowohl im Winter, wenn der Rauhreif auf den mehr als hundertjährigen Bäumen liegt, als auch im Sommer, wenn das Sonnenlicht auf den morschen Steinen spielt, von geradezu wunderbarer Wirkung auf den Beschauer ist.

An diesem Stücke Alt-Wien sind die Jahrhunderte fast spurlos vorübergegangen. Möchte es doch den anderen ehrwürdigen Resten ebenso gut ergehen!

Einsamkeit.

Immer wieder gab ich meine Hände
Trauend hin und suchte immer wieder,
Ob ich nirgends eine Liebe fände,
Die mich sanft an enge Lose bände,
Einen späten Port für meine Lieder.

Müde nun von tausend kleinen Wunden
Hab' ich zugeschlossen meine Hände,
Habe mich zur Einsamkeit gefunden.
Einsam soll mein Wesen dort gesunden
Meinem Siege oder meinem Ende.

Hermann Hesse.

Stimmungen.

Denn unſer Weſen iſt von Glut umwebt,
Und nur das eine muß ſich langſam klären:
Ob es dran ſtirbt — ob es darinnen lebt?
Es kann das Feuer härten und verzehren,
Zerſchmelzen oder läutern und bewähren.

Der erſte, feine Schnee liegt auf dem Feld.
In Nebelmaſſen ging der See verloren.
Lichter vom Dorf. So iſt heute meine Welt
Am frühen Abend. Sie ſcheint auserkoren
Für Menſchen, denen jeder Laut ein Leid,
Die aus dem Kelch der Schweigſamkeit genoſſen
Den herben Trunk — nachdem für alle Zeit
Weſen und Wort verſchloſſen.

Ich kenn' ſie auch die wunderlichen Zeiten,
Durch die wir ſtill und willig vorwärts ſchreiten,
Wo's hinter uns — ſo wie ſich Nebel breiten —
Sich dämmernd hindehnt zu Vergangenheiten.
Ich kenn' den Pulsſchlag ſolcher Zeiten gut,
Ich weiß wie weh dann fremdes Weinen tut;
Wie es zu hoffnungsloſer Abwehr reizt.
Die Zeiten, wo man heimlich ſelbſt ſo wund,
Ein doch vergeßnes Lächeln um den Mund,
Um fremdes Lachen geizt.

Dora Stieler.

Die Trockenlegung der Zuidersee.

Von Prof. Dr. Ed. Heyck.

Zu Leiden im städtischen Museum hängt eine große, alte Karte der Gegend weit um die Stadt. Da dehnt sich aus einiger Nähe von Leiden nach Haarlem hin und gegen das Y oder Ij von Amsterdam ein mit diesem durch Schleusen verbundenes, höchst stattliches „Haarlemer Meer". So, wie die alten illustrationslustigen Karten es lieben, sieht man die flutenden Wellen gezeichnet, und bauchige Schiffe, wie jetzt noch auf der Zuidersee, schrägen in kielsprudelnder Fahrt mit windgefüllten, schweren Schmacken darüber hin. Unvergessen, in Erzählungen und Gemälden viel gefeiert ist es auch, wie 1574, bei der entsetzlichen Belagerung Leidens durch die Spanier, von den Entsatz bringenden Freiheitskämpfern mit künstlicher Überschwemmung von Süden her aus dem Wasser der großen Flüsse und aus dem Haarlemer Meer ein gewaltiger, einziger, holländischer See gemacht wurde und nun die erlösende Flotte Oraniens von der Landseite vor der ausgehungerten Stadt erschien.

Da, wo einst dieses gut vier Meter tiefe Haarlemer Meer flutete, blühen heute auf zahllosen Feldern die Hyazinthen und Tulpen; auf den Wiesen, deren maienjunges Grün in unbeschreiblicher smaragdener Frische leuchtet, weidet das schwarzbunte Vieh, und auf den langen, schimmernden Zeilen der Kanäle gleiten die Schiffe und Ziehschuten mit ihren Masten und Segeln durch das üppige Tiefland. Etwa 17000 Menschen in baumumgrünten Gehöften wohnen auf dem Lande, das einst ein großer Binnensee von fast 200 Quadratkilometern war. In den Jahren 1840 bis 1853 hat man ihn trocken gelegt, mit der alten Kunst des Deichens und Einpolderns, wodurch die Holländer seit frühmittelalterlichen Zeiten die Amphibiennatur ihres Landes überwunden, das wechselvolle Chaos von Wasser und allzu niedrigem, tiefer als die See liegendem Gestade geschieden haben. „Deus mare, Batavus litora fecit." Aber der kecke Spruch redet nicht mit Unrecht so stolz. Gott schuf das Wasser, der Holländer das feste Land.

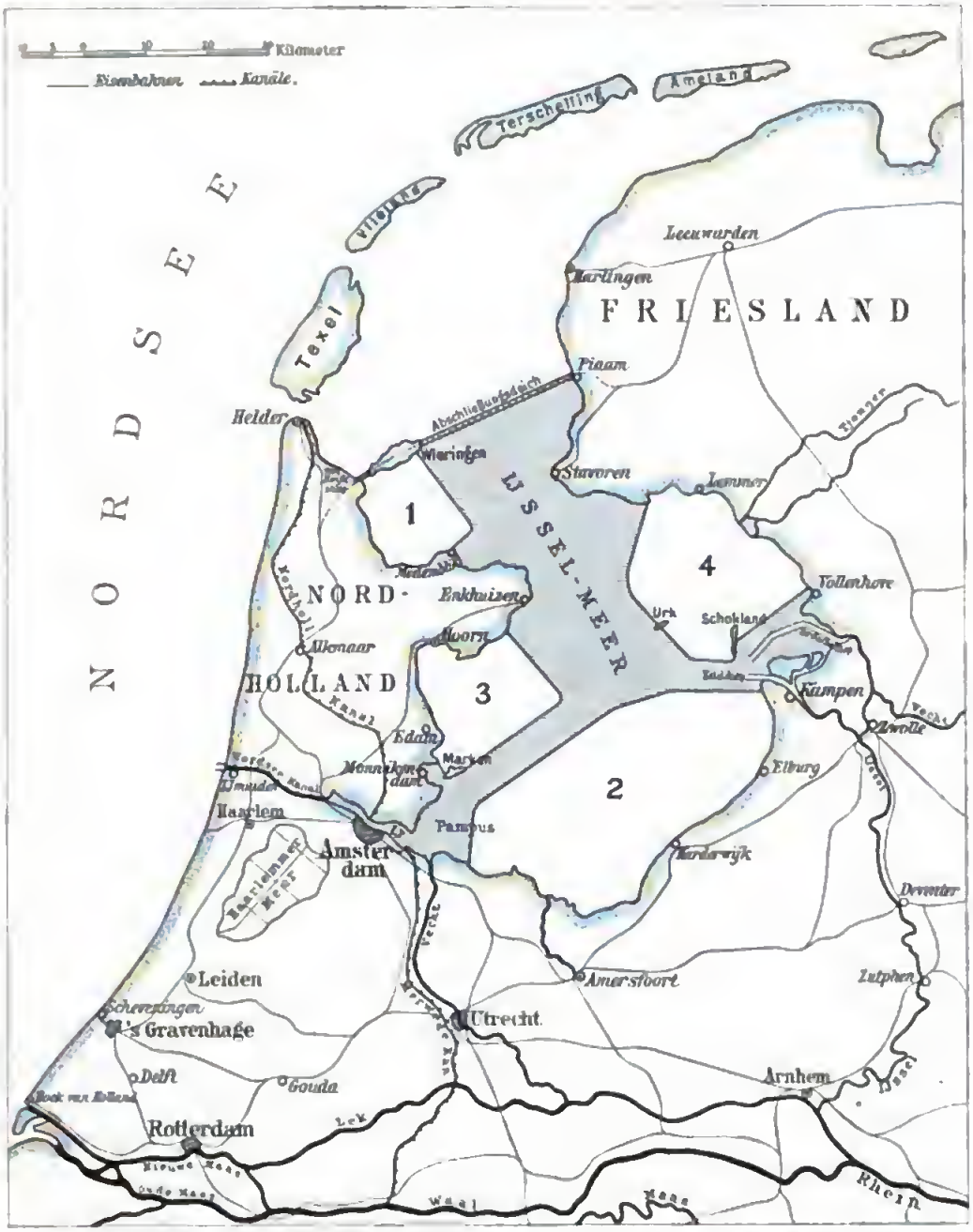
Nicht auf der Linie des ganz Neuen, der genialen Idee, sondern lediglich auf der Linie der kühnen Weiterarbeit liegt es demnach, wenn ähnliche Pläne sich längst auf die Zuidersee gerichtet haben. Die Großschiffahrt durch dieses offene Binnenmeer, dessen mittlere Tiefe vier Meter beträgt und damit also dem Haarlemer Meer entspricht, hat immer mehr zurückgehen müssen seit der Zunahme der Größenverhältnisse der Seeschiffe; und vollends seit den wichtigen Kanalbauten, erstlich von Amsterdam nach dem Helder, dann von Amsterdam auf dem kürzesten Wege durch die Dünen zur Nordsee nach Ijmuiden (eröffnet 1877), wodurch der Seeverkehr dieser wichtigsten niederländischen Stadt verzehnfacht worden ist, ist der Zuiderseeweg des Großverkehrs endgültig beiseite geschoben. Oder vielmehr, die Großschiffahrt ist davon erlöst worden, auf ihn noch ferner angewiesen zu sein. Nur mit den schwierigsten und umständlichsten Mitteln war sie selbst in älteren Zeiten aufrecht erhalten worden; z. B. dadurch, daß nahe vor der Einfahrt nach Amsterdam, am „Pampus", große Pontons, die sogenannten Kamele, festgeschlossen neben die Schiffe gebracht und leergepumpt wurden, so daß sie sich emporhoben und auf diese Weise das in die Höhe gedrängte Schiff in den Hafen trugen. Die alten Handelsplätze an der Zuidersee, von denen seit Hansezeiten so viel die Rede ist, Monikendam, Edam, Hoorn und wie sie heißen, sind heute die „toten Städte" Hollands geworden. Mit ihren stattlich schönen Giebelhäusern, Kranen und mächtigen Tortürmen, ziervoll prächtigen Kirchen liegen sie in träumerischer Kleinstadtvergessenheit da, und seltsam melancholisch erinnerungsvoll geht von ihren Türmen das helle Klingen des in ganz Holland und Vlaandern nirgend fehlenden Glockenspiels über die still gewordenen Klinkerstraßen und winzigen Läden, über die an den Ufer-

plätzen trocknenden grauen und braunen Fischernetze und die großen, leeren Backsteinspeicher aus den verschollenen Handelszeiten hinweg. —

Die Zuidersee steht mit der Nordsee in unmittelbarer Verbindung und ist dennoch kein Teil, keine richtige Bucht der offenen See. Dafür sind als allzu mächtige Deiche der Natur, der Texel, Vieland, Terschelling, ihr vorgelagert. Wohl wechseln Flut und Ebbe gewaltig durch die tiefen, engen Durchlässe zwischen diesen Inseln, mit vorstürmendem und zurückkehrendem Strudel. Aber bei ihrer Enge ergießt sich die von der Nordsee einströmende Wassermenge doch zunächst nur über die Watten hinter diesen großen Inseln: ergießt und breitet über sie sich hin, es reicht ihr dann nicht weiter, um auch noch bis auf die innere, eigentliche Zuidersee einen erheblichen Einfluß im Pegelstande zu üben. Schon bei Enkhuizen, das an der verengten Taille des Binnenmeeres gelegen ist, beträgt der Wechsel wenige Dezimeter, und kaum noch bemerkbar ist er im Winkel von Amsterdam. Ähnlich stellt sich der Salzgehalt der Zuidersee, in die ja die starke, zum Teil aus dem Rhein gefüllte Issel und andere Süßwasserflüsse einströmen, auf nur $^1/_2$ Prozent, während er am Texel 3 Prozent beträgt. Würde dieses große Binnenwasser heute auf einmal zu beträchtlichen Teilen in Land umgewandelt werden, so würde nichts anderes vernichtet oder vielmehr nichts eingeengt, umgestaltet werden als die Fischerei, während der Ortsverkehr der Schiffahrt zwischen hüben und drüben sowie ein wenig noch bestehender Verkehr mit kleineren Schiffen nach der Ostsee nach wie vor auch bei teilweise veränderten Gestaden erhalten bleiben könnten.

Begreiflich gerade zu der Zeit, als man an der Trockenlegung des Haarlemer Meeres tätig war, in den Jahren 1848 und 1849, trat ein aktiver Plan zur Eindeichung der Zuidersee hervor, der von dem königlichen Wasserbauingenieur B. P. G. van Diggelen herrührte. Er wollte Deiche vom Helder über Texel und Vlieland bis nach der Insel Terschelling und von da zur friesischen Küste hinüberziehen, wollte also jene gewaltigen Naturdeiche und Dünenkämme vervollständigen und das Binnenmeer in seiner vollständigen Ausdehnung schließen. Man hat diesen Plan damals nicht ernstlich verfolgt und auf ihn auch seither nicht zurückkommen können. Erstlich wegen der allzu großen Schwierigkeit, eine solche Schließung der erwähnten, von der Flut gewaltsam durchstrudelten Inseldurchfahrten technisch zu erzwingen, und zweitens, weil zu dem Unternehmen der erzielte Nutzen, nämlich die landwirtschaftliche Brauchbarkeit des im nördlichen Teil der Zuidersee gewonnenen Bodens nicht im Verhältnis gestanden hätte. Diesem ersten wenigstens praktisch gemeinten Anlauf folgte dann im Jahre 1866 ein recht viel bescheidnerer Plan: nur den ganz südlichen Teil einzudeichen, in der Weise, daß aus der Gegend von Kampen oder von Ketelmond im Osten zu der in der Zuidersee gelegenen Insel Urk hinüber und von dieser nach Enkhuizen ein starker Damm gelegt werde, der also der Issel den freien Eintritt in einen nach wie vor mit der Nordsee offen verbundenen größeren Rest des Binnenmeeres übrig lassen sollte. Der Urheber dieses Planes war der Wasserbauingenieur J. A. Beyerinck, dem die materielle Anregung durch die Maatschappij voor Grondcrediet, die Gesellschaft für Bodenkredit gegeben worden war. Und hiermit nun, seit 1866, kam die Angelegenheit in Fluß, um fortan nicht wieder gänzlich von der Tagesordnung zu verschwinden.

Mit diesem „nicht wieder gänzlich" ist freilich auch schon gesagt, wie weit, mit welchem Gefälle sie in Fluß kam. Das ausführbare Projekt war da und ließ sich nicht mehr in der öffentlichen Erörterung restlos unterdrücken; es fehlte auch nicht an zeitweiligen Entschlüssen, die geeignet schienen, es der Verwirklichung näher zu bringen. Aber von einer frischen und richtig beharrlichen Verfolgung des Planes durch die Regierung, welche sich mit ihm zu befassen begann, mit Ja oder selbst mit klärendem Nein, davon konnte trotzdem bis auf die allerletzte Zeit nicht die Rede sein. Man tut kein Unrecht, wenn man so urteilt, zumal in Holland selber über diese tempe-



Übersichtskarte der geplanten Einpolderung von Teilen der Zuidersee und des Abschlußdeiches.

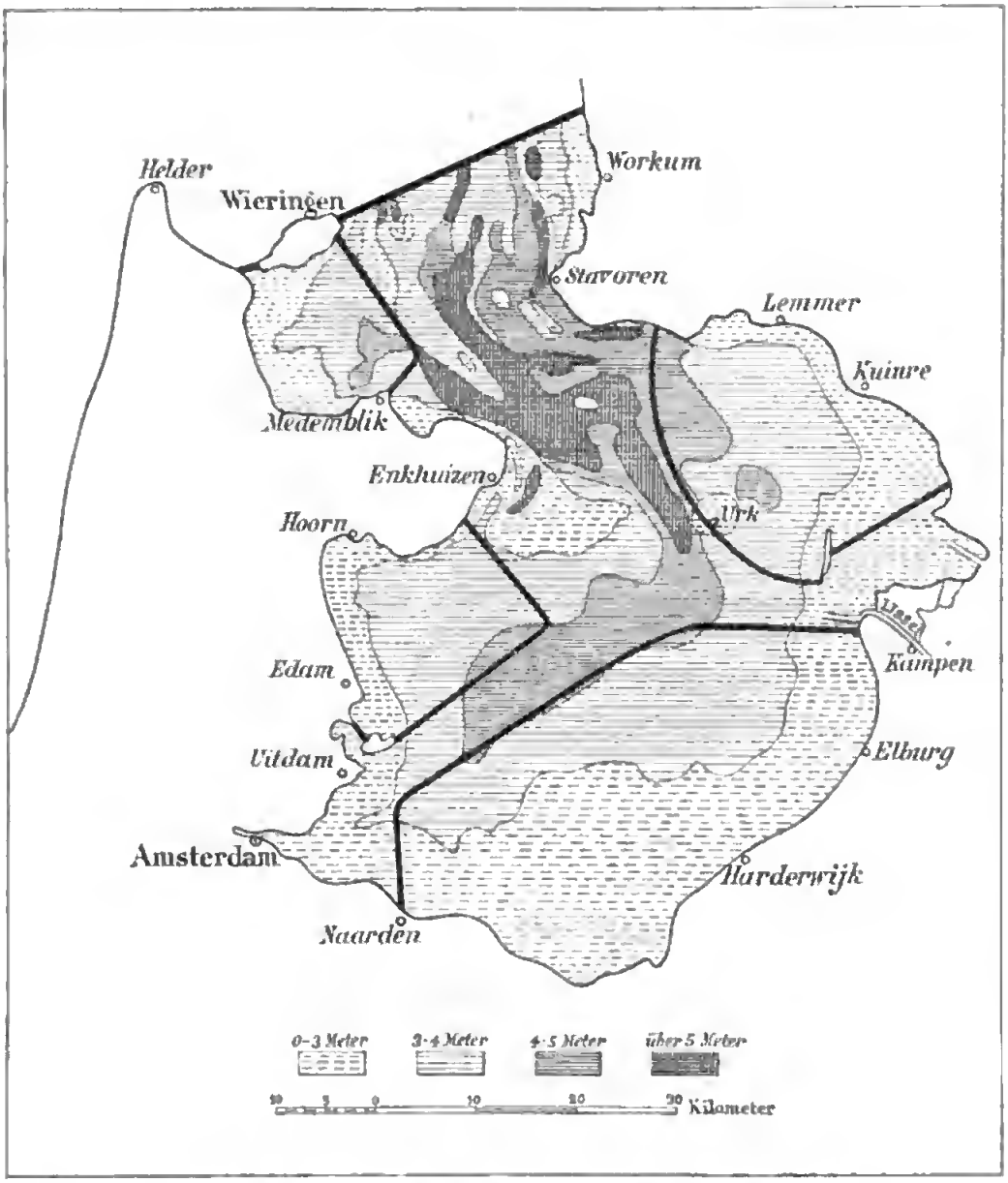
ramentlose Behandlung bitter genug von seiten derer geklagt wurde, denen der Plan am Herzen liegt, ohne daß sie persönliche Vorteile mit ihm verbinden, und die ihn zu ihrer Aufgabe gemacht, zum Gegenstand eines vaterländischen Idealismus erhoben haben. Anderseits wird man darum nicht minder hinweisen auf die Gründe und Bedingungen, die sich hemmend und durchkreuzend entgegenstellten. Erstlich waren es gewissermaßen psychisch die Abneigung und die Unlust, derart einschneidend die Natur zu korrigieren und gewordene, gewohnte Verhältnisse und Traditionen gewaltsam umzugestalten. Sodann die für ein zwar spezifisch reiches, aber nicht sehr großes Land höchst erheblichen Kosten eines Unternehmens, das seine Früchte erst den Söhnen und Enkeln tragen wird;

ferner die politischen Wirren, namentlich die mit zahlreichen Wechseln kurzlebiger Ministerien verbundenen akuten Verfassungsfragen und sozialen Sorgen, die die Öffentlichkeit der Niederlande in den letzten Jahrzehnten so stark beschäftigt und erregt haben; und nicht zuletzt der schier endlose Krieg in Ostindien, in Atschin, der ungeheure Summen verschlang und durch die starken Kriegsverluste, hauptsächlich infolge von Heereskrankheiten, als ein schwerer Gemütsdruck über dem ganzen Lande lag.

Der Plan Beyerincks wurde durch den Minister Heemskerk noch im Jahre 1866 einer staatlichen Kommission zur Untersuchung übergeben, die bis 1868 ihr Gutachten zuwege brachte. Es folgten nun eine Reihe von Neubearbeitungen und Modifikationen des Planes durch anderweitig zugezogene Sachverständige, sowie eine Reihe von Regierungsaktionen, deren vorläufiger Abschluß es jedoch war, daß ein von dem erneuerten Ministerium Heemskerk an die Kammer eingebrachter königlicher Gesetzentwurf von 1877, die Zuidersee unter Freilassung der Ijsselmündung im südlichsten Teil zu schließen, nach Rücktritt dieses Ministeriums von dem ihm folgenden noch im gleichen Jahre wieder zurückgezogen wurde.

Das bis heute für den Fortgang der Idee wichtigste Ereignis wurde dann die Gründung der „Zuiderzee-Vereeniging" im Jahre 1886, deren treibender Geist der seitdem verstorbene A. Buma, Abgeordneter aus Friesland, war. Diese gemeinnützige Vereinigung, als deren technisch-wissenschaftliche Hauptarbeitskraft hier sogleich der spätere Minister, Zivilingenieur C. Lely zu nennen ist, hat mit umsichtiger Vielseitigkeit sämtliche mit dem Gedanken des großen Werkes notwendig oder nützlich verbundenen Gesichtspunkte, die Bedingungen wie die Folgerungen, in ihre exakte Prüfung gezogen und eine ebenso ernstliche wie sachliche Propaganda entfaltet. Ihr ist weiterhin noch der selbständige Nationale Zuiderzee-Bond zur Seite getreten, mit der besonderen Richtung auf die industrielle Ausnutzung des Planes, im gleichen Ziel und in Eintracht mit der „Vereinigung", als deren Schildknappen sich der Bund gelegentlich in einer seiner Flugschriften bezeichnet hat.

Durch die Zuidersee-Vereinigung hat die Idee des Unternehmens ihre heutige Gestaltung erfahren, diejenige, die nun neuerdings durch das niederländische Parlament nach wieder eingebrachter Regierungsvorlage endgültig gutgeheißen worden ist. Diese Gestalt des jetzt zur Ausführung stehenden Planes ist kurz dahin zu bezeichnen, daß man den Mittelweg zwischen dem Projekt van Diggelens und denen Beyerincks und seiner Nachfolger einzuschlagen als das Empfehlenswerteste herausgefunden hat. Damit nahm Lely den Gedanken wieder auf, den der nordholländische Deichgraf de Leeuw schon seit dem Anfang der sechziger Jahre empfohlen hatte, nämlich das Binnenmeer zwar einigermaßen entfernt von den Nordseeinseln, aber doch weit außerhalb der Ijsselmündung zu schließen. Das Kernstück von Lelys Plan ist ein von der Schleuse Ewijk in der Provinz Nordholland über Wieringen nach Piaam an der Küste der Provinz Friesland hinüber zu ziehender, starker und mächtiger Abschlußdamm. Eine Reihe von mächtigen Schleusen nebeneinander an der Westseite des Dammes, bei der Insel Wieringen, sollen den Durchgang für die Schiffahrt und die Regelung des Wasserstandes auf sich nehmen. So würde durch diesen Sperrdamm der Hauptteil der bisherigen offenen und schwach-salzhaltigen Zuidersee in einen abgeschlossenen Süßwassersee, in den die Ijssel mündet, verwandelt werden. Die Absicht geht also nicht dahin, die von der Nordsee abgesonderte Wasserfläche in der ganzen Ausdehnung trocken zu legen; es sind vielmehr nur vier voneinander getrennte Polder in Aussicht genommen, die das neue „Ijsselmeer" verkleinern und einengen werden. Von ihnen liegen (s. Kartenskizze S. 531) zwei (1 und 3) im Westen, an der nordholländischen Küste, nördlich und südlich der Landvorbuchtung von Enkhuizen, der weitaus mächtigste (2) liegt an der Südküste des bisherigen Binnenmeeres, und der vierte im Osten, nördlich der Ijsselmündung. — Selbstverständlich ist diese bestimmte Abmessung der projektierten Polder erfolgt



Tiefenkarte der heutigen Zuidersee, mit Einzeichnung der künftigen Deiche.

auf Grund der Untersuchungsergebnisse, die sich über das Bodenmaterial der Zuidersee herausgestellt haben. Es sind diejenigen Partien, deren Trockenlegung jene fette, tonhaltige Marschenerde ergeben würde, die man in Holland, aber ebenso auch um Bremen und in Dithmarschen, überhaupt an der Nordsee und in den historischen Friesengegenden „Klei“ nennt. Die Kies- und Sandgrundpartien des Binnenmeeres, die zugleich die relativ tieferen sind, sollen dagegen auch im künftigen Ijsselmeere Wasserfläche bleiben. Desgleichen eine breite, offene Fahrgasse von der Ijsselmündung an dem südlichen großen Polder entlang nach Amsterdam hinüber, deren Boden zwar aus Klei besteht, die aber in den Tiefenverhältnissen einigermaßen dem übrigen künftigen Ijsselmeer entspricht.

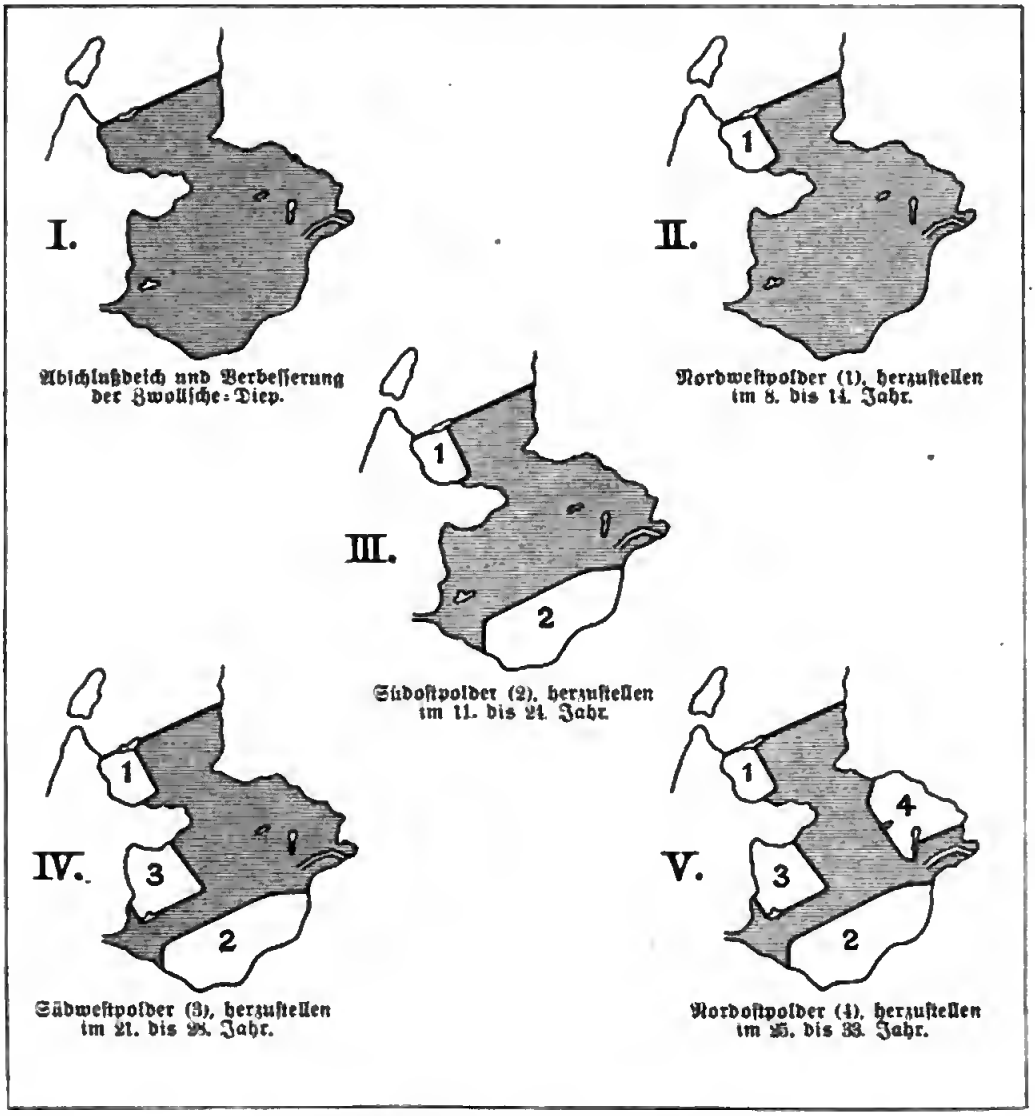
Was nun die Berechnung sowohl der Kosten, wie des künftigen Nutzens anlangt, so beanspruchen dafür natürlich die Vorkämpfer des Werkes keine absolute Gültigkeit, haben sich jedoch ausdrücklich gegen anderweitige Berechnungen gewehrt,

die die ihrigen in Frage stellten. In dieser Beziehung grundlegend ist die von der Vereinigung im Jahre 1898 ausgegebene Schrift: De economische Beteekenis van de Afsluiting en Drooglegging der Zuiderzee, die wie alle Denkschriften und Broschüren der Vereinigung in Leiden bei E. J. Brill erschienen ist. Ihr Verfasser war der Sekretär der Vereinigung van der Houven van Oordt, und sein Mitarbeiter war bereits G. Vissering, der nach van der Houvens Tode dessen Nachfolger sowohl als Sekretär wie als werktätiger literarischer und wissenschaftlicher Anwalt des Planes geworden ist.

Um finanzielle und wirtschaftliche, ein wenig auch um soziale Fragen und Voraussichten handelt es sich. Nicht um technische. Mit der Einpolderung, dem Deichschutz und dem Auspumpen, ist man in diesem Lande ja längst vertraut und hat diese Techniken immer weiter vervollkommt. Und so breit und stark der große Abschlußdamm gebaut werden soll, mit Rammpfählen, Faschinen und Basaltbekleidung — ähnlich wie mancher Leser sie vielleicht von den Hafenbauten zu Scheveningen kennt —, so ist bei der ziemlich gleichmäßigen und geringen Tiefe der Zuidersee auch dieser Damm allein von der Bereitstellung der Kosten abhängig. Auf vierzigundeinhalb Millionen Gulden veranschlagt man ihn, die Bauzeit auf acht Jahre. Bis zum vierzehnten Jahre der gesamten Arbeitsleistung soll dann der erste, nordwestliche Polder fertig werden, bis zum vierundzwanzigsten der große südliche, bis zum achtundzwanzigsten der südwestliche und im dreiunddreißigsten der nordöstliche. Diese beträchtlichen und geduldigen Fristen erfordert schon der landesgesundheitliche Gesichtspunkt, die Verhütung schwererer Sumpffiebergefahren, die bei zu hastig umfassendem Vorgehen unvermeidlich wären. Auf die dreiunddreißig Jahre werden sich die Kosten des Gesamt-Unternehmens verteilen, die man auf 189 Millionen Gulden — ein Gulden = 1.70 Reichsmark — veranschlagt. Hierbei sind die nach besonderen Rücksichten entstehenden Kosten eingerechnet; so die Befestigungsanlagen und die Vorrichtungen, um das Werk für das althistorische Landesverteidigungsmittel der Inundation, der Überschwemmung, nutzbar zu machen, ferner eine Entschädigung der Fischer mit vierundeinhalb Millionen.

Denn freilich wird sich für die Uferanwohner, die jetzt mit ihren Schokkers, Botters, Kwakken, Blazers und wie diese Binnensegler alle heißen, die Zuidersee befahren und befischen, die Sachlage gründlich umgestalten. Heute fängt man dort Heringe, Anschovis, Schollen, Aal, Stint, ferner Krabben oder Garneelen, die aus der salzmilden Zuidersee schmackhafter als aus der Nordsee sind und eher an die der Ostsee erinnern. Der Bau des Abschlußdeiches wird diese jetzt herkömmliche Fischerei vernichten. Keineswegs aber die Fischerei überhaupt. Im Gegenteil, man verspricht sich von einer künftig gesetzlich zu regelnden Süßfischerei, wobei für systematische Ansetzung und Schonung der Fischarten gesorgt würde, einen schönen Erfolg und eine Steigerung der schon bestehenden Ausfuhr von Süßwasserfischen nach Deutschland und Frankreich; man hofft höhere Erträge, als von der jetzigen Wildfischerei, deren Bruttoertrag in guten Jahren doch nicht mehr als ungefähr drei Millionen Gulden ausmacht. So will man denn den alten Fischern, etwa denen, die das fünfzigste Lebensjahr überschritten haben, eine Pension geben, den jüngeren dagegen materiell helfen, sich den veränderten Verhältnissen anzupassen.

Der Landgewinn, der durch die Eindeichung entstehen wird, beträgt im ganzen 211 830 Hektar. Hiervon gehen ab: etliche an sich unbrauchbare, übrigens kleine Sand- oder Moorstreifen, die in das Kleigebiet hineinreichen, sowie das Areal der Kanäle und der Landstraßen. Ferner gehen für den das Werk unternehmenden Staat ab die 50 Hektar, die jeder Gemeinde als kommunale Ausstattung gegeben werden sollen. An wirklich fruchtbarem Lande wird der Gewinn gegen 195 000 ha ausmachen. Dies ist mehr, als je für sich die Provinzen Drenthe, Utrecht, Zeeland oder, nach Abzug der breitausgedehnten Dünengebirge, auch die Provinz Nordholland Flächeninhalt haben. Mit Stolz spricht man deshalb von der zwölften Provinz,



Überſicht über die Zeitfolge der Einpolderung.

die das aus den elf vereinigten Staaten beſtehende Königreich nach Vollendung des Werkes dem Meere neu abgerungen haben wird. Man rechnet für die Koloniſation des neuen Landes 200 000 Bewohner, die ſich in Kirchſpielen und Dörfern verteilen. Das entſpricht den Verhältniſſen im Haarlemer Polder, wo jetzt auf 17 000 fruchtbare ha etwa ebenſoviel Einwohner kommen. Aber der Boden wird beſſer, als auf der Fläche des ehemaligen Haarlemer Meeres, er wird den ſchönen Ij-Poldern nördlich von Amſterdam, dem beſten bisherigen Eindeichungsgewinn des Landes, gleichwertig ſein. Mit Recht heben ſodann die Fürſprecher des Planes hervor, daß mit ihm kein bloß agrariſches Unternehmen vollbracht ſein, ſondern die neuentſtehende Gegend und Bevölkerung ein wichtiges Gebiet für die Intereſſen der Kaufleute und der Induſtrie abgeben wird. Über den großen, ausreichend breiten Abſchlußdamm wird neben der Landſtraße eine doppelgleiſige Eiſenbahn geführt werden, die nicht nur eine bequeme und ſchnelle Verbindung, die auch billiger als der teilweiſe Schiffs- oder Trajektverkehr arbeitet, von Amſterdam und Nordholland nach Friesland darſtellen wird, ſondern die als eine raſche und gute Verbindung der holländiſchen Städte mit Bremen und Hamburg

auch ſchon weiter ausſchauende Intereſſen ins Auge faſſen läßt.

Dies der Plan, natürlich nur in ſeinen knappſten Grundzügen. Begreiflicherweiſe fehlte es ihm nicht an kritiſchen Erörterungen, an Gegenreden und abweichenden Vorſchlägen. So wurde z. B. von teilweiſer Einpolderung der Zuiderſee ohne den teuren Abſchlußdeich geſprochen. Indeſſen das kam nicht ernſtlich in Betracht, da dann wieder die Polderdeiche je für ſich im Maßſtabe des ſonſt ſie alle ſichernden Abſchlußdammes hätten hergeſtellt werden müſſen.

Seit der Gründung der „Vereinigung" befaßte ſich aufs neue der Staat verſchiedentlich mit dem Plan. Insbeſondere hat eine 1892 eingeſetzte Staatskommiſſion von 28 Mitgliedern ſich mit großer Mehrheit für das Werk, und zwar für deſſen — von den Urhebern und Förderern des Planes auch vorausgeſetzte — Ausführung durch den Staat, ausgeſprochen; die ſechs Mitglieder der Kommiſſion, die ſich ablehnend verhielten, machten lediglich die große finanzielle Belaſtung geltend. Dies geſchah natürlich auch von anderen Seiten; es gab, wie überall, Stimmen, welche nichts davon hören wollten, Ausgaben für das Gemeinwohl zu tragen, die erſt den künftigen Geſchlechtern zugute kommen werden. Was freilich nirgends in der Welt hindert, öffentliche Anleihen zu bewilligen, die von denſelben Enkeln zu amortiſieren ſind. Die Rückſicht auf die pekuniäre Unluſt hat denn auch ſchon einmal, im Jahre 1901, auf einen Geſetzentwurf der Regierung ihren Einfluß geübt, der zwar den Abſchlußdamm bauen, aber nur einen kleineren Teil der Einpolderung, die beiden weſtlichen Eindeichungen, ausführen wollte. Gegen dieſe Schwachgeburt der Kompromißpolitik wandte ſich aber die Hauptträgerin des Gedankens, die Zuiderſee-Vereinigung ſelber, und wieder einmal bei einem Wechſel im Miniſterium wurde dann der Entwurf zurückgezogen.

Seitdem haben neue Gutachten, neue behördliche Anläufe und die beharrliche, ruhige Agitation der Vereinigung ſowie des nationalen Bundes den Plan weiterhin einleuchtend und ſchon auch mehr und mehr volkstümlich gemacht. Weſentlich dem zugute gekommen ſind die Empfindungen der Jahre 1904 und 1905, wo in Nordholland und Friesland große Dürre herrſchte, das Vieh abmagerte und künſtlich ernährt oder zu ſchlechten Preiſen verkauft werden mußte, und wo anderſeits wieder bei plötzlichen Sturmfluten viel Schaden und Gefahr durch Überſchwemmungen und Deichbrüche geſchah. Da war die Sehnſucht auf einmal ſehr groß: wäre doch ſchon der Abſperrdamm der Zuiderſee, daß er den Hochwaſſern wehre und daß er anderſeits zu Zeiten der Dürre die bequeme Handhabe gäbe, aus dem Iſſelmeer die anſtoßenden Provinzen mit dem zurückbehaltenen, nicht durch die Schleuſen weitergegebenen Süßwaſſer der einmündenden Flüſſe belebend zu durchfluten.

Nun alſo wird das Werk kommen, an dem ſeine Freunde mit der tapferen Zuverſicht feſthielten: kommen muß es einmal. Und mit ihm wird der „Bataver" alles krönen, was er ſeit langen, langen Jahrhunderten als Erbauer des Landes vollbracht hat. Mächtig und erhebend mutet es an, ſich dieſe künftige Großtat nur einmal vorzuſtellen: in den Raumverhältniſſen, die hier gezogen ſind. Denn dieſes Werk rechnet ja nicht nach erweiterten Landgutbegriffen mehr, ſondern bereits mit den Maßen der Geographie. Unabſehbare Flächen grünen Landes ſollen emportauchen, auf denen der Kiebitz ſchreit und das prächtige, bunte Vieh weidet, mit ihren ſauberen Molkereien und Käſereien, wo man den feinen, glatten Stoff in die langen Reihen der nebeneinander aufgeſtellten Kugelformen preßt, freundlich gruppierte, backſteinrote Häuſer, blühende Gärten und hübſche Kirchen —: alles da, wo jetzt die Bojen in der Flut tanzen, die Dampfer haſten, die Gaffelſchuner im Winde ziehen und wo die geſchichtliche Erinnerung lebt, wie einſtmals die Kauffahrer und Orlogſchiffe heraufrauſchten nach Amſterdam, der Vereinigten freien Generalſtaaten ſtolzer und reicher Handelshauptſtadt. Gehen wir weiter zurück, blicken wir allgemeiner um: was iſt überhaupt von ſolcher Art in all dieſen Gegenden geleiſtet worden! Als die Römer die Nordſeeküſten kennen lernten,

Die Bibliothek in Sanssouci.

Gemälde von Prof. Fritz Werner †.

da waren sie, wo noch der Urzustand herrschte, nichts als trostlose Sanddünenstrecken oder trostloser Sumpf; „auf Warften, aufgeworfenen Erdhügeln, hat das unglückliche Volk seine Hütten stehen, Seefahrern gleichend, wenn die Flut kommt, Schiffbrüchigen, wenn sie zurückgetreten ist". Kein Vieh können sie haben, fährt Plinius weiter fort, um von ihm zu leben, wie ihre Nachbaren tun; zur Ebbezeit sammeln sie das zurückgebliebene Seegetier, davon leben sie; aus Schilf und Dünengras flechten sie Stricke, um ihre Netze daran zu ziehen; ihr einziges Getränk ist das Regenwasser, welches sie in den Pfützen vor ihren armseligen Hütten ansammeln und aufheben. — Die aber am frühesten diesen Zustand an der Nordsee überwunden haben und Lehrmeister der übrigen geworden sind, das ist das Volk, das heute in Holland wohnt. Und seine ganze Geschichte seitdem ist eines der wunderbarsten Denkmäler der beharrlichen, pünktlichen Ausdauer und des schöpferischen Willens, zu dem, wie durch keine andere Bedingung, durch Mühsal und Ungunst der Natur eine ganze Gemeinschaft erzogen wird. So gibt es aus den Taten und Schöpfungen dieses Volkes, die bis in die neueste Zeit vorbildlich weiterdauern, für uns Deutsche, für das in praktisch-solidarischer Kultur viel jüngere, eigentlich erst jetzt bewußt erwachte Brudervolk, noch viel zu lernen. Und nicht bloß zu lernen von jenen der Abkunft nach altfriesischen Holländern; von den Vlaamen in Belgien ganz gerade so; wie sie zum Beispiel das Waesland zwischen Antwerpen und Gent aus weißgelber Sand- und Dünenheide, ganz von der Art, wie wir Berliner nur allzu gut sie kennen, durch rationelle Erdmischung und Melioration verwandelt haben in eines der fruchtbarsten und mit Gehöften dichtest besäeten Anbau- und Gartenländer, die man sehen kann.

Merkwürdig und herzbewegend ist es, mit solchen Gedanken über die hinwellend blaßtrübe Zuidersee zu fahren, die selber erst, in geschichtlich einigermaßen festzustellender Weise, aus Einbrüchen, Vereinigungen und Landverschlingungen so groß geworden ist, daß sie von Gestade zu Gestade nicht überblickt werden kann. Auf eigenste Weise wird in solchen Gedanken das Märchen zur nahen Wirklichkeit, und Rückerts bekanntes Gedicht von jenem persischen Chidher dem ewig jungen zieht durch den Sinn: wie er nach fünfhundert Jahren zurückkehrt, wo er zuletzt ein grünes Weideland mit Schäfer und Schalmei und Herde gesehen hatte, und nun ein Meer findet.

. . . das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei,
Und als er ruhte vom schweren Zug,
Fragt' ich, seit wann das Meer hier sei?

Er sprach, und lachte meinem Wort:
Solange, als schäumen die Wellen dort,
Fischt man und fischt man in diesem Port.

— — — — — — — — — — —

Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich des selbigen Weges gefahren.

Da fand ich eine Stadt; und laut
Erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?

Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
So ging es ewig an diesem Ort
Und wird so gehen ewig fort.

Und aber nach fünfhundert Jahren
Will ich des selbigen Weges fahren.

Der Sieger.

Unbarmherzig tritt der Tag
In den Garten meiner Träume
Und zerstampft die zarten Beete
Und zerbricht die Blütenäste.

Aber ihm mit seinem hellen,
Hohen Antlitz, ihm, dem Sieger,
Wer vermißt sich, ihm zu zürnen?
Still verschließt das Herz die Klage.

Sieh im Haare des Vernichters
Der zerstörten Blüten eine
Traumhaft leuchten, und die Sohlen
Atmen noch ein letztes, leises
Duften von zertretnen Veilchen.

Gustav Falke.

Vergleichende Betrachtung von Kunstwerken.

Von Prof. Dr. Berthold Haendcke-Königsberg.

Es ist alte Übung an den deutschen Universitäten, in den kunsthistorischen Seminaren die Studenten durch vergleichende Betrachtung der Kunstwerke in die kunsthistorische Untersuchungsmethode einzuführen. Sie erteilt auch eine klare Antwort auf die Frage mancher kunstbegeisterter, aber künstlerisch wenig erzogener Laien: was ist an diesem Kunstwerke eigentlich zu sehen? Einige Beispiele werden genauer darlegen, was ich mit diesen Worten sagen will.

In allen Weltteilen berühmt sind die Pforten, die Lorenzo di Cione gen. Ghiberti (1378—1455) für das Baptisterium zu Florenz mit Reliefs verziert hat. Jedermann weiß auch, daß der ersten Tür (1403—1424) eine Konkurrenz voranging, deren Charakter wir an den von Ghiberti und Bruneleschi eingelieferten Bewerbungsarbeiten noch heute beurteilen können.

Beide Male sehen wir eine Darstellung des Opfers Abrahams, genau nach den Worten bei Moses Kap. 22 Vers 1—14. Beide Reliefplatten ähneln einander auf den ersten Blick außerordentlich und sind doch im Grunde künstlerisch verschieden gedacht. Lorenzo Ghiberti baut eine felsige Szenerie auf; auf dem zur Linken einsam emporragenden abgeplatteten Fels liegt der Widder, während ganz rechts am Fuße des Felsens der Altar errichtet ist, auf dem Isaak in zweidimensionaler Vorderansicht kniet. Abraham, der links vom Altare steht, ist gerade im Begriff, dem Sohne das Messer in die Kehle zu stoßen. Rechts oben schwebt aus dem Raume heraus der Engel mit ausgestreckter Rechten. Am linken Bildrand und etwas tiefer als Abraham steht die Gruppe der beiden Knaben, von denen der eine uns den Rücken, der andere das Gesicht zuwendet, zwischen ihnen der Esel mit tiefgeneigtem und vorgestrecktem Kopfe.

Opfer Isaaks. Bronzerelief von Lorenzo Ghiberti im Museo Nazionale zu Florenz.

Brunelesch läßt den Altar mit dem Knaben in der Mitte der Platte stehen, den Vater rechts, ebenso den Felsblock; links den Bock, oben den Engel; im unteren Abschnitte steht in der Mitte der Esel, links und rechts sitzen je einer der Knaben.

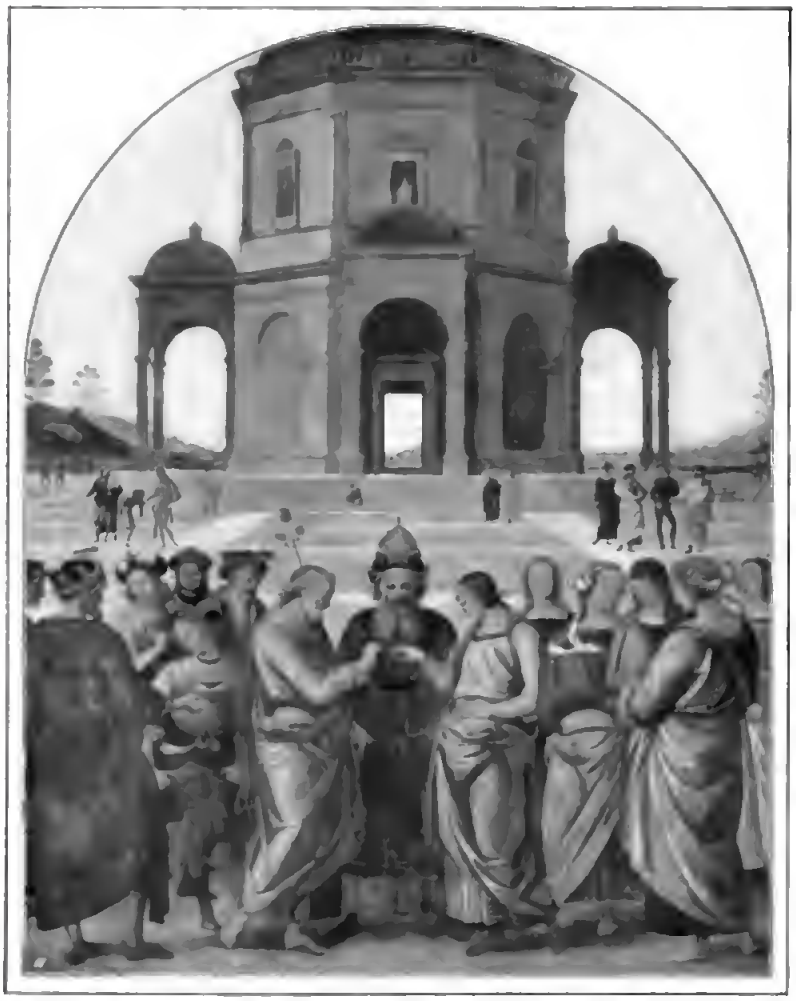
Die Komposition der beiden Platten unterscheidet sich so grundsätzlich, daß an ihnen fundamentale Gesichtspunkte der Gotik und der Renaissance sich darlegen lassen. In Ghibertis

Platte ist der Vertikalismus der Gotik ebenso herrschend wie in der Bruneleschis die horizontale Anordnung der Renaissance. Ghiberti komponiert derartig, daß er die Hauptmomente seitlich anordnet, die Massen in zwei gleiche Teile zerlegt; Bruneleschi wählt die zentralisierende Anordnung. Dadurch kann er Abraham, Isaak und den Widder übersichtlicher als Ghiberti nebeneinander rücken; allerdings räumt er dem Grautier ungebührlich viel Platz ein und bedrückt dadurch die Hauptpersonen; auch schiebt er die Knaben ungeschickt in die Ecken. Ob es ein Zufall ist, daß man die ganze Komposition Bruneleschis, des berühmten Architekten, mit einer Pyramide umschreiben kann, deren Spitze in der Ecke der Umrahmung oberhalb Abrahams liegt, lasse ich dahingestellt sein, glaube aber meinerseits an eine bewußte Absicht. Die Reliefbehandlung Ghibertis deutet bereits auf die malerische der späteren Zeit hin, während Bruneleschi strenge die Gesetze des echten Reliefs wahrt.

Gehen wir zu der inneren Durcharbeitung der Darstellung über, so vertritt Ghiberti auch diesmal die typische Darstellungsweise der späteren Gotik, verbunden mit einem ungewöhnlich feinen Schönheitsgefühl, das ihn aber von neuem zu allgemeinen Formen drängte. Überall, im Nackten, in der Kopfbildung, in der Gewandbehandlung fühlen und sehen wir in geradem Gegensatz zu Ghiberti bei Bruneleschi die persönliche und zwar hochdramatische Auffassung. Man betrachte darauf vor allem Abraham. Bei Ghiberti zückt Abraham, ein ungewöhnlich schöner, alter Mann in eleganter Stellung, aufmerksamen Blickes, aber ohne jede tiefe Erregung das Messer gegen die Kehle des Sohnes, den er mit der Linken an die Schulter gefaßt und gegen sich gepreßt hat. Isaak kniet als wohlgebildeter Jüngling ruhig auf dem Altar und wendet das schöne lockenumwallte Haupt zu dem Engel, der aus der Tiefe des Raumes hervorschwebt. Bei Bruneleschi stürzt sich der Vater, dessen Antlitz der Gram gefurcht hat, mit wilder Gebärde auf den Sohn, um zu tun, was geschehen muß. Er greift heftig dem Knaben an den Kopf, den er hart zu sich herum dreht, so daß der nach links kniende Knabenkörper sich im Schmerze leicht hebt. Das Messer ist schon fast in den Hals gedrungen, da saust der Engel hervor und packt im letzten Augenblick die Arme des Erzvaters.

Jede Einzelheit ist in Bruneleschis Relief von individueller Auffassung erfüllt; gleichgültig, ob der Meister den dürren Knabenkörper modellierte oder die Gewänder, überall trat die Natur als Lehrerin ihm an die Seite. Auch begnügte er sich nicht mit einfachen Körperstellungen, wie sein Rivale. Im Gegenteil, er suchte auch hier als Künstler das zuckende Leben in seinen vor-

Opfer Isaaks. Bronzerelief von Filippo Bruneleschi im Museo Nazionale zu Florenz.



Vermählung Mariä. Gemälde von Perugino.

Eines der überzeugendsten Beispiele, wie kleine Verschiebungen einem Kunstwerk ein viel feineres Leben verleihen können, beweist der Vergleich zwischen Peruginos und Raffaels Vermählung der Maria. In beiden Bildern ist der Hohepriester zwischen Joseph und Maria getreten. Zu beiden Seiten steht je eine Gruppe junger Männer und Frauen; wie auch im Hintergrunde ein kuppelgekrönter Zentralbau. Raffael nimmt zunächst etwas mehr Aufsicht, legt also den Augenpunkt niedriger; läßt dann den bei Perugino steif dastehenden Priester leicht das Haupt gegen die Schulter neigen, die Füße auseinander und seitwärts stellen, rückt die Nebengruppen besser zusammen und von den Neuvermählten ab; dem Tempel nimmt er die monoton wirkenden drei Vorbauten auf dem Peruginoschen Gemälde, umgibt den inneren Hochbau mit einer Säulenrotunde und schneidet die halbkugelige Kuppel glücklich derartig ab, daß die Höhenentwicklung zur Wirkung kommt, während Perugino seine achteckige Kuppel bereits kurz oberhalb des Fußes überschneidet. Auch läßt Raffael im Hintergrunde zu beiden Seiten des Hochbaues keine Bäume wachsen, sondern nur flache, niedrige Höhen sich erheben. Durch diese und andere kleine Züge wirkt das Raffaelische Gemälde als mit weit durchgebildeterem künst-

übereilenden Bewegungen zu fassen, ohne vor den schwierigsten, wenn auch noch nicht tadellos lösbaren Problemen zurückzuschrecken. Auf allen Punkten stellt sich uns eine vorwärtsdrängende Persönlichkeit entgegen. Auch in dem links sitzenden Knaben vermischte sich mit der Erinnerung an die antike Statue des Dorn ausziehenden Knaben selbständige Naturbeobachtung. Gerade das Verhältnis Ghibertis und Bruneleschis zur Antike ist sehr lehrreich. Der erstere war ein Sammler und begeisterter Kenner der Antike, der sich als Künstler an ihrer formalen Schönheit zu bilden suchte. Bruneleschi sieht in der Antike nichts anderes als in der Natur, d. h. er sieht in beiden Vorbildern nur ein Mittel, seine künstlerische Vorstellung zu bereichern. —

lerischen Verständnis vollendet. — Beide Malereien repräsentieren im übrigen den Stil der Quattrocentisten (bez. der Umbrier). Die Handlung spielt sich im Vordergrunde ab, die Raumtiefe ist nur eine bedingte; eine liebliche Höhenlandschaft wird angedeutet; die Beleuchtung ist eine gleichmäßig helle; warme, heitere Farben harmonisieren mit der zarten Bildung der Menschen und ihren eleganten Bewegungen; der Realismus erscheint als gemildert von einem fein empfindenden Schönheitsgefühl. —

Außerhalb der kunsthistorischen Kreise ist es wenig bekannt, daß Raffael sich in der Komposition seiner ‚Schule von Athen' an das Relief ‚Begegnung Salomos mit der Königin von Saba' auf der Paradiesespforte Ghibertis in wesentlichen Punkten angelehnt hat. (S. 542 u. S. 543.) Auf beiden Werken erblicken wir im Hintergrunde die hochragende Innenarchitektur einer Halle; vor dieser und in der Mitte der Komposition nehmen jedesmal zwei Personen ihren beherrschenden Platz ein; links und rechts sind Reihen von Begleitern aufgestellt; eine Treppe führt in den Vordergrund, den links und rechts Gruppen von Männern und Frauen beleben. In der Tat, die starke Ähnlichkeit ist unverkennbar; sie dehnt sich sogar darauf aus, daß Raffael in seiner ‚Schule von Athen' eine dem monumentalen Freskostil zuwiderlaufende Fülle von Personen gleich Ghiberti — ohne diesen dafür als Vorbild angeben zu wollen — anordnet. Und doch wie sehr unterscheiden sich die beiden Werke.

Zuerst sei der Architektur gedacht. Ghiberti läßt uns in die tiefe Halle einer gotischen Kathedrale (?) sehen; rechts und links steigen andere hohe Profanbauten auf. Raffael baut quer durch das Bild eine prächtige Renaissancehalle, die über

Vermählung Mariä. Gemälde von Raffael.

dem Grundriß eines griechischen Kreuzes aufgeführt ist. Wir treten in den vorderen tonnengewölbten Arm der Halle ein, blicken zur Kuppel empor, in den zurückliegenden Arm und durch eine breite rundbogige Öffnung ins Freie. Raffael hat also schon durch die breite Hinlagerung seiner Architektur die Zerklüftung des auf mehreren vertikalen Linien beruhenden Hintergrundes Ghibertis vermieden und dadurch Ruhe und Wucht in sein Bild gebracht. Weiterhin erhalten wir durch die Zerlegung des Gesamtraumes in drei große Abschnitte einen erkennbaren Tiefenmaßstab, während wir bei Ghiberti in eine schier endlose Tiefe hineinzuschauen glauben. Trotzdem Raffael die steile Höhe der Halle des großen Florentiner Bildhauers nicht erreicht, erzwingt er für den Beschauer die nämliche Höhenentwicklung vermittelst des Blickes auf und durch die Kuppelfußfenster. Aus der Halle läßt uns der junge Urbinate auf einen Vorplatz hinaustreten, von dem eine vierstufige Treppe in den Vordergrund herabfällt, während Ghiberti den Raum vor der Halle durch eine Balustrade nach vorne begrenzt und nur eine Türöffnung ausschneidet, die zu der ebenfalls vierstufigen Treppe führt.

Bei Ghiberti spielt sich der Vorgang der Begegnung außerhalb der sehr hohen Halle ab, so daß er, um die beiden Hauptpersonen nicht verschwinden zu machen und sie bedeutsam hervorheben zu können, hinter ihnen eine Schranke mit einem kleinen rhombenartigen Muster errichtet; nach dem Erfahrungssatz, daß ein kleinfiguriger Hintergrund größere vor ihn hingestellte Objekte steigert. Raffael rückt seine beiden mittleren Personen, Aristoteles und Plato, noch in den Raum hinein, so daß die Raummassen nach Breite, Höhe und Tiefe die Figuren in ihrer künstlerischen Wirkung uneingeschränkt zu unterstützen imstande sind. Aristoteles und Plato malte Raffael in Vorderansicht, läßt aber Plato in Profildrehung sich zu Aristoteles wenden, während die Königin von Saba wie Salomo sich in Profilstellung begrüßen. Dieser Gleichklang stört und mindert die Wirkung dieses Zentralpunktes herab. Dieselbe Wirkung ruft es hervor, daß auf

Die Schule zu Athen. Gemälde von Raffael.

Die Königin von Saba. Relief von Lorenzo Ghiberti.

dem Relief die Zuschauer in drei Parallelreihen in die Tiefe aufgestellt sind, während wir bei Raffael nur eine Tiefenreihe längs den Linien der Innenarchitektur finden; die andern Figuren haben, in Gruppen und Einzelpersonen aufgeteilt, in der Breitenausdehnung des Bildes und vor der Frontarchitektur ihren Platz gefunden. Diese weit größere Belebung der Menschenmassen wird noch dadurch gesteigert, daß links und rechts von den äußersten Ecken Personen herbeieilen oder fortgehen. In der ganzen Breite der Freske Raffaels zieht sich die Treppe hin; einzelne Männer steigen hinauf oder sitzen auf ihr; im Vordergrunde haben sich links oder rechts in den Ecken lebhaft bewegte und doch vollkommen geschlossene Gruppen zusammengefunden, so daß die Mitte frei bleibt, ohne Raumleere zu bringen. Die Grundlinie von Aristoteles und Plato her bis in die Ecken des vordersten Planes gibt einen Kreisausschnitt. Auch Ghiberti versucht die Vordergrundmassen, in Gruppen zerlegt, von der Mitte nach vorn bis in die Ecken zu verteilen, aber durch die gleiche Kopfhöhe fast aller Personen und durch die stärker betonte Richtungslinie seiner Figuren auf die enge Treppe im Mittelgrunde hin entbehrt die Komposition sowohl der Mannigfaltigkeit wie der weitgedehnten Anlage. Alles drängt sich zusammen; die Horizontalen zerschneiden das Bild; zu ähnliche Vertikale bewirken Monotonie; die Fülle der Menschen ruft nur eine

Christus am Kreuz. Gemälde von Albrecht Dürer.

kleinliche Massenanhäufung hervor. In Ghibertis Relief äußert sich trotz aller Fortschritte der mit anerkannten Regeln arbeitende Gotiker, in Raffaels Malerei das hohe selbständige Stilgefühl der Renaissance für freiräumige Anordnung und für fein abgewogene, mit souveräner Sicherheit bewegte Massen. —

Das Dresdner Museum besitzt ein handhohes Bildchen des Altmeisters von Nürnberg: ‚Christus am Kreuz' vom Jahre 1506. Es ist das am meisten koloristische Gemälde, das Dürer je gemalt hat. Vor dunkler Wetterwolke hängt hart am Bildrande der Heiland, der mit lauter Stimme seinem Vater seine Seele überantwortet. Zu seinen Füßen liegt im falben Lichte die grünende Erde, ein aufglänzender Fluß, ein sanfter Hügel. Allein, verlassen von allen Menschen, stirbt qualvollen Todes Gottes Sohn.

Niemals zuvor hat die Kunst diesen Gedanken des Verlassenseins von aller Welt, diese Zweieinsamkeit des Vaters und des Sohnes gemalt wie Dürer hier. Nach ihm Hunderte von Barockmalern, denen das gewaltige Pathos, das in diesem Stoffe lag, nicht entgehen konnte. Es sei Rubens anstatt vieler genannt und sein Bild in Antwerpen zum Vergleich herangezogen.

Auch hier quält sich der Leib des Menschensohnes am Kreuzesstamm; auch hier umgibt ihn nur das Dunkel des gewitterschwangeren Himmels; ragt sein Kreuz einsam über die Kuppeln der Stadt Jerusalem empor. Aber wie ganz anders schufen der Meister der Renaissance und der des XVII. Jahrhunderts. Ein hohes schmales Rechteck füllt Rubens mit seinen mächtigen Menschengestalten zu einem beträchtlichen Teile aus, verlegt das Gewicht merklich auf eine Seite; läßt die Brust in furchtbarem Schmerze sich vorwölben, vom Kreuzesstamm wegstreben, als ob sie ihm entfliehen könnte, läßt die Arme steil emporragen. Der Kopf ist in wildem Schmerz zurück und auf die rechte Seite geworfen. Ein langes, flatterndes Spruchband ist am Kreuzende angebracht.

Dürer stellt das Kreuz in die Mitte eines wenig überhöhten Rechtecks. Der schlanke Körper hält genau die lotrechte Linie inne, die Arme greifen seitwärts, der Kopf neigt sich leicht auf die Schulter; am Kreuzende ist ein kleines, längliches Schild mit I. N. R. I. befestigt. — Hier eine gleichmäßige, in sich gefestigte und

Christus am Kreuz. Gemälde von P. P. Rubens.

dennoch mächtig erregte Ruhe — dort stark bewegte Linien, von Grund aus aufgewühltes Seelenleben.

Dürer legt den Körper in ein warmes, gleichmäßiges Licht, die Erde in einen fahlen Ton, malt mit festem Pinsel, wie es Licht und Form verlangen. Rubens hüllt die Erde, die Beine des Gefolterten in Halbschatten; er läßt die Massen des Lichtes nur auf das Gesicht und den Leib fallen, aufgesogen und ausgestrahlt von bald locker und breit, bald schwer verschmolzenen Farbenkörpern.

Des großen Antwerpeners Werk hat den Kerngedanken der furchtbaren Einsamkeit, das ‚große Sterben', als Maler sicherer und tiefer erfaßt, aber ob der Heiland, der auf dem Dürerschen Bilde qualvoll die Augenbrauen zusammenzieht, mit tiefem Blicke fest gen Himmel blickt, den Mund in angstvoll bittendem Rufe zum Vater hin weit öffnet, nicht doch aus wahrer empfundenem, innerem „Gesichte" geschaffen ist, als der Ausdruck des mit emporgedrehten Augen wild

zurückgeworfenen Kopfes, den Rubens gemalt hat? —

Niemandem, der die Aufrichtung des Kreuzes des guten Schächers, links auf der riesigen Kreuzigung Tintorettos in der Scuola di San Rocco in Venedig mit der Kreuzaufrichtung vergleicht, die P. P. Rubens für die Kathedrale von Antwerpen malte, wird es entgangen sein, daß in die Vorstellung des berühmten Flamländers sich die Malerei des von ihm sehr bewunderten Venezianers bei

Die Kreuzaufrichtung. Gemälde von P. P. Rubens.

der ersten Erfindung seines Gemäldes eingeschlichen hat. Gerade das Hauptmoment, die Überwindung des toten Punktes bei der Aufstellung des schweren Kreuzes, ist beiden Arbeiten gemeinsam. Der Meister der Spätrenaissance wählte aber als Richtungslinie für das Kreuz eine steile, fast gerade Linie; der Maler des Barocks eine hoch aufsteigende, stark betonte Diagonale. Klar und übersichtlich stellt Tintoretto die Personen in den Raum, so daß auch die Landschaft zu ihrem Rechte kommt. Rubens hingegen drängt die, man möchte sagen zusammengeknäulten Personen so dicht aneinander wie irgend möglich und erfüllt als echter Barockkünstler den ganzen Raum mit seinen mächtig gestalteten Menschen. Einzelne bezeichnende Bewegungen wie auch Kopftypen hat Rubens ebenfalls von Tintoretto übernommen; aber wie wird der feste Griff der Arbeiter dieses bei jenem zum wilden Packen! Jene arbeiten schwer, diese kämpfen voll drängender Leidenschaft mit der Last, so daß sie sich selbst dem mächtigen Bernhardiner links in der Ecke mitteilt — nur der niedergekniete Hauptmann blickt mit tieftraurigem, fast entsetzt fragenden Blick zum göttlichen Dulder hinauf. Ebenfalls ein Zug der pathetischen, auf die Gefühlswelt bewußt und unbewußt spekulierenden Barockzeit. In demselben Maße unterscheidet sich der Kommandeur zu Pferde auf dem Flügel des Rubensschen Triptychons von dem auf dem Bilde Tintorettos links haltenden Reiteroffizier, der das Vorbild abgegeben hat.

Der Venezianer malt eine von Bergen eingefaßte, weite Plattform; Rubens stellt

Die Aufrichtung des Kreuzes. Gemälde von Tintorello.

hinter das Kreuz einen riesigen, von zerzaustem Busch- und Wurzelwerk umkleideten Felsblock hin, rechts blickt man in die wolkige Luft, in weite Ferne. Die fest umrissene, übersichtliche Anordnung der Renaissance, die „malerische", auf Raumwirkung und Raumbeherrschung ausgehende Barockkunst sind von neuem einander gegenübergestellt.

Und nun die Technik. Bei Rubens warme, satte Farben, das Licht energisch auf dem Körper des Heilandes konzentriert — bei Tintoretto kalte, dunkle Töne, eine Beleuchtung, die in eben denselben Gegensätzen gleichmäßig über das ganze Bild ausgebreitet ist. Klassische Ruhe beherrscht das eine Werk, mächtig ausbrechende Leidenschaft das andere. Und doch verhalten sich Tintorettos Malereien bereits in demselben Grade zu denen der Hochrenaissance, etwa zu denen eines Raffael.

In der deutsch-niederländischen Malerei gibt es zwei große Lichtmaler, Mathias Grünewald (gest. ca. 1515) und Rembrandt. So bekannt der letztere dem großen Publikum, so unbekannt der erstere, der mit Dürer und Holbein das Dreigestirn der klassischen deutschen Kunst des XVI. Jahrhunderts bildet. Die ‚Auferstehung' in Kolmar zeigt den alten Lichtmaler auf seiner Höhe. Eine Vergleichung dieses Gemäldes mit der ‚Himmelfahrt Christi' von Rembrandt ist in mancher Hinsicht wegen der koloristisch sehr ähnlichen Angaben interessant und lehrreich; denn beide Meister faßten die Gestalt des Heilands als Lichtkörper auf.

Die Auferstehung. Gemälde von Matthias Grünewald

Grünewald geht so konsequent wie möglich vor; er läßt volles, blendendes Licht, unterstützt durch den roten Mantel des Auferstehenden und durch die aus Gelb abgeleiteten Töne der Mandorla, der Glorie, auf die nackte Brust, die unbekleideten Arme und Beine Christi derartig stark fallen, daß alle runde Modellierung verschwindet und nur eine sozusagen abstrakte Körperbildung zurückbleibt; besonders bewundern wir dies bei der Darstellung des Kopfes. Die Augen, der Mund, die langen Locken scheinen wirklich einer Lichtgestalt anzugehören. Die Resonanz durch das stark beleuchtete, weiße Leichentuch, das Christus mit nach oben reißt, hat Grünewald zudem mit demselben ausgebildeten koloristischen Feingefühl verwendet, wie den tiefdunklen Hintergrund und

Die Auferstehung. Gemälde von Rembrandt.

den nur durch stärkere Reflexlichter aufgelichteten Vordergrund. Die Handlung an sich spielt sich bei Grünewald im wesentlichen in den vorderen Gründen ab; Rembrandt baut hingegen die Komposition derartig zentral und raumtief auf, daß der Auffahrende sich im Zentrum eines Kreises befindet. Durch Bäume und seitliche Anhöhen wird die Raumillusion noch gesteigert. Der in einen weißen Mantel gekleidete Heiland steht auf einer kleinen Wolke, die von Engeln getragen wird. Die überirdische Lichtgestalt sucht Rembrandt unserm Verständnisse vor allem durch das von der Taube ausstrahlende Licht am Himmel, und nicht durch Grünewalds Auflösung der realen Formen nahe zu bringen. In Rembrandts Bild lernen wir einen Barockmeister kennen, der mit Menschenmassen, stark auf- und niedersteigenden Linien, mit lebhaften Gegensätzen von Hell und Dunkel operiert; in Grünewalds Gemälde begrüßt uns der trotz der wilden Bewegung im Vordergrunde mit weit geringerer Betonung arbeitende Renaissancekünstler.

Zu den großartigsten Werken Albrecht Dürers zählt der kleine und doch so monumentale Holzschnitt der ‚Apokalyptischen Reiter' (1498). Aus dunkler, von Blitzen zerrissener Wetterwolke reiten vier Reiter hervor; drei in einer Linie, nur durch eine Pferdekopflänge einander vorgerückt; der vierte bleibt auf kleinerem Klepper etwas zurück. Der fernhintreffende Bogen, das Schwert, die Wage, die Sense bezeichnen die Reiter als Krankheit, Hunger, Krieg und Tod. Links oberhalb schwebt ein Engel, der die Hand mit redender Gebärde erhoben hat. Unter den Füßen der Rosse liegen die Menschen oder stürzen fliehend zu Boden.

Die apokalyptischen Reiter. Holzschnitt von Albrecht Dürer.

Peter Cornelius hatte diesen Holzschnitt in Erinnerung, als er den gleichnamigen Karton (ca. 1860) für den Campo Santo in Berlin zeichnete. Gerade durch den Vergleich gewinnt Dürers kleiner Holzschnitt an monumentaler Größe; so geistvoll auch das Werk des Cornelius konzipiert ist. Bei dem alten Meister sehen wir einen Engel, der still und ernst den Reitern gewissermaßen die Direktioe erteilt; bei Cornelius schweben sieben

Die apokalyptischen Reiter. Karton von Peter Cornelius.

Engel in den Lüften, weisen zur Sonne ihre Schalen oder gießen sie mit wilder Gebärde über die Erde aus, ja sie kratzen mit dem Finger den letzten Tropfen der Zornesschale aus. Und die Reiter stürmen nicht wie auf dem Dürerschen Blatte mit unaufhaltsamer Wucht, weit in die Ferne blickend, fast leidenschaftslos gleich dem Schicksal über die Welt dahin, sondern ihre Pferde bäumen auf, rasen daher wie selbst von Wut ergriffen, die Reiter schwingen das Schwert, die Sense gegen die sich entgegenwerfenden einzelnen Männer, Frauen und Kinder. Ein Vernichtungskampf spielt sich ab, aber nicht ein göttliches Strafgericht. — Dem schlichten Künstler der machtvoll fühlenden und kraftvoll handelnden Reformationszeit tritt auf Schritt und Tritt nach der formalen Ausgestaltung wie der inneren Erfassung des Motivs der auf Wirkung bedachte geistvolle Maler der literarisch-philosophisch denkenden ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts gegenüber. Der markige Strich Dürers, die mattere Kartonlinie Cornelius' sprechen auch technisch diesen Gegensatz aus.

Dem XIX. Jahrhundert sei schließlich noch ein Beispiel entnommen. Die Grazien Canovas und Thorwaldsens sind, wie allgemein bekannt, derartig voneinander abhängig, daß des letzteren Arbeit eine freie Kopie des Werkes des ersteren ist. Thorwaldsen hat als wesentliche Abänderung nur die Vertauschung der Frauengestalten links und rechts vorgenommen, aber eine um so größere Menge kleiner, höchst wichtiger Unterschiede geboten. Am meisten wird in die Augen springen, daß Thorwaldsen die Gestalten weiter auseinanderrückt, dadurch die Gruppe viel übersichtlicher, freier anordnet. Er gewinnt damit die Möglichkeit, die Verschlingung der Gruppe durch die Arme der Mädchen wesentlich sinngefälliger erscheinen zu lassen; anderseits überschneidet er die Gestalten feinfühliger, z. B. läßt er das Mädchen von links

nicht über die mittlere Figur hinweg die Schulter der Grazie rechts berühren, sondern beide nähern ihre Hände der rechten Schulter der in der Mitte stehenden Genossin. Auch diese Bewegungen zerschneiden bei Thorwaldsen die Linien niemals, z. B. legt er bei der Figur rechts die Hand in die tiefe Einziehung des Rückens, während Canova die ruhig aufsteigende Linie des Rückens durch die auch zu weit vorgreifende Hand etwas schädigt. Eine wesentliche Verbesserung bestand ferner darin, daß Thorwaldsen die Figuren ganz nackt darstellte und dadurch weder die großen Flächen durch das kleine Gefältle in ihrer Wirkung beeinträchtigte, noch die durchgehenden Linien der Glieder ihrer stolzen Schönheit beraubte. Diese wahrte er weiterhin insofern besser, als er bei den an den Seiten aufgestellten Grazien die Beine hinter- und nicht übereinander kreuzte.

Die drei Grazien. Skulptur von B. Thorwaldsen. Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, A.-G., in Steglitz-Berlin.

Die drei Grazien. Skulptur von Canova.

Ein Wort über die Technik. Die süßliche Grazie, die schwellenden Gliederformen, die undulierenden Linien des Canovaschen Werkes harmonisieren mit der weichen, ja etwas weichlichen Meißelführung, während Thorwaldsens schlankere, herbere Frauen in der trocknen, härteren Ausarbeitung entsprechenden technischen Ausdruck gefunden haben.

Ob in Thorwaldsen sich auch noch der geborene Nordländer, trotz des so langen Aufenthaltes in Italien und der Begeisterung für die Antike meldete? Jedenfalls beweisen beide Künstler, wie unberechtigt es ist, „von nur Technik" angesichts irgendeines echten Kunstwerkes zu sprechen. Die manuelle Behandlung entspricht stets dem künstlerischen Wesen des Ausführenden, ist stets mit der künstlerischen Aufgabe und deren Auffassung aufs engste verknüpft.

Die Geschichte des Landstreichers, des Gehenkten und des Selbstmörders. Von Anton Frhr. v. Perfall.

Es war Christnacht, — mondhelle, kristallene Christnacht.

Der Friedhof lag inmitten des Dorfes um die alte Kirche herum, das Symbol der Herrschaft über Leben und Tod.

Alles steif gefroren. Die eisernen und die hölzernen Kreuze, die Grabsteine der Wohlhabenden und die kleinen Figürchen der Kindergräber — das alles unterschied sich nur durch die Größe der Schneehügel, die sie bildeten.

Im Mauerwinkel auf der Südseite aber lag die Schneedecke fast gleichförmig, nur leise Wellungen verrieten die Gräber.

Das war der Platz für die in ungeweihter Erde Ruhenden, die kein Priester zur letzten Stätte begleitet hatte. — Wär' noch schöner, wenn man mit dem G'sindl als Toter auf gleich stehen müßt', das man im Leben so veracht't; leidig g'nug, daß man's überhaupt herein lassen muß!

Das letzte Grab war noch keinen Monat alt, und der dort begraben wurde, war erst der Allerärgste! Ein alter Mensch, eisgrau, ein Dichter hat's g'heißen, a ganz ausg'hungerter halt, sonst a ganz braver Mann, der niemand a Leid's getan. Was tut er net ganz zu guater Letzt? Ohne Geistlichkeit laßt er sich begraben! Seinen letzten Willen, hat er das g'heißen! So was! Wie a Stückl Viech sich eingraben lassen! Also grabt's 'hn halt ein, — sein' Sach'!

Und da der Platz enge und der Dichter heuer Jahr bereits der dritte war im Mauerwinkel, so preßte man ihn zwischen seine zwei Vorgänger, — Holz an Holz sozusagen.

Das vierte Grab ihm zu Häupten rechnete man längst nicht mehr. Eine rostzerfressene, ehemals rote Tafel war dicht darunter an der Mauer angebracht, und die alten Leute erzählten sich seltsame Geschichten davon.

Wenn die Christmette zu Ende ist, der letzte Orgelton verbraust, das letzte alte Mutterl den eisernen Gatter hinter sich geschlossen, der Mesner die letzte Kerze am Altar verlöscht hat, und die gemalten Kirchenfenster nur mehr der schwache Schein des ewigen Lichtes sanft beleuchtet, — dann erwachen, geht die Sage, die Toten des Jahres im ungeweihten Mauerwinkel, von der ewigen Liebe leisem Flügelschlag berührt, die auch sie nicht vergessen, auf eine Stunde nur, schmerzbefreit, von Raum und Zeit erlöst, ihr eigenes Leben schauend, nicht zur Strafe, nicht zur Pein, zum Lehrbild nur für den neuen Weg, der sie aus dem Irrsal des Lebens führt.

Das Kirchtor fiel knarrend zu, der Schlüssel knirrschte, der Mesner querte eiligen Schrittes die Mauerecke.

Auf dem Grabe des Dichters, dem spärlichen Hügel, bewegte sich leise der Schnee, ein Klumpen kollerte herab, und doch war alles steif gefroren und regte sich kein Lüftchen. Der Mesner bekreuzigte sich und schritt noch rascher dem Ausgang zu. Ein Mesner kennt die alten Kirchhofsagen und weiß, daß kein Mensch da stören darf.

Der Dichter war erwacht. — — Es war nicht Finsternis um ihn und nicht Licht, er fühlte keine Schauer und wußte nichts von Grab und Tod, es war nur ein traumhaftes Schauen. —

Ein sonderbarer Ton störte ihn zur Linken, ein seltsames Glucken, wie wenn Wasser aus einer Flasche rinnt; dicht neben, zu Häupten, ein Rücken und Drücken; zur Rechten ein Lispeln wie im Schlaf.

Da erwacht er erst ganz. Er war nicht allein, und da er sich sein ganzes Leben mehr um andere, als um sich selbst gekümmert hatte, wandte er sich zuerst zur Linken, woher das Glucken kam.

„Wer bist Du, der hier mit mir schläft?"

„Was geht's Dich an?" grölte eine gebrochene Stimme.

„Alles geht mich an, — ich bin ein Dichter."

„Ein Dichter!" Links lachte es. „Na dann san wir ja halbe Kameraden. Da trink' eins!" Gluck, gluck, tat es zur

Linken. „A ſo das Bretl — i kann nit — durchi — i bin a Landſtreicher!"

„Und Du da oben?" fragte der Dichter weiter, als ihn ein leiſer Stoß von oben an ſeine weitere Nachbarſchaft mahnte.

„Ich — ja ich —" kam es gepreßt wie aus einer zugeſchnürten Kehle. „O, Dichter, da graut Dir noch viel mehr!"

„Nun ſo ſage es nur," meinte der Dichter, „ich kann alles hören —"

„Ich bin," röchelte es von oben, „— ein Gehenkter!"

„Ui, gluck, gluck," önte es von links.

Den Dichter aber graute es gar nicht. Im Gegenteil, er fand die Geſellſchaft ſehr intereſſant und hoffte jetzt noch mehr vom Rechten, der ganz leiſe nur immer ein Wort flüſterte, das er nicht verſtand.

„Und wer biſt nun Du, Bruder zur Rechten?" fragte er.

„Ich — — o ich — — frag' mich nicht."

„Und warum denn nicht?" meinte der Dichter. „Haſt' doch gehört, daß wir eine ſehr gemiſchte Geſellſchaft ſind. Ein Landſtreicher, ein Gehenkter, ein Dichter, was kannſt Du Schlimmeres ſein —?"

„Viel Schlimmeres! Ihr habt alle drei Euren Lebensfaden abgeſponnen, gut oder ſchlimm, in Leid oder Luſt, dafür könnt Ihr nicht, das liegt alles hinter Euch, — ich aber habe ihn gewaltſam abgeriſſen, und beide Enden bluten ewig fort, — — ich bin ein Selbſtmörder!"

„Dummkopf!" tönte es von links — „Gluck, gluck!"

„Feigling! Feigling!" röchelte es oben. „Da lob' ich mir noch einen ehrlichen Strick!"

Der Dichter aber war ganz ſtill, ein brennendes Verlangen war über ihn gekommen, die Geſchichten ſeiner Nachbarn zu hören. „Hört, Brüder, wir wollen uns unſer Leben erzählen, — wollt Ihr?"

Der Landſtreicher war ſofort einverſtanden, erzählen habe er immer gern gehört. Der Gehenkte meinte: „Aber ehrlich, Kameraden — ſonſt tue ich nicht mit." Der Selbſtmörder aber bat, der letzte ſein zu dürfen, weil er ſich das alles erſt zurecht legen müſſe.

„Ui je, z'rechtleg'n lang," höhnte der Landſtreicher, „und mir wachſt 's ſchon zum Maul 'raus."

„Das Zurechtlegen hat mir nie beſondere Umſtänd' gemacht," meinte der Gehenkte.

„Alſo Landſtreicher, beginne!" ſagte der Dichter. „Aber kurz. Lang werden wir nicht Zeit haben."

„Gluck, gluck, gluck!" Ein wohliger Seufzer von der Linken, dann begann der Landſtreicher:

„Geborn bin i worn auf an Schubkarr'n. Da haſt Du's ſchon — Radl umi, Radl aufi, Radl abi, das war mei' Wiegenlied! Mei' Mutter G'ſchirrhandlerin, mei' Vater — weiß i net, — grad eins weiß i noch, daß i vorn' zog'n, d' Mutter hint' g'ſchob'n hat, und der ſchwarze Spitz is daneb'n herg'laufen kreuzfidel, als wenn's grad luſtig wär' auf der Welt. Faxl hat er g'heißen. Nix lieberes als der Faxl, auch ſo a Straßenkind. Faxl, hat die Mutter g'ſagt, — wenn's den Karren ſtehen hat laſſen, — Faxl, paß auf! Nacher hat er die Haar aufgeſtellt und drein g'ſchaut, als ob die ganze Welt nix wär', als a Schubkarren. Hat einer eing'kauft, hat er ihm aufg'wart, hat er nix kauft, hat er ihn in d' Hoſen zwickt. Faxl, hol a Feuerl! Nacher hat er das dickſte Holzſcheitel bracht, dirmal 's Hendel a dazu. No, nacher is beim Muatterl amal an's Sterben ganga, in an Stall is g'weſen, zur Winterszeit. ‚Anderl,' hat's g'ſagt, ‚halt Di' nur an d' Straßen, kommſt eh' net weg davon, Dein Vater is a Zigeuner g'weſen.' — — Der Faxl hat g'heult, i hab' g'weint, und die Küh haben grad g'ſchnaubt und mit die Ketten g'raſſelt, — a ganz a klein's Lamperl hat brennt, grad über der Mutter, — no' ſeh' i ihr blaß G'ſicht — und der Faxl hat's abg'ſchleckt — und i hab' g'weint. — — Na, und dann haben wir's eingraben, i und der Faxl, nacher ſind wir weiter ganga mit unſern Karren — und der Faxl hat vorn' zogen, und i hab' hint' g'ſchoben. — Aber paßt hat ihm nix mehr, mit ſeiner Luſtigkeit war's aus, 's Arbeiten hat er net vertragen, keine vier Wochen net, und im Straßengraben is er g'legen. Ang'ſchaut hat er mi' no' und mit 'n Schwanz g'wedelt — — 's war hart zum Anſchauen, bei der Mutter net ärger. Im Wald hab' ihn eingraben, daß 'hn d' Füchs net freſſen. — Nachher is' allein weiter ganga

— aber der Karren is bald broch'n — Was jetza? Der Hunger hat mi' zu an Bauern trieben. Arbeiten, daß Dir die Knochen krachen, Grobheiten und nix g'ſcheit's z' freſſen! — Anderl, ſag' i mir, das g'ſchicht Dir grad recht, was hat die Mutter g'ſagt, wie's g'ſtorben is: halt Di' nur an d' Straßen, Dein Vater is a Zigeuner g'weſen. So hab' i reumütig ihr'n Willen tan und bin wieder auf die Straßen ganga. — Frühling war's auch grad, d' Obſtbäum' haben 'blüht, und d' Lerchen haben g'ſungen, und die ganze Welt hat g'lacht, — da hab' i's erſt begriffen, was die Straßen is gegen a Haus mit vier harte Wänd' und d' Freiheit dazu, und grad g'ſungen hab' i und unſern Herrgott an guten Mann ſein laſſen. Und er war's a, a guter Mann, alleweil hat er mi' zu gute Leuteln geführt, kein Hunger net und in d' Heuſtadln das beſte Nachtquartier, manchesmal a klein's Arbeitl und a Biergeld dafür und a Tanzerl und bißl a Freundſchaft — a ſo oder a ſo, oder wie oder was — jung war ma' halt a. — Herrſchaft, hab' i d' Straßen lieb g'habt!" — Die Füße des Landſtreichers polterten gegen die Erde, als ob er davon laufen wollte — gluck! gluck! gluck! — Dann fuhr er fort:

„Wander i amal ſo dahin übers Heidland, dunkel is ſcho' faſt g'weſen, ſiech i Feuer brennen neben der Straß', viere gleich und ſchwarze Kerl drum umanand und Weiberleut, und a G'ſchrei is g'weſen. Frag a Weiberl, die grad des Weg's kommt: ‚Was denn da los ſei?' Die ſchaut mi' kritiſch an. ‚Du weißt's viel beſſer als i, Du ſchwarzer Teufl Du!' — ‚Oho,' ſag' i, ‚i weiß von gar nix, ſchöne Frau.' Das ‚ſchöne Frau' hat ihr do' paßt, ja, ſo ſan's die Weiber. ‚Zigeuner ſan's!' ſagt's und geht weiter. —

„Zigeuner! Gleich an Riß hat's mir geben. Dein Vater is a Zigeuner g'weſen, hat die Mutter g'ſagt. Nacher wärens ja Deine Leut'. Gut's hab' i zwar nie davon g'hört, aber weil's gleich is, hab' i mir denkt und hab' mi' an pürſcht. Tuiſl, is Dir da zuganga, g'fallen hat's mir gleich! In den Keſſel hat's brodelt und kocht, a Flaſchen is a umganga, die ſchönſten Roß ſan umanand g'ſtanden. A Mordskerl mit lange ſchwarze Haar hat ang'ſchafft, an glänzenden Gurt um den Leib. So wird Dein Vater ausg'ſchaut hab'n, hab' i mir denkt, und ganz ſtolz is mir worden. Und g'ſehen hat er mi' a ſcho' und einizerrt in den Kreis. Nacher haben's mi' ausg'fragt, woher und wohin? No, und i hab' gleich mein Spaſetln gemacht, i ſei ja ſelber ſo a halber Zigeuneriſcher. Das hat ihnen g'fallen. Schnaps haben's mir geben und was z'eſſen, aber das beſte is erſt no' kommen: a Frauenzimmer, wie i mein Lebtag keins g'ſehen hab', ſo ſchön. Im ſchwarzen Haar hat's Perlen und Gold g'habt, a rote Jacken an und goldene Ring an die braunen Arm; und wie's mi' ang'ſchaut hat und die ſchneeweißen Zahnerl zeigt! Da hat's mi' g'habt, — und da fragt mi' ſcho' der Große, ob i bleiben möcht', bei die Roß, fehlen ſoll mir gar nix. — ‚Wie heißt Du denn?' hat mi' das Frauenzimmer g'fragt. ‚Anderl!' ſag' i. ‚Geh, Anderl, bleib' bei uns!' ſagt's ſo lieb, wie mi' no' kein Menſch ang'redt hat; i hätt' net nein ſag'n können.

„Dann haben's mi in die Mitt' g'nommen und die Hand druckt, und das ſchöne Frauenzimmer hat ſich zu mir g'ſetzt und hat mir an heißen Trank geben. Der Große aber hat a Geigen g'holt und hat's ſpielen ang'fangen, daß mir das Weina kommen is, und an die Mutter hab' denken müſſen und den Faxl; nix Schöneres hab' i mehr g'hört in mein Leben. Und alleweil wilder is ganga, die Männer han tanzt und g'ſunga, und das ſchöne Frauenzimmer hat mi ſelber packt und umanander is ganga um's Feuer, daß i nix mehr g'ſehen hab', als ihre ſchwarzen Augen und das Gold in ihrem Haar. — Miranda haben ſie's g'heißen — ja — ja — Miranda — und nachher is all's ein Feuer g'weſen, und die Miranda mitten drin — der reine Satanstanz!

„Wie i aufg'wacht bin, is ſcho der Landſtraß' entlang ganga mit Fuhrwerk und Pferd, und i bin in an Wagen g'legen, und d' Miranda is daneben g'ritten auf an ſchwarzen Roß, — und fortkommen bin i nimmer! Die Mutter hat ſcho recht g'habt, kein Menſch hat mi mehr wegkennt von die andern. — Das war a Zeit, uih! — Ganz g'recht

is net immer abganga, d' Straß' hat uns ernährt. Und a biss'l verdient machen hab' i mi do müssen — und d' Miranda — wenn i da verzählen wollt' — Mei Dichter, da bleibst weit z'ruck mit Deine G'stanzln, die Du g'macht hast Dein ganz' Leben. — Aber so was kann ja net lang dauern, das wär' ja zu viel für so an armen Menschen. Die Eifersucht hat sich g'rührt im Lager, und eines Tages is halt ausbrochen, mitten in an Dorf, a ganze Schlacht war's, keiner hat die Miranda dem andern gönnt, einen haben's ganz derschlagen, mir hat die Miranda das Leben g'rett'. Die Polizei is kommen, und die Miranda, die mir eben noch das Leben gerettet, hat's beschworen, daß den ein' i umbracht hätt' — —"

„O, die Luders!" röchelte der Gehenkte. „Die Luders!"

„Nacher war's aus auf etliche Jahrln. Na, hab' i mir denkt, Zigeunerischer wirst keiner mehr, das is Teufelszeug. — — Und wie's mi wieder auslassen haben, da hab' i mi auf die Straßen hing'worfen und hab' den Staub küßt vor lauter Freud, und g'schworen hab' i, kein' Schritt mehr davon z'lassen, net rechts, net links und wenn gleich drei Miranda daneben ständen und mi lokat'n mit ihre schwarz'n Augen.

„Vergessen aber hab' i's net können, alleweil is mit mir ganga, bis wir alt worden san mitanander alle zwei. — Grad den Schnee hab' i g'scheut und die Miranda erst recht. Bald die erste Frier kommen is, is verschwunden von meiner Seit', dann is über den Berg ganga, gegen 's Italienisch, und wenn's erste warme Lüfterl g'weht hat, war's scho wieder da, neben meiner. Aber einmal — 's is no net lang her, da hab' i's do verpaßt. — A Schneesturm hat mi packt, grad wie i über den Gotthard hab' wollen. Müd' bin ich g'wesen und a alter Loder, in Straßengraben hab' i mi g'setzt, da ruhst di aus a wengerl, g'schneit hat's und g'schneit und g'schneit. Und die Miranda hat mi alleweil g'stupft. ‚Geh weiter, Anderl, mi friert ja so arg — und so müd — so müd —' ‚Narrl,' sag' i, ‚wie kann Di denn frieren, is ja der schönste Sonnenschein — und müd sein, wennst auf mein' Schubkarren sitzst und der Faxl zieht und i schieb — träumst ja grad, schau — — Da trink eins' — gluck, gluck, gluck, uih! Das hat ihr wohl tan — — und immer weiter bin i g'fahren, der Straß' nach — aber immer langsamer is ganga und immer schwerer is die Miranda worden. — Rast ma wieder! Gluck, gluck, gluck — Ah! Dann is der Schlaf kommen über uns drei — a guter, fester Schlaf — — — Was weiter, weiß i nimmer. Werden mi scho ausgraben haben aus'n Schnee — oder so — oder wie oder was — grad mei Flascherl haben's mir in der Rocktaschen lassen, die lieben Leut' — und leer wird's ja nie — gluck, gluck, gluck — Ah! I bin fertig mit meiner Histori. Hat's Dir g'fallen, Dichter?"

„Gut, sehr gut, es ließ sich viel daraus machen. Nur die Miranda müßte man ein bißchen ausbessern. Sie müßte für den Geliebten sterben, statt ihn zu verraten."

Der Gehenkte lachte roh auf. „Fällt ihnen ein, den Luders, das kenn' ich nun besser, Herr Dichter —"

„Schweig, Mensch, und erzähle," befahl ärgerlich über die Einwendung der Dichter. „Nimm Dir ein Beispiel an dem Landstreicher und werde nicht gemein, ich fürchte das von Dir."

„Mit einem Strick um den Hals kann man nicht nobel sein. — Wenn Du mich hören willst, so fasse Dein weiches Dichterherz, daß es nicht in Stücke bricht:

„Mein Vater war Scharfrichter. Ich wußte lange nichts davon, meine Mutter ließ mich nie allein aus dem kleinen roten Turm in der Stadtmauer, den wir bewohnten, und als ich es endlich doch erfuhr — die Buben riefen mir's zu —, wußte ich erst nicht, was es bedeutet, und als meine Mutter, die ich frug, unter Tränen erklärte, wußte ich nicht, warum sie darum weinte. Die Mörder, die Brandstifter und die Landesverräter muß er vom Leben zum Tode bringen. Warum denn der Haß, die Verachtung, wenn man die Welt von dem Bösen reinigt? Man sollte ihm ja noch dankbar sein dafür und große Ehren antun, dachte ich in meinem Kinderhirn.

„Ich war stark und groß für mein Alter. Von dem Tage an schlug ich jeden nieder, der mich darum höhnte.

„Den Vater habe ich stets gefürchtet. Er war nicht roh und schlug mich nie, aber schweigsam war er, und finster blickte er darein. Meine Mutter war zart und schmächtig, und ein Gesicht hatte sie, wie man es auf den alten Heiligenbildern sieht. — Der Vater liebte sie, er dämpfte mühsam seine rauhe Stimme, wenn er mit ihr sprach, und berührte sie sorgsam wie eine Blume, und doch zitterte sie in seiner Nähe und atmete auf, wenn er fort war, — und mir ging's ebenso.

„Was war das nur, mit dem ‚vom Leben zum Tode bringen', wie es die Mutter genannt. Mein ganzes Hirn dachte nichts andres mehr.

„Da kam der Tag, an dem ich's erfahren sollte. Die Mutter war krank, der Vater den ganzen Tag aus dem Hause. Als ich ums Dunkelwerden in die enge Straße ging, um der Mutter Arznei zu holen, standen die Nachbarinnen zusammen und schwätzten geheimnisvoll, und als ich vorbeikam, bekreuzigten sie sich; vom Fluß herauf, der an der Stadtmauer vorbeischleicht, hörte ich hämmern. Ich lief danach und sah ein schwarzes Gerüst auf dem Platz vor dem Tor, zwei Männer arbeiteten daran, ein dritter gab Befehle — das war mein Vater. Ich erkannte ihn trotz der Dunkelheit, die nur ein Licht erhellte. —

Jetzt wußte ich genug, und doch fragte ich einen Burschen, den auch die Neugierde hergeführt, was da los sei. ‚Was soll da los sein! Den Kopf schlagen sie morgen früh einem herunter, einem hohen Herrn auch noch, der die Stadt an den Mansfelder hat verraten wollen.' — ‚Aber wer schlägt ihn herunter, den Kopf? Mit was denn?' fragte ich. — ‚Dummer Junge, wer denn sonst als der Scharfrichter mit dem Beil.'

„Da zitterten mir die Knie, und ich lief davon, in den Turm zur Mutter. Sie betete laut, als ich in ihre Kammer trat. ‚Komm, Georg, bete mit mir — für den Vater!' sagte sie. Und ich schwieg von dem, was ich gesehen, und betete mit ihr für den Vater. Der kam spät erst in der Nacht und rumorte im Hause. Ob ich ihn holen sollte, fragte ich die Mutter. Sie schüttelte den Kopf und seufzte schwer auf. ‚Der kommt heute nicht mehr zu mir,' sagte sie.

„Ich konnte nicht schlafen. Es ging etwas um im Hause, im Keller, unter dem Dache, die schweren Schritte des Vaters. — Dann wurde es still. Als der Morgen dämmerte, schlich ich mich zur Hinterpforte hinaus auf die Straße. — Alles voll Menschen, aber niemand sprach ein Wort. Ich ging dem Tore zu, ich sah das schwarze Gerüst sich vom Himmel heben, Menschen wie ein Bienenschwarm herum — und doch kein Laut. —

„Ich drückte mich durch bis in die vorderste Reihe, wo die Stadtknechte standen und das Gedränge mit ihren Spießen zurückhielten. Auf dem Gerüste stand ein Holzblock, darauf lag ein schweres Beil, die letzten Sterne blinkten noch in seinem Stahl.

„Das Herz krampfte sich mir zusammen. Dann läuteten die Glocken, das Volk drängte, Herren im schwarzen Talar, mit schwarzen Hüten auf dem Kopf, bestiegen das Holzgerüst — und immer läuteten die Glocken —, dann ging ein dumpfes Murmeln durch die Menge. Eine Frau fiel in Ohnmacht hinter mir — Räder rasselten, Trommeln wirbelten —, ein zweiräderiger Karren, umgeben von Landreitern, erschien, ein kleiner alter Mann im schwarzen Talar saß darauf, die Arme gefesselt, todblaß, ein Zittern lief durch seinen dürren Leib. Hinter ihm stand hochaufgerichtet ein Mann in rotem Gewand, einen breiten Federhut auf dem Kopf, seine Hand lag auf der Schulter des kleinen zitternden Mannes — es war mein Vater! Einer der alten Herrn im schwarzen Talar sprach etwas, was niemand verstand, brach einen weißen Stab, dann verließ mein Vater den Karren mit dem kleinen zitternden Mann. Zwei Knechte halfen ihm die Stufen hinauf. Er wandte sich zum Volk, wollte sprechen, da lärmten die Trommeln aufs neue, die Knechte drückten ihn vor dem Block auf die Knie, mein Vater ergriff das Beil, schwang es in der Luft, daß es zischte, bekreuzigte sich, trat hinter den kleinen Mann, der nur mehr ein Häufchen Jammer schien — dann wandte sich mein Vater einen

Augenblick gegen das Volk. So kurz dieser war, und so klein ich mich machte, er genügte, daß er mich erkannte. Sein Blick ruhte starr auf mir, ganz blaß wurde er, und mit einem Fuße trat er zurück, als ob ihn der Schwindel packte. — Dann blitzte das Beil auf in seiner Hand — ich schloß die Augen — ein dumpfer Schlag — ein wilder Schrei! Ich riß die Augen auf und sah das Furchtbare — der kleine Mann lag am Boden blutüberströmt, noch lebend, der Schlag war schlecht gewesen. — — Die Knechte hoben ihn auf und legten sein Haupt noch einmal auf den Block. ‚Schinder! — Hund! Schlagt ihn tot den Pfuscher!‘ rief die Menge und drängte vor. — Da blitzte noch einmal das Beil, noch ein Schrei, und wieder blitzte das Beil. Der Kopf rollte auf den Boden, der Vater wankte, ließ das Beil fallen. — —

„Ich war schuld an allem, mein Anblick hatte den Arm meines Vaters gelähmt — und die Mutter — — die Mutter — — Ich kroch, ich drängte, ich balgte mich durch. Von der Wasserseite her wußte ich einen schmalen Steg, den benutzte ich und kam durch eine Kellerluke ins Haus. — Der Vater war nicht da — die Mutter lag im Fieber. Die Straße war von Soldaten besetzt — alles still den ganzen Tag über, unheimlich still. — Die Mutter fragte mich, wo ich gewesen. Ich gestand ihr alles, meine ganze Schuld. ‚Der arme Vater, er wird's nicht überleben, die Schand'.‘

‚Welche Schand'?‘ fragte ich.

‚Daß er so schlecht getroffen —‘

Die Worte schreckten mich in ihrem Munde. Ich sprach kein Wort mehr. Als es dunkel wurde, kam die Angst. Die Soldaten waren längst abgezogen, und etwas schlich ums Haus, ich hörte es nicht, aber fühlte es, — einmal hörte ich einen Pfiff, der von weit her erwidert wurde. Da kam atemlos der eine Knecht gelaufen, der mich immer gern gehabt: ‚Mach' Dich durch, sie kommen!‘

‚Wer kommt?‘

‚Die Mordbrenner! Kein' Stein lassen sie auf dem andern!‘

Und schon hörte ich ein fernes Brausen. ‚Und die Mutter?‘

‚Was kannst Du der Mutter helfen! Sie ist krank, rette Dich selbst!‘ rief der Knecht. ‚Am Wasser liegt der Nachen des Meisters. Mach' Dich durch!‘ Da floh er schon.

„Die Mutter verlassen! Bin ich nicht stark wie mein Vater! Ich lief die Stiege hinauf, packte sie um den Leib, daß sie aufschrie, und trug sie zum Wasser, wo der Kahn lag. Sie wehrte sich, rief nach dem Vater, sie wollte mit ihm sterben. Ich faßte sie nur fester, sprang in den Kahn; gegen das Haustor prallten schon die Axte — die Ruder eingestemmt, im Schatten der Mauer ging's dahin. Im Nu schlug eine Flamme auf, der Turm war von Holz gebaut, ein Wutschrei gellte aus mehr denn hundert Kehlen — — und ich zog und zog und kam glücklich ins Freie. Die Nacht war dunkel. Ich stieg ans Land. Meine Mutter lag wie tot am Boden des Kahnes, ich nahm sie auf und trug sie übers Land in die Nacht hinaus. —

„In einem Bauernhaus brannte noch Licht, meine Kraft war zu Ende, — die Leute nahmen uns auf. In derselben Nacht starb sie in meinen Armen. Ich war allein, Hemd und Hose mein einziger Besitz. Die Kriegsfackel loderte im Lande, der Mansfelder und die Kaiserlichen rauften sich durch das Land; vom Friedländer bei Dessau geschlagen, suchte der Mansfelder ein neues Heer zusammenzubringen, kein Mann entging den Werbern. Den andern Tag hatten sie mich schon, so jung ich war, und ich wehrte mich nicht lange, gab es doch Brot, Schuh und Gewand. Stark war ich und größer als mancher Achtzehnjährige, zum Troß langte es schon.

„Das war ein Leben! Scharmützel, Totschlag, die Bauern geschunden, Brand, Brand und Mord und Diebstahl. Ich lernte rasch, das Henkerblut regte sich wohl, ich wurde bald der hartgesottenste von allen! So ging's durch Schlesien bis nach Ungarn zu dem großen Bethlen Gabor, der dem Mansfelder Bundschaft bot. — Aber er war ein Schuft, der Gabor, er zog es vor, mit dem Friedländer Frieden zu schließen und den Mansfelder in der Patsche zu lassen; der entließ sein Heer und floh nach Venedig. Da saßen wir nun in Feindesland, gott-

verlassen, es blieb nichts übrig, als bandenweise sich durchzuschlagen. Die Leute wählten selbst ihre Führer; ich war einer davon. Mit hundert Mann plünderte ich mich durch.

„Eines Tages brachte unser Kundschafter Bericht, daß ein reiches Dorf in nächster Nähe von den Wallensteinern in Brand gesteckt und geplündert, sie seien noch in der besten Arbeit. Das versprach gute Partei. Rasch waren wir dort, das Dorf brannte, wir mitten hinein und auf die Plünderer los. Es war ein wildes Schlachten, und ich hieb mehr Nacken durch, als der Vater wohl sein ganzes Leben. Die Bauern sahen uns als ihre Befreier an und halfen wacker mit.

„In einem großen Hof hatten sich die letzten Wallensteiner verschanzt — es war ihnen schwer beizukommen. Da kommt ein Mädel zu mir, wie der leibhaftige Teufel, das schwarze Haar flatterte um ihr pulvergeschwärztes Gesicht, in der Hand trug sie ein Feuerrohr, im Gürtel ein blutiges Messer, wie die Kriegsfurie selbst anzuschauen.

‚Komm mit, ich will Dir den Weg zeigen, wie Du das Haus nehmen kannst, wenn Du mir versprichst, es zu verschonen.‘

„Natürlich tat ich das, und die Person gefiel mir — also vorwärts! Sie führte uns durch einen unterirdischen Gang, der in Kriegszeiten wohl schon manchen Dienst getan. Wir kamen den Wallensteinern von hinten und warfen zu den Fenstern hinaus, was drinnen nicht erschlagen wurde. Schon riefen wir Viktoria, da schießt mir so ein sterbender Schuft unter meinen Füßen noch eine Kugel in den Bauch.

„Da lag ich; das Mädel über mir machte dem Kerl den Garaus. Als ich zu mir kam, war es Morgen. Ich lag im Bett, vor mir saß das Mädchen, aber aus der Kriegsfurie war ein Engel geworden, so schien mir's wenigstens. Das Antlitz zart und weiß, die Augen blau und groß, sie rückte an meinem Verband und drückte meine Hand. Und dabei strahlte es wie Sonnenschein aus ihren Augen.

„Ich fragte nach den Kameraden. ‚Was kümmern Dich die Kameraden? Du bleibst mir, den Vater haben sie umgebracht, die Mutter folgte ihm nach, ich bin allein und fürchte mich, auch ist Friede jetzt im Lande, und der Soldat muß andere Arbeit suchen.‘ Dabei lachte sie so lieblich, wie ich niemals hab' lachen sehen. Das Glück war mir hold — meine Hände wurden seit Jahren vom Blute nicht rein, und ich war der Sohn eines Scharfrichters — da ging mir das Herz über in wahnsinniger Lust, ich faßte und küßte sie, und sie ließ es ruhig geschehen.

‚Du bist jung und schön und hast starke Arme, Du sollst mein Herr werden und meine Felder bauen,‘ sagte sie und küßte mich wieder.

„Da war's um mich geschehen, zwei Wochen darauf traute uns der Pfaffe. Es war wirklich Friede im Lande, was man damals so Friede hieß, und der ausgeruhte Boden, von Blut und Asche gedüngt, brachte üppige Ernte. Es war der Krieg, der mich so wild gemacht, das Glück machte mich gut und mild, zu gut vielleicht, zu mild; die Wlasta, so hieß sie, war ein Feuerbrand trotz ihrer blauen Augen, ihrem blonden Haar, in ihrer Liebe war sie das Weib mit dem Feuerrohr, das damals vor mich hingetreten, das mit mir das Haus gestürmt.

„Nur eines drückte mich in meiner Liebeslust: sie wußte nicht, wer ich war, ein Ausgestoßener, ein Henkerssohn. — Da kam ein linder Frühlingsabend unter den Birken vor dem Hause, und betäubt vor Duft und Liebe gestand ich alles. — Und sie — sie lachte bloß über meine Sorge; was kümmere sie mein Vater und alle Scharfrichter der Erde: ‚Ist Dein Mund darum minder rot, sind Deine Liebesküsse minder heiß? Sind Deine Arme schwächer, im Gegenteil, das reizt mich nur, Du schöner Henkerssohn!‘

„Von da ab begann ein wildes Lieben, oft schreckte ich mich selbst davor, so heiß waren ihre Umarmungen, so flammend ihre Blicke, und ich mußte an die Mutter denken, mit ihrem sanften Blick, ihrer weichen Stimme. Aber ich war glücklich, wie ich es nie zu werden hoffte, und erwachte nur selten aus meinem Taumel.

„Zwei Jahre vergingen so. Es war Friede im Lande, und in den ausge-

brannten Dörfern war nichts mehr zu holen. Mitten in den geschwärzten Trümmern träumten wir unseren heißen Liebestraum, im Garten wucherten die Rosen, auf den Feldern wuchs zwiefache Ernte aus dem gemästeten Boden, im Walde mehrte sich das Wild, von niemand bedroht, und Wlasta blühte mit allem rings um die Wette. Wie sollte es je anders werden, wir dachten nicht daran — — —

„Da, eines Abends, sahen wir Waffen blitzen über die Felder her, das dumpfe Geräusch von Wagen und Geschützen, mir wohl bekannt, drang an mein Ohr. Erst war's, als wollte die stählerne Schlange, in deren Schuppen sich rot der Abend spiegelte, in der Ferne vorüberziehen, dann wandte sie sich plötzlich auf unser Haus zu. So sehr ich das Kriegshandwerk liebte, oft eine stille Sehnsucht danach trug, jetzt faßte mich die Angst um mein stilles Glück, aber Wlasta glühte, es war, als ob sie die Schar selbst herbeirufen wolle. ‚Sei froh, daß wir wieder einmal Menschen sehen,' meinte sie.

Und die Schar kam mit Singen und Pfeifen, schmucke Knechte mit großen Federhüten und blitzenden Hellebarden, vom Krieg noch nicht verbraucht, vorne ein Reiter auf schwarzem Hengst, gar ritterlich anzuschauen in seinem blitzenden Harnisch. ‚Sieh nur, Georg, was für ein Mann!'

„Jetzt erkannte ich ihn, es war mein Hauptmann, unter dem ich als Mansfelder Pilsen gestürmt. Ich freute mich, er war ein tapferer Kriegsmann und mir gut gesinnt. Jetzt wußte ich, daß ich nichts mehr zu fürchten hatte, obwohl er nun kaiserliche Farben trug.

‚Hei der Georg!' rief er, als er mich erkannt, ‚solch gute Partei habe ich mir heute nicht mehr erhofft. Du Bauer, Georg, ein Soldat!' sagte er spöttisch, während er mein Weib mit den Augen verschlang. ‚Das hat wohl die Schwarze gemacht, dann ich glaub's wohl. Quartier, Georg, kennst ja den Kriegsgebrauch, soll Dir und Deiner schönen Frau nichts weiter fehlen.'

„Gleich stieg mir der Zorn auf. Ich kannte den Herrn, tapfer wie niemand, aber auf die Weiber aus! Doch was half's, man muß das Volk in guter Laune lassen und morgen ist ja alles wieder beim alten. Wlasta tischte auf, daß die Tische sich bogen, sie hatte selber Freude daran. Den zudringlichen Knechten wehrte sie mit Puff und Stoß, einem Unverschämten flog der Zinnkrug an den Kopf. Des Hauptmanns Werbung aber nahm sie gnädig an wie ein adelig Fräulein, gewohnt an solche Weise, nicht abwehrend, nicht gewährend. ‚Schlau und klug' dachte ich, ‚und treu dabei.'

„Die Nacht war munter, ich selbst dachte früherer Zeiten; die Waffen, die rauhen Stimmen, der trutzige Gesang. Der Hauptmann erzählte vom Wallensteiner, der ein neues Heer gegen die Schweden gerüstet, was für ein gnädiger Herr er sei dem Soldaten, stets mit offener Hand, kein Knicken und Knausern. Reichtum, Ehren, Land, alles sei jetzt zu erwerben; ein Narr, der seitwärts stehe, mit gesunden Knochen.

„Wlasta hing an seinem Munde, den wolle sie doch einmal sehen, den Wallensteiner. Da rückte der Hauptmann heraus. ‚Laßt ihn doch mit! Soll er als Bauer hier versauern. Er soll seinen Weg schon machen, dafür sorge ich, und kommt er in Wams und Federhut zurück, habt Ihr noch lange Zeit zum Lieben. Was sagt Ihr dazu, schöne Wlasta? Solche Gelegenheit kommt nicht mehr wieder.'

„Ich verlor keinen Blick von meinem Weib. Sie wird ihm gleich an die Kehle fahren, schimpfen, fluchen —

‚Oder geht selbst mit ins Lager, ein Weib wie Ihr hat nirgends was zu fürchten.'

‚Jetzt wird sie losbrechen,' dachte ich. — — Nichts.

„Er ist mein Herr, wendet Euch an ihn," sagte sie bloß. Dabei aber las ich einen brennenden Wunsch in ihren Augen: ‚Also, Georg, Du hast's gehört.'

‚Das sagt sie nur Euch zu Gefallen — und morgen macht sie drei Kreuze hinter Euch. Ihr kennt doch die Weiber, Hauptmann,' sagte ich darauf.

‚Solche nicht. Wie Euer eines habe ich noch nie gesehen.' Dabei sah er sie an, daß ich die Hände heimlich ballte.

‚Also Ihr wollt nicht. Gerade heraus, wollt nur friedsam minnen, während das

Spaziergang. Gemälde von J. C. Frieseke.

ganze Land in Flammen steht. Schlau wärst, mein Junge, mag's Dir nur gelingen; ich will Euch nicht weiter stören.'

„Die Pfeifen klangen, die Knechte schwangen sich im Tanz, der Hauptmann packte Wlasta und mischte sich darein. Was hätte sie sich auch wehren können. Aber ihr ganzes Wesen gefiel mir nicht, Ich sah sie zum ersten Male den Rausch, der mich beglückte, auch mit einem andern teilen. — Schwarze Gedanken kamen mir, ich trank und trank sie nieder. Ich sah Wlasta bald da, bald dort, aber immer nickte die blaue Feder des Hauptmanns über ihrem erhitzten Gesicht. Der Morgen dämmerte, und das Fest war noch nicht zu Ende. Die Trompeter bliesen zum Aufbruch. Der Hauptmann bat mich den Wegweiser zu machen bis zur großen Heerstraße. Er war trunken und ich glücklich, daß die Stunde gekommen, so nahm ich's mit seinem Abschied von Wlasta nicht so genau, nur war mir's, als ob er ihr im letzten Augenblick was zuflüsterte und sie ihm Vorsicht gebot, mit einem Blick auf mich. — Aber was sollte es denn sein, im Krieg gibt's nur ein Heut, kein Morgen.

„Ich ging an des Hauptmanns Seite, er war guter Dinge und sprach nicht mehr vom Waffendienst und nicht von meinem Weibe. Ich führt' ihn recht und gut bis zur Straße. Dann reichte ich ihm die Hand zum Abschied und wünschte ihm gute Partei. Aber er ließ sie nicht mehr los. Erst dachte ich an Scherz und lachte, da griff er noch fester zu und sah mich grimmig an. ‚Willst wohl zurück in Dein Liebesnest, Du zarter Junge? Da kannst Du lange warten. Du bist jetzt Wallensteiner und wirst Dir's hoffentlich zur Ehre rechnen.'

‚Aber Herr, mein Weib zu Hause —'

‚Die wird sich schon zu trösten wissen, ist überhaupt kein Weib für Dich, Du Henkersjunge! Packt ihn und schmeißt ihn in einen Wagen!' befahl er dann, und ehe ich mich versah, war's geschehen.

„Fort ging's im Zug, die Straß' entlang, und von allen Seiten marschierten andere Scharen herbei; bis es Abend wurde, wälzte sich eine riesige Heeressäule die Straß' entlang, und ich lag gefesselt auf einem Karren, rings um mich fremde Gesichter — kein Hauptmann mehr. — Ich war Wallensteiner, hinter mir lag der Rosengarten, die schwarze Wlasta, die gelben Felder.

„Es war keine Zeit, dem Verlorenen lange nachzuhängen. Der Wallensteiner verstand sein Handwerk. Das ging Tag und Nacht in Eilmärschen, Scharmützel, Schlacht und Überfall, bald Viktoria, bald Schamade, bald üppig wie die Mäuse in der Kornkammer, bald hungrig wie die Wölfe zur Winterszeit, bald reiche Beute, bald heißer Kampf um das nackte Leben. Ich war wieder ganz Soldat und tat meine Schuldigkeit, mein Liebesglück verblaßte immer mehr. Immer seltener tauchten die Bilder der Rückkehr auf, als ritterlicher Mann mit einem Wagen voll Schätzen. Es war auch kein Absehen, daß der Krieg zu Ende. Vom Hauptmann sah und hörte ich nichts mehr, aber sein Name blieb mir im Gedächtnis.

„Ein Jahr war vorüber, da kam's plötzlich anders. Den Wallenstein haben sie in Eger erschlagen, unser war man überdrüssig, auch traute man uns nicht recht, ob wir seinen Tod nicht rächen wollten. So wurden wir entlassen. Mir blieb nichts als ein abgehetzter Gaul und eine schlecht verheilte Kugel im Bein — da dachte ich wieder des Rosengartens unter den schwarzen Trümmern, und ich ritt und ritt, und das Bild gab mir die Kraft. Ich ritt durch ein verheertes Land, wo kein Halm mehr stand, und die Raben sich um die verendeten Leichen stritten. Nie habe ich Traurigeres gesehen, schwarze Ahnung stieg in mir auf, aber ich ritt und ritt auf meiner kranken Mähre, selbst ein Bild des Jammers, abgerissen, todesmatt, bis eines Tages das wohlbekannte Tal sich öffnete. Dort lag das Dorf; in der Abendröte sah es aus, als ob die Trümmer noch glühten.

„Ich suchte mit fieberndem Blick das Haus — — verschwunden! Ich gab noch einmal dem Gaul den Sporn — — verschwunden — alles — nur zwischen den verkohlten Trümmern wanden sich die purpurnen Rosen. —

„Der Wahnsinn packte mich — ich küßte die Rosen, rief nach Wlasta — — eine

Stimme antwortete — eine weibliche Stimme, ich sprang ab, so sinnlos es war, und lief darauf zu. Ein altes Weib mit Korb und Hacke saß auf einem Balken, wie eine Hexe anzusehen.

‚Weißt Du, wo Wlasta, mein Weib, ist?‘ rief ich sie an. Sie kicherte bloß, daß mir der Schauer durchs Gebein lief. ‚Hier gibt's keine Weiber mehr, mußt schon mit mir fürlieb nehmen, mein Schätzchen!‘

Da faßte ich sie. ‚Siehst Du dort die Mauern, die Esse halb eingestürzt, dort wohnte vor einem Jahre noch eine junge Frau. Weißt Du, wo sie hingekommen?‘

‚Eine junge Frau? Um die sorg' Dich nicht, das ist gesuchte Ware jetzt hier zu Lande!‘

„Da packte mich das Grauen, und ich floh in die Nacht hinaus. Wohin ich wanderte, ich wußte es nicht. Den Hunger zu stillen, stritt ich mit den Raben und den Füchsen um das Mahl. Ich ward Dein Bruder, Landstreicher, nur daß mir die Straße nicht so viel Gutes bot. Nach Wlasta forschte ich, nach der ‚gesuchten Ware‘, wie die Alte sagte. Das Wort ging mir nicht mehr aus dem Kopf und der Hauptmann dazu, wie er mit seinen heißen Blicken sie verschlang. Aber ich dachte nur an Gewalt, nicht an Verrat und malte mir heiße Rache aus an dem Schurken . . .

„Endlich, wieder Frühjahr war's, die Donau rauschte durch das waldige Tal, ein Flößer hatte mich aufgenommen gegen Knechtesdienst. Bei einem kleinen Städtchen landeten wir, es erinnerte mich an meine Jugendzeit mit seinen alten Mauern und Türmen, an denen der Fluß vorüberschlich, und ich dachte an den unglücklichen Streich des Vaters, an die Mutter, an Not und Fluch, da tauchte eine Burg auf auf der Höhe, mit hohem Turm, eine Mauer führte herab in das Städtchen.

‚Wer haust denn da oben?‘ fragte ich den Flößer. ‚Wohl ein altes Geschlecht?‘

‚Alt? Was wird noch alt in diesen Zeiten; 's ist kaum ein Jahr, daß der oben ist. Der Kaiser soll ihm viel zu danken haben. Treue nennen's die einen, die andern Verrat am Wallensteiner, den Grafen von Rechberg nennen sie ihn.‘

„Da stieg es mir wie Haß in die Augen: so hieß der Hauptmann. ‚Hat er ein Weib?‘ war meine erste Frage.

‚Und was für eines, kein schöneres weit und breit — aus dem Kriege hat er's mitgebracht.‘

‚Geraubt, gestohlen also?‘ rief ich.

‚Danach sieht's nicht aus, was braucht man ein Weib stehlen, wenn man ein schmucker Kriegsmann ist. Scheinst kein Glück gehabt zu haben bei dem Volk.‘

„Ich hörte nichts mehr, so trafen mich seine Worte ins Herz. Wir landeten, ich schlich um die Burg, Mordgedanken im Sinn. Was versteht ein Schifferknecht von solchen Weibern; gefangen hält er sie, der Schuft, oder er hat ihr vorgelogen, ich sei gefallen, tot, begraben. Wenn sie mich sieht, wird sich alles aufklären, er selber kann mir sie nicht wehren. — So faßte ich Mut und ging dem Schlosse zu . . .

„Da kam gerade der Rechberger herabgeritten, ich erkannte ihn auf den ersten Blick, trutziger wie je sah er aus, ein ritterlicher Mann, auf dem Haupte hatte er eine Wildfellmütze mit einer Habichtfeder, zwei graue Rüden begleiteten ihn und ein Roß ritt er, wie ich kein schöneres geschaut, in Silber und Gold gezäunt. Mich freute selbst der Anblick als Soldaten, und so fröhlich schaute er darein, daß ich die schwarze Tat ihm kaum zutraute. Schon wollte ich, meines Elends mich schämend, beiseite treten und griff nach der Mütze — — da hielt er schon. ‚Was willst Du, Strolch?‘ fuhr er mich an, die Peitsche zeigend. Da spreizte ich die Beine gegen ihn und faßte nach dem Stock. ‚Kennst den Georg nicht mehr, der bei Prag Dich vor dem Schweden rettete?‘

„Da beugte er sich vor und sah mich höhnisch an. ‚Weiß Gott, der Georg! Stattlich siehst Du aus — betteln wohl?‘

„Der Grimm kam mir auf die Zunge, aber ich würgte ihn hinunter. ‚Ja‘, sagte ich, ‚betteln, Herr, um ein gnädiges Wort. Was habt Ihr aus meinem Weib gemacht?‘

‚Du, ein Weib, des Henkers Sohn, und was ich damit gemacht? Hebe Dich weg, Faselhans, daß meine Knechte Dich nicht greifen.‘

„Jetzt wußt' ich, daß er mein Weib geraubt, ein roter Fleck tanzte mir vor den Augen, meine Hand griff nach dem Messer — da erstarrte ich ganz, zum Tor heraus kam sie selbst geritten, den Falken auf der Faust, vom schwarzen Haar, in ein goldenes Netz geschlungen, winkte die Reiherfeder. Kein Mann hat je ein schöneres Weib gesehen. Sie stutzte. ‚Wlasta!' rief ich ganz von Sinnen, ‚Wlasta, kennst Du Deinen Georg nicht?'

„Ich starrte in ihr Gesicht. Kein Tröpfchen Blut stieg darin auf, nicht zuckte die Lippe, und starr war der Blick. ‚Macht ein Ende, Herr!' rief sie dem Ritter zu, ihr Roß vorwärts drängend, ‚oder kennt Ihr ihn?'

‚Ich kenn' ihn wohl, als Soldat hat er unter mir gedient, der Sohn des Henkers von Roda —'

‚Dann laß ihn von den Knechten packen, daß sein Wahnsinn kein Unglück anrichte,' und als der Ritter zögerte, rief sie selbst den Wächter aus dem Tore. „Ich wehrte mich mit meinen Henkersarmen, daß nur die Köpfe so knirschten.

‚Willst Du ruhig mit zusehen?' rief sie da.

„Und der Ritter zog seinen Degen und stach nach mir, doch ich parierte mit dem Stock, und von ihrem Hetzruf ganz toll gemacht, stieß ich mit dem Messer nach dem Ritter. Mann und Roß stürzten, da fielen die Rüden über mich, die Knechte, und Wlastas Pferd trat mir auf die Brust — ich sah nur noch ihre weiße Feder flattern, ihr schönes Antlitz über mir, dann verlor ich die Sinne.

„Wochenlang lag ich in einem feuchten Mauerloch. Erst hoffte ich Narr noch immer, sie würde kommen, mich befreien, nur in der Not der Angst habe sie mich verleugnet. Sie kam nicht, aber die Knechte kamen eines Tages und schleppten mich hinunter zum Gericht. Der Saal war dicht besetzt, die Ratsherren, die Richter, und auf erhöhtem Sitze er selbst, der Rechberger, in stolzer Pracht, und neben ihm Wlasta im schwarzen Samt, aus dem Hals und Antlitz wie eine Lilie blühten.

„Das Verhör begann. Ich erzählte alles, meine Flucht aus dem Vaterhaus, wie ich Wlasta gewann und verlor und hier wieder fand, wie ich in Schmerz und Not mich nicht mehr halten konnte und vor dem Schloß das Messer zog. Und jedes Wort sprach ich zu Wlasta, aber ihr Antlitz blieb starr wie Stein, daß mich das Grauen faßte. ‚Fragt sie selbst auf Gottes Eid, ob sie nicht mein Weib ist?' schloß ich meinen Spruch.

„Und die Richter fragten sie auf Gottes Eid, ob sie mein Weib gewesen. Und sie sprach fest und klar: ‚Nie habe ich diesen Mann gesehen.' Da war's, als ob mir das Herz zerspränge, und laut schrie ich auf. ‚O Du schamlose Dirne!' Also rissen sie mich an den Stricken nieder auf meinen Sitz, und der Richter sprach das Urteil.

‚Überwiesen des Mordanfalls mit blanker Waffe an dem gnädigen Herrn, unter erschwerendem Umstande, der gnädigen Frau Gräfin schwere Schmach zugefügt zu haben durch lügnerische Aussagen, als des Henkers von Rodas verfluchter Sohn, spreche ich Dich schuldig zweier Kapitalverbrechen, die Du morgen bei Sonnenaufgang an Deinem Halse büßen sollst durch Henkershand.' —

„Ich hörte ihn kaum, so starrte ich in ihr blasses Antlitz nach einer Spur von Mitleid oder Reue; nichts regte sich drinnen, und der Mund blieb stumm. Der Graf gab das Zeichen, mich abzuführen. Kein Wort sprach ich mehr. Ich warf mich auf das Stroh und stöhnte wie ein Tier. Der Schlaf kam wie ein guter Freund — wir kosten unter den blühenden Birken, und sie küßte den Henkerssohn auf den roten Mund und seufzte in seinen starken Armen.

„Man mußte mich wecken, so fest schlief ich. Es ging zum Tode, purpurrot grüßte der Morgen zum schmalen Gitterfenster herein und mit ihm neue Hoffnung: ‚Sie kann dich nicht sterben lassen, im letzten Augenblick noch wird sie Dich retten.' — Sie schnitten mir den langen Bart und wunderten sich, wie jung ich noch sei.

„Als ich auf dem Karren saß, das Volk mich neugierig umdrängte, dachte ich des Morgens, als ich zum Vater schlich, des kleinen zitternden Männchens. Ich sah die Klinge blitzen und hörte das Wut-

geschrei der Menge. Da faßte ich Mut: ‚Du bist Soldat und darfst nicht feige sterben.‘

„Der Richtplatz war ein enger Hof, rings von Mauern umgeben, Kopf an Kopf — und ‚noch so jung und so schön‘ — flüsterten sie umher. Über den Köpfen oben auf einem kleinen Söller standen der Rechberger und sein Weib. Ich traute meinen Augen nicht. ‚Jetzt wird sie sprechen, wie wäre sie sonst hierhergekommen,‘ ja, es war mir, als lächelte sie mir zu, ‚vielleicht erkennt sie Dich wirklich erst jetzt, da der Bart gefallen.‘

‚Wlasta!‘ rief ich von neuer Liebe erfaßt. ‚Um Deiner Seele Heil, sprich nur ein Wort, und alles ist vergeben!‘

„Da winkte der Rechberger mit dem Arm, Trommeln wirbelten, wie einst an dem verhängnisvollen Morgen, die Henkersknechte zerrten mich auf die Leiter, ich wandte den Blick nicht ab von ihr.

‚Wlasta!‘ rief ich, die Trommeln übertönend, ‚um Dein Seelenheil sprich ein Wort, kennst Du Deinen Georg nicht?‘

„Der Henker selbst hielt ein mit dem Strick, der schon um meinen Hals lag, und jeder Kopf wandte sich nach dem Söller, doch sie hielt meinen Blick gelassen aus, ohne mit einer Wimper zu zucken, nur totenbleich war sie, und ich sah, wie der Ritter den Arm um ihre Hüfte legte, um sie zu stützen.

‚Tue Dein Amt, Henker!‘ rief der Ritter.

„Da faßte mich noch ein wilder Zorn. ‚So sei verflucht in Zeit und —‘ Da stieß eine Hand mich von der Leiter, alles drehte sich um mich, der Galgen, die Richter, das Volk, der Ritter und Wlasta, dann klang es wie Musik, langsam vertönend — das wird wohl der Tod gewesen sein. — — — Wie hat Euch die Geschichte des Gehenkten gefallen? War sie so gemein? —“

„O, Bruder,“ erwiderte der Dichter, „was wäre das für ein Stoff, wenn ich noch lebte! Warum kommt Ihr nicht zu uns, Ihr Verfolgten und Verachteten alle, und klagt uns Eure Leiden, um aus ihnen den kostbaren Samen zu ziehen, der in ihnen liegt.“

„Wirst schon selber Dein Packl haben,“ meinte der Landstreicher. „Und a so a Wlasta dabei, oder a Miranda, oder irgend a Weibets, leg' nur los! G'henkter, prosit! Schön war's! Grausam schön! I komm' Dir was! Gluck — gluck — gluck — — Also leg' los, Dichter!“

„Mein Leben war so liebeleer gegen das Eure, daß ich mich schämen muß und Euch damit nur langweilen würde. Ich habe die Liebe besungen, ihr innerstes Wesen erforscht mein ganzes Leben lang, aber sie nie selbst empfunden. So hört mein letztes Werk, über das ich gestorben, anstatt mich selbst.“

„Eigentlich gegen die Abmachung,“ meinte der Gehenkte.

„Schleun' Dich, schleun' Dich!“ mahnte der Landstreicher, „der Selbstmörder will auch noch dran.“

Und der Dichter begann: „Heinrich Kramer war ein Künstler, das konnte man ihm nicht absprechen, ein Künstler durch und durch, nur kam es bei ihm nie zu einer Tat. Er litt eben an einem Übermaß von Talenten: er spielte virtuos die Geige, malte, dichtete, aber er malte und dichtete eigentlich nichts, und zum Geigenspiel war er auch nur selten zu bewegen, aber man wußte, daß er in all dem Meister war, er sprach auch sehr viel davon.

„Das Geschick hatte ihn aber grausamerweise mit einer weiteren, verhängnisvollen Gabe bedacht, nämlich mit einer überaus scharfsinnigen, durchdringenden Kritik. So war er sich selbst in nichts gut genug, und während er immer nach dem Höchsten strebte, kam er nicht einmal zum Guten. Das machte ihn unzufrieden, mit sich zerfallen. Seinen Mangel an Kraft nannte er Keuschheit der Empfindung, seine Zaghaftigkeit vornehme Scheu vor dem Schönen. Die Frauen verstanden ihn nicht, und ihm erschienen sie alle entsetzlich roh, trotz allem äußeren Schein der Zartheit, alles Tierchen, pflegte er zu sagen, ohne Raffinement der Seele. So hielt er sich möglichst ferne von ihnen und schwärmte rein theoretisch von der Liebe, wie von Bildern, Literatur und allem Schönen.

„Er bewohnte im vierten Stock eines vornehmen Hauses ein Zimmer, dessen Fenster auf den Hof ging, obwohl er dafür höhere Miete zahlen mußte, als

für zwei sonnige in einem einfach bürgerlichen, nur um durch den Anblick des Gewöhnlichen nicht stündlich beleidigt zu werden. Im ersten Stock wohnte ein Graf, ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle, dessen sicheres Auftreten für ihn etwas Wohltuendes hatte; im dritten ein Oberst mit Familie, der mit seiner schnarrenden Befehlshaberstimme, seinem starrenden Schnurrbart und klirrenden Sporntritt geradezu wie eine Mahnung zur Tat auf den Tatenlosen wirkte. Im Hofe waren Ateliers, hinter deren erblindeten Scheiben sich alles erdenkliche Künstlervolk ‚herumquälte', wie er sich ausdrückte, Maler, Graveure, Bildhauer, Zeichner, Kulis der Kunst, die er nicht genug verachten konnte in ihrer leichtfertigen Zufriedenheit, mit der sie Kunst und Leben nahmen. Der zweite Stock war bis vor kurzem leer. Jetzt war eine Schauspielerin eingezogen, eine berühmte Tragödin.

„Das war ihm die schrecklichste Sorte, diese robusten Weiber mit den großen Bewegungen und den Schlächterstimmen, so schrecklich wie die Stücke, in denen sie spielten, mit ihren Brutalitäten von Blut und Mord, Dolch und Gift, ihren unverhüllten Raubtierinstinkten; und noch dazu eine Berühmtheit, eine sogenannte Zettelberühmtheit, wie sie sich an allen Ecken in bunten Farben schamlos breit macht. Er dachte nicht daran, sie zu besuchen. Eines Tages begegnete er ihr auf der Treppe, es war Winter, sie hatte einen kostbaren Zobel an. Eine wirklich königliche Erscheinung, unbedingt noch erhebender als der Graf und der Oberst, und er brauchte gerade jetzt etwas zum Erheben; im Winter war sein Zustand der Unentschlossenheit am unerträglichsten. Er sprach dann in allen Zirkeln und Vereinen soviel über Kunst, Literatur, Ästhetik und alles Erdenkliche, daß er immer ganz ausgearbeitet, mit leerem Kopf nach Hause kam.

„Doch der Anblick dieses Weibes zündete in ihm etwas. Das war anderer Stoff als er geglaubt, eine förmliche Lebenswelle schlug ihm von ihr entgegen; vielleicht war es das Weib, das ihm fehlte, um all das Große auszulösen in ihm. —

„So zögerte er nicht; den andern Tag war er schon bei Fräulein Tilde Serlo. Erst bereute er schon, so gemessen, im Bühnenschritt kam sie ihm entgegen, dann fing sie zu schmeicheln an, sie witterte wohl den Kritiker in ihm und hatte schon viel von ihm gehört, natürlich nur Gutes, Schönes.

‚Darf ich Sie einmal in Ihrem Atelier besuchen?'

‚Ich habe kein Atelier und brauche keines, ich male nicht.'

‚Der berühmte Maler Heinrich Kramer, Sie sind eigen — Aber ein Buch von Ihnen werde ich doch einmal lesen dürfen, wenn Sie mit Ihren Bildern so geizig sind?'

‚Ich schrieb noch kein Buch in meinem ganzen Leben.'

‚Der berühmte Schriftsteller Heinrich Kramer! O das ist herrlich, groß. Wie beneide ich Sie darum, das alles sein, Dichter, Maler in seinem innersten Herzen und diesem blöden Volk nicht damit dienen müssen —'

„Kramer war selig, so verstanden hatte ihn noch niemand, er liebte von diesem Augenblick an Tilde Serlo.

‚O wenn Sie wüßten,' fuhr diese fort, ‚diese fortgesetzte Qual, mit seiner künstlich aufgepumpten Leidenschaft paradieren zu müssen, Dolche zu zücken, während man ein Hasenherz im Leibe hat, Tyranninnen, Mannweiber spielen, wenn man Küche und Nähtisch liebt und am liebsten in einem Dörfchen sich verkriechen möchte, mit — nun mit — seiner Familie —'

„Kramer glühte, seine lebhafte Phantasie zauberte ihm sofort das Bild dazu, das Dörfchen — Tilde — die Familie —

‚Das sagen Sie nur so aus Ihrer erhabenen Stellung heraus, Sie zum Herrschen geboren: ein Dörfchen — ein Männchen — und Kinderchen gar —'

‚Kinderchen gar — das wäre eine Seligkeit. Ach wie würde ich alle diese blutdürstigen Frauenzimmer hinausjagen, diese Medeen, Klytämnestren, Lady Macbeths und anderen Teufelinnen —'

‚Und wie rasch würden Sie sich wieder zurücksehnen von dem Dörfchen und dem Männchen und den Kinderchen, in Ihre Königspaläste, zu Ihren Helden

und Königssöhnen, und wo blieb Ihr Männchen und Ihr Dörfchen, wenn einer dieser käme und Sie zurückführen wollte —'

‚Wie schlecht Sie doch die Frauen kennen! Die Frauen lieben nur, solange sie sich schwach fühlen. Die Überlegenheit ist für sie der Tod der Liebe, in der Schwäche liegt ihr ganzes Glück.'

‚Dann sind Sie eigentlich schlimm daran,' entgegnete Kramer, ‚mit Ihrem Glück —'

‚Wer weiß, ich sehne mich so nach einer Schwäche, nach Abgabe meiner vielgerühmten Kraft —'

‚O könnten Sie sie mir geben, nur auf ein Jahr!'

‚Also probieren wir es doch einmal. Mir Ihre köstliche Unentschlossenheit, Ihr süßes Nichtwollen, bei vollen Geistestruhen, Ihnen all den Trutz und das Fäusteballen gegen das Schicksal, das Sichdurchsetzen und gemeine, rücksichtslose Drängen. Wir können ja wieder tauschen, wenn es durchaus nicht geht. Abgemacht?' Sie lachte so lieblich und zeigte schlohweiße Zähne zwischen den Kirschenlippen.

‚Abgemacht!' Kramer schlug ein. ‚O wie ich mich schon fühle —' Er ließ ihre Hand nicht so schnell los, und sein Blick ruhte mit bisher unbekannter Leidenschaft auf ihr.

‚Und ich mich erst —' erwiderte Tilde, ‚so federleicht, so frühlingswonnig. Sehen Sie, da fliegt schon eine —' Tilde schleuderte eine Rolle, die auf dem Tische lag, zum offenen Fenster hinaus in den Garten. ‚Ja, ich mache Ernst, machen Sie es nur auch, meine Kraft soll sich nicht verlieren, o nein, nur in Ihnen soll sie wirken. Bis morgen müssen Sie ein Werk begonnen haben, ein Bild, ein Buch, alles gleich — sonst geht der Handel zurück. Einverstanden?'

‚Einverstanden.'

„Das war die erste Unterredung Kramers mit Tilde Serlo. Aus dem Scherz wurde wie durch einen geheimnisvollen Zauber Ernst. Tilde liebte und war selig in der süßen Schwäche, die über sie kam. Kramer schrieb wirklich ein Buch und malte ein Bild; da er schon so viel über Bilder und Bücher gesprochen und geschrieben, das sehr schön war, so gefielen auch Bild und Buch über die Maßen. Der Name Kramer war in aller Mund, kein Wunder, hieß es, daß die Serlo dem Riesengeist erlegen. Tilde und Kramer waren ein Liebespaar.

„Da dachte sie eines Tages des Dörfchens, von dem sie bei ihrer ersten Zusammenkunft geschwärmt, und der Gedanke ließ sie nimmer los. Sie waren wohl beide neugierig auf die Probe — und das Männchen mietete in dem Dörfchen ein Häuschen, ein kleines Gärtchen davor, Rosenlauben, Jasmin, Wiesen, Obstgärten, nur die Kinderchen fehlten noch, aber das war gar nicht schade, weil Tilde immer noch ihre Medeen spielte, Sapphos, Klytämnestren, wenn auch lange nicht mehr mit der Größe wie einst, wie die Leute sagten.

„Es war Hochsommer, die Felder flimmerten in der Gluthitze, der Wald war schwül und schwer, kein Schatten bot mehr Kühlung, kaum mehr die Nacht. Tilde fühlte sich unsäglich wohl in dieser Mattigkeit ihres ganzen Wesens, die sich so harmonisch rings in die Natur einfügte. Sie liebte und wurde geliebt und hatte keinen Wunsch mehr. Ja sie übersah darüber ganz, daß der Geliebte mit ihrer Kraft, die auf ihn übergegangen, schlecht wirtschaftete, daß sie sich immer mehr verflachte — das war die Hitze, der Sommer, sie begriff das ganz gut in ihren wohligen Träumen.

„Darüber kam der Herbst. Die Hitze schwand, die Formen und Farben wurden fester, klarer, es rang sich etwas los aus der verschlummerten Erde. Selbst Tilde erwachte, und etwas wie Sehnsucht nach den Brettern stieg in ihr auf zu ihrem eigenen Verdruß. Was war es denn sonst, diese Unruhe, dieses Drängen und Wollen, das sie bisher nicht gekannt?

„Eine volle Wegstunde von dem Häuschen lag ein kleines Herrenhaus am Waldende. Den ganzen Sommer waren die grünen Läden dicht verschlossen. Es gehörte einem Freiherrn von Zonen, einem großen Nimrod. Die unglaublichsten Sagen gingen von ihm in der Gegend, Kunststückchen, Roheiten allerart. Früher war er Reiteroffizier gewesen,

ein Roßkamm erster Güte, jetzt war er zur Herbstjagd gekommen.

„Kramer begegnete ihm schon am ersten Tage. Ein Mann, wie er sie geradezu haßte, knochig, breit, mit derbgesundem Antlitz, wasserblauen Augen darin und einem buschigen, blonden Schnurrbart unter der scharfen Nase, die blonde Bestie, und die Sprache knarrend, roh wie ein Fuhrmann — Geruch von weitem nach Lederzeug und Hunden. Da brauchte er weiß Gott nicht eifersüchtig zu sein. Das wäre so etwas für Tilde in ihrem zartabgetönten Frieden.

„Am dritten Tag war Herr von Zonen schon im Häuschen. Er gebärdete sich, als ob er über alles im Dorfe unterrichtet sein müsse, so gewissermaßen als Lehnsherr. Das Unerhörteste aber war, wie er Tilde behandelte, so ganz en bagatelle!

‚Haben Sie Tilde Serlo vielleicht schon als Medea gesehen?‘ fragte ihn Kramer gereizt.

‚Na — und — Glauben Sie vielleicht, das imponiert mir? Keine Anlage zu Jason. Wissen Sie, was mir imponiert?‘ wandte er sich dann zu Tilde. ‚Daß Sie den ganzen Krempel an den Nagel gehängt und in dieses Nest heraus sind! Allerdings gehört dazu Jagd, Pferde — was machen Sie denn den ganzen Tag?‘

‚Wir genießen unsere Freiheit!‘ meinte Tilde.

‚Uns selbst,‘ setzte Kramer hinzu, ‚wir können gar nicht fertig damit werden.‘

„Der Freiherr sah etwas spöttisch die hagere Gestalt Kramers herab. ‚Sieht man Ihnen gar nicht an, wahrhaftig nicht.‘

„Da lachte Tilde hell auf, Kramer verdroß das. ‚Warum lachst Du, Tilde?‘

‚Ich lache doch über den Freiherrn, er ist zu komisch mit seinem Staroſtenton. Es scheint, Sie glauben wirklich an eine gewisse Souveränität über uns.‘

‚Glaube ich auch,‘ erwiderte Zonen, ‚zuversichtlich, schöne Frau, an die Souveränität der gesunden Nerven, damit zwinge ich alles, Tiere, Menschen.‘ Zonen sah sie mit seinen wasserblauen Augen groß an, bis sie errötete.

‚Eine seltsame Herrschaftstheorie,‘ meinte Kramer gereizt, ‚die Theorie vom stärksten Männchen, aber doch Geschmackssache, wenigstens bei den Frauen —‘

‚Bei den Frauen, meinen Sie?‘ fragte Zonen. ‚Bei den Männern, das lasse ich noch gelten, bei den Frauen die einzige Theorie; doch auch ganz natürlich, Sie lieben alle nur solange sie sich schwach fühlen, die Überlegenheit ist für sie der Tod der Liebe. In der Schwäche liegt ihr ganzes Glück. Also gehört das stärkste Männchen her, vor dem man sich schwach fühlt.‘

„Kramer war peinlich betroffen. Dasselbe sagte Tilde bei seinem ersten Besuch. Er fühlte sich zwar nicht selber getroffen, nur unpassend fand er das Gespräch vor Tilde,und es verdroß ihn, daß sie ihm nicht besser herausgab; ihr wäre es zugekommen, nicht ihm.

‚Sie meinen doch stark auch in geistiger Beziehung?‘ bemerkte Kramer.

„Zonen blähte sich ordentlich in seiner aufdringlichen Gesundheit und strich sich den Schnurrbart. ‚Wenn Sie wollen,‘ dabei schlug er die Schenkel aneinander, daß die Sporen klirrten, ergriff Tildes Hand und setzte einen etwas langen Kuß darauf. ‚Vielleicht habe ich einmal den Vorzug im Schlößchen — es ist alt und sehenswert.‘

„Sie waren beide ermüdet von dem Besuch und vermieden es, davon zu sprechen. Der Freiherr kam selten, das Schloß wurde nicht besucht. Aber Tilde schien verändert. Sie griff wieder nach den Rollen, machte große Bewegungen mit den Armen und ließ ihre sonore Stimme ertönen. Sie reizte ihn zum Schaffen auf, und er schämte sich wieder seiner Tatenlosigkeit: wenn Tilde wieder zur Bühne zurückkehrte, war er verloren, sobald er leer daneben stand.

So ging er wieder an die Arbeit; aber es ging nicht mehr recht, nachdem er monatelang nicht davon gesprochen, nicht polemisiert, kritisiert, er mußte wenigstens auf ein paar Tage nach der Stadt, um in die Stimmung zu kommen. Hilde blieb im Häuschen. Zonen war ihnen neulich stockbetrunken begegnet, er war wahrhaftig nicht zu fürchten, Tilde ekelte sich vor ihm.

Nach zwei Tagen kam Kramer zurück, nicht daß ihn Unruhe trieb, Angst für Tilde;

nur die Sehnsucht, er konnte nicht mehr leben ohne sie. Es war stockdunkel geworden, bis er von der Bahn in das Dörfchen kam, Tilde erwartete ihn erst übermorgen. Er hatte sein neues Stück, das er in den letzten Wochen aus alten Aufschreibungen zusammengeschweißt, glücklich an einer Bühne untergebracht. Tilde wird die Hauptrolle spielen, das gibt eine Überraschung. Jetzt war er das starke Männchen, — armer Tropf, mit den gesunden Nerven.

„Er mußte vor dem Schlößchen vorbei am Waldesrand. Zu ebener Erde brannte Licht, ein heimliches rotes Licht, von Vorhängen gedämpft, es paßte gar nicht zu dem Herrn von Zonen, dieses sanfte, zärtliche Licht. Kramer war so gut gestimmt, daß er nahe daran war hineinzugehen, ihn aufzusuchen — ein guter Kerl — Schon hatte er die Hand auf der Klinke des Gartentores — — da hörte er ein Lachen, es konnte nicht aus dem Hause kommen, es war ein helles Frauenlachen, und in dem Schlößchen befand sich nur eine taube Köchin.

„Er sah sich um, — daß ihm gar Tilde entgegen kam, ihren Spaß mit ihm hatte, — ganz wie Tilde klang das Lachen — — und doch kam es aus dem Hause. —

„So trat er in den Garten und lauschte. Das rote Licht sandte einen zitternden Streifen über den gelben Sand des Parkes — sonst ging es gewöhnlich hübsch lärmend zu an den Abenden bei Zonen, nach der Jagd. Was er wohl machte bei dem Licht? Er schlich an das dreiteilige Fenster, stieg auf die Zweige des Spalierobstes, — eine Spalte des Vorhanges stand offen, er mußte sich zur Seite biegen — sah den Freiherrn — der sprach mit jemand, ganz leise — sein Gesicht erschien ihm jetzt ganz anders, nicht mehr so derb, seine Hand hielt hinter dem Tisch eine andere; zweimal tauchte sie auf zwischen seinen derben braunen Fingern schneeweiß, eine Damenhand — — da kam er wohl in seiner Erregung an das Fenster, es klirrte leise, ein Kopf beugte sich vor, Tildes Kopf! Und Zonen lachte — ‚Närrchen!' flüsterte er, ergriff den Kopf mit beiden Händen und küßte, küßte — und der Kopf senkte sich leise auf seine Schultern, und der blonde Schnurrbart zitterte darüber, und das rote Licht überflutete das liebende Paar.

„Kramer krallte sich an die Mauer fest, um nicht zu fallen — — ein Fiebertraum, ein Phantom, das ihn äfft! — Er wendete seinen Blick der Nacht zu, dem Dunkel des Parkes, um ihm jede Täuschung zu nehmen. Dann ließ er ihn wieder zurückkehren, aber Tildes Kopf ruhte noch immer auf dem Arm Zonens, und der blonde Schnurrbart lag regungslos darauf.

„Da glitt Kramer aus, stürzte, floh in die Nacht hinaus, über die Felder; einmal wandte er sich um, da brannte das rote Licht noch — als er sich zum zweiten Male wandte, war es erloschen, — dann fing er zu laufen an, sinnlos, gedankenlos, bis er vor dem Häuschen stand. O Schmach, an diesen Menschen ihn verraten, einen Heinrich Kramer! Erst war es ein spitzer, stechender Schmerz, dann ein jäher Zusammenbruch seines ganzen Wesens, er fühlte ihn ordentlich, sah die Trümmer in sein Herz stürzen, daß es hochrot aufspritzte. Rache! — An wem? An ihr, der Schamlosen!

Kramer griff verzweifelt nach seinen dünnen Armen, seinen muskellosen Händen — Zonen wird ihn über den Haufen schießen. Zum Mörder werden, — eine Geschmacklosigkeit! Jetzt gilt's, großer Kritiker, Künstler! Das Leben ist doch die größte Kunst!

„So ging er ins Haus, in das Schlafzimmer. Von seinem Fenster aus überblickte er die Straße, die vom Schlosse herführte. — Die Nacht war mondhell. — Er spähte und spähte: da kam sie, in eine Kapuze gehüllt, eilig, und doch wieder sich umsehend, nach der Stätte des Verrats — nein ihrer Schwäche, das war's! — Er griff nach dem blinkenden Revolver am Nachttisch, zielte nach ihr, er hätte sie ja nicht einmal getroffen mit seinen Zitterhänden, ungeübt in jeder Waffe. — Jetzt unterschied er schon ihr Antlitz, es war stark gerötet vom eiligen Gang, vom Wein, von der Liebe — Was tun? Was tun? Etwas muß geschehen, etwas Großes, Erhabenes, etwas über dem starken Tier, vor dem sie zittern muß in ihrer schmachvollen Schwäche. — Was war das Große, das Erhabene? Die Kälte des Metalls in seiner Hand durchrieselte ihn —

Bildnis.

Gemälde von Prof. Ludwig von Zumbuſch.

der Tod! — — Tilde vor dem Tode, dem Stärksten von allem, das würde so viel für sie bedeuten wie neue Liebe! Eine Sensation: sie tritt herein, er liegt tot vor ihr. Reue, Liebe, Rache umgaukeln ihm die Begriffe. — Kramer sah immer auf die Straße, auf die Nahende, setzte den Lauf an die Schläfe — da blitzte es auf — eine Biene stach ihn ober dem Auge — dann ein Rollen und Stürzen — ein Schrei von weit her — etwas berührt ihn — ein fremdartiger Duft — — ein Gesicht über ihn — er fühlt groß und erhaben — lächelt wie noch nie, lächelt und stirbt in Tildes Armen — —"

Der Dichter war zu Ende und selbst ergriffen von seiner Erzählung. „Nun, Landstreicher, Gehenkter, habt Ihr nicht Verwandtes herausgefühlt aus meiner Geschichte, ein ewiges Gesetz, dem auch Ihr unterlegen seid — — he, hört Ihr nicht?"

Wahrhaftig, die Kerle sind darüber eingeschlafen — der ganze Jammer seines Lebens packte ihn. Da hörte er zur Linken ein heftiges Schluchzen, er hatte den Selbstmörder ganz vergessen. „Warum weinst Du, Bruder, Du bist mir noch Deine Geschichte schuldig, eile Dich!"

Doch der schluchzte fort und sprach dazwischen: „Du brauchst sie nicht mehr zu hören, meine Geschichte. Du hast sie ja eben selbst erzählt, Stück für Stück, so unendlich rührend. Was mußt Du genossen haben, Glücklicher, wenn Du fremdes Leid so tief und nah gefühlt hast, während ich —" Da schlug es eins vom Kirchturm — der Selbstmörder verstummte, der Dichter aber atmete erleichtert auf und schloß mit einem zufriedenen Lächeln die Augen.

Es war zum ersten Male, daß ein Mensch über seine Worte geweint hatte — er war erlöst!

Am Kirchhof in der Ecke bewegten sich keine Flocken mehr. Im Frühjahr aber schlug der alte Rosenstock von neuem aus, den der Mesner auf des Dichters Grab gesetzt hatte.

Verflogen.

Ein goldner Tag in ferner Jugend —
Ich träumt' im hohen Gartengras;
Hell durch die Apfelbäume lugend
Sah blau des Himmels Glockenglas.
Hoch oben zog, wie Silberkähne,
Hinfurchend durchs azurne Meer,
Ein Schwarm verflogner wilder Schwäne —
Was ward des Knaben Herz so schwer?
Er wußte nicht, von wo und wannen
Ihm plötzlich kam so banges Leid;
Er fühlte nur, die Tränen rannen
Ihm strömend über Wang' und Kleid.

Nach langen Jahren träum' ich wieder
Wie einst im hohen Gartengras.
Kein Tränlein rinnt die Wange nieder
Und macht den wilden Bart mir naß.
Gelassen steh' ich, unerschüttert
Vom Bann des Lebens, straff und klar;
Doch das mich ahnend einst durchzittert,
Heut weiß ich's, welch ein Leid es war.
Heut weiß ich's, nun ich rückwärtslugend
Arm steh' am Schluß des Wanderzugs:
Die Ahnung war's versäumter Jugend,
Das große Leid verirrten Flugs.

Fritz Erdner.

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Sommerliche Gastspielfahrten.

Theatererinnerungen einer Hofschauspielerin.

Als mir der Herr Herausgeber im Hotelzimmer gegenübersaß — es sah arg wüst aus, ich genier' mich noch nachträglich ein bissel — da erschien mir der Auftrag nicht nur ehrenvoll und verlockend, sondern auch ganz leicht ausführbar. Memoiren einer Hofschauspielerin ... Natürlich, das wird sich famos lesen. Zur Diskretion haben Sie sich verpflichtet („bei Fohis Haupt" — ich hab' in Schillers Turandot nachgeschlagen, Fohi ist ein Chinesenheiliger, auf den man sich verlassen darf), also kann ich nach Herzenslust indiskret sein. Und ein fürstliches Honorar wollen Sie mir auch noch zahlen. Das ist ja alles bildhübsch. Aber wenn nur das Schreiben nicht wäre. Ich hab' ein Lampenfieber, sag' ich Ihnen, schlimmer als wenn ich an der Burg auf Engagement gastieren sollte.

Wenn ich nur wüßte, wer Ihnen von dem kurzen Sommerintermezzo meiner „Direktionsführung" was ausgeplaudert hat. Die Ida vielleicht? Es sähe ihr ähnlich. Die größte Plaudertasche des Jahrhunderts — trotzdem sie fast täglich die feierliche Versicherung anwendet: ‚Das Grab ist ein Kaffeeklatsch gegen mich.' Zudem will sie sich wohl dafür rächen, daß ich sie mit ihren vierundzwanzig Jahren ein paarmal hab' komische Alte spielen lassen. Übrigens ist sie ein Prachtkerl. Wenn ich mir vorstelle, was ich auf der Gastspielreise alles an ihr gehabt hab': sie hat die Verträge abgeschlossen, die Regiebücher abgeschrieben, die Säle gemietet, die Zeitungsnotizen verschickt, die Theaterzettel drucken lassen, sie hat widerspruchslos jede Rolle gelernt, souffliert hat sie auch, sie hat die Hotelrechnungen bezahlt, sie hat sich mütterlich meiner Stoßkanten angenommen, und ich werd' ihr's nie vergessen, daß sie als Hannah Kennedy im letzten Akt der Maria Stuart, wenn ich als schottische Königin im schwarzen Samtkleid Abschied nehme, um aufs Schafott zu steigen, regelmäßig in ein richtiges Schluchzen ausbricht... Einmal, das war irgendwo in einem kleinen Neckarstädtchen, hat sie sogar mich damit angesteckt. Na, das war schon ein Theater. Wir gaben eine Schüleraufführung zu ermäßigten Preisen. Im ganzen Haus Kindergesichter. Zum Schluß ein Geschluchze und Geflenne — die auf der Galerie hatten sicher keine Sacktücher bei sich — und mich packt's und schüttelt's mit ... „Ida, Du bist ein Schaf," sagt' ich hernach zu ihr. Der Vorhang hatte sich gut achtmal heben müssen, das Klatschen der kleinen Hände klang allerliebst, und ich hätte über meinen Erfolg sehr froh sein können. Aber war nicht mit der Tränenflut die ganze Schminke (Leichners Teint I, Todesblässe) auf mein neues stilvolles schwarzes Samtkleid geflossen? Ida sah zerknirscht ein, daß sie als Hannah Kennedy künftighin ihren Schmerz mehr zügeln müßte. Sie hat hernach auch eine heillose Arbeit mit Benzin und Spiritus gehabt, und besser ist der Samt davon nicht geworden. Aber ändern wird sie sich nie. Sie ist ein goldig sentimentales Geschöpf. Wenn ich nur eine Ahnung hätte, warum sie zur Bühne gegangen ist. Garstig ist sie nämlich auch.

Die lieben Kollegen sagen mir ja nach, ich hätte für meine Tournee überhaupt eine Truppe zusammengestellt, die an Liebreiz des Äußeren stark zu wünschen übrig ließ. Mit Fleiß — denn ich hätte keine anderen Sterne neben mir aufkommen lassen wollen. Aber das ist nun die bare Verleumdung. Die Kathi Lampe kann man direkt hübsch nennen. Freilich die langen Vorderzähne und die kurze Oberlippe sind nicht aller Welt Geschmack. Meiner gewiß auch nicht. Aber die Hauptsache war da: die Begeisterung. Was es für meine jungen Herrschaften bedeutet hat, mal richtige Rollen spielen zu dürfen! Nach all den Theaterschulidealen von Gretchen und Othello und Adelheid und Romeo und Kätchen hatten die meisten ein, zwei Jahre lang bloß als „Vertraute", „Bauern und Volk beiderlei Geschlechts", „Priester", „Jungfern", „Pagen" usw. auf unserer Hofbühne wirken dürfen. Ich tat also ein gutes Werk, als ich sie für meine Tournee engagierte. Daß dies ein erster Versuch und daß das Unternehmen noch nicht „finanziert" war, mußte natürlich bei der Bemessung der Gagen in Anrechnung gebracht werden. Auch meine gute Ida meinte, man müßte die Ideale hochhalten. Das taten wir reichlich. Schon unser Repertoir —! Wir hatten die Iphigenia, die Maria Stuart, die Medea, die Heimat, die Sappho und die Alexandra von Richard Voß auf unserem Spielplan. Und das in den Hoftheaterferien, im Sommer, wo es viel lukrativer gewesen wäre, den Leuten in den kleinen Ackerstädten „Kyritz-Pyritz" vorzumimen oder die „lustige Witwe" oder „Husarenfieber". Gewiß, es waren für mich lauter Bombenrollen darin, Rollen, nach denen ich einen wahren Heißhunger hatte am Schluß der saft- und kraftlosen Saison. Aber gab es daneben nicht auch noch einen Orestes, einen Mortimer und Leicester, eine Elisabeth, einen Jason, einen Regierungsrat Keller usw. usw. — Aufgaben,

die sogar einen Herrn S. vom Stadttheater in M. hätten reizen können? Nun, ich will es gleich verraten, sie reizten Herrn S. nicht. Den hatte wahrhaftig nur der schnöde Mammon gelockt. Er bekam zehn Mark den Tag, seine Frau, die die Elisabeth spielte, sieben Mark, außerdem Eisenbahn III. Klasse. Herr und Frau S. waren von Anfang an krasse Materialisten. Man denke dagegen an Mieze Schuch, die Elevin, die mir mit richtigen Tränen in den Augen für die Melitta in der Sappho dankte — und dabei bloß freie Station und Eisenbahngeld hatte (sie fuhr übrigens IIIb, natürlich bloß der Neuheit dieser Einrichtung wegen, denn ihr Papa ist Kanzleirat).

Herr S. richtete es stets so ein, daß er einen andern Zug benutzte als wir. Er wollte mit der „Falstaffgarde", wie er meine kunstfreudige Truppe nannte, nicht zusammen gesehen werden.

Die kollegialen Verhältnisse waren sonst gut, die künstlerischen — wie ich unbeschönigt versichern darf — glänzend. Bloß die technischen waren unter aller Kritik. Natürlich mußten wir darin sparen. In N. a. H., wo wir für den Theatersaal nur 60 Mark zu zahlen brauchten, kamen noch immer 20 Mark Tagesunkosten hinzu. Die Gesamteinnahme betrug 380 Mark. Hotelrechnung, Bahnfahrt, Gepäck — das wollte doch auch aufgebracht werden, und alle Abende spielten wir ja nicht. O, es ist nicht so leicht, Theaterdirektorin zu sein, wie man denkt. Und dazu noch ein Tourneemitglied, das fortgesetzt von „Übelständen" spricht, von „Beschwerde bei der Genossenschaftszeitung der deutschen Bühnenangehörigen".

Hätte ich die Ida nicht gehabt, so wär's zu einer phänomenalen Pleite gekommen. Aber die Ida entwickelte sich im Verlauf dieser zwanzig Tage geradezu zu einem rechnerischen Genie. In Heilbronn, wo wir mit der „Alexandra" eröffneten, sollten wir dem Billettverkäufer für seine Tätigkeit an der Abendkasse Mark 4,50 bezahlen. Was tat unsere Ida? Sie, die in dem rührenden Stück die Präsidentin spielte, setzte sich vor Beginn der Vorstellung höchstselbst an die Kasse. Und sie machte ihre Sache ausgezeichnet. Um ihr Inkognito zu wahren, tat sie ein Umschlagetuch um. Hernach, mit der weißen Perücke, war nur noch eine ganz entfernte Familienähnlichkeit vorhanden. Der kleine Niborg hinterbrachte uns darüber eine Stimme aus dem Volke. Eine Heilbronnerin hatte gesagt: „Die mit der langen Nas hat auch nit übel gespielt; das isch gewiß die Mama von sellere an der Kass'." —

Allein die Sparsamkeit hatte zuweilen auch ihre üblen Seiten. Um die Ausgabe für eine Garderobenfrau zu sparen, halfen wir weiblichen Kräfte uns untereinander. Aber als ich einmal einen Umzug während des Aktes hatte, ergab sich's, daß keine weibliche Hilfskraft verfügbar war. Das ganze Damenpersonal stand auf der Bühne, die Ida steckte im Souffleurkasten. In meiner Verzweiflung — ich konnte meine Taille nicht zumachen, sie war rückwärts zu schließen, und schon nahte mein Stichwort — stürzte ich zur Tür der Herrengarderobe. „Kinder, Ihr müßt mir helfen, ich bin in einer Todesangst ... Niborg, am besten, ich wähle Sie, Sie sind der ungefährlichste ..." Darauf ein teuflisches Gelächter drinnen unter den Herren. „Jawohl, Niborg ist ein Neutrum!" Und er tritt zaghaft aus der Tür und verrichtet das Ehrenamt mit zitternden Fingern. Seitdem ward er den Titel „Neutrum" nicht mehr los. Ich kann aber selbst nicht sagen, weshalb ich gerade zu Niborg so absolutes Vertrauen hatte.

Idas Sparsamkeit und die Regentage, die unsern Kunsttempel füllten, brachten es dahin, daß die erste Woche unserer Gastspielfahrt ohne „Unterschuß" zu Ende ging. Aber dann kam ein ganz nichtsnutzig prächtiges Frühsommerwetter auf. Unsere Kunstreise ging vom Württembergischen durchs Badische nach dem Elsaß und der Pfalz. In Rastatt ereilte uns das Schicksal: als wir mittags dort eintrafen, wölbte sich über der Garnison ein italienisch blauer Himmel. Dazu stach die Sonne. Und um das Unheil voll zu machen: andern Tags, wo wir die Iphigenie geben wollten, war in Rastatt ein Rennen.

Ida hatte den Vorverkauf in der Konditorei eingerichtet, die unserem Gasthof gegenüber lag. So oft drüben die Klingel ging, eilten wir ans Fenster und lugten durch die Scheibengardinen. Aber den ganzen Nachmittag waren es nur kuchenkaufende Dienstmädchen. Abends probten wir gewissenhaft die Iphigenie von A bis Z durch. Es war furchtbar bei der Hitze. Wir schwitzten alle. Am meisten die unglückliche Ida, die wieder im Souffleurkasten steckte. Trotzdem Herr S. seinen Orest nur „markierte", zwang uns andere die Dichtung doch in ihren Bann. Szenen überspringen — das gab es bei mir grundsätzlich nicht. Meine Garde hätte es auch gar nicht gewollt. Die Spielwut war allgemein bis auf Herrn S. Aber nach der langen, heißen Probe die Enttäuschung: als die Ida drüben in der Konditorei nach dem Billettvorverkauf fragte. Ein Sperrsitz und zwei Schülerbilletts zu ermäßigtem Preise waren verlangt worden, sonst nichts. Wie wir in der Nacht, die folgte, ein Donnerwetter herbeisehnten! Von früh ein Uhr an taten wir kein Auge mehr zu, sondern hypnotisierten den Morgenhimmel. Und ein schändlich schöner Tag brach an. Es war gemein. Abends um sieben Uhr wimmelten noch nicht elf Leutchen im Theater herum. Nun hätte selbstverständlich eines von uns krank werden müssen, damit wir absagen konnten. Herr S. kam dem aber zuvor und erklärte: er weigere sich, vor diesem ‚Volk der Hirten' den Orest zu spielen. Ida, in plötzlich aufzuckendem Raffinement, nagelte ihn daraufhin fest: das wäre Kontraktbruch, und da-

für ginge er seiner Tagesgage verlustig. „Gut, ich verzichte auf Euren elenden Mammon. Aber Rastatt sieht meinen Orestes nicht." Dabei blieb's. Rastatt sah seinen Orestes wirklich nicht. Aber die gute Ida konnte sich am andern Morgen die kleine Bosheit doch nicht verkneifen, ihm zu verstehen zu geben: wir hätten auch ohne seine Weigerung die Vorstellung ausfallen lassen. Nun wollte er plötzlich seine 10 Mark, und von der Stunde an tobten zwischen ihm und Ida gewaltige Redeschlachten. Auch am Abend, während der Vorstellung der Medea in Kehl, glich unser Kunsttempel in allen Atempausen eher einer Börse. Wenn die Ida, die die alte Amme gab, auf der Bühne nicht beschäftigt war, soufflierte sie (die übrigen Szenen spielten wir ohne Souffleur) — aber selbst auf ihren hurtigen Gängen hinter den Kulissen ließ ihr Herr S. keine Ruhe. Er wollte sich schließlich mit Mark 7,50 begnügen, doch daran hielt er fest. Es war ein groteskes Bild. Herr S. mit seiner großartigen Helden- und Liebhabererscheinung und seinen runden Gesten — und die alt geschminkte Ida mit ihren heftigen, fast leidenschaftlichen Bewegungen. Ich hörte mich selbst die schweren Verse sprechen „... bin ich bestimmt zu wählen und zu handeln" — und von hinter den Kulissen her klang's an mein Ohr: „Sieben Mark fünfzig, auf der Stelle zahlbar, ich bestehe darauf, sonst bring' ich die ganze Tournee unter ‚Übelständen' in die Genossenschaftszeitung!"

Während ich immer weiter die Verse der Medea sprach, rechnete ich in meiner Herzensangst: die Einnahme von heute abend deckte die Kosten nicht, ich hatte meine kleinen Ersparnisse auf dem Hofzahlamt beim Rendanten in Verwahrung, der für mich Papiere kaufte, mein Bargeld reichte noch eben für die Gasthofrechnung und die Bahnfahrt. Wenn die Ida die Mark 7,50 nicht auslegen konnte, so mußten wir bis zum Jüngsten Tag in Kehl bleiben ... Bei dieser Vorstellung blieb ich auch schon stecken. Wie der Blitz fuhr die Ida in den Souffleurkasten und blätterte aufgeregt im Buch, fand die Stelle aber nicht. Ich füllte die Pause durch einen groß angelegten Rundgang von antiker Würde. Aber heimlich lugte ich dabei nach dem alten Ammengesicht im Souffleurkasten.

Die furchtbare halbe Minute — sie erschien mir wie eine Viertelstunde — werde ich im Leben nicht vergessen. Es kam nämlich hinzu, daß Herr S., der sich in der geschäftlichen Auseinandersetzung mit der Ida erregt hatte, in der Garderobe Organstudien machte. Er hatte ja keine Ahnung, daß auf der Bühne nicht gesprochen wurde und daß man ihn im Saale hören konnte. Mir aber schlug's ganz deutlich ans Ohr: „Babylonische Turmbauspitzengesellschaft — babylonische Turmbau — babylonische — baby — babylonische ..." Ich hätte schreien können. Aber mir fehlten ja die Worte.

Nun, im Publikum hatte niemand etwas gemerkt.

Ich denke nicht gern an Kehl zurück. Aber ein Gefühl der Dankbarkeit werde ich trotzdem nicht los. Immerhin hatten sich fünfzig lebende Menschen in dem heißen Theatersaal zusammengefunden — bei abnorm schönem Wetter — um die Medea zu sehen. Die Ausstattung konnte sie nicht gelockt haben, denn damit war's bei uns nicht allzuweit her. Das goldene Vlies tat sonst den bescheidenen Dienst eines Bettvorlegers — die Zauberkiste hatte das bekannte Format von Hoffmanns Stärkemehlbehältern — und der Becher, das wichtigste Requisit, entstammte einem Kegelklub oder einer Kriegervereinigung. Es war nämlich ein Bismarckbecher. In der Spielleidenschaft nie zu vergessen, daß man die Hand, die den Bismarck zudeckte, auch keinen Augenblick lang fortziehen durfte, das hatte schon seine Schwierigkeiten.

Bei dieser einmaligen Aufführung der Medea blieb es aber. Trotz unserm künstlerischen Erfolg. Wir konnten nämlich die Kinder, die der Dichter vorschreibt, nicht zu einem zweiten Debut bewegen. Die Beschaffung der Kinder fiel in Idas Ressort. Wo sie den künstlerischen Nachwuchs so schnell immer herbeischaffte? Ich will es ehrlich gestehen: es war ein halber Raub. Zum Nachdenken ließ sie die Kleinen erst gar nicht kommen. Mit Bonbons ward der erste Schreck beschwichtigt. In aller Eile wurden sie von Spielplätzen oder aus Waschküchen hereingebracht, gewaschen, kostümiert und instruiert: „Mäuschenstill sein — und die Fingerchen aus der Nas!" Natürlich war in den Kinderrollen jedes Wort gestrichen, und auf der Bühne ließ man die Kleinen selbstverständlich keine Sekunde lang von der Hand. Gefährlich waren die Szenen mit den Kindern aber immer. Es brauchte sich nur ein Spielkamerad ins Publikum verirrt zu haben, der das kleine Peterle oder Theresle trotz der antiken Gewandung erkannte. Und geschah mir's nicht in der großen Szene mit Jason einmal, daß so ein allerliebstes kleines Theresle sich plötzlich von mir losriß und mit ängstlichem Ausdruck mir zuraunte: „Du, ich muß mal!" Und draußen war sie — und Jason machte ein fast noch dümmeres Gesicht als ich — und durch den ganzen Theatersaal ging eine fröhliche Bewegung — und die Heldin des Abends war nicht die Medea, sondern das Theresle.

Kollege S., der mir immer gern eins auswischte, meinte: ich sollte die Kleine wegen unerlaubten Extemporierens in Strafe nehmen. Und seine Frau (sie hätte die Medea selbst gern gespielt) sagte: künftig sollte ich der Medea doch überhaupt die Kinder streichen. Drüben im Elsässischen, erzählte sie boshaft, hätte ein Direktor sogar den Attinghausen im Tell gestrichen, weil Darstellermangel war. Da mußte dann der Walther Fürst zu Beginn des letzten Aktes ganz einfach extemporieren: „Nun ist der alte At-

tinghausen auch tot; seine letzten Worte waren noch: seid einig, einig, einig!" Und den Ritter Raoul in der Jungfrau von Orleans konnte bei diesem genialen Dramaturgen bei großem Darstellermangel jeder Statist spielen; von der großen Erzählung war ihm alles gestrichen bis auf Anfang- und Endsatz: „Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht — — und von den Unsern ward kein Mann vermißt!"

Nun, das war eine Stimme aus dem nirgends fehlenden Chor der Mißvergnügten. Meine Leibgarde hielt um so treuer zu mir. Wehe, wenn die Ida oder die Mieze Schuch oder die Kathi Lampe gehört hätte, daß uns jemand für ein wanderndes ‚Schmierchen' erklärte. Wir hielten auf Hoftheaterton, ob auch unsere Mittel nicht gerade königlich waren.

Da im Badischen das entsetzlich wundervolle Sommerwetter anhielt, verlegten wir das Feld unserer künstlerischen Betätigung nach der Pfalz. Auch in der Pfalz schien die Sonne, und unsere deutschen Klassiker lockten verzweifelt wenig Publikum in den Saal. Mir ahnte eine Débâcle. Schon zweimal hatte ich an den Rendanten des Hoftheaters telegraphieren müssen: „Andauernd schönes Wetter, erbitte hundert Mark." Der Buchhändler in M., dem Städtchen der zahlreichen Weinprozesse, schlug vor, wir sollten Salome oder die Revue des Berliner Metropoltheaters oder „sonst etwas Modernes" geben; aber es war eine klassische Spielwut unter meinen ‚Delinquenten' (wie Herr S. sich ausdrückte) ausgebrochen, sie war nicht zu bändigen. So ging die Kunstreise also weiter, und wir sahen uns an einem strahlenden Samstagmorgen in der Bahn nach Pirmasens.

Kennen Sie Pirmasens?

Ich kannte es bis dato noch nicht, hatte nur gehört, daß dort vorzügliche Stiefel und Schuhe fabriziert würden. Das konnte uns nicht abhalten, Stücke zu geben, in denen man auf Sandalen einherschreitet. Also mußte die Ida die Anzeigen und den ‚Waschzettel' für ‚Nachrichten aus dem Theaterbureau' an die dortige Presse schicken. Wir wollten mit der ‚Iphigenie' beginnen. Nun gerade.

Die Gutgesinnten meiner Truppe waren damit einverstanden, daß wir auf der Eisenbahn die III b benutzten. Nach all den Ausfällen —! Bloß das Ehepaar S. schloß sich aus. Herr S. ließ zu seiner Frau sogar die Bemerkung fallen, als er auf dem Bahnsteig in Kehl an uns vorbeikam (scheinbar ohne uns zu kennen): „Zwischendeckler — man sieht's am Gepäck!"

Unser Gepäck war freilich nicht elegant. Wenigstens soweit unser ‚Fundus' in Frage kam. Besonders die griechischen Requisiten, die ein großes Bündel bildeten, leider von der guten Ida herzlich schlecht verpackt, machten sich auf dem Bahnsteig nicht allzu üppig: das goldene Vlies (der ehemalige Bettvorleger), das große Holzschwert des Thoas, das Sofafell für die Alexandra, die Zauberkiste (Sunlight-Seife oder Hoffmanns Stärkemehl), und der Altar für die Iphigenie. Tische und Stühle, um moderne Dekorationen zur Not stellen zu können, bekam man ja leicht. Aber die Beschaffung eines Altars hatte uns zu Anfang große Schwierigkeiten bereitet. Eine Wasserbank, mit rotem Zitzkattun benagelt, links und rechts je ein Oleanderbäumchen, zu mehr reichte es selten. Im ‚Hain der Medea' ragte auch stets anachronistisch ein Kronleuchter aus den Waldsoffitten auf die Szene. Nun, was tat's? Das Publikum, soweit es überhaupt da war, war nur der Klassiker wegen gekommen, kannte Reinhardts und Beerbom Trees Ausstattungskünste kaum vom Hörensagen, und bellatschte unsere Vorstellungen — namentlich wenn wir Schülervorstellungen zu ermäßigten Preisen gaben — mit großer Begeisterung. Auf dem Altar der Kunst lohte die heilige Flamme. Und auf unserem von Schmidtschulz & Co. für 8,75 Mark (Pauschale) geborgten Pappaltar verrichtete mein Spirituskocher diesen Dienst.

Die Bummelzüge, die wir benutzen mußten, hatten sehr schlechte Anschlüsse. Wir lagen für die kleine Strecke nach Pirmasens so ziemlich den ganzen Tag auf der Eisenbahn. Unsere Truppe wirkte also nicht mehr ganz hoftheatermäßig, als wir zum letztenmal umstiegen und endlich im „Salonwagen" so recht müde und abgespannt auf unsern Koffern und Körben, den griechischen Fundus zwischen uns, der Stätte unseres künstlerischen Wirkens entgegenfuhren.

Wir verzehrten unser Nachtmahl, eine Mitreisende, ein freundliches junges Weib, das Idas Apfelsinenvorrat bewunderte, nahm daran teil, und so kamen wir ins Gespräch.

„Sie machen auch nach Pirmasens?"

„Ja, Frauchen. Und Sie?"

„Mein Mann wollt' erst nit. Die Plätz' sind heuer so arg teuer."

„Die Plätz'?"

„Ha, no — 's Quadratmeter achtzig Pfenning für den unseren. Was zahlen Sie?"

„Wir? Ja ... Ida, meint sie vielleicht den Saal?"

„Wir sind das Hoftheaterensemble," sagte die Ida in dem vornehmen Ton, in dem sie die Herzogin in Paillerons ‚Welt in der man sich langweilt' gibt. „Wir beabsichtigen mit der Iphigenie zu eröffnen."

Die freundliche Frau sah sie verständnislos an. „Ha, no — wir haben ein Karussell."

„Ein — Karussell?!" riefen wir alle miteinander geradezu entsetzt.

„Ja. Mit Dampfbetrieb."

„O Himmel — es ist Jahrmarkt in Pirmasens?!"

„Ha, freilich. Drei Tag' lang dauert die Mess'. Und hernach ist sie in Landau."

„Nach Landau wollten wir doch auch ..."

„Da müssen Sie sich aber arg schnell

Plätz' sichern. Es soll ein großer Andrang sein. Die Fronleichnam-Mess' ist immer die beste."

An diesem Abend sprachen wir nicht weiter. Mit stillstaunender Trauer hielten wir unsern Einzug in Pirmasens. Auf allen Plätzen Verkaufszelte, Schaubuden, Schießstände, Zuckerstangendrehereien, Waffelbäckereien und grüne Wohnwagen ... Im Löwen oder Roten Ochsen oder wie die Herberge hieß, in der wir schließlich nach vielem Hinundher unterkamen — ganz Pirmasens stand auf dem Kopf, es war ein unerhörter Zulauf — ereilte uns dann der schwerste Schicksalsschlag: für unsere Eröffnungsvorstellung am nächsten Abend war noch kein einziges Billett verkauft! Und daß der morgige Tag Besseres bringen würde, war nicht anzunehmen. Denn — die Feder zittert mir heute noch, indem ich's niederschreibe — am folgenden Nachmittag sollte ja auf der Schießwiese ein ganzer Ochse am Spieß gebraten werden! Ein Volksfest mit Karussell und Ochsenbraten — nein, dagegen kamen wir mit unserer Iphigenie nicht auf!

O wie ich in dieser Nacht rechnete!

Wir hatten zu viert ein Zimmer. Nebenan schlief das Ehepaar S. Die Herren kampierten in Privatlogis am Markte.

Mitternacht war vorüber. Unten im Honoratiorenstübchen ward noch wacker gezecht. Die Kellnerin, die der ewig hungrigen Kathi Lampe noch etwas bringen mußte — wenn es auf Direktionskosten ging, bestellte sie sich immer illustrierte Brötchen, sonst begnügte sie sich mit einer Schinkenschnitte — erzählte uns, daß die Herren heute nur deshalb so lange am Stammtisch geblieben wären, weil sie gehofft hätten, wir ließen uns unten noch ein wenig blicken.

Die Mieze Schuch bekam plötzlich das heulende Elend. Sie dachte an ihre Mutter, die sie nur mit so großem Widerstreben ‚unters Theater' hatte ziehen lassen. Wenn wir zu den Honoratioren hinuntergingen, dann bliebe sie hier oben, aber da fürchtete sie sich, und wir dürften uns doch nichts vergeben, denn wenn ihre Mama davon hörte, daß wir Herrenbekanntschaften machten ...

Und nun begannen die andern auch zu weinen. Sie hätten sich das Leben beim Theater ganz anders gedacht, und ob wir nicht unsere Tournee abbrechen wollten, ich sollte doch nicht eigensinnig sein, und wenn der Saal auch schon im voraus bezahlt wäre, wir sollten doch lieber auf alles verzichten, möglichst rasch die Sachen packen, uns auf die Bahn setzen und das schreckliche Pirmasens verlassen!

„Aber mein Spielhonorar verlange ich zuvor! Hören Sie? Ich verlange mein Spielhonorar!"

Es war das Heldenorgan des Orestes, das diese Worte dröhnend aus dem Nebenzimmer herüberrief.

Wir kreischten alle erschrocken auf. An die Nachbarschaft des Herrn S. hatten wir gar nicht mehr gedacht.

„Ja, ja, ja!" rief die Ida. „Wir telegraphieren sofort an den Rendanten um Geld!"

„Aber bevor es nicht da ist, dürfen Sie auch nicht aus Pirmasens heraus!" klang's von nebenan.

„Ich bleibe aber nicht in Pirmasens, ich bleibe nicht!" schluchzte die Mieze.

Nun weinte ich mit.

„Ach Ida — ich fürchte — mein Konto beim Rendanten — — ist aufgebraucht!"

„Aufgebraucht?!"

Eine diabolische Lache von nebenan. Herr S. als Richard III. und Franz Moor. Geisterbleich umringen mich meine Trabanten. (Wir waren schon alle in den Nachthemden.) Und wir lauschten zitternd.

„Ich bringe Sie unter ‚Übelständen' in die Genossenschaftszeitung! Verstehen Sie mich?"

Der furchtbaren Drohung des Herrn S. folgte die elegische Bitte seiner Gemahlin, er möchte sich doch ums Himmels willen nicht erkälten — ohne Pantoffeln und im Nachtgewand.

Bei dem Flackerlicht der schlechten Kerzen muß diese nächtliche Gespensterschlacht hüben und drüben der Wirtshaustür ganz unheimlich gewesen sein. Ich überlasse sie einem realistischen Dramendichter für einen Akt mit geteilter Bühne.

Schluchzend setzten wir vier uns auf die Bettkante und ließen die Beine baumeln (das Bettgestell war abenteuerlich hoch), in die feuchten, karbolduftenden Betten wagten wir uns vorläufig nicht.

Ida schlug ein Vorschußtelegramm an den Generalintendanten vor. Aber Se. Exzellenz weilte irgendwo im Ausland. Darauf schütteten wir unsere Portemonnaies aus und zählten. Zum Spielhonorar für Herrn S. reichte es noch, zur Not auch für die Gasthofrechnung ... Aber wie von Pirmasens wieder heimkommen?

„Wir müssen unsern Schmuck versetzen," sagte die Ida. ‚Unsern', sagte sie. Außer ihren gesunden Zähnen und ihrem goldenen Gemüt besaß sie persönlich aber keinen. Die Mieze Schuch trug ein goldenes Kreuzlein auf dem Busen (auch jetzt noch, im Nachthemdchen), die Soubrette besaß zwei Brillantringe, aber die waren Simili. Von echten Stücken hatte ich auch nur die Brillantbrosche mit dem Namenszug der Landesmutter. Aber die versetzen? Wenn's herauskam — und beim Theater kommt alles heraus — war ich bei Hofe unten durch.

Endlich wurde meine Garde müde und legte sich schlafen. Aber ich rechnete und rechnete in meinen verzweifelten Gedanken, bis der Morgen graute.

Es ward der gräßlich wolkenloseste Sommertag, den ich je erlebt habe. Ein Wetter, so zum Bummeln geschaffen, zum Herumstrolchen, zum Ochsenbraten, zum Karussellfahren, zum Zuckerstangenlutschen, Kegel-

schieben ... aber um alles in der Welt nicht für Goethes Iphigenie!

„Kinder," sagte die Ida, als wir uns im Gärtchen des Wirtshauses am dünnen Morgenkaffee mit dem fetten Kirmeskuchen erlabten, „ich habe heute nacht nachgedacht und hab' eine Idee."

„Die Ida hat nachgedacht und hat eine Idee!" stellte der Komiker fest.

„Ja, ich meine so: um sieben Uhr abends kriegen wir lebendig keine Menschenseele ins Theater bei der Bombenhitze ..."

„Dafür mußte sie erst in der Nacht nachdenken, die Ida!"

„... aber wie wär's, wenn wir erst abends um zehn Uhr anfingen?"

„Mit der Iphigenie? Unglückswurm!"

„Nein, das ist eben meine Idee. Nicht mit der Iphigenie ... Wir müßten lieber ein Kabarett aufmachen."

Sie sagte das ganz ruhig, bescheiden und natürlich. Aber die Wirkung war enorm.

„Ein Kabarett! Ein Kabarett!"

Sie bogen sich alle vor Lachen. Bloß Herr S. setzte eine hoheitsvolle Miene auf. „Dazu gibt sich ein Künstler von meinem Range denn doch nicht her, meine Verehrtesten! Das habe ich nicht kontraktlich. Ich bin kein Seiltänzer, kein Akrobat, kein Bänkelsänger!"

„Sie könnten doch auch in kleinerem Rahmen Ihre große Kunst zeigen," sagte die Ida ruhig. „Sprechen Sie einen Monolog oder den Streik der Schmiede."

„Oder das Hexenlied!" fiel die Mieze Schuch ein.

„Das Hexenlied," sagte ich, „würde ich ganz gern selbst sprechen.

„Natürlich, natürlich, die hohe Direktion geht selbstverständlich vor!" erwiderte Herr S. gereizt.

„Bitte, ich trete gern zurück. Dann nehme ich Hebbels ‚Heideknaben'."

„Das ist eine Glanznummer von meiner Frau," sagte Herr S.

„Schön. Ich überlasse also den Heideknaben der Frau Kollega. — Kinder, die Idee ist gar nicht so übel."

Herr S. machte seine Denkerstirn. „Übrigens trage ich auch ganz gern ‚Enoch Arden' vor. Kenner, die das Ding von Possart gehört haben, geben meiner Auffassung sogar den Vorzug."

„Ums Himmels willen, der ‚Enoch Arden' ist ja allein abendfüllend," sagte der Komiker. „Wo bleibt dann der Humor?"

„Ja, der Humor muß auch zur Geltung kommen," rief die Ida. „Die Mieze und der Niborg mimen den ‚lustigen Ehemann' und solch ein Zeug ... Und die andern Herren das ‚Weiberquartett' aus der lustigen Witwe!"

„Die ‚lästige' Witwe! Na, da haben wir sie ja!"

„Ja, denkt Ihr, Kinder, zu nachtschlafender Zeit wollen die Leute noch ‚Siegfrieds Tod' oder so was hören?"

„Ida, Du bist ein Genie!" rief ich.

„Wenn die Ida von Anfang an die Direktion gehabt hätte, dann wären wir jetzt gewiß nicht so in Teufels Garküche gekommen."

Eine Weile Volksgemurmel. Dann Explosion.

„Die Ida soll die Tournee übernehmen!" Alle Herren riefen's, am erregtesten Herr S.

Zuerst war ich perplex. Aber gekränkt war ich gar nicht. „Wenn die Ida will ... Ida, bitte, genier' Dich gar nicht und sag' offen: willst Du?"

Sie küßte mich auf beide Backen und sagte Ja.

Und so kam's, daß ich in Pirmasens meiner Direktionswürde verlustig ging. Es war Volkswille.

Die Ida ist ein Blitzmädel.

War sie nicht schon eine halbe Stunde später in der Druckerei? Riesenplakate wurden gedruckt — und mittags prangten sie an allen Ecken und Enden. „Kabarett um zehn Uhr abends im Theatersaal von Mitgliedern des Hoftheaters zu * * *. Einmalige Festveranstaltung zur Messe. Künstlerisches Programm. Allererste Kräfte. Humor und Tragik. Eintritt 1 Mark, reservierter Platz 2 Mark. Rauchen erst nach dem Auftreten der gefeierten Hofschauspielerin * * *, die für ein einmaliges Gastspiel im Kabarett gewonnen wurde, erlaubt. Die Direktion."

Den ganzen Nachmittag probten wir, um ein Programm zusammenzustellen, während Ida die geschäftlichen Arrangements mit dem Restaurateur besprach. Ihr Erfolg war verblüffend. Wenn über zwei Tonnen Münchner leer getrunken wurden, sollten wir den Saal umsonst haben, Beleuchtung dito, von stillen Weinen bekamen wir zehn, von Schaumweinen zwanzig Prozent. Als sie diesen Bescheid brachte, gab's ein Riesengelächter. Aber die Ida zuckte bloß die Achsel und sagte: „Nous verrons!"

Und wir bekamen am Abend allerdings etwas zu sehen, was wir nach dem Pirmasenser gebratenen Ochsen nicht mehr erwartet hatten: einen vollkommen besetzten Theatersaal.

Es war freilich ein mehr männliches Publikum vertreten. Was die Herren erwartet hatten, weiß ich nicht. Aber seltsam: wir gefielen. Es war ein buntes Programm. Ich rezitierte die Sommerschlacht von Liliencron, dann sang die Soubrette, dann deklamierte Herr S. das Hexenlied, dann kam ein Duett, dann sagte ich ein paar französische Chansons im Genre der Yvette Guilbert, dann kam ein komisches Solo, dann der Heideknabe der Frau S., dann Mieze Schuch, das rührende Ding mit den Mignonaugen, mit ein paar sentimentalen Liedern, und dann — und dann ... Ach, es gab überhaupt kein Ende. Immer wieder klatschte und rief das Publikum ... Und es war nachts fünf Minuten vor ein Uhr, kurz vor Polizeistunde, als die Ida als ‚Conferen-

ciere' vortrat und erklärte: „Für heute müssen wir schließen. Wir haben Ihnen nur eine kleine Probe unserer Kunst geben wollen. Haben wir Ihnen gefallen ..." Eine dröhnende Salve und Rufen ... „Dann kommen Sie morgen wieder in diesen Saal. Wir spielen die Iphigenie." Lachen und Beifall und Rufe wie: „Die was?" Die Conferenciere ließ sich nicht beirren. „Die Iphigenie von Goethe. Es ist die Meisterleistung der Heroine vom Hoftheater in *.*. Billetts sind hier an der Kasse zu haben. Und nun haben Sie Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Ich sage: auf Wiedersehn!"

„Auf Wiedersehn! Bravo!"

In diesem Augenblick ward das Gas auf der Bühne abgedreht. Das Publikum stand auf und klatschte, rief ... Die Ida aber war wie der Blitz außen herum geflitzt und nahm neben dem Kassierer Aufstellung.

Ihr Erfolg war unerhört. Vielleicht wollten sich die Kabarettgäste, soweit es Ehemänner waren, Absolution für den ausgedehnten Abend bei ihren Frauen sichern, indem sie ihnen ein Angebinde in Gestalt eines Theaterbilletts mit heimbrachten: innerhalb zehn Minuten waren 267 Eintrittskarten für die Iphigenie verkauft!

Wir lagen schon im Bett, als die Ida mit der schwarzen Schatulle unterm Arm ankam und uns das Resultat ankündigte. Aber wir sprangen alle wieder aus den Betten heraus und umringten sie und zählten mit. Und es wäre alles himmlisch gewesen, wenn nicht Herr S. aus dem Nebenzimmer eine kriegerische Erklärung abgegeben hätte: wie man sich herausnehmen könne, bei der Ankündigung der Iphigenie von seinem Orestes zu schweigen? He? Kenner, die Matkowsky als Orestes kannten, die gaben seiner Auffassung (der des Sprechers jenseits der Tür) den Vorzug. Und er müsse sich's noch sehr überlegen, ob er's mit seiner Künstlerehre für vereinbar hielt ...

Aber andern Tags hielt er's für vereinbar.

Was kümmerte uns heute der Sonnenschein? Was kümmerte uns das Dreitageregengesicht des Herrn S.? Wir hatten 267 Eintrittskarten für die Iphigenie verkauft und waren selig!

Und es ward das Ereignis, das Fest, der Gipfel unserer Sommergastspielfahrt. Das Haus brechend voll. (Freilich in der Mehrzahl Damen und Schuljugend.) Und ein Enthusiasmus ... „O geben Dir die Götter Deiner Taten und Deiner Milde wohlverdienten Lohn! ... Und Tränen fließen lindernder vom Auge des Scheidenden ... Leb' wohl! Und reiche mir zum Pfand der alten Freundschaft Deine Rechte!" Es herrschte tiefe Bewegung zum Schluß. Sogar der charakteristische Gebrauch der Taschentücher stellte sich ein. Und mit Thoas, dem König der Taurier, sprach das ganze Auditorium mit: „Lebt wohl!" — setzte aber hinzu, als der Vorhang zum letztenmal fiel: „Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!"

Ich war tief gerührt und unsagbar glücklich. Nur die eine Heidenangst ward ich nicht los: jetzt könnte plötzlich die Ida wieder irgendwo auftauchen und zum Kabarett für den andern Abend einladen.

Der Schmerz blieb mir erspart. Die Ida saß schon in der Garderobe und rechnete ab. Mit dem Saalbesitzer, mit dem Drucker, den Austrägern, der Garderobiere, dem Gastspielpersonal — vor allem mit Herrn S.

Wie befreit wir aufatmeten, als Herr S. endlich die Schlußquittung unterschrieben hatte. (Leider konnte er auf Gold nicht herausgeben, und so mußte er uns 3,50 Mark schuldig bleiben. Wir haben sie bis jetzt noch nicht erhalten. Aber ich sage kein Wort, sonst bringt er mich doch noch unter die ‚Übelstände'.)

Am nächsten Tage wurde mir von der IIa der höheren Töchterschule ein Lorbeerkranz zugeschickt. Klein, schleifenlos, aber gut gemeint. Als wir zur Bahn zogen, trug ihn die Ida am Arm. Aber im Coupé nahm ich ihn doch an mich. Eine alte Bäuerin, die mir gegenübersaß, starrte den Kranz lange nachdenklich an. Endlich fragte sie mich: „Ischt's e große Leich'?"

Die gute Frau wußte noch nichts vom ‚Gemüse des Ruhms'.

Aber unter den andern Staubfängern, die mein Studio zur Verzweiflung meines Mädchens zieren, hat das verkannte Ehrenzeichen der IIa aus Pirmasens doch noch ein Plätzchen gefunden. Und wenn ich das kleine Kränzlein sehe, dann fallen mir all die bunten Erlebnisse meiner Sommertheaterfahrt wieder ein — vor allem die Ängste meiner Direktionsführung.

Mittag.

Der heiße Mittag ruht auf den Wiesen,
Die Welt hält ihren Atem an,
Und grell wie die weißen Sonnenstrahlen
Zirpen die Grillen nebenan.

Soweit Deine brennenden Augen reichen
Ist alles blendendes, klingendes Licht,
Das Licht erbarmungslos und mächtig
Die weiße Glut regiert und spricht.

Es lauschen die betäubten Fluren,
Und ehrfurchtsvoll verstummt der Wind
In dieser einen heißen Stunde
Vor Gottes erstgebornem Kind.

Grete Reck.

Digitized by Google

Abendgang.

Gemälde von Oskar Graf.

Davisstraße.

Bilder aus Grönland. Von Dr. A. Stolberg-Straßburg i. E.

Mit Aufnahmen des Verfassers und anderer.

Mit einem schmalen, nur auf die Breite weniger Meilen bewohnbaren Küstensaum zwischen See und Inlandeis erhebt sich vom 60. bis zum 83.° n. Br. Grönlands gewaltiger Inselkörper aus den arktischen Meeren. Die ungeheure Binneneisdecke, etwa 1 900 000 km², drängt alles Leben auf jene zwar lang dahingestreckte, aber schmale eisfreie Zone zusammen, die nur an der Westküste zwischen dem 66. und 69. Grad stellenweis über einhundert Kilometer breit ist und zwischen Kap Farvel im Süden und Kap York im Norden den bewohntesten Teil Grönlands bedeutet. Bei Grönlands ödem Zustand weist das Florengebiet des westlichen Küstensaums nur im äußersten Süden, in der Gegend der Kolonie Julianehaab und Lichtenfels, noch Dickichte von Birken und Weiden auf, wobei Birkenstämme bis fünf Meter Höhe vorkommen. Von niedrigeren Sträuchern, die weiterhin jenseits der Polarregion noch vegetieren, sei hier der Zwergwacholder genannt; die dünnen Stämmchen der Weiden und Wacholder liegen oft, noch von Moos überdeckt, platt am Boden, und auch ihre Zweige erheben sich nur wenig über die Umgebung. Gräser, Kräuter, Moose, Flechten und Flechtenpolster formen Heiden, die aber nie eine zusammenhängende Fläche mehr bilden und den Felsboden nackt und kahl allerorten inselartig auftauchen lassen. Wenigen größeren Säugern, wie Renntieren, den Moschusochsen und auch dem Hasen gewährt diese Landzone spärliche Existenzbedingungen. Selbst dieser schmale Raum ist nicht durchweg zusammenhängend, da zuweilen das Inlandeis in Gletschern unmittelbar zur Meeresküste vorschiebt. Größere und geringere Schneereste liegen auch hier im Meeresniveau fast das ganze Jahr hindurch, und doch ist es dieser Saum, der zusammen mit der Randzone des Meeres den Schauplatz darstellt, auf

Ein grönländischer Gardist. Rechts der Verfasser.

dem ein ganz besonders geartetes Menschendasein, hart an der Grenze der Möglichkeit, sich abspielt und das hier völlig undenkbar wäre, wenn dem grönländischen Eskimo nicht die Wasserwelt mit ihren reichen Mitteln zu Hilfe käme. Die Mittel zur Existenz bietet in erster Linie die marine Säugetierfauna, unter der vorzugsweise die verschiedenen Seehundsarten, Narwale und die bis zu fünf Meter langen Weißwale in Betracht kommen; neben ihnen der Eisbär, einige Dorsch- und Plattfischarten, sowie die im Frühsommer in fabelhaften Mengen vorhandenen kleinsten Lachsfische, die sogenannten Lodden. Außer den Meeressäugern und den Fischen dienen, solange die Gewässer offen sind, die zahlreichen Arten von Vögeln, vor allen die Lummen, Teiste, Möwen, Eiderenten und das Schneehuhn, das Grönland auch im Winter treu bleibt, zur Bereicherung der Speisekarte. Der Riese der Tierwelt aber, der Grönlandwal, ist wegen des unsinnigen Wütens der Fänger so selten geworden, daß man ihn beinah als ausgestorben betrachten darf.

Die Natur Grönlands lernen wir am besten völlig kennen, wenn wir selbst während des Sommers in einen der labyrinthisch verzweigten Fjorde dringen, die, tief eingreifend, dem Lande einen außerordentlich komplizierten Umriß verleihen, den Fjord bis zu seinem Ursprung verfolgen und dann zum Inlandeis emporsteigen. Noch gibt es viele Fjorde in Grönland, die nicht nur nicht erforscht sind, sondern deren Bestehen an sich nicht einmal bekannt ist. Wir wählten für unsere Fahrt einen Fjord, der auf der Breite von 69 Grad, wo Baffinsbai und Davisstraße ineinander übergehen, in die Discobucht mündet, und verließen dort die Kolonie Christianshaab. Unser geräumiges Frauenboot, das hier in Nordgrönland oft von Männern gerudert wird, ist mit Lebensmitteln, wie Hülsenfrüchten, Schiffsbrot, Schweinefett, konservierten Suppen, Kaffee und Kandiszucker beladen, läßt aber noch Raum genug übrig zur Unterbringung des Zeltes und der Schlafsäcke, sowie eines Koffers mit Instrumenten und der Goerz-Anschütz-Kamera. Fünf junge Männer rudern, während Samuelsen, ein guter Fänger, steuert. Wir alle sind mit Gewehren versehen in Erwartung der Rentiere, die wir zwischen dem Ende des Orpiksuitsjords und dem Hochlandeis anzutreffen hoffen, und wir dürften, Bewaffnung und schmutzigem Aussehen nach, einer Seeräuberbande nicht unähnlich sehen. Ferner begleitet uns ein Kajakmann. Es ist eine gute Sitte in Grönland, ein Frauenboot nie ohne begleitenden Kajak reisen zu lassen. Den großen Vorzügen

Eisberghorizont im Süden der Baffinbay bei Abendstimmung. (Discobucht.)

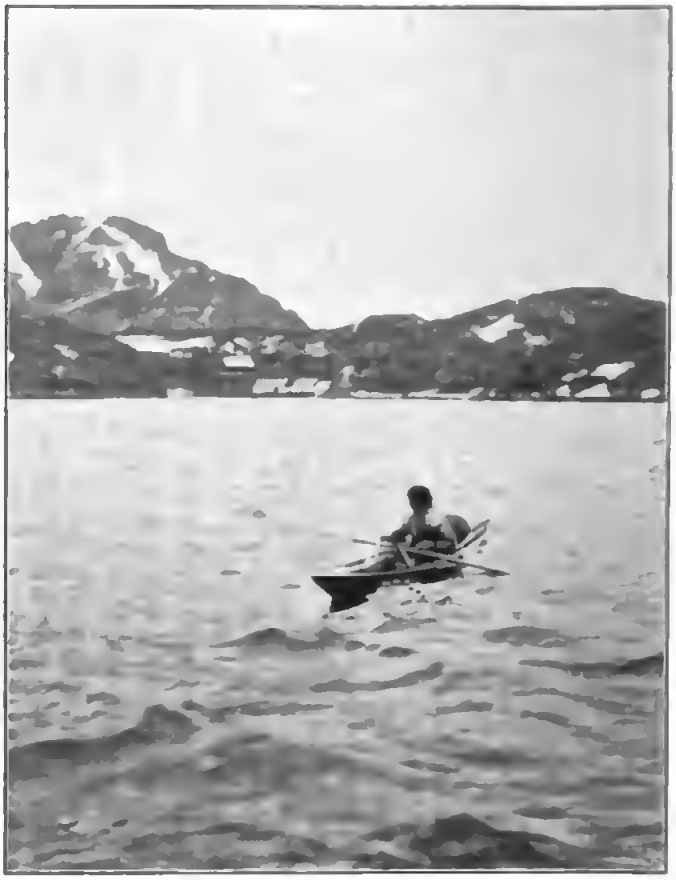
Der Hafen von Godthaab mit dem Berg Store Marlen.

des Frauenboots (Umiak), seinem bei zehn bis elf Meter Länge und über einem Meter Breite großen Fassungsvermögen und seinem verhältnismäßig geringen Gewicht, steht die leichte Verletzbarkeit durch treibendes Eis oder scharfe Uferränder einschränkend gegenüber. Auch ist es notwendig, daß der Umiak öfters zum Trocknen an Land gebracht wird, da bei längerer Benutzung die gespannten Häute, aus denen er zusammengenäht ist, im Wasser weich werden und das Ganze dadurch schlaff wird. Wegen dieser leichten Verletzbarkeit ist es eben nötig, einen Kajakmann, um eventuell Hilfe zu holen, gewissermaßen als Meldereiter zur Seite zu haben.

Mittag war es, als wir die wenigen Häuser der Kolonie verließen, die bald hinter einem Felsvorsprung verschwanden. Die Umwallung des Fjords, steile Gneisfelsen, nur hier und da durch einen Geröllstrom in ihrem geschlossenen Zusammenhang unterbrochen, ist an der Süd- und Westseite nahezu schneefrei. In den warmen Strahlen der Nachmittagssonne bekommt auch die wilde Fjordlandschaft einen heiteren Farbenton; das Wasser erscheint hellblau, so daß wir geradezu an eine Mittelmeerlandschaft erinnert werden. Oft streichen Eidergänse, Enten, Möwen und sonstige Vögel dicht über unseren Köpfen dahin und führen uns in Versuchung, einen Schuß auf sie abzugeben. Da sehen wir auf einer vorspringenden Felskanzel einen mächtigen weißen Vogel mit gewaltigem Schnabel sitzen, ruhig, wie ausgestopft.

Der Verfasser mit seiner Mannschaft.

Wir geben Feuer. Der Vogel taumelt ins Waſſer und liefert ſpäter einen ordentlichen Topf Suppe. Dieſe Rieſenmöwe (Larus glaucus) weiſt bei 70 cm Länge eine Flügelſpannweite von 140 cm auf. Der Tiſch für dieſe Vogelſcharen iſt jetzt freilich reichlich gedeckt. Die Fjorde wimmeln derartig von Lodden (Mallotus villosus), daß man dieſe Fiſche buchſtäblich mit kurzen Hamen ins Boot hineinſchöpfen oder als Hundefutter mühelos zu kleinen Bergen am Ufer aufhäufen kann. Durch die Ebbe, vielleicht auch den Sturm verſchlagen, findet man ſie vertrocknet allenthalben wie Nägel in den Ritzen des Ufergeſteins, das bereits mit Muſcheln, den ſogenannten Seepocken, wie mit Girlanden umzogen und mit kleinen Schneckenhäuſern zu Millionen bedeckt iſt. An Vogelfelſen vorüber, deren Bewohner ſich, abgeſehen von ihrem Geſchrei, ſchon durch die zahlreichen Guanoſpuren verraten, geht es gegen Abend dem Ende des Fjords zu. Nach Süden hin zeigt ſich zwiſchen den Überſchneidungen der unſere Waſſerwelt umrahmenden Bergklötze ein horizontal gelagerter, weißer Streifen wie eine Wolke. Durch das Fernglas entdecken wir, daß es die langgezogenen Eiswellen des Inlandeiſes ſind, nur hier und da von einer kleinen ſchwarzen Felsinſel, einem Nunatak, unterbrochen. Das Waſſer wird brackig. Der innerſte Teil des Fjords iſt durch eine Sandanſchwemmung ausgefüllt, durch die ſich ein vom Inlandeis kommender Schmelzwaſſerfluß mit ſteilen Ufern hindurchgegraben hat. Wir gleiten nun in den Fluß und ſchlagen bald darauf auf einer von ſandigen Moränen umgebenen braunen Ebene, einem Weideplatze für Renntiere, unſer Zelt auf.



Begleitender Kajakmann.

Kajak.

Blumenpolster über Blumenpolster von Schneesteinbrech und der rasenbildenden Nelke, auch Heidekraut, bilden einen Teppich, den nur hier und da gerundete kahle Felsen unterbrechen. Eine grönländische Hummel (Bombus hyperboreus) läutet in dieser vorgerückten Stunde noch vorbei. Es ist elf Uhr abends, und noch ist die Sonne im Nordnordwest sichtbar, ein Sommerabend in unberührter Landschaft der Arktis.

Das dem Inlandeis am nächsten liegende Vorland ist im wesentlichen ein zertrümmertes Felsplateau, wo Gneis und Granit die Vorherrschaft haben. Hier kreuzen sich alle möglichen Talsysteme, und fortwährend wechseln seenreiche Senken mit steilen Stufen. Bald geht es hinauf, bald wieder hinunter, bald über rundgeschliffene, glatte Felsen, bald durch Sand, bald durch schwammige Sumpfwiesen, Moosgründe und niedrige Weidengesträppe. Lagunen, Tümpel, größere und kleinere Schmelzwasserteiche wollen umgangen, verzweigte Bachläufe durchwatet sein. Mulden wechseln mit Felsrücken; irgendein Hindernis ist immer in diesem schwierigen Gelände, wo ein Gewinn an Meereshöhe viel langsamer vor sich geht, als etwa bei Wanderungen in den europäischen Hochgebirgen. Da wir mit Lebensmitteln, Gewehren, Instrumenten usf. beladen sind, so kosten wir die zweifelhaften Vorzüge dieses Geländes völlig aus. Auch kurze Rasten bringen keine Erholung, denn eine Insektenart, Culex nigripes, die gemeine Stechmücke, hat ihren Triumphzug vom Äquator bis in diese arktischen Erdenwinkel ausgedehnt. Im Laufe des Juni entsteigt sie in Myriaden den zahlreichen Tümpeln und moosigen Mulden des Vorlandes, überfällt den Wanderer und läßt ihm nicht eine ruhige Stunde. Obgleich es warm ist, ziehen wir unsere dicken Mützen noch über Hals und Nacken, schlagen mit Tüchern und den kurzen Stämmen der Weide in der Luft herum, paffen zum Ersticken aus unseren Stummelpfeifen, um schließlich der Übermacht dieser kleinen Scheusale doch zu erliegen. Unter diesen Umständen die Instrumente häufig abzulesen, zu photographieren und Notizen zu machen, ist ein Martyrium, an das man vor Beginn der Reise zu allerletzt gedacht hat. Europäer und Eskimos werden von dieser Plage im höchsten Grade belästigt. Die Blutsauger lassen uns keinen Bissen zum Munde führen, auf den sie sich nicht vorher setzten. Sie brodeln in Mengen im kochenden Wasser, sie schwimmen im Löffel, den wir zum Munde führen. Sie kriechen in die Augen, Ohren und Nasen, und wir vermeinen sie auch in die Lungen einzuatmen. In Wolken verfolgen diese Moskiten das Boot bis mitten auf den Fjord und hinaus ins treibende Eis, und nur im Winde findet der Mensch endlich einen Helfer, der ihn von den höllischen Quälgeistern befreit.

Kajaks aus der Vogelschau.

Jene weiße Wolke am Horizont, die wir bereits drunten vom Fjord aus erblickten, ist nunmehr so nahe gerückt, daß sie als Hochlandeisdecke unverkennbar ist. Eine unermeßliche, sanft ansteigende Ebene, zieht sie sich, so weit das Auge

Ein Abfluß des Inlandeises östlich vom Orpikfuitfjord.

reicht, nach Osten zu empor, bis Eis und Himmel in ruhiger Linie in eins verschwimmen. Auch mit einem tiefen Meer kann man das Inlandeis vergleichen, mit einem grenzenlosen weißen Meer, das vom Horizont her auf uns herabzufluten scheint und das durch die Geschlossenheit, mit der es auftritt, einen furchtbaren Anblick bietet. Ein Meer, das mit seinen Wellen auch die vereinzelten schwarzen Klippen oder Nunataks, die Inseln gleichen, umspült und nur sie als einzige Zeugen verschonte, wie um anzukündigen, daß hier ein förmlicher Kontinent mit hohen Bergketten, tiefen Tälern und organischem Leben in einer Eissintflut verschwunden ist. Im Vordergrund steht ein wilder Eisbruch wie eine am Ufer sich emporbäumende Brandung; doch diese Brandung verharrt in schweigender Erstarrung. Es ist eine Welt eisiger Schönheit, aber auch eine Welt des Todes für jegliches Dasein, ein einziges riesiges Totentuch. Wie mögen die Berge und Täler gestaltet sein, die in dem mystischen Schoß dieses Riesengletschers verborgen liegen? Terra incognita! Hier tritt uns das furchtbare Naturereignis der Eiszeit, das als ein Produkt viele Jahrtausende andauernder klimatischer Änderungen einstmals auch einen großen Teil Europas in Banden schlug, noch in greifbarer Wirklichkeit vor die Augen. Was bedeuten die größten Gletschergebiete der Alpen und Skandinaviens verglichen mit diesem Phänomen? Sie sind nur Zwerge einem Riesen gegenüber. Während in anderen Erdenräumen die Eisformen in ihrer Physiognomie von der des Landes völlig abhängig sind, beherrscht das Inlandeis Grönlands jede Kontur. Durch das Studium der Eisbedeckung in Grönland sind geophysikalische Fragen, von denen man sich sonst „nur durch den Spiegel der Phantasie“ eine Vorstellung machen konnte, endlich einwandfrei gelöst worden. Der Nachweis der Natur und der Art der Bewegung des Inlandeises, sowie der kristallographischen Orientierung seiner Struktur, ist in erster Linie neben F. Nansens Forschungen den angewandten feinen Methoden jener Grönlandexpedition zu danken, welche die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1891, 1892 und 1893 veranstaltete. An ihrer Spitze stand Erich von Drygalski, der in dem Meteorologen H. Stade und dem Zoologen E. Vanhöffen ausgezeichnete Hilfskräfte besaß.

Das Wandern auf dem Inlandeis selbst ist im allgemeinen nicht besonders schwierig, zumal in geringerer Seehöhe, wo es im Sommer schneefrei und hinsichtlich der rauhen, körnigen Oberfläche mit einer sandbestreuten Tenne zu vergleichen ist, die dem Pelzstiefel genügend Reibung bietet und ein Gleiten ausschließt. In etwa siebenhundert Meter Seehöhe erreicht man die Schneegrenze,

von wo ab Schneeschuhe, seien es norwegische Skier oder kanadische Truger, volle Verwendung finden. Die eingeschnittenen Schmelzbäche verschwinden in rund zwanzig Kilometer Entfernung vom Rande gänzlich; gewisse, öfters wiederkehrende Auffaltungen sind nicht schwerer zu passieren, als verwandte Erscheinungen der europäischen Gletscher, und zur Umgehung der in den unteren Partien vorkommenden, in Brüchen absetzenden Stufen fehlen die Möglichkeiten meistens auch nicht. Wie wir von Nansen wissen, gleichen auch der Scheitel des Eisgewölbes, zu dem wir in der Mitte des Landes selbst bei normalen Verhältnissen erst nach mehreren Wochen gelangen können, und die ihm zunächst liegenden Gebiete einer nur ganz schwach geneigten Ebene, die im Durchschnitt drittehalbtausend Meter Seehöhe erreichen mag.

Anders freilich gestaltet sich der Zutritt zum Hochlandeis dort, wo große Meeresbuchten bis unmittelbar zu seinem Fuße selbst vordringen. Die Erreichung desselben bedeutet dann nur eine Bootfahrt, wobei uns freilich nicht jede Wasserstraße offen steht, da einige dieser Fjorde zu den hauptsächlichsten Abfuhrkanälen des unmittelbar in sie niedersteigenden Inlandeises zählen. In den Hintergrund eines solchen Fjords strömen die tiefsten Teile des aus dem Innern des Landes kommenden Eises in starker Bewegungsenergie, mit einer Geschwindigkeit von zehn Metern und mehr an einem Tage. Wo dann der Eisstrom wegen zunehmender Tiefe des Fjords den Grund verliert, dort bricht er ab oder „kalbt", wie der Fachausdruck lautet. Kilometerlange Strecken können innerhalb weniger Tage sich ablösen. Die einzelnen Stücke, oft ganz gewaltige, Hunderte von Metern lange Eisklötze, mögen jahrelang im Innern der Fjorde liegen bleiben oder auf Untiefen in ihrem Mündungsbereich stranden und den folgenden so lange den Ausweg versperren, bis endlich ein besonders günstiger Sommer vorübergehend auch hier einmal Wandel schafft. Solch ein verstopfter und verrammelter Fjord ist ein Chaos von gigantischen Eisgebilden, dessen Anblick derartig wild und abstoßend ist, wie ihn in gleicher Furchtbarkeit die Natur kaum irgendwo aufweist. Hier könnte die Heimat jener Vorstellungen sein, die in der Personifikation von Eisriesen und Eisdämonen in der Mythologie des Nordens ihre Rolle spielen. Von benachbarten Punkten aus gelingt es wohl, einen Blick auf diese Stätten zu werfen, ein unmittelbares Eindringen ist aber völlig ausgeschlossen. Dank gewissen Meeresströmungen bleibt aber die Mehrzahl der Eis liefernden Fjords von der Discobucht bis zum Smithsund offen.

Zeltlager zwischen Fjord und Inlandeis.

Letzte Terrasse vor dem Inlandeis östlich vom Orpikfuitfjord.

Langsam treiben hier die Trümmer in die See hinaus und ziehen als tausendfach verschiedene, oft sehr großartig gestaltete Eisberge bis zum 40. Grad und noch darüber hinaus, die Schiffahrt zwischen Europa und den Vereinigten Staaten belästigend. Wenn man im Frauenboot fährt, ist natürlich diesem im Fjord treibenden Eis volle Aufmerksamkeit zuzuwenden. Viele Stücke zeigen die gefurchte Oberfläche seitwärts, sie haben sich bereits gewälzt; andere sind jeden Augenblick dazu imstande. Mit Mißtrauen prüfen wir das statische Gleichgewicht dieser unheimlichen Gestaltungen, die sich uns in phantastischen Formen, etwa wie Riesenschwäne, halbversunkene gotische Kirchen, gigantische Kapuzenmänner usw. präsentieren. Wenn man bei trübem, regnerischem Wetter zwischen dem treibenden Eis und den von Nässe triefenden schwarzen Gneiswänden, die ein fahles Grün an der Basis wie mit Schwefel überzogen erscheinen läßt, solchen Wasserweg verfolgt, kann man sich eines unheimlichen Gefühls kaum erwehren. Das Wetter bringt auch in die starren Blockpackungen am Rande des Fjords Bewegung, die dann Todesboten in Sätzen zum Wasser hinunterpoltern läßt und auch ihrerseits die latente Gefahr verrät, welche diese feindliche Natur allüberall für den Menschen birgt. In solchen kritischen Augenblicken erfordert das gleichzeitige Ausweichen vor Steinschlag und treibendem Eis schnellen Blick und rasches Handeln seitens des Steuernden. Dem düstern Antlitz der Natur entsprechend, verstummen dann auch die an sich nicht lauten Gesänge, mit denen

Ein Schmelzwassersteich am Rand des Inlandeises.

die von Natur fröhlichen Grönländer die Fahrt oft begleiten, oder jene scherzhafte Nachahmung des Bellens der Seehunde, wenn letztere mit dem Oberkörper aus dem Wasser tauchen, außerordentlich drollig umherspähen, um beim Anblick des Bootes wie ein Stein zu versinken.

⁂ ⁂ ⁂

Über Lebensweise, Wohnung, Kleidung und auch über die Zukunft der grönländischen Eskimos ist bereits viel geschrieben worden. Daß der Ursprung dieses gutmütigen, heiteren Naturvolkes im nordwestlichen Asien zu suchen ist, darüber ist man sich in der gelehrten Welt

Inlandeis unter dem 69. Grad.

einig. Bereits Rink weist darauf hin, daß sich ein Eskimo von der Beringstraße mit einem von der Ostküste Grönlands mündlich verständigen kann und beide zum Verwechseln ähnlich aussehen. Ihr ungemein erfinderischer Geist ließ sie das gedeckte Boot, den etwa viereinhalb Meter langen Kajak, erfinden. Dieses Fahrzeug befähigt sie in erster Linie, ihren Beruf als Jäger auf dem Wasser auszuüben. Für die Küstenfahrt konstruierten sie das schon öfters von uns erwähnte große Fellboot (Frauenboot), das für gemeinschaftliche Reisen außerordentlich zweckmäßig ist. Im Winter gebrauchen sie, wie die asiatischen Nomadenvölker, den Hundeschlitten. Das Wurfbrett, durch dessen Anfügung die Harpune beim Wurf händiger wird, ist ihre ausschließliche Erfindung.

Als Mongolen können sie auf Schönheit nach europäischen Begriffen kaum Anspruch machen, woran ihnen auch nicht viel liegt. Wenn man ein grönländisches Kind hübsch nennt, so ist das der Mutter gleichgültig; stolz ist sie aber, wenn man sagt: „Ach, was ist das für ein fettes Kind." Das ist recht bezeichnend für den Geschmack, über den wir hier auch nicht rechten wollen. Durch die Berührung mit Europäern ist allerdings hier und dort ein gewisser gemischter Typus entstanden, der sich aber sofort vom echten unterscheiden läßt und, abgesehen von einigen Verkehrszentren, wie z. B. Godthaab, auch gar nicht so häufig auftritt. Zuweilen verrät sich die Kreuzung in einer ungewöhnlichen Körpergröße; so haben wir selbst einen jungen Grönländer in Sukkertoppen mit 1,77 Meter Höhe gemessen. Von der Kleidung, die für beide Geschlechter von fast gleichem Schnitt und den klimatischen Verhältnissen vortrefflich angepaßt ist, kann man sich wohl am leichtesten nach Abbildungen einen Begriff machen. Besonders auffallend sind die Seehunds-

Eisberg im Umanazsfjord.

fellbeinkleider der Frauen, die vorn mit aufgenähten farbigen Streifen reich verziert sind. Die Stiefel (Kamikker) sind länger als die der Männer und prangen in allen Farben, wobei Rot und Gelb vorherrschend sind. Eine Gruppe Frauen wirkt aus einiger Entfernung gesehen kaleidoskopisch, was aber, weil den Ernst mildernd, sehr gut in den Rahmen der harten arktischen Landschaft hineinpaßt. Gern werden von den grönländischen Mädchen und Frauen Halsketten aus Glasperlen und bunte Seidenbänder als Gürtel getragen. Kleine Flaschen Eau de Cologne sind als Geschenk bei der Frauenwelt sehr beliebt. Völlig obligatorisch ist ein Band um den Haarknoten; die Verheirateten tragen ein blaues, die Mädchen ein rotes, und, falls sie unverheiratet Mutter geworden sind, ein grünes. Ein grünes Band zu tragen, ist aber durchaus keine Schande; wir müssen hier von unseren entgegengesetzten europäischen Anschauungen Abstand nehmen.

Im Sommer wohnen die grönländischen Eskimos häufig noch in Zelten aus Fellen. Inwendig ist der bloße gewachsene Boden, rings herum liegt das Bettzeug. Die Häuser sind aus Torfstücken errichtet und haben durchweg an der Südseite ein Fenster, das aber nicht zum Öffnen eingerichtet ist. Das Hineinkommen ist für einen großen Mann schwierig, da es nur kriechend durch einen langen, gewundenen Gang möglich ist. Auf diese Weise bleibt einerseits die Wärme in der Wohnung, anderseits wird dem Schnee und der Kälte der Zutritt

Eskimo und Eskimofrau. Aufnahme von Möller.

Alte Frau in Kaesut vor einem europäisierten Haus.

versperrt*). Der innere Raum, eigentlich nur eine Stube, ist ziemlich niedrig. An der Langwand, gegenüber dem Fenster, ist eine mit allen möglichen Betten und Decken belegte Pritsche, daneben ein zum Kochen eingerichteter kleiner Ofen, dessen Abzugsrohr wie ein Wahrzeichen im Winter noch herausragt, wenn das Dach der Hütte unter dem Schnee verschwunden ist. Selbstverständlich gibt es eine Tranlampe, zumal die Grönländer es selbst schlafend nicht lieben ohne Beleuchtung zu sein. Die Wände sind zum Schmuck mit Bildern aus Zeitschriften tapeziert. Auch Heiligenbilder fehlen nicht. Sogar eine Bibliothek kann vorhanden sein, wenn sie auch nur ein einziges Buch, das in grönländischer Sprache gedruckte Neue Testament enthält. Da das Lesen noch lange nicht Allgemeingut der Grönländer geworden ist, so wird diese Hausbibliothek freilich kaum viel benutzt. Die Häuser der Wohlhabenderen — es gibt in den Kolonien bereits einen Vermögensunterschied! — sind mehr in europäischer Art gehalten. Die Umwandlung des echten Hauses beginnt mit der Hinzufügung eines Giebelraums aus importierten Brettern, die Täfelung des Inneren folgt nach, und schließlich wird zuweilen das ganze Haus durch die Königlich Grönländische Handelsgesellschaft fix und fertig aus Dänemark bezogen.

F. Nansen beurteilt die Frage der Erhaltung grönländischer Art und grönländischen Volkes überhaupt wohl zu pessimistisch, wenn er sagt, daß der Rückzug sämtlicher Europäer aus Grönland das einzige Mittel dazu sei. Auch die dänische Verwaltung als solche kommt entschieden viel zu schlecht bei ihm weg. Uns persönlich hat sich die Überzeugung aufgedrängt, daß die Dänen die Eingeborenen ebenso einsichtsvoll als human behandeln und die aus Dänemark dorthin gesandten Beamten ein durchaus ausgesuchtes Material bedeuten. In Anbetracht der großen Verwaltungskosten ist für Dänemark aus den grönländischen Kolonien, den Kryolithbruch in Ivigtut eingerechnet, kaum ein Gewinn zu ziehen; dahingegen herrscht in den leitenden dänischen Kreisen die Auffassung, daß eine gute Verwaltung

Grönländisches Haus mit geöffnetem Gang.

*) Das absolute Minimum betrug in Umanak (Nordgrönland) in einzelnen Jahren bis minus 40 Grad, im Februar als dem kältesten Monat im langjährigen Mittel Minus 23,5 Grad!

Haus gemischten Stils und Trockengerüst für Fischstreifen.

Grönlands eine Ehrensache für die dänische Nation ist. Zögen sich die Dänen aus Grönland zurück, so würde sich der Yankee zweifellos dieses ihm auch geographisch so gelegenen Landes bemächtigen, und ob die segensreiche Kontrolle, die Dänemark zur Verhütung der Einschleppung des Alkoholismus und gewisser Infektionskrankheiten eingeführt hat und streng aufrecht erhält, dann noch in der gleichen gewissenhaften Weise ausgeübt werden würde, das erscheint mehr als zweifelhaft. Wie ist es mit dem Alaska- und dem Labradoreskimo gegangen!

Zu den für den Grönländer nützlichen Prohibitivmaßregeln zählt auch die Bekämpfung der autochthonen Seuche der Phthisis, dieses im Norden so verbreiteten Übels. Jährlich werden weitere Ärzte

Rentiergeweih und Narwalschädel, letzterer mit zwei ausgebildeten Stoßzähnen, einer außerordentlichen Seltenheit.

in den Kolonien angestellt, und daß die Gesamtinitiative der Dänen bereits Erfolge zu zeitigen beginnt, das beweist am besten die nicht unbedeutende Vermehrung der Bevölkerung gerade in den jüngsten Jahrzehnten. Grönland zählt jetzt bei etwa dreihundert Europäern — den Beamten und ihren Familien — gegen zwölftausend Eskimos, während um 1770 der damalige Bischof Paul Egede die Bevölkerung auf fünftausend Seelen angab. Wenn ein Eingeborener in Grönland meistens nicht älter als rund fünfzig Jahre wird oder doch schon bei Erreichung bezw. Überschreitung dieser Altersgrenze derartig mitgenommen ist, daß man ihn als erwerbsunfähig betrachten muß, so liegt dieses hauptsächlich in dem besonders scharfen Kampfe ums Dasein begründet. In Ermangelung vegetabilischer Nahrung erhält sich dieses Jagdvolk im wesentlichen allein durch den Fang. Um die Gefahr der Hungersnot fernzuhalten und sich und die Ihrigen erhalten zu können, müssen die Männer auch bei schlechtem Wetter so oft als möglich hinaus zu der aufreibenden und vielfach sehr gefährlichen Arbeit des Fanges der zum Teil gewaltigen marinen Säuger. In dieser Hinsicht haben es die Frauen besser. Wenn jemand von den Grönländern das wirkliche Greisenalter erreicht, dann ist es in der Regel eine Frau.

„Buddik" in Christianshaab.

Den grönländischen Eskimo so gut als es nur möglich ist in seiner Isolierung zu belassen und ihn darin zu schützen, das ist die beste Politik zu seiner Erhaltung. Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die nach neuzeitlichen Begriffen veraltete Methode der Monopolisierung des grönländischen Handels durch die dänische Regierung zu beurteilen. Freilich wird dadurch gleichzeitig den Grönländern ein Opfer auferlegt, da die vorhandenen Produktionsfaktoren nicht zur vollen Verwertung kommen können. Würde aber — was ja an und für sich das Natürliche wäre — der Freihandel ohne jede Beschränkung eingeführt, so würde der für die Gesamtheit zu erwartende materielle Nutzen hinwieder die Erhaltung des grönländischen Volkes so, wie es jetzt noch ist, sehr in Frage stellen, da mit dem Öffnen der Häfen für den freien Verkehr die strenge Kontrolle, von deren Segen wir oben sprachen, schwinden müßte. Hoffen wir, daß die zurzeit dahinzielende Neigung der dänischen Regierung, Handelserleichterungen in Erwägung zu ziehen, eine Form finden möge, die bei entsprechender Modifikation des Ausfuhrmonopols doch den bisherigen segensreichen Einfluß der Verwaltung in Grönland im ganzen Umfange fortdauern läßt.

Das ſage ich nicht!

Von

Hans Caspar von Starken.

Sie haben mich oft nach Dir gefragt,
Und dann habe ich zu ihnen geſagt:
„Sie iſt mein Frühling!“
Da haben die einen verſtohlen gelacht
Und die andern erſtaunte Geſichter gemacht:
„Dein Frühling? —“

Mein Frühling! Nein, das verſtehen ſie nicht!
Sie kennen wohl Ehre, Arbeit und Pflicht,
Und Liebe auch — für ein Weilchen.
Aber ſie ſehen kaum das erſte Grün,
Und merken kaum, daß die Roſen blühn
Und die dunkeläugigen Veilchen.

Sie ſehen wohl, daß die Lerche ſchwirrt,
Und ſie merken wohl, daß es wärmer wird,
Und das Eis ſchmilzt auf Bächen und Flüſſen,
Doch daß im Walde ganz heimlich und ſacht
Unterm Mooſe manch Blümlein iſt erwacht,
Hab' ich ihnen ſagen müſſen.

Doch daß Deine Augen voll Frühling ſind,
Und daß Du ſelber als Frühlingskind
Die Sonne ins Herz mir getragen,
Daß bei uns im Winter der Frühling ſchon nah,
Und daß er im Herbſte immer noch da:
Das werd' ich ihnen nicht ſagen.

Sonſt kommen ſie mit dem Philiſterſinn
In unſern Frühlingsgarten hin
Mit Reden und mit Neiden,
Und ſchwatzen und klatſchen Tag für Tag,
Bis der Frühling den Ort nicht mehr leiden mag,
Und dann — dann müſſen wir ſcheiden.

Der Buddhismus in unserem Geistesleben.

Von Konsistorialrat Lic. Dr. Theodor Simon.

Vor gar nicht langer Zeit hatte das Wort von der „gelben Gefahr" noch einen humoristischen Beigeschmack. Man konnte es sich nicht recht vorstellen, wie von seiten bezopfter Chinesen oder der träumerischen Indier, oder gar dem Püppchenvolke der Japaner der europäisch-amerikanischen Kultur mit ihrer sieghaften Technik, ihren Panzerschiffen und Kanonen und nicht zuletzt ihrer blühenden Wissenschaft im Ernste Gefahr drohen könnte. Die Stimmung ist anders geworden. Der Humor ist uns vergangen, seitdem das gelbe japanische Zwergenvolk den russischen Riesen niederzwang, vor dem bis dahin eine Welt gezittert hatte. Man denkt daran, was aus unserer Kultur würde, sollte einmal das chinesische Völkermeer in seinen Tiefen aufbrausen und, seiner Kraft sich bewußt werdend, über seine Jahrtausende alten, von uns selbst leichtsinnig zerrissenen Dämme schäumen. Vielleicht, daß unsere Söhne oder Enkel wieder, wie unsere Vorväter im Mittelalter, gegen eine mongolische Hochflut zu kämpfen haben, die ihre Wellen bis mitten ins Herz der Länder westlich-christlicher Bildung sendet.

Noch erscheint ja nach menschlichem Berechnen die Zeit fern, wo etwa wieder die asiatischen Horden plündernd und sengend unsere Lande durchziehen. Aber auf geistigem Gebiete hat der Osten wiederum einen Beutezug nach dem Westen unternommen. Er bedroht die höchsten Werte, die in unserer Kultur erwachsen sind, und an denen unsere Kultur sich emporgerankt hat. Auf diesen beginnenden Geisterkampf wies wohl das seinerzeit vielbelächelte Bild des Kaisers hin mit seiner Mahnung: Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!

Einsame Sanskritgelehrte waren es lange Zeit, die an ihren Universitäten beim Mangel an Zuhörern ein still beschauliches Leben führten und, um das Interesse an ihrer Wissenschaft zu fördern, die Schätze des Orients anpriesen. Beide Schlegel und Fr. Rückert brachten uns Proben indischer Dichtung und Mystik in anmutenden Übersetzungen. Seit Schopenhauer aber fing zuerst der geistige Kampf an. Mit ihm begann der Buddhismus, der in seinem Mutterlande dem älteren Brahmanismus wieder unterlegen, in den anderen asiatischen Ländern, zu denen er drang, meist aufs tiefste entartet war, im geistigen Leben Europas eine Macht zu werden. In seinem Studierzimmer hatte Schopenhauer eine Buddhastatue aufgestellt zum Zeichen, „wer in diesen heiligen Hallen herrsche". Was ihm am Christentum noch sympathisch schien und was er als dessen Kern zu retten suchte, waren die Züge, die es mit dem Buddhismus verwandt erscheinen ließen. In seinem ursprünglichen Gewand wäre dieser uns noch lange ein Fremdling geblieben, Schopenhauer kleidete ihn europäisch ein und lehrte ihn unsere Sprache reden. Wie Buddha ging auch Schopenhauer vom Leiden aus und wollte wie jener den Weg der Erlösung aus dem Leiden weisen. Hier wie dort gilt der Durst, der Wille zum Dasein, als der Quell aller Leiden und ist die Verneinung dieses Willens vermittelst der Erkenntnis, daß die ganze Welt eine große Täuschung sei, der Weg zur Erlösung. In seiner Lehre von der Kausalität als dem Prinzip der Individuation haben wir die Parallele zur Lehre vom Karma, dem buddhistischen Gesetz von Ursache und Wirkung, nach dem die Taten der früheren Existenz die Wesen von Wiedergeburt zu Wiedergeburt, zu immer wiederholter Erneuerung der Individuation treiben. Auch die Ansicht Schopenhauers von der Neuverkörperung der Wesen in ununterbrochener Folge, bis sie die Reife fürs Nirwana erreicht haben, ist sichtlich buddhistischen Ursprungs.

Schopenhauers Schüler E. von Hartmann wandelt die gleiche Bahn. Buddhistischer Pessimismus ist die Grundlage seiner Philosophie und die Erlösung vom Leiden durch Willensverneinung ihr Ziel. Nur hat Hartmann nicht bloß die Erlösung des Einzelindividuums, sondern die der ganzen Welt, ja sogar Gottes, der gleichfalls unter dem Kreuze des Daseins seufzt, ins Auge gefaßt. So soll nicht, wie bei Schopenhauer, der Einzelmensch sich von der Welt zurückziehen, um durch selbstverleugnende Askese für sich den Weg der Leidensfreiheit zu finden, sondern in pflichttreuer Arbeit soll jeder im allgemeinen Weltleben stehen und dem Fortschritt der Kultur dienen. Aller Kulturfortschritt aber wird zu einer großen Lebensmüdigkeit führen, in der dann die gesamte Menschengattung den Generalbeschluß faßt, das Dasein aufhören zu lassen — eine Vertagung der Erlösung auf unbestimmte Zeit. Doch traut er diesem Beschluß die Macht zu, das Weltdasein wieder in sein ursprüngliches Nichts zu versenken. Auch in dieser bedeutsamen Umbiegung ist doch das buddhistische Grundprinzip zu erkennen, und Hartmann leugnet seine Abhängigkeit vom Buddhismus nicht. Aber ihm ist nicht, wie für Schopenhauer, der Buddhismus die höchste Stufe der Religion, sondern er sieht in ihm letztlich doch eine verkümmerte Bildung gegenüber dem Christentum. Er hält beide für providentiell in der Welt gegebene und nebeneinander laufende Entwicklungen, die mit der Zeit sich finden und zu einer höheren Synthese vereinigen

werden. Nach des Meisters Tode müssen wir seinen Schüler A. Drews als geistigen Erben und Hauptvertreter seiner Anschauung in der Gegenwart betrachten.

Fr. Nietzsche ist der umgekehrte Schopenhauer. Die Grundideen sind gemeinsam, doch ihre Wertung ist diametral entgegengesetzt. Der Wille zum Dasein ist bei Nietzsche der Wille zur Macht geworden. Hier wie dort ist er der Quell des Lebens, aber was bei Schopenhauer zur absoluten Verneinung verurteilt ist, wird bei Nietzsche absolut bejaht. Das zu erreichende Menschenideal ist dort der selbst- und weltverleugnende Asket, hier der Herrenmensch, die fleischgewordene Selbstsucht, der die Welt und die Mitmenschen verbraucht und niedertritt nach seinem schrankenlosen Gelüst. Mitleid, dort edelste Tugend, ist hier Sklaveninstinkt und Schwäche. Nietzsche verzehrt sich geradezu im Kampf gegen die buddhistische Gemütsstimmung und Ideenwelt. Sein dämonischer Haß gegen das Christentum beruht zum großen Teil darauf, daß er es mit dem Buddhismus verwechselt. Von Schopenhauer hat er gelernt, in den buddhistischen Ideen den Kern des Christentums zu sehen. Aber er muß dem Feinde immer in dessen eigenes Land folgen, so wird der Buddhismus, dem er überall nachspürt, um ihn auszurotten, wider Willen sein Führer. Buddhistisch ist sein Schlagwort: „Jenseits von Gut und Böse." Auf buddhistischen Einfluß weist sein „Gesetz der ewigen Wiederkunft", nach dem alles, was einmal war, auch wiederkommt, und wir bei allen Taten uns die Frage stellen müssen, ob wir geneigt sind, solches wieder und in Ewigkeit immer wieder zu tun.

Die maßlose Härte, mit der der Philosoph sein Evangelium der Selbstsucht predigt, kommt nach dem Gesetz der Kontrastwirkung wieder dem Buddhismus zugute. Das gesunde Empfinden wendet sich ab von dieser krankhaften Verherrlichung eines moralischen Defekts. Wo aber gegen Nietzsche gestritten wird, da müssen schopenhauerisch-buddhistische Ideen in den Vordergrund treten. Auf der Folie des gewalttätigen Übermenschen glänzt das Bild des weltentsagenden, mitleidigen indischen Meisters um so freundlicher. So wird auch Nietzsche wider Willen zum Wegbereiter Buddhas in unserer Zeit.

Einst war Nietzsche selbst ein glühender Verehrer der buddhistisch-pessimistischen Weltanschauung gewesen, als deren ausgesprochenster Antipode er in der Hauptperiode seines Schaffens dasteht. In jener Begeisterung hatte er sich mit Richard Wagner zusammen gefunden, dem er schwärmerische Freundschaft und Verehrung zollte. Aber bald sollte sie sich in bitteren Haß und Hohn verkehren, als Wagner im „Parsifal" sich entschieden zum Christentum zurückwandte, dem sein Herz in der ersten Zeit seines künstlerischen Gestaltens schon gehört hatte. Er war durch eine Phase seiner Entwicklung gegangen, in der er, des optimistischen Enthusiasmus voll, geglaubt hatte, durch Revolution gegen alles Bestehende und durch Zertrümmerung der alten Götzen eine Ära des allgemeinen Glücks und Friedens heraufbeschwören zu können. Aber dann war die tiefe Ernüchterung und Enttäuschung gekommen. Widrige Schicksale und endlich die Bekanntschaft mit Schopenhauer vollendeten seinen Pessimismus. Auch hier also ist Schopenhauer der Kanal, durch den die trüben Gewässer Indiens in das europäische Geistesleben einfließen. Wenn wir dem späteren Urteil Wagners über sein eigenes Werk trauen dürften, so würde ein pessimistisches Motiv schon seine Oper „Tannhäuser" beherrschen. Nach seiner Angabe stellt sie die „hohe Tragik der Entsagung und der endlich notwendig eintretenden einzig erlösenden Verneinung des Willens" dar. Wahrscheinlich aber trägt Wagner mit diesem Urteil die Anschauungen einer späteren Zeit unwillkürlich und unbewußt in eine frühere hinein. Deutlicher tritt diese Tendenz schon heraus im „fliegenden Holländer". Obgleich noch aus der vorbuddhistischen Periode stammend, ist dieses Werk von einem Grundgedanken durchdrungen, der direkt Buddha und Schopenhauer entgegenkommt. Der fliegende Holländer, ruhelos umgetrieben auf dem Meere, nach der Erlösung sich sehnend, die er ausdrücklich in der ewigen Vernichtung sieht, ist er nicht wie eine symbolische Verkörperung der Lehre Buddhas von der Wesen Leid, die, von Wiedergeburt zu Wiedergeburt gehetzt, sich nach Ruhe und Erlösung sehnen?

Über „Tristan und Isolde" aber liegt die ganze Schwüle und Schwermut Indiens. Diese Oper ist das Hohelied der Nacht, der Entsagung und des Nirwana. Den Todestrank wollen die Liebenden nehmen — das Leben trennt sie, der Tod soll sie vereinen. Brangäne, die Freundin, vertauscht das Gift mit einem Liebestrank, der sie ins Leben und in endlose Qual hinausreißt wider ihren Willen. Aus dem Tage, dem neidischen, eitlen, prahlenden, sehnen sie sich nach der keuschen, wonnereichen, erlösenden Nacht. Endlich ist es ihnen vergönnt, in der Nacht des Nirwana zu versinken.

Auch in dem freudig entsagenden Hans Sachs der „Meistersinger" hat man das Urbild des buddhistischen Weisen wieder erkennen wollen. Der Wechsel in der Weltanschauung Richard Wagners spiegelt sich in den verschiedenen Gestaltungen wider, die er seinem „Ring des Nibelungen" gegeben hat. Dreimal hat er den ursprünglichen Schluß geändert. Der dritte Schluß, der schließlich auch wegfiel, ist der Gesang der Brünhilde, darin die germanische Walküre vollständig unter der Inspiration Buddhas steht.

Dem „Parsifal", in dem Richard Wagner sich dem Kreuze beugte, und um deswillen er von Nietzsche als Abtrünniger mit wahn-

Juno.

Gemälde von Robert Hope.

witzigem Fanatismus angefallen wurde, liegt ein Drama aus einer früheren Periode zu grunde: „Die Sieger", buddhistisch durchaus nach Gegenstand und Tendenz. Ananda, der Lieblingsjünger des Buddha, wird von einem Mädchen aus verworfener Kaste, der schönen Prakriti, leidenschaftlich geliebt. Um ihrer Sünden willen, die sie in einer früheren Existenz auf sich geladen, ist sie in der Kaste der Tschandala wiedergeboren, und mit allen Mitteln sinnlicher Verführungskünste wirbt sie um die Liebe des reinen Jüngers. Dieser widersteht und bekehrt die Prakriti, die dann als Nonne in den Orden Buddhas tritt. In den germanischen Sagengestalten der Oper leben die indischen Gebilde wieder auf. Ananda ist zum Parsifal, Prakriti ist zur Kundry geworden. Sogar der Teufel des Buddhismus Mâra ist in der nordischen Luft als Klingsor neu erwacht. Doch diese ganze Welt indischer Geburt ist zuletzt eingetaucht und aufgelöst in christliche Karfreitagsmystik.

Auch sonst leuchtet uns der Widerschein indischer Weisheit in der deutschen Dichtung der Neuzeit entgegen. Man hat die gesamte Dekadenzkunst der Moderne als Ausgeburt des Pessimismus ansehen und sie somit wenigstens mittelbar aus dem Einfluß des Buddhismus erklären wollen. Es scheint richtiger, die Quellen dieser Richtung weniger im Buddhismus zu suchen, als bei dessen Gegenfüßler Nietzsche. Die Dekadenz erblüht unter den Auspizien der von ihm geprägten modernen Schlagworte vom „Ausleben", vom „Recht der Individualität" und vom „Übermenschentum".

Ausgesprochenen Pessimismus von edlerer Art, dem Buddhismus verwandt, auch sichtlich durch ihn beeinflußt, finden wir unter den Älteren bei Robert Hamerling. Unter dreißigjährigen unausgesetzten und zum Teil furchtbaren Krankheitsqualen schuf er seine Dichtungen, und es ist zu verstehen, wenn er die Erlösung in der endlichen Ruhe vom Leiden sah. Der ewige Jude in Hamerlings epischem Gedicht „Ahasver in Rom" ist Symbol und Repräsentant der Menschheit, deren Lebensdurst zur Lebensqual wird und die, in immer neue Unruhe hineingerissen, nach Vernichtung sich sehnt.

Ähnliche schwere Lebensschicksale — er war von Kindheit an taub und halb blind — bereiteten bei Hieronymus Lorm den Boden für eine Weltanschauung, die in der Entsagung die Erlösung sucht und eine gewisse Lebensfreude in der Hoffnung auf schließliches Erlöschen des Seins wiederfindet. Ganz auf den Ton des Buddhismus gestimmt ist das Lied:

Solange die Sterne kreisen
Am Himmelszelt,
Vernimmt mein Ohr den leisen
Gesang der Welt:
„Dem seligen Nichts entstiegen,
Der ewigen Ruh,
Um ruhelos zu fliegen —
Wozu? Wozu?"

Der ungewisse Dämmerschein des Nirwana, in dessen Abendglanz die Formen verschwimmen, liegt über den Dichtungen Hugo von Hofmannsthals, um einen der besten Vertreter dieser Richtung aus der neuesten Zeit zu nennen. In dem Stück „Das kleine Welttheater oder die Glücklichen" wandern bei verglimmender Abendsonne allerlei Gestalten über eine Brücke, die wohl das Leben bedeutet, und eine jede Person sagt ihren Spruch. Unter anderem tritt ein Wahnsinniger auf. Sein Wahnsinn ist der Tiefblick in das Wesen der Dinge, und was er da schaut, ist im letzten Grunde die Weisheit Buddhas. In den Flüssen, Bäumen und den Steinen sieht er seine Brüder und versteht ihr Innenleben, weil es ihm verwandt ist, im Riesenblock von dunklem Porphyr findet er seines Herzens Gegenrede. Zu einer neuen Existenzform, das weiß er, eilt sein Leben: „Ich bin schon kaum mehr hier! Ich fühl' schon auf der eignen Stirn die Spur der eigenen Sohle, von mir selber fort mich schwingend, wie der Dieb aus einem Fenster." Nur verständlich als verschwimmendes Echo auf Buddhas Karma- und Mayalehre sind die Worte:

Schicksal aber hat nur der einzelne:
Er tritt hervor, die ungewissen Meere,
Die Riesenberge mit grünem Haar von Bäumen,
Das alles hinter ihm, nur so wie ein Gewebe,
Sein Schicksal trägt er in sich, er ist kühn,
Verfängt sich in Fallstricke und schlägt hin,
Und vieles mehr; sein Schicksal ist zehntausendmal
Das Schicksal von zehntausend hohen Bergen:
Der wilden Tiere Dreistigkeit und Stolz,
Sehnsüchtige Bäche, der Fall von hohen Bäumen,
Dies alles ist darin verkocht zehntausendmal.

Ganz deutlich aber entschleiert der Arzt des Wahnsinnigen das buddhistische Weltbild des Dichters:

Ich sehe einen solchen Lauf der Welt:
Das Übel tritt einher aus allen Klüften;
Im Innern eines jeden Menschen hält
Es Haus und schwingt sich nieder aus den Lüften:
Auf jeden lauert eigene Gefahr
Und nicht die Bäume mit den starken Düften
Und nicht die Luft der Berge kühl und klar,
Verscheuchen sie, auch nicht der Rand der See.
Denn eingeboren ist ihr eignes Weh
Den Menschen, ja indem ich es so nenne,
Verschleir' ich schon die volle Zwillingsnähe,
Mit der's dem Sein verwachsen ist, und trenne,
Was nur ein Ding: denn lebend sterbend wir.
Für Leib und Seele, wie ich sie erkenne,
Gilt dieses Wort, für Baum und Mensch und Tier.

Der Buddhismus scheint uns der Schlüssel des Verständnisses für diesen Dichter, über dessen Dunkelheit vielfach geklagt wird. Bei

Hofmannsthal haben wir eine Weltanſicht in faſt reinem indiſchen Bauſtil. Manch anderer Dichter, deſſen beherrſchende Anſchauung auf einem anderen Grundriß erbaut iſt, oder bei dem wir eine geſchloſſene Anſicht überhaupt nicht finden, zeigt doch in ſeinen Schöpfungen verſprengte Bruchſtücke urſprünglich buddhiſtiſcher Herkunft. So wenn Arthur Schnitzler in ſeinen „Lebendigen Stunden“ die Lehre von der Wiederverkörperung der Menſchen in einem dem früheren ähnlichen Leben dramatiſch darſtellt, oder wenn Graf Keyſerling uns in ſeinen „Schwülen Tagen“ ein äſthetiſch überfein empfindendes Frauenweſen ſchildert, das aus dieſer rauhen Welt mit ihren niedrigen, brutalen Naturforderungen ſtill und freudig, einen Fliederzweig in der Hand, den freiwilligen Ausgang wählt.

Der Fels, an dem ſich die Wellen aus dem Oſten bislang noch brechen, iſt das Chriſtentum. Ihn zu unterwühlen, dienen die Bemühungen, die Abhängigkeit und damit die Minderwertigkeit desſelben gegenüber dem Buddhismus zu erweiſen. Als einer der Eifrigſten in dem Kampfe für den Buddhismus und wider das Chriſtentum iſt der im Jahre 1878 verſtorbene Oberpräſidialrat Theodor Schultze in Potsdam zu nennen. Er gab eine metriſche Überſetzung des Dhammapada heraus und ſchrieb „Das Chriſtentum Chriſti und die Religion der Liebe“, ſowie „Das rollende Rad des Lebens und der feſte Ruheſtand“. Seine wiſſenſchaftliche Kenntnis vom Leben Chriſti ſchöpfte er aus David Friedrich Strauß. Chriſtus iſt ihm danach ein Schwärmer, der ſich um ſeiner illuſoriſchen Meſſiasideen willen an das Kreuz ſchlagen ließ, das Chriſtentum iſt ihm zuwider. Nur durch ataviſtiſche Vererbung hat es ſich in den Hirnen der europäiſchen Kulturmenſchheit ſo feſtgeſetzt, daß man an ſeiner Ausrottung verzweifeln könnte. Doch ſieht er ſchon die Morgenröte des Tages, an dem die Kirchen zuſammenbrechen und auf der Trümmerſtätte ſich der Tempel Buddhas erhebt. — Auf den Studien des Leipziger Profeſſors Rudolf Seidel fußen meiſt die ſpäteren Bemühungen, das Chriſtentum als hiſtoriſch vom Buddhismus abhängig darzuſtellen. Dieſer Gelehrte ſelbſt war durchaus des Sinnes, dem Chriſtentum als der vollendeteren Religion gegenüber dem Buddhatum die Palme zu reichen. Doch hielt er es hiſtoriſch von dieſem aufs tiefſte beeinflußt und verſuchte zuerſt im Jahre 1882 den Nachweis der Entlehnung chriſtlicher Ideen und Geſchichtserzählungen aus dem fünfhundert Jahre älteren Buddhismus zu führen. Seitdem iſt die Frage von berufener und unberufener Seite viel behandelt worden. Wenn man in landläufigen, populären Darſtellungen von der Menge der Parallelen zwiſchen der Geſchichte Buddhas und Jeſu lieſt, wie z. B. hier wie dort die Jungfrauengeburt, ſowie Engelserſcheinungen vor und nach derſelben berichtet würden, daß die Geſchichten vom greiſen Simeon im Tempel, von der Verſuchung Jeſu uſw. wie in den Evangelien, ſo auch in der Buddhalegende ſich fänden, ſo will es einem zunächſt bange werden um die Originalität und damit um den höheren Wert des Chriſtentums. Doch tritt man dieſen Parallelen näher, ſo erſcheint die Verwandtſchaft zum mindeſten ſehr übertrieben. Wer nicht ein Intereſſe daran hat, den Buddhismus als den Mutterſchoß des Chriſtentums erwieſen zu ſehen, den können ſie nicht überzeugen. Ein wüſtes Sagengeranke hat die maßlos fruchtbare indiſche Phantaſie um die hiſtoriſche Buddhageſtalt in Jahrhunderten gewoben. Es wäre nur zu verwundern, wenn nicht unter dieſen maſſenhaft getürmten Buddhalegenden ſich Stücke fänden, die man bei einigermaßen gutem Willen mit Stücken aus der Geſchichte Chriſti vergleichen könnte, da zudem die Bedeutung der beiden für ihre Anhänger eine ähnliche iſt, und Buddha für die Seinen gleichfalls als Erlöſer gilt. In der Annahme der Geburt des Erretters der Menſchheit aus einer Jungfrau ſpricht ſich der allgemeine Gedanke aus, daß aus dem unreinen Geſchlecht der Reine nicht erzeugt werden kann. Dieſe Idee iſt eine von den vielen Ahnungen der heidniſchen Welt, in denen ein Licht göttlicher Wahrheitsoffenbarung vorausſchimmerte und die in Chriſtus ihre Erfüllung gefunden haben. Die geringe Zahl der Ähnlichkeiten verſchwindet aber unter Bergen von Unähnlichkeiten. Und man faſſe die viel gerühmten Parallelen ſelbſt nur einmal vorurteilsfrei ins Auge: die Divergenz iſt meiſt gleichfalls eine ungeheure. Maßloſer Pomp und groteske Phantaſtik auf buddhiſtiſcher, eine keuſche, faſt ſpröde Schlichtheit auf chriſtlicher Seite. Ein Sagengewebe pflegt im Laufe der Jahrhunderte immer wunderbarer und verworrener zu werden, die Dichtung wächſt ins Ungeheure. In dieſem Falle wäre das fünfhundert Jahre jüngere Evangelium die Vereinfachung der älteren Legende — ein Bedenken, das allein genügen ſollte, den Triumph über den entdeckten Mangel an Originalität des Chriſtentums zu dämpfen.

Wäre die Ähnlichkeit der Berichte auch eine vielmal größere, ſie müßte doch verſchwinden vor dem totalen Unterſchied der Grundidee. Bei Buddha Erlöſung vom Leiden durch Aufhebung des Lebenswillens und allmähliches Abſterben der Perſönlichkeit; bei Chriſtus Erlöſung von Sünde und Tod und das Geſchenk einer neuen göttlichen Kraft zu freudigem Leben und kräftiger Betätigung in der Welt. Es iſt die Weisheit der Verzweiflung, die aus dem altbuddhiſtiſchen Lied klingt:

Iſt einer Welt Beſitz für Dich zerronnen,
Sei nicht im Leid darüber, es iſt nichts,
Und haſt Du einer Welt Beſitz gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber, es iſt nichts.
Vorüber gehn die Schmerzen und die Wonnen,
Geh an der Welt vorüber, es iſt nichts!

Iſt das etwa auch nur von ferne dem freudigen Geiſt des Chriſtentums verwandt,

der sich in dem Liede: „Befiehl Du Deine Wege“ so wundervollen Ausdruck geschaffen? Oder kann es sich messen mit dem trotzigen Trost des Lutherliedes:

Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's keinen Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Diese geistige Verschiedenheit erkannte Rudolf Seidel, wohl der erste, der die äußeren Ähnlichkeiten der Berichte über die Entstehung der beiden Religionen entdeckte und unserer Meinung nach zu stark hervorhob. Darum dachte er nicht daran, das Christentum etwa geringer einzuschätzen, sondern stellte es trotzdem hoch über den Buddhismus. Bei seinen Nachtretern war dies anders. Die extravagantesten Hypothesen wurden aufgestellt und fanden geneigtes Gehör, unter anderem die, Jesus sei bis zu seinem dreißigsten Lebensjahre von einem Buddhistenmönche unterrichtet worden. Ein Nicolas Notovitsch tischte die Fabel von einer alten Urkunde auf, die, in einem tibetanischen Kloster aufgefunden, es als unbestreitbar beweise, Jesus habe vom 14. bis zum 29. Lebensjahre in Indien und Persien die Magie erlernt und sei dann als ein Herold orientalischer Weisheit nach Palästina zurückgekehrt. In neuester Zeit haben sich O. Pfleiderer und van den Bergh van Eysinga in bemerkenswerter Weise mit der Frage beschäftigt, inwieweit eine Abhängigkeit der jüngeren von der geschichtlich älteren Religion bestehe. Die besonnene Wissenschaft ist bis heute noch nicht über das vorsichtige Wort Max Müllers hinausgekommen: „Daß überraschende Übereinstimmungen zwischen Buddhismus und Christentum vorhanden sind, läßt sich nicht leugnen; und ebenso muß es zugegeben werden, daß der Buddhismus wenigstens 400 Jahre vor dem Christentum bestanden hat. Ich gehe sogar noch weiter und würde im höchsten Grade dankbar sein, wenn mir jemand die historischen Kanäle aufweisen wollte, durch die der Buddhismus das alte Christentum beeinflußt hätte. Ich habe mein Leben lang nach solchen Kanälen gesucht, aber bis jetzt habe ich keine gefunden.“ Was aber von dieser Wissenschaft populärisiert ins Volk getragen wird, trägt immer den Stempel der Tendenz, den Buddhismus auf Kosten des Christentums als die originelle Religion hinzustellen. Hypothesen der Wissenschaft, die dieser Absicht dienlich erscheinen, werden darum aufgebauscht und als ausgemachte Wahrheit behandelt.

Diese Aussaat buddhistischer oder doch dem Buddhismus zugeneigter wissenschaftlicher Ideen würde nicht so leicht Wurzel schlagen, wenn nicht etwas in unserer Kultur dem auf asiatischer Erde gezeugten Geiste entgegenkäme. Die Arier waren aus ihrer rauhen Bergesheimat niedergestiegen in die Gefilde Indiens, in denen die Üppigkeit des heißen Klimas ihre ursprünglich kräftige kriegerische Natur erschlaffen ließ. Was mühelos und überreichlich zuwächst, erhöht nicht, sondern lähmt die Lebensfreude. Buddha, der in Luxus und Üppigkeit aufgewachsene Fürstensohn, der, angewidert von seinem bisherigen Leben, als weltmüder Jünglingsgreis sich in die Weltabgeschiedenheit flüchtet, ist gleichsam Extrakt und Quintessenz des aus seinem Kraftgefühl zur Erschlaffung herabgesunkenen indischen Ariertums. Eine ähnliche Erschlaffung tritt ein, wenn nach angespannter Arbeit vorangegangener Generationen einem jüngeren Geschlecht die Früchte des Väterfleißes von selber in den Schoß fallen. Es ist die Stimmung einer jeunesse dorée, die uns in dem lebensmüden indischen Königssohn entgegentritt, die uns auch in der schlaffen, blasierten, glücklicherweise vielfach erkünstelten Haltung unserer Jugend so unangenehm aufstößt und die immer ein günstiges Feld für die Saat des Pessimismus gewesen ist. Der Materialismus, so sehr er sich einst brüstete, ist wissenschaftlich abgetan. Es ist, wenigstens in besseren Kreisen, nicht mehr kair, sich zu ihm zu bekennen, seitdem das Proletariat ihn auf seine blutrote Fahne geschrieben hat. Was aber bleibt, da auch das Christentum nicht mehr modern ist oder von einer modern kritischen Theologie so durchlöchert erscheint, daß es nicht mehr als fester Baugrund angesehen wird? Die Antwort lautet: es ist alles eitel! Ein gleichfalls blasierter Fürst auf hebräischem Boden gab sie schon. Nun tastet das noch nicht erstorbene religiöse Gemüt nach einem Halt wie die losgerissene Weinrebe ihre Fangwurzeln ausstreckt. Da bietet sich die alte Weisheit Buddhas als das Allermodernste an. Alles Exotische hat einen besonderen Reiz. Wie einst das herabgekommene Rom an die mystischen Kulte des Ostens sich klammerte und aus ihnen neues Leben zu saugen strebte, so greift man auch heute nach den Religionen des Orients. Im Buddhismus fühlt man das Verwandte, und doch gewährt seine äußere Fremdartigkeit einen angenehmen Nervenkitzel und gewöhnlichen Menschen gegenüber das gehobene Gefühl, als Buddhist etwas Absonderliches zu sein.

So ist es denn nicht verwunderlich, wenn der Buddhismus im europäisch-amerikanischen Kulturleben gemeindebildend aufgetreten ist. Die Anhänger dieser Gemeinschaft, die schon ausgesprochenermaßen missionierend auftritt, nennen sich „Theosophen“.

Als Stifterin der theosophischen Gesellschaft genießt H. P. Blavatsky, eine anglisierte Russin, besondere Verehrung. In den Räumen der theosophischen Gesellschaft spielt ihr Bild ungefähr dieselbe Rolle, wie im indischen Tempel die Buddhastatue oder in der christlichen Kirche das Kreuz. In den Zusammenkünften werden Stellen aus ihren Schriften mit derselben Andacht verlesen und vernommen, wie in unseren Kirchen das Gotteswort. Sie gründete im Jahre 1875 in Gemeinschaft

mit dem amerikanischen Oberst Olcott die theosophische Gesellschaft zu New York und starb 1891 in London. Hysterisch veranlagt und in der ihr anerzogenen Religion nicht den Frieden findend, tastete sie nach einer ihr zusagenden neuen Form der Religiosität und kam dadurch in Berührung mit einem indischen Philosophen und Religionsstifter, Dagananda Sarasvati. Bald aber trennte sie sich wieder von ihm und unternahm auf Grund mangelhafter Kenntnis des Buddhismus die Gründung einer neuen Religion voll wilder Phantastik. Briefe werden ihr durch die Luft von Tibet nach London gesandt, und die Mahatmas, die vollendeten Weisen dieses vorgeblichen Geheimbuddhismus, sind an kein Gesetz der Schwere gebunden, sondern lassen sich, wo sie wollen, im Augenblick von dem fernen Asien herbeieilend, bei ihren gläubigen Anhängern nieder. Am Ganges und auf den Trümmerstätten Ägyptens begegnen sie den Reisenden und teilen den aufrichtigen, durch kein Vorurteil verblendeten Wahrheitssuchern ihre Geheimnisse mit. Die unwegsamen Gegenden des den Fremden noch verschlossenen Tibet seien das Zentrum dieser Geheimbruderschaft der Weisen, und von Anfang an, seit Buddha, habe sie existiert als Pflanzschule eines esoterischen Buddhismus, von dem die Menge nichts wußte. Max Müller ist dem Märchen von einem Geheimbuddhismus auf das schärfste entgegen getreten. Diese Annahme verkehre die Bedeutung Buddhas und seiner Lehre von Grund aus. Das sei ja gerade dem Brahmanismus gegenüber das Unerhörte, das von den Vertretern des Alten als ketzerisch Gebrandmarkte in dem Auftreten Buddhas gewesen, daß er das Tor der Weisheit nicht einem bevorzugten Kreise, sondern, wenigstens der Theorie nach, allen ohne Unterschied der Kaste und Bildung auftat. Müller nennt die Blavatsky eine betrogene Betrügerin. In der rücksichtslosesten Weise sei sie von indischen Gaunern hinter das Licht geführt worden, weil diese erkannten, daß sie eben betrogen sein wollte. „Kein Reiseroman ist je dreister und ungereimter gewesen, als diese völlig falsche Darstellung von Buddhas Eigenart und Lehre." Auf solcher Grundlage ruht nun die theosophische Gemeindebildung. Immerhin muß man sagen, daß die Schriften der Blavatsky etwas Bestrickendes haben. Es gibt Stellen in ihren Büchern, die man nicht ohne Rührung und Ergriffenheit lesen kann und die an den Ton edelster Mystik anklingen.

Nach ihrem Tode hat wiederum eine Frau sich der geistigen Führung bemächtigt, Annie Besant, die Gattin eines englischen Geistlichen, die jedoch von ihrem Manne geschieden wurde. Durch die Blavatsky wurde sie zur Theosophie bekehrt. Mit Olcott reiste sie nach Indien und wurde als Hauptvertreterin des abendländischen Buddhismus von den Indiern auf das feierlichste begrüßt. In ausgedehnten Vortragsreisen wirkt sie für die Verbreitung und Popularisierung der theosophisch-buddhistischen Ideen, und ihrem Wirken vor allem verdankt die Bewegung ihre ungeheure Ausbreitung in den Ländern mit englischer Sprache. Indem die europäisch-amerikanische Bewegung nach Asien zurückflutete, weckte sie auch in dem dortigen Buddhismus wieder neues Leben. Auf das in dem Katechismus Olcotts formulierte Bekenntnis hin reichten sich der nördliche und südliche Buddhismus Asiens, die seit Jahrtausenden getrennt waren, wieder die Bruderhand.

Durch die ganze Kulturwelt hin finden sich buddhistische Vereinigungen unter dem Namen der theosophischen Gesellschaften. In Deutschland hatten diese bis jetzt noch keine straffe Organisation. Nach neuester Konstitution aber ist die „Theosophische Gesellschaft in Deutschland" ein Zweig der „Theosophischen Gesellschaft in Amerika" mit ihrem Hauptquartier in New York. Die Mitglieder der deutschen Gesellschaft gelten daher zugleich als solche der amerikanischen und erhalten von beiden je einen Mitgliedsschein.

Als ihren Zweck bezeichnen die theosophischen Gesellschaften:

1. den Kern einer allgemeinen Menschenverbrüderung zu bilden ohne Unterschied der Nationalität, des Glaubens, des Geschlechts, der Rasse und des Standes;
2. das Studium arischer und anderer Religionen, Philosophien und Wissenschaften zu fördern und auf dessen Wichtigkeit aufmerksam zu machen;
3. die unerklärten Gesetze in der Natur, sowie die im Menschen schlummernden psychischen oder seelischen Kräfte zu erforschen.

Ihre Prospekte klingen sehr weitherzig. Obgleich sie sich im allgemeinen zustimmend zu den Ideen ihrer Gründerin Blavatsky äußern, wollen sie es doch jedem Mitglied überlassen, dasjenige religiöse oder philosophische System anzunehmen, das ihm am meisten zusagt; nur wird erwartet, daß es anderen gegenüber dieselbe Toleranz bewahrt, die es für seine Meinungen beansprucht. In der Tat herrscht auch in den Diskussionen der öffentlichen Versammlungen und Studienabende eine große Duldsamkeit, und die querköpfigsten Meinungen werden freundlichst angehört und beantwortet. Von der Treiberei und aufdringlichen Propaganda anderer Sekten merkt man nichts. Man erkennt hierin ein gutes Erbe Buddhas, der keinen mit Gewalt bekehren wollte und sogar aus seinem engeren Mönchsorden solche, die nicht mehr bleiben mochten, ungekränkt entließ. Trotz der ausgesprochenen Toleranz gegen alle religiösen Meinungen, die sie im Muhammedanismus, Parsismus ꝛc. einen Kern der Wahrheit finden läßt, machen sie eine Ausnahme mit dem Christentum, wenigstens in der Gestalt, in der es ihnen in den christlichen Kirchen entgegentritt. In ihrem „Offenen Brief an die christliche Kirche" bezeichnet

die Blavatsky die christliche Religion von heutzutage als „ein bloßes Konglomerat aus den Schalen des Judentums, den Abfällen des Heidentums und den unverdauten Überresten des Gnostizismus und Neuplatonismus". Darum pflegen die Theosophen dem Buddhisten, Muhammedaner, Hindu oder Parsen zu sagen: „Der Weg zur Theosophie geht — für Dich — durch Deine eigene Religion." „Wir sagen ihnen dies, weil diese Religionen eine tiefe philosophische und esoterische Bedeutung haben, die jene Allegorien erklärt, unter denen sie dem Volke dargeboten wird. Aber den Christen können wir nicht dasselbe sagen." Davon würde die Folge sein, „keine Erkenntnis der Bedeutung der Mysterien, sondern entweder die Wiederbelebung mittelalterlichen Aberglaubens und Unduldsamkeit, verbunden mit einem wilden Ausbruch bloßen Lippenglaubens .. oder aber ein gewaltiges Anwachsen des Skeptizismus". Noch verhalten sich ihre Anhänger friedfertig und enthalten sich der Schmähungen über das Christentum, vor denen ihre Meisterin sich nicht scheute. Ob es so bleiben wird, wenn sie einmal sich zu fühlen beginnen?

Obgleich sie sich nicht Buddhisten, sondern mit allgemeinerem Namen Theosophen nennen, so stehen ihnen doch die buddhistischen Grundbegriffe fest. Sie haben die Lehre vom Karma, nach der dies Leben die Folgewirkung der Taten in früheren Daseinsformen ist, und das Verhalten in diesem Leben die Geschicke der künftigen Leben bestimmt. Auch diese künftigen Leben fallen nicht etwa in ein geistiges Jenseits, sondern sind, wie bei dem alten Buddhismus, Wiedereinkörperungen in Leiber niederer oder höher stehender Wesen. Zwischen den einzelnen Wiederverkörperungen liegt der sogenannte Devachanzustand, eine Zeit der Körperlosigkeit, währenddessen das Fazit des vorausgehenden Lebens sich zieht. Nach dieser Ruheperiode tritt das, was vom Menschen einst geblieben war, wieder in das Leben ein an einer Stätte, die nach dem Resultate des vorigen Lebens die meiste Anziehungskraft üben muß. Nach unzähligen Verkörperungen erreicht der Mensch endlich das Nirwana, das ganz in buddhistischer Art geschildert wird. Aber doch tritt die Positivität des Nirwana kräftiger hervor; hierin unterscheidet sich die Theosophie von dem älteren genuinen Buddhismus und nähert sich den späteren Formen desselben. Nirwana ist keine Vernichtung, sondern eine intensive Glücksempfindung. Ganz buddhistisch wird gelehrt, daß dieser Nirwanazustand schon während der irdischen Lebenszeit erreicht werden kann. Aber hinter dem Nirwana steht noch ein andrer, höherer Zustand, das Paranirwana, in dem alle Besonderheit und Einzelheit verschwindet. Dieser Zustand geht über alles irdische Begreifen. Aber soviel begreift man: wenn hier die Theosophen nicht zurückgreifen auf die brahmanische Lehre von dem schließlichen Einswerden des Einzelwesens mit dem Brahma, dann endet die Höherentwicklung schließlich doch im Nichts.

Es scheint das Los aller hochangelegten ostasiatischen Religionen zu sein, daß sie dem populären Hang zur Magie erliegen. Bei dem ursprünglich erhabenen Taosystem nehmen wir diesen Niedergang wahr. Aus den ehemaligen mystischen Philosophen des Tao sind Hexenpriester geworden. Im Brahmanismus wie auch in dem ursprünglich so praktisch-ethisch angelegten Buddhismus finden wir die gleiche Entwicklung. Auch der moderne Schößling auf altem Stamme zeigt diesen Trieb zur Magie. Die im Programm angedeutete Entwicklung der menschlichen Kräfte läuft darauf hinaus, mit Hilfe okkulter Instanzen Wunder zu tun. Damit ist die Stellung zum Spiritismus gegeben. Die Tatsächlichkeit der spiritistischen Phänomene steht dem Theosophen außer Zweifel. Aber, ob auch einzelne in spiritistischen Spielereien ihre Freude finden, die theosophische Gesellschaft als solche betrachtet den Spiritismus als eine tiefer liegende Vorstufe zu ihrem Heiligtum und warnt vor Überschätzung.

Die „Theosophie" hat ihren Höhepunkt noch längst nicht erstiegen. Noch wirbt sie fort und fort neue Anhänger, sie hofft auf einen endlichen Sieg und den Eingang aller Völker und Religionen in das von ihr aufgetane Tor der Weisheit des Ostens. So heißt es in der Zeitschrift „Der Buddhist" Nr. 1: „Wir stehen am Anfang einer gewaltigen religiösen Bewegung, und die nächsten Jahrzehnte werden dem Abendlande in dieser Richtung ungeahnte Überraschungen bringen."

Zu seiner Zeit mochte die Weisheit Buddhas als eine hohe Blüte des Geistes gelten. Seine Zeitgenossen und manches verwilderte Volk hat Buddha die Tugenden des Mitleids und der Duldsamkeit gelehrt. Mancher mag hier vorläufigen Frieden für seine Seele gefunden haben. Aber als positive Kulturmacht hat sich der Buddhismus nicht erwiesen, vielmehr als eine Art Volkshypnose, die allerdings Instinkte der Wildheit, aber auch den Trieb zu kräftiger Tätigkeit einschläferte. Die betriebsamen Völker Japans und Chinas können nicht als Gegenbeweis angeführt werden, weil der Japaner und Chinese nur mit dem Buddhismus kokettiert. Eigentlich lebt er in anderen Religionen und wendet sich zu der dort tief gesunkenen Priesterschaft Buddhas nur dann, wenn er einen Zauberer braucht. Wenn man unter uns, in einer Kultur, die an Höherem sich emporgerankt und höhere Werte gereift hat, in deren Zentrum die Gestalt Christi steht, zum Buddhismus zurückgreifen will, so ist das ein Zeichen der Dekadenz. Julius Harts Wort scheint uns den rechten Standpunkt gegenüber dem nach manchen Seiten auch für uns sympathischen Weisen von Benares anzuweisen: „Bewundert diesen asiatischen Geist; bewundert ihn und laßt ihn tot sein!" —

Digitized by Google

Alternde Liebe. Novelle von Albert Geiger.

Der Poet Ferrante an Donna Bianca.

Amorefonte, Anfang März.

O, Madonna, welch ein Tag! Grau, unverſiegbar, einhüllend wie ein Witwentrauerſchleier rieſelt der Regen herab. Dumpf brauſt unten der Fluß; aber ſeinen blitzenden Gruß werd' ich nicht gewahr. Das Tal iſt verhangen. Das Kaſtell ſchaut in trübſeligen Dunſt gehüllt langweilig herüber. Die Villen und Bauernhäuſer haben das Anſehen von alten Weibern, denen die Luſt zum Schwatzen ausgegangen iſt. Und wie die hohen Berge auf das ſchmale Tal hereindrücken! Wie dieſer Tag und mein Schickſal auf mein Herz!

Ja, mein Schickſal, Donna Bianca! Liegt es nicht wie ein Fluch auf mir, daß der Götter Geſchenke mir dann werden, wenn ich ſie nicht zu genießen vermag! Ihr waret geſtern ſo jung, ſo ſinnenwarm, ſo lockend wie ſommerliche Blütenkelche! Und ich ſo mutlos, ſo verdroſſen über mich ſelbſt, ſo zweifelnd an allem Glücke! Zweifelnd an mir ſelbſt, ob ich es noch wagen dürfte, nach ihm zu verlangen ...

Ihr gingt. Ich ... ich hielt Euch nicht! Ich wagt' es nicht, Euch zu halten. Und wie Ihr die Schwelle überſchrittet, ging die Jugend von mir, und ich blieb allein im freudenleeren Hauſe. Ihr ſchrittet fort, Unzufriedenheit über mich und meine traurige Laune mit Euch hinwegtragend. Vielleicht Geringſchätzung, wer weiß?

Und wer wollte es Euch verargen? Bei mir, o Madonna, beginnt die Tragödie des alternden Mannes! Jene lächerliche Tragikomödie voll geheimer Qualen, die man ſtumm und mit verzerrten Lippen erduldet. Ich weiß nicht, ob ich es Euch noch lange zumuten darf, eine Rolle darin zu ſpielen!

Noch kettet Euch ein Etwas an mich. Daß dieſes Etwas nicht ... Liebe iſt — o Madonna Bianca, widerſprecht mir nicht! — daß es vielleicht Gewöhnung, Mitleid, Intereſſe am Künſtler, an meinem geiſtigen Menſchen iſt, alles, was Ihr wollt, nur eben nicht Liebe, das weiß ich längſt.

Es iſt zuweilen eine Müdigkeit in Eurem ganzen Weſen, wenn ich bei Euch eintrete; eine Kälte in Euren Augen; ein Überſehen in Eurem ganzen Gebaren; etwas unbewußt Beleidigendes, von dem die Liebe nichts weiß. Die Liebe kann haſſen, ſchmähen, töten ... aber müde und gleichgültig iſt ſie nie ...

Nur neulich, als Sor Rodolfo, der junge, ſchlanke, blauäugige Dottore, bei Euch war, wie haben Eure Augen geleuchtet! In allen meinen beſten Stunden ſeit langer Zeit hab' ich dieſes Leuchten nicht erſchauen dürfen! Euch dürſtet nach Jugend wie die Erde nach dem Frühling!

Ihr ſeid ein Weib, geſchaffen dazu, wahnſinnig zu lieben und vom Gegenſtand Eurer Liebe — mißhandelt zu werden! Der Mann, der Euch den Fuß auf den Nacken ſetzt, der euer Bezwinger iſt, ein Mann voll Selbſtvertrauen und ſiegender Kraft, der iſt Euer Traum. Und dann würdet Ihr Euch ſofort umwandeln. Je kälter er zu Euch wäre, je brutaler er Euch behandeln würde, deſto ſtärker wäre Euer Verlangen nach ihm! Und wahrhaftig, wie viel Bitterkeit und Geringſchätzung Ihr mir ſchon zugefügt habt, ich würde dann mit Euch fühlen können, Euer Leid mit Euch tragen, Euern Zuſtand aufs tiefſte mitempfinden können. Denn das Gleiche, was Ihr dann zu ertragen hättet, das laßt Ihr, unbewußt, mich jetzt erdulden!

Und doch, Monna, liebe ich Euch! Ihr wißt nicht, was es heißt, mit jener ſchmerzlichen Süßigkeit zu lieben, jener Nachmittagsliebe, wenn es ſchon Abend werden will! Die Jugend ſchlingt ſich volle Roſenkränze in die Haare, ſie ſchüttelt übermütig und ſiegesgewiß die Früchte von den Bäumen, ſie erntet Traube um Traube im Weinberg der Liebe! Sie gibt und nimmt mit vollen Händen! Im Taumel des Lebens und

der jauchzenden Kraft! Aber jene einsame, im warmen Herbstwind zitternde Rose, jene vom milden, müden Strahl der Herbstsonne sich lösende Frucht des schon entschlummernden Baumes, jene im rötlichen Herbstlaub vergessene Traube, ist ihr Duft, ihr Geschmack nicht unendlich süß? ...

Seht, so ist meine Liebe! So sind die glücklichen Stunden, die Ihr mir gewährt.

Jede einzelne ist in mir aufgehoben wie ein Edelstein. Ihr habt sie achtlos weggegeben und erinnert Euch ihrer nicht! Aber mir ist keine einzige verloren gegangen! ...

— Noch liegt das Tal in eigensinnigem Nebel. Die Hofhunde bellen in langgezogenen Tönen, als wollten sie die Totenstille wachrufen. Die hohen Berge liegen kalt und schläfrig. Das Tal harrt auf den Frühling, die Jugend ...

Die Lorbeerbäume stehen glänzend voll silberner Tropfen. Die Myrtenbüsche knospen; hier oben später als in der Ebene. Und von Veilchen zieht ein fernes, leises Duften durch die Lüfte ...

Drüben, in einem Seitentälchen, am Monte Pellegrino, steht ein Feigenbaum. Ein alter knorriger Kerl! Er breitet ein dichtes Gewirr von Ästen und Zweigen mit silberig graugrünen Knospen über die kleine Quelle, die schwatzend unter ihm durchrinnt. Nicht lange — und man muß dort die schönsten Anemonen finden.

O, Bianca, dort an einem selig blauen Frühlingstag mit Dir zu sitzen, das Haupt in Deinem Schoß; den Himmel in Deinen Augen zu sehen; Deinen lieben, trotzigen Mund mit Küssen zu überdecken ... Rote, blaue, violette Anemonen würdest Du zum Kranze winden ... Dir in die krausen schwarzen Haare!

Und alles wäre wie ein Liebeslied ... ein stilles, holdes Liebeslied! Singend und leuchtend in der frühlingsduftigen Welt!

Bianca! Ferrante.

⁂ ⁂ ⁂

Amorefonte, Ende März.

Donna Bianca an Ferrante.

Ihr werft mir vor: ich liebe Euch nicht! Was kann ich für mich? Was Ihr für Euch? Ihr müßt mich nehmen, wie ich bin! Ich bin mir selbst oft ein Rätsel! Gab ich Euch nicht Beweise? Geht, Ihr seid undankbar! Seid fröhlich! Genießt die Stunde, wenn sie sich bietet! Nehmt die Dinge leicht! Seid das, was Euch bestimmt, ein Künstler! Was liegt an diesen dummen Liebesgeschichten! Jede Magd kann sie haben! Ihr verstimmt mich nur mit Euern düstern Mienen!

Kommt morgen an den Feigenbaum, nachmittags! Ich werde dort sein!

Bianca.

⁂ ⁂ ⁂

Frühlingshymnus des Ferrante.

Siehe, der Frühling dehnte die goldenen Schwingen!
Wo er flog, da sproßten Blumen und Kräuter.
Rings am Hange locken die Schlüsselblumen,
Duften die Veilchen.

In dem Hain, vom jungen Lichte durchflossen,
Spielen kleine Häschen um Birkenstämme.
Auf dem Hügel weiden die braunen Ziegen
Zartgrüne Schosse.

Wenig Tage, so blühen die Pfirsichbäume
In der Vigne. Es mischt ihr zartes Rosa
Sich dem schneeigen Weiß der Mandelzweige
Farbigen Reizes.

Hügel locken, wo bräunlich die Wälder knospen.
Täler, murmelnd von Quellen, die jüngst sich befreiten,
Wo im bläulichschillernden Wasser sich spiegelt
Pan, der Verjüngte.

O wie sind dann die Tage voll weichen Glückes!
Und die Nächte voll wunderversprechender Sterne!
Senkt euch herab in uns, ihr hehren, und werdet
Strahlende Stunden!

Welch ein Tag, sage ich wieder! O meine angebetete Bianca, wie warst Du heute! Wie weich, wie zärtlich hingebend! Nichts von jener spöttischen Lockung war in Dir, die mich verwirrt! Nein, so nachsichtig, so alles vergessend, was je Dir an mir mißfiel! Du warst wie der Frühlingstag um uns, der milde auch den vergessensten Strauch, den ältesten Baum mit seinem strahlenden Lächeln umfing.

Die Anemonen blühten. Oben am Bergabhang weideten Schafe. Sie sahen zuweilen herab ins Tal, als wollten sie

sich in ihrem Behagen davon überzeugen, wie weit noch das Gebiet ihrer Genüsse gehe. Der Feigenbaum hing über uns und der Quelle wie ein segnender Alter.

Die Anemonen blühten. Und ich brach sie. Ich schüttete Dir den Schoß voll davon. Um Deinen Basthut, unter dem die krausen, übermütigen Haare hervorquollen, sich hervordrängten wie kecke Frühlingskinder, wandest Du die rötesten. Und sahest mich lächelnd an. Mit den blauen Augen, die nun so tief, so voll, so verheißend waren.

„O wie sind dann die Tage voll weichen Glückes!"

— Und nun sitze ich daheim und warte Deiner! Alle Angst und Ungewißheit sind fort. Du kommst wie der Frühling zu mir und machst mich wieder jung.

Ich sinne über Dich nach.

Wie schön Du heute warst! Die Erinnerung Deiner Anmut, dieser lächelnden, kindlichen Anmut glüht mir im Herzen wie süßer, starker Wein; liegt mir auf der Zunge wie der Nachgeschmack einer köstlichen, sonnenwarmen Frucht. Wo nehm' ich die Bilder her, mit denen ich diese Erinnerung ausschmücken kann? Wie einen edelsteinbesetzten Schrein, der eine seltene Kostbarkeit birgt? Mein Herz und meine Zunge sind trunken, und ich möchte ein Perser oder Araber sein, um von den Beeten der Phantasie köstliche, nie gekannte Blüten abzupflücken.

Die Nacht hat keine Sterne. Aber sie ist grau und weich. Wie Lippen einer schönen Frau lagen zwei rote Streifen am Horizont. Nun sind sie vergangen; zerflossen . . .

Kämst Du doch bald! Wir lauschten zusammen den Lauten der Frühlingsnacht! O ich fühle schon, wie ich meinen Mund in Dein Haar vergrabe! Dein Haar so schön am Tag! Dein Haar, so kraus, so übermütig, so siegesbewußt, so spöttisch . . .

So spöttisch . . .

Ach ja, in diesen Haaren hatte sich Dein eigenstes Wesen verschlupft! Denn Du wirst ewig bleiben wie Du bist! Wie Du heute Dich gibst, das ist nur ein Spiel! Ein unsäglich beglückendes Spiel! Wie der Wind die Blätter einer schillernden Blüte umdreht! Wie er einen Augenblick einen fremden und um so entzückenderen Glanz über sie haucht.

Aber ich will mich des fremden Glanzes dieses Tages freuen und nicht weiter denken. Nicht denken, wie Du vielleicht morgen oder übermorgen sein wirst. Und doch, warum nicht? Warum nicht daran denken?

Denn Du bist wie das Leben. So kraus, so schön, so verführerisch, so gnadespendend und -verweigernd, so rücksichtslos, so gleichgültig, so treulos! Du weißt selbst nicht, was Du für einen Zauber besitzest, o Bianca. Du dufte st wie die Blume, die nichts von sich weiß. Ich möchte sagen: es ist etwas Tierisches in Dir! Ja, Du bist eine Katze, eine kleine reizende Katze mit einer großen schwarzen Mähne. Aber gerade das gibt Dir einen so herben, verführerischen, wunderbaren Duft. Ich denke jetzt nicht daran, wie Deine Kralle in mein Fleisch fährt, wenn es mich am meisten schmerzt, weil ich es am wenigsten vermute. Nimm mich! — haucht mir Dein ganzes Wesen in süßer, scheuer, wilder Zärtlichkeit entgegen.

Und was Du doch auch so ganz die große Dame sein kannst! Wie ich Dich zuerst sah, drunten in der Stadt. In dem schönen Garten, an dem stillen, pinienbestandenen See, bei den vielen Rosen, unter den Menschen allen! Du warst in weiche, schillernde, rote Seide gekleidet. Wie wundervoll sie um Deine schlanke, kindliche Gestalt floß! . . . Wie ich Dich sah, die Seide und Deine Gestalt, war es mir, als sähe ich das Spiel zweier Wellen miteinander . . .

Ach, wie ich Dich liebe! Wie ich Dich liebe! Und mit allem, was Du hast und wie Du bist! Du reizendes Spielzeug! Du entzückende, ewig bewegliche Linie! Du holde Unvernunft! Und wenn ich auch denken soll, daß Du einmal — daß vielleicht die Zukunft —

Was kümmert mich die Zukunft! Du willst, o kleine Bianca, daß ich fröhlich sei! Ich bin es! Hoch die Lust, und auf die Herzen! Die Kerzen brennen. Die Veilchen duften herein. Die Luft ist grau und weich. Mein Herz ist ein Brautgemach. Ich hab' es mit den süßesten Worten, den trunkensten Zärtlichkeiten,

An der See. Gemälde von E. L. G. Isabey in der Wallace-Galerie.
Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London.

den verrücktesten Liebkosungen ausgeschmückt. Es ist würdig, Dich zu empfangen! Jetzt löse das Spiel der zwei Wellen: laß mich nur noch die Deines Körpers sehen, diese sinnverwirrende, die meinen Verstand und meine Mannheit fortspült. Drücke Deinen Kopf an meine Brust, dann will ich Dir's sagen, was Du mir bist und wie sehr, wie närrisch ich Dich liebe!

⁂ ⁂ ⁂

Ferrante an Donna Bianca.

Amorefonte, Mitte April.

Madonna, Euer Tal wartet auf Euch! Der Frühling ist auf die Hügel geklettert und schwingt Euch sein Blumenpanier zu. Die Myrten blühen, und die Rosenknospen färben sich. Jeden Tag gehe ich an Eurer Loggia vorbei, wo Ihr des Nachmittags zu sitzen pflegt, und mit wieviel Sehnsucht denk' ich an Euch! Frühling und Verlangen nach Euch ersticken mich fast. —

Aber Euch behagt es in der Stadt. Ihr liebt die Abwechslung. Eure Tante macht ein großes Haus ... O, Monna Bianca, wenn ich daran denke ... daß ihr ...

Still! Törichtes, dummes Herz!

Bis Ihr wiederkommt, habe ich eine Überraschung für Euch! Aber ich sage nicht, was für eine!

Aber weilt nicht zu lange. Euer Tal wartet mit tausend Blütenbäumen und Blütenbüschen! Eure Villa träumt von Euch. Der Frühling hat sie fast zugedeckt mit blühenden Apfelbäumen ...

Ewig der Eure!

Ferrante.

⁂ ⁂ ⁂

Donna Bianca an Ferrante.

Ende April, aus der Stadt.

Wie ungeduldig Ihr seid, Signor Ferrante! Gönnt Ihr mir nicht die Unterhaltung in der Stadt?

Es ist sehr hübsch hier! Jeden Tag Musik auf der Piazza. Eine neapolitanische Truppe spielt Komödien. Ich kann mich gar nicht satthören. Ich weiß, Ihr macht Euch nicht viel aus solchen Dingen. Aber was mich betrifft, ich habe noch mehr Geschmack daran!

Auch hat es hier in der Tat sehr nette Menschen. Aber habt keine Furcht! Es sind nicht alle Leute so verrückt wie Ihr, mich für das Begehrenswerteste zu halten. Hier haben die jungen Leute Auswahl. Dio mio! Was fragt man da nach einer kleinen unbedeutenden Person ...

Ich habe übrigens an Euch gedacht, Sor Ferrante. Auch ich habe eine Überraschung, aber ich kann sie nicht für mich behalten. Bei einem Trödler in der Via Bartolo habe ich einige seltene Bücher gefunden; ich weiß, was Ihr für ein Büchernarr seid. Ein altes Missale mit sehr hübschen farbigen Illustrationen, d. h. mehr farbig als hübsch, und eine schöne Ausgabe der Sonette Petrarcas. Soll ich sie Euch mitbringen, oder wollt Ihr sie gleich haben? Aber nein, ich fürchte: sie machen Euch melancholisch, diese Sonette! Und Ihr habt doch gar keinen Grund dazu! Nur wißt Ihr, liebe ich nicht die pathetischen Worte und die großen Mienen ... Es geht auch ohne das! Und die Liebe zumal — die einfachste Sache der Welt! Aber mit nichts machen die Menschen mehr Umstände!

Addio! Laßt mich noch ein wenig der Stadt und ihrem Treiben!

Bianca.

⁂ ⁂ ⁂

Ferrantes Tagebuch.

Amorefonte, Anfang Mai.

Ich bin heute Sor Rodolfo begegnet. Er kam von oben, vom Monte Pellegrino, wo einige armselige Häuser von Ziegenhirten bewohnt werden. Er muß da einen Kranken haben.

Er grüßte mich höflich. Reichte mir die Hand und plauderte mit mir. Er ist wirklich ein reizender Kerl. So frisch dreinsehend mit seinen blauen Augen. Dem muß das Leben ein wahres Fest sein!

Plötzlich sprach er von Bianca.

„Ich habe in der Stadt unsere hübsche kleine Witwe gesehn. Wir haben lange miteinander geplaudert. Allerliebst ist sie. Sie hat etwas, was unsere Weiber sonst seltener haben. Mehr etwas Französisches. Und was für Augen sie hat!"

Ich war froh, daß er mich bei diesen Worten nicht ansah. Denn ich fühlte,

wie ich erbleichte und daß mir alles Blut zu Herzen strömte. Ich gab eine Zeitlang keine Antwort. Dann fühlte ich die Verpflichtung, etwas zu sagen. Scherzend sprach ich: „So nehmt Euch nur in acht, Sor Rodolfo, vor diesen Augen!"

„O Sor Ferrante!" lachte er. „Ich fürchte mich nicht. Den Weibern muß man nur zeigen, daß man keine Angst vor ihnen hat und daß man sie auch entbehren kann, wenn sie sich für unentbehrlich halten; dann hat man leichten Stand bei ihnen. Mir hat noch keine eine schlaflose Nacht bereitet . . ."

Er sagte das so ehrlich, daß ich nicht daran zweifeln konnte. Eine Ahnung aber irgend eines kommenden Unheiles schnürte mir die Kehle zu.

„Mich wundert," fuhr er fort, „daß sie sich in dieses Bergnest vergräbt. Sie gehört in die Stadt!"

Wenn er ahnte, was sie hier festhält!

„Ihre Mittel sind nicht groß genug, in der Stadt zu leben," sagte ich gleichgültig. „Diese Villa nebst Ländereien . . ."

„Aber in der Stadt würde sie wieder einen Mann finden. Und den scheint sie nötig zu haben! Ihr erster, wie man mir sagte, war ja keine Neigungsheirat . . ."

Er vollendete nicht. Leise pfiff er vor sich hin. In seinem Gesicht lag ein Ausdruck, der mich ärgerte.

„Addio! Ich gehe morgen wieder nach der Stadt. Über den Sonntag mag es der Henker in unserer Einsamkeit aushalten. Und ich bin durchaus nicht zum heiligen Franziskus geschaffen. Wenn ich unsere schöne Bekannte treffe, soll ich sie grüßen?"

„Wie Ihr wollt, Sor Rodolfo!" erwiderte ich ruhig.

. . . Nun stehe ich in meinem Zimmer, und in mir stürmt und braust es.

O Bianca! Warum muß ich immer fürchten, Dich zu verlieren?

Liebst Du mich so, daß Du nie von mir gehen kannst?

Wenn Du jetzt hier wärest und ich Dich fragen könnte — Ach, ich bekäme ja doch keine Antwort! Du würdest sagen: Sei doch nicht so töricht! Du hast mich ja! Was willst Du mehr?

So beweg' ich mich zwischen Zweifel und Entzücken.

Ich betrachte meine grauenden Haare, meinen gebeugten Gang, meine gefurchte Miene . . .

„O Jammer
Daß unser diese zarten Wesen sind
Und nicht ihr Lüsten . . ."

Wenn nun einmal die frische, volltreibende Jugend in ihr Leben einträte! —

Nein, nicht mehr weiterdenken! Mir schwindelt.

Wenn ich sie heirate! Sie würde mich auslachen bei einem solchen Gedanken wie sie mich schon einmal ausgelacht hat.

Sie will frei bleiben . . .

Und aller Ende, was nützte es mir?

Es ist zum Verrücktwerden!

Ferrantes Tagebuch.

Amorefonte, Mai.

Sie ist wieder da.

Aber ich fühl's: sie ist nicht dieselbe mehr! In ihren Augen, in ihrem Wesen liegt etwas Zurücksinnendes.

Ich habe ihr das Geschenk gebracht, das ich ihr zugedacht hatte: eine schneeweiße Angorakatze.

Es schien sie sehr zu freuen. Aber sie blieb zerstreut. Ihre Augen schweiften hinaus.

Es war gegen Abend. Draußen lachte der Mai im letzten Glanz der Sonne. Mir war recht wehe zumute . . .

„Bianca!" sagte ich leise und innig.

Sie lächelte. Ein schwaches, irrendes Lächeln.

„Bianca," begann ich wiederum. „Ich habe Verse gemacht in Eurer Abwesenheit. Darf ich sie Euch vorlesen?"

„Heute nicht! Ich bin so müde und so zerstreut. Laßt mir jetzt Ruhe!"

Ich wagte es nicht, sie zu küssen. Ich ging . . .

Aber als ich die Gartentüre aufklinken wollte, rief sie mir.

Ich ging wie im Traum zurück.

Sie stand lächelnd im Zimmer, die beiden Bücher in den Händen.

„Und meine Geschenke, wollt Ihr die nicht?"

Und mit einem warmen Blick auf mich reichte sie mir die Bücher. Dem Petrarca drückte sie einen Kuß auf.

„O Madonna!" stammelte ich und sank

ihr zu Füßen. Ich küßte ihr Gewand, ihre Schuhe . . .

Die Erde verging mir.

Als ich dann aufsah, war ein seltsamer Ausdruck in ihren Augen.

„Ihr habt mich viel zu lieb! Ich bin soviel nicht wert!"

⁂ ⁂ ⁂

Ferrantes Tagebuch.

Amorefonte, Anfang Juni.

„Ihr habt mich viel zu lieb! Ich bin soviel nicht wert . . ."

Ihre Worte klingen mir in den Ohren. Und ich kann diesen Klang nicht mehr verscheuchen.

Sie weicht vertraulicher Begegnung aus und vertröstet mich . . .

Ich fühl' es wohl: der Scheidetag naht. Das Ende steht vor der Türe . . .

Der Herbst tritt kalt in den warmen, sonnenblühenden Juni herein.

Alles um mich ist Kraft, Fröhlichkeit, Lebensmut, Sommerfülle. Selbst die ältesten Greise schleichen gerade an ihren Stöcken.

Aber was ist mir der Sommer, wenn sie mir genommen wird?

Oder hat sie mir jemals in Wirklichkeit gehört?

Aber was habe ich auch für einen Anspruch?

Sie hat mir ihre blütenwarme Jugend gegeben. Dem Alternden eine Rose in den Schoß geworfen, die ihm nicht mehr gehörte . . .

Ich muß mich auf das liebeleere Alleinsein vorbereiten.

⁂ ⁂ ⁂

Ich habe bei einem Dichter die Worte gelesen:

Due cose belle ha il mondo: amore e morte.

Das eine dieser schönen Dinge hab' ich genossen; das andere naht. Die Liebe geht; der Tod kommt . . .

Und mitten in mein quälerisches Sinnen hinein fielen mir einige wehmütige Terzinen. Ein unsägliches Verlangen, das mich aufschreien machte, überfiel mich. Dann eine Ruhe mit einem Male; eine Schicksalsruhe . . . Ich fühlte es wie einen bittersüßen Trost, daß ich Dichter bin.

⁂ ⁂ ⁂

Noch eine Nacht, bevor ich sterben soll,
Von süßem Taumel, lusterglühten Sinnen
Und holder Kinderei der Liebe voll!

Ich weiß noch nicht genug von jenem Minnen,
Das Leib und Seele so verschwimmen läßt,
Daß Mann und Weib verzückt in eins zerrinnen.

Den Haschischtraum, das trunkne Opferfest,
O komm, sie Deinem Dichter zu bereiten,
Eh' ihn der Tod in kalte Arme preßt!

Ihn soll das Flötenspiel des Glücks begleiten.
Wie Veilchenhauch soll ihn Dein süßer Kuß
Zum dunkeln Ort, wo nichts mehr liebt, geleiten.

Dann wird zum Spiel des Todes bittres Muß.

⁂ ⁂ ⁂

Wenn ich gestorben nun, vom Leben müd,
So wird man einen Rosenstock Dir bringen —
Als Abschiedsgruß, der frisch und voll erblüht.

Dann sollst nicht weinend Du die Hände ringen.
Der Blüten Duft, der Kelche zartes Licht
Wird leisen Trost vom ew'gen Leben singen.

Und komm zu meinem Grab Du eher nicht,
Als bis die letzte will verblühn der Rosen.
Erfülle dann noch eine Liebespflicht:

Streu' auf den feuchten Grund die letzten losen
Frischduft'gen Blütenblätter zärtlich aus,
So wie ein schmerzlich süßes Abschiedskosen.

Und ihren Duft, sonst nichts, nimm mit nach Haus.

. . . Ich wollte ihr diese Verse schicken . . . Aber wozu? Es hat noch Zeit! Später vielleicht . . . zum Abschied!

⁂ ⁂ ⁂

Ferrantes Tagebuch.

Amorefonte, Juni.

Unvermutet kam sie bei mir vorbei, mich zu einem Spaziergang abzuholen. In das Tal beim Monte Pellegrino!

Ich ging wortlos mit ihr. Aus ihrem ganzen Wesen sprach etwas Verständiges, Leidenschaftsloses.

Alles stand in sommerherrlicher Pracht. Der Feigenbaum über der Quelle winkte mit halbreifen Früchten. Die Schafe, die oben weideten, versanken fast in dem üppigen Grase. Irgendwo hörte man den melancholischen Sang eines Dudelsacks . . . Das alte Kastell lag drüben im Tal in Sonnenflimmern. Gerade über dem Tal im blauen Himmel schwamm eine mächtige weiße Wolke. Vielmehr: sie stand in ruhiger, göttlicher Schönheit.

Die Zikaden sangen um die Wette. Auf den etwas entfernten Feldern reiften in üppiger Fülle die Maiskolben. Hohe Walnußbäume standen mit grünem Blätterdunkel dazwischen. An den Berglehnen empor kletterten die Vignen.

Sommer!

Wir sprachen zuerst nichts. Wir saßen und sahen ins Tal hinaus. Mein Herz aber klopfte heftig.

Endlich sagte sie: „Es ist schön hier, nicht wahr? So ruhig und friedlich! Wenn doch das Leben immer so bleiben könnte!"

„Sind das Eure wahren Gedanken?" fragte ich, aufblickend.

„Es sind meine besten Gedanken! Die Gedanken, mit denen ich auch immer an Euch denke . . ."

„Ihr seid sehr gütig!"

Meine Worte mochten fast höhnisch geklungen haben. Denn sie sah mich mit ihren stahlblauen Augen etwas erstaunt an. „Wenn ich Euch jemals weh getan habe," sprach sie dann, „so ist es nicht mit Willen geschehen."

Klang das wie ein Abschied?

„Es war einmal Frühling hier," sagte ich leise mit zuckenden Lippen.

„Seien wir glücklich, daß Frühling war!"

Sie hatte etwas Freudiges im Tone bei diesen Worten. Ihre Augen blickten mich so offen und heiter an. So blickt nur, wer ganz mit sich im reinen ist. War die Vergangenheit für sie abgeschlossen? Hatte sie mich darum hierher geführt?

„Man wohnt beim Glück nur zur Miete," fuhr sie träumerisch fort. Ihr Gesicht war jetzt sinnend geworden . . . „Und man muß ihm immer seinen Zins bezahlen . . ."

Ich weiß nicht, was mich bei diesen Worten faßte. Aber ich schrie auf: „Bianca!"

Und ich faßte ihre Hände, und mit heiserer Stimme sagte ich: „Für mich also ist jetzt die Stunde des Bezahlens gekommen?"

„Ihr tut mir weh!" sprach sie sanft, leise verweisend.

In diesem Augenblick hörte man oben ein Hundegebell.

Sie schrak auf. Ich ließ von ihren Händen.

Wir sahen beide nach der Höhe.

Dort kam Sor Rodolfo den Berg herab. Von der Jagd kam er. Etwas Leichtsinnig-Selbstbewußtes lag in seinem Gang.

Bianca errötete.

Sor Rodolfo kam näher. Er schwang ein Bündel Wildtauben.

„Ah, Signora!" rief er heiter. „Das trifft sich ja prächtig. Noch heute wollt' ich bei Euch Besuch machen, Grüße von Euern Verwandten in der Stadt bringen. Sie laden Euch ein. Es findet in vierzehn Tagen ein großes Musikfest statt. Das dürft Ihr nicht versäumen! Und Sor Ferrante erst! Ein Kenner der Künste! Hier wurden gewiß auch jetzt Kunstgespräche geführt!"

Machte er sich lustig über mich?

Er stand nun vor Bianca.

„Madonna, darf ich Euch diese bescheidene Jagdbeute zu Füßen legen? Ihr laßt die Tauben braten, wir trinken einen guten Asti dazu, und Sor Ferrante liest uns seine neuesten Elegien vor . . ."

Ich sah ihn eine Weile scharf an. Seine Augen blieben vollkommen gleichmütig.

„Meine Verse sind nicht für alle Welt!" sagte ich unhöflich.

„O, Sor Ferrante," erwiderte er lebhaft, „Ihr glaubt, weil ich Arzt bin! Es gibt ja viele ungebildete Narren unter uns! Aber ich bin sicher kein solcher. Ich könnte Euch gleich Beweise liefern . . . Also darf ich die Tauben schicken?" wendete er sich an Bianca.

„Ich weiß nicht, ob ich sie annehmen kann?" sagte sie, lebhaft atmend.

„Ach, hier in den Bergen ist man nicht so zeremoniell! Gestattet mir, im Vorbeikommen zu fragen, wann wir die Tauben verspeisen werden?"

In eines andern Munde hätte dies vielleicht frech geklungen. Aber, ich muß es gestehen, es lag etwas so Frisches und Liebenswürdiges in seiner Art, daß ihm ein Weib am wenigsten gram sein konnte.

Es war einer von den Menschen, die alles kleidet.

In diesem Augenblick sah ich, wie alles

kommen würde. Was sich drunten in der Stadt entsponnen hatte — ich wußte ja nun, daß er sie dort getroffen hatte und wahrscheinlich öfters — würde hier vollendet werden ...

⁂ ⁂ ⁂

Am Abend nach diesem Tage bin ich zu ihr gegangen.

„Sag' mir die Wahrheit! Wie stehst Du mit ihm?" fragte ich.

„Womit hab' ich Euch ein Recht gegeben, mich so zu fragen?"

Ich lachte. Die Leidenschaft riß mich fort. Ich wußte nicht mehr, was ich sprach.

„Du wirfst Dich an einen Unwürdigen weg!" schrie ich. „Er wird Dich betrügen und Dich verlassen!"

Sie sah mich an. Es war, als sähen ihre Augen visionär in eine weite Ferne.

„Mag es sein! Wählen wir die Liebe, oder wählt sie uns? Was ist da zu machen? Wir müssen ihr folgen ... Verzeiht, Sor Ferrante! Ich kann nicht anders ..."

„Du hast mir das Herz aus der Brust genommen. Du hast gut um Verzeihung bitten!"

„Verzeiht," wiederholte sie.

Und plötzlich stammelte sie: „Er ist so jung ..."

Es war einige Augenblicke Stille. Die Katze, die auf dem Fensterbrett gesessen hatte, sprang herab und drückte sich schnurrend an sie. Sie sah mit grünen Augen zu uns auf.

„Und weiß er nicht ... hast Du ihm nicht gesagt ... was Du mir warst?"

Sie hatte den Kopf gesenkt und sagte leise: „Wie soll er es ahnen? Er denkt, Ihr seid mein Freund ..."

Ich sah sie an. Dann lachte ich und stürmte davon.

Und ich lachte immer vor mich hin; die Leute mußten mich für närrisch halten.

Jetzt wußte ich's! Ein vernünftiger Mensch konnte sich's gar nicht denken, daß ich ... ein junges, frisches Weib ...

Und ich stürmte weiter und weiter ... In den Wäldern und Feldern irrte ich umher.

Am Morgen erwachte ich aus einem Zustand der Betäubung unter dem Feigenbaum. Ich hatte zur Hälfte in der Quelle gelegen. Als ich in diesem unordentlichen Aufzug barhäuptig nach Hause kam, trat mir mein Diener bestürzt entgegen: ‚Die Signorina habe gestern abend nach mir geschickt und sei vorhin dagewesen.'

Ich lächelte bitter.

In meinem Zimmer sank ich auf das Lager nieder.

„Bianca!" sagte ich vor mich hin ... und vergrub meinen Kopf in den Kissen ...

Mein Nachmittagsglück war zu Ende. Nun konnte der Abend kommen ...

⁂ ⁂ ⁂

Ferrantes Tagebuch.

Torino, im April des folgenden Jahres.

Vor mir liegt ein Brief. Er ist an mein Landhaus in Amorefonte adressiert und ist datiert Milano. Er enthält nur wenige Worte: ‚Ich sagte Euch einmal, daß man beim Glück nur zur Miete wohne. Und man müsse ihm immer seinen Zins bezahlen. Ich habe ihn bezahlt. Rodolfo hat mich verlassen ...

‚Wie ich Euch kenne, werdet Ihr nicht sagen: Ich bin gerächt. Euer Herz ist zu gut. Euer Sinn zu groß. Und nachdem diese Tage mit Glück und Elend über mich hingebraust sind, sehe ich wie eine sehr klare Landschaft nach einem Gewitter alles, was mir von Euch ward. Ich weiß nun erst, wie königlich Ihr alles in Schätze verwandelt habt, was ich Euch mit kargen Händen spendete, und wie jener andere verschleuderte, was ich an ihn in sinnloser Hingabe verschwendet habe. Das Schicksal wollte es so ...

‚Ich habe mein Landgut in den Bergen verkauft und gehe auf Reisen. Wie mein Leben werden wird, ich weiß es nicht. Sehr müde bin ich, das darf ich wohl sagen ... Ihr würdet mich kaum mehr erkennen!

‚Einmal noch war ich an Eurer Villa und hab' nach den verschlossenen Fenstern gespäht. Und ich leugne es nicht: es war mir recht wehe zumute!

‚Erlaubt mir, daß ich Eure Briefe behalte ... Und ich denke in diesem Augenblick an den, in dem ihr von Eurer Nachmittagsliebe sprecht, und ich wiederhole Eure Worte: „Wahrhaftig, wieviel

Bitterkeit und Geringschätzung Ihr mir schon zugefügt habt, ich würde dann mit Euch fühlen können, Euer Leid mit Euch tragen, Eueren Zustand aufs tiefste mitempfinden können. Denn das gleiche, was Ihr dann zu ertragen hättet, laßt Ihr, unbewußt, mich jetzt erdulden!"

‚O das war so prophetisch! Und nun sage ich: Ihr seid gerächt . . .

Lebt wohl für immer!

Bianca.'

⁂ ⁂ ⁂

Ferrantes Tagebuch.

Firenze, zwei Jahre später, im Mai.

In der Stadt der Lilien! Nach zweijährigem Suchen, ohne sie zu finden! — Und fände ich sie auch: kann man die tote Vergangenheit wieder lebendig machen? Es ist zu Ende. Ich bin allein und verwaist . . .

Ich habe mich vor dem Wonnelicht des Mai und dem Glanz der Blumen in die Dämmerung der Bibliotheken vergraben. Und wunderlich genug fand ich eine alte französische Novellensammlung und darin eine Erzählung von einem alternden arabischen Scheich, dem seine Lieblingsklavin mit seinem jungen Neffen entflohen ist. Der Eingang dieser Erzählung, wenn er auch in seiner Bildersprache etwas überschwenglich erscheint, hat mich doch so seltsam ergriffen, daß ich ihn als Symbol meiner eigenen Stimmung hierhersetze, so gut und so schlecht meine Sprache ihn wiederzugeben vermag:

„Meine Harfe steht in der Ecke und harret mein. Sie verstaubt. Spinnen haben ihre Netze darübergezogen. Zuweilen schüttern leise die Saiten; mahnend. Aber ich spiele nicht mehr. Mag der Staub sie in sein graues Gewand hüllen, der Rost ihre Saiten fressen: ich spiele nicht mehr darauf.

„Denn Du hast mich verlassen, o meine Einziggeliebte!

„Im Stalle wiehert mein weißes Roß. Es wiehert ungeduldig. Es bläht die Nüstern. Es schüttelt die seidene Mähne und schlägt mit dem Schweif. Nach der Stalltüre schielt es. Aber kein Herr kommt. Mögen seine Fesseln lahm, seine Augen trübe werden, seine lange Mähne ausfallen — mögen sie Heu und Stroh mit ihm führen und die Erde mit ihm beackern! Es wird mich nicht mehr hinaustragen.

„Denn Du hast mich verlassen, o meine Einziggeliebte!

„Die Nächte glühen von tausend Sternen. Und im Garten hebt der Springquell seine weiße Brust dem Mondlicht entgegen. Es säuselt wollüstig in den Pinien und die Blumen duften süße Berauschung. Die Sängerin der Nacht läßt ihre seufzerschwere Stimme erschallen. Ich aber sitze wie auf einsamer Insel in ewiger Regenflut. Mein Gram umnebelt unaufhörlich die Gestade meines Lebens. Erinnerungen ziehen wie Möwen vorbei mit schrillen Schreien . . .

„Sie rufen die Erinnerung wach an Dich, Du meine Einziggeliebte!

„Ehemals war ich einer der Kühnsten, ging es in die Schlacht. Meine krumme Klinge, mag sie nun ruhen! Mein Auge labt sich nicht mehr am Waffenschrein. Was sind mir Schlachten und Siege, Freund und Feind! Was alle Beute der Welt! Alles das ist wie Schaum am Felsenriff meines Grams, dem ewig unabänderlich feststehenden. Meine Hand wird schlaff, mein Auge bleiern, meine Sehnen matt wie ungespannte Bogensehnen. Keine Schere berührte mein Haar seit Monden. Es ist nicht mehr die Zeit, es mit Rosen zu kränzen. Mögen die seidenen Gewänder im Schranke modern! Was tut es not um sie? Ich empfange keine Freunde mehr. Meine Schmäuse sind trübselig, denn ich zehre von meiner Sehnsucht. Es ist alles dahin, was mich erfreute!

„Mein gelehrter Sklave wartet mein in der Bücherei. Täglich wischt er die Bände und die Rollen ab. Er lauscht, ob die Türe gehen und sein Herr hereintreten wolle zu Studium und Wechselrede. Mögen sie in ihren Büchsen bleiben, die Pergamente! Mag Grünspan die messingenen Schlösser der Bücher bedecken! Mottenfraß mag alles werden! Was liegt mir daran! Da ich nicht mehr im Buche ihrer Schönheit Wonne lesen kann, was sind mir alle Bücher der Erde! Fremdes Gestammel! Narrengeschwätz!

„Denn sie hat mich verlassen!"

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Richard Wagner an Minna Wagner (Zwei Bände. Berlin 1908, Schuster & Löffler). — Georg Freiherr von Ompteda, Minne (Berlin 1908, E. Fleischel & Co.). — Richard Voß, Wenn Götter lieben (Leipzig, J. J. Weber). — Derselbe, Die Liebe Doria Lantes (Stuttgart 1908, Deutsche Verlagsanstalt). — E. v. Keyserling, Dumala (Berlin 1908, S. Fischer). — Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale (Zwei Bände. Stuttgart 1908, Robert Lutz).

Von Richard Strauß erzählt man, daß er die Vorstandssitzung irgendeiner Vereinigung kurzerhand verlassen hätte, weil er nichts mit Leuten zu tun haben wollte, für die es heut noch eine Richard Wagner-Frage gäbe.

Dem Temperament des gefeierten Komponisten macht dieser herzhafte Abgang gewiß alle Ehre. Aber man schafft etwas Bestehendes nun einmal nicht aus der Welt, indem man ihm empört den Rücken dreht. Von den Genies, die in Deutschland während des XIX. Jahrhunderts wirkten und weitergreifend die Welt bewegten, sind Goethe, dessen großes Leben noch das erste Drittel des Säkulums erfüllte, und Bismarck, den auch wir Jüngeren noch schauen konnten, jeder Debatte entrückt. Es gibt ebensowenig eine Goethe-Frage wie eine Bismarck-Frage. Aber zwischen diesen ruhigen Genies, den „heimlichen Kaisern" aller Deutschen, stehen zwei unruhige Weltbezwinger, zwei empereurs: Heine und Wagner. Und so lange ihre lebendige Wirkung währt, wird es wohl auch immer treue und tüchtige Söhne der Nation geben, die laut oder leise ihre Schwerter gegen den einen oder den andern, vielleicht gegen beide, setzen werden. Nur mit Heine und Wagner selbst kann die Heine- und Wagner-Frage in Deutschland untergehen. Natürlich handelt es sich dabei nicht etwa um einen Streit über Macht und Stärke des Genies — man muß doch reichlich selbstbewußt und kleinlich sein, um mit Paragraphen der Ästhetik gegen zwei so große Künstler anzumarschieren und ihr gewaltiges Können zu bezweifeln. Sondern es handelt sich durchaus nur um Art und Wesen der Persönlichkeiten. Mit anderen Worten: man kann sie nicht etwa mit etwas Gelerntem und Erworbenem kritisch vernichten, sondern sie eben nur mit etwas Eingeborenem ablehnen. Das vergessen ihre ehrlichen, aber meist fabelhaft ungeschickten Widersacher, die sie, töricht genug, zu verkleinern suchen. Im Grunde ist es nur ihr eingebornes Fühlen, das sich instinktiv gegen diese „romantischen" Genies auflehnt, die bei aller Verschiedenheit unleugbar etwas Verwandtes haben, die in vieler Beziehung als ungermanisch empfunden werden und die sich von der Simplizität des germanischen Genietypus ja wirklich weit entfernen. Da steht dann Ansicht gegen Ansicht, Gefühl gegen Gefühl. Goethe und Bismarck — das sind gewissermaßen nationale Angelegenheiten; Heine und Wagner werden immer individuelle bleiben. Hier liegt der fundamentale Unterschied.

Unter dem Titel „Richard Wagner an Minna Wagner" sind kürzlich die sehr interessanten Briefe veröffentlicht worden, die Richard Wagner an seine erste Frau Minna gerichtet hat (Berlin 1908, Schuster & Löffler. Zwei Bände). Wohl wird man in diesen Episteln aus den Jahren 1842 bis 1863 keine wichtigen Dokumente zur Erkenntnis des künstlerischen Schaffens finden, aber man sieht darin den Menschen im Schlafrock, in seinem alltäglichen Gehaben, in seinen kleinen Sorgen, in seiner Ehe. Der Wagner der Briefe an Mathilde Wesendonck ist der Meister, der sich ausspricht; der Wagner der Briefe an Frau Minna ist der für Geld sorgende Ehemann. Haben in den Wesendonck-Briefen einige Kritiker etwas leise Hochgeschraubtes und literarisch Zurechtgemachtes bemerken wollen, so läßt sich in den vorliegenden Episteln eine beabsichtigte, oft mehr vorgetäuschte als ganz echte Liebe und Liebenswürdigkeit, Geduld und Güte nicht wohl verkennen. Das soll nicht heißen, daß Wagner schauspielere und Rollen spiele. Es soll nur heißen, daß er sich beim Schreiben immer klug abstimmt auf den Empfänger. Seine erste Frau hatte stets mit echten oder eingebildeten Leiden zu tun, war immer in Sorge, ob ihr Mann auch genügende Mittel zum Lebensunterhalt verdiente, gab sich oft ein wenig mißtrauisch, reizbar und eifersüchtig. Es wäre nun sehr leicht, diese Frau in Grund und Boden zu verdammen, und die himmlische Geduld, die alles ertragende Güte des Meisters dagegen auszuspielen. So stellt sich nämlich auf den ersten Blick nach der vorliegenden, leider nur einseitig wiedergegebenen Korrespondenz das Verhältnis dar. Minna Wagner, deren schöne und sympathische Züge uns hier im zweiten Bande aus einem Porträt grüßen, scheint danach wirklich nichts anderes gewesen zu sein, als Kugel und Kette am Fuße des Genius. Aber unwillkürlich mußt' ich daran denken, wie ungünstig und falsch sich dem naiven Lehrer nach Fontanes Familienbriefen das Bild der Gattin des Dichters präsentierte! Und wenn auch Wagner bei aller Lebendigkeit seiner Schreibweise nicht im entferntesten die scharmante und bestrickende Plauderkunst eines Fontane besitzt — immerhin hat er allein das Wort, und seine erste

Frau kann sich nicht mehr verteidigen. Um so kräftiger muß man deshalb hervorheben, daß, wenn es überhaupt eine Schuld in dieser Ehe gab, sie sich gleichmäßig auf die Schultern beider Gatten verteilte. Es ist ein Unfug, immer nur das arme Weib zu prügeln. Auch wenn Wagner nicht selbst einen Teil der „Schuld" auf sich nähme — sie würde für den Psychologen deutlich aus der allzugroßen Liebenswürdigkeit seiner Briefe sprechen. Diese Zärtlichkeit, diese Güte, dieses Trösten und Vertrösten, diese Sehnsuchts- und Liebesbeteuerungen sind zum Teil gewollt, sind Beruhigungsmittel und verfolgen sichtbarlich den Zweck, das stete Mißtrauen Minna Wagners zu beschwichtigen. Der Mann spricht zu ihr wie zu einer Kranken, und wie man wohl ein heitres und hoffnungsvolles Gesicht aufsetzt, wenn man an ein Krankenbett tritt, so sieht uns doch auch aus vielen dieser Briefe eben nur eine freundliche Maske an, ein gewaltsam aufgemuntertes Antlitz. Eigentlich befindet sich Wagner darin im Zustand konstanter Verteidigung. Fortwährend rechnet er unter dem Anschein des glaubensseligsten Optimismus der Frau vor, was er demnächst verdienen muß; fortwährend sucht er seine „Verschwendungssucht" und sein „Luxusbedürfnis" zu bemänteln oder zu entschuldigen; fortwährend fordert und predigt er Vertrauen, ohne sich doch über die Wesendonck-Episode, die begreiflicherweise starke Schatten wirft, deutlich zu erklären. Soll man Minna verdammen, weil auch die liebevollsten Zuschriften ihre Zweifel nicht völlig bannen konnten? Wird man ihrem Gatten wirklich restlos glauben, daß nach einem ununterbrochenen traulichen Zusammenleben mit ihr seine größte Sehnsucht stand? Er ist doch am Ende nicht ungern möglichst weit von ihr. Und man hat manchmal den Eindruck, daß er Hund und Papagei mindestens ebenso vermißt. Er war ein Tiernarr. Ich gestehe, daß ich diesen Zug an ihm liebe.

Aber wenn man, wie gesagt, auch nicht alles unbesehen hinnehmen, wenn man auch den Zweck dieser Briefe in Anschlag bringen und von dem Pius, das Richard Wagner hier zu haben scheint, viel abziehen soll — es bleibt immerhin genug übrig, daß wir uns des gerechten Sinnes des Dichter-Komponisten freuen dürfen. Niemand kann Minna Wagner mehr und besser entschuldigen, als er selbst in diesen Briefen es getan hat. Genie sein heißt ja nicht zuletzt: einen langen Atem haben. Die Frau, die mit ihrem Gatten so böse Zeiten durchgemacht hatte, besaß ihn nicht. Es ist wohlfeil, ihr heut daraus einen Strick zu drehn; es ist töricht und ungerecht, schlechthin von ihr als von einer verständnislosen Frau zu sprechen. Nur daß eben Kampf, Not und Unsicherheit der Existenz zu lange dauerten, daß die Kraft ihrer Liebe darunter erlahmte und nicht immer von neuem jenen zuversichtlichen und starken Glauben gebären konnte, der dem kämpfenden Genie fast noch nötiger ist als tieferes Verständnis ...

Muß man sich diese trübe Geschichte einer ungleichen Ehe aus den brieflichen Bekenntnissen des einen Teiles langsam zurechtlegen — immer mit dem Bedauern, daß der Gegenpart gar nicht zu Worte kommt —, so rollt Georg von Omptedas neuer Roman „Minne" (Berlin 1908, Egon Fleischel & Co.) die Entwicklung einer Ehe zwischen zwei wesensfremden Naturen in einer starken künstlerischen Formung und Abrundung vor uns auf. Als ich vor zwei Monaten an dieser Stelle vor einem minder geglückten Werke des Dichters die Erwartung aussprach, daß dieser sächsische Reitersmann über kurz oder lang schon wieder ein Rennen „machen" würde, konnt' ich nicht ahnen, wie schnell sich meine Zuversicht bestätigen sollte. Nach mehreren Jahren des Daniederliegens hat sich Ompteda mit seiner jüngsten Schöpfung von neuem aufgeschwungen. Wohl kennen wir andere Werke von ihm, die unserem Herzen näher kommen und es vertrauter und sympathischer berühren, aber seine künstlerischen Fähigkeiten, seine erzählende Energie haben sich selten deutlicher gezeigt als in „Minne".

Minne ist die etwas kaltschnäuzige Berliner Geheimratstochter, das Weibchen, das sich herabläßt, einen unendlich guten, treuen und dabei immens reichen Riesen zu heiraten, einen prächtigen Taperhans, den sie bald mit einem Leutnant betrügt. Der im Kern tüchtige Offizier, der allmählich vom Jäger zum Wild wird, macht vergebliche Befreiungsversuche; man ahnt, daß Minne ihn ebenso vernichten wird wie ihren Mann. Und mit energischer Unerbittlichkeit steuert Ompteda auf die große Szene los, die ja bald in der Mitte, bald am Ende aller seiner letzten Romane zu stehen pflegt. Der gutmütige Riese besucht den Leutnant, der grade noch Zeit hat, Minne in ein Nebengelaß einzuschließen. Aber Minnes Schirm mit der unverkennbaren Krücke ist auf dem Tisch liegen geblieben. Die Szene ist atemberaubend. Wird der Riese den Schirm bemerken oder nicht? Der Liebhaber schwitzt Blut, und endlich geschieht das Unvermeidliche. Der Mann erkennt den Schirm; das Furchtbare dämmert ihm auf; er zwingt den Offizier, ihm die Wohnung zu zeigen; er bricht mit Gewalt die Tür zum Nebenraum auf; er findet Minne; er legt den Offizier wie einen Schulbuben übers Knie und verdrischt ihn. Der Höhepunkt der Handlung ist damit erreicht. Es hat nur noch sekundäres Interesse, daß der aus seiner Bahn gerissene Exleutnant sich an der Stätte seiner Kindheit erschießt, und daß Minne in der Leidenschaft zu einem brutalen Sänger ihre Sünden in etwas büßen muß. Sie ist trotzdem auf die Dauer nicht unterzukriegen und wird neuen Abenteuern entgegengehen. Ein Abschluß, der mehr psychologisch fein, als erzählerisch stark ist.

Das schwere persönliche Schicksal, das den Schöpfer dieses Romans vor mehreren Jahren betroffen hat, ist zu bekannt, als daß seitens vieler Leser nicht Rückschlüsse von den Gestalten und Ereignissen dieses Buches auf Personen und Geschehnisse der Wirklichkeit gezogen werden sollten. Aber gerade davor kann man nicht genug warnen. So gewiß jedes echte Kunstwerk genährt wird von den Erlebnissen und Erfahrungen dessen, der es schafft, so sehr verschieben sich während des langen Prozesses seiner Gestaltung alle Charaktere und Motive. Das weiß jeder, der einmal ein tatsächliches Erlebnis in künstlerische Form zu zwingen versucht hat. Das ist auch der tiefste Grund für die Selbsterlösung des Dichters: Das ursprünglich Eigene wird zum Fremden, das von ihm abspringt. Und das Echte im Sinne der Wirklichkeit ist zuletzt nur noch die Stimmung des Ganzen, das Gefühl, aus dem heraus es geboren wird. Darüber ließe sich auch vor dem jüngsten Omptedaschen Werk viel sagen. Es ist etwas Neues und Fremdes darin. Niemals noch — und das ist psychologisch ebenso interessant wie begreiflich — ist dieser Erzähler erotisch so weit gegangen wie hier. Niemals auch hat er, dessen reine Menschlichkeit wir in seinen schönsten früheren Büchern liebten, den leise verächtlichen Zug der Härte gezeigt, der uns aus „Minne“ entgegenspringt. Er dokumentiert sich nicht nur in der Zeichnung der Gestalten, er färbt auch sonst ab. Und er beweist doch wohl nur, daß ein letzter unverwundener Rest begreiflicher Bitterkeit dem Menschen noch innewohnt und dem Künstler ins Konzept gepfuscht hat. Ompteda wird auch damit fertig werden. Und „Minne“ ist deshalb so wertvoll, weil es der erste starke Schritt auf einem neuen Wege ist. —

Ich komme nun zu einem Dichter, für den ich eine gewisse melancholische Liebe habe: zu Richard Voß, dem rast- und ruhelosen Schönheitssucher. Heinrich Hart hat in seinen literarischen Erinnerungen von ihm gesagt, er sei genialer veranlagt, als irgendeiner seiner Altersgenossen, aber seine dichterische Erscheinung hätte doch immer etwas Unsichres und Schwankendes, Nervöses und Fahriges. Das hat sich im Laufe der Jahre gewiß stark gemildert — aber wo wäre ein Poet, der je seine Jugend verleugnen könnte und die Zeit, die ihn gebildet? Um von Richard Voß zu reden, muß man das Jahrzehnt heraufbeschwören, das ihn entscheidend beeinflußte. Und dieses Jahrzehnt nach dem großen Kriege war schlimm. Erfolgberauscht, trunken von dem Milliardenregen, vom Goldtaumel ergriffen, von Gier und Genußsucht durchzittert, zeigt es fast nur unerfreuliche Züge, und beinah allen Talenten, die sich in ihm bildeten, hat es einen Tropfen seines Giftes mitgegeben, der ihnen unruhig im Blute schwärt. Man spürt ihn in Hamerling und Grisebach, in Sacher-Masoch und Franzos, in Voß und vielen andern, ja selbst noch in dem jungen Schoenaich-Carolath. Schönheitssucher, deren brennende Phantasie sich nicht genug tun konnte an Gold und Pracht und Farbenrausch, zogen sie nach dem Hörselberg, um immer von neuem in Ekel und Enttäuschung zu erliegen, und mit derselben Inbrunst, mit der sie Frau Venus und alle Erdenpracht umfaßt, nun das Kreuz zu umklammern oder zu Schopenhauer zu beten. In ihnen allen ein Überschuß von Phantasie — von jener Phantasie, die nicht mehr im festen Geschirr geht, die nicht mehr ein Gottesgeschenk ist, das sehnlich emporträgt, sondern eine hetzende Wölfin, die zu ewiger Unrast verdammt. Es fehlt den Dichtern dieser Art ganz die germanische Gelassenheit; ihre Kunst ist Rauschkunst, die mehr erhitzt als erwärmt, die mehr bewunderungswürdig als verläßlich, die von erstaunlicher Genialität, aber sittlich nicht genügend fundamentiert ist. Meister des Kolorits, wie auf anderem Gebiete der ihnen geist- und wesensverwandte Hans Makart, zeigen alle diese Künstler die Gewalt ihres Talentes und das tropische Leuchten ihrer arsenhaltigen Farben am besten, wenn sie die leise Fäulnis unter Purpur und Pracht darstellen. Es zieht sie alle zum Tannhäuser- und Venus-Motiv, zu Messalinen und Circen, zu Zeiten des Verfalls; sie schlagen niemals Wurzeln im Heimatsboden, der sie trug, sondern suchen fremdes Milieu, in dem sie ihrer Phantasie stärker die Zügel schießen lassen können. Der Orient, Halbasien, Italien, vor allem das kaiserliche Rom mit seinen Schönheitsorgien, seinem Genußtaumel — das ist die Welt, in die es sie lockt, die niemand wie sie zu bannen versteht.

Als der genialste seiner Altersgenossen wächst Voß wohl über die gekennzeichnete Zeit hinaus, aber nur sie erklärt ganz seine Persönlichkeit. In zwei neuen Werken ringt der Unermüdliche von neuem nach Ruhe und Vollendung. Das eine, „Wenn Götter lieben“ (Leipzig, J. J. Weber), führt in die römische Kaiserzeit, in die Zeit des Tiberius. Das andre, „Die Liebe Daria Lantes“ (Stuttgart 1908, Deutsche Verlagsanstalt), führt in das Rom D'Annunzios und Eleonore Duses. Wie ein grandioses Gedicht läßt sich das erste an. Man denkt unwillkürlich an Geibels „Tod des Tiberius“, dieses Poem, in dem der Lübecker Sänger zum ersten und einzigen Male einen Geniezug verriet. Hinreißende Schilderungen benehmen uns den Atem; in berauschenden Bildern offenbart sich die inbrünstige, nach unerhörten Schönheiten jagende Phantasie eines Dichters. Die Gestalten verschwinden: man denkt nicht mehr an den großen Menschenverächter Tiberius, der vor dem Tode gern noch ein furchtloses Menschenantlitz schauen möchte; man denkt nicht mehr an das romantische Geschick des phantastischen Attalus Soter, an die blumenhafte Dianapriesterin Mania. Man sieht nur das letzte, farbenprächtige Bild: wie in der Nacht der Frühlingsmysterien, in der

seligen Brautnacht für die beiden Liebenden ihr herrlich Hochzeitsbett langsam tiefer und tiefer sinkt, bis über die mit sattgeküßten Lippen Entschlummerten die Fluten des heiligen Nemisees zusammenschlagen. Von den Höhen aber tönt dazu der Jubel der Adonien, die jauchzende Lust der Frühlingsfeier; zu Adonisbräuten werden in dem Rausch und der Liebesraserei dieser Nacht selbst die Priesterinnen, die heiligen Jungfrauen; in Flammen geht mit dem Tempel der Diana die Oberpriesterin unter, und ihr Sterbehymnus verkündet den Fall der alten, die Ankunft eines neues Gottes, der das Mitleid und die höchste Liebe ist. Riesenhaft wächst so der Schatten des Kreuzes über das kaiserliche Rom.

Es ist schade, daß das kein Gedicht ist. Schade, daß die wundervolle Farbenpracht nur die eines phantastischen, genial angestrahlten, fundamentlosen Luftschlosses ist, das niederstürzt, sobald man daran rüttelt, einer Seifenblase, vor der man den Atem anhalten muß, damit ihre Schönheit nicht sofort zersprüht. Ich selbst komme am Ende über all die holden Unwirklichkeiten und psychologischen Unmöglichkeiten fort und berausche mich mit dem Phantasten Voß einen Augenblick an Glut und Überschwang. Aber die meisten werden wohl den Kopf schütteln.

Anders und doch ähnlich steht es mit dem großen Roman aus Roms Gegenwart. Er erzählt von der Liebe Daria Lantes, der berühmten, schon leise alternden nationalen Sängerin des modernen Italiens, zu einem jungen Genie, dem Volsker Donato Parisi — einem Genie, das in seinem heftigen natürlichen Egoismus sich auf einen falschen Weg verrannt hat und das Daria Lante, sich selbst opfernd, rettet. An ihrer Liebe stirbt sie, wie ihr treufter Freund, der Herzog von Astura, an der seinen. Das ganze Leben und Treiben der vornehmen römischen Gesellschaft ist in diesen Rahmen gespannt, neben D'Annunzio und der Duse tritt die Königin Margherita auf, und offenbar existieren für viele Hauptpersonen lebende Modelle, wie denn die weltbekannten Beziehungen der Duse zu D'Annunzio den Anstoß zu dem ganzen Werk gegeben haben mögen. Prachtvoll wie immer setzt das Buch ein; das erste Liebesidyll des träumenden Genies in Carpineto ist wunderschön, aber je weiter sich der Roman entwickelt, um so stärker faßt uns Beklommenheit. Von Person zu Person tragen wir unser Herz: aber wir verstehn jede doch nur halb. Nur halb das nicht sonderlich sympathische Genie, nur halb die leidende, etwas verstiegene Daria Lante, nur halb den in aller Tragik etwas komisch wirkenden Herzog, nur halb die kühle Venus, die unberührte Herzogin. Und wir geraten am Ende mit unsrer Wärme an eine harmlose Nebenfigur, an den kleinen vatikanischen Beamten aus der Casa Gentile, der ein verschüchtertes Arbeitstier, aber Fleisch von unserm Fleisch und Blut von unserm Blut ist.

Die großen Gaben, die Voß verliehen sind, zeigen sich natürlich in hundert Einzelheiten. Persönlich gestehe ich, daß ich ihm zwar lieber in die römische Campagna folge, zu Hirten und ähnlichem Volk, als in die Säle der „weißen" Aristokratie. Prächtige italienische Dorfgeschichten stehen mir aus früheren Tagen noch glanzvoll in der Erinnerung, der erste große Eindruck des „Michael Cibula" ist mir noch immer unverloren; als ein Werk voll phantastisch-glühender Schönheit hab' ich „Dahiel der Konvertit" im Kopf, und der Schilderungskraft in „Erlebtes und Geschautes" neig' ich mich in tiefem Respekt. Aber wie gesagt: meine heimliche Liebe ist melancholisch und wird es wohl auch bleiben. —

Nach den lauten Worten, mit denen uns das kraftvolle Talent Omptedas und die inbrünstige Phantasie von Richard Voß einfingen, mutet die verschleierte Stimme, mit der Graf Keyserling, der Kurländer, zu erzählen liebt, doppelt seltsam an. Ein Kulturmensch, etwas Skeptiker, immer apart und vornehm. Ein Dichter mit Maleraugen. Ein Mann, der eins der schwierigsten Kunststücke fertig bringt, nämlich dies: seine Schwäche so klug und geschickt auszunutzen, daß sie als seine Stärke erscheint. Ihm fehlt ganz der eigentliche Nerv des geborenen Poeten, die sprungbereite Leidenschaft, das leicht bewegliche, in allen Tiefen erregbare Herz, das sich füllt und ausschüttet. Er versagt im Ausdruck eines stärkeren Gefühls; er ermangelt des zufahrenden Temperaments. Aber er ist ein kluger, feiner Beobachter. Und er löst die poetischen Aufgaben, die er sich stellt, auf eine feine, naturgemäße Weise, indem er den Zuschauer spielt und die eigentliche Handlung nur in ihrer Widerspieglung gibt, in ihrer Wirkung auf Nebenpersonen. Damit frappiert er zuerst, und da er alles sehr sorgsam und delikat ausarbeitet, so gewinnt durch diese Verschiebung des Gesichtswinkels auch das Gewöhnliche einen aparten Zug, und es erscheint eben als bewundernswerte Feinheit und individueller Vorzug, was im Grunde ein Mangel und eine Schwäche ist. Natürlich ist diese Keyserlingsche Art überhaupt nur für bestimmte Stoffe anwendbar. So konnte man sich an „Beate und Mareile", noch mehr an den „Schwülen Tagen" freuen. Aber wie sehr das Rezept unter Umständen versagt, zeigt deutlich der neue Roman des Dichters: „Dumala" (Berlin 1908, S. Fischer).

Dem Thema nach ein Ehebruchsroman. Die Baronin Karola an einen gelähmten Mann gefesselt, einsam, nur noch von ihrem treuen Pagen Pichwit umgeben und mit dem blondbärtigen Pfarrer verkehrend. Sie fällt dem Don Juan der Gegend, dem Baron Rast, anheim; auf gefährlichen Wegen fährt er nachts zu ihr; schließlich rückt sie mit ihm aus. Der natürliche Held dieser Geschichte wäre selbstverständlich die Baronin. Auf ihr steht die Handlung. Aber Keyserling ist, wie

gesagt, nicht stark genug, um von den handelnden Personen aus den Stoff zu bezwingen. Nach seiner alten Art will er ihm von den Nebenpersonen aus beikommen: von dem Pastor aus, der, ohne es sich selbst einzugestehen, in die Baronin etwas verliebt ist. Doch auf diese Weise packt er uns nur mit einer einzigen Szene, nämlich mit der, die diesen Pastor zum einzigen Mal handelnd einführt und ihn dadurch für einen Moment wirklich zur Hauptperson macht. Der Pastor zerstört die Brücke, über die der Liebhaber der Baronin fahren muß. Der Sturz in tödliche Tiefen ist sicher. Aber kurz vor der Entscheidung zuckt der Pastor zurück; er selbst warnt den Baron Rast, und wie dieser ihn beim Champagner einkreist, ausholt und zum Geständnis zwingt, das ist das beste an dem ganzen Buche. Sonst jedoch wird das Interesse völlig zersplittert, die natürliche Heldin bleibt uns völlig fremd, und keine Feinheit kann diesen Mangel ausgleichen. Schon der Titel des Romans weist auf diese Achillesferse des Buches hin. Es war keine Person, kein Problem, keine Verknüpfung zu finden, die uns hauptsächlich fesselt, — so gab Keyserling den Verlegenheitstitel „Dumala“ und nannte damit den ganz gleichgültigen Namen des Schlosses, in dem sich alles zuträgt. Nein, wir wollen auf gut Deutsch sagen, daß der Roman unsere Erwartungen sehr enttäuscht und daß sein Schöpfer darin zwar wieder die Delikatesse, aber auch die außerordentlich enge Begrenztheit seiner Begabung gezeigt hat.

Schließlich wird bei der starken Vorliebe unserer Zeit für kulturhistorische Darstellungen die Neubearbeitung eines verschollenen Memoirenwerkes für viele Interesse haben: in zwei Bänden hat Viktor Petersen „Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale, von ihm selbst beschrieben“, in modernem Gewand und gründlicher Zustutzung erscheinen lassen (Stuttgart 1908, Robert Lutz).

Laukhard war ein Pfarrerssohn aus der Pfalz, 1757 geboren, früh schon bei zu nachgiebiger Erziehung ein Taugenichts und Leichtfuß, ein Mensch, der genugsam begabt war, um sich in einem gelehrten Beruf mit Ehren behaupten zu können, dem aber so sehr jede sittliche Energie fehlte, daß er haltlos immer mehr hinabrutschte und durch seine abenteuerlichen Schicksale am Ende des XVIII. und zu Anfang des XIX. Jahrhunderts in Deutschland eine gewisse Berühmtheit erlangte. Er hatte in Gießen, Göttingen und Halle Theologie studiert, hatte das studentische Leben in Marburg, Jena und Leipzig daneben kennen gelernt und entwirft in seinen Memoiren von der Unsittlichkeit, Roheit, Liederlichkeit des damaligen Burschenlebens, das sich besonders in den „Orden“ abspielte, die abschreckendsten Bilder. Daß er selbst bald einer der tollsten Brüder war, ist bei seinem Leichtsinn weiter kein Wunder, aber so gewiß alles Erzählte echt ist: man hat doch schon hier das Gefühl, daß er mehr Wirklichkeit als Wahrheit gibt, und daß er nur die eine und die schlimmste Seite, eben die, auf der er selber stand, sah. Nach mancherlei mißlungenen Bemühungen um eine kurpfälzische Pfarrstelle ging er nach Halle, promovierte dort zum Magister, hielt öffentliche Vorlesungen, mußte dabei aber das ganze Dozentenelend erfahren. Er geriet immer tiefer in Schulden und ließ sich endlich verzweifelt Weihnachten 1788 für acht Louisdor Handgeld von einem preußischen Hauptmann anwerben. Die Kinder in Halle sangen Spottverse über den Privatdozenten, aus dem plötzlich ein gemeiner Musketier geworden war. Als solcher machte er 1792 den französischen Feldzug mit, und was er da über die „Herren Emigranten“ sagt, über das Elend in der Champagne, über das Erliegen der Truppe in „Dreck und Nässe“, über die Kanonade von Valmy — das ist sehr interessant. Es ist „Weltgeschichte von unten“; Staatsaktionen, nicht vom Feldherren, sondern vom Musketier aus gesehen. Und noch spannender ist die Aufgabe, die ihm im nächsten Jahre vom preußischen Kronprinzen gestellt wird, die ihn in das belagerte Landau führt und ihn weiter nach dem Frankreich der Revolution verschlägt. Dort steht er dicht vor der Bekanntschaft mit der Guillotine, tritt in ein Sansculottenbataillon und macht die merkwürdigsten Abenteuer und Verwandlungen durch, bis nach diesem Höhepunkt sein Leben armselig und schuldvoll, kleinlich und peinlich 1822 verrinnt.

Ein wunderlicher Held also, mit Vorsicht zu genießen, fraglos ein „Lümpchen“, dem sein Recht ward. Das beste an der von ihm selbst geschriebenen Biographie ist es auch, daß er sein eigenes Handeln, seine eigene Schuld nicht beschönigt. Aber in seiner „Ehrlichkeit“ liegt doch auch eine gewisse Prahlerei und Schamlosigkeit. Reife Menschen werden sich diesen Bruder mit Interesse zu Gemüte führen, seine halbe Wahrheit zur ganzen ergänzen und die ungeheuere Arbeit dankbar ermessen, die das XIX. Jahrhundert allein dadurch geleistet hat, daß es die Ideen unsrer geistigen Führer popularisierte und den Abstand zwischen ihnen und dem Gros der Nation verringerte.

Illustrierte Rundschau.

Eugène Carrière und sein Werk (Musée du Luxembourg-Paris). — Wohnhäuser von Prof. Paul Schultze-Naumburg. — Neue Arbeiten der Meißener Porzellan-Manufaktur. — Farbige Reproduktion nach Landschaften von Prof. Toni Stadler-München. — Zu unseren Bildern.

Der kunstfrohe Fremde, der Paris besucht, schenkt meist dem Louvre, und mit Recht, viele Stunden. Das Musée du Luxembourg dagegen kommt vielfach zu knapp fort, und doch birgt es heute eine Anzahl von Werken der modernen Kunst, die zu dem Hervorragendsten zählen, was diese überhaupt hervorgebracht hat. Da hängen Sorolla y Bastidas berühmtes Sonnenbild und Zuloagas unerreichbar lebendig gemalte „Spanierinnen" neben Konstantin Meuniers „Terre noire", Bastien-Lepages „Ernte", Rolls „La Fermière" und Monets Farbensymphonien. Ein Werk aber ist es, das vor allen aller Augen auf sich zieht: Eugène Carrières, des zu früh Verstorbenen, „Christus am Kreuz". Und wenn es eines Beweises bedürfte, daß es etwas in der Kunst gibt, was jenseits der virtuosen Beherrschung aller Ausdrucksmittel liegt: dies Werk allein würde dazu genügen. Denn in dem Gemälde hat Carrière menschliches Fühlen und menschlichen Schmerz in jene Region des Übermenschlichen gehoben, die nur dem Genie erreichbar scheint. Wie eine Vision tritt die Gruppe von dem Sohn und der Mutter aus dem Schleier hervor, den Carrière darüber gelegt hat gleich einem Trauerflor. Dies Bild ist der Kristallisationspunkt von Carrières Schaffen gewesen. Was er sonst noch gemalt hat von Kindergestalten, Mutterglück und Mutterleid, das scheint dagegen zurückzutreten, wenngleich

Kinderkopf. Gemälde von Eugène Carrière.

Bildnis von Verlaine. Gemälde von Eugène Carrière.

es den Künstler in die erste Reihe der großen Meister nicht nur von Paris, sondern der Welt gestellt hat. Er, der so bitter des Lebens Not gefühlt hat und Mißverständnis und Haß erntete, wie kaum ein anderer, er hätte, glaube ich, jenes Werk nie wieder ganz erreichen können. Er, der 1849 Geborene, hat auch seinen Erfolg kaum noch miterlebt. Die Mitlebenden hatten nur ganz ausnahmsweise das Verständnis für jene eigenartige Kunst, die grundsätzlich stets nur das Wesentlichste geben will, die alles in Duft zu tauchen strebt. Wohl ist noch an sein Krankenbett, auf dem er klaglos litt wie ein Held, der Widerhall seiner Nation gedrungen, aber zu spät, um dem Todkranken eine Genugtuung für seinen mühseligen Kampf mit dem Leben zu geben. Er war ganz ein Poet — dieser „moderne Madonnenmaler", wie ihn Edmond de Goncourt genannt hat, und war dabei doch auch ein Porträtmaler von außerordentlicher Schärfe der Charakteristik; um so erstaunlicher, als er auch seine Männerbildnisse gleichsam aus einem mystischen Nebel dem Beschauer entgegenblicken läßt. —

Wenn man versuchen wollte, durch eine der jetzt so beliebten Umfragen festzustellen, wer von den „modernen" Künstlern wohl der volkstümlichste sei, so würden aller Wahrscheinlichkeit nach die meisten Stimmen auf

Professor Paul Schultze-Naumburg in Saaleck fallen. Solange er seine farbigen Landschaftsbilder malte, kannten ihn nur wenige. Heute aber ist er im ganzen Lande bekannt. Die einen kennen ihn als Vorsitzenden des Bundes „Heimatschutz", der den Kampf gegen die immer schlimmer werdende Entstellung unseres Landes durch unzweckmäßige Straßenanlagen, häßliche Brücken und Bauten, entstellende Reklame aufgenommen hat, die anderen als Vorkämpfer für eine Gesundung der Gartenkunst; wieder andere wissen von seinem energischen Eintreten für eine vernünftige Frauentracht oder haben von seinen interessanten Büchern oder seinen zahllosen Aufsätzen einen oder den anderen gelesen. Er selbst hat vor einiger Zeit von sich gesagt, daß er sich wie ein Tagedieb vorgekommen sei, als er noch als Maler den vielen überflüssigen Bildern ein paar neue hinzugefügt habe, und er fühle erst, daß er nützlich sei, seit er sich an dem Streben beteilige, Echtes an Stelle der Täuschung, Vernünftiges an Stelle sinnloser Formen zu setzen. Und in dieser praktischen Tätigkeit als vielgesuchter Architekt liegt heute vorzugsweise seine Bedeutung. Von den zahlreichen Bauten, die er in wenigen Jahren geschaffen hat und die vom kleinen Beamten- oder Pfarrhaus bis zum Herrschaftsschloß die ganze Skala durchlaufen, zeigen wir heute das Wohnhaus Ernst von Wildenbruchs in Weimar und das Haus eines Arztes in Wernigerode. Man braucht sich daneben nur eine der üblichen Villen vorzustellen, um ganz den großen Abstand zu erkennen, der sie von der heutigen Durchschnittsarchitektur trennt. Ornamentaler Schmuck und plastische Gliederung fehlen hier gänzlich, aber gerade vor dieser Schmucklosigkeit und der Klarheit und Vernünftigkeit im Aufbau geht die vornehme Ruhe aus, die an Schultze-Naumburgs Wohnhäusern wohltut. Seine Stärke liegt in dem Erkennen des Wertvollen und heute noch Lebensfähigen in der traditionellen Baukunst des letzten Jahrhunderts und darin, daß er diesen ererbten Besitz unseren heutigen Verhältnissen und Anschauungen anzupassen weiß. Er will nicht blenden, sondern zugleich Schönes und praktisch Brauchbares bieten. Schönes, das ganz in die Umgebung, in den großen Rahmen der Natur hineingepaßt ist; praktisch Brauchbares, das zugleich behaglich wirkt. —

Christus am Kreuz.
Gemälde von Eugène Carrière.

Bildnis Rodins. Gemälde von Eugène Carrière.

Zwischen den Arbeiten der

Haus Ernst von Wildenbruchs in Weimar. Von Prof. Paul Schultze-Naumburg.

Kaendler-Periode und den Figurengruppen Aciers, mit denen vor anderthalb Jahrhunderten die Meißener Manufaktur einen neuen europäischen Porzellanstil schuf — zwischen jenen Werken anmutigster Kleinkunst und den hier abgebildeten neuen Erzeugnissen der Meißener Manufaktur liegt eine Zeit des künstlerischen und materiellen Niedergangs des berühmten Instituts. Drängte schon um die Wende des vorigen Jahrhunderts die Manufaktur in Sèvres die Meißener Rivalin in den Hintergrund, so konnte sie sich gegenüber den Erfolgen der dänischen Porzellanfabriken in den letzten Jahrzehnten nur noch mit Mühe behaupten. Erst in den letzten Jahren haben Leiter und Künstler der Meißener Manufaktur den Anschluß an das künstlerische Empfinden unserer Zeit wieder gefunden und in kurzer Zeit eine Menge wertvoller Arbeiten geschaffen, die sich den dänischen Erzeugnissen ebenbürtig an die Seite stellen. Naturgemäß kann sich dies weniger im Gebrauchsgeschirr als im Luxusgerät und vor allem in der Porzellanplastik äußern. Welch ein Unterschied zwischen den zierlichen Reifrockdämchen, scharmanten Kavalieren, kosenden Liebespärchen, Schäferidyllen und den unzähligen anderen Porzellanfigürchen, die Kaendler in seiner Zeit voll Sinnenlust und Lebensfreude schuf und die zum großen Teil noch heute im Handel

Eingang zum Haus Ernst von Wildenbruchs in Weimar. Von Prof. Paul Schultze-Naumburg.

sind, und jener jungen Dame auf S. 616, zu der sich ein paar Vögel vertrauensvoll niedergelassen haben! All das Genrehafte, Niedliche der alten Arbeiten ist verschwunden, und doch ist trotz der breiten, flächigeren Behandlung von der leichten Grazie und der Anmut der Linien nichts verloren. Auch in den gut beobachteten Hühnern und in Pilz' vortrefflicher Gruppe Mädchen mit Ziegen, die in ihrer frappanten Lebendigkeit und guter malerischer Silhouettenwirkung zu dem Besten zu zählen ist, was je in Meißen geschaffen wurde, kommt dieser Wandel in der künstlerischen Auffassung zum Ausdruck. Merkwürdigerweise offenbaren sich wie in keinem anderen kunstgewerblichen Erzeugnis in der Porzellanplastik der Geist und die Lebensäußerungen einer Zeit, und das hebt solche Arbeiten, wie wir sie heute wiedergeben, aus dem rein Kunstgewerblichen heraus und verleiht ihnen kulturgeschichtlichen Wert.

Wohnhaus in Wernigerode a. H. Von Paul Schultze-Naumburg.

Hühner. Von W. Zügel-München. (Kgl. Porzellan-Manufaktur Meißen.)

Wenn dieses Heft in die Hand des Lesers gelangt, wird der Besuch Kaiser Wilhelms bei seinem treuen und hochverehrten Freunde, dem Kaiser Franz Joseph, stattgefunden, wird dem greisen Monarchen gleichzeitig eine stattliche Zahl deutscher Fürsten mit ihrem Besuch eine herzliche Huldigung anläßlich seines, in diesem Jahre stattfindenden Regierungsjubiläums dargebracht haben. Auch wir, für unser bescheidenes Teil, möchten dem verehrungswürdigen Kaiser ein Zeichen der hohen Wertschätzung und der Liebe weihen, die er in seinem langen Leben sich weit über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus erworben, erkämpft hat. Dem geistvollen Artikel, der sein inneres Erleben auf knappstem Raume widerzuspiegeln sucht, reihen wir eines der besten Bildnisse an, die es vom Kaiser Franz Joseph gibt: das lebensvolle, charakteristische Porträt von R. Pochwalski, von Meister W. Hecht geradezu vollendet gestochen. Der wunderbare Stich ist in der K. K. Hof- und Staatsdruckerei in Wien nicht minder vollendet gedruckt worden. — Unser Heft bringt diesmal an farbigen Reproduktionen vier köstliche Blätter nach Originalen von Prof. Toni Stadler. Der in Niederösterreich 1850 geborene, seit Jahren in München lebende Künstler ist eigentlich recht merkwürdig spät zu Ansehen und dem Ruhm gelangt, der nun aber desto vielfältiger seiner vornehmen, stillen und gemütvollen Kunst zuteil wird. Direkte Linien führen von ihr zu dem trefflichen Schweizer

Ziegen. Porzellangruppe von O. Pilz. (Ausführung der Kgl. Porzellan-Manufaktur in Meißen.)

Stäbli und zu Hans Thoma, ohne daß Stadler doch Schüler des einen oder des anderen gewesen ist. Gemeinsam mit ihnen hat er das Innige, Herzgewinnende, aber seine Landschaften tragen darum doch ein durchaus eigenes Gepräge, das wohl am schönsten und kräftigsten hervortritt, wenn er einen Blick in die Weite wiedergibt, wie etwa auf unserm Bilde „Prerow an der Ostsee". Wie wenige weiß er das innere Wesen einer Landschaft zu erfassen; er „photographiert" sie nicht, sondern sucht in ihr und aus ihr das Typische, das Charakteristische herauszugreifen und festzuhalten. Das packende Bildnis Stadlers, eine famose Zeichnung von Prof. Leo Samberger, wird unseren Lesern besonders willkommen sein (zw. S. 504 u. S. 505). — Am 16. April starb in Berlin, im Alter von achtzig Jahren, Prof. Fritz Werner — ein seltsamer Zufall fügte es, daß wir kurz vorher von ihm das Reproduktionsrecht seines Gemäldes „In der Bibliothek von Sanssouci" erwarben, das wir nun zw. S. 536 u. S. 537 wiedergeben. Ein für den Meister höchst charakteristisches Bild — war er doch in erster Linie der Maler der Zeit Friedrichs des Großen, ausgesprochener wohl noch als sein Lehrer Adolph Menzel; seine stärksten Erfolge wenigstens trugen ihm stets seine Genrebilder aus jener Epoche ein. — Zwischen S. 560 u. S. 561 schalteten wir ein allerliebstes Bild von J. C. Friesele „Spaziergang" ein; ‚Biedermeier' ist ja jetzt Trumpf, aber man sieht den Geist der Zeit unsrer Großeltern selten so frisch, keck und anmutig widergespiegelt wie hier. — O. Graf gab uns ein feines, sehr stimmungsvolles Bild „Abendgang" (zw. S. 576 u. S. 577); auch ein ‚Spaziergang' also, aber grundverschieden von dem aus der guten alten Zeit. — Ludwig v. Zumbusch ist uns ein lieber, werter Freund und Gönner — auch sein Studienkopf (zw. S. 568 u. S. 569) wird, davon bin ich im voraus überzeugt, den Beifall finden, der seinen Bildern bei uns stets in besonderem Maße zuteil wurde. — Dem fröhlichen Knaben von Zumbusch sei die „Juno" von Robert Hope angereiht (zw. S. 592 u. S. 593), die ein wenig, aber im besten Sinne, an englische Vorbilder erinnert in ihrer majestätischen Schönheit: ganz Göttin und doch auch wieder ganz Weib. — Und nun noch ein französischer Meister des XVIII. Jahrhunderts, der den meisten unserer Leser neu sein wird. Es ist der jüngere Isaben, Eugène Louis Gabriel (geb. 1804, gest. 1886), der gefeierte Sohn des großen Miniaturmalers und Porträtisten Jean Baptiste. Malte dieser in sprechender Ähnlichkeit alle Marschälle Napoleons I. und diesen selbst und später den gesamten Wiener Kongreß, so wurde der Sohn in erster Linie der frische Schilderer französischer Landschaft, französischer Schloßgärten mit graziösen Menschlein darin oder von Marinen mit seltsamer Zierlichkeit, ein Erbe von Watteau in gewissem Sinne. Dabei aber ein Meister des Kolorits, glanzvoll, kapriziös und kokett und zugleich von breitem Vortrag.

H. v. Sp.

Im Mai. Von Konrad Hentschel-Meißen.
(Kgl. Porzellan-Manufaktur Meißen.)

Uhr. Von Konrad Hentschel-Meißen.
(Ausführung: Kgl. Porzellan-Manufaktur Meißen.)

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXII. Jahrgang 1907/1908 | Heft 11. | Juli 1908

Klaas Korl, der Mörder. Von Max Dreyer.

In den breiten, knorrigen Kiefern hinter der Düne war es, wo die Morgennebel am dichtesten sich drängten. Mächtiger blieben sie als der Herdrauch des kleinen Fischerhauses, das an die Waldhöhe sich lehnt. Wie er so ängstlich aus dem Schornstein herauskroch, duckten sie ihn, stießen mit ihm herum und zogen ihn an den Ohren.

Jetzt wurde die verkrüppelte Haustür aufgestoßen, ein gelbhaariger Riese bückte sich unter ihr hervor, reckte und wand die langen, verschlafenen Glieder durch das Novembergrau und gähnte weit und breit; die Nebel vergingen entsetzt vor dem stöhnenden Schlund, eine Krähenschar, die auf den Feldern weidete, wurde mit gesträubten Federn übers Meer gepeitscht.

So machte es Klaas Korl Strackerjahn jeden einzigen Tag; erst wurde Feuer auf dem Herd angezündet, dann trat er vor die Tür, brüllte gähnend den Morgen an und sah ins Wetter.

Seewärts kam Bewegung in die Luft, davon teilte sich der Daal, und der Himmel zeigte sich, schwer bewölkt. Hängende Wolken mehrfach geschichtet mit wechselndem Zug, aus denen Klaas Korl nicht recht klug wurde. Wärmere und kältere Luftströmungen schlichen aneinander und beschnupperten sich wie Hunde, ehe sie sich beißen. Es war wie Spannung vor dem Kampf.

Auch die Färbung der Wolken war so, als wollte sich etwas zusammenbrauen. Ein wühlendes Schwarz, das Graue dumpf und wie lauernd, auf den Säumen des Gewölkes aber, das der Morgen belichtete, lag ein fahler, blanker, metallischer Glanz, quecksilbern und giftig.

„Hm," knurrte der Riese, schüttelte den Kopf, strich die Nebelperlen aus dem krausen Bart und schüttelte wieder den Kopf. All das in aller Bedachtsamkeit. Dann aber wurden seine Augen hart und fest, er drehte sich nach dem Dorfe um, dessen erstes Haus mit hundert Schritt zu erreichen war, steckte die Knöchel der Mittelfinger in den Mund und pfiff gellend hinüber.

Es dauerte eine Weile, die er geduldig hinnahm, dann kam ein Pfiff zurück, worauf Klaas Korl noch einmal zu den Wolken aufsah, noch einmal den Kopf schüttelte und dann gleichmütig wieder in sein Haus hineinkroch.

Der Teekessel auf dem Herd meldete sich mit dienstfertigem Gebrumm. Klaas Korl nahm die Kaffeemühle zwischen die Knie und mahlte sich seinen Kaffee. Auf Kaffee hat er immer was gehalten, auf guten Kaffee wie auf guten Priem. Beides dem braven Seemann sein brauner Lebenssaft.

Und ihm hatten sie mal die Stine Ebert als Frau anschnacken wollen! Als er damals ihren Geburtstagskaffee sich zu Gemüte führen mußte, hatte er genug von ihr gekriegt. Ein Weibsbild, das

Published July 1. 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Velhagen & Klasing.

so etwas von Klafut zusammenbrüht und dazu an ihrem Geburtstage, ist nicht zu seinem Weibe geboren.

Zeit war es ja nächstens für ihn, wenn er überhaupt noch freien wollte. Und daß er hier so allein im Hause wirtschaftete, nachdem der Alte sich zu Pfingsten auf die Weltreise, auf die ganz große, gemacht hatte, das war wohl nicht das Rechte. Aber immer noch besser allein sein als mit einer so verworfenen Person zusammenleben, die keinen Kaffee kochen kann.

Aus mächtigem Steintopf schlürfte er den Trank, dazu kaute er ein Schmalzbrot nach dem andern. Als das Gemäß leer war, ließ er wehmütig das Licht in dem blanken Boden sich spiegeln. Zum Trost schmierte er sich noch eine Stulle, dann ging er in die Schlafkammer, die neben der Küche lag. Sie war sauber geweißt, und das Bett war gut gehalten, wie denn alles im Hause auf die ordnungliebende Hand des Seemannes deutete, den die Marine in Zucht genommen und genug Frauenarbeiten gelehrt hat.

Klein und niedrig ist das Haus, zu niedrig für die ragende Gestalt, deren stroherner Schopf bequem die Decken abfegen kann. Auf der einen Seite des Ganges liegen Küche und Kammer, auf der andern die große zweifenstrige Staatsstube, einst der Mutter Heiligtum und auch jetzt nur zu geweihten Stunden geöffnet. Ein Mahagonischrank ist darin, eine gelbpolierte Bettstelle, ein geblümtes Sofa und als größte Sehenswürdigkeit eine bronzene Standuhr; ihr Werk hat sich allerdings niemals zu irgendeiner Tätigkeit bewegen lassen, dafür aber ist sie von einer großmächtigen, nur an einer Stelle gekitteten Glasglocke prunkvoll überwölbt.

Als die Mutter noch lebte, war dieses Prachtzimmer mehrfach an Badegäste vermietet worden, nach ihrem Tode hatte niemand mehr darin gewohnt, seitdem war es kaum etwas anderes als eine Erinnerungsstätte gewesen. Gleich nach dem Sterbefall war Klaas Korl von der Marine heimgekommen, er hatte von jetzt an mit dem Alten gehaust, mehr als Küche und Kammer brauchten sie nicht für sich. Sie vermieteten auch nicht im Sommer, dazu hätten sie weiblicher Hilfe bedurft, und für ihr bescheidenes Leben genügte ihnen, was Ackerwirtschaft, Fischerei und Tagelohn einbrachten.

Als der Alte dann ‚das Luftholen vergessen hatte', wie man hierzulande sagt, und für diese Welt der Arbeit verloren war, mußte Klaas Korl zunächst einmal für das Fischerboot den zweiten Mann haben. Ihn fand er in Willem Jenssen, dem Mitbewohner jenes ersten Hauses im Dorfe, zu dem er vorhin hinübergepfiffen hatte. Und der trat eben auf den Gang, als Klaas Korl sich aus der Kammer Jacke und Mütze geholt und nun in der Küche sich hingesetzt hatte, die großen Wasserstiefel anzuziehn.

„Morgen, Korl!" grüßte ihn der Kommende. Ein Zeichen, daß er in guter Stimmung sich befand. War er gereizt, rief er seinen Bootsgenossen mit dem andern halben Namen ‚Klaas'. Gereizt aber war er leicht, ein kleiner, spitziger, lebhafter Mann, nicht mehr ganz jung, mit krummen Beinen und kantigen Armen, die Augen grell, der Hals ein Sehnenbündel, und zwischen den Sehnen auf- und abtanzend, als Zeiger seiner Erregung ein heftiger Adamsapfel. So winzig er war, Mut und Feuer zum Angriff hatte er mehr als die meisten, und weil er so unverzagt immer auf den Speck losging, nannte man seine Kleinigkeit den ‚Mückenhengst'.

Er fragte nun, was Klaas Korl vorhätte, ob sie noch neue Heringsnetze einsetzen wollten. Der schüttelte den Kopf. Ob er glaubte, daß es anderes Wetter gäbe. Da nickte Klaas Korl. Ob sie denn die ausgesetzten Netze einholen wollten. Klaas Korl hatte jetzt seine Stiefel an, er bemerkte mit kauender Gelassenheit, daß dazu keine Zeit mehr wäre.

„Oho!" rief der Mückenhengst. „Von Weder verstah ick doch ook wat!" Dann setzte er bestechend auseinander, es sei ja entschieden Wind in der Luft — Westenwind würd' es wohl geben — aber so bald käm' der nicht 'rauf — und viel würd' es überhaupt nicht werden.

Sie waren vor die Tür getreten. Klaas Korl warf noch einen Blick nach dem Himmel, dann sagte er einfach: „Kumm!" und schlug den Weg nach dem Strande

ein. Der Mückenhengst trippelte neben ihm her, redete zu ihm auf und nannte ihn Klaas.

Der Riese ließ den Kleinen reden und stechen, er wußte, was er wollte, und blieb bei seinem Vorhaben. Das Boot, das am Strande lag, sollte höher aufs Land gezogen werden. Das Boot war sein, und was er darüber bestimmte, das geschah. In Wettersachen konnte man sich täuschen, aber es sah ihm nun einmal nach Nordsturm und Hochwasser aus, und er verließ sich jedenfalls auch hierin nur auf sein eigenes Gefühl.

Als die beiden Männer an den Strand kamen, lag die See bleiern vor ihnen, am nördlichen Horizont aber zeigte sich ein dunkler Streif, der den Kleinen doch etwas stutzig machte. Aber ballstürig wie er war, behauptete er, wenn auch mit gewundener Zuversicht: „Ick glöw nich, dat dat rup kümmt."

Wie sie nun aber Hand an das Boot legten, fuhren leise Windstöße über das Wasser, die kräuselnd verliefen; dort hinten aber sahen scharfe Augen schon die Brise am Werk, wie sie schäumende Brecher aufpeitschte. Und nicht lange, da fuhr ihnen ein kräftiger Nordnordwest ins Gesicht, blieb ständig und wuchs.

„He springt noch wedder üm!" sagte Willem Jenssen.

Indessen reckte der schwarze Streif zu einer Wand sich auf. Scharf hob ein Gaffelschoner, der draußen war, sich von ihr ab, sonst sah man kein Fahrzeug auf See. Der Schoner steuerte südöstlichen Kurs. Jetzt nahm er Segel herunter, Klaas Korl schien es nicht genug zu sein. „Sölen sich man nich to muusig maken!" brummte er vor sich hin. Auch daß der Kurs nicht weiter vom Land abblieb, wollte ihm nicht behagen. Von der Sandbank da draußen sollten sie doch wissen.

Jetzt brach eine Hagelböe auf den Schoner herab, daß die beiden nichts mehr von ihm sahen. Und nun kam das Wetter auch über sie. Ihre Arbeit war getan, sie schlugen die Rockkragen hoch, steckten die Hände in die Taschen und trotteten durch die Dünen nach Hause.

Jetzt hatten sie den Sturm, Nordwest zu Nord. Er wollte den ganzen knatternden Kiefernwald ausreißen, in Wellen und Stößen zuckte die Erde. Klaas Korl saß in einem taumelnden Hause. Beim Kartoffelschälen fuhr ihm das Messer in die Hand.

Bald in Regenböen, bald in Hagelwetter schnaubt der Sturm sich aus. Und wird nur grimmiger nach jeder Entladung.

Da geht ein Alarmruf durch den Ort. Jetzt kommt er auch zu Klaas Korl.

Schiff gestrandet — am Höwt — Mannschaft in Gefahr —

‚Der Gaffelschoner!' denkt er. ‚Nun ist es richtig so gekommen!'

Er legt sein Ölzeug an und wühlt sich durch das Wetter an den Strand hinunter zur Rettungsstation. Die Luft brüllt, und das Wasser schreit.

Schon ist Luwig Burmester, der hochragende Vormann, an Ort und Stelle. Sein roter Fresenbart leuchtet unter dem Südwester durch all das brausende Grau. Andere Männer sind um ihn, auch Willem ist dabei.

Eben hat der Vormann die Fahne aufgezogen, die schwarzumrandete, weiße Fahne mit rotem Kreuz, die im Winde knattert.

Wuchtig schließt er die Tür auf, überfliegt mit seinen scharfen, gelbgrauen Augen all die Geräte, die seine Pfleglinge sind, und gibt seine Befehle.

Er weist auf die tobsüchtige Brandung, die sich selber würgt und verschlingt.

„Mit de Boot kamen wi nich dörch."

Es bleibt ihnen nur die Rakete.

„Wenn blot de Pier ierst dor wieren!"

Aber von Pferd und Wagen ist noch nichts zu sehen. Da machen die Männer Anstalten, die Rettungsapparate auf Händen und Schultern nach dem Höwt zu tragen.

Klaas Korl und der Vormann nehmen den schweren Raketenkasten. Die andern die Jölltaue und Steertblöcke, die Hosenboje, die Leinen, Gabeln, die Anker und Bohrer.

Da kommt Bauer Kliesow mit seinen braven Füchsen durch den Wald heruntergejagt. Jetzt legen sie alles auf den Wagen. Und besser geht es so zur Strandungsstelle.

Besser, doch schlecht und langsam genug. Jeden Schritt müssen Pferde und Männer

dem brüllenden Wetter abringen. Wie mit Keulen fährt es ihnen in die Flanken. Und der wütende Hagel zerschlägt ihnen das Gesicht.

Neun Männer sind es. Keiner spricht ein Wort, sie können nicht, auch wenn sie es wollten. Der Sturm würde es ihnen mit Hagel bespickt in die Kehle zurückpressen, daß sie daran stickten.

Auch Jakob Heidemann, der rundliche, schlitzäugige, der so wehmütig zu Hause ist, wo er nichts zu sagen hat, und so gesprächig im Männerrat, muß hier den breiten, braunverpriemten Mund halten.

Auch die Blicke müssen sie in dem schmetternden Hagel an sich halten, wie die Worte. Nur mit Mühe fassen sie zerrissene Bilder von dem gestrandeten Fahrzeug.

Schoner — liegt dwars vor der Dünung — das Vorgeschirr niedergebrochen — Fetzen des Sturmsegels beißen wütig in die Luft — von Menschen sieht keiner was.

Jetzt machen sie halt. Sie wissen alle, was zu tun ist.

Der mächtige Bohrer, der dem großen Tau als Anker dient, wird tief in den Sand getrieben. Die Gabelpyramide, über die das Tau läuft, wird aufgestellt. Der Schießstand für die Rakete wird bereitet.

Nun ist es so weit. Leine, Steertblock, Hosenboje, alles ist gehörig befestigt. Vormann Luwig Burmester richtet die Rakete zum Schuß.

Jetzt brennt er ab. Fauchend und heulend bohrt sich die Rakete in die tosenden Böen — die Männer schützen die Augen und sehen ihr nach — gut fliegt sie — da zum letzten, wie höhnend, schlägt der Sturm sie ostwärts zur Seite.

Die Männer ziehen die Leine zurück durch den Gischt.

Eine neue Rakete. Durch den dichtesten Hagelprall. Sie können nicht sehen, wo sie bleibt.

Jetzt aber lichtet sich die Wut der Böe. Willem nickt dem Vormann zu. Er sieht, daß das Raketentau über die Brandung sich hebt. Es läuft über Bord, auf dem Vorderdeck liegt es, dicht beim Fockmast.

Und nun rührt sich auch was auf dem Schiff, das so gespensterhaft tot gewesen.

Zwei Gestalten sind es. „'n Wiew!" brüllt Luwig Burmester seinen Leuten zu.

Die beiden auf dem Schoner ziehen an der Leine das Rettungstau mit Steertblock und Hosenboje zu sich hinüber.

Bloß zwei — und das eine ein Weib. Wo sind die andern? Zerschlagen — über Bord gespült —

„Not an Mann!" schreit der Mückenhengst Luwig Burmester in die Ohren.

Jetzt sind die Sachen drüben. Die männliche Gestalt nimmt den Steertblock und will damit in den Großmast. Sie kommt nicht hoch, schon sinkt sie zurück. Und wieder versucht sie's, und wieder sinkt sie und fällt in Erschöpfung.

Da versucht es das Weib. Aber der Sturm reißt sie los und wirft sie schwer auf Deck.

Und nun ist es wie es war. Tot das Schiff. Und immer tödlicher beißen und krallen sich die Wellen in das Wrack.

„Boot!" schreit Willem Jenssen.

Vormann Luwig Burmester bohrt seine gelben Bussardaugen in die Brandung. „Geht nich!" schreit er zurück.

„Moet gahn!" brüllt Klaas Korl. Und Willem hilft ihm: „Moet!"

Der Vormann steht regungslos. Jetzt hebt er den Kopf. Jetzt winkt er den Leuten.

Sie ziehen mit den Pferden nach der Station zurück. Sie wollen es mit dem Rettungsboot versuchen. Auf Leben und Tod geht es. „Moet!"

Im Schutz des Uferwaldes haben sich Zuschauer aufgestellt. Alte Männer und wenig Frauen. Auch ein paar Kinder.

„Mit de Boot, dat wad nicks!" sagt Großvadder Looks, wischt sich mit dem Handrücken die haarige Nase und spuckt gleichmütig aus.

„Nee," sagt ein anderer nach einer Weile.

„Nee," sagt ein dritter nach längerer Zeit. Und dann stehen sie stumm und warten.

Ein Rasseln durchschneidet den Sturm. Das ist von den schweren eisernen Plattenketten, die die Hinterräder vom Bootswagen umspannen, daß sie in der Brandung festen Fuß gewinnen können.

Und nun kommt das hohe, breite, grüne Rettungsboot auf seinem Wagen

angefahren. Die Männer ſchieben und helfen den Füchſen. Es iſt ein ſchweres Stück Arbeit. Ein Glück, daß der Hagel nicht mehr die Augen zerreißt.

Halt! Der Wagen wendet. Mit den Hinterrädern wird er bis in die hohe Brandung geſchoben. Die Männer in Korkweſten klettern hinauf und ſteigen ins Boot. Der Vormann nimmt das Ruder zur Hand.

„Los!“

Auf der Schiene inmitten des Wagens gleitet der Kiel ins Waſſer. Jetzt greift der brüllende Wellenkamm an den Bug und wuchtet ihn in die Höhe, daß er krachend ſich bäumt — ein kräftiger Abſtoß mit den Riemen — das Boot hat Waſſer —

„Riemen an!“

Mit gleichem, mächtigen Schlag, wie eine Maſchine, treiben die acht Riemen, gefedert von ſechzehn nervigen Armen, das Fahrzeug durch den erſten tollwütigen Brecher.

Und weiter windet es ſich — ſteigt — und ſchlägt um ſich — und peitſcht, mit krachendem Platſchen ſich werfend, den ſchäumigen Grund —

Jetzt, wie von Grauen gepackt, will es nicht fort — ſteigt und ſchüttelt ſich — bäumt ſich auf und wirft ſich in die Tiefen — und wehrt ſich wie verzweifelt zugleich gegen den toſenden Schwall wie gegen die Männerkraft —

„Dat wad nicks mit de Boot,“ ſagt Großvadder Looks. Und Gleichmut iſt in ſeinem Spucken.

„Nee,“ ſagt der zweite. Doch wie der dritte „Nee“ geſagt hat, iſt das Boot ſchon aus ſeinem Bann geriſſen, die Männerkraft hat es vorgeſchnellt, die böſeſten Brecher hat es beſtanden, überwunden iſt das Schlimmſte.

Nicht das Schlimmſte. Das Bergen iſt ſchlimmer.

Aber die Fahrt iſt jetzt gleichmäßiger. Das wilde Auf und Ab, ſo rauh und ſteil es iſt, hat nicht ſo wirre Zuckungen mehr.

Jetzt ſind ſie dicht vor dem Schoner. Er liegt dwars vor dem Wind. Sein Steuerbord, das dem Lande zugekehrt iſt, hat ſich tief geſenkt. Das all iſt gut für die Rettung.

Unter dem Wrack wollen ſie beilegen. Der Vormann brüllt das Kommando: „Steuerbord — Riemen auf!“ und deutet die vom Sturm gewürgten Worte durch Handbewegung.

Im Bogen fliegt das Boot an die Leeſeite des Schoners.

„Backbord Riemen auf — Steuerbord Riemen an —“

Sie mühen ſich anzulegen. Da faßt ſie der Sug. Vor dem Strudel haben ſie ſich nicht gewahrt. Und er reißt das Boot oſtwärts am Wrack vorüber. Das ſchützt ſie nicht mehr. Seitwärts faßt ſie die See mit voller Wucht. Wie hilflos greift der Kiel des Bootes in die Luft —

Der Giſcht wirft ſich über das Boot, über die Männer.

„Koppheiſt!“ ſagt Großvadder Looks. Das Spucken iſt ihm vergangen.

Aber wie er das Wort hervorbringt, haben ſeine Augen ſchon geſehen, daß das Boot nicht koppheiſt iſt. Der Kiel hat wieder die See gefaßt — die Riemen vom Steuerbord haben das Boot aufgeſtützt.

Jetzt ſind alle Riemen in machtvoller Arbeit. Jetzt ſchwenkt das Boot zurück unter das Wrack.

„Binah,“ ſagt Großvadder Looks, der Wahrheit die Ehre zu geben, und er wiſcht die Naſe mit dem Handrücken. Zum Spucken hat er noch nicht wieder genug beiſammen, und die beiden andern vom Chor ſprechen kein Wort.

Es hat zu doll ausgeſehen. An einem Haar hat es gehangen, daß nicht viel Klagen und Tränen über das Dorf gekommen ſind.

Jetzt ſind ſie beim Bergen.

An Bord iſt nur einer, der ſich bewegt, auch er nur mit Mühe. Das iſt der rothaarige Jungmann. Der zuerſt in den Maſt ſtieg und hinuntergeworfen wurde, dabei hat er ſich die Hüfte verrenkt.

„Not an Mann!“ brüllt er über die Reling. Da müſſen zwei aus dem Boot hinauf. Der Mückenhengſt iſt der erſte, der zweite Klaas Korl.

Drei Menſchen liegen auf Deck, zwei Männer und ein Weib. Das Weib liegt vornüber, der Südweſter iſt ihr vom

Kopf gerissen, das Gesicht hat sie in die Arme gewühlt, die auf ein zusammengerolltes Tau sich breiten, ihre Kleider unter dem Ölzeug spült das flutende Wasser. Am Steuer, auf einem Segelhaufen, liegt ein massiger Graukopf ohne Besinnung. Eine herabfallende Stenge hat den viereckigen Schädel getroffen. Für die Stenge war es der Tod.

Der andere hilflose Mann sitzt auf dem Achterdeck, eingeklemmt zwischen Wassertonne und Kajütenhals, auf dem kahlen Boden. Das treibende Wasser steigt ihm bis über den Bauch. Aus seinem verkniffenen Lappländergesicht stieren zwei verglaste Punkte.

Der Jungmann deutet auf den Mann am Steuer, ihm helfen sie zuerst. Ziehen ihn auf dem Segelhaufen nach dem Boote hin, heben ihn über die Reling und halten ihn; acht Hände aus dem Boot nehmen ihn glücklich in Empfang. Willem Jenssen ist schon auf das Weib losgestürzt, er packt sie an den Schultern, sie rührt sich nicht, er will sie fortziehen, da krallt sie die Hände in das Tauwerk und stößt nach ihm mit den Füßen.

„Denn vesup mientwegen!" schreit er ihr zu und wendet sich kurzfertig nach dem eingeklemmten Mann. Zeit ist hier nicht zu verlieren.

Klaas Korl macht sich an das Weib. Er löst ihre Finger von dem Tau und hebt sie in die Höhe. „Laat mi!" faucht sie ihn an. Er aber zieht sie fort. Da zückt sie die Hand und schlägt ihm ins Gesicht, das trifft wie die Pranke eines Katzentiers, unterm Auge sitzt der Hieb, gleich fließt das Blut.

Klaas Korl hat keine Zeit zur Wut oder zur Verwunderung. Er packt mit einer Hand ihre beiden Gelenke, nimmt sie auf den andern Arm und trägt sie dem Boote zu. Wie er sie aber hinunterreichen will, schlägt sie mit Armen und Beinen um sich. „Ick gah nich von mien Schipp!" kreischt sie, und ihre Augen speien wirres Feuer.

Da schmeißt sie Klaas Korl auf den Segelhaufen, wickelt sie in das oberste ein, daß sie sich nicht rühren, nichts hören und sehen und nichts sagen kann, und reicht sie ins Boot hinunter wie in einer Tüte.

Willem ist mit dem Jungmann über den Eingekeilten gekommen.

„Duhn!" hat ihm der Rotkopf zur Erklärung ins Ohr gebrüllt, nun weiß er Bescheid. Mit seinen sehnigen Armen reißt er den Besoffenen am Kragen auf die Beine, packt ihn fest im Genick und stößt ihn vor sich her. Wie auf der Rutschbahn gleiten sie in sausender Fahrt über Deck nach dem Rettungsboote hin, ohne weitere Sorgfalt wird die Fuselleiche hineinbefördert und sachgemäß verstaut.

Der Jungmann reicht den Kasten mit den Schiffspapieren hinunter, wird dann selbst übergenommen, nach ihm verlassen der Mückenhengst und Klaas Korl den Schoner, das Rettungsboot hat jetzt alles beisammen und sucht von dem Wrack wieder loszukommen. Sie treiben — Backbord rudert mächtig an — sie wenden — der Sug reißt sie vor die Wellen. Steuerbord schlägt blitzschnell die Riemen ein — das Boot fliegt dem Lande zu. Fliegt durch die Brandung und stürmt auf den Strand.

Die Männer springen hinaus und wuchten es mit Hilfe des Wassers höher hinauf. Jetzt liegt es fest. Das Rettungswerk ist getan.

Nun haben sie alle wieder Zeit. Und Zeit haben ist ihr Leben. Schwerfällig, verdrossen und ungeschickt ist jetzt das Tun der Männer. So beinahe ist ihre Art, wie sich Schwimmvögel auf dem Lande bewegen.

Für Krankenpflege vor allem sind sie nicht wohl begabt. Nur der Mückenhengst zeigt auch hierfür eine gewisse Rührigkeit.

Die Pferde haben den Bootswagen zu dem gelandeten Rettungsboot gezogen. Jetzt sorgt er dafür, daß der Bauernwagen, der die Raketenapparate gefahren hat, die Schiffbrüchigen aufnimmt, sie ins Dorf zu bringen.

Das Weib hat sich aus der Segelhülle herausgeschält. Sie sehen jetzt, daß es ein junges Mädchen ist. In wirren Strähnen reißt der Sturm das schwarze Haar über das starre, kalkweiße Gesicht. Noch flattern ein paar wilde, wirre Blicke durch das wehende Haar hindurch, drohend und klagend, wie gescheuchte Eulen

durch nächtiges Gestrüpp. Dann werden die Augen dumpf und wie tot.

Luwig Burmester hat von dem Jungmann sich ins Ohr schreien lassen, wie das Schiff heißt, woher sie kommen, wohin sie wollten. Es ist die ‚Marie Luise', in Wismar beheimatet, mit Steinsalz von Travemünde nach Stettin unterwegs.

Dann nimmt Willem sich den Jungmann vor. Fragt, wer das Mädchen ist. Die Tochter vom Schiffer. Und der Graukopf wär' der Schiffer? Nein, der Steuermann. Schiffer wär' tot. In Travemünde geblieben.

Es gilt Quartier für die Schiffbrüchigen zu beschaffen. Die Augen des Mückenhengstes werden listig. Er bietet sich beim Vormann dazu an, den Transport ins Dorf zu geleiten. Der genehmigt es.

Willem Jenssen will die Schiffertochter bei sich aufnehmen. Vermutlich ist bei ihr allein was zu holen. Sie wird sich für die Aufnahme erkenntlich zeigen. Wenn nicht von selbst, wird er schon nachhelfen. Er bei seinem Verstand!

Der alte Steuermann ist immer noch ohne Besinnung. Der Jungmann steigt zu ihm auf den Wagen, seinen Kopf während der Fahrt auf dem Schoß zu halten. Das Mädchen ist teilnahmlos. Der betrunkene Matrose schläft wie ein Ratz. So geht die Fahrt ins Dorf.

Die Männer heben den Kiel des Bootes in die Schiene des Wagens, dann wuchten und schieben sie es hinauf. Langsam und gleichgültig sind sie beim Werk. Nur der Vormann hat etwas wie Zärtlichkeit für das brave Fahrzeug. Nun heißt es auf die Rückkunft der Pferde warten.

Fünf Männer sind genug, das Boot und die Apparate wieder in das Stationshaus zu schaffen. Drei gehen ihrer Wege. Einer von ihnen ist Klaas Korl. Schwer stapft er rückwärts, gegen den Sturm gelehnt, die Dünenhöhe hinan. Schwer hilft er sich zu Hause aus Ölzeug und Stiefeln.

Dann setzt er sich in der Küche hin und schält weiter an seinen Kartoffeln. Es ist Nachmittag geworden, sein Magen knurrt und beschäftigt eine lange Zeit all seine Gedanken. Dazwischen dämmert nicht nur eine seelische Befriedigung, sondern auch ein anderes reichlich wohltuendes Gefühl in ihm auf. Sie haben Schiffbrüchige gerettet, jetzt kriegen sie ihren Bergungslohn von der Gesellschaft. So an die zwanzig Mark werden wohl für jeden dabei herausspringen. Vielleicht läßt auch der Schiffer noch etwas von sich merken. Wenn ihm der Sturm nicht den ganzen Kahn noch kurz und klein reißt. Unglaublich, wie das durch die Luft fuhrwerkt. Das Haus schüttelt sich wie ein Baum. Die ganze alte Erde wackelt.

Der Gedanke an die zwanzig Mark streichelt ihm wohlig über den kauernden Rücken. Solch einen Hausgenossen hält man warm, und Klaas Korl läßt ihn denn auch nicht von sich.

Dann aber meldet sich ein anderer Besuch. Auch etwas Unangenehmes ist bei dem Rettungswerk gewesen, etwas, was er nicht begreift. Und was er nicht versteht, ist ihm unangenehm. Unklares mag er nicht. Genug Dinge gibt es auf der Welt, die er nicht begreift, weiß Gott. Aber davon läßt er die Hand. Nun aber ist da etwas gewesen, wenn das nur von ihm die Hand gelassen hätte! Etwas, was er nicht begreift, aber was ihn begriffen hat. Er will lachen, aber das Unbehagen ist stärker. Will er das Frauenzimmer retten, und die reißt ihm beinah das Auge aus dem Kopf!

Verrückt! Verrücktes ist ihm peinlich. Und peinliche Gäste setzt er vor die Tür.

Er denkt nicht mehr daran. Er muß jetzt Feuer anmachen, und das ist eine Kunst bei dem Sturm. Der bläst die Späne und das Reisig wie Federn von der Feuerstelle. Endlich gelingt es, seine Stöße zu belauern und zu überlisten. Nun flammt es auf, jetzt schwere Holzkloben darüber. Oft brausen die Flammen in die Küche hinein. Kreisender Qualm knäult sich in dem Raum zusammen. Unter Tränen kocht sich Klaas Korl sein Mittagessen.

Tränen und Rauch beißen ihn in die wundgeschlagene Backe. Da kommt der ungebetene Gast wieder zu ihm.

So 'ne Dirn! „Ick gah' nich von

mien Schipp!" hatte sie geschrien. Was war das nun? War sie unklug geworden in der Todesangst? Das war sie wohl. Oder hatte sie das Schiff so lieb? ‚Mien Schipp!' Dann war sie also die Tochter von dem Schiffer. Und wie 'ne wilde Katze war sie. Gerade so hatte sie gesaucht und gespuckt. Und ihre Krallen — ei weih!

Na laat — laat! Das wächst wohl wieder zusammen. Er stopfte sich die Backen voll Speckkartoffeln und kaute mit schnaufender Lust. Dazu erschienen wieder die zwanzig Mark am Horizont als gütiges Gestirn. Klaas Korl war im Grunde mit sich und der Welt zufrieden.

Als es zum Abend ging, kam der Mückenhengst ins Haus geweht. Der erzählte von den Schiffbrüchigen. Den Steuermann hab' er bei seiner Schwester untergebracht, die als Hebamme sei ja besser als 'n Doktor, sie hab' ihn auch schon wieder lebendig gekriegt. Die Schiffertochter sei bei seiner Frau. Der Jungmann wohne bei Luwig Burmester. Nun sei da noch der alte Matrose. Voll wie 'ne Strandkanone. Den wollte keiner haben. Vorläufig hätte er, Willem Jensen, den Deubel in seinen Schuppen verpackt. Da sollte er erst mal ablagern. Aber die Nacht könnte er da nicht bleiben. Zu der Zeit würd' der Wind auch wohl das Schlimmste aus ihm rausgeräuchert haben — ob Klaas Korl ihm dann nicht Quartier geben wollte?

Klaas Korl wußte, wie traurig es mit Willems Schuppen bestellt war. Ohne sich lange zu besinnen, sagte er: „Ick will em mi man gliek 'röwer halen." Und er tat es, ging mit dem Mückenhengst hinüber, weckte den Schläfer weniger zart als sachgemäß, packte ihn machtvoll unter einem Arm und ließ ihn dann durch die tosenden Schatten mit einer leidlich festen, einer heillos schwanken Seite neben sich hertorkeln, bis er ihn glücklich in die Tür hatte. Da gab er ihn frei, und wie er ihn frei gab, setzte sich der Mann mit so krachender Entschiedenheit glatt auf die Dielen, daß Klaas Korl meinte, sein Gebäude müßte gänzlich aus den Fugen gegangen sein. Wie er aber so saß, machte er erst ein beträchtlich dummes Gesicht, bekam dann das Schlucken, spie einmal tüchtig aus und lächelte nun in stiller, gastlicher Freundschaftlichkeit.

Das ist ein guter Kerl, meinte Klaas Korl. Und ganz besoffen ist er auch nicht mehr. Aber eine Gemeinheit ist es von dem Mückenhengst, daß er den armen Deubel in den leckenden Kledaschen gelassen hat!

Er nimmt seinen Gast in die Küche, setzt ihn an den Feuerherd und holt ihm von seinem eigenen Zeug. Nach einigem Schubsen und Zureden findet der Beduselte selbst mit ausreichender Geläufigkeit den Weg in die trockenen Kleider. Nun sitzt er da am Herd, wird wieder Mensch und blinzelt mit den schiefen Augen in den Rauch. Wie ein in die Länge und Breite gezogener Eskimo sieht er aus. Und ist doch eines braven Mecklenburgers Kind.

Mit wachsender Daseinslust blickt er auf Klaas Korl, der jetzt an seiner geliebten Kaffeemühle hantiert. Worte aber stellten sich erst ganz allmählich bei ihm ein. Er grunzt ein paarmal vor sich hin, und dann wird daraus so nach und nach ein vernehmliches: „Dulle Saak!"

„Na? Büst Du nu wedder to Huus?" fragt ihn Klaas Korl.

„Dulle Saak," antwortete er und kratzt sich die graugesprenkelten Borsten.

Mit Kaffee, seinem berühmten und bewährten Kaffee, hilft Klaas Korl nun dem halben Leben zu strahlender Vollendung.

Jetzt plaudert der alte Sünder munter und ungefragt von den letzten Stunden seiner verunglückten Fahrt. Erst kreuzt er noch ein wenig kraus und ziellos vor und gegen den Wind, dann aber kommt Richtung in seine Rede. Und so erfährt denn Klaas Korl von der ‚Marie Luise' mehr, als er wissen will.

Schon vor drei Wochen hatte der Schoner von Travemünde auslaufen sollen. Da war der Schiffer, der ein Draufgänger gewesen, wild auf die Weiber, trotz seiner fünfzig Jahre, mit anderen Seeleuten in eine Messerstecherei geraten und dabei zu Schaden gekommen. Vor vierzehn Tagen hatten sie ihn begraben. Der Schoner hatte seine Ladung,

Salonecke.

Gemälde von Prof. Gotthard Kuehl.

die Ladung mußte an Ort und Stelle. Der alte Steuermann, der die kleine Schifferprüfung bestanden, und Mieken, die Tochter des Kapitäns, übernahmen die Fahrt. Mieken hatte keinerlei Prüfung abgelegt, aber sie war auf dem Schoner groß geworden, der eigentlich als Erbstück ihrer Mutter ihr gehörte, und verstand sich auf ihn besser als alle andern. Besser auch als ihr Vater, mit dem sie nie so recht was im Sinn gehabt hatte. Nur daß sie leicht zu viel wagte. Es konnte ihr nicht doll genug gehen. Auf der letzten Fahrt hatte sie sich mit dem alten Steuermann, der ein langweiliger alter Peter war, immer in den Haaren gelegen. Der hatte gleich viel mehr reffen wollen und einen andern Kurs steuern, höher in See. Aber sie hatte ihn ‚Bangbüx' gescholten und ausgelacht, und ihr Segelmanöver war ganz richtig, wenn auch verdammt frech und gottesfürchtig. Und wenn sie daran festgehalten hätte, wären sie fein in der rasenden Fahrt ums Höwt herumgekitscht und dann unter Windschutz in ruhigeres und tieferes Wasser gekommen. Aber da verlor sie doch wohl den Kopf in dem Getöse. Und der alte Ochse von Steuermann brüllte auch zu viel auf sie ein. So ließ sie Segel 'runternehmen und das Sturmsegel setzen — da trieb der Schoner zu weit ab vor dem Wind und kam auf die Sandbank zu sitzen. Und dann sah es eklig nach Matthäi am letzten aus, mit dem ganzen Kasten und allem, was drin und dran war.

Hier unterbrach Klaas Korl den Redseligen: „Wurvon weetst Du denn dat all so genau? Du wierst doch kanonendohn!"

„Nee, dat keem ierst toletzt!" Und seine schiefen Augen wurden beinah gerade vor lauter Verschmitztheit. Erst wie alles verloren schien, wie es nichts mehr zu tun gab, hatte er all die wohlschmeckenden Dinge, die an Deck waren, Schnaps, Rum und Brennspiritus, in sich hineingegossen. Und das wär' ein bewährtes Mittel. Schon einmal, bei seinem ersten Schiffbruch, hätte er es so gemacht. Auch damals wäre er gerettet und alle andern mit ihm. Das nächste Mal würde er es wieder geradeso machen. Ein Sympathiemittel wäre das, und die andern müßten ihm alle dankbar sein für seine Aufopferung.

Immer mehr Stimmung kam in Klaas Korls stille Behausung. Der Matrose klagte, daß seine Handharmonika — es wär' eine mit Glockenspiel! — nicht mit gerettet wäre. An seinem andern Kram läge ihm nicht so viel. Und vielleicht wäre morgen von der ganzen ‚Marie Luise' nichts mehr übrig. Aber die Harmonika wär' seine Freundin, um die wär' es ihm leid. Und wenn er die jetzt so bei sich hätte —!

Klaas Korl sagt ihm, daß er auch eine habe, ein Glockenspiel sei nicht daran, aber sie gehe ganz gut. Er holt sie, und der Lappländer aus Mecklenburg spielt. Erst was Patriotisches: „Deutschland, Deutschland über alles." Ohne Worte spielt er das, die Gesinnung allein trägt die Töne. Wie er an den Belt kommt, meint er, hier müsse nun eigentlich das Glockenspiel einfallen.

Dann gibt es was Liebliches: „Schön ist die Jugend, sie kehrt nicht mehr." Auch dazu schweigt er, hier ist er von Rührung bewältigt. Die Augen sind nur noch Schlitze.

Zum Schluß aber gibt's Lustiges, und das wird gesungen. Erst eine lehrsame Geschichte, daß es wohlgetan ist, sich in diesem arbeitgesegneten Leben möglichst unbemerkbar zu halten.

Wenn ick A segg,
So mutt ick B seggen,
Wenn ick gat segg,
Sall ick Eier leggen,
Wer nicks to seggt,
Brukt nicks to dhon —
Ick will stillswiegn,
Seggt dat Hohn.

Auch hier kann er sich nicht enthalten, sein Glockenspiel zu rühmen. Das Eierlegen mache sich damit viel überzeugender. Aber schon hat er ein altes Schifferlied bei den Ohren:

Amsterdam, du grote Stadt,
Büst gebaut up Palen,
Wenn du nu eins umme sallst,
Wer sall dat bitahlen?

Solch einen klingenden und singenden Abend hat das ernste, kleine Haus kaum jemals erlebt. Und noch dazu nach der schweren Not eines solchen Tages!

In der Nacht nahm der Sturm noch einmal all seine Kraft zusammen, daß er selbst die wetterharten Männer aus dem Schlafe warf. Wie Klaas Korl am andern Morgen in die Luft spähte, zog der Nordwind mit müden Flügeln landeinwärts.

Wolkenlos lag der nördliche Himmel über dem Wasser, schon tasteten sich die ersten Sonnendämmer über die östlichen Hänge. Ein leuchtender Tag war im Anzug.

II.

Als Klaas Korl an den Strand hinunter ging, um nachzugucken, ob die See von seinen Netzen etwas ausgeworfen hatte, stand, ihm abgewandt, auf der Dünenhöhe eine Frau, die er nicht gleich unterzubringen wußte. Kopftuch und Kleider kamen ihm bekannt vor, die mußte er an Willems Schwester, der Hebamme, schon gesehen haben. Aber die Gestalt war anders, die Kleider paßten ihr auch nicht — da ging es ihm auf, daß dies nur die Schiffertochter sein konnte. Und jetzt nahm er auch von der Seite ihr Gesicht wahr. Es kam ihm vor, als sähe er deutlich das Zucken in den Nüstern ihrer kleinen, aufgeworfenen Nase.

Er hatte gar nicht mehr an sie gedacht, und das war eigentlich sonderbar. Denn was Peter Iven, der alte Matrose, von ihr erzählt hatte, das waren doch lauter schöne Dinge gewesen. Courage hatte sie mehr als mancher Kerl, und ihren Schoner hatte sie lieb. Donnerwetter noch mal, was hatte das für Arbeit gemacht, sie da loszueisen.

Immer noch steht sie so und sieht stier nach dem Wrack hinüber. Hört und sieht sonst nichts von der Welt. Ja, was von dem Schiffe übrig geblieben ist, das wird wohl nicht viel mehr als Brennholz sein, bloß von den Masten ist noch was zu verwenden. Und die Ladung ist Matsch. Jetzt hat sich der alte Kasten schon so tief in den Sand gewühlt, die Wellen gehen glatt über die Reling. Nur vom Vorderdeck guckt noch etwas spitz in die Luft. Abbringen ist nicht möglich. Und die nächsten Stürme werden dann wohl Kleinholz machen.

'Ranzukommen ist heute auch noch nicht, um, wenn möglich, von den Seekisten, den Koffern und dem andern Kram zu retten, was noch zu retten ist. Noch kann kein Mensch mit gewöhnlichem Boot durch die Dünung, und das Rettungsboot mit seiner Mannschaft ist nicht dafür da. Aber am Abend wird die Brandung abgenommen haben, der Wind geht ja auch nach Westen um. Am Abend will er gern mit seinem Boot helfen, die Güter zu bergen.

Sie steht noch immer da, wo sie stand. Na, denn soll sie stehen. Er hat schließlich was anderes zu tun, als sie anzuglupen. Mit seinen Netzen wird der Sturm auch nicht schlecht Schindluder gespielt haben.

Wie er am Wasser entlang geht, findet er richtig eins von seinen großen Heringsnetzen und dann noch eins, mit Tang und Algen verschlämmt, halb eingewühlt in den Sand. Da gibt es reichlich zu tun für den Tag, zusammen mit Willem kann auch der Matrose ihm helfen, daß der sein Quartiergeld wieder einbringt.

Eine verdrießliche Arbeit. Als sich die Männer am Nachmittag darüber gemacht haben, will keine rechte Munterkeit aufkommen, nicht beim Mückenhengst, nicht einmal bei dem liederfrohen, alten Iven. Von den langweiligen Maschen lugen sie dann und wann auf die Dünung. Noch ist sie so stramm, daß man nicht durchkommt. Aber zum Abend wird es werden.

Und am Abend ging es. Da war es möglich, an das Wrack zu kommen. Bis auf den Steuermann, der noch immer schwindlig im Kopf war, hatten sich die Schiffbrüchigen am Strande eingefunden. Klaas Korl wollte sie mit dem Mückenhengst auf seinem Boote hinüberfahren. Es war kein fröhliches Werk und gesprochen wurde nicht viel dabei. Mieken, die Schiffertochter, kümmerte sich um keinen Menschen. Und Klaas Korl kümmerte sich nicht um sie. Als die Männer das Boot ins Wasser schoben, hatte er ihr stumm mit dem Kopf gewinkt, daß sie sich hineinsetzen sollte. Sie aber legte Hand an wie die Männer und sprang in das Boot wie die Männer, als es auf Wasser kam. Wie Klaas Korl am

Ruder seinen Platz genommen hatte, saß sie ihm abgewandt, dem Schoner zugekehrt. Er hatte ihren runden, schlanken und doch festen Hals vor sich, darüber den dicken, schwarzen Haarknoten. Das war gut anzusehen. Was er aber von ihrem Gesicht wußte, das gefiel ihm nicht so sehr. Die Blässe war ihm unbehaglich, noch mehr die ewig zitternden Nasenflügel und am meisten diese Augen, die bald flackerten, bald wie Asche waren.

Das Wasser war gefallen und hatte das Deck des gestrandeten Schiffes verlassen. Klaas Korl blieb im Boot, die andern kletterten hinauf. Sie fanden den Raum voll Wasser, nur die obersten Stufen der Kajütentreppe lagen frei.

Der Jungmann wurde angeseilt — so hielt er sich schwebend über dem Wasserspiegel im Kajütenraum des Schiffes, und hier gelang es ihm, zwei Koffer, die halb schwimmend trieben, mit einem Bootshaken zu heben und dann auf der Treppe zu landen, von wo sie andere Hände aufs Deck beförderten. Auch aus der Mannschaftskajüte brachte er die vier Koffer ans Tageslicht. Aus der Kambüse wurde dann noch das brauchbare Geschirr genommen. Weiter war hier nichts zu holen. Und als die Sachen dem Boot überliefert waren, stiegen alle wieder ein. Mieken als letzte.

Sie hatte beim Räumen nicht mit geholfen. An eine der Wanten gelehnt, stand sie bewegungslos da und sah ruhig dem Schaffen der Männer zu. Das Abendglühen, das auf alle Dinge seine warme, gütige Farbe legte, wollte nur auf der fahlen Kälte ihres Gesichtes nicht haften. Klaas Korl, der weiter nichts zu tun hatte, betrachtete sie von seinem Boote aus mehr als einmal. Gar nicht wie ein lebendiger Mensch sieht sie aus, so dachte er. Ihre Farbe ist wie Schnee und Eis. Dabei hat sie Augen, in denen das Donnerwetter los sein kann. Und ihrer kleinen Stupsnase läßt es so, als sei die verteufelt gern bei allerhand Schelmenstücken mit dabei und warte nur darauf, daß sie sich lustig kraus ziehen könne. Weiß Gott, kein Mensch wird klug aus dem Gesicht.

Verdammt hochmütig scheint sie zu sein. Ihre Haltung, wie sie da in die Wanten sich zurückbeugt, schmeckt sehr nach Kommandieren. Ja, Du, mit der Herrlichkeit hier hat das nun ein Ende!

Wie aber die Männer wieder ins Boot klettern und der alte Matrose als letzter an die Schweigsame herantritt, ihr ein paar sanfte Worte sagt und ihre Hand ergreift, da steigt in ihren Augen soviel Bedürftigkeit auf, völlig wie dürstende Kinderaugen sind sie, und das Gesicht ist so wie das eines ganz kleinen Mädchens.

Sie ist folgsam mit in das Boot gestiegen. So fahren sie zurück. Je weiter sie aber das Wrack hinter sich läßt, um so mehr sterben ihre Züge wieder ab. Und als sich Klaas Korl von ihr trennt, ist sie wieder ganz und gar wie eingefroren.

Als er dann zu Hause mit seinem Schlafburschen beim Abendessen saß, brachte der von selbst das Gespräch auf Mieken. Mörderlich nahe schien ihr ja das mit dem Schoner zu gehen, sie säh' ja noch immer aus, daß man Angst vor ihr kriegen könnte.

Ja, wie 'n Gespenst, meinte Klaas Korl. Ob sie denn früher anders gewesen wär'?

Ob die sonst anders wär'? Wie Milch und Blut säh' sie aus, wenn sie ihren richtigen Schick hätte. Das wär' ja allerdings schon immer so gewesen: wenn ihr etwas verquer ging, da, wo andern Menschen das Blut zu Kopf steigt, da wurde sie jedesmal weiß wie ein Leichentuch. Ihr Vater, mit dem sie oft genug was auszufechten hatte, nannte sie bloß: ‚de witte Katt'.

Ja, von 'ner Katze hätte sie auch was, bemerkte Klaas Korl, davon könnte er mitreden.

Auch graugrüne Katzenaugen hätte sie. Und die könnten einem doll unter die Nase leuchten.

Aber sagen tät sie nicht viel!

Oho! Danach sollte Klaas Korl sich nur nicht verlangen lassen. Splitter und Scherben könnt' die reden.

Und hochnäsig säh' sie aus!

Das wär' sie aber nicht. Wenn ihr das Befehlen auch frei von der Leber ging.

Und lachen und so was gäb' es wohl nicht für sie?

Die? Wenn sie lustig wär', stellte sie Küster und Priester und Totengräber auf den Kopf. Aber für die nächste Zeit wär' das wohl vorbei. Ihr Schoner würde ihr wohl noch lange auf der Brust liegen.

Sehr viel an Behaglichkeit hatte sie nicht für Klaas Korl gewonnen. Er gab ihr denn auch bald wieder den Laufpaß und ließ diesen Abend wie den vorigen mit vergnügten Schifferliedern zur Rüste gehen.

Währenddes nahm Frau Mine Borgwardt, die Schwester von Willem Jenssen, des Amtes wohlbestallte Hebamme, dazu Besitzerin des Hauses, in dem auch ihr Bruder wohnte, der armen Schiffertochter sich an. Mieken hatte in ihrer Not von der Frau des Mückenhengstes, der ihr Quartier gegeben, keinen auch noch so kümmerlichen Lichtschein aufgefangen. Wie sollte die Frau ihr auch gewähren, wovon sie selber nichts besaß! Sie war hart, vertrocknet und verärgert — ein spitziges, feindliches Gesicht unter krausem, grauem Haar — und sie suchte und fand bei allen Dingen das Unleidige und wachte wie ein Geizhals über ihren Schätzen von Verdrießlichkeiten. Gab sie ihrem lebensfrohen Mann allzuviel der Bitternis, so sang er sie an:

Krus dat Horr un krus de Sinn,
Spitz de Näs un spitz dat Kinn,
Dor sitt de Deubel dreemal in!

Das war der erste Schlachtruf, aber oft genug vermochte der nicht mehr sie zu warnen. Dann kam es zwischen beiden zu schwerer Zerwürfnis, das zuletzt in eine heillose Klopffechterei überging. Er hatte Mühe genug, mit ihrer großen, breiten und glatten Vierkantigkeit umzuspringen. Hallte es dann aber durch die Umgebung, als würden Nägel in eine Bretterwand geschlagen, so wußte die Nachbarschaft, daß seine Hand siegreich den Kampf beendete.

In starrer Trostlosigkeit hatte Mieken den ersten Abend hingedämmert, während Frau Borgwardt zunächst an der Gehirnerschütterung des alten Steuermanns herumkuriert hatte, dann aber zu einer Entbindung in das Nachbardorf gerufen worden war. Am andern Morgen erst gab sie der Unglücklichen von ihrer Sonne.

Sie war das Gegenstück ihrer Schwägerin, war frisch, mollig und rund und dem Leben wohlgesinnt. Hätte sonst auch nicht so vielen mit soviel Freudigkeit dazu verholfen. Sie war es, die Mieken aus ihrer Dunkelheit immer wieder ans Tageslicht führte.

Heute abend saß der Steuermann, der jetzt leidlich wieder auf den Beinen war, ein schwerfälliger, wortkarger alter Bursche, bei Willem in dessen Küche. Der Mückenhengst redete das Blaue vom Himmel herunter, der andere aber war fürs Zuhören wie geschaffen, und so gab es guten Einklang. Inzwischen besprach Frau Borgwardt, die Mieken in ihrer Stube bei sich hatte, mit dem heimatlosen Mädchen in gütiger Ruhe, was jetzt aus ihm werden sollte.

Die ‚Marie Luise', so ließ sie sich sagen, war nicht hoch versichert. Der Schiffspart, der auf ihr stünde, würde wohl den größeren Teil der Versicherungssumme verschlingen, so daß für sie, die Besitzerin, nur wenig bliebe. Daß der Schoner verloren wäre, daran gäb' es jetzt keinen Zweifel mehr. So käme vielleicht noch der Erlös für die Masten, das Tauwerk, das Planken- und Balkenholz dazu. Vorausgesetzt, daß nicht vorher neue Stürme alles kurz und klein schlügen und die Trümmer forttrieben. Und daß die Kosten des Abbruchs nicht größer würden als der Gewinn. Hohe Sprünge also könnte sie keinesfalls machen. So viel hätte sie ja, daß sie vorläufig für ihr Geld hier bleiben könnte. Fort ginge sie natürlich nicht eher, solange hier noch von ihrem Schiff die leiseste Spur zu finden wäre.

Nun machte Frau Borgwardt dem Mädchen einen Vorschlag: die Arbeit gehe ihr nicht mehr so von der Hand wie früher, sie sei auch nächstens alt genug, daß sie ständige Hilfe brauche, und, kurz und gut, diese Hilfe solle Mieken ihr leisten, solange sie bliebe. Über Lohn und alles weitere würden sie sich schon einig werden. Ihre Schwägerin würde ja eine Zeitlang Feuer spucken, weil ihr das Quartiergeld durch die Wicken ginge. Aber so etwas wäre ganz spaßig anzusehen. Und Spaß muß sein, sagte Liedke, da lebte er noch. Die

Hauptsache wär', daß die kleine Dirn erst mal wieder lachen lernte!

Dabei zog Frau Mine die Abgestorbene zu sich heran, klopfte erst mit derber Zärtlichkeit ihre Schenkel und strich ihr dann sanft das Haar aus der Stirn. Durch Miekens Glieder aber ging ein Beben, ein Zucken, danach ein schluchzender Krampf. All die Qualen, mit denen diese letzten grausamen Stunden sie vollgewürgt hatten, stießen sich los. Und die ganze wilde, verhungerte Zärtlichkeit ihrer Seele tat sich schreiend auf. So warf sie sich mit lechzendem Ungestüm auf die gütige Frau, daß die sich kaum ihrer erwehrte. Endlich aber zwang Frau Borgwardt den drängenden Kopf der Wimmernden in Ruhe an ihre Schulter und fuhr immer wieder streichelnd darüber hin. „Na ja," sagte sie mit lächelnder Sänftigkeit, „na ja" und weiter nichts.

Stoßweise, wie sie hervorgebrochen war, flutete die Erregung zurück. Dann setzte Mieken sich wortlos hin, trocknete ihre Tränen mit zorniger Scham und versank in sich selbst. Danach richtete sie sich auf, stammelte halb trotzig halb zärtlich ihren Dank für so viel Wärme und machte sich jetzt mit fester und schneller Hand an ihren Umzug.

Zwei Tage noch blieben die Schiffbrüchigen zusammen. Am zweiten sollten sie vor den Amtsrat, der über den Unfall ein Protokoll aufzunehmen hatte. Vor dem Gang fanden sie sich alle bei Frau Borgwardt ein. Der alte Steuermann, in dessen viereckigem Schädel schon wieder ebenso viereckige Gedanken sich stießen, warf sich in die Brust und erklärte mit Wichtigkeit: nun würd' er genau alles sagen, wie es gekommen wär', und daß es nicht so gekommen wär', wär' es nach ihm gegangen. Aber was verstünden Weiber auch von Nawigatschon!

Von diesem Wort zuckte Mieken zusammen wie von einem Messerstich. So ist einem zumute, dem man ins Gesicht schreit, daß er sein Liebstes umgebracht hat. Frau Borgwardt fühlte das wohl, und ebenso Peter Iven, der alte Matrose. Der nahm denn auch gleich das Wort. „Ick will Di mal wat seggen, Stüermann. As Di de Steng' up 'n Brägenkasten sollen wir, dor dacht' ick, dat wier viellicht god för Di, von den Schubs keem Dien Brägen nu woll in de richtige Lag', nu würst Du viellicht klöker, denn dümmer künnst Du doch nicht good mihr wardn."

„Wat seggst Du?"

„Ick segg, dat ick mi irrt häw. Du büst noch 'n veel gröteren Dämelklaas, as Du all wierst!" Wer wäre der verantwortliche Führer des Schoners gewesen, er oder Mieken? Wer hätte sich von Mieken zu Kurs und Segelführung bestimmen lassen und wer hätte nachher nicht die Courage gehabt, das durchzuhalten? Davon wär das Unglück gekommen, und von weiter nichts. Er wär' an allem schuld und weiter niemand. Für ihn gäb' es jetzt nichts weiter als das Maul zu halten und höchsteus der Wahrheit gemäß zu sagen, daß er von Natur dämlich wäre und durch die Brägenerschütterung noch dämlicher geworden sei, weshalb er bitte, die andern zu fragen. Sonst wär' die Folge nur, daß sie ihm mit tödlicher Gewißheit auf der Stelle sein Patent nähmen, zu dem er sowieso bloß gekommen sei, wie der Junge zur Maulschelle.

Die Qualen des Verhörs wurden Mieken von dem Amtsrat, einem alten gütigen Herrn, der mit Wind und Wetter Bescheid wußte, und von Peter Iven, an den sich der Fragende vor allen hielt, nach Kräften erleichtert. Der Vorsteher meinte dann sogar, daß ihnen vielleicht nach sachverständiger Prüfung an Ort und Stelle das Seegericht erspart werden könnte. Nichtsdestoweniger kam Mieken wund geschlagen nach Hause.

Was der Steuermann geredet hatte, ehe er von Peter Iven zurückgewiesen war, davon trug nun einmal ihr eigenes Bewußtsein etwas mit sich herum. Sie selbst, ja sie allein war im Grunde schuld an dem Untergang ihres Schiffes. Sie hatte ihre Heimat zerstört. Ihre Heimat und ihr eigenes Leben. Was war sie noch auf der Welt? Wozu war sie nutz auf der Welt?

Dann kam es so über sie, daß sie, von Not und Grauen gepackt, nicht bleiben wollte, wo ihr Schiff tot lag, das Klage über sie rief und sie zu sich hinabziehen

wollte. Bis Frau Mine sie in ihre runden, kräftigen Arme nahm und in das gesunde Leben hineinrüttelte.

„Dat ligt nu mal hinner uns," so sprach die weise Frau der Verirrten zu, „un de Dogen hät man vörn in' Kopp, dat man vör sich sehen sall un nich hinner sich! Hoch de Näs! Nu kümmt wat Nieges!"

Fest nahm sie dann ihre Schutzbefohlene zur häuslichen Arbeit heran, und Mieken fand darin eine Freude. Sie war allein von den Schiffbrüchigen im Dorfe geblieben, die Männer waren eines Morgens in die Welt gefahren. Ein paarmal dachten Abenteuerlust und Veränderungssucht, die von dem Seeleben in ihr waren, mit einer Art Verschmitztheit daran, daß sie heimlich und plötzlich von hier fortflattern sollte.

Aber dann war es gerade das tote Schiff, das sie hier festband, und diese Macht war über ihren Wandertrieben. Je mehr das Grauen von ihren krankgequälten Sinnen abließ, um so milder ward ihr Gewissen, um so weiter zog ihr Schuldbewußtsein sich zurück. So wurde das Wrack für sie nicht mehr und nicht weniger als ein Grab, von dem man sich nicht trennen mag.

III.

Da Mieken nun im Dorfe feste Hausung gewonnen hatte, begann sie in diesem neuen Revier ihres Lebens mit ihrer natürlichen Regsamkeit sich umzusehen. Gut die Hälfte ihres Daseins hatte sie auf dem Schoner verbracht, der sie schon als Säugling mit der Mutter zur ersten Fahrt aufgenommen. Dann, nach dem Tode ihrer fröhlichen Mutter, die ein Schalk gewesen war, hatte sie meist bei Verwandten in Wismar gelebt, wo sie auch besseren Unterricht genoß; zuletzt aber, als erwachsenes Mädchen, hatte sie an allen Fahrten des Schoners teilgenommen. Ihrem Vater war sie unbequem, aber das Schiff gehörte ihr, und schon als Kind wahrte sie mit hartem Willen ihre Rechte; so mußte der Alte sich ihr fügen.

Mit den Leuten hatte sie lebendigere Fühlung. Bei ihnen fand sie für all ihre Einfälle, ihre Launen und Regungen Hilfe und Widerhall. Schon früh erwachte bei ihr, dem einzigen weiblichen Wesen unter Männern, das Bewußtsein weiblicher Macht. Und bald spielte sie mit diesen Kräften. Sie schmeichelte, quälte, verzog und verstieß, sie wirbelte, herrschte und lachte. Dazwischen hatte sie Stunden einsamer Schwermut, in die sie nichts Fremdes dringen ließ. Plötzlich aber riß sie sich wie ein Nachtmar aus dieser Düsterheit und freute sich zu spuken und zu schrecken.

Als eine Art Elementargeist betrachteten sie die Teerjacken, und die Scheu, die um sie webte, hatte doch nichts Fremdes und Feindliches, eher etwas Wohliges und Vertrautes, denn Seeleute leben mit Geistern auf freundschaftlichem Fuß. So hörte sie auch als Kolold niemals auf, ihnen Weib zu sein, alle neigten sich ihr, mehr als einer sehnte sich nach ihr in Liebe. Sie aber wies alle Begehrlichkeit weit von sich; noch war das Spiel lachender Herrschbegier und die Lust der Verwirrung ihre beste Sinnenfreude.

Dies Flimmern, Flackern und Irrlichtelieren ihrer lebendigsten Stunden wollte lange nicht wieder emporkommen durch all das Dunkel und die Schwere, welche Todesgrauen, Verlassenheit und Klage auf sie gelegt hatten. Dann aber sprühten doch leise Funken auf, zuerst wenn Frau Mine sie herzhaft an sich nahm und ihren Kopf streichelte. So gut wie aus ihrem knisternden Haar flirrte es dann aus ihren Augen und aus ihres Wesens krauser Schalkhaftigkeit.

Dann erzählte sie wohl von den Hausgenossen, allerhand Verstohlen-Pläsierliches. Vom Mückenhengst, daß der stutzerhafte Anwandlungen bekäme. Er hätte von seiner Frau sein rotgeblümtes Schnupftuch verlangt, die Herausgabe aber wäre ihm verweigert worden, da weder Weihnachten noch Karfreitag sei. Daraus entstand dann eine Schlacht, und in dem Kampf um die Fahne männlicher Eitelkeit und Eroberungssucht ward eben diese Fahne elendiglich zerfetzt und verwüstet. Ob solcher Zerstörung fielen dann, nachdem Streit und Zorn gedämpft waren, beide Teile in bittere Trübsal. Die Fetzen waren in eine Ecke zusammengekehrt. Mieken aber, die in ihrer Seekiste vom Vater her ein paar ähnliche Taschentücher aufbewahrte, nahm zu un-

bewachter Zeit, als die beiden nicht in ihrer Wohnung waren, sorgfältig die Fetzen mit sich, fand in ihrem Vorrat glücklich das gleiche gangbare Muster und legte nun an Stelle der Fetzen in die Ecke das unversehrte Tuch. Jetzt saßen die Beiden, sahen sich an, immer dümmer und dümmer, glaubten sich verirrt, abgetrieben aus der Wirklichkeit und im Märchenland.

So oft ihre Munterkeit sich regte und Ausschau in die Umgebung hielt, lag sie nach dem auf der Lauer, was zum Narren und Tarren das Ergiebigste sei. Außer Mutter Borgwardt wußte zunächst kein Mensch im Dorf von dem Kobold, der in der blassen Schiffertochter saß, kaum fand sie jemand anders als still, ernst, mit einem Hang zur Versunkenheit und zu einsamen Dünenwanderungen.

Am Strande gewahrte man sie öfters, meist stand sie allein auf einer Höhe, sah über das Wasser, heftete den Blick auf das Wrack. Traurig und trotzig stand sie so, und wer sich in ihre Nähe begab, kehrte bald wieder um vor den hart verschlossenen Augen.

Nur eine Freundschaft noch außer Frau Mines Zuneigung gewann sie in diesen ersten Tagen: der Erpel vom Nachbarn Jakob Heidemann warb um ihre Gunst.

Besagter Erpel, der sich äußerlich in nichts von anderen Wesen seiner Gattung und seines Geschlechts unterschied, auch sonst keine Regungen zeigte, die über das steißwackelnde Seelenleben des Entenvolkes sich erhoben, es sei denn, daß zeitweilige Vornehmtuerei und kühne Absonderung vom Harem sich nicht als natürliche Paschalaunen begreifen ließen — besagter Erpel hatte Mieken einmal mit Flügelschlagen und lautem Schnattern gegrüßt, wofür sie sich durch ein paar Leckerbissen erkenntlich zeigte. Seitdem entspann sich etwas zwischen ihnen beiden, und so oft sie in seine Nähe kam, blinzelte er ihr mit geneigtem Kopfe zu und watschelte ihr sittiglich entgegen. Sie nannte ihn ‚Wuschel'. Er gewöhnte sich an ihre Stimme und ihren Ruf, bald ließ er auch ihre Hand an sich kommen, sie streichelte seine glänzenden Flügel, zupfte an den krausen Schwanzfedern, und, wurde es besonders zärtlich um sie beide, so kraute sie ihm in dem flaumigen Schopf; dann sanken die hellen Lider über die dummlichen kleinen Augen, und der Schnabel klapperte leise ein glückliches Lächeln.

Das war nun schon nicht mehr das Gewöhnliche, so nahe pflegen sich Enten sonst nicht mit Menschen abzugeben. Mieken legte es aber immer mehr darauf an, sich ihren ‚Wuschel' zu zähmen und abzurichten, je weiter die andern darob die Mäuler aufrissen. So trat eigentlich zuerst durch den Erpel, ihren Freund, die Menschheit des Dorfes mit ihr in greifbare Beziehungen. Zu ihren Gunsten aber war diese Vermittlung kaum. Hatte Mieken schon vorher genug Absonderliches gezeigt, jetzt maßte sie sich schlechthin etwas abschreckend Wunderbares an. Sie aber konnte darüber in geheimer Freude die Hände reiben, denn sie spürte hier die tätigen Quellen ihrer alten Macht.

Freilich war das Spiel der Kräfte anders hier im Dorfe als auf dem Schiffe, wo sie die einzige Frau gewesen. Hier tat genug Weiblichkeit, neben der alten, habgierigen und wachenden, auch junge, sorglose und siegende, ihre Wirkung. Da mischten sich die Gewalten in wechselnden Zügen, in krausem Reigen und wirrem Streit. Sie aber freute es, von diesen Wellen sich tragen zu lassen. Erst war es nicht mehr als ein schaukelndes Ausruhen, und aus dieser schwebenden Lage warf sie nur schelmische Blicke in die Umgebung. Dann aber verschmähte sie es nicht, die flutenden und treibenden Kräfte sich dienstbar zu machen. Und wie die Scheu der andern, die Verwunderung, wie Haß, Neid, Begehrlichkeit und Grauen ihr immer mehr Macht gaben und so viel Gewalt, daß sie den Strömungen befehlen konnte, da war es ihre Lust, ihnen die Richtung zu geben, sie bald in die Irre zu leiten, bald diese und jene zu schäumendem Wirbel ineinander zu hetzen.

Ob sie es nun gar nicht darauf anlegte, durch die eigentlichen Mittel weiblichen Reizes in die Gedanken des Männervolkes hineinzusprühen, sie konnte es nicht vermeiden, daß die Sinnlichkeit ihre natürliche Triebkraft durch alles hindurchdrängte, daß in der Scheu, dem Stau-

nen und Erschrecken der Männer eine Verliebtheit aufbegehrte, wie in dem Entsetzen der Weiber die Eifersucht flog.

Da war Jakob Heidemann, der nächste Nachbar ihres Hauses, von Wuschel, dem Erpel, der rechtliche Besitzer. Den hatte seine Frau kräftiglich unter dem Pantoffel, die ein Dragoner war, laut, voll, herrschsüchtig und anmaßend in der Liebe. Wenn sie in Wut geriet, trommelte sie mit beiden Fäusten auf ihren mutigen Magen, so wie ein gereizter Gorilla seine Brust bearbeitet. Jakobs zartes Gewissen aber zwang ihn zur Demut, da er, wenn auch nur mit seinen Wünschen und Gedanken, oft genug auf Abwegen sich umhertrieb. Er — mehr nach Neigung als nach Erfüllung — der Weltmann unter den Fischern, er war es, der Mieken zuerst mit verliebten Augen ansah und Wuschel gern als Liebesboten zwischen ihnen beiden sich vorstellte. Selbst Worte mit ihr zu wechseln, fand er nur wenig Gelegenheit, und danach suchte er auch wohl kaum. Das Ungewöhnliche ihres Wesens hielt ihn in Bann, nicht weniger die Besorgnis, mit Emme, seiner angetrauten Holden, in offene Meinungsverschiedenheit zu geraten. So beschränkte er sich meist auf Blicke, die er etwa mit der sehnsüchtigen Wehmut des Gefangenen nach ihr aussandte.

Anders gab sich der kleine Mückenhengst, der mit wehendem Halstuch und sieghaft darüber sich drängendem Adamsapfel herumflamierte und nicht wenig auf den Vorzug pochte, Hausgenosse der Vielberufenen zu sein. Und wenn seine Schwester ihn auch ob solcher Geschwollenheit auslachte und in ihrem Wortschatz allerhand Anzüglichkeiten für ihn bereit hielt: ‚Ja ja, Glück muß man haben, sagt der Kahlkopf, da find't er 'n Kamm' — und dergleichen mehr, sein Selbstgefühl bewahrte das stolze Ansehn. Und immer wieder ließ er durchblicken, daß er nur aus Großmut oder auch aus gleichgültiger Verwöhntheit es verschmähe, das zu erobern, was er selbstverständlich längst besiegt habe. Aber im Grunde traute er der Sache ebensowenig wie Jakob, sein Nachbar. In den Tiefen seiner Seele regte sich bei ihm, der sonst keine Furcht kannte, vor Männern nicht und vor Weibern erst recht nicht, ein ganz kleines, niederträchtiges Angstgefühl.

Es ging ihm nicht anders als den andern auch.

Eine Scheu, lockend und drohend zugleich, wob sich um Mieken wie eine Wolke.

Auch die Stumpfsinnigen empfanden etwas von dieser sonderlichen Art, die wiederum selbst der Zügellosesten Frechheit im Banne hielt. Da war ein Mädchenjäger, der junge Schmied im Nachbardorfe, ein bildhübscher Kerl, strotzend von Kraft, seit drei Jahren Witwer und seitdem ein weiblicher Landschaden. Er pirschte mehrfach um Mieken herum, aber es blieb bei dem Auflauern. Und wenn seine Wünsche auch nicht von ihr abließen, die Wolke, die um sie war, verwirrte doch immer aufs neue seine Sicherheit.

Was sonst von den jungen Leuten mit langen Hälsen und runden Augen zu ihr hinglotzte, war zumeist unreif oder in allzu festen Händen. Einer aber hatte vor allen, selbst vor den Alten und Stumpfen, dies voraus, daß er sich am wenigsten von den Dorfbewohnern um Mieken scherte. Das war Klaas Korl. Er verhielt sich so, weil sein Bedürfnis nach Ruhe ihm lieber war und weil sein Gemüt sich planmäßig vor Unannehmlichkeiten in acht nahm, zu denen ihm nun einmal Unklares und Fragliches mehr gehörten als alles andere.

Der Mückenhengst, sein Bootsgenosse, sorgte dafür, daß er von ihr immer Neues zu hören kriegte, viel mehr als er zu wissen begehrte. Und wenn es dem Kleinen auch in all seinen Erzählungen auf eine Handvoll mehr oder weniger nicht ankam, so viel blieb gewiß, daß mit der Schiffertochter etwas, worüber man nur den Kopf schütteln konnte, ins Dorf eingezogen war.

So wenig Klaas Korl ihre Gesellschaft suchte, so wenig ging er ihr geflissentlich aus dem Wege. Er hielt daran fest, sich von ihr nicht stören zu lassen. Ein paarmal, wenn er zu Willem Jenssen kam, fand er sie in dem Hause, wo er sie grüßte, wie man andere Menschen auch begrüßt. Frau Borgwardt, die Klaas Korl wohlgesinnt war, zog ihn dann wohl

Traurige Nachrichten.

Gemälde von Prof. Gotthard Kuehl.

ins Gespräch, und Mieken nahm gelegentlich daran teil. Dann und wann sagte sie etwas, wozu die andern große Augen machten, er aber ließ das meistens spurlos über sein dickes Fell hingleiten. Einmal sah er ihr zu, wie sie auf den Erpel einsprach und dabei so tat, als ob der ihr Antwort gäbe. Er fand das schnurrig, aber es wühlte ihn nicht auf und erschütterte ihn nicht.

Dann aber wurde er Zeuge eines Auftritts, der sich doch tiefer in ihn eingrub. An einem Nachmittag, just als es zu dämmern anfing, standen sie auf der Diele in Frau Borgwardts Hause, — sie, die Besitzerin, Mieken, Klaas Korl und der Mückenhengst; auch ein paar Mückenfohlen lungerten herum. Klaas Korl erzählte gerade, daß er einen Zug Wildgänse gesehen hätte, die nach Süden wanderten, auch andere Zeichen, so meinte er, deuteten auf einen schnellen und strengen Winter. Da tönte vom Nachbarsgrundstück Frau Emme Heidemanns trompetende Stimme, dann knatterte ein wildes Schnattern dazwischen, drohend und verzweifelt, Mieken fuhr in die Höhe und eilte zur Tür hinaus, da kam ihr ‚Wuschel' in flatterndem Lauf zu ihr hingestürzt, ihm nach lief Emme Heidemann, ein Küchenmesser in der Hand, mit Schimpfworten sich beflügelnd. Langsam und geduckt folgte Jakob, ihr Mann.

Mieken hatte das verfolgte Tier auf den Arm genommen, die andern waren auch herausgetreten und sahen mehr oder weniger lebhaft den kommenden Dingen ins Gesicht. Der Erpel züngelte mit dem Hals zu dem Hals seiner Beschützerin hinauf. „Wat will'n se Di?" flüsterte sie ihm zu.

Da stand Emme mit gezücktem Messer vor ihnen. „Her mit dat Beest!" schrie sie ihnen zu. „Ick will disse verdammte Tucht nich mihr!"

Mieken hielt sich in königlicher Gelassenheit. „Wat sall dat Metz?" fragte sie ruhig.

„Wat dat Metz sall? De Kehl sniedick em aw! Ick will Ehren Trödelkram mit dat Diert nich länger mit ansehn! Slacht wad de Arpel, un dormit good!" Und nun sollte sie das Tier hergeben! Was ihr überhaupt einfiele, es an sich zu nehmen und ihr, der Besitzerin, vorzuenthalten? Ob sie es nun gutwillig loslassen wolle oder nicht! Damit rückt sie Mieken auf den Leib.

Die bleibt noch immer in Gelassenheit, aber aus ihrer kühlen Haltung beugt sie sich vor, streckt den Kopf und krümmt den Rücken, den freien Arm hebt sie langsam wie eine Tatze.

Jetzt greift die Frau nach dem Erpel — da wendet sich Mieken blitzschnell und fährt dann wie im Sprung auf die Gegnerin los, die unwillkürlich zurückfliegt. Dann schleicht sie ihr nach — in die Dämmerung sprüht es wie Phosphor aus ihren Katzenaugen. Und ein Hauchen sind ihre Worte, ein zischendes Flüstern, unheimlich geheimnisvoll.

Sie wolle dem Erpel den Hals abschneiden? Wuschel wolle sie umbringen? Ja, wisse sie denn, was sie damit tue? Wisse sie nicht, was alle wissen: daß Wuschel kein gewöhnlicher Erpel ist! Daß Wuschel überhaupt kein Erpel ist!

„Dröhnschnack!" schreit Emme dagegen auf. Aber in dem Schrei bebt etwas von einem Hilfruf. Sie blickt die andern an; die sind von Miekens spukhaftem Wesen, die einen mehr, die andern weniger, hingenommen. Sie sucht ihren Mann mit den Augen. Er hat sich zuerst abseits gehalten. Wie die beiden Frauen aufeinander losgingen, hat er in den wehmütigen Humor der Rolle des Männchens, um das die Weibchen kämpfen, sich hineinzulächeln versucht; jetzt ist er, bezwungen von Miekens Zauberkraft, nähergetreten. Auch in ihm findet seine Frau beileibe keinen Streitgenossen.

Inzwischen heftet sich Mieken immer inbrünstiger, zuversichtlicher und schonungsloser an sie fest, umspinnt ihr Opfer ganz mit dem Glimmen ihrer Augen, betäubt es mit dem dunklen Raunen ihrer schweren Worte.

Ein Mensch ist Wuschel! An ein menschliches Wesen wolle sie die Hand legen! Mit dem Messer wolle sie Menschenblut vergießen!

Wieder will Frau Emme Heidemann so etwas wie ‚Dröhnschnack!' rufen, aber das Wort verendet ihr in der Kehle. Alles was an abergläubischem Wesen in ihr dämmert, steigt brauend auf und um-

nebelt ihre Sinne. Wieder blickt sie auf die andern, sie alle sind wie fortgezogen in ein anderes Land, oder doch auf der Wanderschaft. Da verliert sie sich auch. Da schlagen die Schatten über sie zusammen.

Mieken aber schreitet weiter bis zur Vernichtung des Feindes. Immer in dem kauernden Anschlich, immer den Kopf mit den funkelnden Blicken vorgebeugt, und in den Worten ist Blutdampf. Schwer kriecht ihr Atem über Emmes erstarrendes Gesicht.

Nun? Was jetzt? Worauf besinne Emme sich noch? Warum fasse sie nicht zu?

„Don Se't doch! Ran mit dat Metz! Schnieden Se to! Glöben Se, he wehrt sich? Holl den Hals her, Wuschel! Sehen Se — so!"

Der Erpel hat Emme den Kopf entgegengereckt — da taumelt sie zurück. Vor Miekens Augen sträubt sich ihr Haar. „Laten's mi tofreden!" kreischt sie, und damit reißt sie sich jäh aus dem Zauberkreis.

Auf einen Augenblick ist ihr so, als müsse von den andern der oder jener über sie lachen. Aber sie sieht nur stille Mienen. Da bleibt sie bezwungen. Sie streicht ihr Haar, sie schüttelt sich, daß die Kleider fliegen, sie wendet sich zum Gehen. Sie will selber lachen, das kann sie nicht. Sie versucht zu schimpfen, und das gelingt ihr besser. Erst brummelt sie vor sich hin, als sie an ihrem Mann vorüberstreift, sprüht sie dem ein spitziges „Tüffel!" in die Augen, als sie weiter ist und sich sicherer fühlt, kommt Mieken an die Reihe, als „dwatsche Diern" und „unklookes Aas". Dann dreht sie sich um und ruft laut und gebietend nach ihrem Mann: „Jöbbe — kumm nah Huus!" Und dem ganzen Kreise verkündet sie: „Dat anner wad sich finnen!" Damit tritt sie in den Vorgarten ihres Hauses, das Land ihrer Herrschaft gibt ihr ihres Wesens Kühnheit zurück. Wieder wendet sie sich um, hoch richtet sie den Kopf, die Zähne knirschen aufeinander, mit wilden Schlägen trommelt sie auf ihren Magen, daß es durch den Abend hallt. Dazu brüllt sie mit Ingrimm zu den anderen hinüber: „Ick schnie em doch noch 'mal de Kehl aw!" Dann tritt sie donnernd ins Haus.

Nun ist das Lächeln da in der Gesellschaft, nach dem sie vorhin sich umsonst umgesehen hat. Bei Frau Mine beginnt es, dann wiehert der Mückenhengst hellauf, und auch Klaas Korl gibt ein Schmunzeln hinein. Zuletzt, dafür aber am längsten, grinst Jakob Heidemann ganz unverzagt vor sich hin. Das erstemal, daß jemand seine Alte hat zu Kreuze kriechen lassen. Wenn das keine Freude macht!

Mieken hat ihrem Wuschel den Kopf gekraut und ihn auf den Boden gesetzt. „Nu gah man werrer na Huus!" ruft sie ihm zu. „Se dheet Di nu nicks mihr!" Sie beugt sich zu ihm nieder und gibt ihm einen leisen Klaps, er hebt den Kopf in ihre Hand, wie zum Lebewohl, und watschelt dann leise schnatternd nach seinem Stall.

„Kiek eener dat Diert an!" sagt Mutter Borgwardt. Und nun wird ihnen doch allen wieder etwas absonderlich zumute. Als Klaas Korl heimwärts geht, hat er eine ungewohnt schwere Gedankenfracht aufgeladen.

Was ist das bloß für 'ne Dirn! Soll man das nun alles glauben oder nicht! Was hat die bloß mit dem Erpel? Alles, was sie da redete — und reden kann sie, Dunnerlüchting noch mal! — nie hat er so was gehört. Und nie hat er ein so dämliches Gesicht gesehen wie Emme ihr's. Obschon man darin hier nicht gerade verwöhnt ist. Wenn man bloß wüßte, ob das alles nun die reine Komödie war, oder ob noch etwas anderes dahintersteckt. Schnurrig ist das ja, wie der Erpel selbst sich benimmt. Er tut, was sie sagt, es scheint doch so, als versteht er ihre Worte. „Halt den Kopf hin!" sagt sie, und er tut es. Obschon die andere das Messer hat und ihm an den Kragen möcht'. Blindlings tut er es nach ihren Worten. Oder weiß er, daß die andere sich doch nicht 'ran wagt, und daß sie auf diese Weise ganz ins Bockshorn gejagt werden soll? Das wär' denn ja noch klüger von dem Vieh. Daß die Sache mit den Tieren, ihrem Verstand und ihrer Seele, nicht

so ganz einfach ist, das weiß er ja. Darüber hat er vielerlei gehört und gelesen, auch selbst hat er genug davon gesehen. Wenn er nur an den Pinscher von seinem Kapitänleutnant denkt. Der war klüger und anschlägiger als mancher Hann Maat an Bord. Aber daß in einem Entenbiest so etwas steckt, das ist doch etwas ganz Besonderes.

Und sie, sie selbst — wenn auch was Aufgetragenes und so was wie Zirkuskunst dabei war — wie sie dastand, wie sie angeschlichen kam, wie ihr die Augen gingen und wie sie so die Emme Heidemann, die doch sonst dreist und happig war als 'n Schlachterhund, wie sie die sich kuschen ließ — und erst als die weit vom Schuß war, fing die wieder an Hals zu geben — da war doch Zug und Murr und Klemm drin! Und auch ein echtes Gefühl, ohne Frage. Sie hatte den Erpel nun mal ins Herz geschlossen — darum ging sie so für ihn ins Zeug mit all ihrer Kraft und all ihren Künsten. Ja, ja, Künste waren dabei — aber warum auch nicht? Wenn man damit seinen Feind so famos unterkriegt! Jedenfalls hat sie ihre Sache fein gemacht. Und ein dolles Frauenzimmer ist sie, daran läßt sich nicht rüppeln und nicht rühren!

Aber so recht freudig warm ist es ihm doch nicht beim Denken an sie und ihr tapferes Werk. Dichter und dumpfer wird wieder das Unbehagen, das über ihr liegt, das Wirre, Unfaßliche und Trübe ihrer Art verschließt sie wie je seiner klaren, behutsamen Ruhe. Wie eine Wolke ist sie ihm geworden, und wie eine Wolke läßt er sie ziehen. Noch blickt er der Ziehenden nach, dann aber wendet er sich jäh und wahrt sich in seiner Welt und seinem Eigen.

IV.

Der Zug der Wildgänse hatte richtig prophezeit. Schon zu Anfang Dezember stellte sich der ganze Winter ein. Mit klarem Südost zog eine bitterliche Kälte her. Da der Wind vom Lande kam, war an der Küste keine Brandung, und so ließ sich hier die See gleichmütig mit Eis bedecken. Erst spielten noch ihre Atemzüge mit der Hülle, zersplitterten sie in Stücke, brachen sie in Schollen und schichteten, schoben und türmten diese auf- und gegeneinander. Dann aber breitete sich ein ruhiges, starrendes Trümmerfeld.

Noch waren auf ihm nur Krähen und Möwen geschritten, da wagte Mieke den Weg hinüber, um zu ihrem Wrack zu gelangen. Mühselig war ihre Wanderung, und weiter hinaus wurde sie gefahrvoll. Das Eis ächzte und bog sich unter ihren Füßen, schon wollte es sie nicht mehr tragen, da konnte ihre Hand gerade die Reling greifen, sie schwang sich hinauf und war in Sicherheit auf ihrem Grabe.

Der Landwind hatte niedrigen Wasserstand geschaffen, und doch ließ das Eis nur einen winzigen Teil des Vorderdecks frei, von dem das Bugspriet wie ein gestreckter Riesenfinger starr und befehlend nach dem düstern Himmel zeigte. Flut und Wind hatten den Rumpf mit der Zeit immer tiefer in den Sand gewühlt, so daß bei Hochwasser von dem Wrack nichts als die Masten zu sehen blieb. Bei anderem Wasserstand hätte ihr Schiff ihr keinen Ruheplatz bieten können.

Sie saß und trauerte und kroch in sich zusammen, von Schmerz und Kälte verkrümmt. Einsamkeit war um sie her. Der Himmel, dunkelviolett, war eine große Klage, am westlichen Rande war gefrorenes Blut. Und ihre Seele weinte schwer.

Wieder war es ihr gekommen, daß sie hinstarb in Verlassenheit und Gram. Sie schlang die Arme um das eisige Bugspriet, das unbarmherzig ins unwandelbare Jenseits wies, in die kalte, dunkle Ferne. Das ist mein Trost, dachte sie, der einzige, den ich habe. Das ist mein Weg, der einzige, der mir bleibt. Was bin ich ohne mein Schiff, und was soll ich so in der Welt? Was sind mir all die Menschen, und was bin ich ihnen? Daß man sie an der Nase zieht und sie dumme Gesichter machen läßt, ist das genug zum Leben? Mutter Borgwardt, ja, Du bist gut und zum liebhaben, aber Du brauchst mich nicht, und kann ich nicht ohne Dich sein? Ja, ja, unzertrennlich sind wir nicht. Und Du, Wuschel, verwunschener Prinz, würde Deine Seele mir nachziehn?

Die andern aber werden sich kreuzen

und segnen, wenn ich nicht mehr ins Dorf zurückkehre. Ich bringe Unruhe über sie, ich bin auf dem besten Wege, die Dorfhexe zu werden.

Einer ist unter ihnen, der hält sich frei von der Unruhe. Er hat große Augen, die still und fest sind. Nicht, daß sie gescheit wären. Vornehme Augen, könnte man sagen. Sie ist nicht nach seinem Sinn, das fühlt sie wohl. Aber das muß man ihm nachsagen, unruhig machen, wie die andern, und verwirren läßt er sich nicht von ihr. Vielleicht aber auch nur deshalb nicht, weil er eigentlich eine Schlafmütze ist.

Schlafen — hier einschlafen — hier, wo ihre Heimat ist. Schlafen mit ihrem toten Schiff. Und niemals ausschlafen. Sie schauert zusammen vor Müdigkeit, vor Frost und vor Grauen. Schwarze Vögel kommen von Osten her und fliegen langsam in das verblutete Abendrot. Schweigend ziehen sie, nur das Rauschen der Flügel hört man durch die klare, hallende Luft. Ein Leichenzug in den Lüften, der eine heimkehrende Seele fortbringt.

So müde ist sie. Und ihre Arme lösen sich nicht von dem Bugspriet. Sie wird einschlafen. Und wenn sie einschläft in dieser Kälte, die die Sinne betäubt, dann stirbt sie, das weiß sie wohl. Sie stirbt — sie stirbt — und ist doch noch so jung. Und hat doch eigentlich nichts verbrochen. Wenn nicht das eine, daß ihr Schiff zugrunde gegangen ist. Ja — daran ist sie gewiß nicht ohne Schuld. Und ihr totes Schiff will sie bei sich behalten. Sie wird einschlafen und sterben — wenn sie nicht die Hände löst von dem Bugspriet, dem harten Wegweiser —

Sie kann sie nicht lösen. Sie ist zu schlaff und müde. Sterben — sie hat doch Angst davor — sie ist ja auch nur ein Mensch und jung dazu — und es ist nicht leicht zu sterben. Warum löst sie die Arme nicht — nein, nicht ihr Schiff verlassen! — Und furchtbar ist es doch, was nun näher kommt — immer näher — — wenn sie nur nicht so müde wär' — so willenlos müde. —

Da steigt etwas in ihrer Kehle auf — und steigt und steigt ihr zu Kopf — und nun sitzt es in ihrer Nase und sie muß den Mund aufreißen und den Nacken straff ziehen — und dann muß sie niesen wild und erschütternd; beide Hände stößt sie blitzschnell gegen die Reling, daß sie nicht die Balance verliert und über Bord auf die Eisschollen fällt. Und wieder niest sie und noch einmal. Dann kommt sie zu sich und wischt mit dem Tuch ihre triefende Nase. Unschlüssig blickt sie und fremd — jetzt steigt es wieder auf und wieder muß sie niesen, daß es dröhnt. Da, wie sie sich verschnauft, breitet sich ein stilles Lachen über sie. Da möchte man gerne sterben, und der Schnupfen erlaubt es einem nicht.

Aber sie steht nun fest auf den Füßen und sie bewahrt ihr Lächeln über des Lebens Schelmenspiel und die Leichtigkeit menschlicher Dinge.

Sie denkt an die Geschichte, die sie in Wismar gehört hat, von einem alten ledernen Aktuar, der lebensüberdrüssig war und sterben wollte. Mit einem Strick ging er in den Wald, sich aufzuhängen. Als er die Schlinge an dem Knorren einer Kiefer anbrachte, kroch ihm eine Ameise über die Hand. Da schüttelte er sich vor Entsetzen, denn diese Tiere waren ihm zuwider, und schüttelte sich wieder ins Leben hinein. Vor dem Tod hatte er keine Angst, aber vor der kleinen Ameise fürchtete er sich. Und so ließ er die Schlinge und sah, daß eine ganze wimmelnde Heerstraße am Baume hinauf und hinunter ging — da war ihm der Baum verleidet und das Hängen verleidet, und er kroch wieder zurück in sein vergilbtes Dasein.

O Mensch!

Sie schüttelt lächelnd den Kopf über den Aktuar und über sich.

Dann wird es ihr unbehaglich. Sie widerstrebt dem Frost, dem Dunkel und der Verlassenheit. Sie denkt an Mutter Borgwardts warmes Stübchen, an das Feuer im Ofen, an die Bratäpfel in der Röhre. Sie denkt, daß es Zeit ist, nach Hause zu gehen. ‚Nach Hause, hab' ich gesagt, Mutter Borgwardt, hörst Du?' Und gegen den Schnupfen muß etwas geschehen. Ekelhaft sind ihr die laufende Nase und der benommene Kopf.

Sie tastet sich aufs Eis hinunter und

klettert über die Schollen dem Strande zu. Bald hat sie Land unter den Füßen, die ersten Sterne flimmern auf über dem Dorfe. Sie geht den nächsten Weg quer durch die Dünen, er führt sie am Waldrande entlang, vorüber an Klaas Korl seinem kleinen Hause.

Hinter dem Küchenfenster ist Licht und Feuerschein: sie blickt hinein, sie sieht den Hausherrn am Herd hantieren, und jetzt nimmt er die Kaffeemühle vom Bord herunter. Er will sich Kaffee kochen — warum auch nicht? Aber komisch muß es aussehen, wenn so ein Riese Kaffee mahlt.

Nun setzt er sich — jetzt nimmt er die Mühle zwischen die mächtigen Knie.

‚Nein Du — Du Schlafmütze, Du Suse, Du Kaffeeschwester Du! Sitzt da im Warmen und hast es so gut und willst Dir noch mehr Gutes antun! So unverdient leicht soll es Dir doch nicht werden!‘

Und mit übermütigem Finger klopft sie an die Scheiben. Er wendet den Kopf, erhebt sich langsam, stellt die Kaffeemühle zur Seite und geht ans Fenster. Nichts ist zu sehen. Er will das Fenster öffnen, aber es ist wohl eingefroren, und er hat Angst, bei dem Glas Gewalt anzuwenden. So tritt er vor die Tür. Keine Menschenseele. Da schreitet er gelassen, wie er vorgekommen, wieder hinein, geht in die Küche und an seine Hantierung.

Und wieder klopft es — ein Klopfen von menschlichem Knöchel — das ist unverkennbar. Und wieder wendet er den Kopf, aber er bleibt bei der Arbeit, und erst, als er die Bohnen durchgemahlen hat, steht er auf, und da das Klopfen immer wieder kommt, tritt er aufs neue vor die Tür.

„Is dor wen?“ ruft er ins Dunkel hinein. Der Ruf ist fest wie eine greifende Faust. Nicht laut, als wollte er etwas Unheimliches niederschreien, nicht flackernd und unruhig. Nur fest und klar. Sie freut sich des Klanges, aber wohl verborgen hält sie sich im Buschwerk. Noch steht er eine Weile, dann geht er wieder ins Haus. An der Art, wie er die Tür hinter sich schließt, hört sie deutlich, daß alles Klopfen an die Scheiben ihn jetzt um keinen Preis der Welt mehr auf die Beine bringen würde. Wie sie sich wieder hinangeschlichen hat, sieht sie ihn schon seinen Kaffee trichtern. Auf seinem Gesicht ist leuchtender Friede. Und die Kanne ist voll.

‚Trink in Gottes Namen Deinen Kaffee, Klaas Korl Strackerjahn! Wenn Du auch tranig bist und langzügig und von schlaksiger Verschlafenheit, Du hast doch etwas, was mir gefällt: in Deinen wetterfesten Knochen, in dem ruhigen Stolz Deiner Stimme. Und das Beste sind vielleicht Deine Augen, die einen Willen haben und eine Weite dazu. Möglich, daß sie sich sogar auf Träume verstehn. Und wenn man ihnen das Gruseln beibringen könnte, das hätte was Verlockendes, weil es ganz gewiß nicht so einfach wäre. Mit bloßem ans Fenster klopfen, wenn es auch noch so geheimnisvoll geschieht und sich nach einer Totenhand gebärdet, damit ist das nicht getan. Nun trink aber man — und dann räkel' Dich müde in Deiner Einsamkeit! Mir ist auch nach etwas Warmem zumute, wenn Du erlaubst, zieh' ich nach Haus.‘

Wie sie dann ihres Weges geht, muß sie doch den Kopf schütteln über die ewige Unrast ihres Wesens. Eben noch auf ihrem Wrack und zum Sterben traurig. Unter sich das tote Schiff und sie selbst im Erstarren — bald wär' sie die tote Gallionfigur des gestorbenen Schiffes geworden. Und dann im Handumdrehen hat sie sich gewandelt — als Waldspuk und Irrlicht treibt sie sich um.

Sie fühlt sich selber nicht behaglich in ihrer Haut. Und als sie bei Mutter Borgwardt sitzt, die strickend an den Ofen lehnt, beichtet sie ihr, was sie drückt. Daß dieses Hin und Her sie selbst am meisten quäle. Mutter Borgwardt kratzt sich den Scheitel mit der Stricknadel. Nun kommt etwas Wichtiges und Probates aus dem Munde dieser besten Kennerin weiblicher Sorgen.

„Ick will Di wat seggen, mien lütt Dirn! Schaff' Di 'n Brüjam an'

Mieken sieht ihr groß ins Gesicht, ein wenig verdutzt, ein wenig belustigt, im ganzen nicht sehr erbaut von diesem inhaltschweren Rat. Und munter lehnt sie ab. „Ach nee, Mutter Borgwardt, de ollen ekligen Mannslüed!“

Da setzt die Alte ein feierliches Gesicht auf und singt in getragenem Ton:

„Ohne Männer, ohne Männer
Is bloß Alltag im Kalenner."

Im Walzertakt verkündet sich diese Weisheit, die Frauen fassen sich um und tanzen danach, weil so alle Welträtsel am besten sich lösen.

V.

In dieser Nacht fiel der erste Schnee, dick, weich und friedfertig. Am Tage schien die Sonne, gegen Abend aber kamen Wolken und Wind. Schneestürme brachen herein nach dem stillen Flockenfall dieser ersten weißen Nacht und herrschten tagelang. Die Kiefern bogen sich kreischend vor den Windstößen, verzweifelt ächzten sie unter der Schneelast, die in ihren Kronen sich ballte. Hungrige Eulen schrien durch den Wald.

Enger krochen die Menschen zusammen. Auch die sich nicht leiden konnten, mieden einander nicht. Denn die Furcht ging da draußen um, in den Lüften brauste das Grauen. Der Odem der Welt stockte in dem tosenden Flockenwirbel.

Wenn es am wildesten tobte, wenn die Abendschatten in den fliegenden Schnee sich warfen nnd mit ihren schwarzen zuckenden Flügeln die weißen Wolken peitschten, wenn die Menschen bedürftig an Ofen und Lampe sich schmiegten, dann zog es Mieken mit Gewalt in die jagenden Wetter.

Nicht in die Dünen geht sie, nicht an den Strand. Tot ist das Wasser, vom Eise erstickt, und die Luft würgt der Schnee. Im Walde aber ist Leben, hier ist die lebendige Not, die Bäume schütteln sich, sie schlagen um sich und schreien. Da und dort ist einer dem Tode nah — und hier liegt ein Gefallener — und da und dort bricht einer zusammen. Hier ist das Sterben. Und der brausende Jubel der Vernichtung.

Das berauscht ihre jungen grausamen Sinne. Und es ist, als trage sie was von den Schrecken des gequälten Waldes hinein in die Stube, wo die Menschen hocken. Die Frauen rücken ab von ihr; in ihren Augen, in ihrem Haar, in ihren Kleidern bringt sie es mit sich, es ist nicht die Kälte und Nässe allein. Welcher ehrliche Christenmensch läuft auch jetzt im Walde herum, nur aus Freude an dem tollen Wetterspuk und der wilden Jagd in den Lüften?

Sie ließ die Alten ruhig beiseite, dafür knüpfte sie in der dunklen, heimlichen Zeit, die den Winterstürmen folgte, ihre Freundschaft mit den Kleinen enger und enger. Sahen die Eltern diesem Verkehr auch nicht freudig zu, sie waren doch zu träge und unentschlossen, ihn zu verhindern. Die Kinder aber ließen sich gern von ihr in den Schummerstunden Märchen, Abenteuer und sonst allerlei Wundersames erzählen.

Da war Jakob Heidemanns kleine Tochter, ein stilles, von der gewaltigen Mutter verschüchtertes weißblondes Geschöpf, das sonst käsegelb war und auf der Märchenfahrt sich immer knallrote Backen anträumte. Da war die Tochter von Luwig Burmester, eine steife, stolze kleine Person, deren unerhört gute Manieren weit und breit gepriesen waren, die aber immer, wenn es schön wurde, ihre Musterhaftigkeit so weit vergaß, daß sie den Finger tiefer und tiefer in den Mund steckte. Da waren die beiden Jungen von Willem Jenssen, die Mückenfohlen, zwei schmutzige Schlingel, ungewaschen, mit ihren nie geputzten Nasen gewaltige Lichtzieher vor dem Herrn; der ältere ein beweglicher Kobold, der mit Zwischenrufen und pantomimischen Bewegungen die Erzählung begleiten mußte, dessen Gesicht jede neue Erregung zu einer anderen Fratze verzog, der jüngere ein dickes dummeliges kleines Tierchen, doch beileibe kein schlechterer und kühlerer Zuhörer als die andern. Wenn Mieken mit ihren Geschichten aufhörte, war er es, der zu ihr hinkroch, sich wühlend an sie schmiegte und mit einem durstig stöhnenden: ‚Mihr! Mihr!' immer mehr zu schlürfen begehrte.

Es kam, daß sie allmählich immer fester im Dorfe ankerte, immer friedlicher wurden ihre Gedanken an das Grab in der See. Wohl faßte sie oft die Sehnsucht nach Meerfahrt und Wanderflug. Eines Tages, es war ein strahlender Wintersonnentag und ein Sonntag dazu, als sie von der Düne aus sah, wie eine Brigg mit vollen, frohen, leuchtenden

Segeln in den blauen Himmel hineinfuhr — da gab es kein Halten für sie, sie lief in die Welt hinaus: ‚Ich muß auf See, auf See muß ich fahren, ein starkes, gesundes Schiff muß ich unter den Füßen haben, was tot ist, ist tot, und hier zu hocken in dem dumpfen, stickigen Dorf, Teller abwaschen und Betten machen, das Dienstmädchen einer Dorfhebamme — ich die Schiffertochter, wie kann ich mich so erniedrigen! Auf See muß ich fahren, ein Schiff will ich haben — und hab' ich kein Geld, ich bin jung und Jungfer, und die Männer laufen mir nach. Einen Schiffer nehm' ich mir, wenn er auch alt ist und säuft, einen Schiffer will ich heiraten, und ein Schiff will ich haben, daß ich auf See sein kann. Auf See will ich leben und sterben.‘

Stundenlang lief sie ihrer Sehnsucht nach, bis sie verirrt stille stand und Angst bekam vor der Fremde, vor der Verlassenheit und vor sich selbst. Und mühsam fand sie sich zurecht auf bekanntem Wege, die sie dem Dorf und der Sicherheit des Lebens näher brachten.

Am Abend saß sie wieder beichtend bei Mutter Borgwardt.

„Heut wär' ich bald ausgerissen, Mutter Borgwardt, und niemals wieder gekommen.“

„Wohin?“

„Dahin, wo es Schiffer gibt. Und ein neues Schiff hätt' ich geheiratet.“

„Das wär' gar nicht so dumm, und das solltest Du ruhig tun.“ Mutter Borgwardt nickte still vor sich hin. Ihr kluges Herz empfand, da Mieken so offen von einem neuen Schiffe sprach, wieviel das Mädchen von seiner alten Not überwunden hatte. Und sie fügte klar hinzu: „Erst mußt Du aber hier alles zu Schick bringen. Verkauf' jetzt mal endlich die Masten und die Takelage. Jetzt, wo das Eis hält, können die Menschen ja trocknen Fußes und ganz bequem hinüberkommen. Wir schreiben heut noch an die Leute, die ihr Angebot machen wollen.“

Mieken stimmte ganz gelassen zu, erst nach und nach versank sie mehr in sich selbst, und ihr Gleichmut kam ins Wanken. Nun werden die Masten gekappt, das letzte, was von ihrem Schiffe sich zeigt. Jetzt bleibt nur noch der traurige Rumpf. Und auch den deckt die Flut. Nun erst ist alles wirklich tot und verloren.

Jetzt ist die Trauer wieder bei ihr. Frau Mine nimmt ihre Hand, aber die Klage läßt sich doch nicht wehren. Und das alte Lied beginnt, nicht mehr so wild, nicht mehr so verzweifelt, aber es ist doch schmerzensreich genug. Was solle sie eigentlich auf der Welt — was solle sie hier, was solle sie wo anders? Sie habe keine Heimat mehr. Und wer die verloren hat, der mache am besten die Augen zu.

„Ja, und wenn er sich ausgeruht hat, dann sucht er sich 'ne neue!“ erklärt ihr Mutter Borgwardt. „Was hast Du eben noch gesagt? Hast Du nicht gesagt, daß Du 'n Schiffer heiraten willst?“

„Nein.“

„Na nu! Wo hab' ich denn meine Ohren?“

„'n Schiff will ich heiraten, hab' ich gesagt.“

„Ja so.“

„Den Schiffer brauch' ich nicht.“

„Vielleicht brauchst Du auch noch mal so etwas. Und nun ist es spät geworden, jetzt wollen wir in die Posen.“

Sie nimmt Mieken an sich, streichelt ihr Haar und klopft ihre Hüften.

„So, mien lütt Dirn, un nu slaap rund, dat Du nich eckig wast!“ — —

Um Masten und Tauwerk des gestrandeten Schiffes bewarb sich am lebhaftesten der Vater von Stine Ebert, dem Mädchen mit dem traurigen Geburtstagskaffee, die Klaas Korl einmal zugedacht gewesen. Er wohnte im Nachbardorf, war ein krummer, dürrippiger Handelsmann, ein dreifach gesiebter, mit dem spitzigen, schnüffelnden Gesicht eines Nagetiers — ‚de Snuwrott‘ nannten sie ihn darum.

Mutter Borgwardt sagte von ihm: ‚Wenn ich den Kerl bloß ansehe, fehlen mir immer schon fünf Silbergroschen.‘ Sie kämpfte denn auch mit ihm um den Kaufpreis, wie eine Löwin für ihr Junges. Dreimal brach er die Verhandlungen ab, verschwor sich hoch und heilig, daß er nun sein letztes Angebot gemacht habe, und stellte dann, da die Frauen sich nicht erschüttern ließen, noch ein allerletztes. Als er auch damit keine

Gegenliebe fand, zog er fluchend seines Weges.

Ehe er ging hatte er ihnen mit aller Großartigkeit vorgehalten, sein ‚Bot' wäre so hoch, er wüßte selbst nicht, wie er das verantworten sollte, und er könnte auch nur dabei bleiben, wenn außer dem Holz und der Takelage — um diese beiden Sachen ging es ja von Rechts wegen — auch das Eisenwerk sozusagen als Zugabe an ihn fielen. Der alte Eisenkram hätte ja so gut wie gar keinen Wert, einen besonderen Käufer dafür fänden sie niemals, es wär' ja auch eigentlich ganz selbstverständlich, daß das Eisen von vornherein mit zu dem ganzen Kaufgegenstand gehöre, und nur seine ehrliche Dummheit hätte Schuld, daß er überhaupt davon anfinge und das noch besonders ausmachte.

Hierauf hatten die Frauen sich nicht weiter eingelassen. Jetzt aber, wo er wütend abgedampft war, dachte Frau Mine mit weiblichem Spürsinn daran, daß sich mit dem jungen Schmied, Martin Micheel, der froh war, wenn er zu ihnen ins Haus kommen durfte, über das Eisengeschäft als besonderen Handel ein Wort sprechen ließe, und daß damit dem alten Ebert für den großen Abschluß ganz gehörig Beine gemacht werden könnten.

So kam Mieken mit dem gefährlichsten Herzensbrecher dieser ganzen Gegend in nähere Berührung. Martin Micheel stand gerade auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Schönheit. Sein reckenhafter Körper zeigte bereits eine gewisse Neigung, Fett anzusetzen, und in seinem braunen Krauskopf begannen Zeit, Schmiedefeuer und Leidenschaften doch schon mehr auszuroden, als wieder nachwachsen wollte. Aber in seinen Augen und seinen Bewegungen war noch die ganze junge Siegesfreudigkeit, die ihm immer neue Erfolge gab und ihn mit jedem Erfolge gefährlicher machte.

Mieken betrachtete mit unverhohlener Bereitwilligkeit, was ihr an seiner Erscheinung gefallen mußte. Bald genug aber fanden ihre durch all ihren Übermut geschärften Blicke dies und das bei ihm heraus, was sich als Schwäche bespotten und lächerlich machen ließ. Sein besonderer Ehrgeiz war es offenbar, durch seinen kleinen Fuß zu bezaubern. Er trug engsitzende Stiefel mit hohen, möglichst weit nach vorn gerückten Absätzen; solch Schuhzeug fand man an der ganzen Küste nicht. Und seine Hosen hatten unten einen glockenförmigen Schnitt, daß sie möglichst viel von dem Stiefel deckten — nur noch in Spanien findet man dergleichen.

Hatte ihn Mieken aber erst bei dieser Eitelkeit gefaßt, so flogen ihr nur so die andern äußerlichen Künsteleien, die Spielereien und Nichtsnutzigkeiten seines Gehabes entgegen. Sie bemerkte wohl, wie absichtlich er mit dem Rollen und Aufschlagen seiner dunklen Augen wirtschaftete, und wie gern er den geradezu leuchtenden Klang seiner Stimme wirken ließ.

Wie immer spottete sie sich auch hier in eine Übertreibung hinein. Und die ursprüngliche Abneigung ihres jungfräulichen Wesens gegen seine Begehrlichkeit und Genußsucht scheuchte sie noch weiter hinauf. Vielleicht aber war auch etwas wie ein Schutzbedürfnis dabei, denn mit jenen lachhaften Äußerlichkeiten war doch seines Wesens Fülle nicht erschöpft. Martin Micheel war ein Romantiker auf seine Art, und eben darin ruhte das Geheimnis seiner Macht über die Frauenherzen.

Ohne Zweifel, er hatte etwas von einem Baritonisten. Nicht nur, wenn er, wohl gewaschen, sorgfältig gekleidet und gut frisiert in den besten Stuben der Bauernhäuser und Fischerkaten als Stern der Gesellschaft strahlte. Auch wenn er am Amboß stand und zu den Hammerschlägen und dem Funkensprühn mit seiner lebensfrohen Stimme, die sich so kindlich an sich selber freute, seine Lieder sang. Wer in die Nähe der Schmiede kam, blieb stehen und hörte zu. Frauen verlangten dabei auch noch seine Gestalt zu sehen, die Kraft seiner Bewegungen, die Hurtigkeit seiner bloßen Arme, die mit der schweren Arbeit spielten. Erst dann hatten sie an seinem Gesange den rechten Genuß. Aber auch wenn niemand ihm zuhörte, immer war sein Singen und sein ganzes Benehmen so, als stünden andere da, für die er seine Kunst zum besten gäbe. Stets war

Franziskanerkirche in Überlingen. Gemälde von Prof. Gotthard Kuehl.

er wie auf der Bühne, wenn er sang. Und das mußte man ihm nachsagen: nie ließ er sich verleiten, wenn Frauen ihm lauschten, mit Zweideutigkeiten oder Lüsternheiten schlimme Saat auszustreuen. O, er konnte auch mit solchen Liedern aufwarten. Und in Männergesellschaft zog er schon die schwierigsten Register, wenn es sein mußte. Aber vor Frauenohren nur saubere Lieblichkeiten. Am liebsten was von Scheiden und Meiden. Er, der zügellosesste Genüßling im Umkreis, wählte für seine Zuhörerinnen nur die keuschesten Lieder. Ob ihn nun halbbewußte Erobererinstinkte zu einem so duftigen Minnesänger bildeten, ob diese zarte Macht ganz unberührt in der besseren Hälfte seines Wesens keimte, soviel stand fest, Martin Micheel war ein Romantiker in seiner Art und zog daraus den Gewinn.

Als er jetzt mit den Frauen über das alte Eisen verhandelte, kam er ihnen wohl zart entgegen, aber in geschäftlichen Dingen gab es für ihn keine Galanterie, so wenig als hierzulande von irgendeiner Seite darauf gerechnet wurde. Mieken hätte es sich auch entschieden verbeten, sich von ihm etwas schenken zu lassen. Und so einigte man sich über einen Preis, der beiden Parteien billig war.

Das Alltägliche und Nüchterne der geschäftlichen Aussprache diente nun aber für Martin dazu, daß die Unnahbarkeit und das Geheimnisvolle von Mieken zum guten Teile abgestreift wurde. Seine Kennerblicke fingen an, sie zu mustern wie andere Weiber, und immer mehr Reizvolles deckten sie so an ihr auf. Daß sie von der Liebe bisher nicht berührt war, witterten gleich seine geschulten Sinne. Und nichts konnte ihrem Besitze Verlockenderes geben. Das freilich spürte er sofort heraus: ihrer herben, krausen und eigenwilligen Art, die ihre besonderen Wege ging, ließ sich nur mit größter Behutsamkeit beikommen. Aber das Ziel war auch aller Mühen wert.

Mieken fühlte es wohl, wie seine Blicke über sie hinwanderten. Das war ihr nicht behaglich, aber da seine Vorsicht ihn vor Aufdringlichkeiten zurückhielt, sprach doch bei ihr auch die Genugtuung ein Wort. Sie übte Macht auf diesen Eroberer, vor dem die Frauenherzen zitterten. Ihr Herz zitterte nicht vor ihm. Aber daß sie Gewalt über ihn gewann, das freute sie. Wie alle Herrschaft ihr Freude machte.

Der alte Ebert schimpfte nicht schlecht, als all das schöne Eisen seinen Fängen entschlüpft war. Eilig stellte er sich jetzt wieder ein, Mutter Borgwardts Voraussicht hatte nicht getrogen. Er fürchtete, ihm könnte noch mehr oder gar das ganze Geschäft durch die Lappen gehen, und so drängte er jetzt auf den Abschluß. Erst wollte er weniger geben, als er zuletzt geboten hatte, da nun das Eisen doch fortfiele, damit wurde er ausgelacht. Dann hielt er, gequält und fast verzweifelt, aber mit edler Festigkeit den alten Satz aufrecht, aber auch damit hatte er kein Glück. Frau Mine erklärte ihm, jetzt verlangten sie mehr, und wenn er noch länger wartete, würde die Sache noch teurer. Da versteinerte er in wortlosem Entsetzen. Als er langsam sich wieder erweicht und zu menschlichen Lauten sich zurückgefunden hatte, legte er mit kaum vernehmbarer Stimme ein Kleines dazu — es war das letzte Röcheln eines Sterbenden. Aber unbarmherzig, laut und lachend schob ihn Mutter Borgwardt zur Tür: „Nee, nee, Vadder Ebert, dat is all plus minus, as de Kramer segt! Gah Du man ierst hen un laat Di 'n Penning wesseln!" Ob solcher unnatürlichen Grausamkeit verfiel er in Wahnsinn, und in diesem Zustand bot er noch etwas dazu, und noch etwas, und dann endlich ließen seine entmenschten Peiniger von ihm ab.

Bald darauf setzte Tauwetter ein, sie mußten sich beeilen, die Masten zu kappen, wollten sie die über das Eis an Land schaffen. Mieken hatte bei der Arbeit zugegen sein wollen, dann aber vermochte sie es doch nicht über sich. Ein paarmal war sie auf dem Wege zur See, doch immer wieder kehrte sie um. Jetzt aber, als die Männer am Werke waren, fühlte sie deutlich, wie die Säge in die Bäume einschnitt.

Erst am andern Tage machte sie sich an den Strand. Der Westwind war einen Strich nach Norden gegangen und

heftiger geworden, Regenböen stoben durch die Luft. Wie sie auf die Dünenhöhe kam, suchten ihre Augen vergeblich. Mit aller Inbrunst suchten sie, aber nichts war von dem Schiffe zu sehen. Nichts. Und nicht einmal die Stelle hätte sie bezeichnen können, wo es begraben lag. Das war so traurig — konnte es was Trostloseres geben?

Das Wasser war gestiegen. Das Eis war aufgewuchtet und zerbrochen, vorne trieben die Schollen, krachten und knirschten in unwirscher, machtloser Verdrossenheit. Dahinter waren graue, träge, unmutige Wellen. Und wo war ihr Schiff? Sie bohrte ihre Augen in die Flut — da — ist da nicht etwas — etwas Schwarzes — wie eine Hand, wie ein Arm streckt es sich aus dem Wasser zu ihr hin — ist das nicht der Bug ihres Schiffes — da liegt es — da muß es sein —!

Aber es kommt nicht wieder — nichts zeigt sich mehr. Ein Wellentrug ist es gewesen. Und sie weiß nicht, wo ihr Schiff begraben liegt.

Das war ein trauriges Stehen und ein schlimmer Heimweg. Bei Mutter Borgwardt in der Stube fand sie Klaas Korl Strackerjahn. Der hatte neulich dem alten Ebert geholfen, die Masten abzusägen und herüberzuschaffen. Er sah so gleichmütig drein; von der traurigen Schlächterarbeit, der Leichenschändung, an der er mitgewirkt hatte, war nichts an ihm haften geblieben. Mit Haß und Grimm blickte sie auf seine harten, übeltäterischen Hände, die eben jetzt so friedlich gefaltet waren. Sie hätte sie gerne plump und gemein gefunden, aber das konnte sie beim besten Willen nicht. So rauh und mächtig sie waren, so wenig sie von Zärtlichkeit und Schöntuerei verstanden, alle Roheit lag ihnen gewißlich fern. Dafür hatten sie zu viel Treuherziges in ihrem reinen, guten Ebenmaß, zu viel Unbewußtes, Ungewolltes und Tappiges in ihrem ganzen Verhalten. Wenn sie feierten, waren sie wie ungeschlachte Kinderhände. Wo sie aber sich anspannten und zugriffen, das sah man wohl, da war Kraft und Verstand und Herz in ihnen, da mußte alles an sie glauben, so gut sie an sich selber glaubten.

Mieken dachte bei seinen ehrlich groben Händen an die gezierten Füße vom Schmied-Martin, und sie richtete den Blick auf Klaas Korls Schuhzeug, das nicht weniger unbekümmert und ungeschickt war als die Haltung und Bewegung seiner Vorderflossen. ‚Staat ist nicht mit ihm zu machen,‘ sprach sie zu sich, ‚dafür aber hat er keine Windbeuteleien im Kopf wie der schöne Susänger Martin Micheel. Keinenfalls aber brauche ich in Feindseligkeit gegen ihn zu verharren, so wenig mein Groll wegen der gekappten Masten, die doch gekappt werden sollten und mußten, vor vernünftiger Überlegung standhalten kann.‘ Und seine Gegenwart störte sie nicht, Mutter Borgwardt ihr Herz auszuschütten und ihre Trauer zu bekennen darüber, daß sie jetzt nicht einmal die Stelle wüßte, wo der Rumpf der ‚Marie Luise‘ unter dem Wasser begraben liege.

Da half ihr Klaas Korl sogleich mit fester Bereitschaft. Den Platz zu finden und zu behalten sei nicht schwer. Ob sie die breite, alte Eiche wüßte, die ganz allein hinter der höchsten Düne steht? Ja, nun dann müsse sie den alten, vertrockneten Zweig, der wie ein Arm nach Nordnordost zeigt, als Richtung nehmen, genau in dieser Linie müsse sie nach dem großen, flachen Stein am Ufer, der von da oben wie eine riesige Schildkröte aussehe, hinüberblicken: gerade in der Verlängerung, etwa dreihundert Meter Luftlinie von dem Standort, liege das Wrack.

Sie war ihm von Herzen dankbar, daß er ihr diese Sicherheit gab, zugleich kam er ihr näher, weil er ihrem Schiff soviel Sorgfalt dargebracht hatte, und sie war freudig berührt von der Klarheit seiner Weisung. Seine Angaben hatten Hand und Fuß. Und wenn sie ihn in Gedanken mehr als einmal Schlafmütze gescholten hatte, ein gut Teil davon mußte sie anstandshalber zurücknehmen, denn seine Beobachtung in Seeangelegenheiten schmeckte nach regsamer Kraft. Auf dem Wasser war er ganz gewiß ein tüchtiger Kerl. Sie sehnte sich so danach, wieder einmal zu segeln. Aber munter mußte es zugehen! Und nur Leute im Boot, die ihren Kram verstehen und vor 'ner Mütze voll Wind nicht in Kümmernis

verfallen. Klaas Korl sah ihr ganz so aus, als wär' er dazu der richtige Mann. Wenn sie sich erst näher kännten, würde sie ihn auffordern, mit ihr mal zusammen zu fahren. Ja, das wollte sie. Und das ließ sich beinah' so an, als ob es noch wieder einmal Freude auf der Welt geben könnte.

Mutter Borgwardt bemerkte wohl, daß die beiden sich vertrugen. Und ihr war es ganz nach dem Sinn, daß diese jungen Menschen, die ihr am besten gefielen unter dem ganzen Volk im Lande, nicht mehr wie bisher aneinander vorbeisahen. Sie konnte sich nicht enthalten, ausdrücklich ihren Segen dazu zu geben, indem sie das Gespräch auf das erste Zusammentreffen der beiden brachte. Davon war bisher nie die Rede gewesen, mit den Einzelheiten des Schiffbruches hatte sich keiner mehr beschäftigt; Mieken wußte wohl von allem, sie hatte auch öfters daran gedacht, wer der Mann gewesen sei, der sie auf seinen Armen von ihrem Schoner fortgeschleppt und dem sie zum Lohne dafür ins Gesicht geschlagen hatte, doch war sie der Spur niemals weiter nachgegangen. Jetzt wies Mutter Borgwardt sie darauf hin, daß sie eben diesen Mann vor sich hatte. Auch erfuhr sie jetzt zum ersten Male, wie wild sie damals zugeschlagen habe, mit der Kralle habe sie ihm das Gesicht aufgerissen, die Narben würden wohl immer bleiben.

„Wies doch mal, Klaas Korl," sagte Frau Mine, und er zeigte einfach und anspruchslos die tiefste Schramme unter dem Auge.

„Dat har licht dat Oog kosten künnt!" fügte die Alte hinzu. Mieken aber betrachtete gleichmütig das Werk ihrer Finger, und wenn etwas in ihren Augen sich erhob, Reue war es nicht, eher eine leise Grausamkeit. Dann zuckte sie die Achseln: „Gewalt gegen Gewalt," sprach sie leichthin.

Für Klaas Korl war die ganze Geschichte ohne alle Wichtigkeit, und daß Mieken so etwas wie Bedauern hätte zeigen sollen, war das letzte, was er erwartete. Da verdroß sie seine Abgeschlossenheit, daß er selbst diesem Erlebnis so gar keine Bedeutung geben mochte, und es trieb sie, an seiner Stille zu rütteln. Sie hob den Kopf, sah ihm gerade ins Gesicht und gab ihm frank und frei zu wissen: „Denn häw ick Se also teekent. Nu moeten Se ümmer mien Teeken mit sich 'rümdragen."

Da schlich das alte Unbehagen auf ihn zu. Und wenn Mutter Borgwardt auch über Miekens Worte schmunzelte wie über einen leichten Scherz, und ob das Gespräch sie bald zu helleren Dingen führte, das Trübe kroch weiter um ihn herum.

Als er draußen war, schüttelte er die mächtigen Glieder, da flog das Schleichende von ihm ab, und es ward ihm frei.

Gezeichnet? Was will sie damit sagen? Und was machte sie bloß für Augen dazu! Weil er die Schramme von ihr abgekriegt hat und weil die nicht wieder weggeht, darum trägt er nun etwas von ihr mit sich herum, etwas von ihr, was er nicht wieder los werden kann! Das ist denn doch noch besser! Meint sie, er hat nun einen Denkzettel von ihr, und der ist so, daß er nicht anders kann, als ihr anzuhängen? Das wollen wir doch erst mal sehen! Wenn sie glaubt, daß seine Gedanken sich nun mit ihr abgeben müssen, ob er will oder nicht — so was soll sie sich doch man lieber nicht einbilden! Was er will, das kann er auch. Und was er nicht will, das läßt er bleiben. Abhängen von irgendeinem und sollen und müssen und solcher Kram — Donnerwetter nochmal zu, das ist nun schon das richtige für ihn! Und das alles, weil er die Schramme im Gesicht hat! Quark! In der linken Schulter hat er 'n Messerstich. Das Ding sieht ganz anders aus. Und denkt er noch an Ede Rucks, der ihn da angezapft hat, und an Fieken Voß, um die das geschah? Im ganzen Leben nicht.

„Dat Di de Salhund! Teekent! Se hät mi teekent, segt se! Ossen warn teekent un Hamel un Swien. Wenn Du so wat büst, Klaas Korl, un to so wat gehürst, denn hät se recht!" (Schluß folgt.)

Erinnerungen an Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

Von Carl Busse.

Von einem Dichter soll ich hier erzählen, den ich sehr geliebt habe. Von einem Heimwehkranken, dessen Lieder schon lange dem zögernden Fuß vorauseilten und mit feurigen Zungen zur Ewigkeit fuhren. Von einem scheuen, verschlossenen, melancholischen Menschen, dessen letztes Glück es war, heimlich mit vollen Händen zu geben. Wohl wußt' ich lange, daß er fahrtbereit war. Aber als dann das schwarze Kreuz hinter dem vertrauten Namen auftauchte, hat es mich doch geschüttelt. Aus den aufgewühlten Tiefen stiegen hundert Erinnerungen und sprachen zu mir, und in weher Ergriffenheit bin ich noch einmal den langen Weg gegangen von jenem Tag meiner Frühzeit an, der mich für immer mit dem Dichter verknüpfte, bis zu dem trüben Tage seines Sterbemonats, der mir seinen letzten Gruß brachte.

In meinem siebzehnten Jahre — 1889 — las ich Carolaths Namen zuerst. Frühreif, Schüler noch, verwaist, verbittert, ohne eine Herrgottsseele, der ich mich hätte anvertrauen können, saß ich da in einem halbpolnischen Landstädtchen und erholte mich von den Bitternissen der Tage in den Nächten, die ich fiebernd durchlas und durchschrieb. Da war unter den Büchern, die ich mir heimlich verschaffte, auch ein Bändchen: „Tauwasser" von Prinz Emil zu Schoenaich-Carolath. Und vor diesem Buch hab' ich geschluchzt und gezittert wie nie vor einem andern; wie ein Sturm ergriff es das Knabenherz, das in Schauern die süße traurige Liebe zweier junger Menschen miterlebte. Abgötterei hab' ich damit getrieben, und schließlich hielt ich es nicht mehr aus: ich mußte an diesen Dichter schreiben und ihm aus all dem Überschwang meines Herzens heraus sagen, was er mir geworden war. In Franz Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter des XIX. Jahrhunderts" fand ich die Adresse. Und gleichzeitig erfuhr ich aus der kleinen Biographie, daß mein Poet der am 8. April 1852 geborene einzige Sohn des Prinzen Karl wäre, seine Mutter aus dem dänischen Geschlecht der Oppen-Schilden stammte, er selbst, früh verwaist, erst Dragoneroffizier gewesen, nun aber meist auf Reisen im Ausland sei, wenn er nicht auf Schloß Palsgaard in Dänemark lebe.

Erst während ich dies las, kam es mir plötzlich zum Bewußtsein, daß der Dichter des „Tauwassers" nicht nur um zwanzig Jahre älter, sondern daß er auch ein „richtiger" Prinz war, der sich um den kleinen Wongrowitzer Gymnasiasten ganz gewiß nicht kümmern würde. Ich glaube, ich hätt' damals alles darum gegeben, wenn er wie der Hungerpoet, den Moritz von Schwind gemalt, in einer Dachkammer gesessen hätte und ich Bruder zu ihm hätte sagen dürfen. Einen Augenblick sank mir der Mut. Ich hatte als preußischer Beamtensohn den eingeborenen Respekt vor Mandarinenjacke und Pfauenfeder und konnte mir nicht vorstellen, daß man an einen Prinzen auf einem gewöhnlichen Briefbogen schreiben dürfe. Da hab' ich mir gläubig einen mächtigen Stempelbogen gekauft, hab' ihn in der Mitte gekniffen und hab' neben dem preußisch-vorschriftsmäßigen Respektrand meine ganz unpreußische Begeisterung ausgeströmt. Glühenden Herzens trug ich dieses gewiß sehr lächerliche Schriftstück zum Kasten: es war die wunderliche Einleitung einer Verbindung, die jetzt, nach über achtzehn Jahren, erst der Tod gelöst hat. Lange Jahre später hab' ich, auf einem einsamen Deichspaziergang in Haseldorf, Carolath daran erinnert, und wir haben beide herzlich gelacht. Die Antwort auf meine Epistel kam spät; der Prinz war auf Reisen. Aber sie traf eben doch eines Tages ein und war so liebenswürdig, daß ich ohne Besinnen vom Kanzleibogen zu gewöhnlichem Briefpapier hinüberschwenkte. Mit seinem Trost und seiner Teilnahme hat mir der Dichter dann die Knabenschmerzen jener Zeit, die ich doch auch heut' noch als die schwerste meines Lebens empfinde, gelindert, und seine Briefe und Bücher — die wehen „Lieder an eine Verlorene", die gewaltigen Dichtungen mit der von Geniefeuer durchloderten „Sphinx" — waren der schönste Besitz des Jünglings.

Es war im Hochsommer 1892, als ich endlich die persönliche Bekanntschaft des Dichters machen sollte. Mit Haut und Haaren hatte ich mich inzwischen der Literatur verschrieben, und wie der erste kritische Versuch des Schülers selbstverständlich dem Dichter der Sphinx gegolten hatte, so war sein Name bald auch die Überschrift vieler begeisterter Artikel, mit denen der junge Schriftsteller die Redaktionen bestürmte. Es war fabelhaft, wie unbekannt Carolath damals noch war. Außer Maximilian Bern, der ihm in einer Anthologie einen hervorragenden Platz eingeräumt hatte, stand fast niemand zu dem Dichter, ja, das führende Literaturblatt äußerte sich höhnisch, es würde kein Hahn nach diesem Dilettanten krähen, wenn er nicht zufällig ein Prinz wäre. Um so hitziger führte ich den Kampf für ihn, und als ich dann selbst meine ersten Lieder sammelte, war es nur natürlich, daß ich sie dem Poeten widmete, dem ich die stärksten Eindrücke meiner Frühzeit verdankte.

In diesem heißen Sommer 1892 nun be-

wohnt' ich ein Stübchen vier Treppen hoch dem Schlesischen Bahnhof gegenüber, nährte mich von Zukunftsträumen und sah voll Sehnsucht drunten die Züge in die riesige Halle brausen, die aus der Steinwüste glücklichere Menschen ins freie Land trugen. Der August ging seinem Ende zu; er hatte mir nur Schlimmes gebracht. Aber die letzten Tage machten alles wieder gut. Denn gleichzeitig mit einem größeren Verlegerhonorar kam eine dringende Einladung Schoenaich-Carolaths. Wir müßten uns endlich einmal kennen lernen; ob ich mich nicht frei machen könnte. Ich sollte nur depeschieren, in Horsens würde der Wagen dann warten.

Vierundzwanzig Stunden später fuhr ich bei lachender Vormittagssonne an den Knicks Schleswig-Holsteins vorüber und grüßte dann die Türme der dänischen Festung Fredericia. Nachmittags ward die Gegend immer schöner. Mächtige Buchenwälder rauschten uns entgegen; in tiefem Goldglanz leuchtete das eben geschnittene Korn auf den Feldern, und alle Augenblicke öffnete sich die Aussicht nach dem Veillefjord, der in tiefster Bläue dalag.

Von Horsens aus ging es dann im Trabe durch eine reiche Gegend dahin, über der die goldenen Abendwolken standen, bis endlich Schloß Palsgaard vor mir lag. Es war ein wundervoller Besitz, gegen dessen Schönheit die dem Prinzen später zugefallene, viel größere Fideikommißherrschaft Haseldorf in Holstein nicht ankommen konnte und der, wenn ich nicht irre, ihm von Mutterseite her übereignet war. Wie gesagt, stammte seine Mutter aus einem der reichsten dänischen Adelsgeschlechter, und darauf mochte auch seine Freundschaft mit dem wegen seiner Deutschfreundlichkeit in Dänemark nicht sehr beliebten Bruder König Christians IX. zurückgehen, der auch den ältesten Sohn Carolaths über die Taufe gehalten. Dieser älteste Sohn schlummerte an dem Augustabend, an dem mein Wagen vor die Rampe des Schlosses rollte, im Stechkissen noch künftigen Großtaten entgegen, sonst aber war die ganze Familie versammelt, und den frühverwaisten Ankömmling ergriff das Bild um so mehr, als sich vier Generationen, wenigstens in der weiblichen Linie, nebeneinanderstellten, ganz wie in dem Schwabschen Gedicht: Urahne, Großmutter, Mutter und Kind. Die „Urahne", die Exzellenz Wrede, eine geborene Engländerin, die nur gebrochen deutsch sprach, für Malerauge ein prächtiges Menschenbild: wenn sie im breiten Gartenhut, den Krückstock in der Hand, ihren Mops Lowi zur Seite, den sonnenbeschienenen Parkweg hinaufkam. So hab' ich mir später immer die alte Liselotte von Orleans vorgestellt. Ihre Tochter die auch schon verwitwete Baronin Knorring. Deren Kind wieder die junge Gattin des Dichters, Prinzessin Katharina, mit dem leise fremden Akzent der baltischen Deutschen. Und die vierte Generation endlich repräsentiert durch Carolaths Töchterchen. Alle aber in Angst und Liebe besorgt um den Dichter. Wenn es abends noch einmal in den Park ging, ward er in Plaids und Schals förmlich eingewickelt, denn seine Mutter war an einem Brustleiden gestorben, und man fürchtete auch für ihn. Man konnte dabei nicht sagen, daß Carolath eigentlich krank aussah. Er war hager, sehnig, nur die gelbe Gesichtsfarbe und die Augen konnten stutzig machen. Diese Augen waren das Beherrschende. Sie waren überaus groß und konnten seltsam leer blicken, in einer melancholischen Interesselosigkeit, in einer leisen Starrheit, als hingen sie etwas Fernem und Fremdem nach und müßten sich immer wieder zur Aufmerksamkeit für das Gegenwärtige und Nächste zwingen. Ich komme auf diesen für den ganzen Menschen höchst charakteristischen Zug noch zurück. Der neunzehnjährige Junge nahm ihn schon damals auf, ohne sich darüber klar zu werden; er genoß naiv die schönen Tage, die an ihm vorüberzogen. Gab es heut' eine Spazierfahrt durch das reiche Land, so gab es morgen ein Picknick in den Wäldern, und ein drittes Mal ging es zum Strande hinab,

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

wo sich alles malerisch auf die Steinblöcke hingruppierte und Carolath selbst uns photographierte. Den stärksten Eindruck aber empfing ich eines Nachmittags. Nach dem Lunch war jeder sich selbst überlassen, und um auf eigene Faust den Park zu durchstreifen, wollt' ich gerade ins Freie treten, als ich droben spielen hörte: ein „seltsam Grollen in allen Registern". Nun hatte mir die Mutter der Prinzessin schon von dem wundervollen Spiel des Dichters erzählt, aber auch hinzugefügt, daß er selten dazu zu bringen sei, vor anderen sich an den Flügel zu setzen. Als ich noch zögernd stand, sah mich die freundliche Dame, welche die Klänge gleichfalls gelockt haben mochten, winkte mir, und heimlich schlichen wir nach dem Musiksaal. Lautlos setzten wir uns. Ich bin musikalisch so sehr Laie, daß ich über das Spiel selbst kein Urteil habe. Nur etwas dumpf Aufwühlendes und leidenschaftlich Aufgewühltes schien mir in künstlerischer Bändigung da entgegenzuklingen. Aber stark blieb mir das Bild haften: in dem Saale ganz allein und für sich der Spieler, der, als er die Lauscher bemerkte, mit einem jähen Übergang abschloß. Ich hab' ihn nie wieder gehört. Wenn ich taxieren darf, mochten ihm Chopin und Wagner nahestehen. Aber wie er da am Flügel saß, endigte und sich zu uns wandte, ahnt' ich, daß er ein einsamer Mensch war mit einer scheuen und stolzen Seele.

Schöner fast noch als die Tage waren in Palsgaard die Abende und Nächte. Im Kamin brannte das Feuer, dessen warmer Schein über all die Dinge lief, die Carolath von großen Reisen mitgebracht, über die Trophäen des passionierten Jägers, die Bären- und Tigerfelle. Dazu standen die Türen zur Terrasse offen, und aus dem Park stieg der schwere Duft, gekühlt durch den Atem des nahen Meeres. Dieser Park von Palsgaard wird mir unvergeßlich bleiben. Es gab in ihm günstig gelegene Stellen, an denen Tropengewächse gediehen, es gab darin vielhundertjährige Baumriesen, und vor allem: er fiel langsam zum Meere ab, dem Kleinen Belt, dessen tiefblaue Wogen, von weißen Segeln überschwellt, an den weißen, sandigen Strand schlugen. Die schönste Fernsicht hatte ich von meinem Zimmer aus. Drüben, unter den Sternen der warmen Sommernacht, lag dunkel und groß das Meer, ein schwüler Wind stieß durch die Wipfel des Parks, unendliche Buchenwälder ragten schwarz zur Seite, und hin und wieder drang durch die Stille der Brunftruf eines Hirsches. Fern jedoch, überm Meere, war immer ein Blitzen in regelmäßiger Wiederkehr — das kam von dem Leuchtturm der kleinen Insel Aebeloe. Und da meint' ich zu verstehen, weshalb das Meer in so viele Lieder dieses Dichters hineinrauschte und weshalb er die schwülen Nächte so liebte, wenn überm schauernden Parke blau und golden ein Wetterleuchten aufflammt ...

Das Herz übervoll von unvergeßlichen Eindrücken bin ich dann wieder nach Berlin zurückgefahren. Am letzten Tage war das Gespräch auf Brugsch-Pascha gekommen, den Ägyptologen; der Prinz erzählte, daß er viel mit ihm gereist sei, und die Prinzessin zeigte mir einen merkwürdigen Schmuck, eine Halskette aus Steinen von einem seltsamen blauen Ton. Diese Steine hatte Brugsch-Pascha in langen Jahren gesammelt; wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt, hatte er sie in den Gräbern der Vornehmen oder gar der Könige unter den Zungen der Mumien gefunden; die Jahrtausende hatten ihnen einen seltsamen Farbton gegeben. Brugsch-Pascha, dem ich in Berlin einen Gruß des Prinzen überbrachte, erzählte mir die Geschichte dieser Steine, berichtete mir noch mancherlei von dem jungen Schoenaich und zeigte mir frühere Bilder von ihm. Aber je mehr ich sah und hörte, um so mehr wuchs mir der Dichter gleichsam als psychologisches Problem zu, das ich lösen wollte. Mit ein paar Worten wenigstens möcht' ich sagen, wie sich mir die Entwicklung dieses ungewöhnlichen Menschen darstellt. Vielleicht darf ich da an die Sätze erinnern, mit denen ich im Juniheft das Jahrzehnt nach dem Deutsch-Französischen Kriege charakterisierte, diese Hochdekadenz, die den Poeten empfing, als er jung, reich, gläubig mit seinem wilden Sehnsuchtsherzen ins Leben trat. Süß klangen auch ihm die Flöten und Geigen vom Hörselberg, mit eitel Glück und Glanz lockte Frau Welt, in erster Liebe brannte der romantische Schwärmer. Aber jäh kam der Sturz in die Tiefen. Er fühlte sich von der Frau, die er liebte, verraten, in seinem Glauben betrogen, und in fassungsloser Empörung schrie sein Herz auf. Der Idealist ward zum wilden Spötter, der nicht mehr zu Gott schwor, sondern zu Voltaire und Schopenhauer, der seine Verzweiflung und seinen verratenen Glauben in den „Liedern an eine Verlorene" in die Welt hinausschrie und den Blitz rief, ihn zu zerschmettern, für den es fortan nur noch eine Frage gab: Weshalb ist die Frau urfalsch und treulos? Weshalb ist das Los des Schönen stets ein Trauerlos? Inbrünstig ringen die folgenden Werke nach einer Antwort. In „Tauwasser" wird sie noch nicht gefunden. Aber in den „Dichtungen" und zwar in der an Kühnheit ihresgleichen suchenden „Sphinx" wird eine Lösung versucht. Da stürzt der junge, vom ersten Kuß belogene Fürstensohn zum weisen Rabbi. Weshalb, fragt er verzweifelt, paart sich im Weibe Schönheit mit Gemeinheit? „Was sendet Gott ein Kind, das durstig ist, in einen weiten Garten, darin die Brunnen all vergiftet sind?"

Und der alte Jude reibt sich die Hände:

„... Wenn sein lechzend Roß
Mit Wasser tränkt der kluge Beduine,
Wirft ins Gefäß er eine Handvoll Sand,
Das Naß zu trüben. Allzu tiefer Trunk
Schadet dem Tiere. Sieh, dasselbe tat
Der weise Schöpfer. In den klarsten Quell

Der Lebenswüste schüttete er Schlamm
Mit vollen Händen; in den schönen Leib,
Den süßen, sinnbetörenden des Weibes
Goß er Gemeinheit. Ja, der Schöpfer ist
Ein guter Hirte. Allzu tiefer Trunk
Schadet dem Tiere ..."

Wie sich Guy, der Held der Dichtung, mit dieser trüben Weisheit abfindet, wie sich der Durstverschmachtete Ekel und Tod aus Wollust trinkt, wie das Weib, zuletzt zum großen Symbol emporwachsend, ihr eigenes Rätselwort kündet, das mag man in der Dichtung selbst nachlesen: wir haben in der größeren episch-lyrischen Gedankenpoesie nach Heine nichts, was ihr ebenbürtig wäre. Hamerling und Grisebach haben wohl ähnliche Töne angeschlagen, aber mit unendlich geringerer Kraft, Glut und Leidenschaft.

Von diesen Werken mag man auf den jungen Carolath zurückschließen. Ich weiß nicht, ob ihm jemand in der Zeit, da sie entstanden sind, 1878 bis 1883, nahe getreten ist. Er selbst, der selten oder nie über sich sprach, hätte gewiß am wenigsten gern über diese Sturm- und Drangepoche geredet. Ein unsteter Wanderer, scheint er durch die Welt gezogen zu sein, bald Erfüllung suchend im Rauschglück des Genusses, in den Hauptstädten der Kultur, bald sein heißes Herz in die tiefste Einsamkeit tragend; heut mit Hans Makart in Wien glanzvolle Feste feiernd, morgen in Reu und Leid, „einsam, als Büßer gen Balsora ziehend", durch Wüstenweh und Einöden. Mag man das persönliche Erleben dabei noch so hoch anschlagen und dem Schmerz verratener Liebe jedes Recht lassen — es wäre doch grundfalsch, daraus den ganzen Carolath begreifen zu wollen. Hätte es sich nur um eine verlorene Geliebte gehandelt, so hätt' er nach Klagen und Anklagen die Erinnerung verschmerzt, besonders da ihm bald ein neues und reineres Glück erblühte. Nein, es lag doch tiefer, es lag in seiner eignen Natur, sein Durst war unstillbar, er hatte das Leben „zu Tode geliebt", keine Sehnsuchtserfüllung wäre ihm genug, jede doch nur ein neuer Schmerz gewesen. Und die Verlorene, der alle seine Lieder galten, war zuerst wohl eine Frau von Fleisch und Blut, aber mehr und mehr ward sie zum Symbol der unerfüllt gebliebenen Sehnsucht. Nicht eine bestimmte Frau war es, um die seine Schwermut ihre Ranken spann — es war die Schönheit selbst, es war Frau Welt, die er zu wild geliebt und die ihn betrogen hatte. Alle Erdenschönheit — voran ihre höchste Verkörperung, das Weib, — war „Schmerz ohne Ende"; in allen Bechern der Erdenlust war ein bittrer Satz; nichts hier stillte den tiefsten Durst. So war das „Verlorene", um das seine wehen Melodien klagten, etwas „nie Besessenes", und die traurige Weise brach auch dann nicht ab, als er selbst in der Ehe ein Glück fand. Der Riß ging durch die ganze Welt, und in der Glocke selbst, die er läutete, war der Sprung, unheilbar, nur mit der Glocke selbst vergänglich ...

So erklärt sich, daß ‚das Tröpfeln aus geheimer Wunde' blieb, auch als sich der Dichter ein Lebensglück erkämpft hatte. So erklärt sich weiter die merkwürdige, noch mit einem zweiten Wesenszug verknüpfte Tatsache, daß die ihm Nächsten in seinen Dichtungen keine Stätte fanden. Aber wenn er auch niemals in Versen direkt von dem ihm zugewachsenen Eheglück und Kindersegen gesprochen hat — indirekt ward sein Wesen davon bestimmt und seine Entwicklung beschleunigt. Seit 1884 hatte Carolath geschwiegen; 1892 zeigte er mir in Palsgaard ein paar Seiten des Fatthume-Zyklus; eine größere Dichtung hatte er schon das Jahr vorher im Manuskriptdruck seinen Freunden zugänglich gemacht: sie hieß mit ihrem Titel, den man auch symbolisch nehmen konnte, „Don Juans Tod" und stellte gleichsam die Angel dar, in der sich sein Schaffen drehte. Vielleicht bedeutet sie auch sein reinstes Werk, das, im Sonnenschein junger Ehe geschrieben, von der Erlösung durch die Liebe handelt. Don Juan stirbt: d. h. auf Carolath bezogen, das in unstillbarem Durst lechzende Element tritt zurück, wird erlöst und durchläutert von reiner, opferfroher Frauenliebe.

Von nun an bekommt Carolaths Dichtung ein neues Zentrum. Sie handelt nicht mehr vom Leid, sondern von der Erlösung. Nicht mehr von der wilden Empörung des betrogenen Herzens, sondern von Leidüberwindung durch das Opfer. Diese Entwicklung wurde in ihrer Weiterbildung zu der erschütternden Tragödie einer Selbstbefreiung, in der sich eine reiche Natur vom „Lichtbrand des Hellenentums", vom süßen Antlitz Aphroditens fort auf Dornenpfaden mit blutigen Füßen vorwärts zwang zum Kreuz des Demutsgottes. Erst war alles noch eine zage Hoffnung, aber immer bestimmter tauchte der Glaube auf, daß über der vergänglichen irdischen Schönheit, die ein tieferes Herz nicht sättigen könne, eine ewige lebe; und als an die Stelle des „Genug ist nicht genug!", an die Stelle wilder Lebenssehnsucht die Erkenntnis trat, daß das Höchste nicht der Genuß, sondern das Opfer sei, war der größte Gedanke des Christentums in dieser ringenden Seele aufgegangen. Mit einer eisigen Energie hat Carolath alle Konsequenzen gezogen. Es schien, als könnte dieser Mensch, der *äußerlich* im höchsten Sinne die mâze hatte, wie die mittelhochdeutschen Dichter sie verstehn, *innerlich nie* Maß halten. Denn wie der junge Carolath gegen Weib, Welt und Schöpfer gewütet hatte, so wütete der ältere Carolath um ewiger Ziele willen gegen sich. Sein Weg zum Kreuz war ein Blut-, Schweiß- und Tränenweg; er kreuzigte sich selbst in Opferwollust, und er, der Stolze, flehte in einem erschütternden Gedicht zu Gott, ihm „Ehre, Stolz und Mut" zu *zerbrechen*. Sein Glaube war nicht so eine fröhliche Zuversicht, als ein Sich-Ausliefern mit gebundenen Händen.

Daß meine Jugend da nicht mehr mit-

machte, ist kein Wunder. Ich habe es dem Dichter offen gesagt, daß er meines Erachtens gegen seine eigne Natur wüte. Aber ich glaube, selbst wenn ihm der liebste und größte aller Menschen das gesagt hätte — es hätte ihn wohl geschmerzt, doch auch dieser Schmerz wär' ihm nur ein neuer Stachel und Sporn gewesen, denn sein Leidens- und Opferwille ward immer größer. Und ganz natürlich veränderte sich damit der Charakter seiner Dichtung. Die Helden der „Sphinx", selbst noch die von „Don Juans Tod" waren Fürstenkinder, strahlend in Jugend und Schönheit. Die berühmten Bilder Carolaths (er hat vielleicht die kühnsten und schönsten der neueren Literatur) sind gleichfalls meist seinem natürlichen Milieu entnommen. Aber schon in „Philemon und Baucis" naht der Gott als Bettler:

„Als Bettler kam ich, weil aus Bettlerwunden
Ein großer Strom, mit Gott verbindend, quillt,
Bis daß der Gottheit Liebesdurst gestillt."

Und der Held der letzten Novelle, die er wohl geschrieben hat, ist ein verkommener Bettler, der als Weihnachtsgabe vor dem Christkind seinen letzten Branntwein opfernd in den Schnee gießt. Höhenmenschen waren dieses großen Romantikers natürliche Ideale; Faust, Don Juan, Ahasver, Judas in Gethsemane, die großen Menschheitstypen, konnte er beschwören wie kein andrer. Aber sein immer wachsendes Mitleid, sein Opferdrang trieben ihn von den Höhen hinab in die Täler, daß er das Joch der Knechte auf sich nahm. Aus diesem starken sozialen und christlichen Empfinden heraus hat er den „Bürgerlichen Tod" geschrieben, den er mir mit der Widmung sandte: „Kein Werk der Kunst, ein Werk des Herzens nur!" Und als Pendant dazu veröffentlichte er bald nachher den „Adligen Tod" in einer Zeitschrift. Aber schon diese erste Publizierung erregte in gewissen Kreisen Sturm. Carolath hatte das nicht erwartet, aber er, der über „Fürstengunst und Parteientum" so oft als über „Scherben der Eitelkeit" die Achseln gezuckt, fürchtete es auch nicht. Immerhin mochte der Scheue irgendwelche sensationelle Ausbeutung der Novelle voraussehn — er ließ das fast fertig gedruckte Buch vernichten. Es ist nie erschienen. Wohl aber erschien nicht lange danach eine Erzählung, die stofflich wohl im ganzen Umkreis unsrer Literatur einzig dasteht, die blitzartig den ganzen Carolath beleuchtet. Ich meine den „Heiland der Tiere". Darin schlägt sich ein einsamer Bauernsohn in schauernder Opferwollust selber ans Kreuz, daß der Tropfen Heilandsblut, der auch für ihn geflossen, aus seinen Wunden aufs Haupt der Kreatur falle und sie erlöse. Wie dem Helden hier über die letzte schwere Versuchung still und unabwendbar die Notwendigkeit des Opfers emporwächst, die freiwillige Lebensverneinung in ihrer vollen tragischen Größe, das ist groß und beklemmend zugleich.

Ich brauche nicht zu sagen, daß der Opferdrang, der so als wirkende Kraft in den Dichtungen erscheint, auch in den Betätigungen des Menschen auf das allerstärkste durchbrach. Mitte oder Ende der neunziger Jahre hatte der Prinz die große Fideikommißherrschaft Haseldorf geerbt und war nach den Begriffen dieser Erde ein sehr reicher Mann geworden. Er konnte seinem Opferdrang also unbedenklich frönen; er hatte wirklich das Recht dazu, in einem Gedicht zu sagen: „Ich brach mein Brot den Armen!" Denn es verging kein Tag, wo er nicht gab. Im Dorf war, natürlich zumeist seinetwegen, eine kleine Bankfiliale errichtet worden. „Es ist mir lieb," sagte er, „ich brauch' nur hinüberzuschicken." Und was an Geld- und sonstigen Hilfssendungen tagtäglich von Haseldorf in die Welt ging, ist kaum glaublich. Carolath selbst ließ zwar nie ein Wort darüber verlauten, aber ein Zufall zeigte es mir. Je bekannter er wurde, um so mehr häuften sich natürlich auch die Anliegen und Zuschriften. Es ging ihm wie allen: viele Jahre lang hatten seine Bücher bei dem Verleger wie Blei gelegen. Aber plötzlich begannen sie gekauft zu werden, und zu seinem eigenen Erstaunen folgte Auflage um Auflage. Um so größer ward, wie gesagt, auch die Zahl derjenigen, die sich an ihn wandten, begeisterte Verehrer, junge Poeten, Autographenjäger, Hilfsbedürftige. Und jeden einzelnen Brief beantwortete er in seiner klaren, eigenen, und doch in ihrer unveränderlichen Gleichmäßigkeit interesselosen Schrift. Ich hab' ihn gefragt, weshalb er soviel Stunden auf diese ergebnislose Briefschreiberei verwende. Aber er hielt es für seine Pflicht. Auch das war ein Opfer. „Es ist süß, zu dienen, demütig zu sein," heißt es im „Heiland der Tiere". Er mußte und wollte geben, wollte allen möglichst Freude machen. Ich entsinne mich keines Weihnachtsfestes seit sechzehn Jahren, wo er mir nicht irgendeine Kleinigkeit, sei es ein neues Buch von sich, sei es sein Bild, sei es eine Schleckerei auf den Tisch gelegt hätte, und ebenso wie mir natürlich vielen andern persönlichen Bekannten. Sein Kreis war ja immer umfangreicher geworden, seit er dauernd in Haseldorf wohnte. Carolath lud gern, bald und herzlich ein. Es war, als wollte er die Einsamkeit bannen, die doch letzten Grundes mehr in ihm lag, als in der Weltabgeschiedenheit seines Besitzes. In wie viel Briefen hat er auch mich als seinen „ältesten literarischen Freund" zu sich gebeten, und wie oft hab' ich mich auf ein Wiedersehn gefreut, das ich dann doch immer wieder aufschieben mußte! Erst 1903, zur Pfingstzeit, fuhr ich wieder nordwärts, nicht mehr allein, sondern mit „min jung Fru". Vieles war anders geworden. Die Exzellenz-Urahne schlief längst den ewigen Schlaf, die Kinderzahl war inzwischen auf sechs Köpfe gewachsen, und das älteste Töchterchen, das wir in Palsgaard abwech-

Alte Lohmühle.

Gemälde von Prof. Gotthard Kuehl.

selnd auf den Armen getragen, präsentierte sich als schlanke, junge Dame. Eine prächtige Lindenallee, die der Prinz sehr liebte, führte auf das Haus zu; dahinter schloß sich der Park an mit seiner Klopstocklinde, in deren Schatten schon der Sänger der Messiade geträumt hatte; jenseits des Schloßgrabens lag um ein Kirchlein herum ein alter Friedhof mit eingesunkenen Grüften, darauf auch der Grabstein einer als zweijähriges Kind gestorbenen Komteß Ahlefeld mit einer berühmten Grabschrift, die mancher der Haseldorf besuchenden Poeten als Motiv für ein Gedicht benutzt hat. Da haben wir schöne Sommertage verlebt, und auf einsamen Gängen oder in den abendlichen Plauderstunden auf der Terrasse ward vieles berührt, was jetzt in der Erinnerung neu auf mich zukommt. Selbst politische Themen wurden gestreift: Schleswig-Holstein war damals gerade in der Ära Koeller, die dem sehr sozial empfindenden Prinzen wider den Strich ging, während ich, selbst der Sohn einer Grenzmark, die Politik der „starken Hand" verteidigte. Aus persönlichem Erleben erzählte er dann auch mancherlei von Kaiser Friedrich und Kaiserin Elisabeth, sprach über gemeinsame Dichterbekannte und zeigte mir die letzten schon merkwürdig unsicheren Zeilen, die er von Conrad Ferdinand Meyer erhalten hatte. Er war aber trotzdem keine mitteilsame Natur; er ging eigentlich niemandem gegenüber aus sich heraus, und man fühlte tief, wie einsam er war. Eines Tages schloß er uns seine „Rumpelkammer" auf, wie er scherzhaft meinte. Es war ein etwas abseits stehendes Gebäude, von oben bis unten mit den seltensten und kuriosesten Dingen vollgestopft. Im Erdgeschoß die heut so sehr begehrten alten Truhen, Schränke und sonstigen Einrichtungsstücke aus den friesischen und holsteinischen Bauernstuben. Dann historische Kuriositäten, Ordenssterne hoher Würdenträger, deren Galafracks melancholisch in der Nähe verstaubten, Pretiosen, Ringe und sonstige Schätze, die zum Teil eng mit geschichtlichen Persönlichkeiten verknüpft waren, altes, feines Porzellan und weiß der Himmel, was noch alles. Stieg man höher, so kam man in die Bibliothek, die wohl gleichzeitig Archiv war. Da standen in Schweinsleder die alten Bibeln, standen in den Einbänden ihrer Zeit die Reihen von Büchern, die niemand mehr aufschlug, aber da gab es auch vergilbte Urkunden mit dem großen, herabhängenden Staatssiegel. Unwillkürlich dacht' ich des Stoßseufzers, den mein Professor einst zu uns im historischen Seminar getan: „Sie ahnen gar nicht, welch ein Segen es wäre, wenn die alten Adelsgeschlechter ihre Archive öffneten. Da liegt noch unendlich viel." Allerdings sagte mir Carolath, er hätte viele Monate lang einen Fachmann mit der Sichtung der Papiere betraut, aber jedenfalls war die Arbeit nicht zu Ende geführt worden. Auf den Tischen lagen noch Stöße von Papieren, und als ich ein zur Erde gefallenes Blatt aufhob, war es ein Originalbrief Blüchers. Eine Reihe andrer Originalbriefe — solche vom Großen Kurfürsten und andren Potentaten, von Staatsmännern und Dichtern — hatte die Prinzessin im Schloß in einer Mappe. Und der Besitzer dieser Schätze sah mit seinen großen melancholischen Augen darüber hinweg, als wär' dies alles doch nur Moder, Schutt und Scherben. Ich sagte schon, daß seine Augen sich just nur wie unter einem leisen Zwange des Willens für das Nächste belebten, daß sie im Grunde voll schwermütiger Interesselosigkeit waren. Als einst die Frage an ihn gerichtet ward, wofür er sich denn eigentlich interessiere, zögerte er einen Moment, und ich hätte fast die Antwort erwartet: für nichts. Er sagte dann: „Für schöne Edelsteine." Manchem mag es rätselhaft klingen; gewiß war es ein Stimmungswort. Aber es hätte sich nicht so tief eingeprägt, wenn es nicht doch eine instinktiv sofort empfundene Wahrheit enthalten hätte. Man lese die Dichtungen in dem Prunk ihrer Sprache, ihrer Bilder. Er war ein kostbarer Dichter. Und man wird dann doppelt begreifen, welch Tränenweg der Weg seiner tragischen Selbstbefreiung war, der ihn vom Hörsel- zum Ölberg führte.

Ob er unterm Kreuze Glück gefunden hat? Frieden wohl; Glück nicht. Er hatte zum Glücklichsein doch wohl kein Talent. Er hatte sich der Einsamkeit so tief befohlen, daß er „bald allein" war. Innerlich allein. Nicht, weil ihn niemand verstanden hätte, sondern weil er selbst zu sehr in sich beschlossen war, um sich hingeben zu können. Glücklos im Glück, fröstelnd in aller Sonne, die Liebe, Freundschaft, Ruhm, Reichtum auf seinen Weg warfen, stand er da. Oft denke ich, daß seine ganze letzte Entwicklung ein verzweifelter Versuch war, aus der Toteinsamkeit herauszukommen, daß er sich deshalb von den Schroffen und Höhn in die Niederung zwang zum Leiden und Leben, zur Liebe und Religion seines Volkes, daß er deshalb seine Dichtung in den Dienst sozialer Ideen stellte, deshalb sich selbst und seinen Stolz zerbrach. Aber der Versuch gelang doch nur, soweit er gelingen konnte. In einer Dichtung sprach er einst von „Lampen, die durch Alabaster brennen". Ich möchte das Bild auf ihn selbst anwenden: er brannte und verzehrte sich, aber nie konnten andre Flammen sich im höchsten Zusammenlodern mit ihm vereinen, denn den Alabastermantel vermochte er nicht zu zerschlagen. Das hat ihm wohl selbst wehgetan, weh auch denen seiner Freunde, die ihn liebten und die ihm so gern mehr geworden wären, als sie ihm im ganzen doch werden konnten und durften. Wenn ich an die vielen Briefe denke, die er mir im Laufe von achtzehn Jahren geschrieben hat — es mögen reichlich 200 sein —, überfällt es mich, wie *viel* er mir darin gegeben hat und doch wie *wenig*! Es ist bei aller Teil-

nahme etwas Unpersönliches darin. Immer versuchte er Freude zu machen, und immer saß er doch wie hinter einem Visier. Als wir einst über einen berühmten Dichter sprachen, sagte er: „Man muß sich vor ihm in acht nehmen. Er bewahrt Briefe auf!“ Erstaunt sah ich ihn an: es war am Ende selbstverständlich, daß man seine Briefe nicht in den Papierkorb warf. Aber die kleine Bemerkung zeigte seine scheue Seele, und er richtete, bewußt oder unbewußt, seine Korrespondenz so ein, daß sie wohl manches über den Empfänger aussagt, aber wenig oder nichts über den Schreiber.

Zu dem Wiedersehn, das wir beim Abschied schon für das folgende Jahr verabredet hatten, ist es nicht mehr gekommen. Immer schob sich, wie das so geht, etwas andres dazwischen. Dann kamen die ersten Krankheitsmeldungen aus Haseldorf. Eine Operation auf Tod und Leben wurde nötig. Sie gelang. Vom Krankenbett aus erhielt ich, mit Bleistift geschrieben, einen der mir teuersten Briefe von ihm, wie seltsam das wäre, daß er, der dem Tod schon ins Auge gesehen, noch einmal dem Leben zurückgeschenkt sei. Alles schien auch gut zu werden, und daß durch seine Lieder schon die ganzen letzten Jahre „das Heimrauschen zur Ewigkeit“ ging, ein Abschiedsatem und Ewigkeitsweh, fiel nicht auf. Aber seine Gesundung war Schein. Als er mir letzte Weihnacht einen Gruß sandte, mußte ihm schon eins seiner Kinder die Feder dazu leihn. „Man tut mir die Ehre einer Gesamtausgabe meiner Werke an,“ schrieb er. Daß diese Ausgabe erschien, war wohl seine letzte literarische Freude. Ich konnte aus seinen Worten nicht ahnen, wie wenig hoffnungsvoll es stand. Doch im April kam auf eine Familiennachricht, die ich ihm kundgab, ein Brief, den ich der Güte der Prinzessin verdanke und der wohl eine letzte zage Hoffnung seiner Angehörigen auf den nahenden Frühling ausdrückte, in dem der Kranke mich jedoch innig bitten ließ, einen kleinen Gebrauchsgegenstand als Erinnerung anzunehmen. Da fühlt' ich wohl bangend: es sollt' ein Andenken sein und sein letzter Gruß. Knapp drei Wochen später ist er sanft eingeschlafen. Aber erst nach seinem Tode erfuhr man, wie unsäglich er seit zwei Jahren gelitten hatte — so gelitten, daß er sich zuletzt auch mit fremder Hilfe nicht mehr sitzend im Bette hatte halten können. Doch kein Wort der Klage kam über seine Lippen, kam in die Briefe, die er — der ganze Carolath! — bis zuletzt an alle, die sich an ihn wandten, diktierte. Unter den schrecklichsten Qualen soll er vor seinen Angehörigen gelächelt haben, um ihnen nicht weh zu tun. Auch das war höchstes Opfer. Und das Erschütterndste: schon monatelang soll auf seine Anordnung sein Sarg im Schlosse bereit gestanden haben. Er wollte sich „auf den Tod üben“ und seine Lieben an den unabwendbaren Abschied gewöhnen. Er selbst traf auch alle Bestimmungen für sein Begräbnis: nur die Bauern seines Dorfes durften neben den nächsten Angehörigen seinem Sarge folgen. „Ich möchte schlafen“ waren seine letzten Worte.

Ein Lebensfremdling, ein großes, edles, unruhiges Herz darf nun ausruhn. Mir fällt ein „Albumblatt“ von ihm ein:

„Den Daseinsfrohen, den emsig Lebenden,
Am Alltagskleide rüstig Webenden
Gehört die Welt mit goldnen Halmen.
Doch jene, die fröstelnd in Lebensmitten
An Sehnsucht, an Schwermut, an Heimweh gelitten,
Krönt erst der Tod mit Friedenspalmen.“

Menschen.

Wir leben hin in Form und Schein
Und ahnen nur in Leidestagen
Das ewig wandellose Sein,
Von dem uns dunkle Träume sagen.

Wir freuen uns an Trug und Schaum,
Wir gleichen führerlosen Blinden,
Wir suchen bang in Zeit und Raum,
Was nur im Ewigen zu finden.

Erlösung hoffen wir und Heil
In wesenlosen Traumesgaben,
Indes wir Götter sind und Teil
Am Urbeginn der Schöpfung haben.

Hermann Hesse.

Das alte Basel.

Basel. Von Walter Gote.

Die belebteſte der großen Heerſtraßen, die von Deutſchland nach der Schweiz und weiter nach Italien führen, geht über Baſel, aber verhältnismäßig nur ein geringer Bruchteil derer, die jene Straße ziehen, hält hier Raſt. Und von dieſem Bruchteil ſind es wieder nur ſehr wenige, die der Stadt mehr als einen Tag ſchenken. Merkwürdig genug wollte es mir oft ſcheinen: gerade der ſtammverwandte Reichsdeutſche iſt in den Basler großen Karawanſereien meiſt weniger vertreten als der Engländer, der gewiſſenhaft die Tour abſolviert, die ihm ſein Reiſehandbuch vorſchreibt.

Und wahrlich: Baſel lohnt einen reichlicher bemeſſenen Aufenthalt. Es bietet denn doch mehr als den berühmten Blick von der altehrwürdigen Münſterpfalz rheinaufwärts und rheinabwärts und mehr als den üblichen flüchtigen Schlendergang von den „Drei Königen“ zum Muſeum. Es iſt eine der intereſſanteſten unter den vielen ſtolzen, alten Städten am deutſcheſten Strom; intereſſant iſt Baſels mit den Geſchicken des Reichs einſt eng verwobene ältere Geſchichte; intereſſant iſt für jeden, der Augen hat zu ſchauen, das gewaltige Aufblühen des Gemeinweſens in jüngſter Zeit, das ſogar den kurzgeſchürzten Baedeker zu der Bemerkung veranlaßt: „154 Millionäre“. Feſſelnd iſt das Stadtbild mit ſeinen köſtlichen Toren und ſeinen Brücken, ſeinen Brunnen und Türmen, mit ſeinem Auf und Ab von Straßen, Gaſſen und Gäßchen, in denen noch vielfach ſpät mittelalterliche Bauten zwiſchen den neueren ſich einzwängen. Beſonders feſſelnd aber erſchien mir ſtets die enge Verbindung, die in Baſel zwiſchen Kunſt und Leben allezeit beſtanden zu haben ſcheint — von jener Periode des XV. Jahrhunderts an, in der man zuerſt von einer deutſchen Kunſt ſprechen konnte, bis auf den heutigen Tag. Dieſe Stadt emſigſter, nüchterner Arbeit, die durch ſo ſchwere Heimſuchungen ging, wie wenige andere deutſche Städte, hat ſich, ſo ſcheint es, zu allen Zeiten den Sinn für ideale Güter zu wahren gewußt: dies königliche Baſel, dieſe Baſilia, neben deren Namen in einem Wappenbuch des weiland Deutſchen Reiches geſchrieben wurde:

Auf Griechiſch man verſteht dabey,
Daß ſie ein königliches Weſen ſey!

Unweit Baſel, an der Mündung der Ergolz in den Rhein, bei den heutigen Dörfern Baſel- und Kaiſer-Augſt liegen die Ruinen einer großen römiſchen Ko-

lonie. Hier hatte im Lande der Rauraker um 44 v. Chr. Munatius Plancus die Niederlassung gegründet, die dann Augusta Rauracorum genannt wurde. Noch erkennt man nicht nur die Reste eines Tempels und eines Theaters, es lassen sich auch die Spuren einer Rheinbrücke nachweisen und daß das eine der genannten Dörfer, Kaiser-Augst, ganz in die Trümmer eines einstigen Castrums hineingebaut ist. Von hier aus wurde, als im III. Jahrhundert n. Chr. die Alemannen den Ort fast völlig zerstört hatten, eine andere Niederlassung rheinabwärts begründet, die schnell aufblühte und, seit 374 Kaiser Valentinian in ihr längeren Aufenthalt genommen hatte, den Namen Basilia, die Königsburg, erhielt. Von der ältesten Geschichte der Stadt wissen wir nur wenig. Unter Karl dem Großen tritt uns als Bischof von Basel und Abt von Reichenau Hatto entgegen, der zu dem engeren Vertrauenskreise des gewaltigen Karolingers gehörte; im Vertrag von Verdun wurde Basel dann, 834, dem lotharingischen Reiche zugeteilt, kam gegen Ende des Jahrhunderts an Hochburgund und wurde endlich 1006 durch Kaiser Heinrich II. mit dem Deutschen Reiche vereinigt. Die Herrschaft des tapferen Sachsen ist bedeutungsvoll für Basel geworden. Die Stadt war durch einen Einfall der Magyaren fast ganz zerstört worden, auch die Hauptkirche war in Trümmer gesunken. Dem Kaiser ist der Bau des Münsters zu verdanken, heut noch die herrlichste Kirche Basels; er wohnte mit seiner Gemahlin Kunigunde der Weihe selbst bei und stiftete dem Gotteshause reiche Geschenke, darunter auch die berühmte Altartafel, die sich leider die Basler

Kreuzgang im Münster.

1833 nehmen ließen und die jetzt eine der größten Zierden des Museums Cluny zu Paris ist.

Das Münster weist trotz aller Umbauten noch immer einzelne Teile aus romanischer Zeit auf, die bis auf Kaiser Heinrich zurückreichen dürften. Die St. Galluspforte, die unteren Partien des Chors stammen aus der älteren Bauperiode. Seltsam glücklich schließen sich ihnen die jüngeren gotischen Teile an, die hauptsächlich nach dem großen Erdbeben des Jahres 1356, das auch das Münster schwer schädigte, aufgeführt wur-

Das Münster.

Portal und dem Kaiser Heinrich, der das Modell der Kirche in den Händen trägt, mit den seitlichen kühnen Skulpturen des Drachenkämpfers und des heiligen Martin; einheitlich und imposant vor allem ist der Eindruck des einst fünfschiffigen, nun dreischiffigen Innern. Sehr fein und schön sind viele Einzelheiten, der Lettner, die Kanzel zumal. Und ein reicher Kranz von Erinnerungen schließt sich um diese ehrwürdige Stätte; hier stand Kaiser Rudolph von Habsburg, der treue Gönner Basels, dessen Gemahlin, die Königin Anna, hier ihr Grabdenkmal besitzt (der Sarg selbst befindet sich jetzt in Wien); hier tagte das Basler Konzil; hier rasten die Bilderstürmer; hier ruhen Erasmus von Rotterdam und, im Kreuzgang, Oecolampadius, der Reformator.

Oft und lange bin ich in dem wunderschönen kühlen Kreuzgang hinter dem Münster auf- und abgewandert, ganz unter dem stimmungsreichen Eindruck der hohen Wölbungen zu Häupten, der Grabplatten zu meinen Füßen. Wenn die erzählen könnten, die man einst hier bettete! Jakob Meyer etwa, der Stadt Bürgermeister, dessen Antlitz Holbein unsterblich machte,

den. Und wiederum seltsam glücklich verlief gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Restauration des gesamten Baues.

Mag das Basler Münster sich auch nicht mit den drei schönsten rheinischen Domen, dem Kölner, dem Straßburger und dem zu Freiburg, messen können, es reiht sich ihnen doch würdig an. Wundervoll ist die Silhouette der beiden mächtigen und doch zierlichen Türme, überraschend wirkt die Hauptfassade mit der Jungfrau über dem

Goldene Altartafel. Geschenk Kaiser Heinrichs II. an das Basler Münster. Original im Musee Cluny.

Oecolampadius und Simon Grynalus, deren gemeinsame Grabschrift kündet:

So Ehr, Gut, Kunst hülfend in Not,
Wer Keiner von disen dryen todt. —

Wenige Schritte davon, unter dem Schatten der baumbestandenen Pfalz, und der Rhein breitet sich vor unseren Augen, sein Rauschen klingt zu uns herauf. Wir sehen hinüber zu der nun neu erstandenen Brücke, die zuerst anno 1225 über den Strom geschlagen wurde, mit dem Kapellchen in der Mitte, das bei dem jüngsten Neubau pietätvoll erhalten blieb. Drüben dehnt sich Klein-Basel, heut eine mächtige Fabrikstadt, lange ein selbständiges Gemeinwesen und erst 1392 an Basel fest angegliedert. Über den Dächern und Türmen der jenseitigen Stadthälfte aber grüßen die Höhen des Schwarzwaldes. —

Basel war unter den Staufern mächtig aufgeblüht. Neben der zahlreichen Ritterschaft, die sich um die Bischöfe scharte, kamen die Zünfte hoch, die bis ins XII. Jahrhundert zurückreichen; schon gegen 1250 gewannen die freien Bürger Anteil am Regimente der Stadt und wußten ihn mannhaft festzuhalten, auch gegen die Gesellschaften der „Sterner" und die „Sittticher", in die sich die Ritter schieden. Es war die Zeit, in der Rudolf von Habsburg bei einem Basler Gerber zu Mittag speiste und schier erstaunte über den Reichtum von silbernen und goldenen Geräten auf der wohlbesetzten Tafel. So daß er fragte: „Wenn Ihr so im Überfluß lebt, warum plagt Ihr Euch weiter mit Eurer schweren Arbeit?" Worauf der Meister sinnig erwiderte: „Herr Kaiser, ist sie es nicht, die uns den Reichtum und den Überfluß gibt und erhält?!" Ein Geschichtchen, auf das die Basler heut noch stolz sind und das sie gern erzählen.

Aber im XIV. Jahrhundert brachen über die reiche Stadt die schwersten Heimsuchungen herein. Erst entvölkerte sie der schwarze Tod, die furchtbarste Seuche des Mittelalters, so daß in einem Jahre „vom Aschentor bis zur Rheinbrücke" nur drei Ehen verschont blieben. Dann legte, am 18. Oktober 1356, ein entsetzliches Erdbeben die Stadt in Trümmer. Das Gewölbe des Münsters barst, das Rathaus mit allen städtischen Urkunden ging zugrunde, die Befestigungen wurden zerstört, Feuersbrünste brachen überall aus und vernichteten, was der Erdstoß verschont hatte. Unvergeßlich bis auf heute hat sich in die Gemüter der Basler dieser Schreckenstag eingegraben, von dem der Gedächtnisreim kündet:

Geschnitztes Chorgestühl aus dem Basler Münster, 1509.

CIↃCCCLIIIII (1356).

Eyn Rinck mit ſeinem Dorn,
Drey Huofeiſen auszerkorn,
Eyn Beihel, der ſechß Krügen Zahl,
Da verfiel Baſel überall.

Gründung der Univerſität.

Es war das beſte Zeichen der inneren Kraft der Bürgerſchaft, daß ſie ihr Gemeinweſen nach dieſen Schlägen ſchnell und ſtattlicher denn vorher wieder aufzurichten vermochte. Immer ſtärkeres Übergewicht erlangt ſie dabei über die Ritterſchaft und über das Bistum, immer entſchiedener ſtrebte die Stadt, auch von der Herrſchaft des Hauſes Öſterreich ganz frei zu kommen. Aber ehe noch dieſer Streit zum Austrag kam, ſah die Stadt das große Konzil in ſeinem neuerſtandenen Mauernkranz, das als das Basler in die Kirchengeſchichte eingetragen iſt. Im Herbſt 1431 iſt es im Münſter feierlich eröffnet worden und hat bis 1448 getagt. Es waren die Glanztage des mittelalterlichen Baſels, als Prälaten und Kanoniker aus allen Teilen der katholiſchen Welt hier hauſten, einen Papſt, Eugen IV., abſetzten, einen anderen, Felix V. — und zwar juſt in der Trinkſtube der Ritter, dem Hauſe „zur Mücke“ — wählten, mit den Huſſiten unter Prokop und über allerlei Reform der Kirche verhandelten ... und ſich nebenbei auch nicht wenig vergnügten. Schließlich freilich verſumpfte, darf man wohl ſagen, die große Verſammlung. Von Rom aus wurde ſie geradezu als ketzeriſch erklärt, und es war ſogar der Verſuch gemacht worden, ſie mit Gewalt auseinander zu ſprengen. Neben anderen Zwecken galt der große Zug der raubluſtigen, ſüdfranzöſiſchen Armagnaken, die Karl VII. von Frankreich 1444 gegen Baſel losließ, auch dieſem Zweck. Aber die Eidgenoſſen, mit denen unſere Stadt bereits verbündet war, jagten das Geſindel

im Kampfe bei Liestal mit blutigen Köpfen heim und rechneten bei dieser Gelegenheit auch mit dem Hause Österreich und dem oberrheinischen Adel, die ihrerseits die Armagnaken herzlichst willkommen geheißen, ja herbeigerufen hatten, weidlich ab. Der Tag von Liestal oder St. Jakob, den „schweizerischen Thermophylen", gilt heut noch in Basel als besonderer Ehrentag; vor dem Aschentor erinnert an ihn ein schönes Denkmal, das 1872 errichtete Werk eines der besten Basler Bildhauer, des trefflichen F. Schlöth. Es mag hier gleich vorweg genommen sein, daß Basel 1501 ganz der Eidgenossenschaft beitrat — und damit dem Reich für immer verloren ging. Die politischen Verwickelungen, die hierzu führten, lassen sich im engen Raum dieses Artikels nicht im einzelnen verfolgen. Das aber muß doch gesagt sein: das Haus Habsburg hatte es nicht besser verdient.

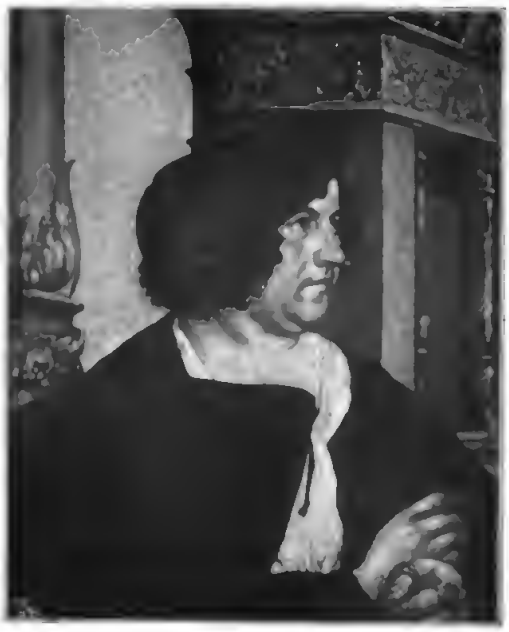
Vornehme Baslerin.
Tuschzeichnung von Hans Holbein d. J. im Museum zu Basel.

Wenn das Konzil resultatlos auseinander ging, so gewann es doch für unsere Stadt ganz besondere Bedeutung. Äneas Silvius Piccolomini, der große Humanist, hatte am Konzil teilgenommen und eine artige Schwärmerei für die schöne Rheinstadt gewonnen, der der Vielschreibende auch ein kleines literarisches Denkmal setzte. Er war damals ein recht liberaler Herr gewesen, aber wenn er auch die freieren Regungen schnell über Bord warf, nachdem er als Pius II. den päpstlichen Thron bestiegen hatte, so bewahrte er Basel doch ein freundliches Gedächtnis. Ihm verdankt die Stadt die Gründung ihrer Universität, die am 4. April 1460 feierlich eröffnet wurde, überraschend schnell aufblühte und bald Männer wie Johannes Geiler von Kaisersberg, Johannes Reuchlin, Sebastian Brant und später auch Erasmus, den größten aller deutschen Humanisten, nach Basel zog.

Basel wurde in diesen stolzen Tagen überhaupt der Hauptsitz des deutschen Humanismus. Hier, wo die Papierfabrikation blühte und das erste Buch der Schweiz gedruckt worden ist, standen die berühmten Offizinen des Johannes Froben, für den Erasmus die erste griechische Übersetzung des Neuen Testamentes besorgte, und der Amerbacher, der großen künstlerischen Mäcene jener Zeit. Hans Amerbach war der Gönner Dürers, der 1492 bis 1494 in Basel lebte, sein Sohn Bonifatius der Freund Hans Holbeins. Sie und der jüngere Basilius Amerbach legten jenes wunderbare „Kunstkabinett" an, das zum Grundstock der vielbewunderten, vielbeneideten Basler Kunstsammlungen wurde.

Eine kunstfrohe Stadt muß Basel freilich schon früher gewesen sein. Hier hatte bereits während des Konzils Conrad Witz aus Rottweil gastliche Aufnahme gefunden, der erst heute in seiner ganzen Bedeutung gewürdigte Meister Conradus Sapientis

Jakob Meyer, Bürgermeiſter von Baſel.
Aquarell von Hans Holbein im Muſeum zu Baſel.



Bürgermeister Jak. Meyer und Frau. Gemälde von Hans Holbein d. J. im Jahre 1516. Im Museum zu Basel. Nach Kohledrucken von Braun, Clément & Cie., Dornach i. Els., Paris und New York.

de Basilea. Sein Hauptwerk allerdings, die berühmte Altartafel von St. Pierre, befindet sich in Genf, aber auch das Basler Museum ist im Besitz einiger ausgezeichneten Gemälde, unter denen „Joachim und Anna an der goldenen Tempelpforte" die erste Stelle einnehmen und auch uns Heutigen trotz aller Ungelenkheit und Derbheit hohe Bewunderung einflößen.

Dann war es Martin Schongauer, der auf die Basler Malerei bedeutenden Einfluß gewann, unter dem auch Hans Holbein der Ältere stand, von welchem Basel einige wunderschöne Handzeichnungen besitzt. Von Augsburg, wo der Vater wirkte, kam 1515 Hans Holbein der Sohn nach Basel. Von 1515 bis 1526 und dann von 1528 bis 1532 hat er hier gelebt und geschaffen, und unermeßlich ist der Schatz, den er seiner Adoptivvaterstadt hinterließ. Das Basler Museum nennt eine ganze Reihe Holbeinscher Originalgemälde mit Stolz sein eigen. Hier seien nur die köstlichen Bildnisse des Bürgermeisters Jakob Meyer und dessen Frau, die zwei Porträts der Dorothea Offenburg (Leis Corinthiaca), die Bildnisse von Amerbach und Erasmus, das Selbstbildnis und der tote Christus, das realistischeste Bild Holbeins, genannt.

Mutmaßliches Selbstbildnis Hans Holbeins d. J. Buntstiftzeichnung im Museum zu Basel.

Aber diese Gemälde schöpfen in keiner Weise aus, was Holbein für Basel bedeutete und noch bedeutet. Er war zumal in der Zeit seines Wachsens und Werdens ein Künstler, dem keine Aufgabe zu gering erschien und der jede durch sein großes Können hob

und adelte. Heut malte er ein munterköstliches Aushängeschild für einen reklamesüchtigen Schulmeister, auf der einen Seite den Bakelhelden samt dessen Eheliebste vor der lieben Jugend, auf der anderen jenen beim Unterricht von Erwachsenen; auch diese Tafel bewahrt das Basler Museum. Morgen entwarf er wundervolle „Scheibenrisse" für Glasfenster. Er, der auf einem künstlerischen Abstecher nach Luzern dort die berühmte Fassade des Hartensteinschen Hauses ausgemalt hatte, schmückte auch in Basel manche Straßenfront; wenigstens die Entwürfe für das Haus „zum Tanz" sind uns erhalten. Es ist mindestens wahrscheinlich, daß seine köstlichen Trachtenzeichnungen Basler Bürgerinnen auch dem praktischen Zwecke dienten, „im Rahmen des damals herrschenden Modegeschmacks Musterbilder weiblicher Kleidung zu schaffen", wie wenigstens Professor Knackfuß annimmt. Vor allem aber wirkte der Meister unermüdlich im Dienste des Buchgewerbes. Schon 1514 zierte er das bei Froben erschienene „Lob der Narrheit" mit zweiundachtzig Randzeichnungen; für denselben Basler Drucker schuf er Umrandungen für klassische Erzählungen von Mucius Scävola, der Kleopatra u. a., zeichnete für Froben und andere Zierleisten, figurengeschmückte Alphabete, Signete und Exlibris. Auch sein Totentanz und seine Illustrationen zum Alten Testament gehören in diese Reihe. Gewaltig ist der Schatz der Handzeichnungen, die das Basler Museum von ihm besitzt — wie denn überhaupt diese Handzeichnungensammlung den aufmerksamen Besucher immer aufs neue fesselt; so seien Freunde alter Kunst besonders auf die phantasiestrotzenden Blätter der gleichzeitigen, von der Übermacht Holbeins fast allzusehr zur Seite gedrängten Schweizer Maler Manuel und Urs Graf aufmerksam gemacht.

In den Jahren 1508 bis 1521 baute sich die reiche Stadt ein prächtiges Rathaus, mit einem köstlichen Hof und schönen Sälen, Fassade und Innenräume reich mit Malereien geschmückt. Das Rathaus am Markt ist jüngst den Erfordernissen der Zeit gemäß umgebaut und erweitert worden, und dabei wurden auch jene Malereien erneuert — sehr hübsch, aber vielleicht gar zu grell und bunt, so daß man sich etwas nach der Patina des Alters sehnt. Die höchste künstlerische Zierde freilich, die das Haus der Stadtväter barg, ist rettungslos verloren: Hol-

Blick auf die Rheinbrücke und einen Teil der Stadt. Gemälde von P. Toussaint vom Jahre 1821.

Das Rathaus.

beins Wandgemälde im großen Sitzungssaal; nur aus Entwürfen und alten Kopien können wir uns eine schwache Vorstellung von dem großzügigen Schaffen machen, das der Meister hier entfaltete.

Überall klingen, wenn wir Basel aufmerksamen Auges durchwandern, die Tage des ausgehenden Mittelalters, des Beginns der Neuzeit wieder auf. An jenes mahnt uns das trotzigschöne Spalentor, das mit seinem spitzen Hauptturm zwischen den beiden runden Seitentürmen, seinem bezinnten Vorbau und seinem Skulpturenschmuck heut wie vor Jahrhunderten trotzigstolz gen Westen schaut. Gleichaltrig mag annähernd der in reinster Gotik gehaltene zierlichreiche Fischmarktbrunnen sein; an Holbein erinnert wieder der Dudelsackbrunnen, dem man jetzt sogar des Meisters Namen beigelegt hat, weil mindestens der Entwurf zu dem Bauerntanz um seinen untern Schaft, dem der Dudelsackpfeifer oben aufspielt, von Holbein herrühren soll. In gleicher Zeit entstanden auch die meisten der stattlichen Zunfthäuser, die dem Stadtbild vielfach ein besonderes Gepräge geben: das Haus der Geltenzunft am Markte mit seiner prächtigen Renaissance, die Häuser der Schlüsselzunft, der Schmiede, das Haus zum Bären, Safran, Rebleuten usw. Aus dem XIV. Jahrhundert endlich stammt der mächtige Bau der Barfüßerkirche.

Die alte schöne Barfüßerkirche ist heute das zweite große Kunstzentrum der Stadt. Das hohe, gewaltige Langhaus des verödeten Gotteshauses wurde 1890 zur Aufnahme der großen historischen Sammlung eingerichtet, die im wesentlichen einen mittelalterlichen Charakter trägt und sich gerade deshalb besonders gut in den eigenartigen Rahmen der Kirche einfügt. Es entstand hier ein — ich möchte sagen: vorherrschend kunstgewerbliches Museum, das in seiner zeitlichen und lokalen Beschränkung von ganz besonderem Interesse ist. Im eigentlichen Langhaus ist eine umfassende Waffensammlung untergebracht und sind seitlich Zimmer aus alten Basler Häusern eingebaut — darunter Kleinode, wie man sie anderswo kaum wiederfindet; völlig erhalten mit allem Zubehör, von den Täfelungen und Türen bis zu den Öfen und allen Geräten des täglichen Lebens. Der Chor vereinigt eine Fülle köstlicher

Altertümer: wundervolles Gestühl aus dem Münster, Gemälde, Schnitzereien, u. a. auch die Reste des einst weltberühmten Basler Totentanzes, der ehedem die Friedhofsmauer der Predigerkirche schmückte. Noch heute machen die traurigen Reste dieses Werkes eines unbekannten Meisters, der wahrscheinlich einst Holbein zu seinen Totentanzschöpfungen anregte, einen großen Eindruck. An den Chor schließt sich als Schatzkammer die Sakristei mit herrlichen alten Kelchen, zumal aber prächtigen Bechern und Kleinodien der Zünfte, die ein beredtes Zeugnis ablegen nicht nur für deren Reichtum, sondern vor allem für die hochentwickelte Basler Goldschmiedekunst der älteren Zeit. —

Gottfried Keller. Federskizze von Arnold Böcklin. Das Original befindet sich in der öffentlichen Kunstsammlung in Basel. Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Nachdem Basel sich vom Reich losgelöst und der Eidgenossenschaft angegliedert hatte, geriet die Stadt mit dieser mehr und mehr in ein loses Abhängigkeitsverhältnis zu Frankreich, in dessen Schweizerregimentern auch die Basler gern gesehen waren. Gleichzeitig fast aber brachte der kirchliche Sieg der Reformation auch die Vollendung der Verfassungsumgestaltung im demokratischen Sinne. Der Bischof verlegte seinen Sitz nach Freiburg, ein großer Teil der Aristokratie wanderte aus, auch die Universität verlor allmählich an Bedeutung. Kräftiger blühten zwar zunächst Handel und Gewerbe auf, aber auch hier trat schließlich ein Stillstand ein. Die politischen und auch die wirtschaftlichen Wandlungen und Wirren durch die Jahrhunderte im einzelnen zu verfolgen, ist nicht der Zweck dieser Zeilen. Ein starker Aufschwung begann eigentlich erst wieder gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Vorbereitet hatte er sich freilich schon früher, denn bereits im XVI. Jahrhundert

Das Spalentor.

Der Marktplatz im Jahre 1828.

war durch den Zuzug aus den Niederlanden und aus Frankreich vertriebener Protestanten ein Anwachsen des Vermögens und der Gewerbtätigkeit bemerkbar gewesen; damals schon begannen der Rohseidenhandel, die Seidenfärberei, die Florettspinnerei und Seidenweberei in Basel Fuß zu fassen, die den Grund zum heutigen Wohlstand, ja Reichtum legten. Basel wuchs und wuchs; seine Einwohnerzahl vervierfachte sich im letzten halben Jahrhundert, und immer weiter dehnte sich der grüne Kranz seiner Vorstädte in die reizvolle Umgebung. Vielleicht klagt mancher alte Basler, so stolz er auf das neue Aufblühen der Vaterstadt ist, es sei damit auch ein gut Teil der alten Behaglichkeit und Beschaulichkeit in die Brüche gegangen. Die Tage sind vorüber, in denen, wie R. Kelterborn in einer allerliebsten Plauderei erzählt, die Gütlein und Rebhäuser die Stadt in malerischer Bescheidenheit umgaben, in denen noch am Tor der Sperrbatzen erhoben wurde und da man sanft sang: „Setz Dich, liebe Emeline . . . nah, recht nah zu mir . . .“ Lustig genug geht's darum immer noch zu, am fröhlichsten alljährlich zur Fastnacht, wenn der Basel eigentümliche Trommelsport sich wacker austobt, oder zumal beim Umzug der Kleinbasler mit dem wilden Mann, dem Greifen, dem Bären und dem altberühmten Narren Uelli.

Der Fischmarkt.

Dafür geht ein kräftiger Zug durch das ganze Gemeinwesen. Die Stadt scheint sich auch äußerlich zu verjüngen und bleibt doch in allem Guten die alte. Die Universität, an der ein Jakob Burgkardt wirkte, blüht wieder, das Schulwesen steht auf der Höhe; großartig entfaltete sich der Wohltätigkeitssinn. Hand in Hand damit vollzog sich ein neuer künstlerischer Aufschwung.

Er knüpft sich für mich unleugbar an den Namen Böcklins.

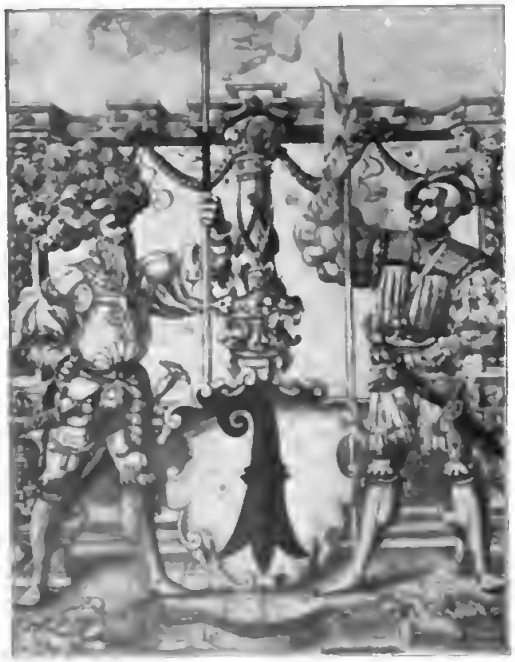
Zimmer aus Schwyz, XVII. Jahrhundert.

Die guten Basler haben freilich zuerst von Arnold Böcklin nichts wissen wollen. Aber taten nicht andere desgleichen? Und wenn die Biographen des Meisters heut seine Vaterstadt zur Zeit seiner Jugend als arm jeder künstlerischen Anregung, sein Vaterhaus als eine Stätte trostloser Philisterhaftigkeit schildern, so haben sie auch unrecht. Ganz abgesehen davon, daß Basel schon damals z. B. eine der besten Pflegstätten musikalischer Bildung war, standen für den jungen Böcklin ja die großen Schätze der öffentlichen Sammlungen offen, das alte Basel mußte auf ihn wirken, und es ist nachgewiesen, daß auch sein Vater nicht ganz ohne künstlerische Neigungen war. Und wenn er selbst wohl zeitlebens seine Basler als Philister ansah, wenn er wirklich seine klassischen Sandsteinmasken auf sie gemünzt haben sollte: sie haben es ihm eigentlich nicht übel vergolten. Sie gaben ihm noch zu einer Zeit, in der er schwer zu kämpfen hatte und keineswegs anerkannt war, den schönen Auftrag zu den — meines Erachtens nicht allzu gelungenen — Fresken im Treppenhause ihres neuen Museums, und sie erwarben sogar jene grimmen Philistermasken, die jetzt die Gartenfassade der Kunsthalle schmücken. Ganz nebensächlich erscheint es denn auch nicht,

Der Dudelsackbrunnen.

daß die Jahre von 1866 bis 1871, während derer Böcklin in Basel lebte, entschieden die Zeit seines fruchtbarsten Schaffens umfassen. Dem sei nun wie ihm wolle: heut sind die Basler stolz auf ihren Arnold und stolz darauf, daß es ihnen gelang, eine wunderbare Sammlung seiner Werke zu vereinigen. Der Böcklinsaal im Museum mit der Jagd der Diana, dem Kentaurenkampf, der Pietà, dem Gorgonenhaupt, dem köstlichen Selbstbildnis usw. bildet das würdige Gegenstück zu den Sälen der alten Meister in der herrlichen Galerie. Und merkwürdig genug: dasselbe Museum beherbergt auch die reichste Schöpfung des einzigen Schülers, den Böcklin je besaß: des allzufrüh verstorbenen Sandreuthers herrlichen Jungbrunnen.

Herzogin aus dem Basler Totentanz.



Wappen von Basel. Zeichnung von Jakob Plapp.

Titelbild von Hans Sandreuter für die Festschrift zum 400sten Jahrestage des ewigen Bundes zwischen Basel und den Eidgenossen.

Hugo Wolf. Von Dr. Wilhelm Kleefeld.

Es war ein Dichter, der hatte schwere Träume. Er seufzte, als ob die Sünde der ganzen Welt auf ihm lastete. So schwanden die Nächte in hartem, zähem Ringen und gruben tiefe Furchen in das Poetengesicht. Am Tage aber war der Geistesstreiter bemüht, diese schlimmen Erinnerungen zu bannen. Er schlug lustige Rhythmen an, er wirbelte in seinen launigsten Versen daher.

Aber durch alle Lieder klang immer der leise Unterton der Trauer hindurch, durch die ausgelassensten Weisen hallte der unmerkliche Ton der Bekümmernis, des Weltschmerzes, der an seinem Herzen nagte.

Und sein Herz war doch so weltfroh, so weltgenießend. Aber um die Sonne, die sein Inneres durchglühte, zog sich ein Schleier der Sorge. Und er betäubte diese Gefühle des Schmerzes nicht, die Wunde brannte, sie nagte an seiner Kunst, sie nagte an seinem Mark.

Immer fieberglühender wurden die Dichtungen, immer atemversetzender der wilde Flug seiner Rhythmen, immer aufreibender die grellen Martern seiner Phantasie. Bis der letzte Blutstropfen erstarrte, bis das letzte Fünkchen verlosch und der Sänger in Nacht zurückblieb, in ewiger, schwerer, banger Geistesnacht —

Solch ein Dichter war Hugo Wolf. Er ist der Sänger seiner Zeit, der Sänger der treibenden Neuheitsideen, der Lebensrenaissance, der Vorkämpfer des Erwachens, des modernen Wirklichkeitszustandes, den die andern neben ihm kämpfenden Schwärmer nicht anerkennen wollten.

Und Hugo Wolf ward unter diesen Schwärmern der sonderbarste Schwärmer. Er glaubte, die realste Welt zu schauen, und er schaute sich tiefsatt an diesen Linien und Farben. Aber diese Linien und Farben der Realwelt waren nicht beständig. Sie zogen dahin mit dem Sonnenlicht, sie kehrten wieder mit dem Frührotschein. Sie erblaßten beim Mondenschimmer, und sie glühten in der Mittagsglut. Sie waren in stetem Wechsel, sie schwirrten durch die Unendlichkeit. Wie sollte der Künstler diese Realitäten fassen, auf die er so fest gerechnet? — —

Und er steifte sich immer trutziger auf seinen Glauben von der Wirklichkeit und entfernte sich dadurch immer mehr von den Schatten des realen Lebens. Eben darum, weil das Leben nur ein Bild, ein Traum, ein Farbenwechsel war, eben darum behielt es recht, eben darum war es beständig, ewig.

Aber die Kunst, die diese Linien und Proportionen einfing, konnte diese Phasenwandlungen nicht mitmachen. Sie mußte gebannt werden in feste Formen und Rhythmen, sie mußte erstarren zu stehenden Bildern, zu dauernden Denkmälern.

Und so kommt es, daß diese Denkmäler der Töne, die Hugo Wolf errichtet, von unserer erschauten Wirklichkeit sich oft doch so gar weit entfernen, daß die Gebilde seiner Kunst, die den Gebilden der Wirklichkeit so treu und hingebend nachgeschaffen wurden, doch so neu und fremdartig anmuten, als gehörten sie einer weltfernen, abgeschiedenen Phantasie. Der Kampf dieser Machtäußerungen ist das Leitmotiv Hugo Wolfscher Kunst. Überall das oberste Gesetz des Willens zur Wahrheit, dessen Größe er aber niemals erreicht, niemals erreichen kann, weil die Kunst der Töne die subjektivste Lebensbetätigung bildet, die wir kennen, weil der Tongedanke, sobald er Gestalt gewinnt, schon die sensitiven Urbilder verschoben und verändert hat, die er mit fester Hand zu bannen wähnte.

Ein schöner, wonniger Wahn dieser Zauber der Töne, ein Wahn, der nur gleichgestimmte Seelen vereint, der nur gleichgestimmte Herzen erfaßt und belehrt über die Ziele und Absichten, die der Schöpfer gewollt. Und dieser Gleichgestimmten gab es wenige, als Hugo Wolf sie rief. Sie hörten seine Stimme, aber sie glaubten ihr nicht. Sie glaubten nicht ihr großes, unermeßliches Ringen und Streiten, sie wandten sich von ihr ab. Wolf aber war zu stolz, zu selbstherrlich, um Seelen zu werben. Wer nicht frei und selbstlos zu ihm kam, der ward nicht gerufen. So verhallte der Klang seiner Leier. Freilich weckte er doch hier und dort einen Schläfer. Der schüttelte den Schlaf von den Gliedern und ging dem Klange nach. Und es folgte ein zweiter, ein dritter; es folgten ein Dutzend, ein Hundert — eine kleine, aber gläubige Gemeinde.

Klein blieb die Gemeinde, solange der Sänger wirkte. Da verstummte der Laut. Und die Menschen, die vielen draußen, die den Laut nicht beachtet, sie blickten auf, als er verstummte. Sie erschraken vor diesem plötzlichen Versiegen, sie forschten nach dem Grund dieser plötzlichen, beklemmend feierlichen Ruhe. Sie wurden neugierig, sie wurden unruhig, sie hielten Nachfrage und sie bekamen Bescheid.

Der Sänger war tot. Sein Leib freilich war nicht gestorben, aber seine Seele war tot, sie war hingesiecht in Nacht des Fühlens und Denkens, dem Wahnsinn verfallen, unrettbar verloren. Des wunderten sich die vielen, und sie gingen hin zu den wenigen, die den Sänger gekannt und geliebt, fragten sie aus nach diesen seltsamen Umständen und hörten und staunten. Sie gewannen Interesse, Neigung für den seltsamen Toten und traten näher an sein Werk.

Das Interesse wuchs und schwoll und mit dem Interesse das Verständnis. Und als der geistig Tote eines Tages wirklich starb, da trauerte eine Riesengemeinde an dem Sarg des Künstlers, den sie im Leben absichtlich überhört hatten. — Das ist das Leben des Märtyrers Wolf.

Als Sohn eines Kleinbürgers in Windischgrätz in der Steiermark am 13. März 1860 geboren, kam er in den achtziger Jahren an das Konservatorium nach Wien. Sein Neuheitsdrang vertrieb ihn schnell von da. Er war auf eigene Erziehung angewiesen, die ihm das dornenvolle Leben brachte. Als Operettendirigent, als Chorist, schließlich als Musikreferent am „Wiener Salonblatt" fristete er sein kümmerliches Dasein. Ende der achtziger Jahre endlich fanden sich Gönner, die ihm die äußeren Sorgen erleichterten. Und nun schoß der Liederfrühling, der vorher spärlich sprießte, üppig auf. Sein Ausflug nach Berlin trug den Namen Wolf in weitere Kreise. Es entstanden Vereine zur Pflege seiner Werke, in Berlin, in Wien, in Stuttgart, in München. Da raffte er sich zu größeren Arbeiten auf, Orchestersachen, der Oper „Der Corregidor" 1895, und einer zweiten Bühnenschöpfung „Manuel Venegas", deren Vollendung durch ein ausbrechendes Nervenleiden vereitelt wurde. Er sollte nicht mehr zur Wirklichkeit zurückkehren. Erst der gütige Tod erlöste ihn am 22. Februar 1905 vom Wahnsinn.

Hugo Wolfs Domäne ist die Lyrik, freilich nicht die Lyrik im alten verbrauchten Sinne, die der sentimentalen Breite oder der gefälligen Grazie huldigte; sondern der Lyrik als der letzten und höchsten Subjektivität, die alles Fühlen und Denken umfaßt und in ihrer selbständigen ureigenen Weise gestaltet. Wolf bleibt Lyriker, weil er Individualist bleibt. Der Dramatiker muß sich objektivieren, muß seine Person vergessen. Wolf gibt sich selbst, gibt sein volles Herz, sein reiches Gemüt. Freilich, welchen Wandlungszauber dichtet er diesem seinem Herzen an! Wie strebt er von Seele zu Seele, wie klammert er sich fest an diese fremden Seelen und trinkt ihr tiefes Sein, ihr innerstes Empfinden! So wird Wolf eins mit dem Leiden, Genießen, Erleben und Erschauen, das seine Musik verkündet. Und in diesem Sinne bleibt Wolf Lyriker, Individualist, dem an Reichtum der Gedanken und Gefühle keiner überlegen ist, dem an Subjektivität der feinnervigen Anpassung aber auch nur wenige gleichkommen.

Die Lyrik Wolfs ist ein Weltgut unserer modernen Menschheit geworden. Was vor wenigen Jahren noch als unerreichbar galt, hat sich erfüllt. Jeder Sänger, jede Sängerin von Ruf hat die künstlerische Pflicht, ihren Programmen den Namen Hugo Wolf einzureihen; ein Liederabend ist heute ohne Hugo Wolf kaum mehr denkbar. Ja, das von der Hugo Wolf-Gemeinde Ersehnte ist bereits Ereignis geworden: unsere bedeutendsten Stimmkünstler geben Gesangskonzerte, die ausschließlich auf den Tondichter Hugo Wolf gestellt sind. Kurzum, das Interesse für Hugo Wolf ist in den letzten zehn Jahren in einer Progression gewachsen, daß man bei gleichem Fortschreiten fürchten müßte, alles zwischen Schubert und Richard Strauß in Bälde durch ihn erschlagen zu sehen. Doch diese Gefahr ist nur scheinbar. Sie währte nur so lange, als die Wolf-Fanatiker eine Ungerechtigkeit der Geschichte wettmachen zu müssen glaubten. Jetzt ist diese Kraftprobe ausgeglichen. Hugo Wolf ist anerkannt. Die Wolfianer haben ihr Ziel erreicht, ihr Kampf erübrigt sich von selbst.

Und nun wird ihr Held ein ruhiges, ungetrübtes, aber auch von agitatorischer Entfaltung erlöstes Wirken üben, im Kreise der Liedsänger und Liedhörer, die seine Kunst zu der ihrigen gemacht. Was war es denn, das diese Kunst von der großen Öffentlichkeit fernhielt? Ist denn Wolfs Liedkunst so fremd und abweichend, bietet sie der Darstellung so große Schwierigkeiten, dem Verständnis ein solches Hemmnis? Zu Beginn seiner Kunstblüte schalt man Wolf den „sinfonischen" Liedsänger. Die einen glaubten ihn zu ehren, die andern wollten ihn mit diesem Titel strafen. Aber beide Teile hatten unrecht. Gewiß ist Wolf Sinfoniker — auch in der kleinen Liedform Sinfoniker, in dem Sinne, wie jeder musikbedeutende Jung-Deutsche nach Wagner und Brahms Sinfoniker ist. Er lauscht den zarten Melodieverschlingungen thematischen Inhalts, er mischt die rhythmischen Linien zu einer neuen Einheit, er bringt die Untertöne der orchestralen Bilder auch in dem kleinsten Miniaturlied zum Ausdruck.

Das hat uns Wagner erkämpft und errungen. Aber wer Hugo Wolf mit dem Epitheton des Liedsinfonikers zu brandmarken wähnte, der irrte gewaltig. Wenn er damit andeuten wollte, daß der Meister über der technischen Arbeit, über dem gewaltigen Apparat des Sinfonikers die Ansprüche des Sängers vergaß, der war falsch berichtet; wer folgerte, daß das klanglich bildnerische Beiwerk die melodische Zeichnung des Liedgedichtes störe oder beeinflusse, der verfing sich in unerfahrenem Vorurteil. Hugo Wolf ist ein Meister der Melodie, in dem Sinne wie es alle Großen waren. Er erkennt die zwingende Notwendigkeit ihrer Geltung, die berauschende Gewalt ihres Einflusses an. Aber er läßt sich nicht von der Melodie tyrannisieren. Er läßt nicht die Melodie über das Wort triumphieren. Er stellt beide gleichbedeutsam nebeneinander und sucht den höheren künstlerischen Ausgleich. Die Melodie ist ihm Mittel zum Zweck, wie ihm das Wort Mittel zum Zweck ist. Und dieser Zweck heißt: die Stimmungs- und Bildgewalt des Dichters ausschöpfen, vollenden.

Daß Wolf bei der Verwirklichung dieser Aufgabe vor keinen äußeren Schwierigkeiten in der Anlage und in der Ausführung zu-

rückschreckt, ist die zwingende Folge seiner Wahrheit, seiner Geradheit. „Die Kunst ist grausam, sie duldet nichts Falsches, Gemachtes, nichts Halbes. Sein oder nicht sein, können oder nicht können, das ist eben die Frage.“ So lautet die Devise des Tondichters. Und er setzt diese Devise in Taten um. Kein Wunder, daß er vor chromatischen Gängen, vor enharmonischen Problemen, vor rhythmischen und gesangstechnischen Schwierigkeiten nicht zurückschreckt, wo ihn die Wahrheit des Ausdrucks leitet. Desgleichen kein Wunder, daß die Sänger über die zu Entgleisungen verleitenden Stimmführungen herzogen, da sie die Wahrheit der Wolfschen Diktion nicht verstanden.

Mit der neuen Welt der ausgleichenden Chromatik und Enharmonik ging auch die Offenbarung des aus dem gerechten Ausgleich von Dur und Moll herausgewachsenen „Dur-Moll“ Hand in Hand, das Wagner in so welterschütternder Art sanktioniert hatte. Man begreift aus diesen Gesichtspunkten, daß Wolf vielfach der Richard Wagner des modernen Liedes genannt wird. So schön sich dieser Vergleich ausnimmt, er hinkt bedenklich. Wolf ist kein Dioskur, er ist eher ein Gegner Wagners. Man kann an seine Figur nicht Bayreuther Größenverhältnisse anlegen. Schon in diesem Sinne ist es Überhebung, Wolf an die Seite Wagners zu setzen. Nein, Wolf ist die Ergänzung Wagners. Die stille Weltverlassenheit, die den Lyriker überflutet, sie begleitet Hugo Wolf, sie ist sein Leitstern, seine Sehnsucht. Im direkten Gegensatz zu der Weltkunst, dem Weltwirken Wagners. Daß Wolf die Errungenschaften seiner Zeit, die ja von Wagner überstrahlt und durchglüht war, verwertete, war seine Pflicht und seine Aufgabe. Da erübrigt sich jede nähere Begründung und Begrenzung, ob hier eine Berührung der beiden Einflußsphären nachweisbar, ob hier eine Abhängigkeit anzunehmen ist.

Die Wagnerschen Ideale sind Gemeingut der neuen Zeit, also auch Hugo Wolfs geworden. Aber Wolf ist stark und eigenwillig genug, jeder sklavischen Nachahmung, jeder gedanklichen Nachäffung zu entgehen. Er türmt die Bausteine, die ihm übergeben sind, zu lichtvollen, lebenskräftigen Architekturen auf, die ihre eigenen Gesetze finden, die im letzten Ziel unabhängig sind, im Sinne der Kunst und des künstlerischen Schaffens. Sollte Wolf das neue Dogma etwa ablehnen, das Wagner verkündet — die Machtherrlichkeit des dichterischen Urstoffes? — Nein, wie Wagner ganz im Dichter aufgeht, so auch Hugo Wolf. Freilich, Wagner war sein eigener Dichter. Hugo Wolf aber machte den Dichter sich zu eigen. Er trug den Dichter, den er vertonte, stets bei sich, er las ihn laut und tönend, er sann und träumte mit ihm. Und aus diesem wachen Traume stieg der Musikgeist empor, der so ein Stück des Dichtergeistes war.

Daß er dann die Chromatik nicht als Erscheinungsform hinstellte, daß er nicht mit ihr kokettierte um äußeren Effektes willen, das lehren die zahlreichen Lieder, die in ruhiger Diatonik dahinfließen, weil es eben der Geist der Dichtung verlangt. Ja, die alte Kirchentonart klingt herauf, wo der Stoff ihn dahin weist. Man denke an „Auf ein altes Bild“. Wie Grabgesang versunkener Geschlechter klingt es an unser Ohr.

Von ganz eigener Art war die Schaffensweise Wolfs. Er gibt seine Stimmung nicht in der lyrischen Szene eines kleinen Einzelgedichts. Er komponiert ganze Zyklen, Bände, er komponiert ganze Dichter. Seine Schöpfertätigkeit hat etwas Eruptives. Wie die Jugendlieder des Jahres 1878 sich überstürzten, wie in diesem seinem „Lodi im Lied“ (wie er sich ausdrückte) jeder Tag ein bis zwei neue Lieder begrüßte, so überstürzen sich später die Zyklen, der Mörike-, der Goetheband, das Spanische Liederbuch. Wolf war der erste, der in dieser Weise einen Dichter musikalisch erschöpfte, er komponierte nicht Lieder von Mörike, von Goethe, er komponierte Mörike, Goethe, er sang ihre lebensvollendete Biographie.

Am 16. Februar 1888 komponierte er das erste Mörikelied, den „Tambour“; am 22. entstehen drei auf einmal: „Der Knabe und das Immelein“, „Ein Stündlein wohl vor Tag“ und das „Jägerlied“. Und so geht's fort. Im März folgen zwanzig Lieder hintereinander. Vom 16. Februar bis 18. Mai waren vierundvierzig Lieder geschaffen, der größte Teil des Mörikebandes war verwirklicht. Mit dem Goetheband geht es ähnlich. Vom 9. Dezember 1888 bis 12. Februar 1889 (also in zwei Monaten) sind achtunddreißig Goethelieder vollendet. Der ganze Band von einundfünfzig Nummern erfordert nur dreieinhalb Monate. Und welche Perlen in dieser Kette! Die drei „Mignon“, die drei „Harfnerlieder“, die zwei „Kophtischen Lieder“, „Königlich Gebet“, „Grenzen der Menschheit“, „Prometheus“, „Die Spröde“. Die meisten dieser Liedergedichte waren schon wiederholt in Musik gesetzt. Glaubte Wolf alle früheren Tonsetzer auszustechen? Wohl kaum! Wenn er in „Mignon“ sich gegen Beethoven auflehnt, in „Prometheus“ Schubert überholt, so tut er es nicht in Kampfeswildheit, sondern in innerem Erglühen, im Zwange seiner führenden Muse. Bescheiden und ergeben blickt Wolf zu Beethoven und Schubert auf. Aber doch besitzt er Selbstbewußtsein genug, sein Vorgehen der Nach- und Neuvertonung zu begründen, zu verteidigen. Er ist auch kühn und überzeugungsfest, um seine Gebilde über die früheren zu stellen, die er als Kinder und als Opfer ihrer Zeit ansieht. Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht eine Briefäußerung über zwei Goethelieder: „Was Sie mir über ‚Prometheus‘ und ‚Ganymed‘ schreiben, hat mich auf das innigste gefreut. Auch ich bin der Ansicht, daß Schubert die Komposition dieser beiden Gedichte nicht gelungen ist und daß es einer nachwagnerschen Zeit erst vorbehalten war,

diese großartigen Gedichte im Goethischen Geiste zu vertonen. Es ist geradezu unglaublich, wie Leute von so feinem Verständnis als z. B. mein Freund Schalk gegen meinen ‚Prometheus' zugunsten des Schubertschen opponieren konnten. Auch Levi und Porges in München wollte mein ‚Prometheus' nicht einleuchten, wohingegen mir von anderer Seite (z. B. Weingartner) gerade diesem Stück gegenüber die begeisterteste Anerkennung ausgesprochen wurde. Gegen einmal gefaßte Vorurteile anzukämpfen, ist wahrlich eine harte Arbeit und für den davon betroffenen Künstler äußerst betrübend."

Wir sehen, an Selbstschätzung fehlte es Wolf damals nicht. Freilich steht nicht alles auf gleicher Höhe. Gerade im Goetheband findet sich manches, das uns ein Zögern, ein Kopfschütteln verursacht. Und wenn wir im „Prometheus" zögern, ob wir Schubert oder Wolf den Preis geben (weil wir ihn vielleicht keinem geben), so sind wir bei mancher anderen Probe entschlossen, ihn dem Jüngeren nicht zu geben. Es schleicht da noch zu viel Absichtliches, Gewolltes, Gezwungenes ein. Diese klassische Lyrik lag wohl doch der Zeit Schuberts und Schumanns näher, als der der Emanzipation in allen Geistes- und Kulturfragen.

Vielleicht näher als Mörike und Goethe lagen dem Herzen Wolfs Heyse und Geibel, die Poeten des Spanischen und Italienischen Liederbuches. Es ging ein tiefes Sehnen zur romanischen Kultur durch seinen Sinn. Wie lauschte er mit glühenden Wangen, wenn ihm Prinz Vojidar Karageorgewitsch in Wien spanische Volksweisen und Chansons zur Gitarre sang. Das traf einen innersten Nerv seines Empfindens. Wie jubelte sein kindliches Herz, als er die spanische Tänzerin Tortajada sah! Doppelgestaltig wie dieses Empfinden war auch der Inhalt dieses romanischen Breviers. Geistliches und Weltliches reichen sich hier unbedenklich die Hände, Religiöses und Weltverachtendes stehen hier skrupellos nebeneinander und lächeln einander zu, verständnisinnig, überlegen. Und wie sehr trennen sie sich doch in ihrer musikalischen Verdichtung. Da sind die geistlichen Stücke im Spanischen Liederbuch! Sie tragen alle feste, gleichschwebende Rhythmik, den Ausfluß der starren Gläubigkeit. Sie schwelgen alle im Taumel der gradweisen, vielfach verzögerten Auflösungen, oft nur im Geiste, nicht auf dem Papier tatsächlich ausgeführt. Konnte man besser die vererbte, erstarrte Gottseligkeit des Spaniers in knapper Tonskizze charakterisieren? Als Musterbeispiele seien nur: „Nun bin ich Dein", „Du aller Blumen Blume" und „Mühvoll komm' ich und beladen" genannt. Die Dichtungen haben noch nicht den Platz gewonnen, der ihnen gebührt. Auch die vierunddreißig weltlichen des Spanischen Liederbuchs sind nur zum Teil in das ständige Repertoire unserer Konzertsänger aufgenommen. Reizende Stücke, wie das zwischen Lachen und Weinen pendelnde „Geh, Geliebter" oder das süß-sehnende „Und schläfst Du, mein Mädchen" scheinen fast unbeachtet. Dafür hört man das „Klinge, klinge, mein Pandero" und das „Mögen alle böse Zungen" fast an jedem modernen Abend. Wie sehr sich Wolfs Kunst von der anderer unterscheidet, kann der sehr leicht nachprüfen, der seine Vertonung des „Klinge, klinge, mein Pandero" mit den Kompositionen der zahlreichen anderen vergleicht, die diese vielbeliebte Vorlage sich ausgewählt.

Auf diesen Meisterband folgt der Meisterband des Italienischen Liederbuchs, der eigentlich die vollendete Blüte der Wolfschen Kunst bedeutet. Hier ist Erfüllung, hier zaubert ein überlegener Meister uns eine Welt des Sanges und Klanges vor, die uns alles vergessen macht, die uns über die Sorgen des Werkeltags zu einer wahren Feiertagsstimmung emporhebt. Sechsundvierzig Gedichte im Sphärenklang der reinsten Harmonien.

Noch sind zu nennen die sechs Lieder nach Dichtungen von Gottfried Keller, die zwanzig Gesänge auf Texte von Eichendorff, einzelne Kompositionen nach Shakespeare, Michelangelo, Heine, R. Reinick. Fürwahr, ein Liederfrühling, der zu Schubert, Schumann und Brahms als notwendige Ergänzung sich drängt. Ein Gegensatz zu diesen Gleichstrebenden zeigt sich in Wolfs Auffassung: Wolf schreibt nicht Lieder auf Verse von Dichtern. Seine Titel lauten: „Gedichte von Ed. Mörike" oder „Gedichte von Eichendorff für eine Singstimme und Klavier komponiert von Hugo Wolf". Eine starke Seite all dieser Tonpoesien war der kernige deutsche Humor. Er treibt und schießt an allen Seiten auf. In ganz eigener Weise klingt der Humor durch manche Mörikelieder hindurch, mehr musikgeistig als musiktönend. Freilich macht Hugo Wolf auch Tonwitze, wie andere. So wenn er im ersten Kophtischen Lied bei der Stelle: „Kinder der Klugheit, habet die Narren eben zu Narren auch, wie sich's gehört" in die alte überkommene Schulkadenz einlenkt, so wenn er in „Frech und froh" die Worte „Das goldene ABC" tatsächlich auf die Töne a b c setzt.

In der technischen Ausführung tritt zur Singstimme als höhere Potenz die Begleitung, die bei aller Beschränkung im Klaviersatz ein Kunstwerk für sich zeichnet. Erinnern wir uns der schlichten Gitarrenakkorde von „Im Maien" oder in „Weylas Gesang" mit seinem weitgespannten Melodiebogen und vergleichen wir damit den Aufschwung zum Orchestergemälde im „Prometheus". Welche Fülle der Gesichte zwischen diesen Grenzen! Die Form bleibt meist die des wahren Lieds, bald zwei- oder dreiteilig, bald zusammengesetzt, gemischt, bis zur Ballade, zum durchkomponierten Lied, zur Phantasieform und zur dramatischen Szene. Letzteres aber nur ganz vereinzelt. In Form und Begleitung strebte manches vom Klavier zu reicherem Klangausdruck, zum Orchester hin. Wolf fühlte das; doch bedurfte es der Anregung

seiner Freunde, bis er sich entschloß, tatsächlich eine Umarbeitung für Orchester vorzunehmen. 1889 wurden so der „Seufzer", „Auf ein altes Bild" und „Karwoche" instrumentiert. 1890 kam eine Reihe hinzu, darunter „Ganymed", der übermütig tolle, nie versagende „Rattenfänger", die Ballade „Mignon". Wie leuchtet und funkelt es da geheimnisvoll im Orchester; wie blitzen die Geistesraketen in den Instrumenten auf! Auch der Hymnus „Dem Vaterland" wurde 1890 instrumentiert, 1894 aber gänzlich umgearbeitet und für kraftvollen Männerchor mit Orchester gesetzt. Dem einzigen Männerchor (das „Wächterlied auf der Wartburg" scheint verschollen zu sein) steht das entzückende „Elfenlied" für Frauenchor, Soli und Orchester gegenüber. Die Krone dieser und ähnlicher Bearbeitungen ist aber wohl „Der Feuerreiter". Diese Ballade voll Mystizismus und Schauerphantastik, die durch Siegfried Ochs von Berlin aus in das Musikleben eingeführt wurde, hat Wolfs Namen und Ansehen eine schnelle Verbreitung gegeben. Sie ist ein kühner Meisterwurf, dem man allerdings einzelne Übertreibungen zugute halten muß. Während bei dem faszinierenden „Feuerreiter" das große Publikum sich bald auf die Seite des Komponisten stellte, hielt es bei den sinfonischen Arbeiten, der Tondichtung „Penthesilea" nach Kleist und der „Italienischen Serenade" mit ihren buntschimmernden Farbenreflexen mit seiner Anerkennung lange zurück. Freilich sind dies keine unsterblichen Taten. Aber auch in diesen Werken erkennen wir die Ursprünglichkeit und Ungebundenheit des Tonpoeten Hugo Wolf. Er ist eben eine selbstherrliche, frei emporragende Erscheinung, die sich nicht in die Kette der schlechthin „Jungen oder Modernen" einreihen läßt. Er ist ein Unabhängiger, der ganz eigene Pfade geht. So dürfen wir uns nicht wundern, ihn oft abseits der sogenannten modernen Geistesbewegung zu finden. Mit Ibsens Dramatik

Grabdenkmal Hugo Wolfs. Von Prof. Edmund Hellmer. Aufnahme von R. Lechner (Wilhelm Müller) in Wien.

lag er schwer im Streit, — was ihn nicht hinderte, 1892 mit der Musik zum „Fest auf Solhaug" eine Lanze für die nordische Sagenromantik zu brechen, — den Gedichten Conr. F. Meyers gegenüber verhielt er sich ablehnend, selbst zu Detlev von Liliencron fand er nicht den Weg geistiger Gemeinschaft.

Liliencron ahnte die markige Individualität des Musikers. In phantastischer Huldigung jubelt er ihm zu:

Platz da, Platz da, Gesindel,
Ein junger Germanenkönig kommt,
Ein König der neuen Kunst!
Platz da, Platz da, Gesindel,
Ein König kommt!

Das flammende Festlied, das Liliencron Wolf gesungen, geht ihm ans Herz. Voll Dankbarkeit möchte er ihm in gleichem Sinne erwidern, aber er weiß nicht, wo er hier die

musikalische Feder ansetzen darf. „Es ist nur zu bedauern, daß auch diese neuste Sammlung Ihrer Gedichte des musikalischen Untergrundes so sehr entbehrt — wie gern hätte ich mich sonst erkenntlich gezeigt durch die Komposition eines oder des anderen der Gedichte. Hätten Sie nicht Lust, einmal etwas rein Lyrisches, Liederartiges zu schreiben, um mir Gelegenheit zu geben auch meinerseits zur Popularisierung Ihres Namens beizutragen?"

Er geht Liliencron auch an, ihm ein Opernbuch zu liefern. Zunächst schlägt er vor, Shakespeares „Sturm" für die Musik einzurichten. Liliencron erwidert, daß er sich nicht an Shakespeare heranwage; er bietet ihm vielmehr ein Trauerspiel „Pokahuntas" an, das in fernen amerikanischen Glutgefilden spielt. Das entsprach nicht des Komponisten Absichten. Freilich waren diese nicht leicht zu verwirklichen. Er bleibt immer auf der Suche nach einem Bühnenstoff, macht öfter den Versuch, selbst ein Buch zu schreiben, oder nahe Freunde zu dessen Abfassung anzuregen.

Ein bedeutsames Licht auf die Art der Vertiefung in eine liebgewonnene Materie wirft seine Auslassung gerade über Shakespeares „Sturm":

„Sie wissen, daß mich seit kurzem die Idee, Shakespeares ‚Sturm' rein orchestral zu vertonen, lebhaft in Unruhe versetzte. Nun habe ich neuerdings Shakespeares Zauberlustspiel durchgenommen, und zwar in Hinsicht auf eine symphonische, orchestrale Behandlung dieses Stückes. Aber je mehr ich bemüht war, das Stück mir in seinen einfachsten Zügen zu veranschaulichen, desto lebhafter drängte sich die bunte Pracht dieser in ihren Kontrasten ganz einzig dastehenden Bilderpracht vor meine Einbildungskraft. Heiliger Gott, denk' ich mir, wenn das nicht ein vom Himmel Dir in den Schoß gefallener Opernstoff sein soll, auf was könnte ich noch warten? Was sagen Sie, Freund Schur? Prospero! welch ein majestätischer Baß! Fernando, Miranda — ein Liebespaar wie Adam und Eva. Ariel! — ich höre schon die schönsten Koloraturen!!? — Na und Caliban und Triculo und Stephano? Dieses Kleeblatt! — Was sagen Sie? Ich habe schon ein Szenarium entworfen: die erste Szene bleibt, die zweite dito, nur bedeutend gekürzt (aber wie wagnerische Prospero in der Szene!) ... Im zweiten Akt entfällt die erste Szene gänzlich, er beginnt gleich mit der ungeheuer stimmungsvollen zweiten Szene des Caliban. Jetzt denken Sie sich die volle Szene zwischen Caliban, Trinculo und Stephano, es muß zum Bersten werden. In dieser Szene müßte zugleich das Attentat gegen Prospero vorbereitet werden. Mit dem bestialischen Trinklied des Caliban kann dieser Auftritt schließen. Der Beginn des dritten Aktes bei Shakespeare gibt die zweite Szene des zweiten Aktes, hingegen hätte die zweite Szene bei Shakespeare zu entfallen und bildet den dritten Auftritt des zweiten Aktes. Mit der Hetzjagd Ariels und seiner Geister auf die Verschwörer schließt der zweite Akt. Im dritten Akte, der bei Shakespeare der fünfte ist, entfaltet sich die ganze Persönlichkeit Prosperos. Antonio, Gonzalo usw. usw. würden, wie überhaupt die ganze Zeit über, auch in diesem Akte ziemlich in den Hintergrund treten. Dies in flüchtigen Zügen meine Absicht."

Außer dem „Sturm" stand auch der „Sommernachtstraum" auf dem Plan der Opernabsichten. Aus diesen Entwürfen wurde nichts, aber das Sehnen nach einer Bühnendichtung nahm immer lebhafter seinen Geist gefangen. Aber Wolf wollte nicht in die breite Bayreuther Gefolgschaft treten. Er war zu tief erfaßt von der Majestät dieser Kunst, um mit den üblichen Weihgerüchen ihr zu opfern. Als er in Bayreuth den „Parsifal" hörte, trat er nicht unter die Schar der Beifallsklatscher, er verzog sich seitwärts und schluchzte. Diese Kunst hatte sein Innerstes aufgewühlt, seine Seele erschüttert.

Drum heißt es bei ihm: Nicht diese gewonnene Welt neu erkämpfen — Neuland soll gefunden werden, fern von Wagner und Bayreuth: „Wagner hat in seiner und durch seine Kunst bereits ein so gewaltiges Erlösungswerk vollbracht, daß wir uns dessen nun endlich auch erfreuen können, daß wir ganz unnützerweise den Himmel stürmen, weil er uns bereits erobert ist, und daß es gescheiter ist, in diesem schönen Himmel ein recht freundliches Plätzchen uns zu suchen. Und dieses angenehme Plätzchen möchte ich gern finden, aber bei Leibe nicht in der Wüste bei Wasser und Heuschrecken und wildem Honig, sondern in einer fröhlichen, originellen Gesellschaft, bei Gitarrengeklimper, Liebesseufzen, Mondscheinnächten, Champagnergelagen usw. usw., kurz in einer komischen Oper, und zwar einer ganz gewöhnlichen komischen Oper, ohne das düstere welterlösende Gespenst eines Schopenhauerschen Philosophen im Hintergrunde."

Es soll also eine komische Oper werden, und sie wird es. Schon Ende der achtziger Jahre war ihm Pedro d'Alarcas Novelle „Der Dreispitz" in die Hände geraten, die ihn sofort musikalisch anregte. Hier glaubte er das Textbuch zu seiner komischen Oper gefunden. Der ursprüngliche Versuch, selbst das Buch daraus zu zimmern, scheiterte an den technischen Schwierigkeiten. Die Idee aber war nicht aufgegeben; Freunde waren hinter dem Rücken bemüht, den Stoff für die Bühne herrichten zu lassen. Als jedoch das Textbuch von Rosa Mayreder, das nun den Titel führte „Der Corregidor", Wolf übergeben wurde, wies er es mit geradezu niederschmetternder Kritik zurück. Später lernte er die Autorin persönlich kennen; die geistige Fühlung aber stellte sich nicht ein. Erst etwa vier Jahre später kommt Wolf wieder auf die Mayrederschen Arbeit zurück, die wohl inzwischen auch eine gewisse Wandlung durchgemacht hatte.

Und jetzt glückt der langersehnte Herzenswunsch. Im starken Ringen erobert sich der Corregidor das Licht des Geistes. Manche steilen Höhen sind zu erklimmen, manche Abgründe zu überwinden. „Einige Tage ging ich wie ein Verzweifelter herum und verfluchte mich und das Komponieren und die Oper und die ganze Welt, drei Tage lang marterte ich mein armes Hirn vergeblich ab, für die Stelle: ‚Wenn Gott es gefallen hätte, mich durch schlimmen Schein zu prüfen‘ den richtigen Ausdruck zu finden ... Heute bin ich so freudig, so zuversichtlich, zukunftstrunken, daß ich alle Welt umarmen möchte. Was ist aber auch aus der Szene geworden! Als ich sie mir heute vorspielte, war ich dergestalt erschüttert davon, daß ich vor Grausen und Ergriffenheit abbrechen mußte.“ — „Dieser vierte Akt ist mein erklärter Liebling. Er birgt so allerlei Kostbarkeiten, die den Feinschmeckern den Mund wässern machen werden ... Die Instrumentation dieses lieben und schönen vierten Akts wird mir ein Quell reinsten Vergnügens sein, während die Abfassung der drei anderen Akte für mich nur Plage und Schinderei war.“ — „Die Ausarbeitung des Schlußchores hat mir unsägliche Schwierigkeiten gemacht. Ich hatte mich schon mit der Idee befreundet, das Stück mit den letzten Worten der Mercedes enden zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, mich des schönsten Schlußeffektes zu begeben. Aber mein künstlerisches Gewissen empörte sich doch gewaltig gegen eine solche Verzagtheit, und mit dem Aufwand meiner letzten Kräfte, wahrlich mit dem Mut der Verzweiflung, machte ich mich an die schwierige Arbeit und arbeitete eine Woche ununterbrochen an dem Aufbau, und siehe da — es gelang und gelang herrlich.“

Leider haben sich die hohen Erwartungen, die Wolf an den Corregidor knüpfte, nicht erfüllt. Nach der Erstaufführung 1896 in Mannheim entschloß sich der Künstler zu einer teilweisen Umarbeitung. So fand das Werk seinen Weg nach Straßburg, nach Prag, nach München, nach Wien, nach Berlin. Überall lauschte man mit Ergriffenheit den Tönen, die freilich der breiten Masse stets fern bleiben werden. Der Dramatiker Wolf befand sich in einer Selbsttäuschung.

Durch das ganze Singen und Dichten Wolfs weht der kräftige Hauch der Natur, der Erdgeruch. Er schafft nicht wie Schubert und Mozart im Getümmel der Menschen, im Wirtshaus, auf dem Reisewagen, er spinnt seine Phantasien wie Beethoven und Wagner in der Einsamkeit, in Betrachtung des Blühens und Sprießens, der kundgebenden Schöpfergewalt.

Freilich belauscht er die Natur nicht in ihren größten Offenbarungen; er findet den Weg zu ihr in innerlichen Kämpfen, deren Siege nicht der Menschheit, sondern den bevorzugten Individuen gelten. So ist denn die Kunst Wolfs nicht von welterschütternder Größe und Spannung. Sie geht nicht ins Übergewaltige. Aber sie dringt in die Tiefe, sie leuchtet in die geheimnisvollen verborgenen Winkel der Einzelseele und nützt der Menschheit, indem sie ihre Individuen erfüllt und erhebt. Wolfs Kunst ist keine Volkskunst, wird es nie werden. Die demagogische Macht ist ihm versagt. Dafür gewinnt er sich die feinsinnigen Geister aller Klassen und Anschauungen; sie huldigen ihm als ihrem Führer und Meister und erheben ihn auf den Thron der Liedunsterblichkeit.

Die Einzelstudien über Hugo Wolfs Leben und Wirken, die uns diese Erkenntnis erschließen, sind gekrönt durch eine neuere monumentale Arbeit, „Hugo Wolf“ von Ernst Decsey, die dieser Kunst gewiß zahlreiche neue Bewunderer zuführen wird.

Es wäre müßig, zu berechnen, was Wolfs Geist noch ersonnen, wie seine Willenskraft noch zu dem Höchsten sich erhoben hätte, wenn nicht das Schicksal seine unerbittlich rauhe Hand auf sein Haupt gelegt. Das, was sein Mund uns verkündet, reicht hin, seinen Namen an die Kette der Großen anzureihen, ihn einzutragen in das Buch der Unsterblichen.

Der Königsgrenadier.

Der Königsgrenadier, der viel schmucke Soldat,
Der kam in der Schlacht gar so schwer zu Schad'.
Der schmucke Soldat, als er wiederkam,
Da war er ein Krüppel, zerschossen und lahm,
„Da bin ich nun wieder, meine liebe, liebe Braut!“
Die hat wohl mit Entsetzen ihn angeschaut. — — —
„Grüß Gott, Frau Mutter, ich gräm' mich so sehr,
Meine liebe, liebe Braut, die mag mich nicht mehr.
Und Du, meine Mutter, Du schaust mich so an,
Als ob mein Leid Dich nicht rühren kann.“ —
„„Mein Sohn, wie soll ich denn traurig sein?
Hab' ich Dich doch wieder für mich ganz allein!““ —

Albert Roderich.

Frau Bornmüller.

Ein Idyll aus der Sommerfrische. Von Johannes Schlaf-Weimar.

Auf meine Anfrage bei Frau Bornmüller, ob ich wieder mal bei ihr auf Sommerfrische wohnen könnte, erhielt ich aus Thalstedt folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Antwortlich Ihres werten Briefes ob Sie bei mir wieder in Sommerfrische kennten wohnen, den ich in Händen habe, teile ich Ihnen nun ergebenst mit, das mein Schwager und Frau aus Darmstadt zu Besuch da waren, aber sie reißen heute gerade ab was sich also gerade ser gut trift, so das Sie sofort kennten kommen. Ich will mich gleich daran machen und die Giebelstube in Ordnung zu bringen, damitt Sie alles finden wie Sie es immer föllig gewont gewesen sind und nichts entbeeren. Indem Sie freundliche Nachfrage thaten wegen den Geschäftsgang, so ist er augenblicklich nicht ser gut, aber ich war disser Tage in Eisleben und erfuhr ich daselbst, das allgemeine Klage get. Ich sage der Mensch muß es nemen, wie es kömmt und zufrieden sein, was hilft es, man mus den Kopf oben behalten, es komen auch bessere Zeiten. Wenn mein säl'ger Mann noch lebte wär es freilich besser da ich nun ganz alleine bin und nur ein Mädchen bei mir habe, aber es macht auch das zehnte verkert und hat man seine liebe Not so ganz allein und als Wittwe. Mein ältester Sohn ist ja auch auswärts in guter Stellung und der andere in der Leere.

Indem ich Sie also schon jetzt herzlich willkommen heise, will ich nun schliessen denn man hat leider immer alle Hende voll zu thun, weshalb ich Ihren geerten Brief auch nur in aller Eile beantworten habe kennen.

Hochachtungsvoll
Ihre ergebenste
Rosalie Bornmüller."

Ich packte denn also eines Tages meine Sachen und langte nach achtstündiger Fahrt auf dem kleinen Thüringer Sekundärbahnhof Thalstedt an, wo Frau Bornmüllers Mädchen, Berta, mich und mein Gepäck in Empfang nahm.

Das Bahnhöfchen ragt über dem Dorf, das unten in einer Talmulde liegt und drüben sich einen breiten Hügel hinaufdehnt. Auf dem langgestreckten Rücken dieses Hügels zieht sich eine Reihe kleiner Häuser hin, und eins von ihnen ist Frau Bornmüllers Haus und Geschäft.

Wir steigen den Hügel hinab, um durch die Mulde und das Dorf zu Frau Bornmüllers Häuschen zu gelangen.

Berta geht hinter mir her. Sie ist eine stramme siebzehnjährige Bauerndirne mit einem sommersprossigen Gesicht, lichtblauen Augen und rotblondem Haar, wie es in diesem Thüringer Landstrich häufig vorkommt.

Zwischen einem prächtigen Wiesenhang mit Margueriten, Gänseblumen, Butterblumen und Klee und einer schönen Weißdornhecke steigen wir hinab.

Noch das entsetzliche Geratter des Sekundärbahnzuges im Ohr, die Eindrücke von allen möglichen Gesichtern einer verehrlichen Reisegenossenschaft in der Seele, in den Geruchsnerven noch den Schmack des Steinkohlendampfes, atmet man mit tiefen Lungen den frischen, sonnigen Gebirgsozon und seine schöne, tiefe, klare Stille. — Neben sich hört man in dem langen Obstgarten, der von Sonnen- und Schattenspielen lebt, das behagliche Gackeln der Hühner. Unten vom Tal aus dem Dorf her bellt ein Hund, kreischt ein Rudel Gänse seinen Jubel über die schöne Nachmittagssonne in die lauwehenden Lüfte.

Unten geht's eine lange Dorfgasse hinauf wieder bergan. Sie ist ungepflastert; das Kalksteingeröll des Hügels macht den Weg holperig. — Es sind kleine, buntgetünchte Häuser. Manche haben noch so einen Reiter aus rotem Ton auf dem Dachfirst, wie sie in alter Zeit üblich waren. Dieses Reiterchen mit seinem breitkrempigen Hut stellt den alten Heidengott Wotan vor.

Ein sehr malerisches Kleinleben, das man hier durchschreitet.

Bunte Blumen, knallrote Geranien, Fuchsien, Portulak, Goldlack und Alpenveilchen stehen in den Fensterchen. Man blickt in dunkle kleine Hausflure hinein. Ein Rudel weißer Gänse spaziert im Gänsemarsch durch das blaue Dämmern eines solchen Flures, aber sehr vernünftig an einem flachshaarigen Zweijährigen vorbei, der auf der Hausschwelle sitzt, einem wahren kleinen Dorfteufel, der sich philosophisch mit einer Beerenmusbemme das pausbäckige Gesicht koloriert. Ein struppiger Rattler liegt, alle viere steif von sich gestreckt und mit behaglichem Blinzeln in der grellen Sonne. Ein Spitzchen kläfft einen an. Ein paar Gevatterinnen lugen einem neugierig nach aus Fenster oder Haustür. Enten schnattern in einer Pfütze umher. Man blickt in freundliche kleine Gärten mit jungem Gemüse und grellen Bauernblumen hinein, oder in ein Höfchen mit Reisigstapeln, Düngerhaufen und Koben, in denen Schweine grunzen und Ziegen meckern. Und auf das alles scheint so recht schön warm und hell die liebe Sonne hernieder.

Das ist nun aber vielleicht alles eine Romantik, die für Auge, Nase und Ohr hier und da trotz aller pittoresken Eigenschaften ihre Schattenseiten hat. Aber sobald man das Ende dieser Gasse erreicht hat, fällt zur Linken ziemlich steil ein mächtiger Berghang ab, auf dessen breitem Gipfel sich das umfangreiche Revier eines alten tausendjährigen Schlosses mit seinem kyklopischen Mauerwerk in ungleich imposanterer Romantik den Blicken darbietet.

Hier aber biege ich mit Berta zur Rechten hin ab. Auf einem noch etwas höheren Rand des Hügels, den wir heraufgestiegen sind, zieht sich die Häuserzeile hin, der auch Frau Bornmüllers Häuschen und mein Quartier zugehört.

Das ist denn ein wahrhaft köstlicher Blick, den man hier von der freien Höhe auf das Nest in seiner Mulde da unten genießt. Die roten Dächer im Grünen, von deren Schornsteinen feine Rauchsäulen aufsteigen. Die Gassen, Höfe, Gärten, lauschigen Pfade, in die man hineinblickt. Menschenstimmen, die heraufdringen; Hundegekläff, Pferdegewieher, das Muhen der Kühe, Ziegengemecker, das Pinken einer Schmiede, die Laute des Geflügels, Kindergeschrei, das schwerfällige Rattern eines Wagens: welch warmes, in diesen grünen Talwinkel eingewohntes Leben! . . .

* * *

Endlich langen wir an. — Ein kleines Haus mit einem Krämerschild. „Albert Bornmüller" steht mit großen, blauen, schwabacher Buchstaben draufgemalt. Aber unter dieser, schon verwaschenen Schrift, mit frischer Farbe, „jetzt Rosalie Bornmüller".

Es ist ein blaugrün getünchtes Häuschen mit einer Ladentür, einem kleinen Schaufenster, einem Fensterchen daneben, das einem Ladenstübchen angehört; dann kommt die Haustür und dann noch zwei Fensterchen, die Bornmüllers „guter Stube" angehören. Über der Haustür ragt aus dem alten braunen Ziegeldach der zweifensterige Giebel hervor, in dem ich wohnen werde. Vor dem Häuschen steht ein alter Nußbaum. Hinter ihm gibt's einen kleinen Hof mit einer Niederlage, und hinter diesem steigt man eine Anzahl sehr romantischer Kalksteinstufen zu einer Scheune und einem schönen Hausgarten hinauf.

Aber da steht sie schon mitten in der weitoffnen Haustür; sie, die ich das Musterbild einer kleinen deutschen Frau vom Lande nenne, und die nebenbei in ihrer Art ein Original ist, Frau Rosalie Bornmüller.

Sie ist jetzt sechsundvierzig Jahre alt, und seit ich sie nicht gesehen habe, ist sie ein ansehnlich Teil korpulenter geworden. Ihre blonden Haare sind in einer mächtig dicken Flechte aufgesteckt, die ihr fast bis mitten auf den Scheitel reicht. Unten sind die Ärmel ihres blauen Kattunkleides noch aufgestreift; aber ich sehe sofort, daß sie sich eben erst die Arbeitsschürze zu Ehren meines Empfangs abgebunden hat und daß sie hinten in ihrer Niederlage gearbeitet haben wird.

Sie hat ein etwas längliches Gesicht mit starken Backenknochen und einem hübschen, energischen Kinn, eine gerade, ein klein wenig gebogene Nase, und unter lichtblonden Brauen und einer niedrigen,

aber schön breiten und klaren Stirn ein Paar lebendige, kleine graue Augen. Sie nehmen sich sehr harmlos aus und, zu ihrem großen Mund, dessen rote Lippen meist offen stehen und zwei kräftige, weiße Zahnreihen frei lassen, vielleicht sogar etwas dumm-naiv. Aber ihr Gesicht hat eine muntere Farbe, und sie ist alles in allem für ihre Jahre eine hübsche und gut konservierte Witwe.

In der Art, wie sie meiner Annäherung entgegenblickt, bringt sich gastfreundlich die Freude des Wiedersehens zum Ausdruck, nicht minder aber eine mächtige Neugier, was ich ihr alles aus der Großstadt werde zu erzählen haben. Beides, diese gastfreundliche Freude und die Neugier sind sehr aufrichtig; aber es hindert nicht, daß ihre kleinen grauen Augen lebhaft an meiner Gestalt und meinen Gepäckstücken hingehen. Denn mein Reisekorb, mein Koffer, meine Handtasche und vor allem mein Sportanzug aus Loden: das und wer weiß was noch alles ist ihrer Neugier von unwillkürlichstem Interesse.

„Ach nee, heernse! Sie woll'n wohl diesmal hie' im Walde auf die Jagd gehe?!" ruft sie mir mit Bezug auf meinen Sportanzug allen Ernstes entgegen.

Ich beruhige sie, und wir reichen uns die Hand zum Willkomm. Aber ich trete nicht ein, bevor ich nicht mit meinem Stock die alte Türbimmel in Gang gebracht und ihr gemütlich heiseres Gekläff gehört habe.

Die ganze Hausflur duftet sehr angenehm nach frischem Kirschkuchen. Frau Bornmüller hat also unter allem anderen auch noch Zeit gefunden, zu meinem Empfang einen Kirschkuchen zu backen.

Ich steige aber zunächst mit Berta und meinen Sachen zur Giebelstube hinauf.

Das ist ein blaugetünchtes Zimmer mit Vorhängen, die ein Kornblumenmuster haben. Ich finde einen Tisch vor die beiden Fensterchen gerückt, der mir zu meinen etwaigen Schreibereien dienen soll. Links vom Eingang steht das gewaltige Bauernbett, frisch bezogen, und ihm gegenüber an der Wand das Familiensofa mit dem überdeckten Rundtisch davor. Darüber hängen an der Wand die Oldruckbilder ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin mit den jungen Prinzen. Auch ein großer Kleiderschrank ist vorhanden, eine Waschgelegenheit und über dem Bett ein alter, mit braunen Stockflecken bedeckter Kupferstich des „Ecce homo". — An der Krone des alten Nußbaums vorbei blicke ich auf das Dorf hinab und darüber hinweg auf die Waldhügel. Schwalben und Tauben streichen an den Fensterchen vorbei.

Ich wasche mich, mache mich schmuck und gehe wieder hinunter, um den Kaffee zu trinken, den mir Frau Bornmüller inzwischen gebraut hat.

Es versteht sich, daß es Kathreiner Malzkaffee ist, der aus ihrem Laden stammt. Es gibt Sahne, Zucker und Kirschkuchen dazu. Alles ist in dem Ladenstübchen auf weißgedecktem Tisch serviert. Auch einen Likör aus dem Laden kann ich dazu trinken.

Ich sitze, wenn ich hier bin, gelegentlich nicht ungern in dieser kleinen Kajüte von Ladenstübchen. Es ist gerade Platz für einen Tisch mit Wachstuchbezug, ein paar Stühle, einen Ofen und Wandregale, die voller Marmeladenkonserven, Zigarrenkisten und Tabakspaketchen stehen. Über dem Tisch aber ist ein Fensterchen mit einer kleinen, verschiebbaren Gardine angebracht, durch das man beobachten kann, was in dem kleinen Laden vorgeht. Und da kann man oft die beste Unterhaltung haben.

* * *

Frau Bornmüller setzt sich mir gegenüber an den Tisch. Ich habe ihr ein paar Raritäten mitgebracht, denen sie keine Kostverächterin ist; eine Konserve mit Ölsardinen und ein Pfund Spekulatius, Dinge, die sie hier nicht zu sehen bekommt.

„Oi, oi! — Nee! — Aber das trau' ich mer nich' anzunähme?! — — He, nee! Aber sagen Se mal: hei! die sin' deier, gelle?!"

Augen und Mund starren ihr, weit offen vor naivster Freude und doch auch von irgendeiner kleinen Zaghaftigkeit, solchen kuriosen, ihr unbekannten Wertgegenständen gegenüber.

Ich muß ihr — sie tut's nicht anders und würde mir sonst tagelang deswegen keine Ruhe lassen — mitteilen, was man für so etwas bezahlt.

Aber man meine nur nicht, daß sie über allem Respekt vor diesen Sardinen und Spekulatius da, ihren Laden vergäße! — Eben waren ein paar Gestalten draußen dicht vorm Fenster vorübergegangen, und sie hat sie sofort wahrgenommen und ein paar Kunden in ihnen erkannt.

Es ist nun sehr hübsch zu beobachten, wie sie sich von den Wunderdingen da nicht trennen kann, und wie sie dabei auf die schwer stapfenden Schritte der beiden Männer da draußen und ihre Ladentür hinspannt.

„Hei nee, aber! Das is aber ganz was Feines!" sagt sie in ganz versunkener, strahlender Andacht, die beiden Sachen in den Händen wiegend — praktisch zugleich auf ihr Gewicht hin prüfend, und wer weiß was alles an ihnen wahrnehmend. „Die gibets bloß bei vornehm' Leuten zum Kaffee, solche Spekulatius; gelle, he?"

Aber da geht die Ladenbimmel.

Richtig! Die Leute draußen waren ein paar Kunden.

Sofort hat Frau Bornmüller Konserve und Spekulatius vor sich hin auf den Tisch geschoben. Aber langsam, mit einer noch staunenden Handbewegung und einem Blick, der sich noch nicht trennen kann, der noch wer weiß wie viele wißbegierige Fragen hat, während sie doch schon halb aufgestanden ist.

Es sind, wie ich aus dem Gespräch vernehme, das Frau Bornmüller dann mit ihnen im Laden führt, ein paar Handwerker aus dem Marktflecken, der hinter dem Schloß gleich am Fuß des Schloßberges liegt. Sie kommen aus einem Dorf in der Nähe hier vorbei, kaufen sich Zigarren und lassen sich einen Nordhäuser einschenken.

Frau Bornmüller unterhält sich mit ihnen in genau der lauten Sprechart, in der sie sich eben auch mit mir unterhalten hat. Sie spricht ein langgezogenes, singendes Thüringisch. Man kann jedes Wort verstehen. Man merkt, daß sie eine Seele ist, die keine Heimlichkeiten kennt, und die in Gottesnamen alles frei von der Leber weg spricht, was ihr und wie es ihr auf die Zunge kommt. — Ich höre, sie fragt nach allem möglichen und noch ein gut Teil darüber sehr genau, was ihr von Interesse ist; und alles und das geringste ist ihr von Interesse, wie einem Kinde, und sie behält die geringfügigsten Sachen mit einem fabelhaften Gedächtnis. — Gevatterklatsch, und was die beiden, ein Tischlermeister mit seinem Gesellen, in dem Dorf, von wo sie herkommen, gerichtet haben, bei wem, warum, ob sie und was sie zu essen bekommen haben, und was für Arbeit sie gemacht haben, und wie diese Arbeit gemacht wird. Sardinenbüchse und Spekulatius und selbst die Unterhaltung mit mir, auf die sie sich wer weiß wie spitzt, scheinen völlig in Vergessenheit gekommen zu sein.

Aber jetzt empfiehlt sich der Meister mit seinem Gesellen, und Frau Bornmüller kommt zurück.

Sie kommt in einer langsamen, breiten Gangart, und sobald sie in der Ladentür erscheint, richten sich ihre Blicke sofort, obgleich sie die interessantesten Neuigkeiten erfahren hat, wieder auf den Tisch und seine Raritäten. Ihr Mund öffnet sich lächelnd und staunend, und ein wenig schwerfällig und umständlich läßt sie sich nieder.

Ein Geruch nach Kaffeebohnen, Gewürz, grüner Seife und Heringen ist für einen Augenblick mit ihr aus dem Laden in das Stübchen hereingedrungen.

Aber weit gefehlt, wenn man nun, vielleicht auf ihre anfänglichen naiven Bemerkungen hin, annähme, daß Frau Bornmüller noch einmal von den Sachen spräche. Nein, in Gedanken nur läßt sie ganz leicht die Fingerspitzen derselben Hand auf der Konserve und dem Päckchen zugleich ruhen. Man muß nun sehen, wie diese Fingerspitzen unter diesen Gedanken leise auf den Gegenständen vibrieren, als ob Frau Bornmüller, ganz unbewußt, noch etwas an ihnen prüfte. Es sind genau die Fingerbewegungen, wie man sie bei fleißigen und unablässig rührigen Hausfrauen aus kleinem Stande beobachten kann.

„Heernse," fängt sie im übrigen jetzt an, „das war der alte Tischlermeester

Träger mit sein'm Gesellen aus Quernscht" — hier meinte Frau Bornmüller „Quernstedt" — „E' geht aber oo' nich' e' eenz'ges Mal vorbei, wenn e' hie' nach der Gegend 'naus über Land gewese is, ohne daß e' sei' Schnäpschen trinkt un' sich seine Zigarren kooft; un' oo' allemal noch mit fer 'n Gesell'n. Aber (= oder) e' nimmet oo' seiner Frau e' Pfund Reis mit, aber e' halb Pfund Kaffee, aber Zucker, aber sonst was. — Lieber Gott, weil e' mir was zuwende will. — Ach Gott, das is enne kreizbrave, treue, alte Seele, der Vater Träger! — M!" Hier stieß Frau Bornmüller einen Laut liebevoll gefühlsamer Nachdenklichkeit aus. „Das tuet e' nu' aus Anhänglichkeit an mein'n säl'gen Mann, der 'n e' mal e' Prozeßchen hat gewinne helfe."

Der verstorbene Herr Bornmüller war früher ein kleiner Magistratsbeamter gewesen. Später war er zu einigem Geld gekommen und hatte hier draußen das Häuschen und das Geschäft gekauft. Außer dem Geschäft aber hatte er auch die Ehrenämter eines Waisenrates, eines Steuereinnehmers und wer weiß was noch alles für kleine Ehrenposten gehabt. Vielen Leuten hatte er hier im Dorf und in dem Städtchen mit Rat und Tat beigestanden. Er war ein kreuzbraver und gewissenhafter, in seinen Eigenschaften sehr eigener, mäßiger kleiner Mann gewesen und zudem eine gefühlvolle und romantische Seele, wie sie in ihm noch aus einer früheren Zeit in die unsere hineinragte.

„Ja, aber das Geschäft geht nu' oo' nich' meh' so wie frieher," fährt Frau Bornmüller fort. „Wie mei' säl'ger Mann noch lebete, da war e' ja nu' oo' Waisenrat un' Steiereinnehmer, un' glooben Se nur, das machte was aus. — Nu' aber hab' ich das alles hie' ganz alleene auf'm Halse. — Mit dem Mächen da ... He! un' heite hab' ich se doch wieder mal attrepiert?! Hat se nich' wieder oben in ihrer Kammer e' paar Tafeln Schokolade beiseite gebracht? Eben hab' ich oben revediert, wie se drübene auf'm Bahnhof war. — Na, komm Du mir nur, Mamsell! Du fillst was besehe! — He! 's is nur gut, daß ich alles merke! O, mir entgieht nischt!"

Frau Bornmüller hat recht: sie bemerkt mit dem sonderbarsten Instinkt alles, und wer sie für dumm kauft, ist blamiert.

„He, wemmer das alles so alleene mache muß! Wenn kee' Mann im Hause is! — Da is die Korrespondenz, da sin' die Rechnungen, da is die Buchfiehrung. — Nu', heernse, das hab' ich doch alles ersch in den anderthalb Jahre salber gelernt?"

Sie strahlt und blickt mich fragend und mit berechtigtstem Stolze an.

„Nu', un' da hammer neierlich oo' noch enne Konkerrenz unten im Dorfe. Das war frieher bei meines säl'gen Mannes Lebzeite oo' nich'. Da hatten mer alles alleene. Das is gar e' Unterschied! Un' was die Sozialdemekraten sin', die gehn itzt nach Quernscht, wo se neierlich e' Konsumverein aufgemacht ha'n. Da sin' scho' widder Kunden weg. — Aber nu' sin' ja, gottlob, die Arbeitgeber hingerher. Lange wird's ja dann wohl nich' währe' mit den' ihre Konsumvereine da. — 's heeßt, daß 'es Geschäft mit großen Verlusten arbeet', sa'n se. — Hie' kann sich ja so was nich' halte uf de Dauer. — Mei' Hauptposten sin' die Arbeeter von der Domäne un' de Polacken. Na, da kenn'n Se Spaß erlabe," lacht Frau Bornmüller. „Wenn die Sonntags hingene uf mein'm Hofe ihren Teebs ha'n. — Na, da trinken se denn nu' Bier un' Branntwein, un' dreh'n sich Zigaretten. Ich habe da so e' großen Posten Zweepfennigzigarettentoback, wissen Se, angekooft un' so e' Paket Seidenpapierchen, da kennt'r ja nu fer meinswejen so viel drehn wie d'r wollt. — Nu', un' denn bringen se denn nu' oo' ihre ahlen Polackenmächens da mit — hohe Stiefeln ha'n se, wissen Se, un' Koppguken — un' denn wer'n se denn nu' Ziehharmonika spiele un' tanze. — Nu', das is scho' enne Bande. — Manchmal kloppen se noch'n Abend nach Zehne an un' woll'n einkoofe, weil se mehrschtens am Tage keene Zeit ha'n. Das derf ja nu' nich' sei. Aber mer muß es mitnehme, wie's kimmt. De Zeiten sin' schlecht genung. — Un' was da nu' unser ahler Nachtwächter is: i nu', der kimmt salten mal gerade hie' nach unser

Heehe 'nangetippelt, un' wenn, denn drickte wohl oo' schon e' Ooge zu. — He, 's is enne wahre Schinderei. Nich' mal an' Abend hat mer seine Ruhe! — So'ne arme Witwe! Uf die gieht alles 'nei'! — Heernse, sogar der Spediteer hot mich doch betroge' un' bemaust? Da fahlten e' mal zehn Liter am Branntwein, oo' e' mal fünf Liter Likeer, oo' wohl e' paar Pfund Kaffee, aber Rosinen, aber Schmierseefe. — Wissen Se, nachher bin ich aber schlau gewase un' ha' mich hinger den een' Kutscher gesteckt, der de hotte enne andre Stellung übernahme wolle, un' da ha' ich se abfasse kinne. — Nu', da ha' ich mich denn oo' iersicht in Respekt setze misse."

Ich sage hierauf nun Frau Bornmüller, sie sollte sich doch wieder verheiraten.

Aber förmlich feierlich verwahrt sie sich dagegen.

„Nein?! Nein?! Das tu' ich mein' lieben, säl'gen Mann nimmermeh' an! — Nu' un' nimmermeh'! — Mei' gueter Mann war so e' feiner un' so e' gefiehlvoller un' rücksichtsvoller Mann. Ich mißte mich vor'm, in sein' Grabe mißt' ich mich schäme. Ich bin nu' enne ahle Frau un' habe zwei erwachsene Söhne!" Frau Bornmüller fängt an zu weinen. „Von meinem guten Manne hab' ich zwei erwachsene, Gott Lob un' Dank, gut geratene Söhne. Wan sollt' ich da wohl noch nahme! Un' wer mich nähme, sehnse, der spikelierte uf weiter nischt wie uf mei' schönes Haischen un' Geschäftchen. Aber was mei' guter Mann durch seine saure Arbeit so weit gebracht hat, das lass' ich, als seine Frau un' Witwe nich' von e' ersten, besten Kerl verschludern! —

„Nee, heernse, wie wunderscheen e' mich immer spaziere gefiehrt hat! Da is kein Sonntag nachmittag vergange, wenn de scheenes Wetter war, wo e' mich nich' 'naus in' Wald un' in de Berge gefiehrt hätte, mei' guter Mann! Manchmal sin' mer denn ja oo' wohl meinswejen mal bis nach B. marschiert un' ha'n da 'm Badekonzerte zugeheert bei e' Schälchen Kaffee. Aber das war noch nich' e' mal so scheene, als wenn e' mit mir so durch den scheen', romant'schen Wald ging un' mir so seine Gedanken mitteilte. — Über alles, sehnse, hatte mei' guter Mann so scheene Gedanken un' Einfälle."

Frau Bornmüller besaß für solche Dinge Sinn. Sie hatte früher feinere Arbeit getan, genäht, gestickt, gehäkelt und geplättet und gelegentlich wohl auch mal ein Buch gelesen. Außerdem besaß sie eine gute Auffassungsgabe und lernte überall und von allem. — Für alles, aber auch das geringste, interessierte sie sich; nach allem tat sie Nachfrage, wie ein Kind, das noch nicht zur Schule geht, und auch mit dessen Beharrlichkeit. Manchmal recht dumm und allzu naiv. Aber es war erstaunlich, wie sie dann doch von allem auf das beste profitierte, was für ein vortreffliches Gedächtnis sie hatte, und wie sie alles ihrem Geschäft und Hauswesen zugute kommen zu lassen wußte. — Wenn sie etwas verfolgte oder vorhatte, war sie unermüdlich, zu aller Welt zu laufen, und sie ließ sicherlich, unter was für Umständen auch, nicht eher ab, als bis sie erreicht hatte, worauf sie hinaus war. — So hatte sie zum Beispiel eine gute Gelegenheit ausfindig zu machen gewußt, ihrem ältesten Sohne in einer großen, sehr sicheren und berühmten Fabrik die gute kaufmännische Lebensstellung zu verschaffen, die er derzeit innehatte; und zwar in dem letzten halben Jahr seiner militärischen Dienstzeit. Ihren anderen Sohn aber hatte sie, noch vor seiner Konfirmation, in Quernstedt eine ausgezeichnete Lehre zu verschaffen gewußt, und sie bemühte sich jetzt bereits, ihm durch Verwandte in einer betriebsreichen Gegend eine Stellung sichern zu lassen, bei der er für seinen Beruf viel lernen konnte und zugleich ein gutes Anfangsgehalt bekam. Sie war, mit weiter nichts als ihrem unermüdlichen, naiven Interesse, das sich durchaus nicht im mindesten genierte, auch mal eine „dumme" Frage zu tun, ein wahres praktisches Genie; in aller Naivität und Einfalt und ganz aus dem Stegreif. — Ja, sogar den Umstand, daß sich die Leute hier manchmal ein bißchen über sie lustig machten, wußte sie, ohne jegliche Empfindlichkeit, mit großer Schlauheit zu ihrem Vorteil auszunutzen. Es

war kostbar zu sehen, mit was für einem sonderbar dummhörigen Gesicht sie bei solchen Gelegenheiten schweigen und lächeln konnte, wenn die Leute sie gelegentlich mal für dumm kaufen wollten. Sie war wirklich eine Witwe, die sich ihrer Haut zu wehren wußte.

Man hätte sie geradezu einen weiblichen Yankee nennen können. Dabei war sie fromm, sehr ehrlich, betrog niemand, war stets reell, kleine immer noch erlaubte Vorteile vielleicht ausgenommen, die sie mitzunehmen pflegte, und außerdem war sie sehr gefühlvoll; eine wahre Seele an Gefühlsamkeit. Zuweilen ging diese Gefühlsamkeit wohl sogar bis zu einer Art von lyrischer Sentimentalität. — Gerade bei diesen Gelegenheiten aber war deutlich zu merken, daß sie mit ihrem verstorbenen Manne eine außerordentlich glückliche Ehe geführt hatte. Denn diese romantisch lyrische Eigenschaft hatte sie bis zu einem Grade von ihm übernommen, daß sie ihn manchmal bis ins genauste und ganz unwillkürlich kopierte. Wie sie in manchen Momenten sogar die beamtenmäßig formelle und exakte, gehoben-unterstrichene und wohl auch feierliche Ausdrucksweise ganz unbewußt nachmachte, sogar mit allen Gesten und aller Mimik, die ihm von seiner früheren Magistratsstellung her zu eigen geblieben waren. — Sie war in solchen Augenblicken vielleicht manchmal schnurrig: aber zugleich lag auch etwas Rührendes, ja Bewunderungswürdiges in dem frischen, spontanen Lebens- und Tätigkeitstrieb, der sich bei solcher Gelegenheit dokumentierte.

Ihre ganze Gefühlsseligkeit kam aber in diesem Augenblicke, wo sie ihres toten Mannes gedachte, zum Vorschein.

„Über alles, aber oo' über alles hatte der gute Mann Gedanken," fuhr sie fort. „Heernse, wenn da so e' rotes Eichhörnichen 'ne Tanne 'nanging: da konnt e' sich drüber freie, als wenn e' e' Taler geschenkt kriegte. Aber (= oder) de Sonne webete so zwischen den Buchen: da konnt e' een'm glei' uf der Stelle e' ganzes Märchen erzähle." — Frau Bornmüller lachte unter Tränen. — „Un', heernse, das weiß der liebe Gott, daß es wohl selten so e' aufmerksamen Mann giebet, wie mei' guter, säl'ger Mann war! — Wie e' Brait'gam, heernse, hat e' mir noch kurz vor sein'm Tode in der Erdbeerzeit im Walde Beer'n gepflückt. — Nein!!" Ihre Augen wurden feierlich starr und zeigten eine unsagbar unerschütterliche Entschiedenheit. — „Einer Sünde müßt' ich mich schäme, vor'm lieben Gott, wenn ich das dem guten Manne vergesse un' wenn ich mich jemals noch e' mal wieder verheirate wollte!"

Aber da bimmelt die alte Ladenschelle. — Die Tür klinkt auf, bleibt ein Augenblickchen offen, und dann schieben sich durch den Spalt zwei dreijährige Mädelchen in den Laden herein, die mit Mühe bis zur Klinke heraufgereicht haben. Zwei flachshaarige Strubbelköpfe, barfuß, mit roten Pausbacken und Rotznäschen. Frau Bornmüller muß in den Laden, und ich bin für ein paar Augenblicke allein.

Draußen auf der Gasse spielt still das rötliche Licht der Spätnachmittagsonne. Unten im Dorfe rattert ein Wagen. Man hört den Ruf des Fuhrknechtes und das Knallen der Peitsche. Die Schwalben fliegen mit langgezogenem, frischen Gezirp in großen Bogen am Fenster hin durch die blaue Luft. Es ist so still hier oben, daß man vorm Fenster das Summen einer Hummel hört.

Die „Maischen" nebenan, wie Frau Bornmüller sie halb aus natürlichem Wohlwollen, halb aus Geschäftsinteresse tituliert, socken mit ein paar mächtigen Tüten, ihre blauen Augen starr auf ein paar Bonbons geheftet, die ihre kleine Faust mit inniger Inbrunst umklammert, wieder zum Laden hinaus, von Frau Bornmüller geleitet, die die Tür hinter ihnen zumacht.

Durch die beiden Glasscheiben der Ladentür spielt die Sonne in den Laden herein. Sie illuminiert die Schnaps- und Likörflaschen und erregt in ihnen gleißende Goldfunken aus ihren schönen Farben hervor. Sie blitzt auf der Messingwage und legt ihren Schein auf ein paar bunte Reklamebilder an der Wand. Auf ein Bauermädchen neben einer braunen Kuh, das ein Paketchen Milka-Margarine in der Hand hält; auf einen Fuhrmann

mit Peitsche und blauem Leinenkittel, der neben einer großen Rolle Oldenkotter Rippenknaster steht und sich schmunzelnd seine Halbpfeife ansteckt; auf einen Tiroler Bauernburschen, der eine Tiroler Bauerndirne, mit einem Korb voll Houtenschen Kakao vor sich, auf einem Schlitten jauchzend einen verschneiten Berghang hinabsaust; auf eine Reklame für amerikanisches Petroleum, auf der irgendein heroisch-mythologisches Weib in griechischem Gewand in der steil erhobenen Rechten eine strahlende Fackel emporreckt, und auf den illustrierten Zettel einer Kunstreitergesellschaft, die in Quernstedt ihre Vorstellungen gibt.

Ich habe meinen Kirschkuchenschmaus beendet, stopfe mir nun meine Pfeife mit englischem Shag und zünde sie an.

Frau Bornmüller, die in das Ladenstübchen zurückkommt, bleibt starr vor Entzücken stehn.

„Herre! Hei, heernse, das riecht aber guet?!"

Sie erkundigt sich, während sie sich niederläßt, sofort, was der Tabak kostet und wo man ihn zu kaufen bekommt, findet ihn aber freilich denn doch, nach einem kleinen bewundernden Nachdenken, für ihre Polacken ungeeignet.

Von ihrem Mann kommt sie jetzt auf ihre sehr zahlreiche und verwickelt verzweigte Verwandtschaft zu sprechen. Es sind alles wohlhabende Leute, und ein paar darunter sind sogar reich. Mit allen steht sie sich aufs beste.

Es ist ihr Stolz und ihr Thema. Rot vor Eifer und mit blitzenden Augen geht sie über den Flur in die „gute Stube" hinüber und bringt aus dem Schreibsekretär einen ganzen Haufen von Briefen, Dokumenten, Photographien und ein ganzes Photographiealbum angeschleppt.

Zwischendurch langt sie jetzt aber einen Strickstrumpf hervor, denn mit einemmal ist es ihr auf das Gewissen gefallen, daß sie bisher untätig gewesen ist. Jetzt sitzt sie und strickt, während ich mir die Briefe und Photographien ansehen muß. Sie gibt den Kommentar dazu; mit Pausen, in denen sie mit naiver Freude meine Bewunderung und Anerkennung über dieses und jenes auskostet.

Das ist eine Photographie ihres Ältesten, der sich als Soldat hat abnehmen lassen. Ich darf zu ihrem freudigsten Stolze zugestehen, daß er ein sehr schmucker Kerl ist in seiner Uniform, mit seinen hellen, intelligenten Augen und seinem blonden Schnurrbärtchen. Ich muß seine „perfekte kaufmännische Handschrift" und seinen gewandten Briefstil bewundern und ein paar Zeichnungen, die er Mutter zum Geburtstage nach Photographien mit schwarzer Kreide angefertigt hat. — Eine in Mannheim gut verheiratete Schwester hat sie gelegentlich einer dortigen großen Gewerbeausstellung besucht. Sie entwirft mir mit vielen begeisterten Interjektionen eine erstaunlich detaillierte Schilderung der feenhaften Pracht dieser Ausstellung und all der nützlichen und unterhaltenden Dinge, die sie damals gesehen und gehört hat. — Wieder ein anderer Bruder von ihr, der schon bei Jahren ist, geht freilich als Hausierer über Land. Er verkauft Kattun, Schirting, Leinwand, Barchent, Flanell, Bänder, Zwirn, Wolle, Nadeln und dergleichen. Er hat eine starke Familie, aber seine Kinder sind alle etwas Tüchtiges geworden. Früher, erzählt Frau Bornmüller, hat er lange das Perpetuum mobile erfinden wollen, das ist ihm freilich nicht geglückt, aber er hat allerlei mechanische Kunstfertigkeiten dabei gelernt. Es scheint also Talent in der Familie zu sein.

Frau Bornmüller führt, aus ihrer Einsamkeit hier oben, mit all diesen Verwandten einen sehr eifrigen Briefwechsel. Sie ist eine leidenschaftliche und sehr ausführliche Briefschreiberin — auch dazu findet sie noch Zeit —, und sie erfährt auf diese Weise von allen Weltgegenden her eine Menge Neuigkeiten. Sie hat nämlich auch in Südfrankreich Verwandte, und sogar einen Neffen, der in Las Palmas auf den Kanarischen Inseln ein Uhrmachergeschäft hat. Also sogar da ist sie zu Hause. Selbstverständlich auch in New York.

Aber da geht draußen wieder ein Schatten am Fenster vorbei. Frau Bornmüller hat einen langen Hals gemacht.

Ihr Gesicht ist in diesem Augenblick nicht zu beschreiben. Ihre Augen sind

ganz starr und funkeln vor Vergnügen, und fast vor Übermut.

„Ich kriege Besuch! Herre, heernse: mei' bester Kunde seit 'ner Zeit! Wissen Se, der Fuhrmeester Fahnert!"

Diesen „Fuhrmeester Fahnert" kenne ich von früher. Er ist ein hoher Dreißiger und Witwer mit zwei halbwüchsigen Töchtern. Seine Vermögensverhältnisse sind nicht die besten.

„E' kimmet sehr ofte um die Zeit." Frau Bornmüller lacht so belustigt, daß sie mir auf den Arm klopfen muß, um wieder zu sich zu kommen. „Der Halunke! Hie' uf's Haischen un' 's Geschäftchen hat e's abgesehn. — Hei, Du, das gloob' ich! — Wissen Se, jetzt wird e' sich nu' uf de Ladenbank setze wolle un' Bier trinke un' rooche . . . Un' denn wird e', weil e' Langeweile hat, frage, ob 'ch was für'n zu tun habe. — Na warte!"

Die Bimmel geht, und Gotthold Fahnert tritt ein, mit der Sonntagsmütze auf. Er trinkt einen Likör, läßt sich Zigarren geben und fragt, ob Frau Bornmüller was zu tun hat.

Nu', er kann in der Niederlage Berta'n fünfzig Pfund amerikanisches Schweineschmalz abwiegen helfen. Frau Bornmüller hat diese Lieferung jeden Monat für die Domänen und die Polacken.

Gleich darauf erscheint Gotthold Fahnert im Ladenstübchen. Er stutzt, wird rot — er stottert überhaupt ein bißchen —, grüßt, wie er mich sieht, und macht, daß er auf den Flur hinaus und hinter zu Berta kommt. — Umsonst läßt ihn aber Frau Bornmüller nicht arbeiten. So fatal ihm das auch ist, Frau Bornmüller nötigt ihn jedesmal Bier und Zigarren anzunehmen und weiß es sehr geschickt einzurichten, daß er ihr keine Komplimente und Anspielungen machen kann. — Er wird das zwar bald über bekommen, aber Frau Bornmüller hat von seiner Narrheit, die sie auf diese Weise kuriert, Profit gehabt.

* * *

Die Abendsonne macht jetzt draußen die Gasse rot. Der Himmel steht über den Hügeln jenseits des Dorfes in den prächtigsten Farben. Es ist die Zeit, wo Frau Bornmüllers Kunden kommen. Zuerst die Arbeiter aus den Steinbrüchen und der Kalifabrik draußen vorm Dorf. — Es dauert nicht lange, so ziehen ihre Silhouetten draußen hintereinander am Fenster vorbei, und man hört das harte Trappen ihrer schweren, beschlagenen Schuhe und Stiefeln. Krumm von ihrer Tagesarbeit, langsam und schwerfällig rücken sie an, wetterbraun, in ihren pittoresken Arbeitskleidern, mit ihren Geräten und Halbpfeifen. Und gleich füllt auch schon ein Dutzend von ihnen mit seinem Getrappel, seinen Späßen und Gesprächen den Laden.

„Alles Sozialdemekraten, heitzutage!" flüstert mir Frau Bornmüller zu. Sie hat eine Heidenscheu vor dieser Menschenklasse; aber das Geschäft! — Und sie sind mit ihre besten Kunden.

Sie besorgt sie aber tapfer alle miteinander. Es werden ihrer den Abend über noch mehr als dies Dutzend kommen. Auch frühmorgens sprechen sie vor. Wenn sie zu ihrer Arbeit hinausrücken, kaufen sich Tabak, Zigarren, Priem und trinken ihre Schnäpse oder lassen sich ihre Fläschchen füllen.

Dann kommen auch die Domänenarbeiter vom Feld herein und sprechen vor. Und es kommen die Frauen aus dem Dorfe oder schicken ihre Kinder, um ihre Einkäufe zu besorgen.

Ich für mein Teil aber stopfe mir eine frische Pfeife, nehme Hut und Stock und breche noch zu einer Abendwanderung auf, hinauf in den schönen Bergwald . . .

Als ich zurückkam, war die Luft schon kühl, und der große, goldene Vollmond stand über dem spätabenddunklen Dorf. Das lag unten in seinem Nachtfrieden, todstill, mit dunklen Dächern und Baummassen und roten Fensterchen, vom Mondglast übersponnen.

Frau Bornmüller aber stand noch zum Feierabend ein wenig in der offenen Haustür, vor ihrem gemütlich schwarzen Hausflur, ganz vom Mondschein angeschimmert, und lachend rief sie mir zu, zum Mond hinaufweisend, munter und naiv wie ein Schulmädchen:

„Luna lacht!" . . .

Bär als Stockgriff. Von Prof. A. Gaul.
Gemälde von Moritz Röbbecke.

Moderne Tierplastik.

Von Friedrich Fuchs †.

Die Mehrzahl der Bildwerke, die uns als kostbare und zum Teil auch köstliche Beweisstücke der ältesten Kulturen erhalten geblieben sind, weisen Tierformen auf oder stellen Tierwesen dar, so daß man berechtigt wäre, anzunehmen: nicht die Gestalt des Menschen, sondern die des Tieres habe zu allererst den Nachbildungstrieb gereizt. Die Ästhetik würde von einer möglichen Entscheidung dieser Frage des Vortritts, der ja an den entsprechend frühesten religiösen Vorstellungen einen Halt hätte, nicht berührt werden. Wichtiger ist dafür schon die Bestimmtheit, mit der unterschieden werden kann, daß an Tierskulpturen eher als an anderen plastischen Motiven sich künstlerisch entwickeltes Anschauungsvermögen offenbart. Das läßt sich auch erklären. Jedoch nicht — wie man's öfter hat lesen können — damit, daß die Charaktererscheinung oder die „Ähnlichkeit" bei irgendwelchen Tieren leichter zu treffen sei, als speziell bei Menschen. Sondern es konnten sich mit jenen Nachgestaltungen so mannigfach anders gearteter Geschöpfe der Drang nach phantastischer Symbolik und die Lust an wahrer Nachbildung zu gleicher Zeit befriedigen. Das eine bedingte sogar das andere. Denn wenn, zum Beispiel, die Babylonier an ihren Königsbildern die Kraft durch den Stierkörper versinnbildlichen wollten, so waren sie eben angewiesen, den Muskelbau, durch den die Natur so unmittelbar als höchste Stärke wirkte, mit möglichst überzeugender Treue wiederzugeben.

Im übrigen war es der Löwe, in dessen Wiedergabe die babylonischen Bildhauer sich am glücklichsten bewährten. Die Jagdszenen auf den Kalksteinplatten, die bei El-Nimrud zutage gefördert wurden und seitdem im Britischen Museum aufgestellt sind, weisen eine ganz erstaunliche Kenntnis der Löwennatur auf und ein schon unübertrefflich zu nennendes Empfinden dafür, wie die Form sich am gerechtesten in dem betreffenden Material ausdrücken läßt. Dem Kalkstein sind nur geringe Erhöhungen zugemutet, so daß demgemäß die Zeichnung desto einfacher und schärfer geschnitten sein mußte.

Nicht minder aber gibt es an den Tierbildnereien der alten Ägypter für unser modernes vielverwöhntes Auge Feinheiten zu genießen: höchste Lebendigkeit der Physiognomie, schärfste Charakteristik der Bewegungen, Qualitäten, die gerade deswegen so überraschen, weil ja dagegen die gleichzeitigen Menschenfiguren in der bekannten konventionell primitiven Art gehalten sind. Die Mannigfaltigkeit der Tiergestalten — vom Nilpferd bis zur Gazelle, vom Schakal bis zur Ente — ist auch dann noch wunderbar, wenn man genug weiß von dem heiligen Ansehen, worin beim Volke der alten Ägypter alles Getier stand.

Kleine kunstgewerbliche Gegenstände, bronzene Schälchen, Becher aus verglastem Ton, lassen außerdem den sicheren Sinn bewundern, mit dem diese frühesten Künstler die Naturformen anzuwenden und den Reiz des Materials auszunützen verstanden.

Diese besonderen Errungenschaften — oder eigentlicher: diese glücklichen Naivitäten gingen in der griechischen Kunst wieder unter. Der religiöse Kult hatte andere und festere Formen angenommen; die Götter stellte man sich in verwandter Erscheinung vor, der die Künstler im Bilde die höchste Würde und Schönheit zu verleihen suchten. Und indem so ein hochbewußtes Streben darauf gerichtet war, den Organismus des menschlichen Körpers in seiner ganzen Lebendigkeit zu erfassen, blieb für die Eigentümlichkeiten anderer Existenzen wenig Aufmerksamkeit übrig. Zwar gesellte sich auf den Ehrenbildern der Kämpfer bald als der edle Streitgenosse das Pferd zum Mann. Dies ist aber auch das einzige Tier, dessen Eigenschaften man in der attischen Antike mit Achtung und einiger wärmeren Teilnahme gerecht geworden ist. Wir denken in erster Linie an die von den Dioskuren gebändigten Rosse. Durch diese

monumentalen Leistungen sind wir aber gleich auch mit den unzähligen antiken Rossen bekannt, die es sonst noch gibt. Denn wie für die menschliche Figur bildete sich auch für die Darstellung der Pferdegestalt ein feststehendes Schönheitsmaß, ein Kanon, heraus. Auch für den obligaten Panther der Bacchuszüge gab es ein Profilschema.

Der „Farnesische Stier" (und der Hund dabei!), ferner der Rehbock, der neben der „Diana von Versailles" einherspringt, vermögen uns trotz ihrer Berühmtheit kein allzu starkes Vertrauen zu ihrer direkten Herkunft von der Natur einzuflößen. Vor allen Dingen fehlen die bedeutenden Einzelwürdigungen von Tiercharakteren.

Dagegen hat die griechisch-römische Periode, in die ja die etruskische Bronzenproduktion mit ihrer unbefangeneren Naturfreude hineinwirkt, eine beträchtliche Zahl ausschließlicher Tierdarstellungen, kleine wie größere Gruppen und Einzelfiguren, aufzuweisen. Vielerlei davon ist in der „sala degli animali" des Vatikanischen Museums zusammengestellt: Hunde, Pferde, Vögel, auch das lebensgroße Schrecknis von dem Löwen, der einen Gaul niederreißt, — meistenteils Marmor, verschiedentlich sogar polierter. Diese Arbeiten zeigen einen gewissen einseitig starken Naturalismus, indem anderseits einige Konvenienzen der klassischen Formgebung gewahrt sind; und das zusammen gibt eine Mischung, die schwer erträglich ist. Die sogenannte Suovetaurilia, jenes große Bruchstück eines Friesreliefs, das im Forum romanum ausgegraben wurde und ein Schwein, ein Schaf und einen Stier im „Gänsemarsch" darstellt, läßt sich eher ansehen. Der marmorne Eber in den Florentiner Uffizien, der auch ein greco-romanisches Werk ist, befriedigt sogar durch eine frische, kräftige, konsequente Auffassung und Durchführung, in welcher Hinsicht er als ein Unikum gelten kann. Aber schließlich wird unserem Stilgefühl doch mehr entsprochen durch den höchst einfachen, fast noch ganz primitiven Formenausdruck, der die berühmte bronzene Wölfin vom

Löwe mit Schlange. Bronze von Louis Barye.

Kapitol, das etruskische Werk, auszeichnet, als durch die genauere und raffiniertere Imitationsweise an jenem Wildschwein in Marmor. Man kommt zu dem Schluß, daß der Antike das Organ für die selbständige Lebendigkeit der Tierwesen gefehlt hat. Das lag an der Weltanschauung.

Und da in den folgenden zweitausend Jahren ziemlich noch jeder Aufschwung der Bildhauerkunst eine Wiedergeburt der Antike war, so ist es nicht zu verwundern, daß auch später die Tierplastik nicht recht aufkam. Wiederum allein das Pferd fand notwendigerweise Beachtung — als Hauptfaktor der Monumentalität für die Standbilder der Fürsten und Feldherren. Aber die gewaltigen Sensationen, die dann Rubens und Franz Snyders als Maler an der Urweltlichkeit der mächtigeren wilden Geschöpfe gewannen, ließen die Bildhauer, die — wie wir jetzt meinen — dergleichen doch weit mehr hätte angehen müssen, völlig ungerührt. So ganz waren sie gefangen im Kreise der kirchlichen und klassisch-mythologischen Vorstellungen, der stofflichen Vorurteile.

Löwe. Bronze von Louis Barye.

Da war in der Skulptur, die von der Baukunst abhing, ein freierer, frischerer Geist rege. Mit welcher fröhlichen Mannigfaltigkeit von Bildungen, die aus dem Tierreiche stammten, sind die gotischen Kirchen, Paläste und Bürgerhäuser geschmückt worden! Welch eine Fülle geistreicher und gemütvoller Beziehungen, wieviel glückliches Spiel, Entdeckerlust und Erfinderlaune liegen ausgesprochen in all dem schmückenden Beiwerk der Architekturen und Geräte! Aber vor allen Dingen: welche scharfe Naturbeobachtung, welche Derbheit und Kühnheit offenbarte sich hier! Trotz der strengen stilistischen Konsequenz haben gotische Holzschnitzer und Steinbildhauer die unbedingt charakteristischsten Tiere geschaffen. Hat man die Figuren, die auf den Balustraden der Pariser Notre-Dame-Türme sitzen, ein einzig Mal gesehen, so vergißt man sie zeitlebens nicht. Und würden all jene abenteuerlichen Wasserspeier dermaßen schreckhaft wirken können, wenn nicht so ungeheuerlich Lebenswahres in ihnen steckte?

Demgegenüber müssen wir uns vergegenwärtigen, wie harmlos doch all das Getier der Renaissance uns anschaut. Gerade vor den Paradestücken, den torhütenden Leuen mit den aufgerissenen Rachen vermag kein Kind sich zu fürchten. Mit ihrer Pudelmähne und der sentimentalen Miene erwecken sie sogar eher Mitleid; denn sie scheinen von ewigen Leibschmerzen geplagt zu sein. Wir ver-

Tigerpaar. Von George Gardet.

stehen jenen Löwen, den Oberländer in den Fliegenden Blättern geschildert hat, wie er, aus seinem Menagerieкäfig entkommen, nach der Begegnung mit all den in Stein und Erzguß stilisierten Stammverwandten der Residenzstadt von Entsetzen gepackt wird und sein Gleichgewicht erst wieder findet, als er in der Wüste endlich des ersten lebendigen Vertreters seiner Gattung ansichtig wird. — —

Man darf sich den langen Rückblick schon nicht verdrießen lassen, da man sonst der Bedeutung nicht gerecht werden kann, die das Auftreten Baryes hat. Auch sei nur gleich bemerkt, daß zwischen der allerältesten und der allerjüngsten Tierplastik lebendige Beziehungen bestehen.

Vorerst müssen aber noch über Antoine Louis Barye ein paar Worte gesagt werden. Er wurde 1795 geboren und kam als Sechsunddreißigjähriger mit der Bronzegruppe, die einen Tiger im Kampfe mit einem Krokodil zeigt, zu Ruhme. Man muß sich nur recht vorstellen, was es heißt, wenn ohne irgendwelche Vorgängerschaft ein bildnerisches Genie ersteht, das gleich auf die vollkommenste Weise, d. h. mit allem starken Pulsdrange und mit kühlster, klarster Erkenntnis, den Organismus, den Charakter und das Urleben von Tieren darstellte. Barye war einer der größten Plastiker, die es gegeben hat, und er mochte doch „bloß" Tierbildhauer sein. Indem er gelegentlich bewies, daß ihm Menschenfiguren mindestens ebensogut wie anderen gelangen, vergrößerte er die Achtung vor seiner Beschränkung. Eine Bescheidenheit mit solchem Erfolge mußte alsbald Nachahmung finden. Die Tierplastik war jetzt auf einmal ein höchst respektabler Kunstzweig, auch von denen anstandslos zu pflegen, die sonst nur für Götter und Grazien sich berufen fühlten. Bei aller schuldigen Achtung vor der persönlichen Leistung der Kiß, der Albert und Wilhelm Wolff darf man es dreist aussprechen, daß sie ohne das Beispiel Baryes ihre Löwen, Büffel, Wildsauen, Parforcepferde und Hunde nicht hätten bilden können. Denn was damals sonst von Tierskulpturen bekannt war, wurde als archäologische Kuriosität oder kunstgewerbliche Nettheit betrachtet.

In Paris selbst wurde der neue Beruf natürlich ebenfalls von anderen mit Ehrgeiz ergriffen. Wie lebhaft aber auch die kaufkräftige Liebhaberei für französische Tierbronzen wurde: Baryes Kunst war allein so stark und so fruchtbar, daß sie fast ausschließlich die große Nachfrage befriedigen konnte. Es bildeten sich Gesellschaften zur Exploitierung seiner Mo-

delle, sogar eine amerikanische, der man übrigens eine schöne Herausgabe des „Œuvre" von Barye verdankt.

Seine größeren Arbeiten, deren Zahl überhaupt nicht erheblich ist (denn er hatte einen feinen Takt für den Maßstab), wurden freilich nicht vervielfältigt, und das kunstholde Paris hatte immer noch genug Plätze für neue Monumente. Vor dem Luxembourg-Palast wurde die Gruppe von Caïn — ein Geier, der auf einem Sphynx sitzt — aufgestellt. Im Tuileriengarten, auf den Terrassen des Trocadéro fanden monumentale Tierbronzen von Frémiet ihre öffentliche Stätte, Nashorn und andere exotische Riesengeschöpfe. Soviel Noblesse nun auch an den derbrassigen Ritterpferden dieses Künstlers zu rühmen wäre, es muß jenen anderen Werken nachgesagt werden, daß sie vielleicht zu weit einem zoologischen Interesse entgegenkommen. Das hat Barye stets vermieden. Seine großen Löwen, die am Kai des Louvre stehen oder vielmehr sitzen, heißen allgemein die „Philosophen". Diese Volkstümlichkeit würde ihnen nicht zuteil geworden sein, wenn den Tieren nicht die höchste skulpturale Würde verliehen wäre, die jeden Gedanken an eine naturgeschichtliche Demonstration abweist. Was Barye, der doch der offizielle Zeichner des „Jardin des Plantes" war, an fein imitierender Ausführung der Preziosität seiner kleineren Bronzen für angepaßt hielt, das wagten jene ohne den weisen Takt für ihre Darstellungen großen Maßstabes. Und George Gardet, ein nervöserer Beobachter, der schon zur neueren Generation gehört, vergißt über der Genauigkeit der physiologischen und anatomischen Einzelheiten die Lösung des harmonischen Aufbaues. Seine heranschleichenden, wütenden Tigerpaare erinnern von ferne ein wenig an die gewissen Tüchtigkeiten neuerer Berliner Tiermaler.

Zu einer mehr malerischen als plastischen Auffassung haben auch in Deutschland, zumal in Berlin, genug Bildhauer geneigt. Die Löwen am Nationaldenkmal Wilhelms des Großen scheinen wie zu dem Zwecke geschaffen, zu zeigen, was überhaupt im Modellieren möglich sei.

Der Rosselenker. Bronze von Louis Tuaillon.

Welch andere Formen ein anderer Darstellungsprozeß vorschreibt, kann man sich leicht durch den Vergleich mit dem aus dem Felsen gehauenen Luzerner Löwen Thorwaldsens klar machen. Die jüngst im Berliner Tiergarten enthüllten „Jagdgruppen" sind ebenfalls stark nachahmend behandelt, selbst von Schaper der Auerochs. Eigentlich ist's ja noch ein Wunder, was dabei herausgekommen ist, daß Künstler, die nie im Leben sich mit Tierstudien abgegeben haben, mit solchen Aufgaben befaßt wurden. Nicht weit davon, am Floraplatz, lagert in den Büschen ein halb Dutzend Tierbronzen auf niedrigen Postamenten, Teile vom Washington-Denkmal des kürzlich verstorbenen Siemering. Sie stellen die hervorragendsten Repräsentanten der nordamerikanischen Fauna: Büffel, Wapitihirsche, Elche, in mechanischer Ähnlichkeit dar und beweisen ebenfalls, daß man zum Tierbildhauer geboren sein muß.

Derselbe Tiergartenplatz, den ein vielbenutzter Reitweg umsäumt, hat nun einen künstlerischen Mittelpunkt erhalten: Tuaillons bekannte „Amazone" in vergrößerter Darstellung. Wir wollen es nicht beklagen, daß der kaiserliche Mäcen den Künstler nicht lieber ein neues Motiv ausführen ließ, sondern wollen froh sein und dankbar, daß ein edles Bildwerk nun in einer stimmungsvollen Umgebung eindringlich und ganz unbeschwerlich wirken kann, — gewissermaßen ein schmerzloser Genuß sein wird. Denn an seinem anderen Platze zwischen dem Neuen Museum und der Nationalgalerie wird es, wenn nicht gerade besonders aufgesucht, auf dem Pflichtgange durch die Königlichen Kunstsammlungen bloß „mitgenommen". Und hier ist doch dasjenige aller bronzenen Pferde zu betrachten, das geschaffen ist mit dem Kunstverstand für die Reinheit der Form, wie sie das Ideal der Antike ist und mit der frischen Lebensfreude am Individuellen in der Natur, so fein und lebhaft ein modernes Auge das nur immer empfinden kann. Die Antike forderte Louis Tuaillon mit dem „Rosselenker", in kühner Weise geradezu heraus. Denn ein nackter Jüngling, der ein Pferd am Zügel hat, ist ja der klassischste aller an-

Stier. Von E. Moritz Geyger.

In die Schwemme. Bronze von Conſtantin Meunier.

tiken Vorwürfe. Aber ſo wenig originell demnach der Stoff iſt und ſo ganz einfach die Bewegung genommen wurde, die Gruppe bezwingt auf den erſten Blick durch eine ausgeprägte Neuart. Dies Roß iſt ſo edel in der Haltung, all ſeine Formen ſind ſo klar, wie es ein auf die Geſetze der Antike vereidigter Sachverſtändiger nur verlangen mag, und zugleich wirkt wieder alles anders an dem Tier: der Schritt, die Miene, jeder Muskel dermaßen ſtark natürlich, daß man an ein beſtimmtes Porträt glauben möchte. Dieſe moderne Plaſtik berührt eigentümlich wohltuend durch einen Ernſt, der alles Unechte und Billige, alles Spieleriſche und Affektierte verſchmäht.

Neben Tuaillon will Ernſt Moritz Geyger genannt ſein. Von ihm iſt ja der Marmorſtier mit den vergoldeten Hörnern, den die Stadt Berlin gekauft und mitten auf eine grüne Wieſe im Humboldthain geſtellt hat. An dieſer Arbeit ſind ungefähr die ſelben Vorzüge zu ſchätzen, wie an den zuvor erwähnten. Geygers Künſtlerſchaft iſt aber noch be-

sonders ausgezeichnet durch eine lebhafte Freude am Material. Diese scheint seine Intuition direkt zu leiten (was keineswegs etwa als ein Nachteil anzusehen ist, sondern im Gegenteil als der Urtrieb des Bildners). Daher auch seine merkwürdige Veränderlichkeit oder Vielseitigkeit. Wie er gelegentlich mit der kalten Nadel in Kupfer radiert hat, gab es eine Zeit, da er in Wachs schwelgte. Es mögen zwölf Jahre her sein, daß auf der Großen Berliner Kunstausstellung derartige Arbeiten Geygers zu sehen waren. Unter einem Glassturz, der wiederum in einer Vitrine stand, befand sich die ungefähr 30 Zentimeter hohe Figur eines Schimpansen — kann auch sein eines Orang-Utangs —, in karminrot gefärbter Wachsmasse modelliert, und zwar mit solch unsäglicher Genauigkeit, daß jedes einzelne Härchen, jedes einzelne Hautfältchen und Runzelchen zu sehen war. Ob diese Liebesmüh etwa für Bronzeguß in verlorener Form (à cire perdue) bestimmt war? Oder ob damit lediglich gezeigt werden sollte, wie weit die Präzision menschlicher Organe reichte? Wahrscheinlich letzteres. Das Virtuosenstück, das eine Fliege zerstören konnte, bot aber ein merkwürdiges ästhetisches Interesse dadurch, daß sich seine Kopierung der Natur künstlerisch bedeutsam unterschied von dem krassen Naturalismus, der die neueren japanischen Tierbronzen kennzeichnet. — In diesem Zusammenhang muß man auch derjenigen Plastik Erwähnung tun, die sich nicht mit der genauen Nachahmung durch die Form begnügte, sondern auch alle Farben zu Hilfe nahm. Der verstorbene Rudolf Maison, ebenso Arthur Strasser in Wien kultivierten eine Weile die Bemalung von kleinen und mittelgroßen Statuetten und Gruppen, an denen auch tierfigürliche Darstellungen vorkamen. Man kann nicht bedauern, daß die Künstler diese Versuche alsbald wieder aufgaben. Es geschah sogar schon zu spät. Denn frohlockend bemächtigte sich die Industrie dieser Muster, um sie in der geschmackverderblichsten Weise auszunützen. Wer hat nicht schon innerlich über die Kultur unserer Zeit geflucht, wenn er an hübschen Villen vorüberkam, in deren Vorgärten diese „entzückend natürlichen" Rehe und Möpse auf dem schönen, grünen Rasen placiert waren! —

Arbeitee am Meer. Bronze von Constantin Meuniee.

— — Jene Pferde Tuaillons und jener Stier Geygers waren trotz aller ihrer frischen Lebenszüge Erhobenheiten, Existenzen einer über die Alltäglichkeiten hinausgerückten, beziehungslosen, heitern

Bärengruppe von Prof. August Gaul in der Wandelhalle des Kaufhauses von A. Wertheim in Berlin.

Russischer Droschkenschlitten. Von Fürst Paul Troubetzkoy.

Sonderwelt. Man denkt, am Ende stünde jedes rechte Kunstwerk auf dieser reinen, ganz sonnigen Höhe. Das ist aber nicht unbedingt der Fall. Denn wir besitzen jetzt auch eine Kunst, deren Heiterkeit vom Ernste des Lebens eine Beimischung erhalten hat, ohne daß diese Schöpfungen dadurch im geringsten an Daseinsberechtigung in der Sphäre des absolut Künstlerischen eingebüßt hätten. Drückt sich in den modernen Skulpturen eines Constantin Meunier etwa ein Rückschritt aus gegen das, was in den pergamenischen Friesen ruht? Steht da nicht Kraft gegen Kraft, Echtheit gegen Echtheit — Kunst gegen Kunst? Freilich ist die Weltanschauung des Belgiers nicht die selbe „sonnige", wie die der Hellenen. Aber diese haben nichts anderes gebildet, als jener: nämlich das, was ihnen nahe lag. Dem Modernen erscheint das gewaltige Ringen mit der Arbeit als eine Gigantomachie, seine Kämpfer und Helden tragen nicht Schilder und Schwerter, sondern Hämmer, Hacke und Spaten; es sind die Eisenrecker, die Ackerbauer und Bergmänner seines Landes. Und wenn diesen Statuen wirklich anzumerken ist, daß sie mit der Beteiligung eines von sozialem Gefühl erfüllten Herzens geschaffen sind, so wird doch niemand sagen können, daß diese Beziehung anders als durch die Bewunderung für die Kraft der speziellen Erscheinungen, als durch das Pathos im plastischen Vortrag zum Ausdruck gelangte.

Die Pferde, die bei Meunier vorkommen, sind nun selbstverständlich auch keine hochtrabenden Streitrosse, vielmehr die wackeren Genossen jener Männer der schweren Arbeit, derbknochig, ungepflegt. Aber wie wunderbar edel wirken sie in ihren treuen, unverdrossenen Anstrengungen z. B. auf dem Relief „Arbeiter am Meere"! Welche philosophische Größe hat jener Gaul der Statuette eines „Heimkehrenden Fischers" und welche ansprechende Charakterruhe jener andere, der in die Schwemme geritten wird. All seine Sympathie hat Meunier jedoch nicht verleiten können, die skulpturale Bedeutung solcher relativ unansehnlichen Geschöpfe zu überschätzen. Andere belgische Bildhauer, wie Mignon und Vinçotte, hatten jenes Stilgefühl nicht und machten — in idealer Konkurrenz mit den rossebändigenden Dioskuren — aus Ackergäulen und Bauernknechten Monumentalgruppen.

Die in gewissem Sinne impressionistische Bronzeplastik Meuniers bringt ihn in Beziehung zu der Kunst des Fürsten Paul Troubetzkoy. Während die Technik des belgischen Meisters auf das Großzügige geht und dadurch selbst in kleinem Maßstabe eine Art monumentaler Wirkung zu erzielen weiß, ist die Materialbehandlung bei den Arbeiten des Russen eine derartig fein differenzierte, daß der Eindruck der höchsten Intimität hervorgerufen wird. Troubetzkoy ist der einzige, auf dessen Bildhauerei die Bezeichnung mondän anwendbar wäre. Das Problem des

Nackten existiert für ihn nicht. Ihn reizte es, die Dinge so darzustellen, wie sie sich ihm in seiner Welt: im Salon, auf der Straße, auf seinen nordischen Reisen darbieten. Aristokratische junge Damen, die im Fauteuil ruhen; elegante Herren, wie sie auf dem Newsky-Prospekt wandeln; Tolstoi zu Pferde; kleine Mädchen, die mit Hunden spielen; Schlittengespanne; Samojeden mit ihren Renntieren, indianische oder auch arabische Reiter — das sind seine Vorwürfe. Und es gelangen dabei Objekte zur Darstellung, die bisher aller plastischen Wiedergabe gespottet hatten. In seiner ersten, italienischen Zeit führte Troubetzkoy seine Modelle in Marmor aus, dann hat er aber die Bronze als das wahre Material für sich erkannt und ist nicht wieder davon abgegangen. Mit unerhörter Feinfühligkeit versteht er damit alle möglichen Verschiedenheiten von Stoffwirkungen auszudrücken. Indem er mit vielen kleinen Flächen das Licht auffängt, bekommt er den matten Schimmer einer Haut, den glänzenderen eines Seidenkleides heraus. Und — was uns hier besonders angeht — die Nuancen im Fell der Tiere weiß er auseinander zu halten, ohne daß er nur ein Härchen zeichnete. Nicht weniger genau ist jedesmal der Charakter des Geschöpfes getroffen, wobei allerdings bemerkt werden muß, daß Troubetzkoy nur die Tiere bildet, die ihm still halten. Stets sind es Stellungen

Römische Ziegen. Von A. Gaul. (Mit Erlaubnis von P. Cassirer in Berlin W.)

Löwin. Bronze von August Gaul. (Mit Erlaubnis von Paul Cassirer in Berlin W.)

der Ruhe, die seine Figuren einnehmen. Dies gibt ihnen das Gepräge der Porträtmäßigkeit, die aber in ihrer äußersten Intimität, einer höchst vornehmen Vertraulichkeit, als reizvoller Vorzug wirkt. Ob des Künstlers Begabung hinsichtlich des Temperaments eine Begrenzung findet, will bei der seinen Schärfe seiner übrigen Wahrnehmungen nichts verschlagen.

Fischotter. Von August Gaul. (Mit Erlaubnis von Paul Cassirer in Berlin W.)

Für die Künstlerschaft jemandes, der ausschließlich Tierbildhauer ist, würde eine solche Einseitigkeit allerdings erheblich mehr ausmachen. Denn er würde uns all die köstlichen Lebendigkeiten der Formen und der Urtümlichkeiten des Charakters vorenthalten, die erst durch die Aktion — in der wilden Begierde, im muntern Spiel, im wütenden Kampf oder bei der wackeren Arbeit — zum Vorschein kommen. Aber welch ein ungeheurer Fleiß ist nötig, um den Blick bis dahin zu schärfen, daß er jede dieser blitzschnellen Bewegungen mit Sicherheit auffaßt! Welch eine enorme Gedächtnisübung erfordert es, sich all die momentanen Formierungen von Muskeln einzuprägen! Und dann rechne man die Schwierigkeiten hinzu, die mit der Beobachtung und der Gelegenheit dazu verknüpft sind. Ein Tiger läßt sich nicht zur Sitzung ins Atelier bestellen; er ist auch in seinem Käfig nicht so gefällig, in der schönen Stellung, die dem Künstler gerade paßt, so lange auszuhalten, bis dieser fertig ist. Schließlich aber: welches absolute Können und welche universelle Empfindung gehören dazu, diese Wahrnehmungen, diese Erkenntnisse zu völligen Kunstwerken zu verwerten! Wenn es Künstlern mit solchem Vermögen gefällt, sich ganz nur auf einem engeren Darstellungsgebiet auszugeben, wenn sie lediglich Tierbildhauerei betreiben, dann ist natürlich eine ganz spezifische Verliebtheit anzunehmen. Man muß aber bei ihnen auch ein klares Kunstbewußtsein voraussetzen, das frei ist von einem Vorurteil gegen etwa niedere Stoffgattungen. Denn die vielen, die sich Tierbildhauer nennen und im Auftrage von Sportklubs und landwirtschaftlichen Komitees Porträtstatuetten von siegreichen Rennpferden, von Zuchtstieren und Rassehunden anfertigen, gehören meist zu jenen Subalternen, die die Natur ohne eigenen Geist kopieren.

Seit Barye das Eis brach, gibt es eine Reihe vorzüglicher Spezialisten. Aber die meisten zeigen dafür auch eine Abhängigkeit von dem bahnbrechenden Meister. Wenn sie — zumal die modernen

Eulen. Von August Gaul. (Mit Erlaubnis von Paul Cassirer in Berlin W.)

Katze. Königl. Porzellanfabrik in Kopenhagen.

— sich auch durch eine großzügigere Formgebung persönlich auszeichnen, so befinden sie sich doch noch in demselben Anschauungskreise wie Barye, indem sie ähnliche Situationen wie dieser, mit ähnlicher seelischer Beteiligung schildern. Gewisse sensationelle Kombinationen, z. B. der Tiger, der mit dem Krokodil, der Löwe, der mit der Schlange zu kämpfen

Molch. Königl. Porzellanfabrik in Kopenhagen.

hat, oder die Pythonschlange, die eine Gazelle verschlingt, müssen als die Motive gelten, die für den großen Franzosen bezeichnend sind. Macht nun der Engländer John Swan eine Bronze, die die Begegnung eines Leoparden mit einer Riesenschildkröte darstellt, so werden wir, ob wir diesen Künstler auch zehnmal als den selbständigsten und geistreichsten Tierzeichner schätzen, an Baryes Werk erinnert. Die Löwen des jüngeren französischen Kleinplastikers Rembrandt-Bugatti entstammen, wie sie im Spiel und in der Würde belauscht sind, gleichfalls

Seeteufel. Königl. Porzellanfabrik in Kopenhagen.

vertrautem Gebiete, mögen ihre Formen auch mit anderer Empfindung gegeben sein. Wenn man aber eines Tages in der Skulptur einer Ziegenherde begeg-

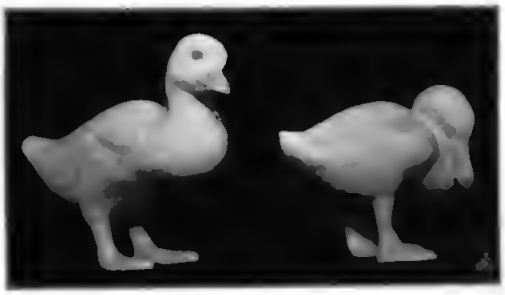
Eisbär. Porzellan von C. F. Liljberg der Königl. Porzellanfabrik in Kopenhagen. (Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin.)

net oder weidenden Schafen oder hintereinanderwatschelnden Gänsen oder Schwanenrücken, die auf einem Brunnenrande sich aufplustern, dann ist das ein viel besondereres Ereignis, sobald diese Sachen auch noch von höchst eigener künstlerischer Bildung sind.

Der solche Dinge zuerst (sie werden immer mehr Nachahmer finden) und mit dieser persönlichen Künstlerschaft formte, ist August Gaul, der Berliner Bildhauer. Außer jenen Haustieren, den länd-

Fliegende Möwe. Porzellan von Dohl-Jensen, ausgeführt von Bing & Gröndohl.

lichen Eindrücken, hat er aber auch wilde und exotische Tiercharaktere dargestellt: Löwen und Löwinnen, Bären, Orang-Utangs, Strauße und Marabus. Doch sind sie keineswegs in gehobenen Situationen der Wildheit und Gefahr aufgefaßt, sondern ehrlich und schlicht als die friedlichen Bewohner des Zoologischen Gartens. Und die Friedlichkeit dieser Gestalten läßt uns nicht im mindesten an Sensationellem vermissen. Dafür genießen unsere Sinne



Junge Enten. Von S. Plockroß, ausgeführt von Bing & Gröhndohl in Kopenhagen.

andere, völlig neue Erregungen. So, wie diese ruhig ausschauende, ganz still dastehende Löwin Gauls hat uns keine der gefährlichen Bestien Baryes, die die Pferde mit ihren Pranken niederschlagen oder den Beschauer mit weitem Rachen anblecken, erschauern lassen. Ein Werk von unheimlicher Anziehungsmacht!

Gaul geht keineswegs den Motiven lebhafterer Bewegtheit aus dem Wege. Nur daß er sich als ein streng Aufrichtiger in den Grenzen seiner persönlichen Erfahrung zu halten scheint. Darum wäre es nicht ausgeschlossen, daß uns der Künstler eines Tages auch mit einer dramatischen, einer wilden Szene kommt, — sobald er dergleichen mit seinen Augen erlebt hat. Denn daß ihm die Wiedergabe flüchtigster Bewegungen keinerlei Schmerzen bereitet, zeigt er uns mit dem laufenden Strauß und den spielenden Bären.

Als Frau Käthe Begas einmal dem alten Menzel ein Kompliment machen wollte, indem sie an einem seiner Frauenköpfe den schönen „weiblichen Zug" hervorhob, bekam sie die Antwort: „Mich hat nur interessiert, wie das da so Berg und Tal war." Derselben Erwiderung könnte man sich vielleicht von seiten Gauls versehen, falls man ihm gegenüber vom Humor seiner Arbeiten oder nur von der in die Tiere hineingelegten Seele sprechen würde. Denn mit einer außerordentlichen künstlerischen Entsagung von allem Witzigen, Anekdotischen ist hier allein die ernsthafte, tatsächliche Form gegeben. Wenn die Darstellungen immerhin lustig wirken, so ist nichts anderes daran schuld, als die Natur selbst, die richtig, mit wundervollem Verständnis erfaßt wurde. Jene spielenden Bären sind komisch als tappende, kullernde Massen; der Humor ist rein destilliert aus der Plastik. — Wir

Weiße Mäuse. Ausgeführt von Bing & Gröndahl in Kopenhagen.

Meerschweinchen. Ausgeführt von Bing & Gröndohl.

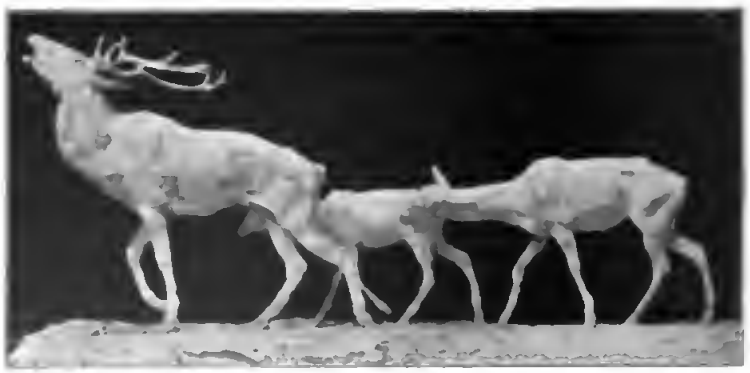
Spielende Löwin. Modelliert von Rembrandt-Bugatti. Bronzeguß (Wachsausschmelz-Verfahren) von Hébrard-Paris. (Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin.)

jedoch dürfen trotz alledem behaupten, daß dieser Künstler seine Tiere mit grundgütigen und heiteren Augen betrachtet.

Am liebsten möchte man bei Gauls Bronzen gleich zuerst von der Technik reden, vor allen Dingen von der köstlichen, feinsinnlichen Einfachheit, womit die Strukturen der verschiedenen Materien auseinander gehalten sind: das stumpfe Flaumgefieder einer Eule, das seidige Gekräusel des Straußgewandes, das einfarbige glatte Fell jener Löwin, die gepreßte Wolle der Schafe oder aber die nasse Glätte eines eben aus dem Wasser getauchten Fischotters. Diese Tierbilder sind bislang die einzigen, bei denen einem die Lust anwandelt, sie zu streicheln. Bei den Gebilden Baryes und anderer würde man sich — etwa am Fell eines Panthers — die Hände ritzen, wie an einem alten Reibeisen.

Eine gewisse Verwandtschaft hinsichtlich der Einfachheit und Schärfe der Charakteristik besteht zwischen Gauls Bronzen und den Tierfiguren aus Porzellan, die in Dänemark von der Königlich Kopenhagener Manufaktur, ferner von Hermann Kähler und von Bing & Gröndahl geschaffen worden sind. Aber man darf nicht unterschätzen, wie weit das an und für sich Bestechende des Materials bei diesen weißen Geschöpfen, den Katzen, Möwen, Eisbären mitwirkt und dann die geschickte Diskretion der Bemalung. Was die Durchbildung der Formen anbetrifft, so darf man natürlich keine weiteren Vergleiche anstellen.

Einigen malerischen Reiz gibt Gaul seinen Bronzen durch die Patinierung zwar gelegentlich auch, aber nur mit den geschmackvollsten Mitteln. Er arbeitet nicht mit Zufälligkeiten, wie sie sich durch „natürliche" Oxydationsprozesse, nämlich durch Eingraben der Bronzen in Erde oder Asche, durch Feuer und Wasser erzeugen lassen. Diese Verfahren, den Objekten ein altertümliches Aussehen zu geben, haben in die bislang so konservative französische Bronzetechnik Eingang gefunden, was sich neuerdings in einer Ausstellung von Werken des Pariser Bildgießers A. A. Hébrard bewundern oder — je nachdem — mißbilligen ließ. Meistenteils färbt Gaul seine Arbeiten gleichmäßig, in der Weise der Japaner



Ziehende Hirsche. Modelliert von Rembrandt-Bugatti. Bronzeguß (Wachsausschmelz-Verfahren) von Hebrard-Paris. (Aus dem Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin.)

mit Hilfe bestimmter Säuren. Das Kostbare, wodurch seine Werke dermaßen den Wunsch, sie zu besitzen, erwecken, verleiht er ihnen durch das reelle Mittel der ziselierenden Durcharbeitung, auf die er sich als ursprünglicher Kunstgewerbler versteht.

Spielende Affen. Von S. Plockroß. ausgeführt von Bing & Gröndahl.

Zweifellos verdankt Gaul die Anregung zur Einfachheit seines Formenausdrucks der altägyptischen Tierskulptur. In Rom, wo er 1898 als glücklicher Preisträger einer akademischen Stiftungskonkurrenz sich nach allen Seiten umsah, konnte er davon Eindrücke bekommen. Vorher hatte er ja bei Begas noch zu den malerisch frisierten Leuen des Nationaldenkmals sein Teil beigetragen. Dagegen nun der bronzene Löwe, der für die Nationalgalerie bestimmt ist! Aber wenn man diesen auch nur mit der ebenfalls nach der römischen Zeit, aber zwei Jahre früher entstandenen wundervollen Löwin vergleicht, so will es einem scheinen, als ob da das stilistische Streben nach ruhiger schlichter Monumentalität zu einer leisen Absonderlichkeit verführt hätte. Von welcher Frische war aber wieder ein neueres Werk, der Entwurf zu einem monumentalen Brunnen für den Platz vor der Kunstakademie in Charlottenburg! Trotz der akademischen Nachbarschaft weist die Anlage keine Allegorien auf. Weiter nichts, als daß auf einer flachen Tafel inmitten eines Wasserbeckens ein Elefant steht, der aus seinem erhobenen Rüssel einen Wasserstrahl schleudert; und außerdem sieht man auf der niedrigen steinernen Einfassung des Bassins einzelne Gruppen von Pelikanen und Marabus sitzen. Dies Projekt, dessen Figürlichkeiten in Bronze gedacht sind, erhielt bei dem von der Stadt angeregten Wettbewerb den Preis. Hoffentlich kommt es noch zur Ausführung.

August Gaul ist am 22. Oktober 1869 zu Großauheim im Kreise Hanau geboren. Barye, der Fruchtbare, war 36 Jahre alt, als er seinen ersten Erfolg hatte. Was dürfen wir nun von dem anderen noch erwarten, dessen reife Kraft schon so viel früher einsetzte?

Du bist das Meer.

Du bist das ruhelose Bangen
Der nie entdeckten Heimat zu,
Du bist das ewige Verlangen,
Die ungestillte Sehnsucht Du;

Du bist der nimmer müde Wille
Ins Weite hin, nach fern, nach vorn,
Es schweigt in Dir die große Stille,
Es zürnt in Dir der große Zorn;

Kraft schwillt und Stolz in Deiner Brandung.
Ziellos und schmerzlich, träumeschwer
Sehnst Du dich doch nach Strand und Landung,
Du bist das Sein, Du bist das Meer!

Erich Ritter.

Das Galgenvögelein.

Jüngſt ſtellt bei mir im Traum ſich ein
Ein wunderſeltſam Vögelein;
An Ausſehn war es nit gar ſchön,
's war ruppig und ſtruppig anzuſehn;
Als hätt' der Wind drin übel gehauſt,
So war ſein Röcklein baß zerzauſt,
In ſeinem ſchmutzig-grau'n Gefieder
Spiegelten Sturm und Regen ſich wider —
Kurz: einem Fahrenden glich ſein Gewand,
Der ſieben Winter überſtand!
— Darob war ich verwundert ſchier:
Was willſt Du armes Tierlein hier?!
Hab' ſelber nichts zu nagen und beißen,
Womit mag ich Dich Armen ſpeiſen?
Du Vöglein aller Schöne bar —
Wie gleichſt mir ſelbſt Du ganz und gar:
Dich hat der Sturmwind ſo geplagt —
Mich Menſchenneid: Gott ſei's geklagt!
— Da, derweil ich noch ſolches dacht',
Das Vöglein mit gar ſondrer Macht
Hub an, ſo lieblich loszuſingen,
Mein Lebtag hört' ich nie ſolch Klingen.
Es klang wie eitel Silber rein
Des armen Vögleins Stimme fein;
Wie einer, der durch Kreuz und Leiden
Sich durchgerungen zu großen Freuden,
Der Welt und Schickſal überwunden,
Sich ſelbſt im Ungemach gefunden ...
Der weiß: bald bricht das Leid herein —
Auf! laßt uns ſingen und fröhlich ſein —
Unglück hebt ſich mit ſchwarzen Schwingen,
Laßt ihm ein ſtolzes Trutzlied klingen! ...
— So ſang das Vöglein mit Gewalt,
Alſo, daß ich vergaß ſchier bald
Sein ruppig, ſtruppig, böſ' Gefieder
Ob ſeiner ſüßen goldnen Lieder,
Und mit Triumph und Freuden klang
In Jauchzen aus ſein Luſtgeſang!

Ich ſprach: Wie magſt Du fröhlich ſein,
Da bald ſich ſtellt der Winter ein,
Der dräuend lauert aus Wolken ſchon?!

Das Vöglein ſang in frohem Ton:
Bin Galgenvögelein genannt,
Dergleichen ſelten ſind im Land:
Je öfter wir lagen in Banden und
Schlingen,
Deſto fröhlicher wollen wir ſingen!

Ludwig Riecker.

Die Sonne von Austerlitz.

Von Generalleutnant z. D. von Alten.

‚Voilà le soleil d'Austerlitz!' So grüßte Napoleon vor Borodino seine Offiziere, als beim Sonnenaufgang das Geschütz zu spielen begann. Wie damals 1805 auf den mährischen Gefilden stand er nun am Ufer der Moskwa vor der ersehnten Schlacht, die ihn aus schwieriger Lage erlösen sollte. Seit drei Monaten marschierte die große Armee bereits — immer hinter dem weichenden Feinde her, der sich nicht zu ernstem Kampfe stellte. Mit Sorge erfüllte den Kaiser das Zusammenschmelzen seines Heeres. Von den 450000 Mann, die er zum Kriege gegen Rußland aufgeboten hatte, waren nur 150000 bis hierher gelangt. Endlich bot ihm Kutusow die Stirn, derselbe General, der dem Namen nach bei Austerlitz an der Spitze des russisch-österreichischen Heeres gestanden hatte. In fünfzehnstündiger Schlacht rangen die Heere bei Borodino um den Sieg. Er verblieb den kriegsgeübten Franzosen. Den geordneten Rückzug vermochte Napoleon dem Gegner aber nicht zu wehren. Seine Garde wagte er nicht einzusetzen; — auch bei Austerlitz war sie untätig geblieben, aber nur, weil ihre Mitwirkung nicht nötig war.

Die Entscheidung war nicht gefallen. In düsterem Grau lag die Zukunft. Das Gestirn von Austerlitz hatte heller geleuchtet. Des Kaisers Kraft und Glück standen im Zenit, als er 1805 die russisch-österreichische Koalition zu Boden warf. —

Dem Bündniserbieten des Zaren Alexander und den Künsten der britischen Diplomatie hatte Kaiser Franz von Österreich nicht zu widerstehen vermocht, trotz der Warnungen seines Bruders, des Erzherzogs Karl, der immer aufs neue die trostlosen Zustände des österreichischen Heeres schilderte und von der fremden Hilfe nichts Gutes erhoffte. Die Herstellung der eigenen Wehr, die Gesundung des Staates, der an der zerüttenden Eigenbrödelei Ungarns krankte, wollte Karl abwarten, ehe man aufs neue die Waffen ergriff. Kaiser Franz aber meinte, seinen Völkern und seinen Finanzen die Opfer ersparen zu können, die eine gründliche Reform des Heeres erfordert hätte. Russische Truppen und englisches Geld sollten die Mängel ausgleichen.

Dem marklosen Vorhaben entsprach die Kärglichkeit der Mittel, die für die Kriegsvorbereitung der Armee aufgewendet wurden, entsprach der phantastische Feldzugsplan. Man hatte doch in den vorangegangenen unglücklichen Kriegen die sieghafte Feldherrnkunst des Gegners zur Genüge kennen gelernt. Nichts war dringender geboten als das Zusammenfassen aller Kräfte, um dem Meister des Schlachtfeldes wenigstens an Zahl überlegen zu sein. An 400000 Mann konnte die Koalition aufbringen, denen Napoleon wenig mehr als 250000 entgegenzustellen hatte. Im Interesse Österreichs lag es ferner, dem französischen Herrscher so spät wie möglich die eigenen Absichten zu eröffnen, damit er das weitmaschige Netz, in das man ihn zu verstricken hoffte, nicht vorzeitig zerreißen und den nächsten seiner Feinde niederschmettern könnte. Von allem geschah das Gegenteil. Noch ehe der Vertrag zwischen Rußland und Österreich greifbare Gestalt gewonnen hatte, machten österreichische Truppenbewegungen in Italien den französischen Herrscher aufmerksam, und als im Frühjahr 1805 die schwächlichen Kriegsrüstungen begannen, die man dem scharfen Auge Napoleons vergeblich zu verbergen strebte, waren die Wiener und Petersburger Diplomaten noch lange nicht einig. Man hielt Preußens Mitwirkung für unumgänglich, und als es mit dem Beitritt zur Koalition zögerte, sollte es gar durch Waffengewalt gezwungen werden. Mit genauer Not wurde dieser Gewaltschritt Alexanders verhindert, der die preußische Kriegsmacht auf Frankreichs Seite gedrängt hätte.

Bei so unreifer und ungeklärter politischer Situation ward in langen Konferenzen einer der unseligsten Kriegspläne ausgeklügelt, aus dem der Erzherzog Karl nur die allerschlimmsten Züge entfernen konnte. Der verwirrteste Kopf unter vielen beschränkten, der Feldmarschall-Leutnant Mack, der des Kaisers unbegrenztes Vertrauen besaß, wollte das russische Heer nach Hannover schicken. Das ward verhindert. Nur ein unbeträchtlicher Heerteil der Russen wurde dorthin disponiert, um mit Engländern und Schweden das Stammland der britischen Dynastie zurückzugewinnen. Ein anderer russischer Heereskörper sollte zu Schiff nach Neapel gehen. Die russische Hauptarmee (90000 Mann) sollte durch Galizien und Böhmen an die Donau marschieren. Es wäre natürlich gewesen, deren Ankunft abzuwarten. Aber erst im Dezember konnten alle Kolonnen eingetroffen sein. Der kurze Blick und die Unbesonnenheit der Diplomaten rächten sich. Schon im Sommer sah Napoleon das Wetter heranziehen. Er würde mit den Gegenmaßregeln nicht zögern, das war gewiß. Nun war zum mindesten das Zusammen-

wirken der österreichischen Streitmacht geboten, die auf 260000 Mann geschätzt werden kann. Sie ward zersplittert. Mit 150000 Mann marschierte der Erzherzog Karl in Italien auf, 50000 Mann wurden zur Besetzung Tirols bestimmt, und 60000 Mann, dem Namen nach vom Erzherzog Ferdinand, in Wirklichkeit von Mack befehligt, sammelten sich am Inn, der Westgrenze Österreichs.

Erzherzog Karl, der ritterliche und tapfere Feldherr, das leuchtende Vorbild eines wackeren Mannes, eines vornehmen und unermüdlichen Staatsdieners, ist nicht ohne Schuld an dieser verderblichen Verzettelung. Seine methodische Denkungsweise hielt dem Gedankenfluge seines genialen Gegners nicht die Wage. Statt ein eigenes Operationsziel ins Auge zu fassen, wog er nur ab, wie die Schläge des Feindes einigermaßen zu parieren seien, und irrte vollkommen, als er annahm, Napoleon würde, wie in der Vergangenheit, den Weg durch Italien einschlagen. Als es klar ward, daß der Kaiser, dem kein Vorurteil den Blick trübte, die Straßen über den Rhein nach der Donau gewählt hatte, die ihn schnell in das Herz des feindlichen Landes und zugleich zwischen die Österreicher und die Russen führten, fand Karls Geist kein rettendes Auskunftsmittel mehr. Nach der matten Verteidigungsschlacht bei Caldiero gegen Massena, dem er doppelt überlegen war, trat er in ängstlicher Sorge um seine Truppen den Rückzug in einer Richtung an, die der stärksten Heeresmacht Österreichs den Einfluß auf die Entscheidung raubte.

An der unsinnigen Offensive, die Mack mit seinen 60000 bis 70000 Mann anfangs September vom Inn aus durch Bayern nach dem Lech und nach Ulm antrat, an diesem Akte unbegreiflicher Verblendung ist der Erzherzog Karl allerdings unschuldig. Auch der Erzherzog Ferdinand fügte sich nur dem gemessenen Befehl des Kaisers Franz, der wenige Tage persönlich bei der Donauarmee weilte.

Napoleon stand mit dem besten Heere, das er jemals befehligt hat, seit Jahr und Tag im Lager von Boulogne, den Angriff auf England vorbereitend. Es war ihm Ernst mit dem Unternehmen, aber die Seegewalt des Britenreiches türmte immer von neuem Hindernisse und Bedenken auf. Bis zum letzten Augenblick hielt er zwar an dem Plane fest. Seine Briefe legen Zeugnis ab von der fieberhaften Spannung, die ihn beseelte. In demselben Briefe vom 23. August, in dem er Talleyrand auseinandersetzt, daß Österreich ihn nur bis zum Frühjahr 1806 hinhalten wolle, um in aller Ruhe die russischen Hilfstruppen heranzuziehen, gibt er doch die Hoffnung auf das Gelingen der Operation gegen England noch nicht auf: „Wenn nur die Flotte meine Befehle befolgt und in den Kanal fährt, so ist es noch Zeit. Ich bin Herr über England." Am nämlichen Tage aber trifft er bereits die umfassendsten Anordnungen zum Kriege gegen Österreich. Er befiehlt die Versammlung der Truppen Bernadottes, der in Hannover kommandierte, und die Rüstungen in Italien wie am Rhein. Am nächsten Tage erteilt er bereits die Befehle zum Aufbruch der ersten Regimenter vom Gestade des Ärmelmeeres nach Straßburg, — alles in tiefem Geheimnis, während er zugleich den drohenden Ton am Wiener Hof gegen Versicherungen der Freundschaft und Friedensliebe austauscht. Sein Entschluß ist gefaßt. „Am 17. September werde ich mit 200000 Mann in Deutschland sein," so schreibt er am 25. August von Boulogne aus an Talleyrand; und seine Gesandten fliegen nach Berlin, München, Stuttgart, Rom und Neapel, während Murat, Bertrand und Savary die genauesten Weisungen erhalten, um das Land und die Straßen bis Böhmen, bis zum Inn und in das Salzburgische zu erkunden. Hohen Genuß gewährt es, Napoleons Korrespondenz aus diesen Tagen zu lesen. Welche Klarheit, welche Entschlußkraft, welch ungeheure Arbeitsleistung! Fein abgestimmte Schreiben an die Kurfürsten von Bayern und Württemberg, Instruktionen an Berthier, Bertrand, Talleyrand, Fouché, an die Admirale, an den Prinzen Eugen in Italien, an Duroc in Berlin, an den Kardinal Fesch, an Bessières und Savary, an Dejean, der Pferde und Wagen, Lebensmittel und Stiefel aufzubringen hat, füllen lange Druckseiten und bezeichnen doch nur einen Teil der amtlichen Tätigkeit des Mannes. Gewiß hatte er schon vorher die Operationen erwogen. Selbst das größte Genie schüttelt solche Pläne nicht aus dem Ärmel, und er selbst hat einmal geäußert, daß er dem „Brüten über der Karte" seine kriegerischen Erfolge zu danken habe. In wenigen Stunden konnte er nun die Entscheidung treffen; er allein. Kein Kriegsrat, nicht einmal ein Gutachten des Generalstabschefs. „Mon cousin," schreibt er den 24. August an diesen, den Marschall Berthier, „Sie werden sofort das 1., 5., 10. und 11. Kürassier-Regiment bei Landau vereinigen und an Naasouty Befehl schicken ..." usw. mit allen Einzelheiten für den Beginn der Märsche und die Besetzung der Führerstellen. Die Redaktion der Befehle war alles, was er von Berthier verlangte.

In Wien aber beriet von Mitte Juni bis zum 29. August den im Januar vom Erzherzog Karl vorgelegten Kriegsplan eine Kommission, die zum Vortrage beim Kaiser im Frack erschien, um kein Aufsehen zu erregen. Sie faßte Beschlüsse, denen kaum eins ihrer Mitglieder im vollen Umfange zustimmte. Was konnte man sich z. B. von der Hauptarmee in Italien versprechen, der zwar eine offensive Rolle zugedacht war, die aber den molluskenhaften Auftrag erhielt, ihre Operationen nach denen der Armee in Deutschland zu richten; einen Auftrag, der bald dahin geändert wurde, daß Karl sich in der strikteſten Defensive zu halten habe,

während der Kaiser doch gleichzeitig in einem besonderen Briefe den Bruder bat, alles derart vorzubereiten, daß er sich bald mit dem Feinde „rausen" könnte.

Als Napoleon den Feldzug eröffnete, konnte er nicht ahnen, was seine Gegner unternehmen und wie sie ihre Kräfte verwenden würden. Seine Maßnahmen mußten für den ungünstigsten Fall getroffen werden, für den Fall nämlich, daß die Österreicher ihre Hauptkräfte an der Westgrenze sammelten und dort die Ankunft der Russen abwarteten, damit zugleich den Anschluß Preußens erleichternd.

Nur schnelle Gewaltmärsche des französischen Heeres konnten vielleicht eine entscheidende Schlacht mit den Österreichern herbeiführen, ehe die Russen eintrafen und ehe der König von Preußen mobil machte. Passau, wo der Inn, der Grenzfluß zwischen Bayern und Österreich, in die Donau fällt, mußte das Ziel der Märsche sein. Dort, oder auf dem Wege dahin, durfte man am ehesten hoffen, den kaiserlichen Truppen zu begegnen. Und wenn zugleich die Möglichkeit geschaffen werden sollte, sie von den russischen oder den preußischen Kolonnen zu trennen, so mußte man die Straßen am linken Donauufer einschlagen. — Wich der österreichische Hofkriegsrat in irgendeiner Richtung von dem Plane ab, den man für den verständigsten halten durfte, so bot der napoleonische Entwurf jede Möglichkeit zur Ausnutzung der daraus für die französischen Waffen entspringenden Vorteile.

Mit durchsichtiger Klarheit standen die einfachen Züge dieser Operation vor dem Geiste des Imperators. Ihre Großartigkeit und die Kühnheit des Entschlusses bewundert die Nachwelt um so mehr, als der Mann, der sich die Riesenaufgabe stellte, zwei Kaiserreiche zu besiegen, an deren Seite vielleicht das Königreich Preußen trat, das noch in ehrfurchtgebietendem Nachglanze friderizianischen Ruhmes stand, sein Heer mehr als tausend Kilometer weit heranführen mußte, hinter sich das aufatmende erbitterte Britannien lassend, das er seit zwei Jahren durch die Landungsdrohung geängstigt hatte. Nicht das verwegene Glücksspiel eines Abenteurers war es, sondern die Tat eines überlegenen Kopfes, der seine Kraft und die der Feinde richtig abschätzte. Der Erfolg hat es bewiesen. Freilich förderten die Fehler der Feinde das Gelingen in unerwartetem und unerhörtem Maße. — Wir sahen bereits, daß die österreichische Hauptarmee nach Italien geschickt ward, in dem Wahne, Napoleon werde so verblendet sein, den Marsch nach Wien um 800 Kilometer zu verlängern und durch den zweimaligen Alpenübergang zu erschweren, um mit solcher Operation alle seine Gegner geflissentlich zusammenzutreiben. Nun jagte ein Mann, den seine ernsthaften Landsleute für einen Narren erklärten, jagte Mack die kleine Donauarmee dem französischen Feldherrn bis an den Schwarzwald entgegen, ohne jede Rücksicht auf die Russen, deren Spitzen sich noch in Galizien befanden. Was kommen mußte, kam. Die Marschrichtung der französischen Heersäulen führte in die Flanke und den Rücken der österreichischen Donauarmee; und da ihr Führer in unerschütterlicher Torheit sich nicht zum Rückzuge entschloß, ward sie teils aufgerieben, teils bei Ulm gefangen genommen.

Einen schweren Nachteil führte der Erfolg von Ulm für Napoleon freilich herbei. Die zur Einkreisung Macks nötigen Märsche hatten das preußische Gebiet von Ansbach berührt. Solch grobe Mißachtung seiner Hoheitsrechte bewog den König von Preußen, seine Armee mobil zu machen und den russischen Truppen den Durchmarsch durch die preußischen Provinzen zu gestatten. Im Potsdamer Vertrag vom 3. November wurde ferner zwischen den drei Ostmächten vereinbart, daß Preußen mit 180000 Mann eingreifen werde, wenn Napoleon nicht bis zum 15. Dezember die Bedingungen eines Friedens annähme, die ihm die wesentlichsten Früchte aller seiner Waffenerfolge rauben sollten. Was mit dem Marsche Bernadottes und Marmonts durch Ansbach aufs Spiel gesetzt wurde, wußte der Kaiser der Franzosen wohl. Eine minder machtvolle Natur hätte das Wagnis schwerlich unternommen und lieber dem General Mack die Rückzugswege geöffnet. Aber Napoleon kannte die erschütternde Gewalt einer großen Kriegsentscheidung, und die Vernichtung Macks war das beste Mittel, die österreichische Hauptarmee von den Russen zu trennen. Ließ er Mack entschlüpfen, gestattete er damit die Vereinigung der russischen und österreichischen Streitkräfte, so zwang das Schwergewicht ihrer Macht das unschlüssige Preußen schließlich doch an die Seite der Kaiserstaaten, — mochte er des Königs Rechte schonen oder nicht. Nur im rücksichtslosen Ausnutzen des kriegerischen Vorteils lag sein Heil. Immerhin versäumte er kein Mittel, um Friedrich Wilhelm zu begütigen und hinzuhalten. Daß der König ihm zwei Monate Frist gewähren würde, konnte er allerdings kaum erwarten. Dem durchdachten, kraftvollen Entschluß kam das Glück zu Hilfe.

Am 20. Oktober streckte Mack in Ulm die Waffen. Die schwere Niederlage der französischen Flotte bei Trafalgar am 21. hielt die Operationen in Deutschland nicht auf. Ungesäumt traten die französischen Heersäulen den Marsch nach Wien an. Am 24. Oktober war der Kaiser in München, am 27. erreichten seine Avantgarden den Inn.

Hier waren inzwischen die ersten Staffeln des russischen Hilfsheeres eingetroffen. An seiner Spitze stand Kutusow. Dem sieggewohnten Korsen kein unwürdiger Gegner. — Dem verwöhnten Edelmann, der mit siebzehn Jahren bereits Kapitän war, schuf im Anfange seiner Laufbahn eine scharfe Zunge

zahlreiche Feinde. Er lernte sich beherrschen und ward ein gewandter Hofmann und Diplomat, — aber darum kein Salonsoldat. Der Krieg war sein Element. Vom neunzehnten Lebensjahre an reihte sich ihm Feldzug an Feldzug, und überall zeichnete er sich aus. Den Türken namentlich ward er ein gefürchteter und geachteter Feind. 1774 raubte ihm eine Kugel das rechte Auge. Von 1776 bis 1783 kämpfte er unter Suworow, der ihn gebührend schätzte. 1788 wurde er, nun bereits in hoher Kommandostellung, vor Otschakoff abermals schwer verwundet. Seine Kolonne war die erste, die am 2. Dezember 1790 in die mit verzweifeltem Mute verteidigte Festung Ismailia eindrang, und an ihrer Spitze legte Kutusow im Straßenkampfe Proben persönlicher Tapferkeit ab. In der entscheidenden Schlacht bei Matschin 1791 führte er die Umgehungskolonne in den Rücken des Großveziers. Die wichtige, diplomatische Mission nach Konstantinopel, mit der ihn 1793 und 1794 die Kaiserin Katharina betraute, erfüllte er mit dem gleichen diplomatischen Geschick wie eine kurze Sendung an den Berliner Hof im Jahre 1798. Nachdem er 1801 Oberbefehlshaber der von Kaiser Paul in Wolhynien gesammelten Armee gewesen war, die nicht zu kriegerischer Tätigkeit kam, ernannte ihn Kaiser Alexander zum Gouverneur von St. Petersburg. Kutusow aber erbat und erhielt den Abschied.

Nach drei ruhigen Jahren auf seinen Gütern rief ihn, den Sechzigjährigen, 1805 der Befehl des Zaren an die Spitze der Armee, die den Österreichern die Hand reichen sollte.

An den Feldzügen von 1806 und 1807 nahm er nicht teil, und der unglückliche Verlauf des Türkenkrieges 1809, in dem Kutusow als Gehilfe des Oberkommandierenden wirkte, scheint die seit der Schlacht bei Austerlitz waltende Ungunst seines Herrschers noch erhöht zu haben. 1811 aber, als der Krieg in der Moldau kein Ende nehmen wollte und Sultan Mahmud, von Napoleon angespornt, neue Kriegerscharen unter seinem besten General an die Donau sandte, erinnerte sich der Zar des Mannes, der gegen die Türken so reiche Lorbeeren geerntet hatte. Kutusow trat an die Spitze der Moldauarmee und machte der Sache durch einen glänzenden Feldzug ein Ende. In dem sich unmittelbar an den Friedensschluß mit der Türkei schließenden großen Kriege gegen Napoleon war dem bewährten Feldherrn zunächst wiederum kein Kommando zuteil geworden. Die Wahl des Adels stellte ihn jedoch an die Spitze der Petersburger Miliz, und als die russischen Heere immer weiter vor den französischen Kolonnen zurückwichen, als Alexander an der eigenen Fähigkeit, den Krieg zu leiten, verzweifeln mußte, ward Kutusow durch die vom Zaren berufene Kommission einstimmig zum Heerführer erwählt. In der Schlacht bei Borodino, die er wider bessere Einsicht liefern mußte, hätte seine Umsicht und Entschlossenheit beinahe den Sieg errungen, trotz der Überlegenheit des Feindes; und in der Folge gebührt ihm zweifellos das Hauptverdienst an der rastlosen Verfolgung des französischen Heeres, dem er auf der Flanke zu bleiben und die Wege zu verlegen wußte.

Daß er im Frühjahr 1813 an der Spitze der russischen Streitkräfte verblieb, war selbstverständlich, und auch der König von Preußen unterstellte ihm sein Heer. Aber seine Lebenskraft war erschöpft. Am 16. April starb er, 68 Jahre alt, in Bunzlau. — —

Nach dem furchtbaren Schlage von Ulm und unter dem erdrückenden Bewußtsein des Mangels an Einsicht, der das Hauptheer Österreichs an die Etsch gestellt hatte, wo seine Kraft ungenutzt blieb, wäre es gerechtfertigt gewesen, dem kriegserfahrenen russischen General Vertrauen zu schenken und ihm freie Hand zu lassen. Der Hofkriegsrat in Wien setzte jedoch sein hilfloses, unfruchtbares Mühen, Operationspläne zu entwerfen, mit Gewissenhaftigkeit fort und versuchte, dem russischen Führer jeden Schritt vorzuschreiben. Um sich gebührenden Einfluß zu sichern, wurden ihm österreichische Generale an die Seite gestellt. Eilboten trugen dem Erzherzog Karl die Beschlüsse des Hofkriegsrates zur Begutachtung zu, der sie scharf kritisierte, aber nicht zu verbessern vermochte. Hätte er nur wenigstens den Massena ordentlich geschlagen oder zu rechter Zeit mit 80 000 Mann den Marsch nach Wien angetreten. Tat er das anfangs Oktober, wo über Napoleons Operationsplan kein Zweifel mehr herrschte, so konnte er Mitte November an der Donau sein. Als aber Kutusow sich am Inn zu entscheiden hatte, wo er mit 20 000 Österreichern und 37 000 Russen 200 000 Franzosen und Bayern gegenüberstand, grub sich der Erzherzog immer tiefer in die verschanzte Stellung bei Caldiero unweit Verona ein.

Mit verbindlicher Höflichkeit hörte Kutusow die Weisungen des Hofkriegsrates wie die Ratschläge der österreichischen Offiziere in seinem Hauptquartier, — handelte aber nach eigenem Ermessen. Die Österreicher wünschten, daß er sich Napoleon entgegenwerfe, um ihm den Weg nach Wien zu sperren und ihn aufzuhalten, bis die Hauptarmee aus Italien herangezogen sei, die nun endlich Marschbefehl erhielt. Der Plan hätte zu baldiger Niederlage des kleinen russisch-österreichischen Heeres geführt, hätte die Einnahme Wiens nicht verzögert und den Erzherzog Karl in noch schlimmere Lage gebracht. Kutusow ließ sich nicht beirren, — er führte seine Truppen zurück, um sie mit den heranziehenden russischen Verstärkungen zu vereinigen, das einzige Mittel, um das Kriegsglück zu wenden. — Nur wenige österreichische Geschichtsschreiber lassen ihm Gerechtigkeit widerfahren. Tatenlosigkeit, Unfähigkeit, Mangel an Offensivgeist, Schwanken im Entschluß, sogar Unaufrichtig-

keit wird ihm von Leuten vorgeworfen, die auf derselben Seite berichten, daß Kaiser Franz in den ersten Novembertagen geheime Verhandlungen mit Napoleon anknüpfte, um einen Separatfrieden zwischen Frankreich und Österreich zu erwirken, und daß sich der größte Teil der österreichischen Truppen, die Kutusow unterstellt waren, unter Graf Merveldt eigenmächtig abtrennte, um in die steyrischen Berge zu ziehen, wo er von den verfolgenden Franzosen aufgerieben wurde.

Wie Kutusows Pranke zuzupacken wußte, wenn sich die Gelegenheit bot, bewies er bei Dürrenstein, wo er dem unvorsichtig nachdrängenden Marschall Mortier zu Leibe ging und ihn fast vernichtete. Allerdings geriet er durch den Aufenthalt in die Gefahr, die Rückzugsstraße nach Mähren zu verlieren, weil Murat sich inzwischen durch List der Donaubrücke bei Wien bemächtigt hatte, die längst hätte abgebrochen werden sollen. Die erwähnten geheimen Friedensverhandlungen hatten das Versäumnis verschuldet; Kutusow vergalt Gleiches mit Gleichem und spiegelte Murat den bevorstehenden Abschluß eines Separatfriedens zwischen Rußland und Frankreich vor, bis seine Truppen die bedrohte Stelle der Rückzugsstraße überschritten hatten. —

Ohne Aufenthalt führte er dann seinen Heeresteil bis in die Gegend von Olmütz zurück, wo er ihn mit den aus Rußland nachgerückten Kolonnen vereinigte. 86000 Mann zählte das hier zu Ende des Novembers gesammelte Heer, darunter nur 16000 Österreicher. Napoleon war bis Brünn gefolgt, hatte aber gegen die zerstreuten Gruppen des Feindes mehrere Korps abzweigen müssen, Ney nach Vorarlberg und Tirol, Marmont nach Steiermark, Davout nach Preßburg. In Wien stand der bei Dürrenstein arg zerzauste Mortier. Bernadotte ging mit Wrede nach Iglau, wo Erzherzog Ferdinand, der Katastrophe von Ulm glücklich entronnen, 10000 Mann gesammelt hatte. Zur unmittelbaren Verfügung blieben dem französischen Kaiser nur etwa 55000 Mann, doch waren von Bernadotte und Davout in kurzer Frist noch 20000 Mann heranzuziehen. —

In überraschender Weise hatte sich die stolze Ansage des Kaisers erfüllt, daß er im November in Wien einrücken werde. Drei Vierteile der deutschen Staaten Österreichs lagen, wie er sich in einem Bulletin ausdrückte, zu seinen Füßen, — und doch war seine Zuversicht in diesen Tagen stark erschüttert. Die Überlegenheit des Feindes bei Olmütz war ihm bekannt, und er wußte, daß noch mehr Verstärkungen im Anmarsche waren. Sein Heer war geschwächt, und am 24. November mußte er einen scharfen Befehl erlassen, um dem Unwesen der Nachzügler zu steuern. Zur Fortsetzung des Marsches, zum Angriff auf Olmütz, war er fürs erste außerstande. Erzherzog Karl hatte mit seinen 80000 Mann endlich Venetien verlassen. Er konnte, wenn die gefährliche Lage des Staates seine Schritte beflügelte, gegen den 10. Dezember vor Wien eintreffen. 200000 Preußen waren mobil gemacht und standen fast schon marschbereit bei Erfurt, Gera und Schweidnitz. Der preußische Gesandte von Haugwitz war mit dem Ultimatum unterwegs und konnte jeden Tag in Brünn eintreffen. Man begreift, weshalb Napoleon die von Kaiser Franz angeknüpften Verhandlungen jetzt eifrig fortsetzen ließ und verbindliche Briefe an ihn schrieb. Aber sein Stolz forderte zu harte Bedingungen. Nun war auch der Zar in Olmütz angekommen. Zu ihm schickte Napoleon den gewandten Savary mit einem schmeichelhaften, auf die Eitelkeit des Empfängers berechneten Schreiben, das die Einladung zu einer persönlichen Besprechung enthielt. Vergebens! Alexander entsandte nur seinen Vertrauten, den Fürsten Dolgorucki, der Unannehmbares verlangte. Trotz des ununterbrochenen Siegeszuges wurde so die Lage des weit von der Heimat entfernten französischen Heeres mit jedem Tage kritischer.

Das drohende Ungewitter jedoch, das sich um den Eroberer zusammenballte, zerriß des Zaren Ungeduld, der den Augenblick herbeisehnte, seine Feldherrnkunst mit der des großen Gegners zu messen, und dessen Einbildungskraft sich so weit verstieg, die Ruhepause in den Operationen als den Beginn des französischen Rückzuges anzusehen. Es sei die höchste Zeit zum Handeln, wenn man die Franzosen nicht entwischen lassen wollte, so meinte der Zar. Kaiser Franz und die österreichischen Generale widersprachen nicht. Einen Mann aber gab es im Olmützer Hauptquartier, der die Lage richtig beurteilte. Vergebens warnte Kutusow seinen Gebieter, umsonst stellte er ihm die überwältigenden Gründe vor, die mindestens so lange Aufschub verlangten, bis der Erzherzog Karl im Rücken Napoleons bei Wien stehe.

Der Zar entzog ihm die Kommandobefugnis. Der Ruhm eines Sieges über Napoleon war freilich größer, wenn sich weder der Erzherzog Karl noch die Preußen einen Anteil zuschreiben konnten. Man hatte es so eilig und fühlte sich so stark, daß weder der Erzherzog Ferdinand herbeigerufen, noch die Ankunft der 10000 Mann des Generals Essen abgewartet wurde, die in wenigen Tagen eintreffen mußten. Der österreichische Oberst Weyrother arbeitete nach Alexanders Weisungen die Disposition für den Vormarsch aus, die dem Heere am 24. November bekannt gemacht ward. Der 25. und 26. war der Ruhe und dem Empfang von Lebensmitteln gewidmet. Am 27. ward der Marsch in fünf Heersäulen angetreten, großenteils querfeldein. In fünf Tagen legte man 50 Kilometer zurück. Mühelos hätte Napoleon entwischen können. Zum Unglück aber dachte der Mann, der eine Weltherrschaft begründen wollte, daran nicht. Sein Herz

jubelte, als er des Feindes Absicht erkannte, und er gewährte dem Abgesandten des Zaren, dem Fürsten Dolgorucki, Einblick in die Schanzarbeiten, die er zum Scheine ausführen ließ. Des Fürsten Meldung bestärkte Alexanders vorgefaßte Meinung und war eine der Ursachen für die fehlerhafte Schlachtdisposition, die das französische Heer in eine Verteidigungsstellung gebannt wähnte, während es doch wie der Panther auf der Lauer lag. Mit Hilfe von komplizierten Märschen wollte man den rechten Flügel umfassend angreifen, um von dort die feindliche Stellung aufzurollen. Bis tief in die Einzelheiten dieses Triumphes hinein reichten die Befehle.

So ungeschickt bewegten sich die Kolonnen der Verbündeten am 30. November und 1. Dezember, daß Napoleon sie persönlich beobachten und den Angriffsplan durchschauen konnte. Sein Armeebefehl vom 1. Dezember kündete: „Der Feind wird meinen rechten Flügel umgehen und mir die Flanke bieten. Das Manöver des 2. Dezembers wird ein Vormarsch sein." Von der Verteidigung gegen den um 20000 Mann stärkeren Feind ist keine Rede, obwohl das Terrain dazu herausforderte. Nicht einmal den schwachen rechten Flügel, gegen den des Feindes Hauptstoß gerichtet war, hielt Napoleon zurück. Er schickte ihn über die Engen des Goldbaches dem Feinde entgegen, wohl wissend, daß solche Kühnheit die Kraft zum Äußersten spannt. Am Abend besuchte der Kaiser die Biwaks, um 1 Uhr früh stieg er zu Pferde, besichtigte die Vorposten und richtete den spähenden Blick auf die feindlichen Lagerfeuer. Um 7½ Uhr gab er an seine Marschälle die letzten Befehle aus, und um 8½ Uhr bereits fiel er mit der Masse des Heeres den Marschkolonnen des Feindes überraschend in die Flanke. Um 11 Uhr war der Kampf um die entscheidende Höhe von Pratze beendet, wo Kutusow bei dem Versuche, das russische Zentrum zu halten, verwundet wurde.

Die Schlachtordnung der Verbündeten war mitten durchgerissen. Nach allen Richtungen ging der verlustreiche Rückzug. 12000 Tote und Verwundete deckten die Wahlstatt, 15000 Mann wurden gefangen, während die Franzosen kaum 7000 Mann verloren. Arge Verwirrung und Panik ergriff die geschlagene russische Armee. Mit Freuden willigte der Zar in die Waffenstillstandsbedingung Napoleons, daß sie ungesäumt in die Heimat zurückkehren mußte. Kutosow aber mußte den Vorwurf hören, daß er seine Ansicht nicht nachdrücklich genug vertreten hätte. —

Bei den Verhandlungen, die am 27. Dezember in Preßburg zur Unterzeichnung des Friedens führten, kam es darauf an, das drohend gerüstete Preußen aus den Kombinationen auszuschalten. Dank dem gewaltigen Eindruck der Schlacht bei Austerlitz ist Napoleon das gelungen. Dem vielgeschmähten Haugwitz aber darf man die Verantwortung für die unkluge und unpreußische Politik Preußens nicht aufbürden, eine Politik, die es mit niemand verderben wollte und es mit allen verdarb, die Land gewinnen wollte, aber nichts dafür einzusetzen wagte. Der geschmeidige Diplomat sollte auf eigene Faust die Reise nach dem französischen Hauptquartier, wo er seines Königs ernste, letzte Forderung zu übergeben hatte, um Wochen verzögert haben, er soll sich vermessen haben, sie eigenmächtig zurückzuhalten, bis das Schlachtenglück für den Feind entschieden hatte, und endlich ebenso eigenmächtig den berüchtigten Vertrag von Schönbrunn abzuschließen, Hannover als Geschenk anzunehmen? — Die Nichtbestätigung des Vertrages und der Prozeß um Hochverrat wären die Folgen so frevelhaften Tuns gewesen. —

Wie Länder gewonnen werden und wie das Geschick der Völker in kritischer Zeit bestimmt wird, das zeigt Austerlitz.

Die Schlacht war die Krönung eines kühnen, politischen Entschlusses und eines genial geführten Feldzuges, um so berauschender auf die Welt, auf dem Emporkömmling selbst und auf seine Soldaten wirkend, als das Schicksal sie auf denselben Tag legte, an dem sich Napoleon vor Jahresfrist die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt hatte. Der Glanz dieses Sieges überstrahlt noch die übrigen reichen Ruhmeskränze des Schlachtenkaisers. Keinen andern seiner vernichtenden Schläge verdankt er so ausschließlich seiner überlegenen Führung, der dämonischen Macht seiner Persönlichkeit. So sicher und fehlerlos in der Beurteilung der Lage, in der Abschätzung des Feindes, in der Bemessung des eigenen Handelns, war er niemals vorher und niemals nachher. Wie aus einem Gusse steht das große kriegerische Ereignis vor dem bewundernden Blicke der Nachwelt, ein Meisterstück der Feldherrnkunst, nur Roßbach und Leuthen vergleichbar.

Erklärlich drum, daß der Kaiser bei Borodino des Sonnenblitzes gedachte, der am 2. Dezember 1805 die Morgennebel lichtete als sein siegesbewußter Wink die Divisionen Soults, Bernadottes und Lannes und die Reiterscharen Murats zum entscheidenden Ansturm in Bewegung setzte.

Der heilige Sebastian.

Die Geschichte einer Ehe. Von Hanns von Zobeltitz.

(Schluß.)

Vier Wochen war Kertzin mit seiner Frau unterwegs.

Es wurde eine Hetztour bis nach Sizilien herunter. Kertzin litt es nicht länger als drei Tage an einem Ort. Eine zehrende Unruhe war in ihm, trieb ihn immer von neuem in den Bahnzug, als wäre er auf der Flucht. Nur nirgendwo festen Fuß fassen, nirgendwo bekannten Menschen begegnen! Vielleicht gab es auch eine Station weiter neue Eindrücke, die das Vergessen lehren konnten. Vielleicht — was hofft man nicht alles — auch wenn man nichts mehr hofft.

Im Anfang sog Sidi aus der tollen Reise allerlei Vergnügen. Ihre Spannkraft schien zu wachsen, sie gewann dem ewigen Wechsel seine besonderen Reize ab. Aber dann, schon in der zweiten Woche, kam der Rückschlag. Sie erlahmte nicht nur selber körperlich; sie erschrak auch vor der gänzlichen Veränderung im Wesen ihres Mannes.

Es war nicht nur, daß er zwar artig und höflich, aber kühl, ja eisig zurückhaltend gegen sie war. Das faßte sie zunächst noch als schlechte Laune, als Verstimmung auf, die schon vorübergehen würde; klopfte sich wohl auch mit dem Zeigefinger vor die Stirn: ‚Sidi, Du hast eine kolossale Dummheit gemacht!' Nein, das war es nicht: Stimmungen und Launen, wie sie es nannte, hatte ihr wunderlicher Heiliger ja immer gehabt, und sie waren immer vorübergegangen. Es war etwas anderes.

In Paris fiel es ihr zuerst auf. Er ließ sie viel allein, hetzte auf den Straßen herum, ganz zweck- und ziellos; er, der Mäßige, trank während der gemeinsamen, schweigsamen Mahlzeiten so stark, daß der gute Graf Prach der reine Waisenknabe gegen ihn gewesen wäre. Aber Sidi sah ihren Mann bisweilen auch bei einem Glase Absinth sitzen, scheinbar ganz in sich versunken, mit leeren Augen vor sich hinstarrend.

Dann waren sie in Monte Carlo, nur achtundvierzig Stunden. Und er, der oft genug gegen das Spiel geeifert hatte, spielte wie ein Wahnwitziger. Das Merkwürdigste war: er gewann. Wo er auch hinsetzte, ganz direktionslos, er gewann fast immer. Das ging stundenlang, bis er einmal aufblickte und aller Augen auf sich gerichtet sah. Da stand er sofort auf und ging fort. Im Hotelzimmer häufelte er, aus allen Taschen, die Banknoten und das Gold auf den Tisch; es war wie ein Hügel, war ein kleines Vermögen. Plötzlich lachte er, stieß das Ganze verächtlich mit dem Ellbogen zur Seite und sagte: „Da — nimm!"

Sie hatte nachher sorgsam gezählt — über 60 000 Franken — und das Geld nach Berlin geschickt, auf ihren Namen, zur Bank. Es war ja sehr hübsch, man mußte sich darüber freuen; ein Notgroschen ist immer etwas Gutes. Aber um den Erich konnte man sich ängstigen —

Er war auch so merkwürdig gleichgültig geworden. Der Diener mußte alles für ihn erledigen, Bahnbilletts und Überfrachten, Hotelrechnungen. Wenn Briefe ankamen — bei seiner Art zu reisen, gab es tagelang gar keine Post und dann einen ganzen Packen —, sah er sie gar nicht an, öffnete sie nicht, ließ sie achtlos liegen oder steckte sie ebenso achtlos in eine Rocktasche. Er vernachlässigte auch seinen äußeren Menschen. Es war noch ein Segen, daß der Franz ein so zuverlässiger Diener war. Sonst hätte man sich manchmal schämen müssen.

Fürchten konnte man sich vor dem Erich. So unberechenbar wie er jetzt war.

Drei Tage waren sie in Rom gewesen.

Am ersten Tage hatte er etwas wie einen vernünftigen Anlauf genommen, war mit ihr durch die Stadt gefahren, hatte hier und dort halten lassen, einmal vor der Peterskirche, einmal in einem wunderschönen Park, war ausgestiegen und eine Viertelstunde herumgegangen

Published July 1. 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Velhagen & Klasing.

durch die gewaltigen Hallen, in denen man übrigens fröstelte, durch die Gemäldegalerie. Freilich ganz anders als früher, teilnahmslos, aber doch wie in einem Versuch, ihr etwas zu zeigen. Aber dann hatten sie plötzlich vor einem Gemälde gestanden, das wieder einmal den heiligen Sebastian darstellte. Da sah er eine Weile starr darauf hin, sagte dann spöttisch: „Ein nettes Kerlchen —“ und war hinausgegangen.

Am zweiten Tag bat er am Morgen sehr artig um Entschuldigung, daß er sich ihr nicht widmen könnte; er hätte aber einen Hotelkommissionär angenommen, der sollte ihr die römischen Kaiserpaläste zeigen. Das war eigentlich ganz nett gewesen, und der Kommissionär war ein adretter, junger Mann, der, wie man ein bißchen bekannt geworden war, über die alten Ruinen komisch genug ulkte. Aber als man nach dem Hotel zurückkam, war der Erich nicht da. Erst spät am Abend kam er, ganz verstaubt, wie zerschlagen. Die Zofe wußte es vom Franz: er hatte sich ein Pferd genommen und war fast den ganzen Tag in den wüsten Feldern vor den Toren herumgeritten.

Der dritte Tag hatte dann ein Erlebnis gebracht, das eigentlich ganz drollig hätte sein können, wenn der Erich nicht alles ins Gegenteil verkehren mußte. Er war wohl doch sehr müde gewesen, lag bis kurz vor dem Lunch zu Bett, wie er das jetzt manchmal tat. Dann hatte er sich wieder ganz vernünftig benommen, bis man vor dem Café Aragno stand. Das heißt, eigentlich sie allein, er war auf einen Augenblick in das Lokal getreten, um einen Platz zu suchen. Und da hatte sie plötzlich eine breite Hand auf ihrer Schulter gefühlt, und wie sie sich umdreht, hört sie auch schon: „Ei der Tausend — unsere Sidi Tenners!“ Der Direktor Lundenburg war's mit seiner Frau; er frech wie immer, sie protzig und aufgeputzt. Der Schreck — und Erich konnte jeden Moment zurückkommen! Oder vielmehr: er war schon zurück. Aber da geschah das Undenkbare: er lud das Direktorpaar zum Champagner ein. Bis in die Nacht wurde gekneipt; eine ganz wüste Geschichte. Lundenburg hatte bald einen gehörigen Schwips und erzählte immer eine tolle Sache nach der anderen — man konnte sich totängstigen. Aber der Erich animierte ihn geradezu und tat, als ob er sterben wollte vor Lachen. Nachher hatte sie zu ihm gesagt, wirklich recht aus Herzensgrunde: „Duchen, das war aber mal gräßlich!“ Da sah er sie an, ganz nüchtern scheinbar und unheimlich ernst, mit der finsteren Falte zwischen den Augenbrauen: „So? Ich hab' es sehr pläsierlich gefunden.“ Man konnte nicht mehr aus ihm klug werden, aus dem Erich. Manchmal dachte man geradezu an den Mephisto.

Und reden, ihm Vorstellungen machen, das traute man sich nun gar nicht. Aber Mitleid mußte man mit ihm haben. Denn er war gewiß krank. Er sah auch elend genug aus, ganz abgemagert und fahl im Gesicht, mit tiefliegenden Augen.

Ein Hundeleben war es. Immer abgehetzt, immer mit der Angst im Nacken. Und das alles eigentlich seit Berlin, seit dieser unglückseligen Begegnung mit der bleichsüchtigen Madonna. Einen Haß — einen Haß mußte man auf die haben — —

* * *

In Taormina hatte Kertzin wider Willen längeren Aufenthalt nehmen müssen. Eigentlich wollte er schon nach zwei Tagen nach Tunis. Aber seine Frau war völlig zusammengebrochen. Nach einem heftigen Weinkrampf lag sie im Bett und erklärte, unter keinen Umständen weiter reisen zu können.

Er stand, nachdem ihn die Jungfer gerufen, eine Weile vor ihr, sah sie mit seinen großen, starren Augen an, sagte: „Beruhige Dich, Sidi. Wir bleiben natürlich, bis Du Dich erholt hast.“ Nicht ungütig, aber auch ohne rechte Teilnahme. Er ordnete an, daß ein Arzt geholt werden sollte, und wollte hinausgehen. Aber wie er sie weinen und schluchzen hörte, kehrte er um. Wieder stand er ein paar Minuten vor ihrem Bett. Einmal strich er sich über die Stirn: „Ja . . . ja . . .“ sprach er. „Es ist sehr traurig . . .“ Zu Sidi oder auch nur zu sich selber.

Dann ging er. Aus dem Zimmer, aus dem Hotel, aus der Stadt. Wahllos, mit tiefgesenktem Kopf, im Sonnenbrand, durch die Porta di Messina, auf

Studienkopf. Gemälde von Prof. Hans Looschen.

der Straße nach Mola, an der Wasserleitung entlang, zur Madonna della Rocca hinauf. Ging, bis die Müdigkeit ihn packte. Wo weit und breit keine Menschenseele zu sehen war, am Rande einer Zitronenpflanzung, da setzte er sich auf einen Stein am Wege, die Ellenbogen auf den Knien, das Kinn in den Händen und starrte über die grünen Hänge hinab auf das Meer. Aber er sah nicht die rebenreichen Felder, nicht die Haine von Mandelbäumen und Orangen, sah nicht tiefunten die schäumende Brandung und die unendliche blaue Weite. Gleich einem Schleier lag es in der kristallhellen Luft vor seinen Augen. Er fühlte nicht die Sonnenglast. Und die Gedanken kamen und zerrannen ihm, ehe er sie fassen konnte.

Das war jetzt oft so, und manchmal meinte er, ein graues Gespenst steige vor ihm auf mit breiten, schattenden Flügeln. Es graute ihm davor, und er hätte es wohltätig nennen mögen: den Wahnsinn, der alles auslöschen mußte und vergessen machen.

Wahnwitz war ja alles, was er getan in diesen Wochen, auf der Jagd von Nord nach Süd, von den herbstenden Wäldern der Heimat zu den sonnenüberstrahlten Trümmerfeldern Siziliens. Wahnwitzig und nutzlos — diese Flucht vor dem Schicksal, das doch mit ihm ging.

Die Frau, die dort unten lag, die er nicht mehr liebte, die er nicht mehr achten konnte, tat ihm leid. Er war grausam gegen sie gewesen. Aber er konnte ihr nicht helfen. Das Geschick hatte sie nun einmal miteinander verkettet. Und wer half denn ihm?

Er wußte eine, die großen, hilfsbereiten Herzens war, die in den Tod gegangen wäre für ihn. In den Tod — ja! Aber das Leben schied sie.

Den Mut, zu sterben, hätten sie beide besessen. Aber den Mut, das Band übernommener Pflichten zu sprengen, der fehlte ihnen. Zwischen ihnen stand das Gebot: Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden. Und für sie konnte kein irdisches Gesetz es aufheben. Für sie nicht —

Darüber sann er, grübelte er nun seit Wochen, Tag und Nacht, plante und verwarf, und fühlte jeden Gedanken als schwer lastende Schuld. Gegen jene Frau dort unten, die er nicht mehr achten konnte, die er nicht mehr liebte — die er im letzten Grunde nicht mehr liebte, weil eine andere sie aus seinem Herzen verdrängt hatte. Denn das war das Furchtbare: nun war *er* der Schuldige geworden vor dem eigenen Gewissen, und wurde an jedem Tage, zu jeder Stunde neu schuldig.

Es kamen Augenblicke, lichtere, leichtere Augenblicke, in denen er sich sagte: das alles erfindet Dir nur Dein schweres Blut! Sieh doch nur um Dich — sieh in die Welt! Tue, was andere taten, Ehrenmänner, Männer, denen die Gebote Deiner Religion, denen Sitte und Brauch so heilig sind wie Dir. Löse auch äußerlich, was innerlich schon gelöst ist. Wirf die Fessel ab, zimmere Dir noch einmal Dein Glück. Wem tust Du weh damit? Die Frau da unten wird ein paar Tränen weinen und tags darauf lachen können —

Aber — es war ihm selber immer aufs neue merkwürdig — jedesmal schob sich ihm, wie ein wuchtendes Tor, ein leichthin gesprochenes Wort dazwischen, das ihm einst Sidi gesagt hatte, in einer Stunde, da er in den Wald von Rosen hineinzuschreiten meinte, dessen Dornen ihn nun verbluten ließen: ‚Ich will Dir immer eine treue Frau sein.‘ Es war leichthin gesagt gewesen, aber sie hatte Wort gehalten. Nicht im höchsten, schönsten Sinne vielleicht, doch deuteln und rütteln daran ließ sich nicht.

Dann war da noch etwas anderes, das ihm schon hart auf die Seele gefallen war, als der Gedanke an eine Trennung zum ersten Male in ihm auftauchte, das er immer wieder quälend durchsann: zwang er sich frei, so fiel jede Schranke für Sidi. Jetzt war er ihr Halt. Im Augenblick, wo er sich von ihr löste, lösten sich auch alle Bande für sie. Die Frau aber, die an seinem Herzen geruht, die seinen Namen trug, im Strom des Lebens zu wissen, in das ihre innersten Neigungen sie treiben mußten: den Ausblick konnte er nicht ertragen. Lieber mit ihr elend zugrunde gehen —

Wohl eine Stunde oder zwei saß er dort oben im Sonnenbrand.

Sie meinte es zu gut, die Sonne Siziliens. Und schließlich trieb sie's doch zu arg. Halb unbewußt, was er tat, riß Kertzin das Jakett von den Schultern und warf es neben sich auf das Gestein. Ein paar Briefschaften, die gestern und vorgestern gekommen waren, fielen aus der Tasche. Er achtete nicht darauf in seiner Versonnenheit. Doch dann glitt, zufällig, sein Blick über sie hin.

Obenauf lag ein Schreiben, dessen Absender er schon an der Form des Briefes erkannte. Beder verachtete noch immer das moderne Couvert; er faltete seine Epistel in Dienstformat, wie er's vor wohl einem halben Jahrhundert gelernt hatte.

Eine Weile ließ Kertzin den Brief liegen, ohne sich danach zu bücken. Was war ihm Beder — was galt ihm jetzt das ganze Waldow?!

Aber allmählig wirkte das weiße Stück Papier doch wie ein Magnet. Das Bild des verwetterten Graukopfes schien daraus hervorzusteigen, die stämmige Bauerngestalt, das alte, listige Gesicht mit dem breiten Munde, in dem die kerngesunden Zähne so eigen kunterbunt durcheinander standen. Und hinter dem Bilde lag ein Stück Ackerland, Furche neben Furche, vom sorgsamen Fleiß schnurgerade gezogen — Heimatsland —

Der Brief tat's ihm doch an.

Schon hielt er ihn in der Hand und sah auf das Siegel. Ohne Siegel gab's für Beder keinen rechten Brief. Fest prägte sich im braunen Packsiegellack der kreisrunde Stempel: das Wappen in der Mitte, darum im Kreise von Kertzinsches Dominimum Waldow.

Und nun hatte er das Siegel gebrochen.

Hochwohlgeborener Herr!
Hochzuverehrender Herr Baron!

Euer Hochwohlgeboren berichte ich allergehorsamst . . .

In Kurialien war Beder groß. So hatte er's gelernt, und daran hielt er fest. Doch hinter den Ergebenheitsfloskeln stand der aufrechte Mann, der auch den Herrn nicht schonte. Zuerst war's wirklich nur ein knapper ‚Bericht' über Getreideverkäufe, die Ställe, Wirtschaftsvorkommnisse. „Auf drei meiner submissisten Wochenberichte bin ich bis dato ohne jede Antwort geblieben und kann mir doch nicht vorstellen, wie solche den gnädigen Herrn nicht erreicht haben sollten! Wo sie doch wichtige Anfragen enthielten, die auf Erledigung drängen, wie mit den Neuverpachtung der Grunowschen Mühle, wegen derer der p. t. Fränzke schon ein halbes Dutzend Male nachgefragt. Solange ich die besondere Ehre hatte, Dominium Waldow als selbständiger Administrator zu verwalten, konnte ich selber entscheiden. Nachdem indessen der Herr Baron mir solches, welches bei meinem Alter doch auch nachgerade eine Last, gnädigst abgenommen, um selber zu wirtschaften, müssen der Herr Baron auch höchstselbst entscheiden. Anders geht es nicht. Also daß ich mir, wo ich ohne jedwede Nachricht blieb, nur subsummieren kann, daß der Herr Baron irgendwo sehr schwer erkrankt sein müssen. Was der gnädige Gott verhüten möge. Womit ich verbleibe des gnädigen Herrn treu gehorsamer —"

— folgte der lange senkrechte Ergebenheitsstrich und ganz unten am Rande des Foliobogens die Unterschrift.

Langsam legte Kertzin das Schreiben in seine Bruchfalten zurück, wandte es und betrachtete die Adreßseite mit den vielen Postvermerken, Ankunfts- und Abgangsstempeln. Von Ort zu Ort war es ihm nachgeschickt worden. Im Koffer mochten wohl auch die drei anderen Wochenberichte liegen, uneröffnet, ungelesen, unerledigt.

In einer wunderlichen Ideenverbindung schoß ihm eine Geschichte von Bismarck durch den Sinn: wie der alte König hatte abdanken wollen und ihn der Schönhausener, seinem eigenen Ausdruck nach, ‚am preußischen Offiziersportepee' gepackt hatte. Auch so ein Aufrechter —

Das preußische Offiziersportepee . . . das hieß die Pflicht! Das hieß für ihn die Pflicht gegen das väterliche Erbe, gegen den Heimatsboden, gegen seine Leute, die für ihn arbeiteten!

Aber wie er so saß und sann, mit wachsender Beschämung, da weitete sich

der Begriff noch. Er empfand zum ersten Male, daß er selber in diesen Wochen auf eine gleitende Bahn geraten war. Vielleicht hatte es schon früher begonnen. Schon in Waldow selber, in der letzten Zeit dort, unter der Last der Entfremdung von seiner Frau. Die rechte, ernste Freude an der stetigen Arbeit und ihrem Segen war wohl schon dort gebrochen gewesen. Und dann war es bergab gegangen, schneller und schneller.

Auf die Frau, die dort unten lag, die er nicht mehr liebte, die er nicht mehr achtete, mochte ein Teil der Schuld fallen. Sie wußte freilich nichts davon — was wußte sie von sittlichen Pflichten?! Die Hauptschuld ruhte in ihm selber, in ihm allein. Er war verantwortlich für sein Tun und Lassen. Und er hatte gehandelt wie ein Sinnloser!

Immer noch hielt er den Brief zwischen den Händen.

‚Also daß ich mir nur subsummieren kann, daß der Herr Baron irgendwo sehr schwer erkrankt sein müssen . . .‘

Ja, mein guter Beder, leibliche Krankheit: das ist nicht das Schlimmste —

Aber es soll Dir unvergessen sein, daß Du mich am moralischen Offiziersportepee gepackt hast. Daß Du das Bewußtsein der Pflicht wachgerüttelt hast! Und damit den Willen —

„— Ich will! Ich will!“

Laut sagte er's in den Sonnenglast hinein. Stand auf und reckte sich und ging erhobenen Hauptes hinab. Er grübelte nicht mehr über all den Zwiespalt in seinem Innern. Gewaltsam schob er alles von sich, was ihn seelisch beängstigt, gedrückt, eingezwängt hatte. Er dachte nicht mehr zurück — er dachte nur an den befreienden Segen der Arbeit, die vor ihm lag. Dort, wo sich Furche an Furche reihte, schnurgerade von sorgsamem Fleiß gezogen, wo der alte Beder, mit dem Knotenstock in der schwieligen Faust, sehnsüchtig auf ihn wartete — in der Heimat —

Auf ein paar Augenblicke trat er bei seiner Frau ein. Sie war wohler, und er sah, daß ihr nichts fehlte als Ruhe. Ein, zwei Tage Ruhe, und sie war sicher völlig frisch.

Sie sprachen nicht viel miteinander. Sidi hatte einen eigen lauernden, verängstigten Blick, der ihm sichtlich auswich. Aber sie tat ihm leid. „Ich hab' Dir doch zuviel zugemutet“ — sagte er. Da lächelte sie scheu: „Schad't nichts, Duchen —“

Dann setzte er sich an den Arbeitstisch.

Unheimlich, was der Franz aus den Koffern zusammenkramte. Ganze Stöße Briefe und Drucksachen kamen zutage. Mit hastender Hand suchte Kertzin die Schreiben Beders heraus, deren Erledigung ihm jetzt das Wichtigste war; jeder einzelne schien ihm ein Mahnruf, und aus jedem einzelnen schlug ihm der Odem der heimatlichen Scholle entgegen. Freier und freier wurde er bei der Beantwortung. Er atmete hoch auf, als er seinen langen Brief schloß: ‚Ich denke in spätestens einer Woche in Waldow zu sein.‘

Es gab noch viel Arbeit am Schreibtisch. Da lagen Briefe von der Bank, von der Landschaft, von Lieferanten und Agenten, die beantwortet werden mußten. Stunde auf Stunde verrann, bis das Geschäftliche gesichtet, erledigt war. Alles, was nach Privatbriefen aussah, hatte er vorläufig zur Seite geschoben.

Der Abend war gekommen, als er sich endlich dem kleinen Häuflein zuwandte, das noch neben ihm lag. Er ließ die Briefe und Karten durch die Hände gleiten; es schien nichts Wesentliches darunter, einige Betteleien, Beitrittsaufforderungen zu allen möglichen und unmöglichen Vereinen, Kartengrüße von einigen Korpsbrüdern mit kunstvoll gezeichneten Zirkeln — mein Gott, wie jung doch manche Leute blieben! —, Offerten von Lotterielosen. Plötzlich stutzte er. Diese seltsam unklaren, verschnörkelten Schriftzüge mußte er doch kennen? Diese Handschrift, in der die Haarstriche fast ganz fehlten, die Grundstriche aber oft geradezu in Arabesken ausliefen?

Es war ein Brief vom Onkel Richard — dem Geheimrat — dem wortreichen Orakel der Familie. Was wollte denn der?

„Mein lieber Sohn! Es bedurfte natürlich einer besonderen Veranlassung für mich, Dir zu schreiben, denn so nahe Du meinem Herzen immer gestanden hast (und noch stehst), das wirst Du Dir

selbst sagen, daß der so arg vernachlässigte väterliche Freund sich nicht aufdrängen durfte (nachdem alle seine wohlmeinenden Ratschläge gänzlich verkannt und mißdeutet worden waren). Jene Veranlassung liegt aber nunmehr vor und erscheint mir dringend genug, um alle Bedenken hintanzusetzen, die bisher einer (Neu-) Anknüpfung unserer Beziehungen im Wege standen. Denn (nach meinen Anschauungen) gehörst Du nach wie vor zum engeren Kreis der Familie, und daran kann weder der Wille Deiner hochverehrten Mutter (die natürlich von diesen Zeilen nichts ahnt) noch Deine eigene Abwendung etwas ändern. Blut, mein lieber Erich, bleibt Blut. Ich habe ja auch mit stiller Freude vernommen, daß sich zwischen Dir und Schlohbrügges wieder das verwandtschaftliche Band näher geknüpft zu haben scheint (und nur sehr bedauert, daß Du bei Deiner Anwesenheit hier den Weg zu mir nicht fandest). Dieser Brief betrifft nun gerade Schlohbrügges, denn ich halte es für meine ernste Pflicht, Dir von einem betrübenden Zwischenfall in deren Ehe Kenntnis zu geben. Der gute Matthias hat sich (wer hätte es für möglich gehalten? Ich glaubte immer, er hätte an seiner Pferdepassion genug) eine kleine Eheirrung geleistet und ist dabei von der lieben Claire ertappt worden. Ich hoffe, Du kennst meine Ansichten. Ich verurteile solche Dinge selbstverständlich auf das strengste, aber wir sind nun einmal allzumal Sünder, und daraus müssen kluge Frauen die Konsequenzen ziehen. Claire hat aber leider ihren Mann (auch leider fast öffentlich) derart behandelt, daß sozusagen ein publiker Skandal aus der leidigen Affäre geworden ist. Daß Matthias sich das gefallen ließ, ist aller Welt ein Rätsel und mir auch. Schuldbewußtsein allein kann das nicht sein — es ist Schwäche.

Es ist leider nicht möglich gewesen, Deiner verehrungswürdigen Mutter die Kenntnis dieser Dinge zu ersparen, zumal Claire sie ja (möchte man fast sagen) in alle Welt hinausschreit. Deine arme Mutter trägt es wie alles Leid, das das unbarmherzige Leben ihr zufügte, großartig, aber Einfluß auf Claire hat sie in diesem Falle leider auch nicht oder (ich weiß es nicht) sie zieht es vor, solchen nicht geltend zu machen.

Ich selber habe mein möglichstes (das wirst Du mir glauben) getan, schon im Interesse des armen Matthias, der mir von Herzen leid tut, auf Claire zu wirken, leider ohne jeden Erfolg. Es erscheint mir nun aber Pflicht, Deine brüderliche Einwirkung anzurufen, und dies um so mehr, als ich im Begriff stehe, meine jährliche Erholungsreise nach der Riviera anzutreten. Meine Nerven sind durch die Vorfälle der letzten Zeit schon sowieso aufs schlimmste mitgenommen worden."

Unter der Namensunterschrift stand, wie ein ganz beiläufiger Nachsatz:

„Marga geht es übrigens recht schlecht. Die Ärzte sprechen von einem Lungenspitzenkatarrh."

Und dieser Nachsatz wurde für Erich zu dem einzig wesentlichen in dem ganzen Briefe. Er traf ihn wie der härteste Schlag. Jäh stieß er die Befreiungsversuche, die dieser Tag ihm gebracht hatte, über den Haufen.

Den ganzen langen Brief hatte er gleichsam mit spitzen Fingern gelesen: Schmutz war's und Salbaderei! Er hörte die ölige Stimme des alten Herrn förmlich herausklingen, er sah ihn vor sich, wie er ihm einst seinen wunderbaren ‚Vorschlag voll praktischer Lebensweisheit gemacht' hatte — damals, bei dem letzten Zusammensein im Vaterhause. Was ging ihn diese ‚Eheirrung' des Schwagers an? Mochten sie ihre schmutzige Wäsche selber waschen.

Aber Marga — Marga krank!

Er hatte es geahnt, gefürchtet, als er sie ihn Berlin sah. Aber sie selbst, ihre Worte, ihr Aussehen wollten seine Befürchtungen widerlegen. Nun traf die Gewißheit ihn doppelt schwer. Ihm war's Gewißheit: er sah die Sichel des Todes, die ihm das Liebste auf der Welt nehmen wollte!

Ja — das Liebste auf der Welt!

Da halfen keine Vorsätze mehr und keine Bedenken und keine Selbstanklagen. Der gewaltige Schmerz schritt über alles hinweg. Alles versank vor ihm ins Nichts — und nur die Sehnsucht blieb, die in

hellen Flammen jäh auflodernde Sehnsucht. Die immer mühsam zurückgehaltene Leidenschaftlichkeit der Seele bäumte sich auf. Es gab keine Rücksichten mehr. Es gab nur eine große Sehnsucht, das eine heiße, unwiderstehliche Begehren.

Ohne Unterbrechung reiste er bis Berlin, Tag und Nacht.

Seine Frau hatte er mit der Dienerschaft in Taormina zurückgelassen. Er konnte ihr die erneute Anstrengung nicht zumuten — er wollte auch allein sein. Aber lügen ihr gegenüber wollte er auch nicht. „Meine Schwägerin Marga ist schwer krank," hatte er ihr gesagt. Sie sah ihn an, mit großen Augen zuerst, dann mit einem listigen Blick. — „Du reist natürlich sofort nach Berlin?" — „Jawohl!" Mit fliegendem Atem, jeder Verstellung unfähig, jeden Vorwand verschmähend, besprach er mit ihr das notwendigste; daß sie in einigen Tagen, wenn sie sich völlig erholt hätte, nachkommen sollte. Sie hörte ganz ruhig zu, nickte dann und wann, sagte zum Schluß nur: „Laß mir reichlich Geld hier, daß ich nicht etwa in Verlegenheit komme."

Das war alles gewesen, und in seiner Erregung war's ihm so ganz selbstverständlich erschienen. Er wäre ja auch gereist, wenn sich Himmel und Hölle dagegen verschworen hätten.

In den ersten Vormittagsstunden kam er an. An einem trüben, nebeligen Oktobermorgen. In einem Hotel gegenüber dem Bahnhof warf er den Handkoffer ab und fuhr sofort nach der Fasanenstraße. In das Elternhaus, das ihm die Mutter verboten hatte. Auch dies Verbot war ihm bedeutungslos geworden. Wer konnte, durfte es wagen, ihn von Marga fern zu halten?

Er fragte den alten Diener, der ihn erstaunt ansah, wie er so vor ihm stand, noch im hellen Reiseanzug, mit dem übernächtigen Gesicht, — er fragte gar nicht nach der Mutter, er fragte nur nach Marga.

Aber ehe er noch Antwort erhielt, öffnete sich oben die Tür der Halle. Die Mutter trat heraus, wollte quer über den Korridor gehen, sah den Sohn. Und er sah sie. Zum ersten Male nach einem Jahre.

Auf die Greisin wirkte es stärker als auf ihn. Sie schien einen Augenblick zu wanken, lehnte sich an die Türpfoste, und als er die paar Stufen heraufgestürmt kam, mit der angstvollen Frage: „Marga — wie ist's mit Marga?" hob sie die Arme ihm entgegen. Sie sprach kein Wort, aber ihr ganzer Körper bebte. Sie hörte wohl auch nicht seine Frage, sah ihn nur — sah ihn, und die Muttersehnsucht, die lange gewaltsam unterdrückte, überwältigte sie. Sie, die nie eine seelische Erregung äußerlich zeigte, faßte seinen Kopf mit den beiden zitternden Händen, sah ihm in die Augen, zog ihn an sich, und als sie ihn küßte, fand sie endlich ein leises Wort: „Mein Bub' — mein lieber Bub'!"

Da packte es doch auch ihn. Er lag an ihrer Brust, er streichelte ihre Wangen. Eine große Verwirrung war plötzlich in ihm, etwas ganz Neues, das er noch nicht fassen, begreifen, verstehen konnte, aber das ihn völlig überwältigte. Ein wehmütig-glückliches Gefühl von Hingebung und Zärtlichkeit, das er der stolzen, harten Frau gegenüber nie empfunden hatte. Die Tränen schossen ihm in die Augen. Er wußte gar nicht, was er sprach. Wirre, zärtliche Worte: „Ja ... da bin ich! Direkt aus Sizilien ... grad von der Bahn komm' ich ... liebe, liebe Mutter ..." und dann küßte er sie wieder.

Sie war es doch, die zuerst die Fassung wiederfand. Sie zog ihn in die Halle. Draußen auf dem Flur lag die Dämmerung, hier leuchtete das elektrische Licht von der Decke herunter so hell, daß es ihn fast blendete. Aber in diesem grellen weißen Licht bemerkte die Mutter, wie elend der Sohn aussah: hager, verfallen, mit tiefem Schatten unter den fiebrigen Augen. Sie sagte nichts. Sie drückte ihn nur in einen der Sessel vor dem Kamin nieder, setzte sich dicht neben ihn, nahm seine Hand: „Mein Bub' ... mein lieber, armer Bub'."

Und dann war eine tiefe Stille um beide. Eine wohlige Friedensstille. Erich hatte unwillkürlich die Augen geschlossen. Es war wie ein Traum. Da saß die Mutter — im Kamine knisterten leise die Buchenscheite — und weit, weit

draußen lag die kalte, haſtende, fremde Welt.

Aber es war nur der Traum eines Augenblicks. Gleich kam das Erwachen, kam die quälende Angſt und mit ihr die laute, heiße Frage: „Was macht Marga? Wie geht es Marga?“ Und im gleichen Moment fühlte die Mutter: ‚Er kommt nicht zu Dir!‘ Und er fühlte, daß die Mutter nur den hilflos das Elternhaus ſuchenden Sohn an das Herz genommen hatte.

Sie bezwang ſich. Es war doch auch ein großes Staunen in ihr und half ihr über die Enttäuſchung hinweg.

„Marga? ... Marga war recht elend, aber es geht ihr jetzt beſſer —“

„Es geht ihr wirklich beſſer?“

„Der Arzt iſt zufrieden.“

Er atmete tief auf. Aber er fragte doch noch weiter: „Mama, ſag' mir die ganze Wahrheit — ich bitte, ich flehe Dich an. Wirklich viel beſſer? Iſt keine Gefahr mehr? Gar keine? Ihr habt Margas Leiden immer zu leicht genommen —“

In dem fiebernd haſtenden Tonfall ſeiner Worte war etwas, das ſie neu erſchreckte. Etwas ihr noch ganz Unerklärliches klang heraus. Sie zögerte.

„Unſer Leben ſteht in Gottes Hand,“ ſprach ſie dann ernſt. „Beruhige Dich, Erich. Eine unmittelbare Gefahr iſt tatſächlich nicht vorhanden, und ich wiederhole Dir, daß der Arzt zufrieden iſt. Ich hatte auch noch einen Spezialiſten hinzugezogen.“

„Einen Spezialiſten —“

„Ja. Denn leider — Marga iſt lungenleidend —“

Er ſtarrte die Mutter an, als könnte er's nicht faſſen. Ein einziger Wehlaut kam von ſeinen Lippen. Und dann ſprang er auf, haſtete durch den Raum, mit beiden Händen an den Schläfen.

Die alte Frau ſaß gerade aufgerichtet in ihrem Lehnſtuhl, im Schoß die weißen Hände, an denen die großen Ringſteine blitzten. Ihre grauen klugen Augen folgten den unruhigen, ſchnellen Schritten des Sohnes, ſie lauſchte auf ſein halblautes, abgebrochenes Stöhnen.

„Erich,“ rief ſie dann endlich ... „Erich!“

Er kam erſt, als er zum zweiten Male ſeinen Namen hörte.

„Setz' Dich, Erich ... hier, neben mich ...“

Willenlos tat er, was ſie wollte.

Da nahm ſie wieder ſeine heißen Hände und fragte leiſe: „Du liebſt Marga?“

Es klang ihm ſo ſeltſam, daß man ihn überhaupt fragen konnte. Aber die Mutter wartete auch ſeine Antwort gar nicht ab. Sie drückte nur ſeine Hände feſter. „Armer Erich — Ihr armen Kinder —“

Und ſie ſaßen wieder ſtille beieinander. Er in ſeinem tiefen Schmerz, der noch zu friſch war, als daß er ihm hätte Worte leihen können. Sie in ihren zurückwandernden Gedanken — zurückwandernd um das eine Jahr, da dieſer Sohn ihr Haus verlaſſen, und wieder zurück bis dahin, wo Marga als Braut des Älteſten die Schwelle desſelben Hauſes überſchritten hatte.

Dann fragte er: „Darf ich zu ihr? Kann ich ſie ſehen?“

Sie nickte. „Gewiß, Erich. Nur nicht jetzt — Du mußt erſt ruhiger werden. Jede Aufregung ſoll ihr fern gehalten werden.“ Und ſie fügte hinzu: „Du wirſt ſie wenig verändert finden. Nun, wo die akuten Erſcheinungen vorüber ſind, gibt es Augenblicke, Stunden, in denen ſie faſt wie eine Geſunde ausſieht.“

„Leidet ſie ſehr?“

„Jetzt nicht. Jedenfalls zeigt ſie's nicht. Sie iſt ruhig und lieb, nur wohl noch ſtiller als ſonſt. Vielleicht ahnt ſie auch nicht, daß ſie ſo leidend iſt. Und dann, Erich, vergiß das nicht, ſolch eine Krankheit kann ſich durch Jahre hinziehen. Wir werden in einigen Wochen fortgehen, nach dem Süden oder nach Davos.“

Er fragte weiter, er wollte alle Einzelheiten wiſſen. Durch alle ſeine Worte klang doch auch der Vorwurf: warum iſt nicht früher etwas geſchehen! Die Mutter gab ruhig und geduldig Auskunft, bis ins kleinſte. Manchmal glitt ein Wundern durch Erichs Sinn: wie ſanft der Mutter Stimme klang. Faſt als ſpräche ſie auch zu ihm wie zu einem Kranken. ‚Vielleicht,‘ dachte er, ‚bin ich's auch. Ich fiebere wohl. Ich

fiebere gewiß. Aber ich werde mich zwingen. Ich will's, ich kann's . . .'

Wirklich — er zwang es. Die Mutter hatte darauf gedrungen, daß er einige Stunden ruhte. Als er am Nachmittag zu Marga durfte, war er äußerlich vollkommen gefaßt — ihr mußte ja jede Erregung fern gehalten werden.

Vollkommen gefaßt, und doch stand ihm das Herz auf ein paar Atemzüge still, als er über die Schwelle ihres Zimmers trat.

Mutter hatte irgendeine fromme Lüge gebraucht, um sein plötzliches Erscheinen zu erklären. So streckte ihm Marga beide Hände entgegen: „Ich freue mich so" — und lächelte ihm zu.

Nein . . . sie sah nicht aus wie eine dem Tode Geweihte. Sehr hager und noch schmaler als sonst war das feine Gesicht, und die Hände, die er hielt, waren wie Kinderhände. Aber ihre Augen leuchteten, und auf ihren Wangen stand ein leises Rot. Erst als sie lebhafter sprach, zirkelte es sich zu dunkleren Flecken ab.

Und sie sprach ziemlich lebhaft, lebhafter schien ihm, als früher, dann und wann von leisem Hüsteln unterbrochen. Er bat ein paarmal, sie solle sich schonen, aber jedesmal antwortete sie nur mit einem leichten Kopfschütteln und einer eigenen gleitenden Bewegung der rechten Hand. Es mochte bedeuten: das tut mir nichts. Es konnte bedeuten: das tut mir nichts mehr!

Von sich sprach sie fast gar nicht. Nur von ihm. Je mehr sie aber von ihm sprach, desto mehr erlosch das Lächeln auf ihren Lippen, desto stärker wurde das Leuchten in ihren Augen. Bis sie schließlich sagte: „Du gibst mir immer nur halbe Antworten, Erich — oder gar keine —"

Es war die Wahrheit.

Aber was sollte er antworten? Was konnte er ihr sagen? Das einzige, was ihm auf der Seele lag, was ihm das Herz füllte, das mußte er verschweigen. Niederknien vor ihr, ihre Hände mit heißen Küssen bedecken, ihr zustammeln: ‚Marga, ich liebe Dich —', das durfte er nicht. Und wußte doch in denselben Augenblicken, während er neben ihrer Chaiselongue saß und mit der Rechten die Quaste eines Kissens fest in der Hand hatte, als könnte er sich an dem dünnen Gespinst festhalten, daß auch sie ihn liebte. Nicht freilich mit der werbenden Sehnsucht des Mannes, nicht mit den starken Sinnen einer anderen — aber es konnte auf dem weiten, weiten Erdenrund keine Frauenliebe geben, die tiefer und inniger war als die ihre.

Sie wollte wissen, wo er gewesen, wollte wissen, was er getan hätte. Sie knüpfte an jede seiner halben Antworten eine neue Frage. Nur von Sidi sprach sie kein Wort. Wieder wie damals, als sie ihm Brief auf Brief sandte, ohne daß der Name seiner Frau darin vorkam. Zwischen dem Damals und dem Jetzt aber lag die letzte Begegnung —

Dann und wann suchte sie seine Hand. Sie sahen sich an, und beide wußten, woran sie dachten: an die andere, die zwischen ihnen stand, und die auch nur zu nennen beide heute den Mut nicht fanden. Heute nicht, und vielleicht niemals mehr.

Es war eine Seligkeit, dies Beieinandersein, und es war eine Seelenqual. Um der anderen willen.

Vielleicht das noch mehr für sie, als für ihn. Denn je länger er neben ihr saß, desto schärfer sah er in diesem abgezehrten, lieben Antlitz die Kirchhofsrosen aufblühen.

Schließlich verstummten sie beide.

Sie hatte den Kopf ganz zurückgelehnt. Auf den weißen Seidenkissen zeichneten sich der glatte dunkle Scheitel und die Linien ihres Gesichts scharf ab. Ihre großen Augen hafteten noch immer auf ihm. Aber nun war auch in ihnen eine stille Trauer. Oder war es keine Trauer? War es nur Wehmut?

Dann begann er noch einmal zu sprechen. Es kam ein Impuls über ihn, eine Eingebung, ihr etwas zu sagen, was sie freuen könnte. Er erzählte ihr von dem Brief des alten Beder, den sie ja auch kannte; wie der Dickschädel ihn am agrarischen Offiziersportepee gepackt, wie das auf ihn gewirkt hätte. Es war viel Verschweigen dabei, aber es war doch Wahrheit.

Sie hörte mit gespannter Aufmerksam-

keit zu. Sie nickte ein paarmal, sagte dies und jenes über Waldow. „Das ist das Rechte, Erich!“ sagte sie, wieder lebhafter. „Arbeit! Lieber Gott, wenn ich hätte schaffen und arbeiten können! Ich glaube, Arbeit trägt über alles fort.“ Und dann fragte sie plötzlich, wie erschrocken: „Du bist auf dem Wege nach Waldow? Du fährst morgen nach Waldow?“

„Nein, liebe Marga. Ich bleibe einige Tage hier. Ich bleibe hier . . . solange Du willst.“

Es kam auf einen Moment das alte Leuchten in ihre Augen. Doch sie schüttelte den Kopf. „Das solltest Du nicht sagen. Ein paar Tage . . . ja . . . das freut mich . . . man muß die Tage nützen . . .“ Und dann: „Nun geh, Erich. Aber morgen — morgen seh' ich Dich wieder. Nicht wahr?“

So ging er. Auf der Schwelle wandte er sich noch einmal um — er fühlte, wie ihre Augen jedem seiner Schritte gefolgt waren: „Auf morgen, Marga —“

„Auf morgen —“ gab sie zurück, fast fröhlich. Doch in ihm klang es nach: ‚man muß die Tage nützen . . .‘

Er wäre gern allein geblieben mit seinen Gedanken. Aber er wußte, Mutter wartete auf ihn und hatte ein Anrecht auf ihn, gerade heute. So ging er hinauf in ihr Wohnzimmer. Vor der Tür, oben auf der Galerie, hielt er einen Augenblick inne. Die bedrückende Erinnerung kam ihm jäh: aus diesem Zimmer bist Du vor einem Jahr im Zorn gegangen — und in Dein Unglück.

Aber es war nur ein kurzer Moment des Zögerns: was half es, dem Vergangenen nachzusinnen, wo die Gegenwart so viel Kraft heischte!

Als er eintrat, sah er zuerst nur die Mutter. Sie saß wie damals in der Sofaecke, gerade aufgerichtet, im schwarzen Kleid, die Hände auf der Tischdecke vor sich verschränkt. Das Licht der Lampe fiel auf ihr Antlitz: es schien wieder hart wie aus weißem Holz geschnitten — und war doch so anders. Ein Zug des Grämens hatte sich um die Mundwinkel eingegraben.

Er wollte zu ihr, da hing plötzlich die Schwester an seinem Halse. Sie mußte irgendwo, in einer der dunklen Ecken gesessen haben, daß er sie gar nicht bemerkt hatte.

Die seidenen Röckchen rauschten und knisterten noch das alte Frou-Frou, das alte, feine, unaufdringliche Parfüm umströmte die zierliche Puppengestalt, und ihre Begrüßung war so aufgeregt und laut wie immer. Sie konnte noch lachen wie ehedem. Oder war auch das anders? Noch gereizter, noch nervöser? Klang nicht ein Ton dazwischen, wie von zersprungener Saite?

Und als sie dann am Tisch saßen, im hellen Lampenlicht, da sah er, daß auch in diesem jungen, so ganz mondainen Gesichtchen ein fremder, neuer Zug sich eingegraben hatte. Ein paar feine Fältchen unter den Augen und ein trotziges Zucken der Lippen —

All die Tage, seit er den Brief des Onkels Geheimrat gelesen, hatte er nicht mehr an Matthias und Claire gedacht. Er hatte auch jetzt nur die gleiche Empfindung wie damals: mögen sie ihre schmutzige Wäsche selber waschen. Aber es war nun einmal nicht anders, jetzt trat auch das an ihn heran. Er sah wohl, Mutter und Schwester hatten ein ernstes Gespräch miteinander gehabt. Es war doch etwas Seltsames: da gingen die Kinder, scheinbar völlig losgelöst, im Guten oder Bösen, aus dem Elternhaus, um eigene Wege zu wandeln, und dann trieb sie das Unglück an die alte Stätte zurück. War es immer so und überall so in der Welt?

Wer nicht recht zusah, der mochte der jungen Frau freilich nichts anmerken, wie sie dasaß, mit übereinandergeschlagenen Füßen, mit den winzigen Schuhchen spielend wippte, auf dem Puppengesicht ein Lächeln. Und wer nicht recht zu hören verstand, der mochte nicht glauben, daß auch sie schwer trug. „Na, cher frère, Du hast natürlich die spaßhafte Geschichte gehört. Die Spatzen pfeifen's ja von den Dächern, und im Intimen Theater wird's wohl zum Motiv der nächsten Premiere werden, wie der berühmte Rennstallbesitzer angeblich immer beim Trainer in Carlshorst war, während er sein Frauchen in einem entzückenden Nestchen Unter den Zelten betrog? Ich

Am Weidengraben.

Gemälde von W. Blanke.

geh' jedenfalls in die Erstaufführung, um die köstliche Mizzi Schreiber zu sehen, die die Hauptrolle kreiert."

Mizzi Schreiber . . . wo hatte er diesen Namen gehört?

„Onkel Richard schrieb mir —"

„Ja, der kluge, der gute Onkel Richard! Onkel Richard mit seinen Weisheiten! Wenn man sie gehört hat, ist man gerade so klug wie vorher. Scheiden lassen — oder still tragen, hübsch artig sein, gute Miene zum bösen Spiel machen: das ist so seiner Weisheit letzter Schluß. Als ob's nicht noch 'ne dritte Lösung gebe . . ."

„Claire —" sprach die Mutter dazwischen.

„Ach — was! Der Erich kann's auch hören. Nämlich nicht scheiden lassen und nicht stille sein. Ich will meinem Matthias die Hölle heiß machen, bis er auf den Knien bereut. Das heißt, das hat er schon getan. Aber eine ganze Weile wird seine Hölle noch geheizt und nicht schlecht. Scheiden? Damit er tun und lassen kann, was er will, womöglich diese alte, abgeklapperte Person heiraten — den Trumpf soll er nicht haben. Das bißchen Reue — das kennt man. Und morgen wieder lustick — nicht wahr? Wie hab' ich dem Manne zuliebe gelebt! Von den Augen hätt' ich ihm jeden Wunsch ablesen mögen —"

„Ich bitt' Dich, höre auf, Claire. Ich kann's nicht mehr hören!" bat die Mutter.

Auf ein paar Augenblicke verstummte die Schwester.

‚Es ist schon nicht anders,' dachte Erich. ‚Sie liebt ihn immer noch, liebt ihn vielleicht mehr als je. Sie hält ja kein tieferes Erwägen — nur die Liebe. Nur die Liebe, und das ist doch das Höchste.'

Mit einem Male lachte Claire grell auf. „Na ja, cher frère. Verschweigen kann ich's Dir doch nicht. Du weißt's vielleicht noch gar nicht, daß ich das holde Pärchen in ihrem Kosenestchen selber überfallen habe. Ja — und da stand die Photographie Deiner Frau —"

Erich saß mit hängendem Kopf und geschlossenen Augen. Auf die Lippen biß er, daß sie schmerzten. Er hat etwas Ähnliches erwartet, seit der Name gefallen war; hatte es kommen sehen, ohne sich dagegen wehren zu können. Trug's nicht einmal der Schwester nach, daß sie's herausgesprudelt hatte in ihrer Erregung. Es tat ihr ja wohl auch leid. Sie faßte nach seinem Arm; sie flüsterte eine leise Bitte zu ihm herüber.

Wie aus tausend Wunden blutete er innerlich. Er schämte sich für die Frau, die seinen Namen trug; er schämte sich vor sich selber; er schämte sich vor der Mutter.

Er hätte irgendeinen Einwand erheben können. Die Photographie mochte aus der Zeit eines gemeinsamen Engagements stammen. Aber er brachte kein Wort über die Lippen — er wußte ja auch, es wäre eine Lüge gewesen.

Hier, an derselben Stelle, hatte er vor einem Jahre gestanden, Sidi im heißen Herzen, Sidis Verteidigung auf den Lippen. Nun tauchte hier wieder ihr Bild vor ihm auf, klang wieder ihr Name — und er mußte schweigen! Wagte die Mutter nicht anzusehen!

Plötzlich fühlte er eine Hand auf seinem Arm und einen zärtlichen Druck. Und dann sprach die Mutter, ganz ruhig: „Du hast uns noch gar nicht gesagt, Erich, wie Du Marga fandest —"

* * *

Drei Tage blieb Kertzin im Elternhause.

Drei Tage sah er täglich Marga.

An jedem Vormittag, an jedem Nachmittag war er bei ihr, auf eine, auf anderthalb Stunden. Länger duldete es die Mutter nicht, und auch Marga selbst mahnte meist: „Nun geh — aber Du kommst wieder." Und in ihren Augen war beim Scheiden und bei jedem Wiedersehn das Leuchten der Liebe.

Er saß an dem Ruhelager der Kranken; er las ihr vor, er plauderte mit ihr. Sie hatten beide den gleichen Wunsch, einen leichteren Ton festzuhalten, aber beide waren nicht die Menschen dazu: immer wuchsen ihren Gesprächen Flügel.

Immer wieder kam und ging er mit der Empfindung: der Dunsthauch der Welt da draußen dringt nicht über die Schwelle dieses Zimmers. Immer aufs neue erhob sich seine Seele an der reinen Atmosphäre, die um Marga war. Immer wieder erstaunte er über die Schätze, die diese stille Frau zu vergeben hatte.

Doch in diesen Stunden und Tagen ging in ihm eine Wandlung vor sich.

Seine Liebe blieb, wuchs von Tag zu Tag. Aber sie wurde wunschlos, wie die ihre, sie begehrte nicht mehr, sie haderte nicht mehr mit der Vorsehung. Nicht weil Marga krank war, eine Unheilbare. Was hätte das seiner Liebe getan! Der Friede aber, der um sie gebreitet war, der in ihr lebte und von ihr ausstrahlte, friedete auch sein Herz. Ihre Reinheit ließ auch von ihm die Schlacken abfallen. Seine Liebe zu ihr lastete nicht mehr auf ihm gleich einer Schuld: sie war ihm zur Befreiung geworden vor sich selber. Denn wie jede echte Liebe wurde sie wieder zur Freundschaft.

Dann kam die Abschiedsstunde.

Er hätte den Abschied wohl noch hinausgezögert. Da war es wieder Marga, die den Ausschlag gab. Sie mahnte an die Pflicht, mahnte an Waldow.

Sidis Name war zwischen ihnen nicht genannt worden. Aber nun begann Marga plötzlich von ihr zu sprechen, und ihn erstaunte die Offenheit, mit der sie das tat.

„Ich habe viel nachgesonnen über Deine Frau, während ich krank lag," sagte sie. „Damals, als ich bei Dir im Hotel war, konnte ich Dich nicht recht verstehen. Ich hatte einen so glücklichen Eindruck von ihr gewonnen. Aber dann kam sie selber —"

Er hatte wohl eine Bewegung gemacht, die einer Bitte gleichkam.

„. . . laß nur. Ich muß Dir das sagen — heute noch! Ich bin auch ganz ruhig, Du brauchst Dich nicht um mich zu sorgen. Dann also kam sie . . . und ich verstand, fast im gleichen Moment, was Du vorher gesagt hattest. Siehst Du, Erich, und der Gedanke daran hat mich seitdem nicht wieder losgelassen."

Marga schwieg ein paar Augenblicke. Sie lag ganz still mit dem Kopf auf dem weißen Kissen.

„Ich glaube, Erich, Du weißt, wie ich über die Ehe denke. Sie muß, wenn sie recht ist, das höchste Glück sein. Sie bleibt, auch wenn in ihr gefehlt wird, ein Heiligtum. Wehe dem, der sie freventlich antastet. Wehe dem, der ihre Pflichten nicht willig trägt, auch wenn sie ihm schwer werden. Aber solche Pflichten müssen beiderseitig getragen werden. Trägt nur der eine, so erdrücken sie ihn. Und, lieber Erich . . . es gibt auch eine Pflicht gegen sich selber . . ."

Sie schwieg wieder.

Er hätte ihr so viel erwidern können, aber auch er schwieg. Er fühlte, wie schwer ihr diese Worte geworden waren. Er empfand aber auch, daß gerade Marga diese Worte sprechen durfte, und nur sie, weil keine so reinen Herzens war wie sie. Und er fühlte noch etwas anderes, das ihm tief ins Herz griff: die Gewißheit zum ersten Male, daß Marga selber nicht mehr auf Genesung hoffte. Es war wie ein Vermächtnis, das sie ihm auf den Lebensweg gab.

„Nun geh, Erich," sagte sie leise. „Und Gottes reichster Segen sei mit Dir."

Er beugte sich über sie und küßte sie auf die Stirn. Da nahm sie seinen Kopf zwischen beide Hände und lächelte ihm zu, während in ihren Augen die Tränen blinkten. Es war nur wie ein Hauch von ihren Lippen: „Wir sind immer so gute Freunde gewesen, lieber, lieber Erich . . . hab' Dank dafür . . . lebe wohl . . ."

So ging er. Immer hatte er sonst auf der Schwelle sich noch einmal umgewandt, ihr noch einen Gruß zugewinkt. Heute ging er, ohne zurückzublicken. Und ging geradenwegs auf sein Zimmer. Er mußte allein sein. — — — — — —

* * *

Es wurde noch ein unruhiger Abend.

Der Arzt kam, und dann kamen Schlohbrügges zu Tisch. Matthias im langen, hellgrauen Gehrock mit grauen Beinkleidern und grauer Krawatte und in grauer Herbststimmung, sehr kleinlaut und geknickt, von zärtlichster Aufmerksamkeit gegen Schwiegermutter und Frau; Claire stachlig und bissig. Aber Erich sah doch: sie fand den Weg zum Verzeihen. Dann und wann schob sie schon wieder ihr altes ‚sagt Matthias —' ein; sie sprach auch wieder von einer gemeinsamen Reise: „Hübsch in die Einsamkeit, lieber Matthias — Spitzbergen oder Island. Du glaubst gar nicht, wie gut das Deinen angegriffenen Nerven tun wird."

Endlich gingen die beiden.

Mutter und Sohn saßen allein in der

Halle am Kamin. Sie sprachen von Schlohbrügges, sie sprachen über Marga. Und dann war ein Schweigen zwischen ihnen. Wie Menschen schweigen, welche innerlich an eine Frage gelangen, die nicht umgangen werden kann, deren Erörterung aber schwere Pein bringen muß.

Sie waren sich näher gekommen in diesen Tagen, näher als je vorher. Auch hier hatte Marga das Feld bereitet, auf dem die Saat nun aufging. Wohl lag der Schnee noch auf den Furchen, die das Leben gezogen, aber dazwischen spießten die grünen Hälmchen empor, als harrten sie der Sonne. Im Winterleid war Mutter und Sohn das Vertrauen geboren worden.

Und doch zögerten beide.

Flüchtig nur war zwischen ihnen, wo es Notwendigkeit oder Zufall ergaben, Erichs Ehe gestreift worden. Seit Claires taktlosem Erwähnen hatte die Mutter die Wunde nicht mehr berührt, und ihm war ihr Schweigen Wohltat gewesen.

Und doch wußten sie, daß eine Aussprache unvermeidlich war, ehe Erich das Elternhaus verließ.

Die Mutter saß gerade aufgerichtet in ihrem Lehnstuhl, den sie dicht an das Feuer gerückt hatte, als fröre sie. An die andere Seite des Kamins hatte der Sohn sich einen tiefen Sessel herangezogen. Sie sahen beide in das knisternde Funkenspiel, und beide warteten, daß der andere beginnen sollte.

Bis dann doch die Mutter zuerst sprach: „Ich möchte Dir nicht wehe tun, Erich, aber Du wirst es verstehen, daß ich Dich nach Deinen Plänen für die Zukunft fragen muß."

„Ich habe keine Pläne," sagte er. „Oder wenn Du's so nennen willst, doch: ich werde alljährlich meine Felder bestellen und wieder ernten, werde abholzen und wieder anschonen, werde meinen Leuten ein guter und gerechter Herr sein, soweit es in meiner Kraft steht —"

Sie zog ganz langsam die Hände vom Schoße weg und legte sie rechts und links auf die Seitenwangen des Lehnstuhls. Und sie sprach weiter, immer mit dem Blick auf das Feuer im Kamin, ohne ihn anzusehen: „Wozu die Umschweife, Erich, und wozu die Selbstironie? Du weißt: das meinte ich nicht. Muß ich es denn aussprechen? Ich meinte Deine unglückliche Ehe."

„Hab' ich sie unglücklich genannt? Hab' ich geklagt?"

„Das nicht. Aber — muß ich auch das sagen? — Du liebst Deine Frau nicht mehr —"

Zum ersten Male wandte er ihr den Blick zu. Und sie sah gleichzeitig zu ihm herüber. Er schüttelte den Kopf. „Liebe Mutter, Du meinst, weil ich Marga liebe! Sieh — ich kann es ohne Zagen aussprechen. Vielleicht freilich erst jetzt — aber jetzt ohne Scham und Schuld: meine Liebe zu Marga steht hoch über allem Irdischen."

Er schöpfte tief Atem. „Aber ich will ganz offen und ganz ehrlich sein in dieser Stunde. Nein, ich liebe meine Frau nicht mehr. Auch darin ganz offen: Du hattest recht — es war nur Leidenschaft, die mich zu ihr zwang, nicht Liebe. Ich habe die Erkenntnis bitter büßen müssen — und werde an ihr tragen mein Leben lang."

Es war wieder ein Schweigen zwischen ihnen, und sie wandten wieder die Blicke voneinander, sahen wieder in die Glut im Kamin. Die Funken sprühten nicht mehr, und auf den großen Buchenscheiten schob sich hier und dort schon die weiße Asche über die rote Glast.

Dann sagte die Mutter rasch, wie mit einem plötzlichen Entschluß, der doch vielleicht in bangen Stunden herangereift war: „Ihr habt kein Kind. Die unglücklichste Ehe muß ertragen werden um eines Kindes willen. Du kannst, Du darfst Dich frei machen."

Ihm schoß durch den Sinn, jäh, mit Blitzesschnelle: ‚Es gibt auch eine Pflicht gegen sich selber . . .' Marga hatte es gesprochen, dies Wort, vor wenigen Stunden. Marga — und nun die Mutter! Aber er warf den Kopf zurück und sagte bestimmt, fast hart: „Nein!" Und noch einmal: „Nein!"

Da ließ die alte Frau drüben, an der andern Seite des Kamins, den Kopf tief auf die Brust sinken. Sie zog die weißen Hände wieder auf den Schoß und verschränkte sie fest. Aber die Hände bebten

trotzdem, daß die großen Ringsteine noch feuriger blitzten als sonst.

„Liebe Mutter," sprach er sanft weiter, so sanft er nur konnte, „ich darf es nicht. Ich muß tun, was Pflicht ist. Du sollst aber auch nicht denken, daß meine Frau schlecht ist, und Du sollst auch nicht annehmen, daß ich frei von Schuld sei. So müssen wir's denn beide tragen, was wir auf uns genommen haben, und es ist nur recht und billig, daß auf mich die schwerere Last fällt, da ich der Stärkere bin." Dann stand er auf, trat zu ihr hinüber, setzte sich auf die Lehne ihres Stuhles, legte seinen Arm um sie und zog das greise Haupt an seine Brust. Schweigend. Und so saßen sie geraume Zeit. Bis die weiße Asche im Kamin die letzte Glut übersponnen hatte.

Auch als sie nachher zusammen hinaufgingen nach dem Obergeschoß, wo die Schlafzimmer lagen, sprachen sie nicht mehr miteinander. Mutter ging voraus, nun wieder gerade aufgerichtet, mit sicheren Schritten, und mit sicherer Hand drehte sie überall die Schaltungen für das elektrische Licht auf. Bis vor die Tür seines Zimmers brachte sie ihn.

Aber da stutzte er plötzlich. Er sah an der Korridorwand ein Bild, das früher nicht hier gehangen hatte. Es war ein großes, altes Gemälde: ein St. Sebastian —

„Wie kommt das Bild hierher, Mama?" fragte er, und es war das erste Wort, das er wieder sprach, seit dem letzten unten in der Halle.

Sie sah ihn erstaunt an. Warum ihn nur dies Gemälde interessiert?

„Onkel Richard hat es bei irgendeinem Trödler gekauft. Du erinnerst Dich wohl seiner Passion für solche Gelegenheitskäufe. Er konnte es aber bei sich nicht unterbringen. Da hat er es mir vor seiner Abreise geschickt. Ich habe es ein wenig restaurieren lassen, und es ist erst heute zurückgekommen. Ein höchst mäßiges Bild, glaube ich — darum hab' ich ihm hier seinen Platz angewiesen."

Es mochte wirklich ein höchst mäßiges Bild sein, eine schlechte Kopie vielleicht eines schlechten Gemäldes. Aber Erich Kertzin stand davor und konnte nicht loskommen.

Der Künstler hatte eine Auffassung versucht, die von der sonst meist üblichen abwich. Die Bande, mit denen der Heilige an der Säule gefesselt war, hatten sich gelöst. Er lag am Boden, von hundert Pfeilen durchbohrt, aus hundert Wunden blutend. Über seinem Haupte aber schwebte eine weiße Taube.

„Wenn Dich das Bild interessiert, Erich, ich überlasse es Dir gern."

Einen Moment schwankte er. Doch dann wehrte er hastig ab.

„Ich seh' Dich morgen früh noch, lieber Sohn —"

Langsam ging die Mutter den langen Korridor zurück. Sie drehte auf dem Wege die eine, sie drehte dann die zweite Schaltung aus.

Erich stand noch immer vor dem Bilde. Es war fast ganz dunkel im Korridor. Nur durch seine Zimmertür, die er vorhin schon geöffnet hatte, drang ein schmaler Lichtstreifen.

Von der Gestalt des Heiligen war nichts mehr zu erkennen. Doch die weiße Taube stand noch deutlich auf den finstern Wolken. Und es wollte Erich scheinen, als flattere sie aufwärts, dem Himmel zu.

⁂ ⁂ ⁂

Die scharfe Arbeit, die Kertzin in Waldow erwartete, und nach ihr täglich aufs neue die Stille der Einsamkeit, die ihn umfing, taten ihm unendlich wohl. Der Odem der Heimatserde füllte seine Seele. Die innere Ruhe, die ihm Marga gegeben, vertiefte sich noch.

Über der fruchtbaren Ackerkrume lag der Schnee. Der Forst hatte sein Winterkleid angetan, wunderbar auch jetzt, mit dem dunklen Grün der Fichten zwischen den letzten roten Buchenblättern. Es waren sonnige Tage mit mildem Frost, wie sie der Landmann liebt.

Weit wanderte täglich Kertzin hinaus, allein oder mit Beder. Der Alte war rosigster Stimmung, seit der Herr wieder daheim war, und arbeitsfroh. Sogar gesprächig wurde er bisweilen auf seine Weise, die jeden Satz zwischen den gewaltigen Hauern, die so kunterbunt in dem breiten Munde standen, gleichsam zerkaute. Er trug sich mit allerlei Plänen für Waldow: mit einer Vergrößerung

der Brennerei, mit der Beschaffung einer kleinen Feldbahn, mit der Entwässerung des großen Bruchs hinter dem Vorwerk Alt-Dobern. Und er freute sich sichtlich, daß Erich so bereitwillig auf jeden Vorschlag einging. So bereitwillig: denn jeder Vorschlag bedeutete Arbeit, brachte vielleicht auch manche Sorge. Der Arbeit aber und des Kampfes, das fühlte Kertzin, bedurfte er.

Nach Sidi fragte Beder nie, so lebhaft er sich nach Ihrer Exzellenz und nach der jungen, gnädigen Frau erkundigte. Nach Sidi fragte überhaupt niemand, auch Mamsell nicht.

Oder doch: einer fragte nach Sidi. Am ersten Vormittage schon. Der junge Volontär Funk hatte sich mit graziösem Lüften der sehr eleganten Pelzkappe ‚gehorsamst nach dem Befinden der gnädigsten Frau' erkundigt. Übrigens stand Herr Funk nach wie vor bei Beder in Ungnade und war ‚zu Weihnachten fällig', wie der Alte sich ausdrückte. „Eine Festfreude kann ich mir schon leisten —"

Erich selber hatte bereits in Berlin eine Ansichtspostkarte von seiner Frau erhalten: es ginge ihr gut; sie reiste morgen nach Neapel. Dann kam eine zweite Karte von Capri: ‚Liebstes Duchen, hier ist's mal schön. Schade, daß Du nicht auch hier bist.' Viel mehr stand nicht darauf. In Rom hatte Sidi ein paar Tage Aufenthalt genommen und schrieb einige Briefzeilen: daß das Wetter herrlich wäre und daß sie Direktors noch getroffen hätte, ‚weißt Du, mit denen wir hier zusammen waren; diesmal war's aber viel verständiger'. Und nun wollte sie so schnell als möglich nach Hause; nur in München noch kurze Station machen, und dahin möchte er ihr noch etwas Kasse senden. ‚Denn knapp sein, Duchen, das ist gräßlich, wenn man immer so verwöhnt gewesen ist, wie von Dir Deine kleine teure Sidi.'

Er hatte diesen letzten Brief am Nachmittag vorgefunden, als er in der Dämmerung vom Felde heimkam. Aber er sah nur den Poststempel an — zum Lesen war's auch noch am Abend Zeit. Als er dann las, beim Licht seiner Arbeitslampe, mußte er doch lächeln: das war wieder einmal ganz Sidi! Aber in seinem Lächeln war keine Bitterkeit. Und auch dann, als er zwischen dem Zifferneintragen und dem Addieren in seinem Hauptbuch plötzlich daran dachte: nun hatte es sich schon gejährt, daß er hier in Waldow, auch in tiefer Einsamkeit, zu dem Entschluß sich durchgerungen, Sidi zu heiraten — auch dann war weder Bitterkeit noch Zorn in ihm. Nicht einmal Schmerz — nur Gleichgültigkeit. Es gab wohl auch im großen Hauptbuch jedes Menschenlebens Ziffern, die nichts mehr bedeuten — Nonvaleurs, die sich gegenseitig aufheben und damit ins Nichts zerrinnen.

So fremd war nicht nur seinem Herzen, war auch seinem Denken Sidi geworden.

Noch acht Tage vergingen, dann traf plötzlich eine Depesche aus Berlin ein, die ihre Ankunft mit dem Abendzuge meldete. Die Nachricht kam zur unglücklichsten Stunde, denn fast gleichzeitig erhielt Kertzin einen kurzen Brief der Mutter: sie reiste am nächsten Tage mit Marga nach der Riviera, nach San Remo. Es lag eigentlich nichts Beunruhigendes in der knappen Mitteilung. Die Mutter hatte in dieser Zeit wiederholt über Margas wechselndes Befinden an Erich berichtet; vielleicht war es sogar ein gutes Zeichen, daß die Ärzte zu der Reise raten konnten. Aber die Tatsache erregte ihn stark, wühlte noch einmal sein ganzes Inneres auf: es war ihm, als schöbe sich mit der weiten Entfernung jäh eine Welt zwischen Marga und ihn.

Und nun kam Sidi — und mit einem Male, schon ehe er ihr Aug' im Auge gegenüberstand, ehe er ihre Stimme hörte, wußte er: ein lebendiger Mensch läßt sich nimmer aus dem Hauptbuch des Lebens fortstreichen wie eine Ziffer! Kein Wunsch und kein Wille vermag das. Und wenn der eine dem anderen noch so fremd, noch so gleichgültig geworden ist, wenn er ihm eine Null erscheint: wie die Null in der Verbindung mit anderen Zahlen zur wuchtenden Größe wird, so kann auch der innerlich Gleichgültigste in der Enge täglichen Beisammenseins zum lastenden Faktor des Lebens werden.

Es blieben Erich noch einige Stunden

des Alleinseins. Er ging hinaus in den verschneiten Park, wanderte zwischen den geradlinigen Taxushecken auf und ab, wieder und wieder denselben Weg. Er mußte den Wunsch zur Flucht gewaltsam niederringen. Er packte und schüttelte sich, wie man einen Feigling schüttelt. Und als er so weit war, in der Dämmerstunde, zog er sich und seiner Frau die Grenzlinien ihres zukünftigen Lebens —

88 88 88

So konnte er, äußerlich ganz ruhig, Sidi die Hand entgegenstrecken, als der Schlitten vor der Schloßrampe hielt.

Die großen Laternen brannten und leuchteten auf ihr Gesicht. Sie sah ein wenig verdrießlich aus, ein wenig enttäuscht. „Ich dachte, Du würdest mich von der Bahn abholen —“ sagte sie gedehnt. Doch dann sprang sie elastisch aus dem Schlitten und lachte ganz fröhlich: „Na ... es tut nichts, Schatz! Die Hauptsache, daß Du wohl bist. Ja ... da bin ich wieder! Ach, da ist ja auch Mamsell ... Liebe Mamsell, nu' aber mal fix was Warmes, und wenn es tausend Taler kostet ... und wenn's ein Eiergrog ist. Himmel, ist das eine Kälte ...“

Und dann war alles, wie es vor Monaten gewesen. Damals im Frühherbst — und nun im Winter.

Er saß mit seiner Frau im Speisezimmer an der gedeckten Tafel, und sie sprach und sprach — und er hörte nichts als Nichtigkeiten. Da war diese Frau im langsamsten Zuge von Sizilien heraufgereist, hatte in Neapel, in Rom, in Florenz, in München Station gemacht und plauderte davon, daß sie in Neapel ein miserables Hotel gehabt hätte, daß in Rom, im Sala Margherita, gerade die Otero aufgetreten wäre, daß sie in München im Hofbräu gewesen sei, daß eine Gräfin XYZ im Hotel XYZ einen wunderschönen Hut — ‚so groß‘ — getragen hätte, daß die Coupés jetzt überall überheizt seien —

Dazwischen aß und trank sie, lächelte und lachte und streute allerlei kleine Andeutungen ein von persönlichen Erfolgen, von Huldigungen, die ihr dargebracht worden wären, von einem ‚riesig pikanten Italiener‘ in Neapel, der ihr Augen gemacht hätte, ‚so groß‘, von einem langen Engländer, der ihr von Rom nach Florenz nachgereist sein sollte ... „ja, ja, Duchen ... Deine Sidi hat Ankratz.“ Wie ihm schon das Wort weh tat! Wie widerwärtig ihm diese ganze kleine Münze ihrer Eitelkeiten war, dies kaum versteckte Ausspielen gegen seine Gleichgültigkeit! Und dazwischen immer diese halbverschleierten, listigen Blicke, die in seinen Zügen zu suchen, zu forschen schienen!

Nach Marga fragte sie zunächst nicht, und das war das einzige, wofür er ihr fast dankbar war, während er es doch zugleich als Brutalität empfand.

Aber der Abend sollte nicht zu Ende gehen, ohne daß Margas Name zwischen ihnen genannt wurde. Auch das sollte ihm nicht erspart bleiben.

Er hatte sich nach Tisch von seiner Frau verabschiedet, artig, wenn auch sehr formell: „Ich habe noch zu arbeiten, Sidi — und Du wirst gewiß von der Reise ermüdet sein —“ Hatte ihr die Hand geküßt und war in sein Arbeitszimmer gegangen.

Die Lampe auf seinem Schreibtisch, die ihm in der letzten Zeit so freundlich geleuchtet, brannte heute umsonst. Die Abrechnungsbücher, die Beder herübergeschickt hatte, blieben unberührt.

Er wanderte rastlos im Zimmer auf und ab, wohl eine Stunde oder länger, und seine Gedanken gingen mit ihm. Gingen mit ihm, zogen in die Ferne und kehrten immer wieder in die Enge des Daseins, das nun vor ihm lag, zurück. In dies Leben, das kein neues Erleben mehr bringen konnte, sondern nur ein täglich neues Erleiden. Er bäumte sich aber nicht mehr gegen das Schicksal auf, es blinkte ihm ja kein Hoffnungsstern am Horizont. Er war ruhig und gelassen. Und das nur wünschte er sich: daß ihm diese starre Ruhe der Seele nicht gestört würde.

Schließlich stand er am Fenster und sah in die Nacht hinaus, auf den Wirtschaftshof, der im Schnee lag, auf die lange Front der Ställe, auf das kleine Inspektorhaus, in dem noch ein einzelnes Fenster hell war. Da mochte Beder bei seinen Plänen sitzen. Ja, die Arbeit! Das war das einzige, was auch ihm

Digitized by Google

blieb. Und es war doch ein Reichtum. Ein Reichtum in sich, wenn der Arbeit auch die höchste Krone fehlte, das Bewußtsein: ‚Du schaffst für die, die nach Dir kommen werden, für Kinder und Kindeskinder.‘

Es mußte wohl spät geworden sein. Drüben im Inspektorhause erlosch das letzte Licht. Dann kam noch einmal der Knecht, der die Nachtwache hatte, mit seinem kleinen Laternchen langsam den Hof entlang geschritten; das schmale Lichtbündel leuchtete scharf wie ein Keil über den Schnee. Nun verschwand auch er. Es war tiefe Stille. Bisweilen nur drang es von den Ställen her wie ein leises Kettenrasseln.

Plötzlich schrak Kertzin jäh zusammen. Er hörte die Tür hinter sich gehen —

Und in dem Augenblick, in dem er sich umwandte, hing auch schon Sidi an seiner Brust, umklammerte ihn mit beiden Armen, riß seinen Kopf an sich, suchte seine Lippen. Sie war im Nachtkleid. Das Haar hatte sie aufgelöst, es umwallte sie wie ein glänzender, rostbrauner Mantel. Ihre Augen leuchteten ihn an. „Erich — liebes, liebes Duchen —“ raunte sie ihm ins Ohr. Und ihre Stimme bebte, und ihr ganzer Körper bebte an dem seinen.

Er wollte sich sanft lösen. Aber ihre Arme umspannten ihn nur um so fester. Immer wieder küßte sie ihn. Immer wieder flüsterten ihre Lippen: „Ich war so lange allein . . . ich hatte solche Sehnsucht . . . Erich . . . sei gut zu mir . . .“

Es wurde wieder seinen Willen ein Ringen, bis er frei kam. Bis sie dann, schluchzend, im nächsten Lehnstuhl lag, mit zuckenden Gliedern.

Und er stand vor ihr. Er sah, heut flossen ihr echte Tränen. Und in seiner Seele quoll doch das Mitleid mit ihr empor.

Da glaubte er alles erwogen und abgewogen, überdacht und überlegt zu haben, und stand trotz allem hilflos. Vergebens sprach er auf sie ein, ruhig und gütig, und wußte doch, daß sie seine Ruhe nur als gelassenes Verschmähen, seine Güte als verstockte Heuchelei aufnehmen konnte. Daß es ihm nimmer gelingen würde, ihr klar zu machen, was ihn ihr so gänzlich, so trostlos entfremdet hatte, daß jede Gemeinschaft zwischen ihnen in seinem Empfinden zum Sakrileg geworden war.

Sie weinte und schluchzte, und jedes stammelnde Wort, das sich dazwischen von ihren Lippen rang, zeigte ihm nur aufs neue, daß sie ihn nimmer verstehen konnte. „Bin ich denn so häßlich geworden? . . .“ „Andere . . . ja andere finden mich immer nur schön!“ Dann lachte sie einmal gallig bitter: „Das hat man davon, wenn man eine anständige Frau wird —“ und dann schluchzte sie wieder: „Ein bissel lieb haben, Duchen . . . nur ein bissel lieb . . .“

Es war Mitleid in ihm. Aber je länger und je heißer sie bat und barmte, desto mehr flachte dies Mitleid ab. Über das eine Empfinden wuchs das andere hinaus: das Gefühl ihrer würdelosen Art. Würdelos auch jetzt. Denn sie klagte nicht über die entschwundene Liebe ihres Mannes, sie klagte über den verlorenen Liebhaber.

Plötzlich versiegten ihre Tränen. Sie starrte ihn einen Moment mit blitzenden Augen an, und dann sprang sie auf, ihr Gesicht verzerrte sich, sie hob die Fäuste und schleuderte ihm das Wort entgegen, für das es kein Vergessen und Verzeihen gab: „Wie ich sie hasse . . . Deine blasse Heilige, diese süße Marga . . . dies falsche Weib, das mir Deine Liebe genommen hat!“

Es war wie ein Schlag, aber der Schlag ging fehl. Vor Wochen noch hätte er ihn ins Herz getroffen, jetzt glitt er von ihm ab. Und auch das dankte er Marga in dieser Sekunde, daß er Sidi ruhig ins Auge schauen, daß er ihr ruhig, aber mit schneidender Schärfe erwidern konnte: „Du irrst! Meine Liebe hast Du Dir selber genommen. Aber ich verbiete Dir — hörst Du: ich verbiete Dir, den Namen Margas je wieder in meiner Gegenwart zu nennen!“

⁂ ⁂ ⁂

Und die Tage gingen.

Sidi trotzte eine Woche. Nicht wie ein tiefbeleidigtes Weib, sondern wie ein gescholtenes Kind. Es war nicht anders: sie konnte den Riß, konnte die tiefe Kluft,

Digitized by Google

die sich zwischen ihr und ihrem Manne aufgetan hatte, nicht erfassen. Auch wie Kinder denken, dachte sie: ‚Er wird schon wieder gut werden — mein wunderlicher Heiliger! Er muß wieder gut werden — ich hab' ihm ja doch nichts getan!'

Sie war trotz allem eigentlich weniger in Sorge, als damals auf der Reise nach Sizilien. Da war der Erich maßlos erregt gewesen, jetzt war er ruhig, war sogar artig und zuvorkommend gegen sie.

‚Es wird schon wieder werden,' dachte sie von Tag zu Tag.

Und als der Trotz und das Schmollen nichts fruchteten, begann sie ihr altes kleines Spiel, das noch nie versagt hatte. Sie begann mit ihrem Mann zu kokettieren, entfaltete ihren immer siegreichen Charme, wurde heiter, plauderte, als sei nichts geschehen, schmückte sich für ihn, wollte ihn neu erobern, wie man einen Liebhaber sich zurückerobert. ‚Lieber Himmel, er ist eben ein bissel auf Abwege geraten und nimmt's nach seiner Art tragisch. Er leidet an Hirngespinsten. Das wird schon vergehen. Ein Mann kann doch nicht neben einer hübschen, liebenswürdigen Frau hinleben, ohne Sehnsucht nach ihren Liebkosungen. Nur hübsch muß ich sein, und liebenswürdig muß ich sein — und ein bissel Geduld muß ich haben.'

‚Es wird schon werden,' dachte sich von Tag zu Tag . . .

. . . und spielte Komödie. Brachte sich hübsch heraus, wie sich einst Sidi Tenners herausgebracht hatte, wenn sie recht gefallen wollte. War so scharmant, wie nur je Sidi Tenners gewesen war, wenn sie bezaubern wollte. Und mußte sehen, daß alle ihre Künste versagten.

Es war zum Weinen. Es war zum Lachen. Jedenfalls war's zum Todärgern und wurde langweiliger von Tag zu Tag. Überhaupt diese Öde, diese Langeweile — diese elende, trostlose Wintereinsamkeit!

Einmal kam Graf Prach. Auf einen Stipps, wie er vor Erich sagte. Weil ihn die Sehnsucht nach einem Paar lachender Augen trieb, wie er ihr zuflüsterte, als Erich sie auf ein paar Augenblicke allein gelassen hatte. Der arme Prach — der hatte jetzt seine Mazibille wieder auf dem Halse. Man konnte ihm schon ein Paar lachende Augen gönnen. Und man freute sich doch auch, daß man einem anderen noch gefiel. Wenn nur nicht der Erich mit seinem ernsten Gesicht immer daneben gesessen hätte. Daß man dies langweilige Gesicht einmal hübsch gefunden hatte?! Daß man, sozusagen, geradezu verliebt in diesen Erich Kertzin gewesen war!

Es war zum Weinen. Es war zum Lachen. Jedenfalls aber konnte es so nicht weitergehen — — —

⁂ ⁂ ⁂

Eines Tages trat Sidi zu ihrem Manne in sein Arbeitszimmer und sagte rund und klar: „Ich will fort von Dir —"

Kertzin war darauf gefaßt gewesen, daß diese Aussprache einmal kommen mußte. Er hatte sich gegen sie gewappnet. Trotzdem gab es ihm einen Stich ins Herz. Es war kein Schmerz, es war aber ein unsäglich wehmütiges Gefühl: da steht die Frau vor Dir, die Du so leidenschaftlich geliebt hast — steht vor Dir und sagt ruhig: „Ich will fort von Dir!"

Er fand nicht sofort die Worte, die er ihr sagen wußte, und sie wartete auch seine Antwort nicht ab. „Gestern, als Du in Glogau warst, bin ich nach Gehrau gefahren und habe mich mit dem Rechtsanwalt Rudinger in Verbindung gesetzt. Er hat mir gesagt, was ich ohnehin schon wußte, daß ich durchaus im Rechte bin. Ich hoffe also, daß wir im Frieden voneinander scheiden — und daß Du mich in jeder Beziehung sicher stellen wirst. In jeder Beziehung —"

Ganz kühl und geschäftsmäßig sagte sie das, und in seinem Herzen zuckte wieder das leise Weh: Die Frau, die Du so leidenschaftlich geliebt hast, will aus dem Zusammenbruch unserer Ehe herausschlagen, was möglich ist. Die Abfindung des Liebhabers . . . mehr kann ich ihr im letzten Grunde nie gewesen sein.

Es war ja die natürliche Lösung. Unvermeidlich war sie wohl, das hatten ihn die letzten Wochen gelehrt. Und wenn er alle seine Bürden hätte weiter tragen wollen — diese Frau dort mußte

ihrer innersten Natur nach herausstreben aus dem Leben, das sie führten. Es war ihr nicht einmal ein Vorwurf daraus zu machen.

Aber in ihm lebten alle Bedenken auf, die er stets gegen eine Trennung gehegt hatte. Und wenn er sie niederzukämpfen suchte, so blieb das eine: die Sorge um Sidis Zukunft. Darüber kam er nicht hinweg. So zögerte er noch immer mit der Antwort.

Bis sie sagte: „Ich warte —" Und da sah er in ihren Augen wieder ein flackerndes, listiges Aufleuchten, das in ihm entschied.

Es wurde ihm unsagbar schwer, aber er sprach ganz ruhig: „Jawohl, Sidi — Du bist im Recht. Ich kann und darf Dich nicht halten. Ich will auch nicht davon reden, wie traurig das alles ist — wir müssen beide zu überwinden suchen. Daß ich Deinen Wünschen entgegenkomme, soweit es irgend in meinen Kräften steht, ist selbstverständlich. Ich denke, es wird am besten sein, wenn Dein Anwalt mir Vorschläge macht. Nur die eine Frage mußt Du mir erlauben: wie denkst Du Dir Deine Zukunft zu gestalten?"

Sie reckte sich: „Frei will ich sein! Leben will ich! Was fragst Du übrigens? Meine Zukunft geht nur mich an."

„Doch wohl nicht so allein", sagte er traurig. „Ich wenigstens . . . meine Gedanken werden Dich stets verfolgen, und ich könnte es nicht ertragen, wenn . . ."

„Ich lasse mich nicht binden. Ich will keine neuen Fesseln!" rief sie erregt.

Er sann nach. Vielleicht blieb auch das am besten den Verhandlungen der beiderseitigen Anwälte überlassen. Sie konnten objektiv urteilen, das Persönliche ausschalten. Vielleicht konnten sie einen Weg finden, der auch seinen Wünschen gerecht wurde. „So sei es denn, Sidi —" sagte er gepreßt. „Ich erhoffe für Dich innigst ein besseres Glück, als ich Dir zu bieten vermochte."

Sie hatte sich gleich zu Anfang einen Stuhl herangezogen. Zu beiden Seiten des Schreibtisches saßen sie sich gegenüber, und sie sah ihn an und nagte an der Unterlippe.

„Hast Du noch irgendeinen besonderen Wunsch, Sidi?"

Über ihr Gesicht wallte eine helle Röte. Sie empfand es doch schmerzlich, daß er so ohne Weiterungen einwilligte. Es war eine Enttäuschung für sie; ihre Eitelkeit war verletzt. Im Grunde hatte sie erwartet, gehofft, daß er einlenken würde. Ein wenig Komödie war auch diesmal bei ihrem Entschluß gewesen; ein wenig Komödie war's auch gewesen, wenn sie ihm ins Gesicht gesagt hatte: ‚Frei will ich sein — keine neuen Fesseln tragen!' Sie blickte in Wahrheit gar nicht so sicher in die Zukunft. Die materielle Sicherstellung allein tat es in ihren Augen doch nicht. ‚Man spricht das so hin' — dachte sie — ‚und ein vornehmes Kerlchen, wie der Erich ist, wird's natürlich an nichts fehlen lassen. Aber man gibt doch auch vielerlei auf. Die gesellschaftliche Position verschiebt sich mit einem Male wieder, und in den Augen der Welt wird die geschiedene Frau von Kertzin wieder Sidi Tenners sein . . . nur daß an ihre Jugend niemand mehr recht glaubt . . .'

Und bei all dem war auch ein Rest von Zuneigung. Ein kümmerliches Restchen wohl nur, wie es gerade jetzt die Erinnerung vergangener Tage heraufbeschwor. Aber vorhanden war es doch.

Mit einem Male fragte sie ihn, und ihre Stimme klang ganz anders wie vorhin, klang ein wenig schelmisch und klang sehr einschmeichelnd: „Duchen — also wirklich? Du läßt mich gehen, so mir nichts, Dir nichts? Ich kann's mir noch gar nicht recht vorstellen. Aber weh tut's, das schwöre ich Dir. Und . . . und wenn Du willst, liebes Duchen . . . es liegt nur an Dir . . ."

Hätte sie ernst gesprochen! Hätte sie diese schwerwiegende Erklärung nicht im leichtesten Plauderton vorgebracht, mit einem kleinen Lächeln — hätte sie nicht auch jetzt wieder Komödie mit ihm gespielt, so deutlich, daß er's erkennen mußte: Er würde die Hand nicht zurückgewiesen haben, die sie ihm über den Tisch hinüberstreckte. Aber ihr Ton weckte in ihm das Bild ihrer ganzen Persönlichkeit; er rief ihm all die Wesensunterschiede, die ihn ewig von ihr

trennen mußten, in die Seele zurück. Trotzdem war ein Schwanken in ihm.

„Sidi, ich kann Dir keine Liebe mehr bieten", sagte er ernst. „Es wäre Lüge, und es wäre Heuchelei. Willst Du trotzdem bei mir bleiben, willst Du einer fernen Stunde vertrauen — ich wäre der Letzte, der Dich gehen hieße. Ich bitte Dich sogar: bleibe. Wer kann denn in die Zukunft schauen? Nur das Unmögliche darfst Du nicht von mir verlangen."

Sie senkte die Augen und schwieg.

Dann schüttelte sie den Kopf: „Nein, Erich — dies Leben neben Dir halte ich nicht aus. Es ist besser, wir trennen uns."

„So sei es, wie Du es wünschst. Ich habe nur die eine Bitte: überstürze nichts. Bleibe ruhig in Waldow, solange Du willst. Ich werde ehrlich versuchen, Dir diese letzte Zeit so erträglich wie möglich zu gestalten."

Ein paar Augenblicke sann sie nach. „Ich will das von meiner weiteren Rücksprache mit dem Rechtsanwalt abhängig machen", sagte sie schließlich. „Vielleicht gehe ich dann, wenn es Dir recht ist, auf Reisen, bis alles entschieden ist."

Sie hatte wieder ruhig gesprochen, aber plötzlich schluchzte sie auf. Ein einziges Mal und streckte ihm aufs neue die Rechte über den Schreibtisch hin: „Gib mir die Hand, Erich —"

Da nahm er sie und hielt sie eine Minute in der seinen.

Sie nickte ein paar Male mit dem Kopf. „Ja . . . ja . . . so geht's im Leben . . ." Und dann zog sie ihre Hand schnell zurück und ging, ohne sich umzuwenden, aus dem Zimmer.

Das war etwa zwei Wochen vor Weihnachten gewesen.

Seitdem ging das Leben auf Waldow seinen Gang, als ob die Unterredung zwischen Kertzin und seiner Frau gar nicht stattgefunden hätte. Sidi kam mit keinem Wort auf ihren Entschluß zurück, es blieb auch jede Zuschrift ihres Anwaltes aus. Es konnte gar nicht anders sein: sie war anderen Sinnes geworden. Also mußte jener Entschluß doch wieder nur einer Laune entsprungen sein.

Aber Sidi, fand ihr Mann, war auch sonst verändert. Vielleicht nur, weil nun manche Reibungsflächen zwischen ihnen ausgeschaltet waren. Vielleicht hatte sie auch neue Hoffnung gefaßt, sich das Leben mit ihm doch noch erträglich zu formen. Sie gab sich für die seltsamen Verhältnisse, unter denen sie lebten, merkwürdig ungezwungen, war oft überraschend heiter, war natürlicher, als in der ganzen letzten Zeit. Höchstens konnte Erich auffallen, daß sie nie mehr einen ihrer Kosenamen für ihn hatte.

Sogar der Festabend, vor dem ihn gegraut hatte, war ohne jede Erregung vorübergegangen. Er hatte einige Geschenke für sie kommen lassen, und sie hatte ihm mit besonderer Herzlichkeit gedankt: „Du bist wirklich sehr gut zu mir, Erich . . . und ich bin recht beschämt . . . so gar nichts hab' ich undankbare Kreatur für Dich."

Nach der Bescherung waren altem Brauch nach die Beamten zu Tisch; auch am ersten Feiertag. Beide Male hatte sie sich tadellos benommen, freundlich ohne Herablassung. Selbst für den alten Beder fand sie einige artige Worte, die der Brummbär nur mit einem merkwürdigen Auf- und Zuklappen seiner ungeheuren Kiefer beantwortete. Mit dem Volontär Funk hatte sie nach Tisch gescherzt und ein wenig gedalbert; aber auch das war durchaus in den Grenzen der Schicklichkeit geblieben. Daß der junge Geck dabei verliebte Augen machte, war nicht ihre Schuld. Und seine Stunde hatte ja auch bald geschlagen. Als Kertzin ihn fragte: „Wohin gehen Sie, wenn Sie uns verlassen, Herr Funk?" gab er ziemlich großartig zurück: „Papa will, daß ich eine Reise um die Welt mache, und dann kauft er mir eine Herrschaft im Posenschen." Beder, der daneben stand, lachte: „Na, Fünklein, Ihr Vater hat's ja dazu. Aber Gott gnade jeglicher Kreatur und jedem Ackerstück." Worauf Funk die Achseln zuckte und sich wieder an die Hausfrau wandte.

Zwei Tage vor Neujahr traf plötzlich Lisa ein, die frühere Zofe Sidis. Es berührte Kertzin ganz eigen, denn sie war auf seinen Wunsch entlassen worden. Er sagte kein Wort, aber Sidi fühlte wohl,

daß sie ihm etwas wie eine Erklärung schuldig wäre. „Ich mußte meine Jungfer sowieso entlassen, sie war zu ungeschickt. Und Lisa hatte gerade an mich geschrieben, daß sie frei wäre. Du hast doch nichts dagegen?“ Er schüttelte nur den Kopf.

Am Morgen darauf war Kertzin mit Beder im Schlitten nach dem Vorwerk Alt-Dobern herausgefahren, auf dem ein kleines Schadenfeuer im Leutehause gewesen war. Die Besichtigung war schon vorüber, und sie wollten gerade wieder in den Schlitten steigen, da klingelte das Telephon in der Wohnung des Vogts. Der Mann lief hinein und kam gleich zurück: Franz sei am Apparat und wollte den gnädigen Herrn selber sprechen.

Kertzin ging an das Telephon — es war plötzlich eine seltsame Beunruhigung in seinem Herzen. „Eine dringende Depesche für den Herrn Baron.“

„Öffne und sag' mir den Inhalt — aber deutlich.“

„Zu Befehl, Herr Baron . . .“

Es vergingen ein paar qualvolle Sekunden. Dann klang wieder die Stimme des Dieners. „Aus San Remo, Herr Baron . . .“

Ihm war's, als setzte der Herzschlag aus —

„Plötzliche Verschlimmerung. Ärzte befürchten Ende. Komme sofort. Mutter.“

Ein paar Atemzüge lang stand Erich wie gelähmt. Das Hörrohr in der Linken, die Rechte gegen die Wand gestemmt, wie um dort Halt zu suchen. Es rauschte in seinen Ohren. Vor seinen Augen rollten farbige Räder.

Dann weckte ihn wieder die Stimme von Franz: „Haben der Herr Baron noch Befehle?“

„Den Koffer packen. Ich reise mit dem nächsten Zuge. Benachrichtigen Sie die gnädige Frau.“

Beder war neben ihn getreten. Er mußte wohl den ungeheuren Schmerz in dem Gesicht seines Herrn lesen. Mit dem Hut in der Hand stand er.

Es vergingen wieder einige Sekunden. Kertzin hatte das Hörrohr sinken lassen, aber er lehnte wie fassungslos gegen die Wand. Bis er sich gewaltsam zusammenraffte und sich zu Beder wandte: „Meine Schwägerin liegt im Sterben.“

Kein Wort erwiderte der Alte. Er nahm den Arm Erichs und führte ihn hinaus zum Schlitten, fast wie man einen Kranken führt. Er hob ihn hinein, schlug ihm die Pelzdecke über die Knie, setzte sich neben ihn und schrie dem Kutscher zu: „Fahr zu, und wenn die elenden Kracken zum Deubel gehen!“

Auf den Weg rechneten sie sonst in Waldow zwanzig Minuten. Diesmal wurde er in zehn zurückgelegt. Aber Erich Kertzin erschienen sie wie eine Ewigkeit.

Auf der Rampe stand der Diener. „Der Koffer ist fertig, Herr Baron, und Langheinrich spannt schon an. Der Herr Baron müssen eilen, wenn Sie noch den Schnellzug erreichen wollen.“

Während der Fahrt vom Vorwerk hatte sich Erich einigermaßen gefaßt, die Anschlüsse erwogen. Er konnte gegen acht Uhr in Berlin sein und am nächsten Abend spät in San Remo. Mein Gott, wie weit die Entfernung war!

„Wo ist die gnädige Frau? Sie sollten gnädige Frau doch benachrichtigen, Franz.“ Wenigstens einige Worte mußte er Sidi sagen —

Erst jetzt bemerkte er, daß der Diener ein etwas verlegenes Gesicht zeigte. „Nun, Franz?“

„Ich habe die Frau Baronin nicht finden können . . .“

„Aber das ist ja Unsinn —“

Sie waren während des kurzen Wortwechsels in die große Halle getreten. Der Koffer stand hier schon bereit, der Reisepelz lag darüber.

„Ich habe überall gesucht, Herr Baron —“

Auf einen Moment schoß Kertzin durch den Sinn: Sidi ist fort. Heimlich fort. Aber der Gedanke kam und ging. Eine solche Flucht mochte er ihr nicht zumuten. Sie lag auch nicht in ihrer Art.

Da tat Beder zum ersten Male den Mund auf: „Ich kann der gnädigen Frau ja alles bestellen . . . es ist wirklich höchste Zeit . . . und eben fährt Langheinrich vor . . .“

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich. Trotz seiner Erregung fiel

Kertzin auf, daß der Alte anders gesprochen hatte als sonst, hastiger, mit einer gewissen drängenden Ängstlichkeit. Als ob er etwas ahne, etwas zu verschleiern hätte. Ein Meister der Verstellungskunst war Beder nicht.

„Nein — ich muß meine Frau selber sprechen —"

Gerade in diesem Augenblick sah Kertzin auf der Galerie des ersten Stockwerks die hagere Gestalt Lisas und ihr blasses Gesicht. Sie beugte sich wie spähend über die Balustrade.

Es konnte ja ein Zufall sein. Aber was hatte die Zofe dort oben zu schaffen, wo die gar nicht benutzten größeren Gesellschaftsräume und eine Anzahl Fremdenzimmer lagen? Und warum huschte sie nun so plötzlich davon?

Mit ein paar Sprüngen war er die Freitreppe hinan und oben, hinter Lisa her, die den Korridor entlang jagte; war hart neben ihr, als sie vor der Tür des Jagdzimmers die Hand hob, um anzupochen —

Er stieß sie zur Seite, riß die Tür auf.

Ein Aufschrei klang ihm entgegen. Er sah gerade noch, wie Sidi aus dem großen Lehnstuhl am Ofen aufsprang und zur nächsten Tür lief — wie Funk ihn mit rotem erschrockenen Gesicht anstarrte — er sah und hörte noch, wie der junge Mensch eine große Geste zu machen versuchte: „Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr von Kertzin."

Dann war da plötzlich der alte Beder, schob sich vor — „Du verfluchtigter Windhund" — packte den Volontär am Hals und schlug ihm mit seinen Riesenfäusten rechts und links ins Gesicht, und trat zu Kertzin zurück, als sei gar nichts Besonderes geschehen: „Kommen Sie, Herr Baron ... der Langheinrich wartet ..."

Und Erich ging.

Es war wie ein Traumbild gewesen, ein unsagbar häßliches Traumbild. Auf eines Atemzugs Länge hatte er an eine Abrechnung mit dem albernen jungen Burschen gedacht, an eine Abrechnung auch mit Sidi. Er hatte aufgestöhnt, voll Wut und Scham. Aber dann kam ein unwiderstehlicher Lachreiz über ihn; kein befreiendes, kein erlösendes Lachen war's — es klang gallebitter.

„Ruhig, Herr Baron — ruhig!" hörte er Beders Stimme neben sich. „Das lassen Sie nun man meine Sorge sein —"

Er sah den Alten in die großen blauen Augen, und er nickte. Es war ihm ja selber wie ein Rätsel: aber ihn dünkte, daß seine Ehre in den Händen dieses Mannes gut aufgehoben wäre. Seine Ehre ... ja war denn seine Ehre überhaupt verletzt? Nach allem, was hinter ihm und Sidi lag? Ließen sich die landläufigen Begriffe von Ehre hier noch verwenden? Ein Kugelwechsel mit diesem Fant?

Wieder mußte er auflachen. Und wieder hörte er Beders knarrende Stimme: „Ruhig Herr Baron ... und nu ein bissel dalli. Franz, gib mal den Pelz her. So, Herr Baron. Ruhig ... es kommt schon noch allens in seine Reihe. Langheinrich, Du fährst über Corritten, da ist die Bahn besser ... Franz, haben Sie Geld bei sich? Warten Sie mal, hier ... sorgen Sie gut für den gnädigen Herrn ... ich wünsche das beste für die liebe Frau Marga ... ja ... wenn es Gott nicht anders will, einen sanften Tod ..." Das letzte verklang schon im Abfahren. Tief zurückgelehnt saß Erich Kertzin im Schlitten. Mit geschlossenen Augen, als blendete der Schnee ihn. Die Hände an den brennenden Schläfen — — — — — —

* * *

Gerade zur rechten Zeit noch kam Erich in San Remo an. Das Herz tat ihm weh, als er's sich selber sagte: zur rechten Zeit.

Er traf Marga noch lebend, noch bei vollem Bewußtsein. Ihre Augen sahen und erkannten ihn. Das Leuchten in ihnen war gebrochen, aber ein sanfter, wie überirdischer Schimmer sprach aus ihnen den letzten Gruß zu ihm. Ihre Lippen stammelten einige Laute, leise, ganz leise Laute, unverständlich allen anderen. Er verstand sie: „Ich habe Dich sehr lieb ..." Ihre Hand ruhte in den seinen, als die letzte Stunde kam —

Und Gott gab ihr das beste, wie es der alte treue Beder gewünscht, gab ihr einen sanften Tod.

Erich schloß ihr die Augen. Er faltete ihre weißen Hände ineinander und schob einen kleinen Strauß dunkler Rivieraveilchen zwischen sie. — — — —

Digitized by Google

Lange saß er dann mit der tiefgebeugten Mutter zusammen. Alles hatte die Greisin aufrechten Hauptes, aufrechten Sinnes getragen, Margas Scheiden ließ sie zusammenbrechen. Erich verstand, was Mutter sagte mit ihrer schmerzumflorten Stimme, er verstand es und es tat ihm wohl: „Sie war nicht mein Kind, aber ich habe sie doch von Euch allen am meisten geliebt."

Und nach einer langen Weile: „Mein Bub' — mein armer Bub' —"

⁂ ⁂ ⁂

Das unerbittliche Leben forderte sein Recht auch von der Toten. Marga sollte in der Heimat die letzte Heimstätte finden, so hatte sie es selber gewünscht. Im Erbbegräbnis zu Waldow sollte sie ruhen.

Es gab einer Reihe trauriger Pflichten, die die Stunden füllten. Traurige Pflichten, die dennoch ihre Barmherzigkeit haben, denn sie zwingen die Überlebenden zum Erwachen aus dem einen großen Schmerz.

Als der Tag sich neigte, kam Erich Kertzin von der nahen Bahnstation nach dem Hotel zurück. Er fand einen Brief vor mit dem Poststempel Berlin und Sidis Handschrift.

In der großen Hotelhalle brauste das Leben um ihn her. Vor der Einsamkeit seines Zimmers graute ihm.

So schob er den Brief in die Tasche und ging hinaus in die Berge, über die Piazza Bernardo, am tiefeingeschnittenen San Romolotal entlang. Bis er ein stilles Plätzchen unter einem uralten Olivenbaum fand, abseits von der Heerstraße.

Hier las er Sidis Brief.

Lieber alter Erich! Ganz gewiß bist Du mir sehr, sehr böse, und Du hast ja auch recht, und mir tut es sehr leid, daß ich Dir noch zu guter Letzt solchen Schmerz zugefügt habe. Es war wirklich eine rechte Dummheit. Aber sieh mal, Funk ist nun mal so furchtbar verliebt in mich, ich wußte es ja schon seit ein paar Wochen, und zwischen Dir und mir war es ja doch aus. Du mußt aber nicht etwa denken, daß ich Deinem Namen Unehre gemacht habe. Ich habe mir nichts vergeben und ich habe gehalten, was ich Dir versprochen habe: ich bin Dir immer eine treue Frau gewesen.

Lieber alter Erich, wir wollen uns gegenseitig keine Vorwürfe machen, bitte, bitte. Wir paßten eben so gar nicht zusammen. Aber lieb hab' ich Dich gehabt, wirklich sehr lieb, das kannst Du mir schon glauben. Manchmal, nein, viele viele Male hast Du mir auch sehr leid getan, denn blind bin ich ja nicht. Dann kamst Du mir immer vor, wie der arme heilige Sebastian, der aus hundert Wunden blutet. Ja, mein liebes Duchen, und ich hab' auch gewußt, daß ich daran schuld bin. Aber wer kann denn aus seiner Haut heraus? Und Hand aufs Herz, lieber Erich, ganz ohne Schuld bist Du auch nicht gewesen. Es war eben eine traurige Geschichte.

Du hast Dich immer um meine Zukunft gesorgt, das hast Du jetzt auch nicht nötig. Funk und ich heiraten uns, sobald die Scheidung heraus ist. Sorge Du nur, daß das recht schnell in Gang kommt, ich hatte in den letzten Wochen gar keinen Sinn dafür. Nach unserer Hochzeit machen wir eine Reise um die Welt.

Mein liebes Duchen, vielleicht denkst Du auch wie ich: es waren doch auch schöne Stunden dabei. Das werde ich nicht vergessen, und undankbar war ich nie. Du aber sollst Dich nicht grämen und nicht alles so furchtbar tragisch nehmen, denn dabei kommt wirklich nichts heraus. Du bist noch so jung — ach jünger als ich — und das Leben liegt vor Dir. Ich war Dir doch so etwas wie ein Stück Ballast, und nun bist Du ein freier Mann! Es ist ganz gut so, wie alles gekommen.

Ich sage Dir vielmals Lebewohl, lieber Erich. Ich wünsche Dir viel, viel Glück für alle Zukunft. Denke nicht gar zu böse von Deiner Sidi.

⁂ ⁂ ⁂

Er ließ den Bogen sinken.

Der Brief war nicht ganz leicht zu lesen gewesen. Sidi hatte nach ihrer Gewohnheit über alle vier Seiten kreuz und quer geschrieben. Oder hatte es einen anderen Grund, daß Kertzin die Augen schmerzten?

Das also war das Ende —

Noch einmal zog das letzte Jahr an seiner Seele vorüber. Noch einmal trat

Sidis Bild vor seine Augen. Noch einmal fühlte er das ganze Leid dieser unseligen Ehe. Aber es war kein Zorn gegen die Frau in seinem Herzen, die ihm dies Leid gebracht hatte. Die größere Schuld war sein. Wer eine Sidi Tenners heiratet, darf sich nicht beklagen, wenn sie Sidi Tenners bleibt. Das alte Sprichwort glitt ihm durch den Sinn: Das Kind bleibt, wie man es in die Wiege gelegt hat.

Er zürnte ihr nicht —

Was hatte sie doch geschrieben? ... ‚und nun bist Du frei!'

Nein, Sidi! Die äußere Befreiung, die tut es nicht. Die innere Befreiung aber hat mir eine andere gegeben. Und dafür werd' ich Dir, Marga, danken bis zum letzten Atemzuge!

Im Elternhause hängt, in den äußersten Korridor verbannt, ein Bild. Sankt Sebastian stellt es dar, wie er, von seinen Banden gelöst, unter dem Marterpfahl liegt. Über seinem Haupt aber schwebt eine weiße Taube zum Himmel empor —

Das schlichte, schlechte Bild, das Onkel Richard bei irgendeinem Trödler für ein paar Silberlinge erstand, das soll den Platz über meinem Arbeitstisch erhalten.

Dir zum Gedächtnis, Marga!

* * *

Erich Kertzin stand auf von dem Felsblock unter dem alten Olivenbaum, dessen knorrigen Äste wohl seit hundert Jahren, immer aufs neue, Blatt und Frucht trugen. Über das braunrote Gemäuer des hochgetürmten Städtchens sah Erich hinaus auf das grenzenlose blaue Meer. Jenseits Lazzareto sank die Sonne in die Flut. Aber ihre letzten Strahlen leuchteten weithin auf den schimmernden Wogen gleich einem unermeßlichen Silberband. Licht und wundersam klar wölbte sich der Himmelsdom.

Der würzige Hauch der See drang bis zwischen die starren grauen Felswände des engen Tals wie ein Gruß immer neuen Lebens. Tief schöpfte Erich Atem, wieder und wieder. Seine Brust weitete sich wie von langem Druck befreit.

So schritt er den steilen Hang hinunter, um mit der Mutter noch einmal am Lager der geliebten Toten die Hände zu falten.

Die Waldquelle.

Von

Maurice von Stern.

In Schattengold und blauem Duft
Tief, tief im Waldesgrunde,
— Rotfingerhut umblüht die Kluft —
Da quillt ein Quell, so klar wie Luft
Und still wie eine Wunde.

Das sickert hin von Stein zu Stein
Und rieselt ohne Ende.
Am Quellrand sitzt im Abendschein
Ein schlohweiß nacktes Mägdelein
Und preßt ans Herz die Hände.

Daß ihr das Herz fast brechen will,
So sehnt sie sich und trauert.
Die Quelle rieselt sterbensstill.
Ein Häher schreit erschrocken-schrill
Und jedes Blatt erschauert!

Der Jäger mit verhextem Lot
Hat sie ins Herz getroffen ...
Wie blüht der Fingerhut so rot!
Die Lieb' ist stärker als der Tod —
Die Wund' bleibt ewig offen.

Die Quelle raunt, das Nixlein sinnt,
In Sehnsucht tief versunken.
Dann kommt der leise Abendwind.
Der Wald errauscht, die Quelle rinnt,
Von Traum und Trauer trunken.

Das Problem der weiblichen Bildung in der Gegenwart.

Von Prof. Dr. Rudolf Eucken-Jena.

Die nachfolgenden Betrachtungen möchten nicht ihren Gegenstand ins Technische verfolgen und eigentümliche Vorschläge wagen, sie wollen lediglich die allgemeineren Fragen erörtern, mit denen das Problem der weiblichen Bildung zusammenhängt, und die gegenwärtig sein müssen, wenn seine Behandlung den rechten Weg finden soll. Es wird sich zeigen, daß die beim ersten Anblick scheinbar einfache Sache arge Verwicklungen aufweist, sobald wir sie als ein Stück einer durchgehenden Kulturbewegung verstehen; wir werden sehen, wie hier große Gegensätze des gegenwärtigen Lebens zusammenstoßen, wie Praktisches und Prinzipielles sich miteinander verflicht, wie Notwendigkeiten der Sache und menschliche Irrungen einander durchkreuzen und verwirren. Das alles macht die Sache schwer, aber es gibt ihr auch einen eigentümlichen Reiz. Das um so mehr, als es sich hier nicht um eine Frage handelt, die sich ruhig weiter aufschieben läßt, sondern die mit immer zwingenderer Gewalt zu rascher Entscheidung drängt.

⁂ ⁂ ⁂

Die Forderung einer Hebung der weiblichen Bildung hängt so eng mit der eigentümlichen Art der Neuzeit zusammen, und sie erhält von verschiedenen Seiten eine so wirksame Unterstützung, daß ihr widerstehen sich dem Strom der Zeit entgegenwerfen heißt. Am greifbarsten sind die Wandlungen äußerer Art. Die wirtschaftliche Entwicklung hat die Leistung des Hauses sehr verringert, der Großbetrieb der Produktion gibt der Erwerbstätigkeit der Frau auf diesem Gebiete weit weniger zu tun als vordem. Zugleich hat sich auch für sie die Notwendigkeit einer Lebenserhaltung aus eigener Kraft beträchtlich gesteigert. Das moderne Leben mit seiner freieren Bewegung und raschen Verschiebung hat die alte Art des Familienzusammenhanges stark gelockert und eine gegenseitige Fürsorge minder selbstverständlich gemacht; mehr und mehr wird auch die Frau auf sich selbst und die eigene Arbeit angewiesen. Mit der äußeren Wandlung geht dabei eine innere Hand in Hand, abhängige und dürftige Existenzformen, die früher unbedenklich, ja dankbar hingenommen wurden, erscheinen dem zu größerem Selbstgefühl geweckten modernen Menschen als drückend und unwürdig; auch der modernen Frau ist es nicht zu verdenken, wenn sie der Gefahr eines bloßen Gnadenbrotes enthoben sein möchte. Solche Wandlungen drängen nach neuen Berufen und damit auch nach einer neuen Bildung. Was aber an derartigen Forderungen entsteht, das erhält seine Kraft und seinen Nachdruck vornehmlich aus einer allgemeineren Bewegung, welche durch die ganze Neuzeit geht, ja ihr ihren eigentümlichen Charakter verleiht. Das leitende Lebensideal der Neuzeit ist das der Umsetzung des ganzen Daseins in eigene Tätigkeit des Menschen; was immer im Menschen an Anlagen steckt, an Kräften schlummert, das soll geweckt und zu möglichster Höhe gesteigert werden. Diese Bewegung mit ihrer Erhöhung der intellektuellen Tätigkeit beschränkt sich nicht auf besondere Stände und Kreise, sie ergreift und bewegt alles, was nach Fichtes Ausdruck „Menschengesicht trägt“. Denn was zu jener Bewegung trieb, das war die Überzeugung, daß allen Menschen eine wesentlich gleiche Vernunft innewohne, und daß der Charakter dieser Vernunft vornehmlich in dem Vermögen eigener Entscheidung und selbsttätiger Gestaltung des Lebens bestehe. Daraus schöpften das Denken wie das Handeln den Antrieb, was immer an Kraft sich fand, in volle Bewegung zu setzen und auf einem Mündigwerden jeder Persönlichkeit zu bestehen; wenn nun die Frau unzweifelhaft an jener gemeinsamen Vernunft der Menschheit teilnimmt, so darf auch sie von jener Befreiung und Bewegung nicht ausgeschlossen werden. Sie fühlt sich aber, wenn auch nicht völlig ausgeschlossen, so doch stark gehemmt, wenn sie auf das bisherige Lebensideal festgelegt wird und mit ihrer Bildung daran gebunden bleibt. Der älteren Art erschien die Frau vorwiegend als eine bloße Begleiterin des Mannes, als zur Freude und zum Schmuck seines Lebens berufen; die Natur schien ihr ein williges Sichanschmiegen und ein freudiges Sichunterordnen zur Aufgabe zu machen; aller Inhalt des Lebens kam ihr aus dem Verhältnis zum Manne; je weniger Selbständigkeit sie entwickelte, je mehr sie ein unbeschriebenes Blatt war, desto mehr schien sie dem Ideal der Weiblichkeit zu entsprechen. Von hier aus konnten an ihre Bildung nur recht bescheidene Ansprüche gestellt werden, über eine flüchtige Orientierung kam sie meistens nicht hinaus. Die Kunst hat ein solches schmiegsames Leben oft in anmutigster Weise dargestellt und es in ein verklärendes Licht gehoben, in Wahrheit folgte dabei oft einer kurzen Blütezeit ein inhaltleeres, prosaisches, in kleinliche Dinge aufgehendes Leben; auch war die Voraussetzung hier, daß jede Frau zur Ehe gelangte, was unsicher war und immer unsicherer geworden ist. Erwacht nun aber ein Verlangen nach größerer Selbständigkeit, so kann die frühere Art der Bildung leicht als viel zu flach und spielend erscheinen, als ein flüchtiges Nippen an allen möglichen Dingen ohne irgendwelches Durchdringen zum Kern der Sache. Ihr fehlten der schwere Ernst und zugleich die bildende Kraft der Arbeit, Phrasen von Gemütsbildung und edler Weiblichkeit konnten kaum die vorhandene Leere verdecken. Zugleich

wird jetzt zu einem schweren Anstoß, den Menschen nicht sowohl für sich selbst als für andere bilden zu wollen. Der große Kant fand darin den Kern der Moral, jeden Menschen als einen völligen Selbstzweck, nie als ein bloßes Mittel zu behandeln; wenn das für das Individuum zutrifft, so muß es erst recht für ein ganzes Geschlecht gelten, so darf die Frau getrost den Anspruch erheben, für sich selbst und nicht für den Mann gebildet zu werden. Unverkennbar wirkt in allem diesem Verlangen ein Trieb nach mehr Selbständigkeit der Persönlichkeit, nach einem wahrhaftigen Lebensinhalt und nach ernster Arbeit; wir müßten die Art und das Recht der Neuzeit verleugnen, wenn wir das alles abweisen wollten. Damit aber ist entschieden, daß die alte Art der Bildung unzulänglich geworden ist, daß sowohl die Gesamtbildung wesentlich vertieft, als eine Vorbereitung für gelehrte Berufe geboten werden muß. Und es ist auch begreiflich, daß die Frauen, um von dem Spielenden und Flachen der bisherigen Art gründlich befreit zu werden, eine volle Teilnahme an der Bildung des Mannes verlangen, daß sie sich dagegen sträuben, Sonderwege zu gehen, die leicht das Ziel minder hoch stecken könnten. Davon, daß in dieser Weise die Frau in die geistige Bewegung hineingezogen werde und ihre volle Höhe teile, wird nicht nur ein Gewinn für sie selbst, sondern für das Ganze der Menschheit erwartet. Auch dem häuslichen Leben scheint es die erfreulichste Förderung zu versprechen, wenn die Frau in ihm als eine durchgebildete Persönlichkeit mit geistigen Interessen waltet. So scheinen hohe Ziele zu winken; so gewiß bei solchen Neuerungen manche Verwicklungen zu erwarten sind, sie können jene Ziele nicht gefährden; so wird an solche Hebung der Bildung zu voller Gleichheit mit der des Mannes ein freudiger Glaube gesetzt und viel eifrige Arbeit ernster und tüchtiger Persönlichkeiten aufgeboten; scheint doch solche Wendung die Menschheit in eine neue Epoche ihres inneren Lebens zu führen.

* * *

Aber vielleicht ergeht es auch dieser Bewegung, wie es leicht dem Streben nach neuen Zielen ergeht: der freudige Glaube läßt an dem Neuen nur die Licht-, an dem Alten nur die Schattenseiten sehen; in eifrigem Vorwärtsdringen beachtet man wenig, was verloren geht oder doch gefährdet wird, und sieht nicht, wie leicht etwas, das in der Sache ein gutes Recht haben mag, durch menschliche Irrung und Leidenschaft getrübt werden kann.

Die Bewegung zur Hebung der Stellung und Bildung der Frau trägt den Gedanken einer Befreiung in sich und schöpft vornehmlich aus ihm ihre Kraft. Nun aber hat von alters her jede Bewegung zur Freiheit ein zwiefaches Antlitz, und zwar hängt das mit einem schroffen Gegensatz zusammen, der durch alles menschliche Handeln geht. Worin findet unser Leben sein höchstes Ziel und zugleich seinen Sinn und Wert? Die einen erkennen in ihm eine große, aller Willkür und auch allem bloßen Behagen des Subjekts überlegene Aufgabe, es scheint hier alles daran zu liegen, daß der Mensch sein rechtes Verhältnis zum Ganzen der Wirklichkeit finde und dadurch seinem Leben einen Inhalt gebe, zugleich aber sich von einem bloßen Naturwesen zu einem geistigen Selbst emporarbeite; die anderen dagegen behandeln als das höchste Ziel das Wohlergehen und die Lust des bloßen Subjekts; was immer das Leben bringt, das erscheint als ein bloßes Mittel zu seinem Glück. Nach diesem Gegensatz erhält auch der Begriff der Freiheit und das Streben nach Freiheit einen grundverschiedenen Sinn. Jenen bedeutet Freiheit die volle Selbständigkeit und Ursprünglichkeit des geistigen Lebens, sie stellt sich nicht dem Ganzen entgegen, sondern sie nimmt es auf und sucht es eigentümlich zu gestalten, eine solche Freiheit setzt eine unsichtbare Welt voraus, sie trägt in sich selbst ein Gesetz und kann nie zu bloßer Willkür sinken. Die Freiheit der anderen dagegen besagt nichts anderes als ein Handeln nach jeweiligem Belieben und Behagen des Individuums; was immer im Menschen sich regt, das scheint hier ein gleiches Recht zu besitzen, so kann hier die Forderung eines unumschränkten „Sichauslebens" entstehen, und was immer das Leben an Schranken zeigt, das kann hier nur eine ungebührliche Einengung dünken, die mit aller Kraft bekämpft werden muß. Jene Art der Freiheit hat einen schaffenden, diese bei allem äußeren Glanz einen auflösenden Charakter. Nun läßt sich nicht leugnen, daß heute, wie in der Zeit überhaupt, so namentlich in der Frauenbewegung beide Fassungen oft wirr durcheinander gehen. Gewiß ist anzuerkennen, daß die leitenden Persönlichkeiten mit voller Klarheit jene höhere Fassung vertreten, aber zugleich ist nicht zu verkennen, daß auch die flachen Strömungen in der deutschen Frauenwelt einen bedenklich großen Anhang finden; es erscheint viel Unvermögen, Wesenhaftes und bloß Scheinbares auseinander zu halten, namentlich ist man oft wehrlos gegen einen ästhetisierenden Subjektivismus, der durch einen geistreichen Vortrag und durch blendende Schlagwörter seine innere Leere verdeckt. Wir hören wohl von einer „neuen Ethik" reden, die in Wahrheit nicht sowohl Ethik als eine Leugnung aller Ethik ist, indem sie den Naturtrieb und das Glücksverlangen des bloßen Individuums zur ausschließlichen Herrschaft über das Leben beruft. Wenn man sieht, welche faszinierende Macht derartige seichte Theorien auf manche Kreise üben, und wie sie alle besonnene Abwägung hemmen, so wird man an das Wort von Leibniz erinnert, daß es manche Menschen gibt, die nur in einem einzigen Syllogismus zu denken vermögen. Hier gilt es

Mlle G. F. N. Gemälde von E. A. Carolus-Duran.

eine energische Scheidung der Geister; wohl ist eine solche im Gange, aber es gibt noch außerordentlich viel zu tun, um all die schillernde und selbstbewußte Flachheit zu vertreiben, welche die große Aufgabe gefährdet und viele von ihr zurückschreckt.

Ein anderer Punkt ist folgender. Wo Neues aufsteigt, wird leicht das Alte unterschätzt und in karikierter Gestalt gesehen, während das Neue idealisiert wird und aller Gefahr enthoben scheint. Das gilt hier von der Schätzung des Hauses einerseits, der des öffentlichen Lebens andererseits. Das moderne Bildungsstreben eröffnet weiteste Horizonte und bringt den Menschen in mannigfache neue Beziehungen, es läßt ihn aus scheinbar unversiegbaren Quellen schöpfen und gibt zugleich eine große Freiheit individueller Bewegung. Indem das zusammen mit dem Reiz der Neuheit wirkt und Verwicklungen noch nicht zur Empfindung kommen, erscheint demgegenüber leicht das häusliche Leben als eng und gebunden, als unfähig, höherstrebende Seelen zu befriedigen; nur in einem der Öffentlichkeit zugewandten Tun, nur in einem wissenschaftlichen, künstlerischen, literarischen Beruf scheinen diese ihr Genüge finden zu können. Indem sich so ein gewisser Kulturenthusiasmus entwickelt, entsteht oft eine bedauerliche, ja gefährliche Spannung zwischen der älteren und der jüngeren Generation, diese scheint in ihrem eigenen Bewußtsein oft zu stolzester Höhe erhoben und glaubt von da aus auf die andere, als an die Niederungen des Daseins gebannt, hinabsehen zu dürfen. — So einfach liegt die Sache doch wohl nicht. Zunächst zeigt die Erfahrung der Geschichte, daß ohne ein gesundes Familienleben das Ganze der Menschheit in schwerste Nöte geriet; eine Kultur, die nicht darin wurzelt und daraus immer neue Kräfte schöpft, wird bald ins Künstliche und Nichtige geraten. Die Familie ist und bleibt das Urelement des gemeinsamen Lebens, so hat sich alle echte Reform nur mit ihr, nicht im Gegensatz zu ihr zu vollziehen. Ferner ist nicht gesagt, daß wenn die ältere Art des häuslichen Lebens und der häuslichen Tätigkeit der Frau nicht mehr genügt, sich nicht darin Wandlungen und Hebungen vollziehen lassen. Was das Haus an materieller Bedeutung verlor, das kann es durch geistige mehr als ersetzen. Daß sich in ihm ein geistiger Mikrokosmos bilde, ein eigentümlicher Lebensmittelpunkt, das ist von höchster Bedeutung auch über das Haus hinaus, das kann von innen her das Ganze des Lebens heben. Daß aber die Gestaltung des Hauses an erster Stelle Sache der Frau ist, wird von niemandem bestritten. So eröffnet sich ihr auch im häuslichen Kreise eine bedeutende und würdige Aufgabe. Aber der Anerkennung dessen widerstreitet ein weitverbreiteter Zug unserer Zeit in gefährlicher Weise: wir sind geneigt, den Wert des Lebens und Handelns nach der Wirkung ins Weite zu bemessen, wir übersehen, daß die Ausdehnung leicht eine Verflachung und Verflüchtigung mit sich bringt, daß je kleiner der Kreis, desto tiefer die Wirkung sein kann. Schließlich ist es nicht sowohl die Herstellung allgemeiner Zustände als die Entfaltung selbständiger und gehaltvoller Persönlichkeiten, worauf es ankommt. Wenn Luther mit dem Worte recht hat, daß eine Seele um den Preis der ganzen Welt nicht erkauft werden kann, so muß das Wirken von Seele zu Seele die höchste aller Tätigkeiten bilden. Wie viele Beispiele liefert die Geschichte dafür, daß Frauen auf hervorragende Persönlichkeiten den tiefsten Einfluß geübt und die Richtung ihres Lebens bestimmt haben; damit haben sie auch in die weltgeschichtliche Bewegung eingegriffen. Augustin hätte ohne seine Mutter Monika schwerlich die Versuchungen und Gefahren seiner verwickelten Natur überwunden; nachdem er für die höchsten Ziele des religiösen und geistigen Lebens gewonnen war, hat sein Einfluß Jahrhunderte und Jahrtausende mächtig bewegt; bedeutete die Rettung einer derartigen Persönlichkeit auch für das Ganze der Menschheit nicht unvergleichlich viel mehr als alles direkte Wirken auf öffentliche Zustände hätte erreichen lassen? Befreien wir uns nur von der quantitativen und extensiven Schätzung, die heute so viel Macht über die Menschheit hat, und halten wir uns gegenwärtig, daß der Mensch nicht zunächst ein kulturproduzierendes Wesen, sondern daß er ein geistiger Selbstzweck ist, und daß an jeder einzelnen Stelle der Sieg einer neuen Welt in Frage steht. Wer dieses anerkennt, der kann auch ein äußerlich unscheinbares Wirken im kleinen Kreise in hohen Ehren halten und sich die Worte Goethes aneignen:

„Du sehnst Dich weit hinauszuwandern,
Bereitest Dich zu raschem Flug.
Dir selbst sei treu und treu den andern,
Dann ist die Enge weit genug."

Künstliche Unterschiede, künstliche Schranken zu bekämpfen ist Recht und Pflicht; aber es fragt sich, ob es sich bei der Frage der weiblichen Bildung bloß um künstliche Unterschiede handelt, ob nicht die Natur bestimmte Bahnen vorgezeichnet hat, von denen sich nicht ohne Schaden abweichen läßt. Weithin ist heute die Neigung verbreitet, die weibliche Bildung der männlichen möglichst gleich zu gestalten; zur Begründung werden uns mannigfache Beispiele von Frauen vorgehalten, die den Forderungen der geistigen Arbeit körperlich und seelisch vollauf gewachsen waren, ja welche den Durchschnitt der Leistungen erheblich überschritten haben. Solche Leistungen seien in keiner Weise herabgesetzt, aber es fragt sich, ob sie für den Durchschnitt maßgebend sind, mit dem alle öffentlichen Einrichtungen zu tun haben. Naturgemäß gewinnen solche Bestrebungen zu Anfang besonders befähigte und kräftige

Persönlichkeiten; ob der Durchschnitt ihre Leistung erreichen kann, bleibt eine offene Frage. Bei Behandlung dieser Frage läßt sich unmöglich die zartere physische Konstitution der Frau übersehen, im besonderen nicht in der Lage der Gegenwart. Denn so schon wird unablässig über Überanstrengung geklagt, durchgängig ist das Leben angespannter und aufreibender geworden, ein Mangel an Frische und Freudigkeit des Schaffens, ein inneres Mattwerden wird oft schmerzlich empfunden. Müssen solche Erfahrungen, muß die Sorge um eine kraferfüllte, lebensfreudige Menschheit nicht zur Vorsicht mahnen, wenn nun auch das zartere Geschlecht in die rasche Kulturbewegung und die harte Kulturarbeit mehr hineingezogen werden soll? Was soll aus den künftigen Geschlechtern werden, wenn wir mehr und mehr in eine intellektuelle Überspannung geraten? Auch über die seelischen Unterschiede der Geschlechter kommen wir nicht so leicht hinweg, wie die Reformbewegungen oft annehmen. Sicherlich wird bei dieser Frage oft viel zu sehr in Bausch und Bogen geurteilt und die Leistungsfähigkeit der Frau in Grenzen gewiesen, die höchst angreifbar sind. Es gilt auf diesem Gebiet noch viel Erfahrung zu machen und genauer zu prüfen, ob die Frau nicht manches vermag, wozu sie bis jetzt nicht imstande schien. Aber dabei werden gewisse Grundunterschiede sich nicht wohl aufheben lassen. Es bleibt die Tatsache unbestreitbar, daß auf allen Gebieten das vordringende Schaffen, das Bahnen neuer Wege, das Durchsetzen der Notwendigkeiten des eigenen Wesens gegenüber dem Widerstande der ganzen Umgebung so gut wie ausschließlich Sache des Mannes war; in der geistigen Produktion steht er unleugbar voran, und das Verlangen nach Produktion ist der stärkste Antrieb seiner Arbeit. Darüber braucht eine andere Art der Lebensarbeit, ein mehr aneignendes, nachbildendes, verfeinerndes, individualisierendes Wirken keineswegs gering geachtet zu werden, auch ein solches ist unentbehrlich für das rechte Gelingen des Lebens und die volle Durchbildung der Kultur; wo es fehlt oder zurücktritt, wird bald ein starker Mangel empfunden. Aber es bleibt doch eine andere Art, und was aus dem Grunde des Wesens an Verschiedenartigem wirkt, dem dürfte auch ein Einfluß auf die Gestaltung von Erziehung und Unterricht gebühren. Mit vollem Recht protestieren die Anhänger einer Reform gegen das viele Phrasenhafte, das im Begriff einer eigentümlich weiblichen Gemütsbildung liegt, aber es ist keine bloße Phrase, daß der Mann stärker durch unpersönliche Gedankenmassen bewegt wird und daher abstrakter denkt, während der Frau das Leben und die Welt weit mehr durch eine Persönlichkeit vermittelt wird und sich damit alles mehr ins Konkrete und Anschauliche gestaltet; dort überwiegt die Sache, hier der Mensch, dort steht die zerlegende Reflexion voran, während hier eine intuitive und unmittelbarere Art, ein Erfassen im Ganzen, einen größeren Spielraum hat. Vielleicht ist das Wort des alten Paracelsus noch nicht veraltet, daß „die Frau der Welt näher ist als der Mann". Was daraus für das Problem der Bildung im besonderen folgt, das haben nicht wir zu erwägen; soviel aber scheint uns gewiß, daß es keine leichte Aufgabe ist, die intellektuelle Leistung und die gesamte geistige Spannung der Frau erheblich zu steigern und zugleich das Charakteristische ihrer Art, das, was sie für das Ganze der Menschheit besonders wertvoll macht, nicht abzuschwächen. Man möchte hier an das Wort Schillers denken:

„Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Was in allem dem an Aufgaben und Verwicklungen steckt, das würde sich viel leichter und sicherer erledigen, wenn die Kultur der Gegenwart von deutlichen Zielen beherrscht würde, wenn unser Handeln eine sichere Hauptrichtung hätte wie frühere Zeiten, zum Beispiel noch die Aufklärungszeit. In Wahrheit fehlen unserem Leben klare und einfache Grundlinien, wir stehen zwischen einem Alten, das im Innersten unserer Überzeugung noch feste Wurzeln hat, und einem Neuen, das unsere Arbeit beherrscht, das aber bei sich selbst vielfach auseinandergeht und nach widerstreitenden Richtungen zieht. Wie die daraus entstehende Unsicherheit und Unklarheit alles geistige Schaffen großen Stiles hemmt, so lastet sie mit besonderer Schwere auf den Problemen der Bildung, da diese letzte Ziele verlangen und sich an den ganzen Menschen wenden. Auf der Seite der Frauenbewegung geht man oft über diese Verwicklungen zu rasch hinweg. Der allgemeine Begriff der Kultur wird mit freudigem Enthusiasmus ergriffen, und die Aneignung dieser Kultur scheint das ganze Leben ins Gute zu wenden, während wir doch immer mehr unter den Eindruck geraten, daß ungeheuere Verwicklungen wie in jeder Kultur, so besonders in der unsrigen stecken, daß diese, wie sie vorliegt, für die Wesensbildung des Menschen, für die Kräftigung und Vertiefung seiner Persönlichkeit recht wenig leistet. Daraus erwachsen Zweifel in betreff der Kultur überhaupt, sie allein scheint nicht zu genügen, um dem Leben einen Gehalt und Wert zu geben; je stärker diese Empfindung wird, desto mehr wird uns die Lage der Gegenwart zu einem schweren Problem und werden wir zu einem Suchen neuer Ziele getrieben. Nun kann die Reform der weiblichen Bildung unmöglich darauf warten, bis hier eine Klärung erfolgt und eine erträgliche Lösung gefunden ist, sie muß auf dem Boden der Zeit und mit den Mitteln der Zeit das Beste zu leisten suchen. Aber man könnte dabei wohl der Schwierigkeiten der gegenwärtigen Lage und der Schranken der modernen Kultur mehr ein-

Digitized by Google

gedenk sein; es würde das vor mancher dogmatischen Behauptung, vor dem Schwören auf klingende Schlagwörter behüten und zu mehr Besonnenheit mahnen. Kein Gebiet kann sich dem Einfluß der Lage entziehen, daß wir heute nicht bloß um die Wege zu den Zielen, sondern um die Ziele selbst zu kämpfen haben.

So wenig diese Erwägungen in die Gestaltung des Technischen eingreifen: daß sie gewisse Richtlinien für die Behandlung der obwaltenden Fragen enthalten, das möchten wir an einem Problem, an der Frage der gemeinsamen Erziehung, der sogenannten Koedukation etwas näher zeigen. Denn hier ist ein Punkt, der eine bestimmte Entscheidung fordert und wo die Geister notwendig auseinander gehen. Die Gründe, mit denen eine gemeinsame Erziehung empfohlen wird, mögen zunächst recht plausibel erscheinen. Der äußere Vorteil der Vereinfachung liegt auf der Hand, weiter hören wir, daß jene Einrichtung sich bei anderen Völkern, im besonderen in Nordamerika, vortrefflich bewähre, namentlich seien keine moralischen Verwicklungen aus dem Zusammensein der Geschlechter entstanden, vielmehr werde durch ein ständiges Zusammensein und ein Wetteifern in ernster Arbeit eine größere Unbefangenheit des Verkehrs bewirkt, auch könne die gemeinsame Erziehung nur zur Verfeinerung des Tones und zur Austreibung etwaiger Roheit auf der Seite der Knaben wirken. So scheint es nur unsere vielbeklagte deutsche Schwerfälligkeit, ja Rückständigkeit zu sein, die uns an der Aneignung einer so segensreichen Einrichtung hindere. Indes liegt die Sache doch wohl nicht so einfach, und die Gründe sind nicht so durchschlagend, wie es auf jener Seite dünkt. Zunächst ist es im Erziehungswesen überaus schwer, über den Wert oder Unwert einer Einrichtung zu einem sicheren Urteil zu gelangen. Denn die Folgen einer besseren oder schlechteren Erziehung erscheinen nicht unmittelbar und sind nicht greifbarer Art, sondern sie stellen sich erst im Verlauf von Generationen ein, und selbst dann wird die Subjektivität des Betrachtenden stark in die Wagschale fallen, sehen wir doch bei uns selbst deutlich genug, wie weit die Schätzung des Wertes der Gymnasialbildung auseinander geht, und wie hart die von den einen behauptete Erfahrung von den andern bestritten wird. Ferner bleibe nicht unerwähnt, daß die Amerikaner selbst in ihrem Urteil über die Koedukation keineswegs einmütig sind, und daß dort nach zuverlässigen Berichten die Bewegung gegen jene Einrichtung in entschiedenem Wachstum begriffen ist. Mehr noch verdient Erwägung, daß bei diesen Fragen nicht die Erfahrung des einen Landes ohne weiteres auf ein anderes übertragbar ist. Denn nicht nur läßt leicht das verschiedene Gewebe des Lebens dieselbe Sache oft recht verschieden wirken, auch die Methoden wie die Anforderungen der Schule gehen bei den Kulturvölkern weit auseinander. Namentlich dürfte bei keinem anderen Volke in den neun Jahren einer höheren Schule so viel Aneignung und so viel innere Durchdringung von Wissen verlangt werden, als es in Deutschland geschieht. Wollten wir dazu die Mädchen nicht nur in Ausnahmsfällen, sondern durchgängig heranziehen, so könnten wir schwer dem Dilemma entgehen, daß entweder jene über Gebühr angestrengt und damit die größten Gefahren für Gegenwart und Zukunft heraufbeschworen würden, oder aber das Niveau des Ganzen herabgedrückt würde. Auch möchten wir meinen, daß es heute weit notwendiger sei, die Bildung individueller und charakteristischer zu gestalten, als sie möglichst gleichartig zu machen. Die Gleichmacherei ist heute wahrlich schon groß genug, einförmige Durchschnitte und Massenwirkungen drohen alles Eigentümliche abzuschleifen; sollen wir dieser Bewegung nachgeben, sie sogar noch fördern, oder sollen wir, was immer unser Dasein an Ansätzen zu individueller Bildung enthält, ergreifen und möglichst kräftig auszubilden suchen? Die Frage hier in jenem Sinne entscheiden kann nur, wer wesentliche Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Art in Abrede stellt. Und warum sollen wir uns in alle Gefahren begeben, die jene Einrichtung mit sich bringt? Daß von den Knabenschulen aus ein dringendes Bedürfnis danach sei, läßt sich schwerlich behaupten, und von einer starren Abschließung der Geschlechter kann in einer Zeit, wo Spiel und Sport so in Blüte stehen, nicht wohl die Rede sein. Dazu scheint uns doch nicht so ausgemacht, daß in unserer raffinierten, an Versuchungen überreichen Zeit der gemeinsame Unterricht der beiden Geschlechter ohne alle sittliche Gefahr ist.

Wenn trotz aller solchen Gründe so viele tüchtige Menschen für die Idee der Koedukation schwärmen und darauf große Hoffnungen setzen, so muß ein bestimmter Grund dafür vorliegen. Und so verhält es sich in der Tat. Die weibliche Bildung ist bis jetzt bei uns arg vernachlässigt worden, weder Staat noch Gemeinde haben hier voll ihre Pflicht getan. Nun fürchtet man augenscheinlich in den Kreisen der Freunde der Reform, daß diese nicht tief genug gehen werde, und daß den Mädchen wieder nur ein Surrogat von echter Bildung werde geboten werden. Das aber scheint am sichersten verhütet, wenn die Mädchen einfach den Unterricht der Knaben teilen. Dieser Gedankengang ist wohl verständlich, überzeugende Kraft aber hat er nicht. Denn es ist jetzt doch das Gewissen der Gesellschaft erweckt, und es herrscht durchgängig die ernste Absicht, den Unterricht der Mädchen gründlich zu heben und ihn dem der Knaben, wenn auch nicht gleichartig, so doch gleichwertig und auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage zu gestalten. Sollten

wir nicht lieber warten, ob dieſe Verſuche zum gewünſchten Ziele führen, als daß wir das ungeheuer gefährliche Experiment der Koedukation verſuchen, gefährlich namentlich deshalb, weil nicht nur die Gegenwart, ſondern mehr noch die Zukunft dabei in Frage kommt. — Wer übrigens der Koedukation widerſtrebt, der kann vollauf damit einverſtanden ſein, daß an Orten, die den Mädchen keine Gelegenheit zur Vorbildung für gelehrte Berufe bieten, einzelne von ihnen, die eine beſondere Neigung und Begabung zu jenen treibt, zu den Knabenſchulen zugelaſſen werden. Denn dann müſſen ſie ſich natürlich der Einrichtung dieſer fügen, der Typus der Schule wird nicht verändert; dies aber iſt es, worauf es bei der Sache vornehmlich ankommt.

So verlangen wir eine energiſche Hebung der weiblichen Bildung, aber in einer der Natur der Frau entſprechenden Weiſe. Es gehört aber dazu nicht nur eine Vertiefung der Durchſchnittsbildung, ſondern auch die Eröffnung einer Vorbildung für gelehrte Berufe. Auch auf letzterer iſt unbedingt zu beſtehen; daß manche Frauen den Anforderungen jener Berufe vollauf gewachſen ſind, das hat die Erfahrung zur Genüge bekundet; ſteht es aber ſo, ſo wird es zu einem Unrecht, ja zu einer Grauſamkeit, jemandem den Weg zur Entfaltung ſeiner vollen Kraft zu verſperren, weil er dem weiblichen Geſchlecht angehört. Wenn demnach auch für Mädchen alle Arten von höheren Schulen einzurichten ſind, ſo brauchen dieſer Schulen nicht allzuviele zu ſein, und es könnten Alumnate dafür ſorgen, daß Auswärtigen der Beſuch erleichtert würde. Nur ſei eine Verquickung dieſer Schulen mit den der Allgemeinbildung dienenden möglichſt vermieden; ſonſt würden leicht der ſoziale Zwang und das Streben, ja nicht geringer als andere zu ſcheinen, manche Mädchen zum Suchen einer Bildung treiben, die ihrer Natur und innerſten Neigung fern liegt. Möchte man überall darauf bedacht ſein, nicht, indem man echte Bedürfniſſe zu befriedigen ſucht, künſtliche zu erzeugen und dadurch noch mehr Unwahrheit und Flachheit in das moderne Leben zu bringen, als es ſo ſchon hat.

So erſcheinen an jeder Stelle des hier zu ſuchenden Weges Probleme über Probleme, deutlich erhellt vor allem, daß die Sache ſich nicht iſoliert, ſondern nur bei Gegenwärtighalten der allgemeinen Aufgaben unſerer Kultur behandeln läßt. Aber eben dies gibt der Arbeit an ihr eine Spannung und einen Reiz, auch an dieſer Stelle läßt ſich zur Vertiefung der Kultur und zur geiſtigen Kräftigung des Lebens erfolgreich wirken. Möchte ſich nur das Streben in dieſer Richtung von Schablonen und Schlagwörtern möglichſt freihalten, und möchte es nie vergeſſen, daß ſo viel hier eine zweckmäßige Einrichtung vermag, die Entſcheidung über das Gelingen ſchließlich bei vordringendem geiſtigen Schaffen und bei der deutlichen Herausarbeitung echter Lebensideale und Bildungsziele liegt.

Sommernacht.

Wir ſaßen ſpät im Garten. Keiner ſprach.
Es ſtieg der Duft aus regenfeuchter Erde
So weich und warm empor wie Frühlingsatem,
Und unbeweglich ſtanden alle Blätter.
In unſer traulich ſtilles Dunkel fiel
Ein milder Schein aus halbverhängtem Fenſter
Und eine Geige ſang ein altes Lied,
Von Dir geliebt — nun haſt Du's längſt vergeſſen.
O Gott, es klang wie Deine Stimme einſt
So ſüß und kühn, voll zärtlicher Verführung,
Wie Deine Stimme, als ich Dir noch lieb war ...
Ich möchte nie mehr eine Geige hören.

Lüning.

Ägyptisches Gastmahl mit Musikantinnen und Tänzerinnen aus Theben. Jetzt Britisch-Museum.

Von Gauklern und Artisten. Von Dr. Walther Hoof.

Am Anfang der Erheiterung war der Blödsinn. Eine Schar irgendeines kindlichen Naturvolkes sitzt im Kreise auf dem Rasen, und das schmutzigste alte Weib darunter stellt sich hin und schneidet Gesichter, so fürchterlich sie kann. Ihre Zuschauer aber sind außer sich vor Vergnügen. — Um sich kräftiger zu belustigen, rennen naive Menschen dieser Art paarweise mit den Köpfen wie die Böcke gegeneinander. Oder auch mit den Rückseiten, da, wo sie weniger hart als elastisch sind, und stoßen sich um.

Aber nun schon etwas Neues, ein Fortschritt. Ein Mann und ein Weib rennen gegeneinander. Die anderen merken auf. Und diesmal stößt die Frau den Mann um. Triumphgeschrei und Hohngelächter auf der ganzen Linie. Wiederholung des Versuchs. Hier ist etwas entdeckt worden: die Idee des Wettkampfes ist da, die Spannung aus ihm.

Ein Kind dreht sich, um zu tollen, im Wirbel um sich selbst. Es hat dabei die Arme ausgestreckt, es fühlt, wie die Bewegung in den Armen, in dem ganzen Bilde eigentümlich schwingt. Es gefällt sich darin und wiederholt es; es dreht sich auf diese Weise, wenn es schon erwachsen ist. Hier entsteht der Tanz, die Rhythmik, die Musik, welche dem Ursprung nach vom Tanze nicht zu sondern ist. In der ungewöhnlichen Stimmung, die die Mittel findet, sich selber ins noch Lebhaftere, Erregtere zu treiben, also in der Ekstase, wurzelt alles, Spiel und Tanz und endlich Sport und Kunst.

Warum sucht der Mensch diese Ekstasen, was reizt ihn darin? Das Gefühl von momentaner Freiheit. Freiheit von den zahllosen Gebundenheiten, worin er steckt, von Sorgen, Nöten, Verpflichtungen, Schicklichkeiten, die ja schon bei dem Naturvolk keine minder strengen und beschwerlichen sind, als bei uns. Darum möchte er tollen, wie das Kind, das aus Lust sich dreht. Deshalb ist er — sind wir — so verlangend danach, nicht zu selten einmal mit Bewußtsein unvernünftig zu sein. Sei es eine waghalsige Keckheit, sei es ein genügsames Mitlachen bei Burleske und Komik, bis uns die Magenwände weh tun. Oder eine atemlos durchtanzte Nacht, ein von Stimmung mitgerissenes, wein- und sektver-

gnügt verlängertes Diner: das alles ist zwecklos, bringt nichts ein, sieht unbekömmlich aus — und bekommt doch unserer Gesundheit gut. Es scheucht das tötende Einerlei davon, und unser Lebensgefühl und Lebensfond verjüngen sich aus ihm.

Man sieht schon, es gibt eine ganze Anzahl Grundarten, seine Stimmung zu steigern. Die meisten gehören dem Kinde, ihm sind nur wenige vorenthalten. Es springt, hüpft und tanzt, singt, trommelt, marschiert im rhythmisch festen Takt, spielt Dutzende von Spielen, jagt und balgt sich, seiltänzert, klettert, balanciert, schlägt Purzelbäume und stellt sich auf den Kopf. Und was von dem Kinde gilt, gilt im ganzen auch noch von dem erwachsenen Naturmenschen.

Aber dann kommt die Erzieherin Kultur. Sie bringt uns den Begriff der Gesetztheit bei. Ganz kriegt sie zwar den naiveren Lebenstrieb nicht tot. Aber balde, ach wie balde, verhallt der Reigen, und wenn wir springen und tanzen möchten, wie David vor der Bundeslade, dann sagt sie genau dasselbe, was Mr. Pickwick zu Mr. Tupmann sagte, da er auf das Fancydreß-Déjeuner der Mrs. Hunter als Abruzzenräuber mit der prallen Hose gehen wollte: „Sir, Sie sind zu alt!" Und

Gauklerin. Griechisches Vasenbild. Königl. Museum in Berlin.

wenn wir auffahren, sagt sie — ruhig, aber dolchsicher — was Mr. Pickwick weiter zu Mr. Tupmann sagte: „Herr, you are too fat!"

Sie hat's ja gemacht. Mit was hat sie uns denn das letzte Vierteljahrhundert tagtäglich karessiert? Bücher und Bücher, doppelte Buchführung, Zahlen, Papiere, Papierchen und staubige Akten! Wo bleiben unsere Glieder? Wie wollen wir denn springen, wie die, die zwanzig Lenze zählen? Oder wie die, die vielleicht dreißig Jahre sind, aber nie etwas anderes getan haben, als sich trainiert und streng nach bewußtem Zweck gegessen und gelebt, und dieser Zweck war Springen, Purzelbäume schlagen, am Trapez turnen, Ballett tanzen, Balancieren und Teller fangen. „Arbeitsteilung, Sir," sagt Dame Kultur. „Sei vernünftig," flüstert sie uns zu, „zahl' Deinen Obolus, setz' Dich in die Loge und schau zu! Du hast es ja dazu! Und es verjüngt Dich auch!"

Vor viertausend Jahren hat sie das den Herren Amenemhet oder Rahotep zugeflüstert, hat es den Kämmerern der Pharaonen und Großen der Getreidespeicher, dem Wirklichen Ober-Nebenvorsteher und Unter-Ackerrichter im Ochsengau des westlichen Delta, den Ober-Anfertigern der Baumwollenkleider, den Geheimen Räten der königlichen Befehle genau so gesagt, wie uns. Und sie waren verständig und begriffen. Sie luden ihre Freunde und deren Gattinnen und Schwägerinnen zum Mahle ein, und sie kamen gerne, die Damen mit elegant in unzählige Zöpfchen geflochtenen Haaren, mit feinen, hundertgefältelt byssuszarten Kleidern, mit Palmenfächer, schwarzgemalten Augenbrauen und kreisrot geschminkten Wangen. Sie tafelten und tranken gekelterten Wein, und vor ihnen tanzten junge Mädchen mit seidig schimmernder gelbbrauner Haut und mit schwingenden, glatten Gliedern. Und grellbunt gekleidete Musikantinnen bliesen dazu die weiche Doppelflöte, spielten die Laute und sangen die seltsam erregenden rhythmischen Gesänge, zu denen die bronzehellen Tänzerinnen tanzten. Und die Augen der Gäste werden lebhaft und glänzend, es ist, als hätten sie noch niemals müde in die alte Welt gesehen. Erregter unter der

Schminke der Damen kreiſt das Blut, ſie wehren nicht mehr, wenn die bedienende junge Sklavin des Gaſtherrn von neuem den Becher hinhält und ſich ein zuredendes Wort herausnimmt; die blattförmigen Fächer ſchwirren, und wunderſam wohlig ſtreicht durch die Öffnungen in den oberen Wänden die weiche Luft vom Nil in das von Stimmengewirr erfüllte Gemach . . .

Im mächtigen Steinoval des Zirkus oder Koloſſeums ſitzen die Römer. Unter den rieſenweit geſpannten purpurnen Sonnenzelten, auf den mitgebrachten Polſterkiſſen, die ſie auf die ſteinernen Quaderſitze gelegt. Viele Stunden ſitzen ſie da; in den kühlen, endloſen Korridorgewölben des labyrinthiſchen Steinbaus warten die Sklaven mit Miſchkrug und Backwerk, ob ein Wink der Herrſchaft ſie durch die Ausſteigeöffnung herbeibefiehlt. — Und in der Arena drunten auf Tod und Leben kämpfen die Fechter, die Gladiatoren, nackt mit Helm und Schurz, Beinſchiene und bandagiertem rechten Arm: Laſſokämpfer mit Fangſchlinge und kurzem Genickfängermeſſer, galliſche Myrmillonen mit dem keltiſchen Schwert, Thraker mit kleinem Rundſchild und einſchneidig ſcharfem, ſchwerem Krummſäbel, Dimachaeri ohne Schild, mit kurzem Schwert in jeder Hand. Oder, die man ſchon am liebſten ſieht, die Beſtiarii, die mit afrikaniſchen Löwen und dakiſchen Bären oder mit wild gemachten Stieren zum Kampf antreten. Denn noch ſollen ſie mit den gereizten Tieren kämpfen; noch iſt Senatus Populusque Romanus nicht ſo blaſiert, daß er nur ſehen will, wie ſie als wehrloſe Opfer zerriſſen werden und die Beſtien ihre Gedärme durch die Arena ſchleifen. ‚Bestiarius‘ iſt noch nicht das brutalſte der Schimpfwörter für die ſozial bedenkliche, gefährliche Chriſtenſekte geworden, die aus dem unerſchöpflich bunten Orient kam. Alſo von Oſten, wie zuerſt vorzeiten die Fechter auch und die verzückten Tänzer und die Flötenſpielerinnen mit den Mandelaugen, die Akrobaten und Taſchenſpieler die Joculatoren, die Faxenmacher und römiſchen Hanswurſte — — —

Auf der breiten Feldmark ſitzt der Germane, im ſippiſch befreundeten, eng

Einzeltänzerin.
Griechiſches Relief im Königl. Muſeum zu Berlin.

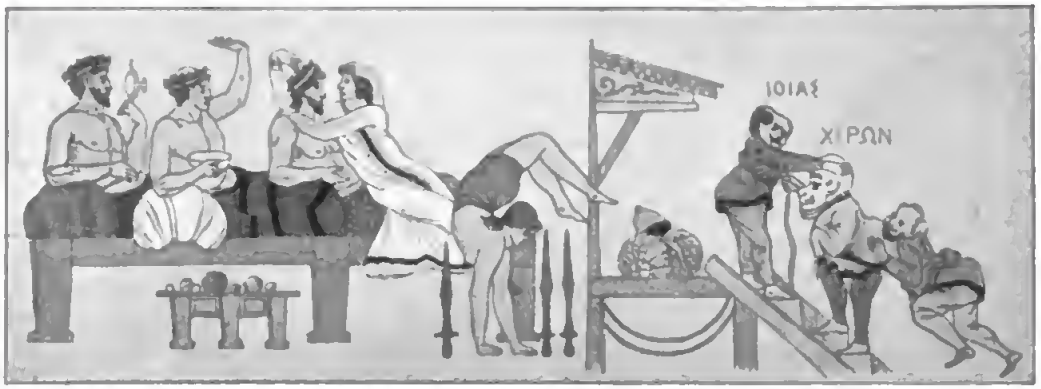
als Flurgenoſſenſchaft zuſammengeſchloſſenen Dorf. Kein Naturvolk, auch kein halbes, mehr. Schon würfelten Germanenheere im Dienſte der Cäſaren um das Schickſal der Weltherrin Roma. Schon verkehrt der germaniſche Freibauer mit dem römiſchen Hauptmann der Grenzſtation, ſendet ſeine jüngeren Söhne zum Waffenhandwerk in die Auxiliarkohorten und läßt ſich, wenn er ins Römerkaſtell kommt, zu den modiſchen Myſterienkulten einladen, die immer die Begleiterſcheinung einer in Trümmer gehenden Religion und Weltanſchauung ſind. Die Zeiten ſind jetzt vorüber, wo der erwachſene, waffenſtolze Deutſche noch ſelber mit beim Spiel der Burſchen und Mägde im Dorf um die Wette ſpringt und läuft oder wie König Teutobad im Anlauf über vier Pferde ſetzt; vorüber die, wo er erinnerungsvoll zuſchaute, wie die wehrhaft gemachten Jünglinge der Volksgemeinde nach Schluß der feierlichen Thingverſammlung den Schwerttanz aufführten. Für derlei hat man ja die fremden Römerleute jetzt, das viele geringe Volk, das an der Grenze und

drinnen im Dietland der Germanen herumhausiert. Diese fahrenden Italiener und verrömerten Gallier, die allerorten beim Thing ihre Jahrmarktbuden aufschlagen, ihre kleinen Rotweinosterien errichten, mit allem Erdenklichen handeln, vom Tonhalsband und der Glasperle bis zum prachtvollen Silbergeschirr, keinen derben Spaß verübeln, wenn nur gekauft wird, und ‚Gut für Ehre' nehmen, wie der empfindliche Germane sagt. Sie verstehen, solche Wanderrömer, auch die Kunststücke und die Schwerttänze, wenn sie sie auch anders machen als ehedem der Germane. Und darum, seit sie das ehrlose fahrende Volk an sich gerissen hat, macht sie der Germane nicht mehr. Er schaut jetzt zu und zahlt den Gaukler mit dem fremdgeprägten Denar. Aber wenn es ihm sehr gut gefällt und er in Begeisterung gerät, die der fremde Wein noch steigert, so läßt er sich gewiß nicht lumpen. Da hackt er mit dem Kurzschwert auch wohl ein derbes Stück des goldnen Spiralrings ab, den er am Arm trägt. Und damit zahlt er dem schwarzäugigen Weibe, das eben nacheinander im Rückwärtssaltomortale über vier ins Brett gesteckte, nach oben starrende Schwerter schlug und nun mit fliegender Brust vor dem großen, blonden Manne steht und stumm die braune Hand ausstreckt, — mit dem heischenden Tamburin, das ihr ihr italischer Begleiter zum Fangen zuwarf, als sie nach dem unterbrechungslosen Viersprung sich aufrichtete und mit kurzem Laut das Zeichen rief ...

Immer aufs neue bringt die Differenzierung der Kultur gesondert sich ausbildende Berufe anstatt naiver Selbstbetätigung hervor. Der Mensch singt nicht mehr, er läßt Sänger kommen oder hört sie gegen Eintrittsgeld. Er geht und reitet nicht mehr, sondern läßt sich fahren oder in Sänften tragen. Dann aber erschrickt er eines Tages, daß er nicht mehr geht, läuft, springt, reitet, singt und pfeift und behende Spiele spielt. Er wird dessen inne, wie unfröhlich er geworden ist, wie träge, wie schwerfällig, wie abhängig, wie angealtert vor der Zeit und ‚stark'. Denn so nennt er es ja mit dem Euphemismus eines Kulturübels, wenn er nichts weniger als stark mehr ist, wohl aber kurzluftig geworden und fett. Und dann, wenn die Mehrheit soweit ist, dies einzusehen, beginnt die Sportzeit des betreffenden Volkes. Dann soll der künstliche Drill durch eine vernünftigere Selbsterziehung einbringen, was die Naivität verlor. Ach, aber sie bringt die Naivität selber nicht zurück. Und auf sie kommt es doch an, *sie* war der erhaltende Jungbrunnen, und alle Rezepte, die dessen Zusammensetzung chemisch wieder suchen, stellen ihn doch nie mehr richtig her. Sportgeist ist kein Kindergeist mehr. Und es ist eigentlich ein grenzenloser Jammer, daß heute unsere Knaben ihre deutschen Ballspiele und Schlagkugelspiele und die prachtvollen Räuber- und Soldatspiele und ‚das letzte Paar herbei', wobei die Mädchen mitmachten, daß sie das und anderes verlieren, um den Preis, daß ein paar schon ganz naturentwöhnte Großstadtgymnasiasten nun wenigstens wieder footballen und Hockey oder Golf spielen. Mit anderen Worten: daß die volkslebendige altherkömmliche Form genau der gleichen Spiele weggetauscht wird gegen eine jüngere Stilisierung, die an die Stelle der natürlich reinen Lust von vornherein den Ehrgeiz, die Einseitigkeit, die Preisrichterei uud das Meisterschaftswesen setzt.

Gauklerin (Schwerttänzerin). Griechisches Vasenbild. Königl. Museum in Berlin.

Und so wird auch des Kunstsports baldig letztes Ende nur abermals der Spezialitätenberuf. In Rekordwesen entartete einst



Sympoſionſzene mit Schwerttänzerin. Nach Hottenroths Trachtenbuch.

ſchon die Agoniſtik der Griechen. Der Wurm des Championtums kam früh in die Reiterſpiele und Turniere des Mittelalters, bis er von dem Ganzen nichts übrig ließ als übermäßigen Ausſtattungsluxus, den die Veranſtalter wieder einzubringen ſuchten, und einen allen urſprünglichen Zweck vergeſſenden Spezialdrill für den Tjoſt, der das geſamte Rittertum als Kriegswaffe ungelenk machte, es hilflos verdarb. Ganz dieſelbe Erſcheinung, nebſt dem typiſchen Umherziehen der Meiſterſchaftshelden von Platz zu Platz, haben wir heute im Wettrennen, Segelſport, Radfahrweſen, Tenniswеſen, ja ſogleich auch im jungen, friſchen Winterſport. Eine Weile zwar ſind dann immer die Champions große Helden. Man ſtellte ihre Bildſäulen in Olympia auf, flocht ihnen zu Delphi Kränze vom heiligen Lorbeer des Apoll, die Kaiſer, Großherzöge und Kronprinzen perſönlich überreichen ihnen goldene Reitpeitſchen und ehrenvolle Pokale. Aber recht bald werden ganz andere Dinge die Hauptſache, der materielle Preis, die Reklame, und man ſtreitet es gar nicht mehr ab. Der Champion wird das Objekt des Totaliſators, ſeine Berühmtheit duftet nicht mehr nach dem reinen Lorbeer des delphiſchen Apoll, und er ſinkt von oben her zu der Sphäre der Spezialitäten und der Artiſten herab.

Πάντα ῥεῖ, alles kreiſt in beſtändig fließender Bewegung, ſagten die altgriechiſchen Philoſophen. Die Meiſterſchaft wird fahrendes Artiſtentum, und unterdeſſen werden die richtigen Gaukler und Artiſten ehrbar und kaufen ſich Häuſer. Nämlich ſobald man ſie ſtändig und vernünftig irgendwo braucht. Aus den Spaßmachern und Bänkelſängern, die ſich zu Hunderten bei den Turnieren einfanden und mit Spielregeln und Perſonalien beſſer Beſcheid wußten als irgend jemand — da ſie von der Reklame lebten, die ſie den berufsmäßigen Turnierrittern beſorgten, und dieſen die Beute wegfraßen —, werden ſie zu angeſtellten, ſtattlichen Wappenherolden. Während die kleinadeligen Minneſänger an das fahrende und ‚gehrende‘ Spielmannstum ſtreifen und, wie der brave Walter, glückſelig über einen geſchenkten Mantel ſein müſſen, werden die Spielleute ſtadtſäſſig, werden ehrliche bürgerliche Stadtpfeifer und Organiſten. Und heute ſind wieder einmal die Verhältniſſe in der Öffentlichkeit ſo beſchaffen, daß der ſeit mehr als einem Jahrhundert geiſtig und ſozial anerkannte Schauſpielerſtand, der Geiſter erſten Ranges zu ſich zählte, materiell in Schatten geſtellt und im großen Namen überflügelt wird durch die artiſtiſchen ‚Sterne‘ des Variété. —

Bei alledem ſind immer die Artiſten diejenigen, die am deutlichſten den Charakter eines Volkes und einer Zeit widerſpiegeln. Deshalb, weil ſie die unmittelbarſten, kindlichſten Neigungen der menſchlichen Seele zu ihrer durchgebildeten Spezialität machen. Die oberen, ja die entſcheidenden Kulturwandlungen gehen über ſie hinweg und tun ihnen nichts. Nichts in der Weltgeſchichte geht deshalb ſo dauerbeſtändig durch die Jahrtauſende und verändert ſich ſo relativ gar nicht, als wie der Stand der ſich

artistisch produzierenden Leute mit dem bunten Hüftkleid und dem glitzernden Flitterschmuck. Sie überleben alles und bleiben die gleichen: den Untergang der Pharaonen und des alten Rom, das Mittelalter und die Reformation, die alten monopolisierenden Höfe, wo neben Zwergen, Hofnarren und anderen Jahrmarktssehenswürdigkeiten die feineren Taschenspieler und Wundermänner wie nirgends sonst gediehen, und die französische Revolution. Sie ziehen nur einfach weiter, wenden sich dorthin, wo die Völker jung sind, wo das geschichtliche Leben die jeweils sich erst formenden, noch kindlicheren, noch nicht blasierten Züge trägt. Aus dem überlebten Orient wenden sie sich zu den Griechen, von beiden nach Rom und erfüllen ganz Italien; dann wieder sind die Völkerwanderungsgermanen und die britischen Länder ein besseres Publikum für sie, als das nur noch durch die Massenschlächtereien des Zirkus zu kitzelnde späte Römertum. Und heute erblühen sie zu neuen Einfällen, die im Grunde doch die ewig alten sind, zu neuen ‚exzentrischen' Späßen im jungen Nordamerika.

Dieselbe Beobachtung gilt aber auch innerhalb der einzelnen Nationen. Ihr Nährboden sind nicht die alten Kulturzentren, sondern die erst werdenden oder noch nicht gewordenen. Sie brauchen geistig und ästhetisch anspruchsloses Publikum, ohne daß dessen Anspruch an das Dargebotene gering zu sein braucht. Der Artist muß naive Menschen verblüffen können auf Gebieten, die von deren Phantasie und Gedankenwelt an sich nicht ferne liegen. Deshalb stehen in den Residenzen seit mehr als einem Jahrhundert die Theater, aber die Variétés gedeihen in den Großstädten und in den Industriegegenden. Am industriellen Rhein, in Düsseldorf, erscheint auch die Fachzeitschrift „Der Artist", für den Laien interessant durch die Einblicke in die äußeren Verhältnisse dieses Standes und in dessen ernste Berufsarbeit. Man muß sich freilich erst hineinlesen, muß insbesondere das fürchterliche Sprach-Kauderwelsch überwinden, ohne das einmal, entsprechend bekannten deutschen Eigentümlichkeiten, diese guten Leute nicht glauben auskommen zu können und das sie, geschäftlich wahrscheinlich mit richtiger Berechnung, auf die Spitze treiben. Aber wenn man dadurch nicht mehr allzusehr gestört wird, so hat es vielen Reiz und tut wohl zu sehen, wie mit seiner wachsenden Bedeutung nun auch dieser Stand selbstachtungsvoll emporgestiegen ist. So daß er also nicht bloß äußerlich im Begriff steht, das vieltausendjährige Akrobatenkostüm mit dem Frack zu vertauschen und das alte Marktgeschrei mit einer gebildeten Form des ehrlich geführten Erwerbskampfes.

Wie gesagt, immer spiegeln die Artisten auf das unmittelbarste die Art eines Volkes und seine Neigungen wider. Die alten Ägypter waren keine sonderlichen Krieger, und trotz allen bombastischen Ruhmesinschriften der Könige fehlt ihnen eine volkstümliche Heldenepik, wie die Griechen oder die Germanen sie haben. Sie sind auch kein Volk mit starker Phantasie und von rastlos weiterdringender geistiger Unersättlichkeit. Sie sind fleißig, gelehrig und lenksam, von den wiederkehrenden Notwendigkeiten des Arbeitslebens im Nillande seit vielen vorgeschichtlichen Jahrhunderten erzogen und gedrillt, die ganze Nation ein treffliches Material für starr organisatorische Kräfte. Ihr Leben ist in allen Schichten eng und für die allermeisten mühselig. Aber worauf sie sinnen, ist nicht Befreiung, sondern Entschädigung, ein „bißchen Freude". Solches Vergnügen mit mehr oder weniger spannender Aufregung wurde nun schon den Ägyptern durch berufsmäßige Spezialisten bereitet. Es gab zum Beispiel sich produzierende Ringer, und die Art, wie sie auf Reliefs des mittleren Reiches, das heißt etwa von 2000 vor Christus an, abgebildet werden, wie sie aufeinander losgehen, sich fassen, wie sie dem Gegner nach den Gliedern greifen und ihn endlich auf den Rücken zu drehen suchen, das alles erinnert bis ins kleinste an die moderne Kampfringerei. Ferner gab es berufsmäßige Fechter, die aber harmlos blieben und mit den Gladiatoren der kriegsgewöhnten, Söldner bezahlenden Römer nicht zu vergleichen sind. Sie waren richtige Klopffechter, kämpften mit Stöcken und hatten sich Brettschilder

zum Parieren auf den linken Arm gebunden.

Die eigentlichſten Freuden der ägyptiſchen Schauluſt gehen aber auf friedliche Künſte, und ſo zeigt ſich ein mehr äſthetiſcher als aufregungsbedürftiger Zug. Deshalb tritt auch in der Hauptſache die Weiblichkeit auf den Plan. Da gibt es Jongleuſen, die mit einer ganzen Reihe von Kugeln oder Bällen auf einmal ſpielen. Auch in erſchwerter Weiſe, indem zum Beiſpiel die Künſtlerin auf dem Rücken einer mit ihr laufenden Genoſſin reitet. Oder es treten Akrobatinnen auf, die ſich nach rückwärts überſchlagen und andere Gymnaſtik treiben. Und hierbei miſcht ſich dann wohl ein parodiſtiſcher, clownmäßiger Zug ein. Wir ſehen auf den darſtellenden Steinreliefs, dieſe Frauen haben ihr künſtlich zurechtgemachtes Haar in einen Kegel aufgebunden, der dadurch eine unverkennbar abſichtliche Ähnlichkeit mit der ſpitzen weißen Königsmütze oder ſogenannten Königskrone von Oberägypten bekommt. Das häufigſte aber ſind die Tänzerinnen, von denen wir ſchon ſprachen, mit Tamburinen und Kaſtagnetten in den Händen, oder von beſonderen Muſikantinnen begleitet. Bei dieſem Tanz iſt alles die feinanmutige Bewegung. Es handelt ſich in der Tat ſchon um einen Genuß des gebildeten zuſchauenden Auges, nicht um kokettierende Lockungen und aufreizende Andeutungen. Eben aus dieſem Grunde hehlen die Tänzerinnen nichts. Sie ſind ſchlechtweg nackt, wie es übrigens auch die aufwartenden Dienerinnen ſo vielfach in dem warmen, derlei Kleiderloſigkeiten gewöhnten Lande ſind. Nur auf den Schmuck, den ſie beſitzen, wollen ſie nach einer immer wiederkehrenden naiven Pſychologie nicht verzichten. Da würden ſie ſich beraubt und erniedrigt fühlen, ihre Kopfzierden, Ohrringe, Halsgehänge und Schmuckgürtel dürfen auch beim Tanz nicht fehlen. Erſt in jüngerer Zeit, im ‚neuen Reiche‘, wird der Tanz kokett und ſinnlich. Lange, durchſichtige Frauengewänder, aber ohne die gewiſſen Unterkleider, auf die die wirkliche Dame nicht

Landſchaft mit fahrenden Leuten, Fechtern, Ringern, Schlangenbändigern und anderen Gauklern, die ſich vor einer Geſellſchaft produzieren, welche zu dieſem Zweck von benachbarten Burgen herabgekommen iſt.
Nach Dr. A. Eſſenwein „Mittelalterliches Hausbuch“, Verlag von Heinrich Keller in Frankfurt a. M.

verzichtet, umſpielen den Körper, laſſen ihn durchſcheinen und in der raſchen Bewegung wieder verſchwinden. Und entſprechend werden die Bewegungen heftig, erregt und trippelnd; auf einem Relief von Bulaq laſſen uns die Bewegungen zweier Tänzerinnen mit Kaſtagnetten ganz unmittelbar an die Vorführungen ‚temperamentvoller‘ moderner ſpaniſcher Tänzerinnen denken.

Die Griechen treffen wir nun ſchon als Erben des Orients, und die vorzeiten zugewanderten fremden Artiſten haben längſt bei ihnen ihre einheimiſchen Schüler gefunden. Literariſche Quellen ſeit Homer erzählen von ſolchen Gymnaſtikern und unterhaltenden Künſtlern; die Malereien auf den Tongefäßen, den ſogenannten Vaſen, bilden ſie ab, und alles heimelt uns an. Wir finden Gaukler oder Wundermänner, Spaßmacher, Clowns, Taſchenſpieler, Dreſſeure. Dieſe führen zum Sprechen abgerichtete und auf Leitern kletternde Vögel vor, oder Affen, die muſizieren und militäriſche Übungen der Krieger nachmachen. Ferner finden wir Puppenſpieler mit Marionetten, Meſſertänzer, wie in Oſtaſien, und Seiltänzer. Endlich Equilibriſten, die auch wieder in der Art ihrer indiſchen, chineſiſchen und japaniſchen Berufskollegen mit dem Bambusgeſtell auf ſchwanken Gerüſten ihre Kunſtſtücke machen. Daß das alles fahrende Leute ſind, geht aus dem Ausdruck *πλάνοι* (Um-

Muſikanten und Gaukler vor einer vornehmen Geſellſchaft. Nach Dr. Eſſenwein „Mittelalterliches Hausbuch“.

Fahrendes Volk mit Jahrmarktsbude vor einem ländlichen Ort. Nach Dr. Eſſenwein „Mittelalterliches Hausbuch".

herzieher, Landſtreicher, es iſt derſelbe Wortſtamm wie in Planet) hervor. Auf den Vaſen ſehen wir die Akrobatinnen abgebildet: elegant gewachſene, ſchmeidige junge Perſonen; in der vorhin ſchon erwähnten Art ſchlagen ſie über eingeſteckte Schwerter hinweg Purzelbäume oder ſchießen, auf den Händen ſtehend und durch die ſchwebende Biegung des Körpers das Gleichgewicht haltend, mit den Zehen Pfeile vom Bogen. Sonſtige Kunſtſtücke der griechiſchen Gaukler und Wundermänner haben ſich bis heute auf den Jahrmärkten erhalten, das Schwerterſchlucken, Feuerfreſſen und dergleichen mehr. Verſchollen dagegen iſt die Kunſt, auf einer ſchnell rotierenden Töpferſcheibe zu ſchreiben, wenn man nicht etwa ſagen will, ſie habe in der Salonmalerei eine Wiederauferſtehung gefunden.

Für die Frauen des fahrenden Standes, wenn ſie jung und hübſch ſind, liegt immer die Verlockung vor, ihr Geld müheloſer und — reichlicher zu verdienen, als durch Kunſtſtücke, welche harte Selbſtzucht und Trainierung erfordern. Daher finden wir die Hauptmaſſe dieſer Mädchen bei den Griechen als Flötenbläſerinnen, Sängerinnen und Muſikantinnen mit Saiteninſtrumenten. Sie wurden zu den Symposien oder Herrendiners vom Hausherrn beſtellt. Aber ſie fanden ſich auch von ſelber ein, indem ſie durch die Straßen gingen und in die Häuſer eintraten, wo ſie Geſelligkeit vermuteten, ganz wie heute die Harfenmädchen, Geigerinnen und Sängerinnen in die Gaſtwirtſchaften kommen. Sie waren leichtes Volk, das gutenteils das Muſikmachen nur zur anſtändigen Einführung nahm, wie ſowohl aus den Szenen der Vaſengemälde hervorgeht, als auch aus der Weiſe, wie ſie der Polizei, den Aſtynomen, unterſtellt waren und von dieſer beaufſichtigt wurden. Die Tänzerinnen erhoben ſich doch etwas über ſie. Dieſe vertraten ſchon eher eine ernſthaft genommene Kunſt und warfen ſich nicht ſo ohne weiteres weg. Sie tanzen entweder zu der rhythmiſchen Muſik jener Flötenbläſerinnen und Zitherſpielerinnen. Oder ſie begleiten ſich auch ſelber, mit der Handpauke (*τύμπανον*) oder dem Kymbalon, das ebenfalls ein tamburinartiges Becken iſt, oder mit den Krotala in beiden

Musizierender Fahrender mit Weib und Kindern.
Stich von Lukas van Leyden. Königl. Kupferstichkabinett, Berlin.

Wie gesagt, die Griechen hatten auch Puppenspieler und außerdem waren eine große Anzahl ihrer Gaukler einfach derb mimische Spaßmacher. Das war die eigentliche Komödie des niederen Volkes, das diese auch nicht verschmerzt hätte, als nun in Athen aus den alten Dionysosfesten das Drama entstand: als der großartige, für unsere heutige öffentliche Bildung noch gar nicht denkbare Versuch gemacht werden konnte, die dem Volke geläufigen Sagenstoffe und Epenstoffe für dasselbe Volk in die höchste Kunstform, die des gewaltigen, erschütternden tragischen Schauspiels, umzuformen. Die geschichtlich vor unseren Augen liegende Möglichkeit dieses Unternehmens einem empfänglich gebildeten Volke gegenüber, das die großen Massentheater erfüllte, wird ja auch dadurch nicht verkürzt, daß man die Klugheit hatte, der Menge gleichzeitig ihre alten amüsanten Burlesken zu lassen, nämlich den großen Tragödien zum Schluß noch immer das lustige Satyrspiel hinzuzufügen. So wurden nach dem erschütternden Eindruck der machtvollen Trilogien, der darum nicht verloren war, endlich doch alle mit einem befreienden Lachen entlassen, mit einem tollenden, wertlosen Unsinn. Ein sehr viel feinfühligeres Verfahren, als wenn man etwa den großen Trauerspielen ein gutes selbständiges Lustspiel hinterdrein hätte folgen lassen. Die Komödien sind vielmehr wieder eine Sache für sich.

Dann die Römer. Sie sind vor allem ein Verstandesvolk. Das macht sie zu den mechanisch größten Juristen und den

Händen, den unsterblichen Kastagnetten. Marmorreliefs und Malereien zeigen uns diese Tänzerinnen. Wir sehen sie entweder mit einem bloßen Ballettröckchen um die Hüften und erkennen, daß es sich in diesen Fällen um eine echte künstlerische Absicht handelte, um die Vorführung von wirklicher Schönheit durch Körper und Tanzbewegung. Oder wir finden sie, so zum Beispiel auch in den bekannten Wandgemälden aus Pompeji, mit drapierenden weiten Schleiern um die kleiderlose Gestalt, wo nun also abermals das sinnliche Element deutlicher zur Hauptsache gemacht erscheint, das Spiel mit dem Verhüllen und Enthüllen zu entsprechenden Motiven des Tanzes. Denn vielfach wird ein solches Thema, eine Szene, eine allbekannte mythologische Erzählung getanzt, und dadurch wird nun der Tanz schon wieder zu einer Art Pantomime.

folgerichtigsten Ländereroberern der Geschichte. Und es bringt die ungeheuren Reichtümer einzelner Personen nach Rom, in einer Weise, wie es seitdem erst wieder das industrielle Nordamerika kennt. So maßlos aber in der Beziehung die sozialen Unterschiede zu Rom sich auftun, schließlich sind sie doch alle wieder einer Art und eines Volkes: die um die Verwendung ihres Geldes verlegenen Überreichen, die überschlauen Unternehmer, Anwälte und Politiker, die fleißigen Kleinbürger und die für andere Leute sich schindenden armen Schlucker. Und sie alle beseelt der gleiche harte Waffenstolz des Herrenvolkes, das die Welt sich unterworfen hat. Sie alle sind nüchtern und — abergläubisch, wie solche Menschen in einer typischen Verbindung es immer sind. Bis heute tritt uns diese Verbindung von Erwerbssinn und Aberglauben am deutlichsten entgegen in der Lotteriewut der Italiener und in der Wichtigkeit, die Träume, Heiligenkultus und kirchliche Kalenderrechnereien für die Auswahl der Nummern haben, auf welche sie ihr Spielglück setzen. Unter den fahrenden Leuten, die seit den osteuropäischen und asiatischen Kriegen des zweiten Jahrhunderts vor Christus massenhaft nach Rom kommen, spielen daher Wahrsager und Sterndeuter eine Hauptrolle. Daneben die Taschenspieler und andere Künstler, die den Verstand herausfordern, die Praestigiatores und Saccularii, wie die Taschenspieler nach dem Sack oder Beutel, der Tasche heißen, worin sie ihr Gerät mit sich bringen. Daneben alle Künstler und Spezialitäten, die sich an den Mut und die Aufregung wenden, die Tierbändiger und die Fechter, von denen wir ja schon gesprochen haben. Endlich aber die Spaßmacher, die joculatores, die Leute, deren Beliebtheit nicht nur darin besteht, daß sie selber Späße vorzubringen wissen und zu dem Zweck nun wieder das Puppenspiel heranziehen. Sondern die sich auch selber zur Zielscheibe für den mehr oder minder plumpen Witz derjenigen hergeben, die etwas zahlen. Das Behagen an solcher vermeintlich scherzhaften Verhöhnung zeigt sich immer am deutlichsten bei solchen Völkern, wo Geld und infolgedessen auch Protz eine hervorragende Stellung im Gemütsleben einnehmen.

Ritterliche Gesellschaft mit Spielleuten. Kupferstich, genannt „die Todesstunde", (1499) von Mair von Landshut. Im Königl. Kupferstichkabinett zu Berlin.

Dann schließt all dieses unstete Volk seinen Pakt mit den Germanen, die das römische Reich auflösen, und wandert zu ihnen hinüber. Und diese Leute unterbieten nun, was es bei den Germanen selber schon an volksheimischen Ansätzen zu berufsmäßigen epischen Sängern und Aöden in der griechischen Art gibt. Volksfremde Zuwanderer für den Germanen, der deshalb in seinem Rechtsleben keinen Platz für sie hat. Es fehlen die Voraussetzungen der Volkszugehörigkeit und Grundsässigkeit, des unveräußerlichen persönlichen Rechts des freien, mit freier Sippe zusammenstehenden Mannes. Dieses im Verein mit der Verachtung des Germanen gegen Leute, die „Gut für Ehre nehmen", macht nun jedermann ehrlos, der in den Kreis der Wanderkünstler hineingerät. So bleibt es, auch nachdem im Laufe der Jahrhunderte der ursprünglich volksfremde Stand sich längst in einen einheimischen umgewandelt hat. Denn es fehlt durchaus nicht an Zulauf aus dem germanischen Volkstum. Entgleiste und unversorgte Existenzen gibt es immer, auch bei der sippischen und genossenschaftlichen Wohlversorgtheit der Germanen, die im allgemeinen besteht. Es reizt auch manchen unbändigen jungen

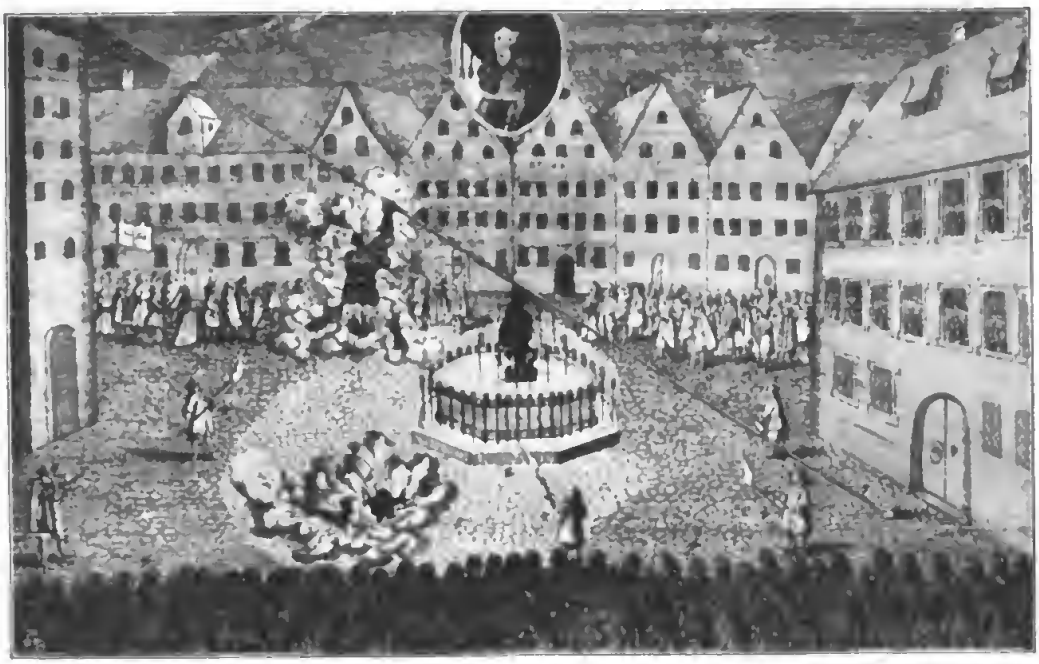
Hochzeitsspieler. Stich von Heinrich Aldegrever.

Spielleute auf einer Dorfhochzeit.
Stich von Sebald Beham, 1546. Königl. Kupferstichkabinett in Berlin.

Kerl, lieber als auf dem väterlichen Bauerngut dem Bruder, der den Hof erbt, zu dienen, ein solcher Fechter zu werden, mit dem abenteuerlichen Männer- und Weibervolke umherzuziehen und einen wilden, wenn auch nur eingebildeten und bald schal werdenden Lebensgenuß dadurch zu haben. Auf andere Weise sehen sich alle, die einen Zug ins Episch-Dichterische in sich spüren, hierhin gewiesen, seit die Kirche mit so vielem Erfolge die alten Sagen- und Heldenstoffe aus der korrekten Tageskultur ausrottet. Sie verlieren damit die Möglichkeit, in der Freigiebigkeit der Höfe und der Vornehmen skaldisch ihr Leben zu fristen, und werden nun notgedrungen die Spielmannsdichter, die mit den Fahrenden ziehen, mit ihnen zigeunerisch ihr Lager am Waldrand oder vor den Ortschaften aufschlagen und ihr Publikum wesentlich in dem geringeren Volke finden, das allein noch den einheimischen Helden- und Wanderstoffen die Treue hält. Und sie stehen sich bei alledem nicht gerade schlecht. Denn der deutsche Landbewohner jener Zeit ist im ganzen noch immer ein stattlicher, froh gesinnter und daher auch gastlicher und gerne spendender Mensch.

So setzt sich dieses deutsche fahrende Volk nun zusammen: die alten römischen Elemente der Akrobaten und Akrobatinnen, der „Gaukler", wie der Germane das Wort joculator eindeutscht, der Wundermenschen, welche Steine zerkauen, Feuer fressen und Schwerter schlucken, der Taschenspieler und Jongleure. Dazu die ebenfalls aus dem alten Rom herübergewanderten Fechter, die als „füst-

kempho“ oder „knuttilkempho“, wie die althochdeutschen Ausdrücke dafür vorkommen, als Faustkämpfer und Knüttelkämpfer, zahlreichen Ersatz aus dem raufluſtigen und gern seine Kraft messenden derbländlichen Deutschtum finden. Dann aber vor allen die Spielmänner jeder Art, die so sehr das Übergewicht an Zahl haben, daß sehr häufig der ganze Stand danach benannt wird. Unter diesen Spielleuten begegnen uns die literargeschichtlich höchst bemerkenswerten Volksdichter, die das Verdienst haben, über den toten Raum der deutschen Schriftallem auch die Musikanten, die Spielleute, wie noch wir sagen. Und wir sprachen schon davon, wie endlich das Entstehen der Städte ihnen die Möglichkeit gibt, ansässig zu werden und damit aus dem ehrlosen Stande heraus zu kommen, der zugleich ein rechtloser ist. Denn wie noch der Schwabenspiegel im XIII. Jahrhundert mit der ganzen Plastik und Drastik der alten deutschen Rechtssprache sagt, Spielleuten und was dahin gehört, denen gibt man zum Wergeld eines Mannes Schatten. Mit anderen Worten, sie haben für Schädigungen und



Sturz des fahrenden Arztes und Seiltänzers Karl Bernardin vom Seil. Regensburg, 1673. Stich im Germanischen Museum zu Nürnberg.

literatur seit dem IX. Jahrhundert die schönen volksmäßigen Epenstoffe herübergerettet zu haben, bis an die mittelhochdeutsche Zeit, die auch sie nun wieder schriftwürdig befindet: die Nibelungen, den Gudrunstoff, Dietrich von Bern, Ortnit, Wolfdietrich, Hugdietrich, König Rother, Herzog Ernst, Orendel und wie diese deutschen Wanderepen oder Odysseen heißen. Diese Art Dichtungspflege durch die Spielleute geht freilich bis ins Bänkelsängerische herunter, und sogar, sie hat sich vorläufig nur dadurch gefristet und erhalten.

Außerdem sind die Fahrenden vor Gewalttat keinen Ersatz, als daß sie sich an den Schatten halten dürfen, den der Mann, der ihnen etwas getan hat, in der Sonne wirft; den können sie töten oder wieder schlagen und ohrfeigen, je nach dem, was ihnen oder ihrem Verwandten zugefügt worden ist. Endlich aber sind diese fahrenden Spielleute auch die Amüseure. Als solche stellen sie sich bei großen Versammlungen und den zugehörigen Festlichkeiten, bei Hoftagen, Kirchenfesten, vornehmen Hochzeiten, Turnieren massenhaft ein und finden nicht schlechte Einnahmen. Mehr denn tausend Mark Silbers verdienten bei Krim-

Theater auf offenem Markt. Gemälde von Fr. van der Meulen in der Galerie Liechtenstein in Wien.

hilds Hochzeit mit König Etzel die Spielmänner Werbel und Swemmel, erzählt das Nibelungenlied. Als eine von den Spielleuten lebendig erhaltene Volksdichtung spricht es natürlich pro domo, gerade so wie es in der Figur Volkers von Alzei, des Fiedlers, eine tapfere und ehrenhafte, poetisch anziehende Gestalt, ein Standesideal der sozialen Spielmannsphantasie, geschaffen hat.

Ein solches Emporstreben des Standes ist aber zu dieser Zeit nicht ohne Grundlage mehr. Die Kreuzzugsjahrhunderte mit ihrem befreienden Aufschwung alles weltlichen Lebens sind es in der Tat, die den tüchtigeren und sachlicheren Elementen der fahrenden Spielleute eine Erlösung aus dem verachteten Verhältnis gebracht haben. Wie die Turnierspielleute und die Musikanten ihr geordnetes Unterkommen finden, wie die Fechter etwas später unterrichtende Fechtmeister an den Höfen und in den Städten werden, so werden die Spielmannsdichter literarische Persönlichkeiten, die ihre Wohnung in den Städten nehmen und ihre Dichtungen aufzeichnen und edieren, gleich den höfischen Epikern. Eine Sonderung innerhalb des Standes tritt ein. Die zu der lebendigen deutschen Kultur in innerer Beziehung stehenden Elemente heben sich heraus und gehen ins Bürgertum, in die feste Wohnsässigkeit über. Und so bleibt als fahrendes Volk wieder der alte Grundstock noch, die echten Gaukler und Wundermänner, die Seiltänzer, Akrobaten, Taschenspieler und Tierabrichter. Also die ursprünglich volksfremden Elemente. Und das ist nun das Bezeichnende: sie spielen schon früh die Ausländer, wenn sie es auch gar nicht sind. Aber sie beginnen jetzt auch, sich am vorteilhaftesten aus Ausländern zu ergänzen, da das Anstaunen, das sie nun einmal erreichen müssen, von den guten Deutschen am liebsten dem Ausländer entgegengebracht wird. Die Fechter der neueren Jahrhunderte sind vielfach Italiener, desgleichen die Puppenspieler, die die neuere Gestalt des Pulcinello nach Deutschland bringen. Aber auch die Seiltänzer, Springer und Jongleure sind häufig echte Italiener oder — nennen sich zum mindesten Signor. Allmählich nach den Jahrhunderten der Renaissance verblaßt dann in Deutschland der Ruhm

der Italiener. Der Artiſt hat größeres Anſehen, wenn er als Franzoſe, Niederländer und endlich als Engländer auftritt, oder wenn er wirklich ein ſolcher iſt, ein Unterſchied, der dem Publikum im allgemeinen verſchleiert wird. In allmählicher Ausnutzung der großen Entdeckungen kommen als Vorführer von fremden Tieren hauptſächlich Weſteuropäer nach Deutſchland. Sie zeigen Elefanten und Strauße vor, die am früheſten vorgeführt und ſchon von Italienern gebracht werden. Dann Rhinozeroſſe — Dürer in dem viel aufgeſuchten Nürnberg ſieht ein ſolches und ſticht es in Kupfer; aber noch im Jahre 1748 zahlte Gellert, ‚um das Rhinozeros zu ſehen‘, einen halben Gulden, was doch keine Kleinigkeit war. Ferner Krokodile, reichlich viele Affen und allmählich auch Kamele, die auffällig ſpät kommen, und Löwen. Daraus entſteht dann bis zum XIX. Jahrhundert die wandernde Menagerie, entſtehen endlich die zoologiſchen Gärten. Hingegen jene armſeligeren Fahrenden aus den polniſch-ungariſchen Ländern, deren Spezialität die Brummbären mit dem Ring in der Naſe und den Tanzkünſten ſind, erhalten ſich in alter Weiſe und ſind noch immer auf den Landſtraßen und in den kleinen Städten zu finden.

Ihr Ausländertum, ſofern es ein weſteuropäiſches, alſo vornehmeres iſt, erleichtert es den verſchiedenen wandernden Spezialitäten, ſelber vornehmer zu werden. Aus England kommen zur Zeit der Königin Eliſabeth und Shakeſpeares die Schauſpieler, die nun eine Brücke hinüber ſchlagen zwiſchen dem Puppenſpiel einerſeits und anderſeits der ſpätmittelalterlichen deutſchen Myſterienbühne. Deutſche Truppen ahmen ihnen nach und verdrängen ſie. Und zwei Jahrhunderte ſpäter ſind infolge der Gunſt der höfiſch-ariſtokratiſchen Kreiſe die feſten Theatergebäude und feſt engagierten Truppen entſtanden, und das Theater ſieht in Deutſchland ſeine literariſche Blütezeit. Aus Italien, wenn auch nicht ausſchließlich von dort, kommt das neuere muſikaliſche Virtuoſentum, das mit dem alten Spielmannsweſen nichts mehr zu tun hat. Aber auch das Artiſtenweſen folgt dem Zuge zum anſehnlicheren Auftreten, das endlich immer irgendwie zur gewiſſen Anſäſſigkeit, wenigſtens zu Teilformen derſelben, führen wird. Weniger von den Seiltänzern, die ſchon im Mittelalter mit ihren uns wohlbekannten Produktionen erwähnt werden und im ganzen noch immer kleine Wandertruppen und Jahrmarktskünſtler bleiben, gilt dies, als von der mehr Anlagekapital vorausſetzenden Abart der Kunſtreiter, die im XVI. Jahrhundert quellenmäßig erkennbar werden. Sie organiſieren ſich im ſtattlichen

Der Bänkelſänger. Stich von A. L. Romanet nach J. C. Seekatz. (1766.)

wandernden Zirkus, der nun heute auch schon feste Gebäude hat, aber auf auswärtige Gastspiele und Filialen nicht verzichtet. Dann sind da die Vorzeiger von Sehenswürdigkeiten, von mechanischen Wunderwerken, beweglichen Bergwerken, von sogenannten Gaukelwerken, wie zum Beispiel geschnitzten Paradiesesdarstellungen mit beweglichen Figuren, von mechanischen Theatern, diese seit dem XVI. Jahrhundert, von Wachsfiguren. Letztere werden seit dem XVII. Jahrhundert genannt und führen von Anfang an in stehender Vereinigung Fürsten, berühmte Leute und berühmte Gauner der angeregten Menge vor. Sie haben neuerdings ihr Heim in den Panoptiken der Großstädte gefunden und sind also auch nicht mehr auf die Wanderschaft mit dem ganzen Apparat gewiesen. Das übrige Artistentum findet sich im Variété zusammen, womit es zwar den fahrenden Charakter nicht verliert, aber doch vom Jahrmarkt losgekommen ist. So kann es sozial stattlicher werden, sieht sich anderseits aber zu neuen Anstrengungen aufgefordert.

Und gestützt auf diese großen, theatermäßigen Gebäude, wie sie nun heißen mögen, Wintergarten oder Apollotheater, Eden-Theater (Mailand), Folies-Bergère (Paris), drängt das Variété heute ohne Frage in mancherlei Richtung das ältere Theater zurück. Nicht bloß an äußerlichem Erfolg, an der Zugkraft auf das größere und naivere Publikum. Es nimmt in gewisser Beziehung das Theater selbst ins Schlepptau. Das Theater wird der sich anpassende Teil und geht darüber sogar hinaus. Es tut sich so vielfach jedem Kulissenzauber auf, der Poesie zu sein vorgibt, jedem Blödsinn, der zu amüsieren behauptet. Und so tritt die eigentümliche Erscheinung ein, daß die Schaubühne des Variété sogar noch die ernsthaftere, in innerer Hinsicht moralischere Anstalt wird. Was es, das Variété, uns bietet, sei es im ärgeren Falle der Mischmasch von Féerie und geschmackloser Komik, sei es im wertvolleren Fall die echte und anerkennenswerte Bravourleistung des Turner-, Akrobaten-, Taschenspieler- und Equilibristentums: das Variété ist im Vergleich zu dem durchschnittlichen modernen Theater ohne den Hintergrund der Kulturlüge. Deshalb nimmt es dem Gebildeteren den Einwand fort, und er kann hineingehen, ohne sich zu schämen. Wir lachen befreiter und ehrlicher in müßiger Stunde einem Paar guter Exzentrik-Clowns zu, als den zu empfindlicher Kritik Geneigten die Poesien à la d'Annunzio zu überzeugen vermögen. Es ist uns hundertmal wohler bei einer famosen turnerischen Vorführung des Brettl, als bei der sensibelsten Ehetragödie der Bretter, die heute die hysterische Welt bedeuten. Seine Leistungen sind so sehr viel die echteren, wo es sich um die Freude am Können handelt, und nötigen uns Respekt ab. Und mehr und mehr drängen ja auch die Leistungen solchen artistischen Könnens die der Tingeltangelpikanterie zurück, insbesondere die unerträglichen stimmlosen Chansonetten im Jahrmarktsbudenkostüm. Mehr und mehr finden wir Vorführungen, in die eine Menge von Geist, Geschicklichkeit und Erfindung hineinverarbeitet ist, oder finden dekorative Bilder — ich erinnere nur an die Tänze der Ruth St. Denis —, die schon durch die materielle Echtheit des Zubehörs so schön sind, daß mit diesen wandernden Spezialitäten das stehende Theater den Wettbewerb nicht aushalten kann. Alles Dinge, welche Gedankengänge anregen, die nicht im Handumdrehen erledigt sind. Die Zeit ist demokratisch, und deshalb wird sie es auch im Geschmack mehr und mehr.

Das ist die eine Legitimation für die steigende Bedeutung des Variété. Und die andere ist, daß es unter Wahrung seiner Grundlagen sich ohne Frage verfeinert und gehoben hat. Auf solche Weise liegt in ihm, wie man sonst darüber denken mag, eine Zukunft, und abermals eine neue Ära des Artistentums, die wir noch gar nicht zu überblicken vermögen, tut sich auf.

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Georg Hermann, Jettchen Geberts Geschichte. Zweiter Band: Henriette Jacoby (Berlin 1908, Egon Fleischel & Co.). — J. C. Heer, Laubgewind (Stuttgart 1908, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger). — Rudolf Hans Bartsch, Zwölf aus der Steiermark (Leipzig 1908, L. Staackmann). — Franz Karl Ginzkey, Jakobus und die Frauen. Eine Jugend. (Ebenda.) — Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten. — Französische Liebesbriefe aus acht Jahrhunderten (beide bei Julius Zeitler, Leipzig).

Anderthalb Jahr hat sich die deutsche Leserwelt den Kopf zerbrochen, wohin Jettchen Gebert in jener sternhellen Novembernacht des Jahres 1839 gelaufen ist, da sie sich in einem blinden Hinausweh von ihrer Hochzeit fortstahl — sie, die echte Gebert, die den blonden Germanen Kößling liebte und die sich doch von Onkeln und Tanten in Gottes Namen an den kompromittierenden Profitmacher Julius Jacoby aus Bentschen hatte verheiraten lassen.

Nun, nach anderthalb Jahren, nimmt Georg Hermann an der Stelle, wo er ihn fallen ließ, den Faden wieder auf, um die kurze und traurige Geschichte der jungfräulichen Madam Henriette Jacoby zu erzählen, die mit ihren leichten weißen Schuhen über die dünn beeisten Wasserlachen der Königstraße floh, während droben in der „Gesellschaft der Freunde" in der Neuen Friedrichstraße ihre ganze Sippschaft noch ihre Hochzeit feierte. Nur ihr Onkel Jason hatte sich vor ihr gedrückt — dieser geistreiche, feine, etwas problematische Jason, das enfant terrible der Familie und psychologisch die beste Gestalt des Romans. Er ist es auch, der das dahinirrende Jettchen auf der Straße auffängt. Wär' es nicht geschehn, so wär' sie am Ende doch zu ihrem blonden Liebsten gelaufen, und die ganze Geschichte hätte ein andres Gesicht bekommen. So aber bleibt sie bei Jason Gebert, bei seinen Büchern und seinem zärtlich geliebten Porzellan, und der schon leicht Ergrauende ist unermüdlich tätig, den verfahrenen Karren wieder auf ebene Straße zu bringen, den Zorn der Familie zu besänftigen, die nur durch vermögensrechtliche Fragen komplizierte Scheidung der Ehe durchzusetzen und seine Nichte am Ende doch noch in der Verbindung mit Kößling glücklich zu machen. Er findet bei diesem Bemühn auch nirgends starke Widerstände. Der etwas schwächliche, ganz auf das Zarte und Leise gestellte Georg Hermann geht allen lauten und heftigen äußeren Konflikten sacht aus dem Wege, und seine Gestalten zucken vor jeder Situation am Ende nur die Achseln, ohne sich recht zu wehren: man muß es nehmen wie es kommt! Auf diese Weise wird die Bahn für das eigentliche Liebespaar ohne besondere Schwierigkeiten noch einmal frei, und Jettchen könnte selig ihrem blonden Germanen an die Brust sinken, wenn — ja wenn sie beide noch dieselben wären wie früher.

Aber ganz unmerklich haben sie sich leise entfremdet. In halber Angst pressen sie sich noch aneinander, um doch in Augenblicken zu fühlen, daß sie sich innerlich langsam voneinander lösen. Der blasse, allzu blasse Kößling ist in den anderthalb Jahren, da wir nichts von ihm hörten, nicht gerade fester, klarer und kräftiger geworden; er weiß noch immer nicht recht, was er will. Und mehr und mehr verdrängt ihn ein Stärkerer aus Jettchens Herzen: Jason Gebert. In dem engen Zusammenleben spinnen sich die Fäden immer fester um Onkel und Nichte, um die auch seelisch Verwandten, immer stärker wird die heimliche Neigung, die jedes in rührender Scheu vor dem andern unterdrückt, und dies ist das Tragische, daß gerade Jason, indem er blutenden Herzens der heimlich Geliebten die Wege zu dem vermeinten Glück ebnet, sie in eine unerträgliche Lage bringt. In der Verwirrung ihres ganzen Wesens gibt sich Jettchen — man muß das mehr ahnen, als daß es deutlich gesagt oder gar dargestellt wird — Kößling hin, aber wie sie erst nach der Hochzeit erkannt hat, daß ein Leben neben Julius Jacoby für sie unmöglich sei, so sieht sie in voller Klarheit auch zu spät erst ein, daß schon längst ein anderer den einst Geliebten in ihr verdrängt hat — ein anderer, zu dem ihr nach dem, was geschehen, der Weg versperrt ist. Und wie sie damals von der Hochzeitstafel geflohen, so flieht sie jetzt, ein verirrtes Kind, das keinen Ausweg mehr sieht, von der Tafel des Lebens. Sie gibt sich selbst den Tod, und der handgroße Blutfleck auf dem weißen Bettbezug ist das einzige Grelle in diesem Buch der abgetönten Farben.

Vielleicht ist die Parallelhandlung in „Jettchen Gebert" und „Henriette Jacoby" dem Erzähler selbst gar nicht zum Bewußtsein gekommen, weil sie so rein aus den einmal gegebenen Charakteren fließt. Schon bei dem ersten Bande fragte sich jeder Mensch unwillkürlich, warum das holde Jettchen nicht den Mund auftat, warum sie sich ohne Murren und Kämpfen von Julius Jacoby zur Schlachtbank führen ließ. Ein einziges Wort hätte genügt, und ihr im Grunde braver Onkel Salomon, der beinah darauf wartete, hätte aller Not ein Ende gemacht. Ganz

Digitized by Google

ähnlich steht es hier im zweiten Bande. Nur eine Andeutung, und alle Welt wäre glücklich geworden: Jason, Jettchen, die Verwandtschaft, selbst Doktor Kößling. Aber das Wort fällt auch hier nicht. Diese problematischen Naturen, die keiner Lage des Lebens recht gewachsen sind, können mit Grillparzer sagen: „Das Schwerste in der Welt ist der Entschluß." Das Glück steht vor ihnen, sie brauchen nur die Arme zu heben, aber in einer wunderlichen Schwäche versagen sie. Die Geschichte Jettchen Geberts und Jettchen Jacobys ist die Tragödie der Entschlußlosigkeit ...

Die Frage, die auf allen Lippen schweben wird, ob die Fortsetzung dem Anfang entspricht, ob der zweite Band schwächer oder stärker ist, als der erste, läßt sich leicht beantworten. Dichter von leidenschaftlicher Aktivität, die eigentlichen Flieger, erlahmen gewöhnlich, wenn sie einmal absetzen. Aber Georg Hermann hat zu ihnen nie gehört; er hat nichts Hinreißendes; er spinnt sich in Zeiten und Zustände ein und braust nie empor, sondern geht langsam und still vorwärts; er überstürzt sich nicht und kann nicht stürzen. Der zweite Band enttäuscht also keineswegs, ja ich finde, er zerstreut viele Bedenken, die man gegen den ersten hegen konnte, indem er erklärt und bestätigt. Um nur ein Beispiel anzuführen: über die Handlungsweise Jettchen Geberts konnte man noch den Kopf schütteln und konnte ihre unvernünftige Art, gleich nach der Hochzeit fortzulaufen, anstatt ein paar Stunden vorher ihre Meinung zu sagen, auf das Schuldkonto des Autors setzen, der auf diese Weise vielleicht zu einer komplizierteren Verwicklung hatte kommen wollen. Jetzt, da sich in der Parallelhandlung des zweiten Bandes gleiches oder ganz Ähnliches wiederholt, gewinnt auch das Vorangegangene ein neues Ansehn, und wir erkennen deutlich, daß dieser Zug nicht der Willkür des Autors, sondern der Wesenheit der Heldin entsprang. In ähnlicher Weise bestätigt „Henriette Jacoby" noch manches andere, was in „Jettchen Gebert" stutzig machen konnte, und wenn auch die Haupt- und Grundfrage nach dem Dichter noch offen bleibt: in dem Ganzen, das doch am besten niemals getrennt worden wäre, begrüßen wir ein warmes und schönes Werk unserer erzählenden Literatur — ein Werk, das seinen Erfolg wohl verdient hat. Es ist fast selbstverständlich, daß auch der zweite Band sich breit gehen läßt. Aber ein eigentlich toter Fleck findet sich nur am Anfang, wo man von Seite 48 oder 49 ab bequem ein Dutzend Seiten herausstreichen könnte. Sonst gehört gerade zu diesem Werk, das eine bestimmte Zeit spiegelt, eine gewisse Umständlichkeit, und wenn es nicht mehr die Möbel und Tapeten sind, so sind es die Gärten von Potsdam und die Porzellansachen Jasons, die wir höchst genau und von allen Seiten kennen lernen. Dazu taucht die halbe zeitgenössische Literatur und Kunst auf: der Gruſel-Hoffmann, Heine, Börne, Bettina, Varnhagen, Raupach, Louis Schneider, der Tunnel an der Spree, der Hof- und Pferdemaler Krüger, der Turnvater Jahn usw. Aber es ist alles doch ohne Aufdringlichkeit in das Zeitbild gesetzt. Und ganz besonders schön ist in diesem zweiten Bande das ins Jüdische übertragene Philemon- und Baucis-Idyll, die Episode Onkel Eli und Tante Mine. Hier ist viel Wärme und Gefühlsweichheit ohne jede überflüssige Sentimentalität, was wir gerade einem aus jüdischer Familie stammenden Erzähler hoch anrechnen wollen.

Denke ich noch einmal an das ganze Romanwerk zurück, so meine ich immer, der alte Fontane hätte seine stille Freude daran gehabt. Das ist ein großes Lob und soll auch eins sein, aber es schließt auch gleichzeitig einen heimlichen Vorbehalt in sich, ein großes Bedenken, das sich nicht mehr gegen das Buch richtet, sondern darüber hinaus auf den Dichter zielt. In der Mitte der Dreißig schafft dieser Dichter aus seinem Eigensten und Besten ein Werk, dessen tatscheuer, resignierter, fatalistischer Grundzug unverkennbar ist. Ich erinnere an die merkwürdige Passivität der Personen, die alles hinnehmen, ohne sich recht zu wehren, die lieber leiden, als handeln, die vor allem Lauten und Starken beinah Furcht haben. Ich erinnere daran, wie Georg Hermann jeder leidenschaftlicheren Szene fast ängstlich aus dem Wege geht; wie er sich scheu herumdrückt um das psychologisch entscheidende Moment der Hingabe Jettchens an Kößling; wie er ihren Tod nicht darstellt, sondern nur berichten läßt. Ja, selbst sein heimlicher Haß gegen die von Osten kommenden Eindringlinge, die Jacobys mit den kleinen schwarzen Jett-Augen, ist doch zum Teil der Haß der Schwäche gegen die rücksichtslosen Tatmenschen, deren zähe Energie noch durch keinerlei kulturelle Verfeinerung getrübt oder gar gebrochen ist. Soll ich nun weiter dem resigniert-fatalistischen Zug nachgehn, der sich schon im Vorwort des zweiten Bandes Ausdruck verschafft, der den Erzähler dazu verleitet hat, über ein Dutzend Abschnitte mit denselben Worten einzuleiten: Es kam, wie es kommen mußte. —? Ich denke, das wird nicht mehr nötig sein, sondern man wird auch ohne dies verstehn, welch geheimes Bedenken mir aus der Lektüre zuwuchs. Es läßt sich etwa in der Frage niederlegen, ob wir nur ein gutes und warmes Werk gewonnen haben oder darüber hinaus in seinem Schöpfer eine bedeutsame und wirkende Persönlichkeit für unsre Literatur. Ob, anders ausgedrückt, unser Zuwachs nur Jettchen Gebert heißt oder mehr als dies: Georg Hermann. Mir scheint, dieser Georg Hermann hat für seine Jahre nicht genug Aktivität und Enthusiasmus. Aber wir wollen nicht vorgreifen ...

Wacht in der Geschichte Jettchen Geberts das ganze alte Berlin vor uns auf, so habe

ich nun von drei Romanen zu sprechen, in denen drei süddeutsche Städte stark, ja zum Teil beherrschend in den Vordergrund treten. Bleiben wir zunächst innerhalb der Reichsgrenzen: da stimmt J. C. Heer in seinem neuen Roman „Laubgewind" (Stuttgart 1908, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflg.) einen kleinen Lobgesang auf München an. Als ich das las, hab' ich gleich die Schultern hochgezogen. Denn es ist ja nicht nur dies, daß für den Schweizer München eben doch nicht Heimatsboden, sondern eine fremde Stadt ist. Da kann er sich helfen und hilft er sich, indem er es eben mit seinen Schweizer Landsleuten bevölkert. Aber noch niemals ist dem Dichter des „Joggeli" und dem Verfasser vielgekaufter Romane das Trottoir einer Großstadt gut bekommen. Die große Stadt, die große Dame und die große Tragik schmeißen ihn regelmäßig um, während das Gebirgsdörfli, das Schweizer Maidli und das Idyll seine beste Kraft wecken. Der Himmel mag wissen, aus welchem Grunde er sein Gebiet so gern verläßt und was ihn in die Welt treibt. Wahrscheinlich ist es die „blutige Fähnrichsphantasie", die manchmal mit ihm durchgeht, etwas Unausgelebtes, das ihn zwingt, von den tüchtigen, kernigen, keuschen Töchtern seiner praktischen Heimat zu Frauenzimmern von fabelhaft exotischem Gepräge zu schweifen. Im „Wetterwart", dem vorigen Roman, stammte die abenteuerliche Dame, wenn ich nicht irre, aus Mexiko und hieß Abigail Dare; diesmal kommt sie direkt aus Indien und nennt sich, frei nach der berühmten Bhagavadgita-Episode des großen indischen Nationalepos „Mahâbhârata", Fräulein Bachavadgita, wird aber nach Kalidasa schlechthin Sakuntala gerufen. Da ist es kein Wunder, daß sie verzehrende Blicke der Eifersucht aus grünlich schillernden Katzenaugen wirft und im Höllenzauber ihrer ungezügelten Leidenschaft tanzt. Schaudervoll, höchst schaudervoll! Und J. C. Heer bekreuzt sich gleich jedem guten Bürger vor dieser Teufelinne, der Ausgeburt seiner eignen, danebengegangenen Phantasie! Es ist nichts komischer, als wenn die bürgerliche Bravheit von schwülen Lastern und großer Verderbtheit träumt.

Sonst ist über den Roman zu sagen, daß er merkwürdig matt, ungeschickt, ja fast dilettantisch beginnt, sich allmählich aber zu einer ganz spannenden Geschichte entwickelt, die allerdings an keiner Stelle über das übliche Niveau besserer Unterhaltungslektüre hinausgeht. In J. C. Heer war stets — obwohl man mit dem ersten Namen etwas zu hoch greift — eine Mischung von Jeremias Gotthelf und Wilhelmine von Hillern. In „Joggeli" überwog Gotthelf; hier überwiegt die Hillern. Aber wir schreiben nicht 1878, sondern 1908, und wie Hilde Rebstein, die malende Heldin von „Laubgewind", die modische Furcht hat vor jedem „abgebrauchten Klischee von Genrebild", also daß sie ihre Blicke vor einem hübschen, angelnden Jungen verschließt und in angequältem „Modernismus" in die sonnenstille Flut eine treibende Wasserleiche hineinphantasiert — so möchte auch J. C. Heer um keinen Preis die bloße, nette Düsseldorfiade geben, sondern aus Frieden und Freundlichkeit stürzt er sich plötzlich mit einem Hechtsprung in die Tragik, erwischt glücklich die Wasserleiche und kommt sich dabei wahrscheinlich sehr modern und bedeutend vor. Daß er dadurch den Grundcharakter des Romans ändern könnte, wird außer ihm niemand glauben; ja, erst durch diesen an den Haaren herbeigezogenen grausamlichen Abschluß macht er ihn recht fühlbar und deutlich. Diese Verurteilung der völlig schuldlosen Hilde zum Tod und zur Schande ist eine mißlungene Konzession an einen schon im Schwinden begriffenen Zeitgeschmack, und man verliert dadurch das letzte bißchen Interesse an dem Roman, dessen tongebendes Wörtchen im übrigen „wonnig" heißt und dessen bevorzugtes Interpunktionszeichen das Ausrufungszeichen ist.

Ein drittes und sehr merkwürdiges Buch versucht die Seele des schönen, grünen Graz einzufangen. Es ist ein Roman von Rudolf Hans Bartsch: „Zwölf aus der Steiermark" (Leipzig 1908, L. Staackmann), der bei seiner ersten Veröffentlichung im „März" die Aufmerksamkeit auf den jungen Verfasser, einen österreichischen Oberleutnant, lenkte. Was er hier geschaffen hat, ist nichts weniger als eine Erfüllung. Aber es ist ein starkes Versprechen. Und wir können das Wort von dem Werdenden, der immer dankbar sein wird, heut richtiger fast in der Umkehrung lesen, daß wir dem Werdenden dankbar sind. Die verschiedensten Individualitäten und Richtungen knüpfen Hoffnungen an ihn, von denen der Fertige, mag er es anfangen, wie er will, immer einen großen Teil enttäuschen muß.

Was an Rudolf Hans Bartsch auffällt, ist der Reichtum seiner Persönlichkeit und die Spannweite seines Talents. Beide haben seinen Roman als solchen verdorben, beide aber sind die Stützen und Träger unserer Hoffnungen. Dieser Mensch hat sich mit tausend Problemen herumgeschlagen, mit allem, was die Gegenwart bewegt; er ruht im Idyllischen und hält stand im Tragischen; er verliert sich herzlich im Volkslied und sehnlich in Eichendorffscher Sommernachtsstimmung, aber er tritt ebenso sicher aus der Landschaft in irgendein Kulturmilieu, er ist phantastisch und nüchtern, lyrisch und satirisch, humorvoll und alles mögliche sonst noch. Ich weiß nicht, was er nicht kann, aber ich weiß auch nicht, was er am besten kann. Es quirlt alles noch durcheinander und wirft Blasen. Man muß abwarten, was da werden will. Vorläufig wird man konstatieren müssen, daß weniger schon mehr wäre.

An den „Zwölf aus der Steiermark" zeigt sich das deutlich. Hier merkt man den jungen Dichter, der auf einmal zu viel will, der in seinem eignen Fett erstickt. Fast ein Dutzend

junge Männer rafft er zusammen, um ihre mannigfachen Charaktere, Entwicklungen und Wege gleichzeitig nebeneinander auszubreiten. Das ist künstlerisch ein Ding der Unmöglichkeit, das ist technisch ein Nonsens. Der größte Meister würde daran scheitern. Uns fehlt die Fähigkeit, so viel auf einmal aufzunehmen. Aus dem Dutzend sind es doch immer nur einige, die sich uns einprägen. Ich versuchte, gleich nach Beendigung der Lektüre mir aus der Erinnerung diese zwölf nach ihrem Namen oder einem sonstigen Kennzeichen zu notieren. Aber ich gestehe, daß ich das Dutzend nicht zusammenbekam, so sehr ich mich abquälte. Den innigen Kantilener, den vor Heimweh sterbenden Helbig, den jüdischen Komponisten, der so ganz in deutscher Musik aufgeht, den in den tragischen Konflikt zwischen Liebe zu seinem Volke und Liebe zur deutschen Kultur gestellten Slawen — diese vier und am Ende noch einen fünften und sechsten wird ja niemand vergessen. Aber die andern? Und charakteristischerweise behält man diejenigen am leichtesten, die irgendwie mit einem Stück Handlung verknüpft sind, soweit man von einer „Handlung" im strengeren Sinne hier überhaupt reden kann. Der Roman würde auseinanderfallen wie eine nach bloßer Willkür zusammengestellte Gewehrpyramide, wenn der zusammengelaufene Kreis nicht in der schönen Frau von Karminel ein Zentrum erhielte und wenn er nicht so bestimmt lokalisiert wäre. Graz und in weiterem Sinne die Steiermark, nach denen sich Amadé Helbig in Sehnsucht verzehrt, sind der Rahmen, der sich fest um die Schar der Zwölfe spannt. „Und Graz," sagt Rudolf Hans Bartsch am Schluß seines Buches, „sie, die Grüne, die Baumrauschende, die vor allen großen Städten Naturbeseelte, sie ist auch die Heldin dieser Geschichte ohne Helden gewesen, von der jedes Blatt ein Votivgeschenk der Erinnerung und des Heimwehs nach ihr ist."

Die Kunst, die der Österreicher in den „Zwölfen" entfaltet hat, ist vornehmlich eine der Charakterisierung und der psychologischen Entwicklung. Sie hat sich hier noch nicht geeint mit der Kunst der Erzählung. Man freut sich, mit welcher Sicherheit und plastischen Kraft die bezeichnenden Züge eines Menschen erfaßt und wiedergegeben sind; man freut sich besonders über den Humor, der manchmal dabei regiert. Wie der „Jurist Arbold, Burschenschaft Ostgotia", auf der Bildfläche erscheint, gerade als wär' er eben der Schlacht am Vesuv entkommen, ist famos, und hübscher noch ist der redliche Franz Scheggl porträtiert, der über einen Witz, den einer zu Weihnachten machte, erst immer zu Ostern lachte, weil er ihn da erst begriff. Als Schüler mußte er nach Kremsmünster aufs Gymnasium, wo er bei einer Tante wohnen sollte. Aber kurz vor der Stadt fiel es ihm schwer aufs Herz, daß die Tante vielleicht einen Schreck kriegen könnte, wenn er sein Ränzel öffnete. Denn dahinein hatte die sorgliche Mutter ihm einen herzhaften Gugelhupf, drei Selchwürste, ebensoviel Lebkuchen, drei Semmeln und neun Äpfel getan. Und da die Steirer so schon als schreckhafte Fresser überall verschrien waren, so würde sich ja die Tante ihr Teil denken. In dieser Herzensnot setzte sich der wackre Franz im Anblick der Türme von Kremsmünster ganz kleinlaut an den Weg und aß die Würste und die Semmeln, den Gugelhupf und die Lebkuchen und wenigstens noch sieben von den neun Äpfeln auf. „Nur nicht als Fresser vor den Leuten dastehn!" So ein kostbares Sonnenstrählchen Humor blitzt noch hier und da wärmend auf. „Warum haben die Deutschen," fragt Rudolf Hans Bartsch einmal, „so wenig schmunzelnde Dichter?!" Nun, wenn *er* einer werden will und *kann*, so hätten wir wahrlich nichts dagegen einzuwenden. —

Der vierte Roman endlich nimmt einen Anlauf dazu, vor allen andern Städten und Stätten dieser Welt Salzburg zu preisen, die Heimat Mozarts. Wie in Traum und Rausch geht sein Held durch diese herrliche Stadt, deren Wunder und Lieblichkeiten sich ihm mehr und mehr entschleiern, deren Glocken so tief und voll läuten, der die wilde Salzach ein uraltes Wanderlied singt und in deren treibende, tönende Welt mild und feierlich die schneeigen Häupter der fernen, stillen Gebirge leuchten. Liest man diese Seiten, so spürt man erst, daß sie nur ein Mann mit dem zarten und feinen Sprachgefühl des Lyrikers geschrieben haben kann. Und in erster Linie Lyriker ist ja *Franz Karl Ginzkey* auch, der dem „heimlichen Läuten" seiner schönen Verse nun seinen ersten Roman hinterhergeschickt hat: „*Jakobus und die Frauen*" (Leipzig 1908, L. Staackmann).

Das Buch trägt den Untertitel „Eine Jugend", und man wird nicht fehlgehn, wenn man annimmt, daß viel Selbsterlebtes in das Gewebe versponnen ist. Es ist eben der Roman der eignen Jugend, den jeder Poet schreibt oder schreiben möchte, und den sehr viele nur leider zu früh schreiben. Auch Ginzkey, finde ich, hat die Feder dazu zehn Jahr zu früh gespitzt. Wohl konnte er seinem Buche die schöne Gefühlswärme und Ehrlichkeit verleihen, die seine Gedichte so auszeichnet, aber er fand noch nicht die zwingende Form dafür und vermochte ihm vor allem keine Fülle zu geben. So ist alles ein wenig dünn geraten, und man geht etwas ängstlich darüber hinweg wie über schwaches Eis, von dem man noch zweifelhaft ist, ob es einen auch tragen kann. Die ersten Seiten zwar versprechen Ausgezeichnetes; es ist in ihnen die stille und schlichte, warme und feste Art, wie sie dem reifen Meister so wohl ansteht, weil sie ihm aus Fülle und großem Reichtum natürlich zuwächst. Doch allzu bald merken wir, daß die kunstlose Einfachheit hier doch weniger ein Kind des Reichtums, als des Mangels ist; daß der Schritt

unsres Führers unsicher wird und schwankt; daß alles ein wenig lose und unverbunden aneinander hängt und die Mädchengestalten etwas wesenlos und schattenhaft an uns vorübergleiten. Sie sind mehr lyrisch geahnt, als darstellerisch gegriffen; sie berühren uns nur mit einem Hauch ihres Wesens, nicht mit ihrem vollen Sein. Es ist ganz echt und ein prächtiger Zug, wenn der Backfisch Maria kichernd unter der hohlen Hand Adam und Eva zeichnet, aber dieser Zug hängt doch gleichsam in der Luft, er ist „allein auf weiter Flur". Ich meine nicht so, weil sich im ganzen Buch kein annähernd so feiner mehr findet, sondern weil er so unverbunden ohne rechtes Um und Drum dasteht, beinah zwecklos, ohne tieferen Zusammenhang, den er als Pfeiler trägt und von dem er wiederum getragen wird. Vielleicht hätte der Untertitel nicht „Eine Jugend", sondern „Szenen aus einer Jugend" heißen sollen. Gleich am Anfang, nach den ersten schönen drei Seiten, macht sich das Unverbundene fühlbar. Der Vater der ersten Szene, der Branntweinsäufer, der in der Schenke um „Schnaps" oder „Klaps" spielt, stimmt nicht ganz zu dem Vater der folgenden Abschnitte. Ich empfinde, daß da ein Übergang fehlt. Und so ließe sich manches anführen. Daß Ginzkey schließlich auch etwas ratlos und ohne sonderliche Ergebnisse landet, mag noch am ehesten hingehn. Solche Jugendromane haben aus natürlichen Gründen fast regelmäßig Verlegenheitsschlüsse. —

Darf ich zum Schluß die Aufmerksamkeit auf zwei interessante Briefsammlungen lenken, die vor einiger Zeit im Verlage von Julius Zeitler in Leipzig erschienen sind? In der einen sind „Deutsche Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten", in der andern „Französische Liebesbriefe aus acht Jahrhunderten" gesammelt, und es ist ebenso lehrreich wie ergötzlich, in diesen Anthologien zu blättern, in denen die Zärtlichkeiten verschiedener Zeiten, Nationen und Temperamente auf uns zukommen und uns umraunen. Aber auch ein bißchen wehmütig mag man dabei werden, wenn man bedenkt, wie viel Glut, die einst zum Himmel geschlagen, still ward und verloderte. Gepreßte Blumen in alten, uralten Büchern ... man glaubt doch noch den zagen Duft der Lenze zu atmen, in denen sie einst jung waren und blühten.

An der Spitze der deutschen Liebesbriefe stehen natürlich die von dem Tegernseer Mönch überlieferten; von da geht es gleich mit einem Sprung ins XIV. Jahrhundert, zu dem mystisch-innigen Briefwechsel Heinrich von Nördlingens mit Margarete Ebner, der Gottesbraut, der Dominikanerin. In dem denkbar schroffsten Gegensatz dazu steht aus dem XV. Jahrhundert die Korrespondenz des Kurfürsten Albrecht Achill von Brandenburg mit seiner Gemahlin — der biderbe Kurfürst ist ebenso irdisch wie der Mystiker himmlisch und erquickt durch einen allerdings hanebüchenen Realismus. Aber man sieht, je weiter man blättert: zwischen der Liebe, wie sie Chamfort und wie sie Johannes definiert hat, gibt es viele Nuancen. Und kaum eine mag in diesem „Archiv des Herzens" fehlen.

Gewiß wird auch bei dieser eigenartigen Anthologie, die neben Steinhausens berühmter „Geschichte des deutschen Briefes" Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" stark benutzt hat, jeder noch seine besonderen Wünsche haben, aber es ist doch ein schöner Anfang gemacht und ein Werk geschaffen, das wirklich noch nicht existierte. Nur müßten für die Briefe aus der deutschen Frühzeit unter allen Umständen Worterklärungen gegeben werden. Am Schlusse des Bandes sind die Briefschreiber und Briefempfänger dann charakterisiert, und wenn in diesem erläuternden Anhang manch einen Satz auch unser Kopfschütteln begleitet: es steht doch hinter den kleinen Anmerkungen ein Temperament, das am Ende immer willkommen ist.

Die „Französischen Liebesbriefe" hat Tony Kellen gesammelt und herausgegeben. Daß hier das weltberühmte Liebespaar Abälard und Héloïse den Reigen führt, obwohl sie lateinisch schrieben, bedarf keiner Entschuldigung. Und über den vierten Heinrich und Ninon von Lenclos fort, die jene bekannten unter ihren Namen laufenden Episteln zwar nie verfaßt hat, geht es zu den Mätressen der Könige, zu den Geliebten der führenden Männer des XVIII. Jahrhunderts, zu den liebeglühenden Billetts des ersten Napoleon, zu den Dichtern des verflossenen Säkulums. Maupassants jetzt auch ins Deutsche übertragener Briefwechsel mit Maria Baschkirtseff schließt hier ab. Es mag dahingestellt bleiben, ob es nötig war, durch Mitteilung einiger Briefe den Namen Dreyfus noch einmal zu beschwören. Überwiegen in der Sammlung der deutschen Liebesbriefe die Braut- und Gattenepisteln, so ist hier die eigentliche galante Korrespondenz am stärksten vertreten. Wenn nun in einem dritten Bande, wie angekündigt wird, noch englische und italienische Liebesbriefe gesammelt werden sollen, so hätten wir das ganze Schatzkästlein ja beisammen mit einer köstlichen Fülle von documents humains. Es tut wohl auch dem Gewinn nicht viel Abbruch, wenn — wie Skeptiker meinen — gerade in gewissen Liebesbriefen am meisten gelogen wird ...

Eingang zur Ausstellung München 1908.
Portalbauten von Gebr. Rank; Pfeilerfiguren von Eduard Beyrer und Hubert Netzer.

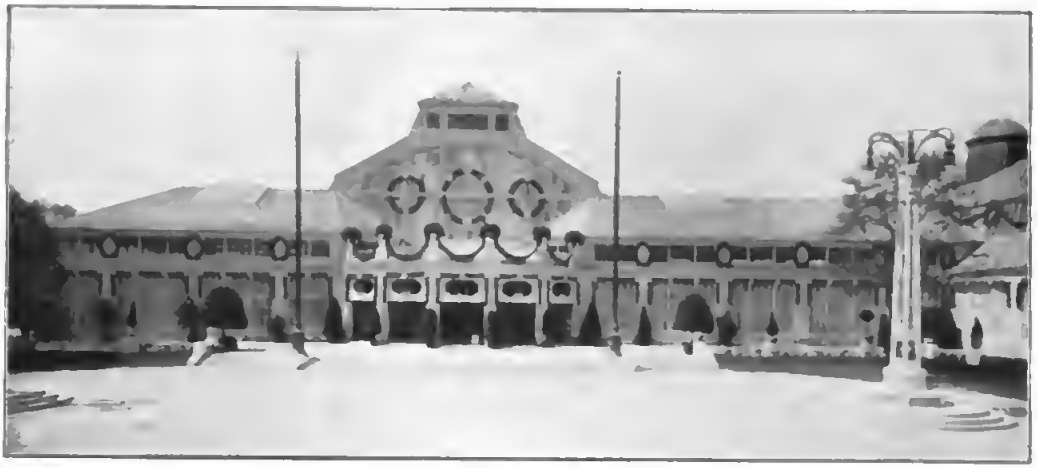
Illustrierte Rundschau.

Von der Münchener Ausstellung 1908. — Von der Kunstausstellung zu Dresden: Zimmer von Prof. Gotthard Kuehl. — Zu unsern Bildern.

Die Ausstellung, die Mitte Mai in dem schönen Park hinter der „Bavaria" eröffnet wurde, nimmt unter den vielen ähnlichen Veranstaltungen des letzten Jahrzehnts eine besondere Stellung ein. Was im Jahre 1901 in Darmstadt angeregt und vor zwei Jahren in Dresden mit so gutem Gelingen fortgesetzt wurde: einer wahren Kultur die Wege zu ebnen, das ist hier zum erstenmal großzügig und einheitlich durchgeführt. Jene Ausstellungen blieben auf Architektur und Kunstgewerbe beschränkt, hier aber soll gezeigt werden, wie die Kunst nicht nur in der häuslichen Umgebung, sondern im ganzen öffentlichen Leben verfeinernd und veredelnd zu wirken vermag, sobald man ihr den gestaltenden Einfluß einräumt, der ihr gebührt. Es ist eine städtische Jubiläums-Ausstellung, die von der glänzenden Entwicklung Münchens und seiner hervorragenden Stellung unter den deutschen Städten zeugen soll. Alles, was im werktätigen Leben der Stadt, in industriellen und gewerblichen Betrieben, in Handel und Verkehr, im Lehr- und Verwaltungsfach, in Spiel und Sport gearbeitet wird, soll hier gezeigt werden. Und wenn nicht Art und Gestaltung selbst, so soll wenigstens die Form der Darbietung, die „Aufmachung", auch den Gleichgültigen und Skeptischen zeigen, daß auch im Alltäglichen viel frische Schönheit stecken kann. In diesem Sinne ist „München 1908" eine Tendenz-Ausstellung, wie nur je eine, und zugleich ein so kühnes Unternehmen, daß nur eine Stadt, die über so zahlreiche und schaffensfreudige künstlerische Kräfte verfügt, sich an diese tausendfachen Aufgaben heranwagen konnte. Ob und wie weit das Wagnis gelungen ist, läßt sich erst beurteilen, wenn die Ausstellung ganz fertig ist; denn das hat sie mit allen anderen gemein, daß sie vier Wochen zu früh eröffnet wurde. Schon heute läßt sich aber sagen, daß die begeisterte Mitarbeit der tüchtigsten Kräfte hier einen schönen und wohlverdienten Erfolg erstritten hat.

Pfeilergruppe.
Von Eduard Beyrer.

Von besonderem Vorteil für die Ausstellung war es, daß die Stadt sich entschloß, mit großem Kostenaufwand das Terrain zu einem Ausstellungspark mit massiven Gebäuden, Brunnen und Skulpturen auszubauen, um eine ständige Gelegenheit für derartige Veranstaltungen zu schaffen. Wesentlich nur über diesen äußeren Rahmen können wir hier berichten. Es galt, Gebäude zu schaffen, die Jahrzehnte über-



Ausstellungshalle I. Von Wilhelm Bertsch.

dauern sollen, und daher fiel von vornherein all das Trügerische fort, das sonst den aus Holz, Pappe, Verputz und Gips gebauten provisorischen „Ausstellungspalästen“ anhaftet. Den äußeren Abschluß nach der Stadt bildet die elegant und abwechslungsreich gegliederte Gruppe der von den Architekten Gebr. Rank geschaffenen Portalbauten: Säulengänge mit den Schaltern für Kassen und Garderoben, an den Flügeln die Pförtnerwohnung und das Verwaltungsgebäude. Zwei leicht und luftig gehaltene offene Eingangshallen, deren Innenwände Bildhauer Philipp Widmer mit lustigen, grün getönten Reliefs geschmückt hat, flankieren das fünfteilige Tor mit seinen vier standfesten Pfeilern, die Hubert Netzer und Eduard Beyrer mit ihren hübsch erdachten und prächtig durchgeführten, Blumen- und Fruchtkörbe heranschleppenden Putten bekrönten.

Das alles weckt schon beim Betreten viel freudige Hoffnung, ein Eindruck, der sich noch verstärkt, wenn man die gesamte architektonische Durchbildung des Ausstellungsplatzes, die geschickte Verteilung der einzelnen Gebäude und diese selbst mit ihren ruhigen Formen, glatten Wänden und wuchtigen Dachbildungen betrachtet. Der Entwurf und

Offene Halle im Hauptrestaurant. Von Emanuel von Seidl.

Hauptrestaurant. Von Emanuel von Seidl.

Haupttür im Festsaal des Restaurants. (Majolika-Umrahmung von Josef Wackerle.)

die Bauausführang der gesamten Anlage sind das Werk des städtischen Bauamtmanns Wilhelm Bertsch, dessen Plänen bei dem vorausgegangenen Wettbewerb der erste Preis zugesprochen wurde. Sachlichkeit war das oberste Schaffensprinzip, und so wollen auch diese Ausstellungshallen keine „Paläste" vortäuschen, sondern nur Raum für das viele bieten, das hier gezeigt werden soll. Dieser einzige Zweck: viel Raum und viel Licht, bestimmte ihre Gestaltung und Durchbildung, und das Vermeiden alles unsachlichen Schmucks vertieft den Eindruck des Echten und Wahrhaften, den man von all diesen Bauten empfängt. Besondere Beachtung verdient auch, wie sie aneinandergefügt oder miteinander verbunden wurden, um überall hofartig umschlossene, freie Plätze mit reizvollen

perspektivischen Durchblicken, ja selbst lauschige Winkel zu schaffen; so das hübsche Plätzchen zwischen der von Richard Riemerschmid gebauten Frühstückshalle und dem gegenüberliegenden Weinrestaurant.

Zwischen der Halle III, auf die beim Betreten des Ausstellungsplatzes der Blick zuerst fällt, und dem die Eingangsbauten nördlichabschließenden Verwaltungsgebäude öffnet sich der Durchblick in die von niedrigeren Hallen und von geräumigen, amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauertribünen umschlossene Arena, auf der sportliche Veranstaltungen und Wettkämpfe allerart zur Vorführung kommen werden. Gegenüber der Halle III liegt von dunkeln Zypressen umgeben Max Littmanns Künstlertheater, über das später noch ausführlicher zu berichten sein wird, davor in üppig grüne Rasenflächen gebettet ein ganz schlichtes Wasserbecken, das die Bildhauer Düll und Petzold mit einer halbliegenden Brunnenfigur schmückten.

Flußgott. Von Erwin Kurz.

Ein massiver Verbindungsgang führt von der Halle III zu dem von Paul Pfann gebauten freundlichen Gebäude, das verschiedene Verkaufsräume und ein von Adalbert Niemeyer mit bewährtem Geschmack eingerichtetes Café unter seinem Dach vereinigt, und schließt gleichzeitig nach Osten den großen Platz der Halle ab, den die Hallen I und II umgrenzen. Vorgelagerte Terrassen mit

Partie der Parkanlagen. (Majolikagruppen von Josef Wackerle.)

Blumenbeeten und Pflanzenschmuck, eine zur Halle II führende Freitreppe mit zwei mächtigen von Ulfert Janssen geschaffenen Steinböcken aus schwarzem Marmor, monumentale Flaggenmasten und vier riesige, nach Modellen Ernst Pfeifers in Eisenbeton ausgeführte Lichtträger mit je vier Bogenlampen schmücken diesen mit Mosaikpflaster bedeckten Platz, dessen südliche Wandung der alte Baumbestand des Parkes bildet. Hier führt ein sich weit öffnender Weg zu dem Figurenhain, an dessen Eingang zwei liebliche, von natürlicher Lebendigkeit beseelte Gruppen spielender Kinder, Arbeiten Knut Ackerbergs, freundlich grüßen.

Sommer und Herbst. Von Karl Ebbinghaus.

Den Mittelpunkt dieses Haines bildet ein ovales Wasserbecken, aus dem sich auf mächtigem Postament Georg Römers Bronzegruppe Pferde, eine Schöpfung von außergewöhnlicher Geschlossenheit und Formbeherrschung, erhebt. Im Halbrund umschließt rückwärts eine ganz schlichte Mauer mit Bänken und mit Theodor Georgiis monumental behandelten Steinbildern Ziege und Schaf, Sinnbildern sorgender Mutterliebe im Tierreich, das idyllische Plätzchen, von dem aus schattige Waldwege hinüber zum Vergnügungspark führen.

Die Hauptverkehrsstraße zieht sich von dem großen Platz zwischen der Halle I und einer nach den Entwürfen des Architekten H. Röckl ausgeführten gärtnerische Anlage mit Spalierwerk und Josef Wackerles lustigen Majolikafiguren hinüber zu dem prunkvollen Restaurant. Mit diesem hat Emanuel von Seidl seine Vaterstadt um eine Sehenswürdigkeit bereichert, die im „Baedeker" mindestens einen Stern verdient. Das langgestreckte Gebäude liegt von den eigentlichen Ausstellungsbauten etwas abgerückt in das Grün des alten Parkes gebettet und bildet mit der gärtnerischen Umgebung und der ihm gegenüber liegenden, plastisch reich geschmückten Brunnenanlage ein organisches Ganzes von imposanter künstlerischer Wirkung.

Den Mittelpunkt des Restaurationsgebäudes bildet der große ovale Festsaal mit hohen Fenstern und gewölbter Decke. Das bräunliche Grau der Wände, schmale, schwarze Wandstreifen, die in mattem Lila gehaltene Sockelverkleidung und die ebenfalls in Majolikafliesen ausgeführte, von Bildhauer Josef Wackerle modellierte Umrahmung der großen Portale, der metallische Glanz der Heizgitter und die Verwendung kostbarer Hölzer (Mahagoni und Palisander) verleihen diesem Raum einen außerordentlich harmonischen farbigen Reiz. Seine besondere Zierde ist das von Prof. Herterich gemalte Deckengemälde, in dem der Meister bekannte Münchener Künstler in zwei heiteren Idyllen verewigte.

Um die bildnerische Ausschmückung der Parkanlagen haben sich eine Reihe Münche-

Nymphe. Von Erwin Kurz.

ner Bildhauer verdient gemacht. Auch diese Bildwerke sind keine Ausstellungsobjekte, sondern zum dauernden Schmuck des Parkes bestimmt und so aus bestimmten Aufgaben herausgewachsen. Das gilt vor allem von den sechs Gruppen aus Euviller Kalkstein, denen die Brunnenanlage vor dem Restaurant das Relief gibt. Die Stiergruppe Fritz Behns mit dem von einem Felsblock nur gebeugten, nicht niedergedrückten Riesen, ein Werk von wuchtiger Größe, versinnbildlicht die Kraft, ihm gegenüber hat Karl Ebbinghaus die Phantasie in einer von lyrischem Stimmungszauber beseelten Mädchengestalt auf vorwärtsstürmendem Roß als Motiv genommen. Die Sinnbilder der Schönheit und des Reichtums schufen Hermann Hahn und Bildhauer Bernhard Bleeker in einer üppigreifen Frau mit Spiegel und einer jugendkräftigen Jünglingsgestalt mit Perlenmuschel, von Fabelwesen, dem Einhorn und dem Rind mit Fischschwanz getragen. Auch an den Wegen und auf den Plätzen des Parkes haben verschiedene Bildwerke Aufstellung gefunden. Theodor Georgiis zierliche Bronzen: Hirsch und Reh und die allegorischen Gestalten der Jahreszeiten von Karl Ebbinghaus, künstlerische Schöpfungen voll frischer, lebendiger Schönheit. — Es gibt auch recht zahlreiche „Vergnügungsstätten"; aber auch

Gruppe Kraft. Von Fritz Behn.

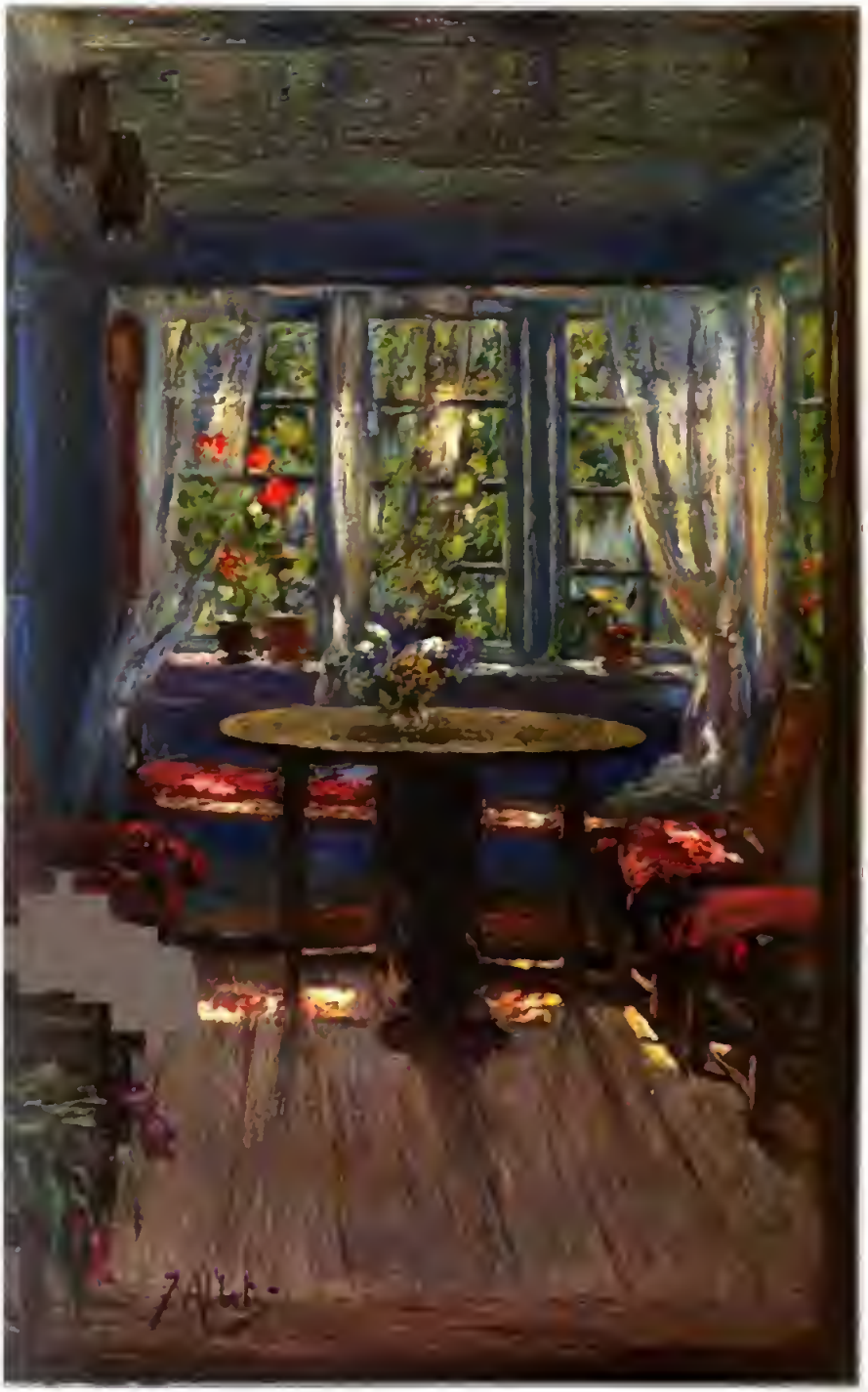
Dresden: Blick in einen der Ausstellungsräume von Prof. Gotthard Kuehl.

sie sind von Künstlerhand gebaut und gestaltet, und man verläßt den Ausstellungsplatz mit dem Bewußtsein, nichts Häßliches, das Auge Beleidigendes gesehen zu haben.

Ausstellungen über Ausstellungen! München hat neben der ‚Münchener' selbstverständlich seine Kunstausstellung im Glaspalast und seine Sezession; Berlin hat seine ‚Große' und auch seine Sezession (die diesmal nicht gerade epochemachend ist); Dresden, das sich immer mehr zur Kunststadt entwickelt, hat ebenfalls die Pforten einer „Großen 1908" eröffnet, die in ihrer Zusammenstellung und in ihrem Arrangement von der einen Seite starke Anfechtung, von der anderen lebhafteste Zustimmung erfuhr. ‚Viel Feind — viel Ehr!' wird wohl auch Prof. Gotthard Kuehl denken, der die eigentliche Seele dieser Ausstellung ist, die treibende Kraft, der stärkste Faktor wohl überhaupt im Kunstleben Dresdens. In der Ausstellung sind seine neueren Werke in zwei Räumen vereint, von denen wir den einen, nach seiner eigensten Idee ausgestattet, abbilden. Es fügt sich gut, daß wir auch im Bildschmuck des Heftes vier Gemälde des Meisters vereinigen konnten, die seine Vielseitigkeit und das eigen Intime seines Schaffens vortrefflich kennzeichnen: ein Kircheninterieur (zw. S. 640 u. S. 641), ein Ausschnitt aus der Werkstätte eines Arbeiters (zw. S. 648 u. S. 649), ein Saloninterieur (zw. S. 624 u. S. 625) und endlich ein Bild, das man früher vielleicht als Genre bezeichnet hätte: sein so unendlich schlichtes, unendlich rührendes Gemälde: „Traurige Nachrichten" (zw. S. 632 u. S. 633). — Unser Heft bietet auch sonst einen sehr vielseitigen künstlerischen Schmuck. Zum größten Teil stehen die Kunstblätter diesmal in so direktem Zusammenhang mit den beiden Artikeln über Basel und der Tierplastik, daß ihre besondere Erwähnung hier erübrigt. Über den anderen Teil einige wenige Worte: Da ist zunächst ein Fremder, ein Franzose, der „große" Carolus-Duran, der von jeher (er steht heut in den Siebzigern) als einer der berufenen Maler weiblicher Schönheit und Anmut galt (zw. S. 728 u. S. 729). Ihm, dem Pariser, möchte ich sofort den Deutschen, den Berliner, Prof. Hans Looschen nämlich, anreihen, der zw. S. 704 u. S. 705 mit einem kraftvollen Frauenkopf voll Geist und Eigenart vertreten ist. Von W. Blanke, auch einem Berliner, schalteten wir zw. S. 712 u. S. 713 eine frische Landschaft voll intimem Stimmungszauber ein. Und nun sei endlich noch unseres Titelbildes gedacht, des reizvollen Spitzweg, in ausgezeichneter farbiger Wiedergabe. Vor jedem Bilde des alten Münchener Herrn überkommt einen wieder das Staunen, daß dieser köstliche Meister, dieser „realistische Romantiker", erst wieder entdeckt werden mußte, um zu wohlverdientem Ruhme zu gelangen.

H. v. Sp.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.



Zimmer in den Vierlanden.
Gemälde von Jacob Alberts.

Velhagen & Klasings Monatshefte

Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXII. Jahrgang 1907/1908 | Heft 12. August 1908

Der Mann von vierzig Jahren.

Von Viktor von Kohlenegg.

Draußen schneite es.

Professor Holk saß in seinem großen Arbeitszimmer am Schreibtisch. Die elektrische Lampe unter dem grünen Seidenschirm beleuchtete den Arbeitstisch, auf dem die rote Unterlage mit den Schreibblättern wie eine schmale Insel zwischen aufgetürmten Manuskripten, Broschüren, Büchern und Briefschaften schimmerte.

Der übrige Raum des Gemaches war dunkel.

An allen Wänden zogen sich mannshohe Regale mit Büchern und chiffrierten Notizkästen hin; darüber hingen Stiche und alte kostbare Lithographien von Gelehrten; im Hintergrund dämmerte ein behagliches modisches Ledersofa, vor dem ein stämmiger Rauchtisch stand; seine runde Kupferplatte leuchtete.

Paul Holk schrieb. Er blickte jetzt, statt durch den Kneifer, den er sonst benutzte, durch die strengere Brille. Es war still. Die Wohnung lag hoch: drei Treppen mit Hochparterre, also vier Treppen; das Arbeitszimmer bildete den Schluß einer Reihe von Gemächern, so daß es vor den Geräuschen der Wohnung sicher war. Schwere Winterportieren dämpften obendrein jeden Schall. Ab und zu hörte man die Korridorklingel wie einen fernen Ton; die Wirtschafterin war leise; kein Türklappern, kein Schritt auf dem hohen Teppich des langen Korridors war zu hören. Von der Straße unten kam ein fernes Brummen herauf, dazwischen ein schwaches Läuten der Elektrischen. Die Welt war draußen, tief unten, weitab. Hier war Stille, der wohlige, fruchtbare Frieden geistigen Schaffens. Die Feder glitt mit emsigem Wispern übers Papier, und breite, bläulichweiße Zigarrenrauchstreifen umzogen den Schreibtisch und das dunkle Haupt mit den grauen Schläfen.

Nun klingelte es wieder.

Paul Holk hörte es gar nicht. Aber da klopfte es leise. Der Professor achtete nicht darauf; er räusperte sich nur schwer, als wollte er die ihm kaum bewußte Störung damit fortscheuchen.

Die Feder eilte. Die Dampfwolken zogen rascher. Die Brauen des Schreibenden hoben sich gereizt. Die Wirtschafterin kam herein und stellte den Tee auf den Chaiselonguetisch und daneben das silberne Tablett mit der Sechsuhrpost. Darauf ging Frau Hammer unhörbar wieder hinaus.

Es war also schon sechs. Wo war die Zeit hin? Dann war auch diese halbbewußte Abschweifung wieder verweht, und Paul Holk schrieb weiter an seinem Aufsatz über Meister Eckhart, dessen tiefe mystische Weisheit er zu der späteren Spekulation in Parallele setzte. Er hatte die Arbeit einer großen Zeitschrift zu morgen versprochen.

Als er sich vorhin, gleich nach Tisch,

Published August 1. 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Velhagen & Klasing.

zum Schreiben niedergesetzt hatte, war er nicht recht in Stimmung gewesen; und in dieser Trägheit und Unlust hatte er geglaubt, daß er kaum zwanzig Zeilen schreiben würde. Aber schon nach den ersten zehn Zeilen war er im Fluß; der erste Zwang hatte heilsame Folgen, die Freude am Ausdruck, am Gestalten erwachte, und nun flog seine Feder, und sein Auge freute sich an der flüssigen, durch die Schaffensfreude ganz besonders klaren und sinnlich festen Handschrift, die kaum trocknete, so rasch legte sich Bogen auf Bogen. Es war ihm heute ein besonders lieber Genuß, in diese gemütserfüllten zeitlosen Wahrheiten hinabzusteigen und ihre logische Struktur bedächtig und doch immer wieder mit Staunen und Ergriffenheit zu enträtseln. Er sehnte sich jetzt — seit Jahr und Tag — überhaupt oft nach dem beruhigenden und stärkenden Atem einer tiefen Herzlichkeit, als stünde sein Leben ein bißchen außerhalb der Gemütssphäre und im Schatten. Eine schöne Wärme war in seinem Blut und eine milde Helligkeit in seiner Seele: Schaffenslust.

Immer dichter zogen die grauen Rauchwolken durch das große Gemach; wie breite Wogen umbrandeten sie den Schreibtisch.

Und nun schrieb die Feder langsamer. Das Auge ging zurück. Und nun kam noch ein neuer Absatz; Paul Holk setzte den Schlußsatz, der zugleich zusammenfaßte und ein Ausklang war, unter den Aufsatz.

Er legte die Feder weg und lehnte sich zurück. In dem großen Uhrgehäuse nebenan im Eßzimmer schlug es mit tragisch tiefem Ton halb. Halb sieben. Holk schichtete die gleichmäßig beschriebenen Quartblätter aufeinander. Er zauderte einen Moment lang. Aber gleich darauf schüttelte er den Kopf.

„Nein. Heute nicht mehr."

Er legte das Manuskript mit einer gewissen zärtlichen Bewegung beiseite. Sein Auge, das noch eine Zeitlang darauf ruhte, wurde starr; er rieb sich plötzlich nervös die Stirne, und dann gähnte er. Ja, er war müde; abgespannt; jetzt kam die Reaktion. Er war nicht ganz frisch gewesen, als er vorhin den zweiten Teil der Arbeit aufgenommen hatte; aber gerade in diesen leicht morosen, passiven Gemütszuständen war der Geist am wachsten, als wäre die ablenkende Energie des Körpers, der Sinne abgedämmt.

Er erhob sich. Natürlich war der Tee kalt. Er ging auf und ab und nahm im Stehen ein paarmal einen Schluck, der jedesmal die halbe Tasse leerte.

Die Zigarre hatte er weggelegt. Er mochte nicht mehr rauchen. Auch der Qualm im Zimmer wurde ihm jetzt lästig. Er ging zum Fenster und öffnete es. Eine Weile lang stand er nun dort und atmete tief die kalte, klare Luft ein. Alles weiß. Aber es schneite jetzt nicht mehr. Wieder drei harte, hallende Schläge, die vom Turm in die Märzluft hinausstürzten; Holk glaubte das Knarren des Schlagwerks vor jedem Ton zu hören ... Wie schön doch das alles war; die Straße, das Leben, die ganze Welt, wenn man wunschlos, nur so als Zuschauer davorstand! Er begriff im Augenblick kaum mehr, daß es noch etwas anderes und Schöneres geben könnte, als arbeiten und ruhen.

Richtig, die Post. Er schlenderte an den Tisch zurück; das Fenster ließ er offen. Die Kühle, die ins Zimmer strömte, tat wohl.

Professor Holk nahm die Briefe in die Hand. Er liebte sonst seine Posteingänge, war wie alle, die mit vielen Menschen in Verbindung stehen, immer gespannt darauf oder neugierig: was würden die Briefe bringen? Anregung, Widerspruch, Anerkennung, Aufforderung zu neuem Wirken, Fragen, Bitten ... Das Tablett war wieder mal gehäuft voll. Aber Holk griff jetzt, nach dem ersten Impuls, nur lässig danach, und dann legte er den Pack wieder hin und trug das Ganze zum Schreibtisch.

Er mochte heute nicht. Nur ein paar Karten von Freunden las er; es konnte eine Einladung darauf stehen. Das andere hatte Zeit. Heute nichts mehr vom ‚Geschäft'. Er hatte heute morgen drei Stunden Kolleg gehabt, dann noch eine Fakultätskonferenz. Und am Nachmittag hatte er den braven alten Eckhart erledigt. Er war nun ausgepumpt ...

Und nach einer Weile, durch den Tee und ein paar Bissen angeregt, griff er

doch wieder zur Zigarre und legte sich auf den Lederdiwan. Das Fenster blieb offen. Ah, das tat wohl. Aber nur für einige Minuten durchrann ihn ein wachsendes Behagen, dem er sich restlos hingab. Denn als er es in seiner reinsten und höchsten Ausprägung empfand, da kam plötzlich ein Umschlag, die Hingabe wurde zur wachsten Selbstbeobachtung, und mit einemmal kroch ihn wieder, wie so häufig, eine graue Schwere, eine häßliche innere Mattheit an, in der fast eine Gereiztheit war, jedenfalls eine Ungeduld und eine Leere — —

Er kannte dieses Gefühl! O ja ... Es kam ihm jetzt oft nach der Arbeit. Immer dann, wenn er sich auf sich selbst zurückzog; wenn er sich nur als Mensch, als dämmerndes psychophysisches Wesen empfand. Es begann gewissermaßen immer mit der Frage: ‚Was machst Du nun mit Dir? Was treibst Du, mit was beglückst Du Dich? Wohin, an wen verlierst Du Dich? — Denn der Mensch *muß* sich verlieren können ... eigentlich an jedem Tag einmal, und sei es nur ein bißchen; sonst wird er sich zu schwer ... mindestens in jeder Woche einmal —! Wohin tauchst Du unter? An wem erholst Du Dich? Was treibst Du an diesem Abend, wen beschenkst Du mit Deiner Gegenwart?‘

Damit begann meist die Schalheit. Und er ließ die Freunde Revue passieren; auf keinen hatte er Appetit, am wenigsten auf die Verheirateten; es gab immer einen kleinen Umsturz, wenn man sich plötzlich bei ihnen anmeldete, und überhaupt — —: immer dasselbe, immer dieselben. Und im Grunde war man ihnen ebenso gleichgültig, wie — — na! Dann lieber noch die Jungmänner. Aber die fachsimpelten immer. Oder jeder hatte eine akute Ehrgeizwunde zu kühlen, über eine Zurücksetzung oder sonstige empfindliche Sache zu lamentieren; oder man pumpte sich Alkohol ein ... brrr! Na ja, gute, liebe, kluge Menschen ... Aber es fehlte etwas. Es *fehlte* etwas! Ein letzter Rapport; ein Konnex, eine zusammenschließende, einigende, wahrhafte Wärme. Ohne die man sich eben zuletzt *doch* in sich langweilte und einsam fühlte.

Verlangte er am Ende zuviel?

War und blieb nicht jeder eine Welt für sich, mit mißtrauisch, ja, feindselig bewachten Grenzen? Gewiß. Aber die richtige Intimität läßt sich auch geben, schafft jedenfalls Illusionen ... Fehlte ein Intimus? Ja. Auch das war richtig. Er war vor zehn Jahren aus Jena hierher berufen worden. Und er hatte sich niemals sehr aufgeschlossen. Er war wie alle Sensiblen etwas mißtrauisch in menschlichen Dingen. Und er arbeitete viel. Der Fleißige ist stets ein schlechter Kumpan, weil er sich innerlich ungern entblößt, weil er zuviel reifen lassen muß, und weil ihn zu viele Fragen und zu reichlicher Umweltslärm stören. Das alles hatte ihn innerlich isoliert. Von außen besehen freilich lebte er gesellig. Er wurde überall geschätzt; auch von den Mamas, von Witwen und Töchtern ...!

Es zog jetzt kalt vom Fenster her. Doch Holk mochte nicht aufstehen. Jede Energieentfaltung würde seine Mißstimmung verstärken. Er nahm eins der vielen Kissen von der Seite und deckte sich damit den Leib zu. Dann rauchte er wieder.

Ja, wohin. Theater? — Nein. Der Ernst war ihm zu trist; und die Heiterkeit zu schal. Also wieder Kneipe, Kneipe ... Immer wieder Kneipe. Ultima ratio. Es war ziemlich trostlos. Er verspürte verdammt wenig Lust. Heute weniger als je. Mit jedem Tag weniger. Seit Monaten schon — seit *Jahren*, wenn er so recht zurückdachte. Weiß Gott. Das Filetbeefsteak, das Kalbsteak, die halbe Flasche Margaux oder Scharzhofberger, die er sich mit Harzer Sauerbrunn verdünnte, und dazu las man die Voß oder traf den und jenen ... gräßlich; grau ... grau.

Und hier bleiben? Er bewegte unwillkürlich die Beine. Nein. Er konnte nicht. Er mochte heute nicht lesen, meditieren, nicht mehr schreiben. Er brauchte einen ‚Luftwechsel‘; eine andere Umgebung, andere Gesichter, wollte Stimmen hören ... Menschen — einen *Menschen* — — trotz allem.

Das war manchmal wie ein Hunger.

Er war nervös. Er hatte sich ein

bißchen viel zugemutet in den letzten Jahren. Er mußte mal wieder ausspannen. Ostern — Drei Wochen Florenz oder Gardasee — wundervoll! Ja Maderno am Lago di Garda, das alte köstliche Felsennest, das der Schwarm der Reisenden kaum kannte ... Das lockte ihn diesmal wieder; dort würde er wieder himmlische Tage verleben, über dem blauen See, unter dem leuchtenden Himmel, in paradiesischer Luft, die einen liebkoste wie zarteste Frauenhände; und nur dreimal am Tage hielt ein weißer schlanker Dampfer mit wimmelnden bunten Damenschirmen und üppigen Blumenhüten über duftigen Sommerkleidern ... aber sie fuhren alle weiter, daß es einem für eine Weile weh tat, denn viele von diesen strahlenden Wesen waren wunderhübsch, unirdisch reizend; und nach einer Weile war wieder die Stille da, der See rauschte, und in der Ferne zog ein bißchen Rauch.

Paul Holk wollte sich in einer plötzlichen Unruhe, als könnte er diese Zeit nur schlecht erwarten, erheben. Aber dann war auch diese Empfindungswelle wieder verebbt.

Bis dahin waren noch sechs, sieben Wochen ...

Was sollte er bis dahin mit sich anfangen? Er fragte es sich ganz ernsthaft, wieder mit jener morosen Grundstimmung.

Mein Gott, was würden seine Studenten denken, wenn sie ihn jetzt sähen und hörten! Unzufrieden, schlaff, beinahe zerfahren, wie ein junger Dachs — ja, gelangweilt. Er, der Repräsentant der reinen Vernunft, der selbst den alten überheblichen Satz oft gebrauchte: Langeweile besteht nur für inferiore Köpfe. Aber sie kam ja gar nicht aus seinem Kopf, hatte mit seinem Kopf absolut nichts zu tun ... sie kam ja aus ganz anderen Sphären. Sie kam aus seinem ‚Menschen' schlechthin, aus einem Gemütskomplex, um es sentimentaler zu sagen. Seinem Leben fehlte die rechte Cäsur. Fehlten die Pausen. Die Erholung. Er war immer nur mit sich zusammen, nie mit anderen, auch wenn er neben ihnen saß. War er eine zu kühle Natur —? Nonsens! Er war temperamentvoll wie einer. Das Blitzen eines Frauenauges, die Bewegung einer schönen Frauenhand konnten ihn entzünden trotz seiner Weisheit und sonstigen Zurückhaltung. Nun also! Er war nicht kühl — eben abgearbeitet und innerlich freudlos, weil ihm die Ablenkung, die Gelegenheit und rechte Anregung, Mensch zu sein, immer wieder fehlten. Und da zeigten sich nun die Folgen in einer geschwächten Lebensenergie; periodisch wiederkehrendes psychisches Minimum.

Als er seinen Zustand in diese Formel gebracht hatte, wurde er wieder gelassener. Das Wort, die Formel ist die halbe Befreiung. Er streckte sich von neuem mit kaum merklicher Bewegung aus, wühlte seinen Kopf und Rücken in die weichen Kissen und nahm einen langen, genießenden Zug aus seiner Zigarre.

... Wenn er nun verheiratet wäre, wie wäre es dann?

Eine zänkische, genußsüchtige, launische Frau. Kranke Kinder mit schlechten Neigungen. Überzärtliche Schwiegereltern, neugierige Schwägerinnen; zehn Tanten, zwanzig Kusinen, die jeden Tag Visite machten ...

Er dankte aus ehrlichem Herzen.

Nun ja ... Aber schließlich gab es hier auch bessere Lose. Eine schöne, schlanke, dunkelhaarige Frau, klug und stolz; liebe, schöne Kinder; einen reizenden alten Herrn als Schwiegerpapa und eine liebe gütige alte Frau als Großmama. Das gab es doch auch! Und wenn man aus dem Kolleg kam oder die Feder weglegte, dann trat man bei den Seinen ein, und der Junge sprang einem entgegen, und das kleine Mädchen, das die schönen klugen Augen der Mama hatte, leuchtete einen an, und die Frau stand lächelnd da, und man trat auf sie zu und strich sich mit ihren Händen übers Gesicht, daß alle Müdigkeit, aller Ärger hinter der Stirn verschwand; man atmete tief auf, und die Welt war draußen, weit draußen, — und doch war Leben hier, volles, tiefes, reichstes Leben, das einen nichts — nichts — nichts vermissen ließ!

Paul Holk lächelte; er hatte wieder die Hand über die Augen gedeckt. Er

träumte in der Tat wie ein zweisemestriger Student oder wie ein Romanschreiber, der für alte und junge Damen eine rührende Geschichte erfindet ...

Aber unter diesen bissigen Gedanken war doch ein Ernst, fast ein Schmerz in ihm. Er gestand es sich ein.

Es waren eben Bilder! Bilder! Die Wirklichkeit war nicht ganz so. Das Menschliche war überall Trumpf. Aber es gab schließlich auch in der Wirklichkeit Extreme — köstliche und gräßliche. Er wurde die große schlanke dunkelhaarige Frau und die zwei hübschen Kinder, die ihr so ähnlich sahen, nicht los ... es konnten auch drei Kinder sein oder vier. Aber er war bescheiden. Und das mit den streichelnden weichen Frauenhänden hatte er sich so lebhaft vorgestellt, daß er noch jetzt ihre Berührung, ihren Duft im Gesicht zu spüren meinte.

Lächerlich — —.

Er hätte es ja haben können! Doch er hatte sich immer besonnen; er hatte es zuletzt immer mit der Angst bekommen, mit hundert Wenn und Aber; denn seine Wissenschaft war eifersüchtig und witterte überall Hinderung, Zurücksetzung, Störung. Er war noch zu ehrgeizig gewesen, im Sinne des geistigen Suchens und Findens — in seiner Wissenschaft zu jung.

Und nun war er plötzlich vierzig. Und an den Schläfen grau.

Doch — —! Einmal — —! Einmal war es ihm doch sehr nahe gegangen.

Damals in Jena. Vor zehn Jahren.

Er war dreißig gewesen. Sie zwanzig. Und sie war groß, schlank, prachtvoll in der Erscheinung, schwarz — das Auge, das Haar — und dazu schmale, weiße, geschmeidige Hände, zärtliche Hände.

Sie hatte sich ein Vierteljahr lang bei ihrem Großvater in Jena aufgehalten, beim alten Fabel, dem philosophischen Ordinarius. Er — Holk — hatte ihr monatelang den Hof gemacht; und einmal bei einem Gartenfest war er kaum von ihrer Seite gewichen, hatte mit ihr getanzt, beider Wesen hatte geglüht, und jede Sekunde konnte die Lippen öffnen und ein Band knüpfen; und die Herzen hatten gezittert und gewartet.

Aber er hatte es nicht gewagt. Selbst an diesem brennenden Abend, in dieser heißen Nacht nicht. Seine Stimmung war wie ein Rausch. Er saß just damals über seinem ersten großen Buch, das all seine Kraft verbrauchte; nun hatte er sich einmal losgemacht und atmete fiebernd und in seliger Gedankenlosigkeit auf. Aber auch jetzt blieb unabläßig ein verborgenes, starkes Bangen bei ihm, in allem Glück, in allem Schmerz — er sah es, sagte es sich: sie ist ein verwöhntes, leidenschaftliches Mädchen, das das Leben liebt; Du aber bist still, kannst und willst tagelang schweigen, kapselst Dich ein; Du verlierst Dich durch sie; Ihr zerreibt Euch in aller Liebe; Ihr seid zu verschieden; Du bist voller Launen in der Zeit des Schaffens, alles muß sich um Dich drehen, Du kannst nicht immer ein frischer, heiterer, liebenswürdiger Gatte sein, wie sie ihn will und braucht und verlangen darf. Nimm Dich in acht — — Zehnmal war er dicht daran, seine Grübeleien in den Wind zu schlagen; aber wenn er sie dann im Tanze umschlungen hielt, gerade wenn er den betäubenden Duft, die Wärme ihrer Nähe atmete und ihr Blut klopfen zu fühlen meinte, dann kam zuletzt doch stets jäh in allem Taumel die Mutlosigkeit wieder, und am Ende trennten sie sich stumm, blaß, müde.

Und da verschloß auch sie sich; stolz. Und dann kamen die Ferien. Und im Winter darauf war er in Berlin. —

Ja, von hier, von Berlin aus hatte er noch einmal an den Großvater geschrieben: einen Dankesbrief für die vielerlei Anregungen und Förderungen. Und in diesem Brief hatte er auch eine Andeutung gemacht, die lediglich Fräulein Frede Fabel angehen konnte — und mußte, und in der er kurz und ehrlich von seiner inneren Mutlosigkeit oder Unentschlossenheit den Schleier zog ... Und dann trat Zeit und Leben zwischen sie. — —

Woher kam ihm das jetzt? Er wußte es nicht.

Flossen gewisse Bilder, die ihn zuzeiten, wie eben wieder, überfielen, aus jenen Erinnerungen? Formte er sich ohne Wissen und Wollen sein Traumidol nach ihrem Bilde?

Er erschrak ein wenig. Es war wie ein süßer, schwerer Schauer.

Er hatte lange nicht so bewußt an sie und an jene Zeit gedacht.

Aber er hatte die wundervolle Frede auch niemals vergessen. Gerade dieses plötzliche plastische Hervortreten ihres Bildes jetzt eben bewies es . . . Und nur zu oft hatte er die anderen alle an ihr gemessen, gleichsam mit halbgeschlossenen Augen; wie Einem das Gewesene immer den Maßstab für das Gegenwärtige bietet.

Holk rauchte wieder und schloß die Augen. In gleichmäßigem Rhythmus glomm die Kuppe seiner Zigarre auf. Und mit einem Male war seine Seele wie mit Licht erfüllt; mit einer Lust, die wie eine Hoffnung war . . .

Die Reu' ist lang. — Wie mochte sie wohl aussehen? Wo mochte sie weilen? Verheiratet? — Mutter reizender Kinder? — Voll Zärtlichkeit und Leidenschaft für einen anderen Mann? Ihm wurde für den Bruchteil einer Sekunde heiß.

Er war total unklug! Übergeschnappt einfach! Was fiel ihm denn ein? Unfug. Schmählich. Gab es nichts Besseres, Würdigeres für ihn zu tun? Er kam sich wie ein Primaner vor, der sich überall entzündet. Das Auge sieht den Himmel offen. Ob das mit vierzig Jahren, mutatis mutandis, wiederkehrte? Etwas entfernt Ähnliches. Ein neues, ernsteres Erwachen des Zweisamkeitsverlangens — Schwabenalter?

Er erhob sich mühsam. Sein Kopf war rot. Er schob die Beine vom Diwan herab, besann sich eine Weile, da die Bewegung ihn benahm, und stand endlich auf. Jetzt wurde er wieder nüchtern.

Dummes Zeug. War er des Teufels?

Er pfiff. Dann klingelte er, nahm draußen Hut, Pelz und Stock und ging aus.

* * *

Er wollte ein wenig laufen. Das tat er gern im Zwielicht und in der ersten Dunkelheit.

Im Sommer zog er die Wege des Tiergartens den heißen, staubigen Straßen vor, in denen der Benzingestank der Autos wie ein Nebel stand; aber in der kälteren Jahreszeit ertrug Holk das doch, die Gerüche verwehten leichter in der kalten, klaren Atmosphäre, und die Geräusche wirkten mehr belebend als ermüdend, da die Nerven durch keine Hitze und keinen Dunst erschöpft waren.

So trieb es ihn auch heute, eine kleine Stunde lang im belebtesten Berlin umherzuschlendern, in all dem Trubel, mit ruhig schauendem Blick, im Genuß dieses Kontrastes . . .

Holk war aus seiner stillen Matthäikirchstraße gemächlich durch die Viktoriastraße nach der Potsdamerbrücke gegangen. Hier machte er eine Weile Rast und sah der Anfahrt der Elektrischen zu, — wartend, wohin ihn Laune und Zufall treiben würde. Er kaufte sich ein Abendblatt von einem Straßenhändler und schritt dann rechts hinauf bis zur Lützowstraße. Da machte er wieder kehrt und strebte nun dem Potsdamerplatz zu.

Die Luft war frisch. Es schneite nicht mehr. Aber es war doch eine gelinde Feuchtigkeit spürbar. Schneeluft — die immer etwas Verklärendes hat, sich wie ein Schleier über Menschen und Dinge legt, das Laute, Herbe dämpft und das Zarte leuchten läßt.

Er legte die Hände mit dem Stock auf den Rücken. So ging er gern. Diese Haltung war vielleicht das einzige professorale Anzeichen an seiner Erscheinung. Ihm war jetzt plötzlich ganz behaglich zumute — ja, er verspürte sogar etwas wie eine Spannung oder Erwartung. Sollte sich irgendein Abenteuergelüste in seiner Brust vor ihm verbergen? Bewahre! Dieser Schwindel lag weitab von ihm. Es war ein Stimulans in der Luft; eine Ahnung von Frühling vielleicht. Ja, man atmete mitunter ein süßes Glücksaroma, ein bißchen Hoffnung ein — — auf was denn in aller Welt?? — —

Tuuut! Ein Auto brüllte und zischte neben ihm an der Bordschwelle. Holk lachte. Empfindsamkeit und Leben! Das war heilsam. Bei Josty waren alle Scheiben beschlagen; die Beleuchtungskörper schimmerten wie durch einen Nebel.

Alle paar Minuten rief die kleine helle Trompete des Wachtmeisters, der den Verkehr regelte, über den Platz; dann kam der Strom der Wagen wieder

in Fluß, als würde ein Wehr gehoben. Holk kreuzte geschickt über den Platz und kam auch glücklich lebend auf der Leipzigerstraßenseite an.

. . . O, wie reizend diese Blondine war. Allerliebst. Aha, und da war auch der cavaliere servante, zweifelloser Bräutigam, den Holk im ersten Moment übersehen hatte.

Sie schritten durch die Menge
In seliger Einsamkeit . . .!

zitierte Holk im Geiste.

Merkwürdig, daß er jetzt immer soviel Blick für diese kindlichen Zustände der Erwachsenen hatte. Es kam gar nicht selten vor, daß ihn so ein Verstehen für die Dauer eines Wimperschlags erschütterte. Na ja . . . Anschluß verpaßt, Übergang — Schwabenalter! Das dauert seine Zeit. Ist wie eine Krise! spottete er.

Er nickte onkelhaft. Aber wunderhübsch mußte es doch sein. Das ganze Wesen bis in die letzte Geistigkeit entzückend; verjüngend — dachte er im nächsten Augenblick, nicht ohne eine starke melancholische Nebenempfindung: er reckte sich in der Brust und holte tiefer Atem.

Zwei Studenten grüßten ihn; das gab ihm die Haltung wieder.

Er senkte den Kopf und betrachtete objektiv durch den scharfen Kneifer das Straßenbild.

Vor Wertheim war kein Durchkommen mehr.

Holk betrat eines der offenen, hellen Vestibüle, um es auf der anderen Seite wieder zu verlassen; das war im Moment die beste Passage. Aber auch hier mußte er bei jedem Schritt ausweichen.

Durch die hohen Glastüren strömte die Menge heraus; man bildete bis in das Kaufhaus hinein Queue. Und nun sah der Professor wie von ungefähr, etwa an zehnter Stelle, eine schlanke dunkelhaarige Dame in langer blauer Kostümjacke und mit großem schwarzen Federhut . . .

Holk sah ganz zufällig über die Reihe hin. Aber das Bild wühlte sich im selben Moment oder etwas später fast blitzartig in ihn hinein; das Bild ging mit ihm; haftete als Erinnerung . . . Es hatte etwas Beunruhigendes, etwas Erregendes und doch zugleich Vertrautestes. So etwa, als wäre diese Dame ein Typ für ihn — der Typ, die Norm für alles Damenhafte, die Frau an sich, an der er mit dunklem Bewußtsein alle anderen maß.

Es war ein höchst merkwürdiges Gefühl, das ihn verwirrte und peinigte; es war ihm, als hätte sich in seinem Kopf etwas um und um gedreht, als wäre ein jäher Wahn in ihm aufgesprungen.

Er hatte nicht die geringste Lust, zurückzublicken. Er hüllte sich in eine absolute Gleichgültigkeit —: was war denn? Er wußte durchaus nichts. Aber im selben Moment schon zog es seinen Blick zurück.

Doch er fand die Dame nicht wieder; der Blick flog enttäuscht und unruhig weiter . . . es war so etwas Lichtes, Strahlendes in der Sekunde vorhin gewesen, trotz der lächerlichen Beklemmung —; aber da war sie ja doch, jetzt an fünfter Stelle, ihre schmale Hand, deren Gelenk ein dünnes Goldkettchen fest umschloß, nestelte am Hut; wollte sie den Schleier herabziehen? Das ärgerte Holk geradezu — nein! Das sollte, durfte sie nicht, das gestattete er nicht . . . erst wollte er noch einmal sehen — sehen — —

Und nun trat sie heraus und hob den Blick. Sie hatte das zarte Visier, den Schleier nicht herabgeholt, und ihr dunkles Auge begegnete, sich erweiternd, dem seinigen. Da ging es wie ein Blitz durch ihn hin, nun erst wirklich, alles in kaum einer Sekunde, und alles eingeschlossen in das Gefühl des Erkennens. Er mußte blaß sein. Er zögerte. Aber auch ihr Blick hing groß und schimmernd an seinem Gesicht, wie festgebannt. Und sie senkte in einer Verwirrung und doch stolz das Haupt. Sie war rot.

Da grüßte er.

Er behielt den Hut in der Hand und trat auf sie zu. Er merkte kaum mehr etwas von dem Drängen der Menschen ringsum. Nur sie und er standen da, wie auf einer festen Insel. Die anderen waren gleichgültig.

„Gnädiges Fräulein . . .! Es ist ja nicht wahr."

Digitized by Google

Sie hob den Blick unter dem gesenkten Hut.

„Guten Abend, Herr Professor," sagte sie ruhig mit ihrer klingenden Stimme; sie paßte zur ihrer leidenschaftlichen Erscheinung — schon damals!

Sie war so gelassen, so ruhig und in keiner Miene verwirrt, als hätten sie sich erst gestern gesprochen. Sie erschien ihm nach dem ersten Erkennen nicht im geringsten mehr erstaunt oder gar bewegt.

„Wo kommen Sie in aller Welt her? . . . Gibt es noch Wunder? . . . Wie ich mich freue, Sie wieder zu sehen. Ich kann es Ihnen nicht sagen, Fräulein Fabek!"

Die Menge drängte sie der Straße zu. Das Fräulein nickte mit einem zerstreuten Lächeln und sagte etwas Ähnliches. Aber bei ihm waren es wohl keine Phrasen. Sein Auge hing entzückt an ihrem Gesicht.

Sie reichte ihm die Hand, die sie erst von einer Menge kleiner Pakete hatte befreien müssen; und er hielt sie fest.

„So wenig weiß man voneinander. Ja, ich bin jetzt hier im schönen, jedenfalls anregenden und amüsanten Berlin."

Er hörte nur ihre Stimme. Er verstand die Worte kaum.

Aber mit einemmal durchfuhr es ihn wie eine Erkenntnis. Er lauschte angestrengt dem Klange nach, horchte in die Seele der Stimme hinein und verstand noch weniger, was sie sprach . . . Ja . . . er schwor: die Stimme klang frauenhafter. Frauen sprechen anders als Mädchen . . .; sollte auch sie diesen Stimmwechsel durchgemacht haben?

„. . . . Aber richtig. Natürlich! Sie sind ja nicht allein hier. Es hat ja von jeher — ich meine seit geraumer Zeit — eine Heimat Ihrer hier gewartet."

„Eine Heimat, Herr Professor?"

„Nun ja doch. Ich las einmal vor Jahr und Tag, daß Ihr Herr Schwager in den Generalstab versetzt sei."

„Ah so. Gewiß. Aber ich wohne nicht bei meinem Schwager. Nur Sonntags bin ich dort. Und ich bin auch erst seit einem Vierteljahr hier."

„Verzeihung — ich bin naiver, als ich als angehender Vierziger sein dürfte. Wie konnt' ich nur . . . als wenn ein Schwager maßgebend für einen Ortswechsel wäre. Vielleicht haben Sie sehr viel nähere Verwandtschaftsbande hierhergezogen."

Sein Blick glitt wieder über sie hin. Sachlich prüfend, wie das so seine Art war. Sie war ebenso groß wie er, sie war unverändert wie vor zehn Jahren in Jena . . . und doch schien sie ihm stolzer oder größer, voller . . . sie war jetzt wohl dreißig —: Frauenhafter! Es gibt so entzückend schlanke, so mädchenhafte Frauen! So eine war sie . . .

Er hatte mit ihr kehrt gemacht und schritt jetzt neben ihr zum Leipziger Platz zurück.

„Sie meinen, Herr Professor — —?" Sie biß sich ein wenig auf die Lippe; sie verstand wirklich nicht gleich. Aber dann lächelte sie nur.

„Nein! Ihr Verdacht ist falsch. Ich bin völlig unverheiratet. Ich habe durchaus keinen Mann, der hierher versetzt wurde. Ich bin ledig und ein streitbares Mädchen."

„— Was heißt das? Ein streitbares Mädchen." Er fragte es zerstreut. Es wurde wieder leicht und licht in ihm. Auch er lächelte. Es war eine unerklärliche Freude; am liebsten hätte er auf der Stelle ihre Hand genommen und sie dankbar gedrückt und festgehalten. „Streitbar?"

„Ja. Ich habe einen Beruf."

„Einen Beruf? Da bin ich doch neugierig. Oder darf ich das nicht sein?"

„Gewiß. Ich bin Redaktrice. Mein Großvater starb vor fünf Jahren . . ."

„Ich weiß. Es kam so plötzlich. Mitten im heitern Schaffen, schön und sanft. Ich war leider damals im Ausland."

„Er sprach noch oft von Ihnen. Er verfolgte Ihre Bahn und las Ihre Arbeiten. Sie wissen, er hielt viel von Ihnen."

Holk sah vor sich hin.

„Ein vorzüglicher Mann. Gütig und männlich. Voll heller, beinahe unpersönlicher Lust an jeder fremden Erscheinung... Aber das Leben ist so wild. Und man lebt so sehr in sich in den Jahren, in dem Jahrzehnt vor dem Ziel. Sie wissen und begreifen das sicherlich . . ."

„Freilich," sagte sie ruhig. — „Nun,

Digitized by Google

ich blieb dann noch zwei Jahre bei einer mütterlichen Freundin in Weimar, bei Frau Justizrat Mühren; halb als Gesellschafterin; und dann ging ich au pair ins Ausland, nach England und Frankreich. Und jetzt bin ich hier." Sie schwieg.

„Und die Selbständigkeit macht Ihnen Freude — ?" fragte Holk. Er ging hier mit seinem angewelkten und ramponierten Menschentum, und mit einemmal hatte er eine Vision, stand er vor Frede Fabek. Es gab kein Früher; quid vero? Er träumte. Jedenfalls war es wie ein Traum —! Es war so laut auf der Straße, daß man einander nicht verstand.

„Wie sagten Sie, Herr Professor?"

„Ich meine, Sie sind mit Passion dabei? Mit heißer Liebe und großen Zukunftshoffnungen?"

Sie nickte: „Ja, sehr!" Es klang bestimmt, ein bißchen aggressiv, als witterte sie sofort einen Zweifel in seiner Stimme oder einen Widerspruch.

„Es ist vielleicht gar ein radikales Blatt, das Sie da leiten, gnädiges Fräulein?" fragte Holk weiter.

„. . . O nein. Und ich bin auch nicht die einzige. Nur ein Rädchen oder Rad. Es ist ein großes Familienblatt. Das aber die Interessen der Frauen sehr entschieden vertritt. Den Typus des früheren Familienblatts gibt es ja kaum noch — alles freier, reicher, menschlicher!"

Holk schien das zu überhören. „Aber doch gemäßigt. Wie?"

„Sagen wir vernünftig. Mit dem richtigen Maß," dozierte sie. „Sie sind gegen den Fortschritt?"

„Was heißt das? Gewiß nicht."

„Aber?"

„Nicht so mit einem Wort zu sagen. Unzeitlich und allgemein betrachtet: ich bin gegen den Beruf der Frauen."

„Aber mein Gott — —" sie wollte sich ereifern.

„Nun?"

„Wir müssen doch. Sollen wir hungern? Von Almosen leben? Auf den Mann warten? Ich bitte Sie!"

„Ich sagte: ‚unzeitlich und allgemein betrachtet'," wiederholte Holk mit ernstem Gesicht, als stünde er auf dem Katheder oder vor einem Kandidaten.

Der Blick des Fräuleins streifte ihn von der Seite.

„Allerdings," erwiderte sie. „Ich überhörte es." Damit schien sie fertig zu sein mit dem Thema.

Aber er war wie in allem so auch hierin gründlich. Er wünschte wohl auch bei einem objektiveren Thema zu bleiben und gewissen eignen Erinnerungen auszuweichen. Und sicherlich war zuletzt ein allerpersönlichstes Interesse im Spiel, er wollte sie durch und durch sehen . . .

„Worin besteht also Ihre Tätigkeit . . . Verzeihen Sie, es interessiert mich doch, Fräulein Fabek," setzte er leiser hinzu.

„Nun ich redigiere mit an dem Frauenbogen unseres Blattes."

„Und was steht darin? Ich erinnere mich wohl dieses Bogens. Aber man blättert immer flüchtig."

„Es steht Ihnen zu niedrig," spottete sie. „Ach ja! Und man ist mitunter stolz auf seine Tätigkeit."

„Ich bitte Sie. Das ist doch überall und bei allen dasselbe. Es fesselt doch nicht jeden jedes. Das was z. B. ich gebe, erscheint unzählig vielen höchst überflüssig, verstiegen, barer Unsinn — vielleicht sogar manchem meiner Hörer."

„Wir bringen Artikel über alles mögliche: Hauswirtschaftliches, Reisen, Erziehung, Hygiene, Berufswahl, Studium e tutti quanti."

„Also Lebendiges, gewissermaßen Familiäres?"

„Nicht engherzig."

„Nein. Aber im Hinblick auf Haus und Heim. Von wo aus, als dem vielleicht ewigen Pol und Port, es ja nach überallhin Bezüge gibt." Er nickte. Er schien zufrieden. „Und nun lesen Sie Manuskripte und kürzen und schreiben selbst. Nicht wahr?"

„Ja," sagte sie wieder gleichmütig. „Und es macht mir Freude!" —

Sie sah jetzt unwillkürlich nach den Bahnen aus. Es war schon spät, und sie hatte just heute Eile, hatte eben schnell heimsteuern wollen.

Oder paßte ihr sein Verhör nicht ganz? Kamen auch ihr unversehens deutlichere Erinnerungen, nun da man bei einer ersten Pause angelangt und mit der anfänglichen Überraschung fertig war? . . .

Digitized by Google

Nein, diese Menschen blieben doch immer Schulmeister! Sie mußten immer und überall klar sehen, ehe sie sich auf andere Dinge einließen; alles Schritt vor Schritt! Sie hätte nie geglaubt, daß auch Holk mal ein solcher Pedant sein würde... Oder war er es schon früher gewesen? Möglich!... Sehr möglich sogar! Es war gerade diese Überbedenklichkeit an gewissen Dingen schuld gewesen — —

Er war ein Stubenmensch! eiferte sie, während ihr Blick suchend die Schilder der Straßenbahnen enträtselte. Er brauchte Worte, immer nur Worte und Begriffe! Alles stand wieder vor ihr. Sie glühte. So darf ein Mann nicht spielen, Vertrauen wecken und heiße, schwüle Seligkeiten entzünden...

Sie schloß herb den Mund und legte den Kopf zurück.

Ja, es war ein Traum, daß sie hier gingen. Auch sie glaubte jetzt zu träumen. — —

„Wie nett, daß wir uns getroffen haben, lieber Herr Professor. Nur schade, daß es schon zu spät ist, sonst hätten Sie mir einkaufen helfen können!... Ja — — ich muß nun wohl doch ein bißchen auf meine Haltestelle achten... Die Wagen werden immer voller. Wie schade... Immer vor Torschluß. Das ist meist so."

„Haben Sie denn solche Eile?"

„Es ist gleich acht, Herr Professor. Abendbrotszeit! Wir müssen pünktlich sein in der Pension."

„Nur einmal —!"

Sie schüttelte den Kopf.

„Gerade heute nicht. Man erwartet mich überdies. Und eh' ich mit einer Bahn von hier mitkomme und eh' ich nach Hause komme — — o weh. Ich muß schon jetzt auf Ausflüchte sinnen!"

Er stand vor ihr und sah sie jetzt an. Betrachtete langsam und ganz frei ihr Gesicht.

Aber das verletzte sie im nächsten Moment.

Was fiel ihm ein? Hatte er alles vergessen. Es war so taktlos. Doch gleich darauf wurde sie unter seinem ernsten, forschenden Blick wieder unsicher und verwirrt.

„Wie unverändert Sie sind, Fräulein Frede Fabek. — Wie unverändert schön —"

Da hob sie den Kopf und lachte. „Was fällt Ihnen ein? Immer noch Toggenburg? Eine schlechte Rolle für einen deutschen Professor!"

Unter dem blanken, spöttischen Blick des stolzen Mädchens senkte jetzt Holk die Augen.

Ja — auch vor seiner Seele stand alles wieder, zum Greifen! Und plötzlich war, stärker noch als vorhin, wo er die Regung zu überwinden suchte, die Scham des Ehrlichen in ihm, ein Gemisch von Pein und Reue.

„Sie haben recht, Fräulein Fabek. Eine schlechte Rolle. — Ich gedenke sie nicht wieder zu spielen."

Was hieß das? Machte er noch einmal einen dicken Strich unter alles? Oho, mein Herr Professor, da hatte auch sie mitzutun — sie vor allem!... Aber es wehte zugleich ein so besonderer Ernst aus seinen Worten, daß ihr Nachhall sie unvermittelt stutzig machte und ihr verstohlen und heiß ans Herz griff.

Da sagte er nach einer Weile:

„Nein. — Das lasse ich einfach nicht zu. Das darf nicht sein. Wir gehen noch ein Stück zusammen, gnädiges Fräulein. — Ich bitte darum! Hören Sie? So dürfen Sie nicht sein; ob Sie Ihr Butterbrot eine halbe Stunde später essen, kann doch nicht von Belang sein. Und das übrige kann ebenfalls warten. Oder haben Sie Hunger? Ich hole Ihnen oben am Platz von Aschinger jede Anzahl von Brötchen heraus... Auch die Pensionsordnung wird nicht gleich einfallen, wie?"

Das Fräulein zog die Brauen zusammen. Sie zögerte.

„Ich bin nicht gern unpünktlich; — in keinem Fall," meinte sie nach einer Weile.

„Auch dann nicht, wenn es sich um einen alten Freund handelt?"

Sie antwortete nicht. Sie sah wieder nach der Bahn aus. Ihre Stirn färbte sich. „Auch dann nicht!"

„Ich weiß, was Sie jetzt denken, Fräulein Frede."

„Sie wissen es nicht!"

„Ich weiß es dennoch. Sie denken an ein Gartenfest..."

Sie wandte langsam den Kopf ab. Sie wollte ihm etwas unerhört Hoch-

mütiges zurufen. Aber sie fand es nicht. Alles wäre schwächer gewesen, ja, in ihrem Groll nichtssagend, auch im Ton. Und eine bange, nie vergessene Seligkeit wuchs quälerisch in ihr — — Dann sagte sie ganz gelassen:

„Das habe ich längst — längst vergessen. Wirklich, mein lieber Herr Professor. Sie dürfen es mir getrost glauben."

„Alles vergessen?"

„Alles!"

„Ich habe Sie anders beurteilt."

Da war wieder das spöttische Lachen.

„Sie Guter. Fühlten auch Sie sich als Wetter vom Strahl? Daß man uns so gern die Kätchenrolle zuweist!"

„Das tat ich nie. Und tue es jetzt am wenigsten!"

Er war etwas ärgerlich und empfindlich, wie alle Leute, die sehr verwöhnt sind. Auch eigensinnig. Er wollte seinen Willen haben —:

„Nun, dann können Sie mir erst recht die Freude machen. Ich bin nun mal eine anhängliche Seele. Auch Sie dürfen das getrost glauben."

„O, o."

„Und ich meine: man soll immer den Augenblick wahrnehmen. Lebe im Tag, leb' in der Stunde; es ist vielleicht das weiseste Wort, das ich kenne." Das klang wie ein Hohn auf sich selbst, wenigstens auf die Zeit und seine Art damals.

„Sehen Sie — — ich habe zu guter Letzt auch noch für die Zeitung zu tun. Noch reichlich viel! Besprechungen. Und die Beschreibungen dieser hübschen Sächelchen da, die ich eben eingehandelt habe... Ein andermal vielleicht!"

„Ein andermal."

„Ja, warum nicht?" fragte sie förmlich.

„O gewiß."

„Es wäre hübsch, wenn wir uns gelegentlich mal wieder sprächen, Herr Professor," fuhr Frede im gleichen Ton fort. „Ich werde meiner Schwester von unserer Begegnung erzählen."

Doch das überhörte er geflissentlich.

Auch Holk betrachtete jetzt aufmerksam die Bahnen, die heranrollten.

„Ich glaube übrigens nicht, daß Sie hier mitkommen. Hinterm Potsdamer Platz haben Sie mehr Auswahl und Chance," meinte Holk nach einer Weile sachlich und gewissermaßen schadenfroh.

Sie zog die Zähne über die Unterlippe und musterte mit geneigter Stirn die Umstehenden. Sie kalkulierte, überlegte, zögerte.

Da lachte sie. „So kommen Sie denn! Aber Sie müssen mir das schwere Paket da tragen. Mein Arm ist ganz lahm."

„O verzeihen Sie. Verzeihen Sie tausendmal!" Und er nahm ihr rasch und vergnügt das Paket ab, obwohl er das Paketetragen für seine Person verabscheute. Er streifte dabei ihre Hand, deren Wärme und Weichheit er durch ihren Handschuh hindurch spürte ... Er hätte sie fassen und halten mögen.

Traum! — Traum!

Und sie gingen wieder.

Am Platz dirigierte er sie am Arm, hielt sie daran fest.

Er selbst hätte wohl lieber ein langsameres Zeitmaß und Verfahren angewandt. Aber eines fiel ihm doch auf: wie anders als vorhin Straße und Leben jetzt mit einem Male auf ihn einwirkten; so viel frischer, heiterer, als läge ein Abglanz darauf, ein Widerschein, von irgendwoher geweckt ... Nun ja.

Doch sie sprachen nicht gerade viel. Frede Fabel war so zielbewußt, fast energisch in ihrem Vorwärtsstreben. Auch war sie dabei ein wenig atemlos; sie sprach deshalb lauter, forscher, mit knappen Sätzen; ein paarmal sah sie nach der Uhr in einem Laden, sie schien ihn in der Tat nur so als Mitläufer zu betrachten.

Der Professor, dem das nicht ganz behagte, versuchte allerlei Hemmungen anzubringen; er nahm zu einem Schaufenster seine Zuflucht, machte sie auf Passanten aufmerksam; auch begann er wieder, auf das vorhergegangene Thema zurückzukommen.

Aber sie hielt dabei nicht aus. Sie sprach kühl vom Nächstliegenden. Und dann von der Berliner Geselligkeit überhaupt, vom Theater. Und zuletzt fragte sie plötzlich ihn ein bißchen aus: wie er denn jetzt lebe, ob er viele Freunde habe, und ob er denn nicht endlich zu heiraten gedenke?

„Nun, vielleicht bin ich es schon."

Digitized by Google

Da stutzte sie jäh und sah ihn groß an.

Er nickte ganz ernsthaft und langsam.

„Liegt Ihnen der Gedanke so fern? Scheint Ihnen das so unmöglich, gnädiges Fräulein?"

„O nein. Aber man hätte vielleicht davon gelesen oder gehört."

„So etwas kann man doch gerade in der Stille abmachen."

„Nun, es sollte mich freuen. — Aber ich glaube es nicht."

„Sie glauben es nicht? Weshalb nicht?"

„Das merkt man. Dann gibt man sich anders. Gerade Sie."

„Ich? ... Gebe ich mich denn nicht solide genug?"

„Doch. Aber Sie hätten nicht so von früher gesprochen; so ernsthaft, meine ich, — gerade weil es so wenig ernst für mich war!"

Sie sagte es mit einem ironischen Lächeln.

„Also Sie glauben es nicht?"

„Nein!" sagte sie jetzt bestimmt.

„Nun gut. Sie sollen recht haben, Fräulein Fabek. Aber ich möchte, es wäre anders; sie dürfen es glauben. Und vielleicht hätte es anders sein können — —"

Doch darauf ging Fräulein Frede wiederum nicht ein. Sie brach das Thema abermals kurzerhand ab.

Sie fragte ihn plötzlich ganz sachlich und nüchtern, als hätten sie nichts anderes gesprochen, ob es nicht möglich wäre, daß sie dies und jenes an der Universität noch hören könnte. Sie käme sich mitunter in ihrer Bildung etwas mangelhaft vor; besonders wenn sie mit allerhand Doktoressen zusammensäße.

Aber Holk, die Brauen hinter dem Kneifer zusammenziehend, wie er immer tat, wenn er etwas entschied und überlegte, suchte ihr das sofort mit einem gewissen Eifer und Nachdruck auszureden.

Sie wäre, so wie sie wäre, etwas Ganzes, vom Gefühl und Charakter zusammengehalten. Dieses Herumhören in Kollegs würde nur eine Halbheit sein, sie hier und da bereichern, ihr aber nichts Volles geben können. Wenn sie irgendein Gegenstand besonders interessiere — nun ja; darüber ließe sich reden. Aber nur so ‚allgemeiner Wissensdrang', in dieser Form ... dafür wäre die Universität nicht da. Das wären Stimmungen, Launen, wirre, impulsive Ambitionen, wie sie viele Leute heutzutage hätten. Oder ob sie wirklich noch studieren wolle —?

Nein. Das nicht ... Dafür fehle ihr der letzte Trieb. Sie sagte das unversehens unsicher. Kannte er sie so gut? ... Hatte er sofort wieder in ihr gelesen, sie durchschaut? ... Und sie hatte sich vorhin im Innern beinahe lustig über ihn und seinen Blick und seine Erfahrung gemacht! Sie ging ziemlich kleinlaut neben ihm; sie fühlte jetzt zum ersten Male wieder etwas von seiner Überlegenheit, als Mann und Persönlichkeit, sie erinnerte sich gleichsam daran, daß er eine Autorität war, ein berühmter Mann; sie hatte ihn bislang ein wenig von oben behandelt, als Dame und aus ihrem beleidigten und verwundeten Mädchengefühl heraus — lediglich als Frau, als Herrin dem Mann gegenüber.

„Nun also," hörte sie ihn sagen. Es klang ihr streng, als wiese er sie zurecht. Und dann fügte er hinzu, und seine Stimme klang anders, aber doch noch seltsam angreifend, herrisch für ihr Ohr ...: „Sie brauchen ja nur die Augen und alle Sinne aufzumachen, und Sie sind weise, Sie glückliches Geschöpf!"

Da schwieg sie abermals und war wie hilflos neben ihm; aber sein letzter Satz erzürnte und erregte sie zugleich unaussprechlich, bis zur Heftigkeit.

Sie war jetzt immer einen halben Schritt vor ihm her.

Es kamen wieder elektrische Bahnen, eine hinter der andern.

„Ich glaube hier kann ich mit —!"

„Aber nein, nein, gnädiges Fräulein. Diese Überstürzung, als handle es sich ums Leben. Sind Sie in dieser kurzen Zeit schon ein so komplettes Großstadtkind geworden? Auf fünf Minuten darf es niemals ankommen. Merken Sie sich den Satz. Viel Unglück und Versäumnis, ein großer Prozentsatz von dem, was wir Mißgeschick nennen, würde vermieden." Er sah sie ernst und tief mit seinen dunkeln Augen hinter dem Glas

an. Meinte er es ernst? stand vielleicht sogar ein zweiter, schwererer Sinn hinter seinen Worten? Oder machte er sich lustig über sie, nicht nur im Augenblick — nein, über ihre ganze Persönlichkeit . . .? Er war ihr seit einer Weile so fremd, eigentlich unheimlich; ja, sie empfand Respekt vor ihm, fühlte sich in Abhängigkeit von ihm, geistig . . . Und doch freute es sie im stillsten, verschwiegensten Herzen! —

„So. Jetzt gehen wir bis zur Brücke, Sie dürfen mir schon folgen. Sie fahren sehr gut dabei — in jedem Sinne.“ Er hatte die Hand auf ihren Arm gelegt, wie ein lieber, vertrauter Freund. Und sie duldete es . . . „Aha. Da kommt der ‚blaue Amtsrichter‘ — den nehmen Sie. — Ich garantiere Ihnen, Sie finden einen Platz. — Und nun noch eins: wann seh' ich Sie wieder, gnädiges Fräulein? Nein anders: — — darf ich Ihnen meinen Besuch machen?“ Er fragte es ernst, herzlich, mit leiserer Stimme.

Sie schien es in dem Lärm der surrenden Bahnen zu überhören. Ihr Kopf war gehoben, als lauschte sie, ihr Gesicht war blaß, und die feinen dunkeln Brauen zogen sich wie empfindsam zusammen. Aber schließlich mußte sie ihm doch antworten.

Er fuhr fort: „Ich würde mich so sehr freuen. Und ich möchte über so manches . . . vieles noch mit Ihnen reden, Fräulein Frede.“

Sie sah geradeaus, und um die schmalen Flügel ihrer Nase war eine Bewegung, fast ein Zittern.

„. . . Zwischen vier und fünf bin ich meist daheim. Kommen Sie zu einer Tasse Tee, wenn es Ihnen paßt. Ich werde mich freuen.“

„Danke schön.“

Sie standen schweigend. Der Wagen kam langsam heran. Frede trat ihm ungeduldig entgegen.

Holk folgte ihr. Sie hielt das Kleid gerafft und hatte ihre Pakete fest im Arm. Nun ließ sie das Kleid rasch fallen und reichte ihm die Hand: „Auf Wiedersehen denn.“

Sie sah ihn flüchtig an und senkte die Lider.

Und seine Hand glitt langsam, zögernd aus der ihrigen.

* * *

Acht Tage darauf war klares Frostwetter.

Die Sonne stand hoch und hell am Himmel, und die gelben vor die handbreit geöffneten Fenster gezogenen Vorhänge leuchteten. Es war da draußen vor den Fenstern wie Heiterkeit, die in das abgeschlossene Zimmer hereindrängte.

Die Dinge aber schienen in diesem goldigen Zwielicht zu warten und mit starrem Staunen auf den Schläfer in dem breiten Messingbett zu sehen. Es war acht Uhr, und nichts regte sich. Die Taschenuhr auf dem Nachttisch am Kopfende des Bettes tickte mit klingend-hellem Ton, eilig, eilig, eilig, wie in Hast, es ist gleich acht — acht — acht. Aber der Schläfer atmete ruhig und sorglos. Und mitunter bewegten sich die Vorhänge mit ganz schwachem Rauschen durch einen kleinen Morgenwind und hingen dann wieder still und warteten.

Als Paul Holk an diesem Morgen endlich erwachte, war sein Kopf merkwürdig frei; ähnlich klar und heiter standen auch die Dinge um ihn her in dem schönen milden Dämmerlicht.

„Acht. Donnerwetter.“

Aber es rührte ihn nicht weiter. Es war mehr ein theoretischer Zorn.

Holk streckte sich behaglich unter der gelben Seidendecke aus und betrachtete nachdenklich das hübsche Spiel der Sonnenstrahlen auf den Gläsern und Flakons des riesigen englischen Waschtisches.

Dann sah er sinnend auf den gelbseidenen Wandbehang drüben hinter dem Diwan und auf die Aquarelle darüber; es waren Studien vom Gardasee, von der Villa Carlotta und vom Genfer See.

Auch eine Schneelandschaft war darunter. Sie stellte ein altes liebes Städtlein dar, mit behaglichen Stadttoren und giebeligen Kleinbürgerhäusern, es war seine Geburtsstadt in Thüringen, die er sehr liebte, und die er fast in jedem Jahr wenigstens auf einen Tag besuchte, obwohl er keine Menschenseele mehr dort kannte . . .

Und weiter nach rechts hing noch ein

Bildchen. — Jena. — O, Du mein Jena! — Das Johannistor mit seiner Zipfelmützenspitze und davor kleine Häusel mit weißen Fensterrahmen und weißen Spalierlatten, an denen der Wein hochkletterte ...

Jena. Jena —! Fuchsturm — Eule ...

Und mit einemmal sah er die steinerne Patriarchenmütze der Stadtkirche, und die Glocken läuteten, und eine hohe dunkle Mädchengestalt ging an ihm vorüber, graziöser und schöner als alle Mädchen und Frauen der Welt, ein heller Florentiner mit üppigen Rosen und schwarzen Sammetbändern, ein duftiges, rauschendes Sommerkleid — ein bißchen altmodisch von der Gegenwart aus betrachtet! — aber gerade deshalb so entzückend, zum Weichwerden ...! Und er grüßte, und das schöne dunkle Haupt mit den feurigen Augen senkte sich, mit einem Lächeln, mit einem verstehenden, wissenden Blick. Sophienhöhe — Paradies — überall sah er sie schreiten. Es war zum Lachen und Weinen jetzt ... O, Du mein Jena!

Holk faltete die Hände über der Decke und bewegte sich wohlig ganz wenig mit dem Rücken.

Er summte etwas und sah fest zu dem Knauf der laternenartigen Ampel hinauf.

Ja ... wenn er sich jene Wiederbegegnung in der Leipzigerstraße so vorstellte ... Es war ja nicht denkbar! Es war ja ein Wunder, ein Bluff des Geschicks.

Paul Holk erhob sich. Um zehn begann sein Kolleg; jetzt war es halb neun. So lange hatte er es sonst nie in den Federn ausgehalten. Aber so als Abwechslung mal war es wunderhübsch.

Er nahm sein Bad, frottierte sich, daß er angenehm glühte, setzte sich im Eßzimmer an seinen Teetisch und versenkte sich zugleich in die Briefschaften und Zeitungen, die längst seiner harrten.

Und er tat sein Tagewerk.

Am Nachmittag aber entschloß er sich endlich zu der Visite. Er hätte eigentlich bis zum Abend einige Korrekturen erledigen müssen. Doch er schob sie ins Unbestimmte zurück, zog sich um und fuhr lächelnd mit einem Bündel schöner Rosen nach dem Lützowplatz.

Die Droschke fuhr dem Professor zu letzt zu langsam. Vielleicht lag es wirklich an der Rosinante da vorn, die nun mal einen Zuckeltrapp für ihren Lebenszweck hielt. Man war eben auch durch die Autos erheblich verwöhnt. Klapp, klapp, klapp stampfte der Schimmel über den Asphalt. Das beste war, man ergab sich darein; diese Fixigkeitswut war im übrigen ungesund.

Schon als sie gemächlich in den Lützowplatz einbogen, musterte Holk die Häuser und suchte unwillkürlich Fredens Pensionspalazzo herauszufinden. Berliner Pensionen lagen meist im zweiten und dritten Stock ...

Da drüben die Etage machte einen so uniformen Eindruck; überall die gleichen Stores, und zwei Fenster standen trotz der Kälte offen. Wo mochten Fredes Fenster sein? Holk nahm die letzten drei für sie in Beschlag. Aber der Kutscher fuhr links in den Platz ein. Und gleich darauf hielt er.

Also falsch geraten.

Das Haus war ziemlich alt und behaglich solide gebaut. Die Wohnungen in jeder Etage schlossen breite mit Gardinen verhüllte Glasverschläge ab, die die ganze Hauptwand einnahmen.

Vor der Pensionstür roch es süß, als gingen hier viele Damen mit zarten Parfüms auf der Haut und in den Gewändern ein und aus; der Läufer schien imprägniert von diesen Wohlgerüchen. Vielleicht aber wurde auch in dem Korridor drinnen mit Lavendelsalz geräuchert ...

Klingling. Es war eine ziemlich altmodische Klingel, ein großer, vergilbter Elfenbeinknopf in einem Messingrahmen. Ein Mädchen mit Flügelhäubchen öffnete.

„Fräulein Fabek."

„Bitte."

Man ließ ihn ohne Weiterungen ein.

Er schmeichelte sich schon, daß ihn Frede vom Fenster aus gesehen haben könnte. Oder hatte sie ihn gar täglich erwartet? ... Unsinn. Das Mädchen schien aber nicht im geringsten Miene zu machen, seine Karte in Empfang zu nehmen; sie hatte seinen Hut und Pelz aufgehängt und schritt nun vor ihm her. War das Pensionssitte? Empfing man

allgemein und jeden im Drawing- oder sonstigen -room?

„Wollen Sie nicht — —?" Holk war auch hierin genau.

„O, es ist wohl nicht nötig," sagte das Mädchen.

Sehr freundlich. Und plötzlich fiel es ihm ein: sollte sie heute en masse empfangen? Hatte sie einen Jour? Aber das hätte sie ihm wahrscheinlich gesagt. Dennoch war ihm der Gedanke wie eine Enttäuschung, als hätte er gehofft, sie allein zu treffen. Aber er konnte sich jetzt über diese äußeren und inneren Phänomena nicht völlig klar werden; das Mädchen stand schon schräg an der Tür und sah auf ihn zurück. Es roch immer süßer, und nun hörte er Lachen und Stimmenlärm, und als das Mädchen öffnete, sah er Menschen, Herren und Damen, auch eine Uniform schien darunter zu sein, alle waren gewissermassen von Blumen umgeben. Und nun wurde es still.

Holk, der kurzsichtig war, schritt diskret suchend mit leichter Verneigung auf den Kreis zu. ‚Geburtstag', dachte er. So roch es schon bei seiner Großmutter... wundervoll nach Hyazinthen und dazwischen nach Torte und süßem Wein.

Es wurde ihn für eine Sekunde ganz heimelig, als träte er bei Freunden und Verwandten ein, so daß er sein Mißbehagen über die vielen Menschen geradezu vergaß. Und nun erhob sich eine hohe schlanke Gestalt in weißem fließendem Gewand und trat ihm mit ausgestreckter Hand entgegen... „Willkommen, Herr Professor!"

Da durchschlug es ihn wieder. Es war Frede. Sie sah abermals anders aus. Noch schöner . . .! Wenn man das sagen durfte und konnte. Ach nein . . . nein, in dem blauen Kleid mit dem großen dunkeln Hut . . . Er mußte sich unwillkürlich räuspern, um seiner Stimme Festigkeit zu verleihen. Erst dann besann er sich und sah das stolze Mädchen mit der offenen, unverstellten Bewunderung des verdienten und selbstbewußten Mannes an, der sich die Freiheit seiner Gefühle auch vor andern gestattete.

„Ich wollte Ihnen endlich meinen Besuch machen, gnädiges Fräulein. Und nun treffe ich Besuch."

„Lauter Freunde," sprach sie mit ihrem klaren Alt.

„Sie haben also Geburtstag?"

Sie nickte lachend. „Leider. Wieder ein Jahr . . .!"

„O, Sie Kind," sagte er leise mit einem herzlichen Blick. „Ich habe es fast geahnt — sehen Sie!" Und er überreichte ihr die vielen schönen Rosen, die er mitgebracht hatte.

Sie dankte ihm mit Blick und Händedruck; und er küßte die Hand langsam — mit einem festen, zärtlichen Druck seiner Lippen, fast als hätte er ein Recht dazu.

„Ich will Ihnen glauben, daß Sie es geraten haben, lieber Herr Professor... Und nun setzen Sie sich zu uns."

Die anderen hatten den Ankömmling eine Sekunde lang gemustert. Dann hatte man weiter gesprochen. Man raunte sich seinen Namen zu, und wieder beobachtete man im Plaudern ihn und Frede.

Er war ein berühmter Mann. Ein Dutzend Frauenaugen kritisierte ihn sofort scharf. Man hatte ihn sich wohl anders gedacht, weniger weltmännisch. Immerhin — allzu leicht waren seine Formen auch wieder nicht; er sprach und bewegte sich gemessen, zögernd, so im ersten Moment . . . Leute, die sich viel beobachtet sehen, geben sich wohl oft so.

Holk verstand kaum einen Namen. Aber es waren recht hübsche Gesichter da unter üppigen Vorfrühjahrshüten . . . Eine etwas ältere Dame machte ihm ostentativ und ziemlich lärmvoll neben sich Platz, so daß ein Sessel eingeschoben werden konnte; sie sah auf den ersten Blick so aus, als ob sie Bücher schriebe, Broschüren; sie hatte kurze, nervöse Bewegungen, trug die Nase mit dem Lorgnon hoch, mit einem Ausdruck, als ob sie lächelte; sie besaß ein strenges Arom', wie Holk das nannte, er kannte den Typ aus seinen Kollegs, wahrscheinlich schrieb sie ihre Bücher mit in Eis gekühlter Tinte und trocknete sie mit Pfefferstaub; sie wollte sofort, herausfordernd und entgegenkommend zugleich, Beschlag auf ihn legen und wohl im Anschluß daran ihm Herz und Nieren prüfen.

Doch Holk wandte sich nach rechts.

Digitized by Google

Da war ihm ein Frauengesicht sofort nach der Vorstellung aufgefallen. Es hatte ihn angezogen und ganz merkwürdig enttäuscht im selben Moment. — Es verriet nämlich eine unverkennbare Ähnlichkeit mit Frede. Der Mund, die Nase, besonders der Zug um die Augen . . . ja, die Farbe, der Ausdruck der Augen — — und doch war alles unaussprechlich anders; und das ärgerte ihn, verwirrte ihn, stieß ihn beinahe ab; es war ihm wie eine Verzerrung des anderen Gesichts, eine höchst unvollkommen angestrebte Ähnlichkeit; es war wie eine peinliche, beleidigende Enttäuschung für ihn, weil er nur Intentionen sah, nicht die Vollendung.

Es war wohl Fredens Schwester, Frau von Ellinger. Er hatte in dem Schwirren der Namen nicht darauf geachtet. Das ging einem eben meist mit Schwestern so —! die ‚erste' war immer der Typ, die zweite, d. h. die, die man später kennen lernte, war nur stümperhafte Annäherung an dieses Urbild . . . Er hatte das schon verschiedentlich erlebt. Und man konnte sich stets nur ganz allmählich und mit störenden Rückfällen an diese ‚Diskrepanz des Ähnlichen' gewöhnen. Sie war älter; auch das sah man. Frau von Ellinger hatte ja wohl schon fünf Kinder. Und zwei Stühle weiter saß augenscheinlich ihr Gatte: der Major, mit breiten Karmesinstreifen und Silberlitzen. Es waren noch zwei andere Herren da, Doktoren, vielleicht Redakteure oder Herren aus der Pension . . .

Ja, es war in der Tat Frau von Ellinger. Er kam bald in ein Gespräch mit ihr. Und sie war wirklich nett und reizend — vielleicht um eine Nuance zu bequem, wie eben fünffache Mamas, die sich schon ein wenig Ruhe gönnen dürfen, sind; aber doch auch wieder sehr temperamentvoll; und sie besaß dasselbe herzliche, schelmische Lachen, das ihm so unvergeßlich an Frede war . . .

Eine famose, liebe, etwas resolute Frau. Und natürlich auch hübsch, zweifellos sehr — reizend — nun ja, bei dieser Ähnlichkeit selbstverständlich . . .! Prächtig, prächtig! Und auch der Major gefiel ihm gut, ausnehmend gut sogar; ein sympathischer, schöner Mann . . . Frede hatte ihnen wohl schon von Holk erzählt? Alles? — Auch von früher? . . . Jedenfalls von jener Begegnung vor einer Woche in der Leipziger Straße. Man kam ihm mit großer Freundlichkeit entgegen.

Bald wurde das Gespräch allgemein. Den Pfeffer dazu gab die Dame links neben Holk; er fühlte, wie es ihn kühl von der Seite her anwehte, ihr Urteil über ihn war wohl fertig: ohne Sinn für die Gegenwartsfragen, unliebenswürdig . . . Desto artiger, beinahe herzlich waren die anderen; ahnten, folgerten sie etwas — —?

Holk aber hatte schließlich nur Auge und Sinn für Frede. Je heimischer er sich in dem Kreis fühlte, desto mehr. Er beobachtete sie, soweit das anging, unausgesetzt, wie sie die Honneurs machte, und ob sie seine Blicke erwiderte und suchte . . . Sie schien ein wenig aufgeregt, auch lauter als sonst, und in mancher ihrer Bewegungen glaubte er eine Unfreiheit, eine kleine jäh gewollte Koketterie wahrzunehmen.

Sie sah ihn immer so ernst an. Sie kam zu ihm, neigte sich über ihn, um ihm Tee zu geben oder von dem Kleingebäck anzubieten; einmal legte sie dabei ihre Hand auf seinen Arm und seine Hand, um sie über den Teller hin zu lenken. Das bezauberte ihn für Sekunden und ließ seinen Atem stiller werden. War das Spiel? Denn in allem war auch wieder Reserve. Ja, Verlegenheit, eine Befangenheit, in der es wie Bitte war — er verstand es nicht. Alles zugleich ein Sichabschließen; eine Unnahbarkeit.

Die schlanke Mädchenhand war weich, warm; Holk meinte ein leises Fieber darin zu spüren. Klopfte im Augenblick ihr Puls, pochte ihr Herz, glühte ihr Blut? Sie war aufgeregt . . .

Und je lauter und heiterer die Stimmung ihrer Gäste wurde, desto mehr schloß auch Frede sich auf. Wie hell ihre liebe Stimme klang; sie traf jeden Nerv in ihm. Die ganze Erscheinung Fredens schien verändert, um ein Haar aus dem Gleise. Die weiche Haut ihrer Wangen war gerötet; ihr Auge leuchtete.

Was lebte in ihr —? fragte sich Holk mit einer eigentümlich wachsenden Bangigkeit.

Ziehende Wolken. Gemälde von Jacob Alberts.

Die erste halbe Stunde war hin.

Holk sprach nicht viel mit Frede. Nur ihre Blicke redeten, begegneten sich mitunter; dann war es oft, als eilten sie aus irgendeinem Grunde wieder auseinander.

Aber mitunter richteten sie doch auch Worte hinüber und herüber; sie riefen sich über die Köpfe der anderen etwas zu, lächelnd, etwas, das sie verband, das nur für sie beide galt; das war so, als griffen ihre Hände scheu nacheinander und hielten sich, und dieses Fassen und Halten stand auch in ihren Blicken. Und doch war bei Frede, in all ihrem Wesen, eine Gezwungenheit, ja Feindseligkeit — —

Es hatte sich eine Debatte erhoben. Es war wie stets in Gesellschaften generalisiert worden. Man wandte sich auch an Holk. Es handelte sich darum, festzustellen, ob hervorragend energische Menschen, Menschen der Tat, des Zweckes, nebenhergehend aber doch kontinuierlich liebenswürdige Persönlichkeiten sein könnten; von den Damen wurde es bestritten, von den Herren behauptet. Man verwies auf Bismarck, jede Partei nahm ihn in Anspruch — den alten Krupp — den verstorbenen Freiherrn von Stumm — den Generaldirektor Ballin in Hamburg. Jeder mußte als Beispiel für und gegen dienen. Holk hütete sich, den Brahmanen zu spielen. Er sagte, er wüßte es nicht. — Denn er wußte nur zu gut, daß so allgemeine Worte dem Leben gegenüber wie Särge sind. „Ich weiß es nicht." Und da wurden auch die anderen mit einemmal ruhig und sahen mit Hilfe dieses kleinen Satzes mitten ins Leben hinein, als hätte ein vorsichtiger Finger einen Vorhang leicht gehoben; nur einige Hartnäckige, die nervös oder eitel waren, stritten weiter.

Dann sprach man vom nahen Sommer. Und da es für Holk störend war, hier als Orakel zu prävalieren, gefiel er sich in Paradoxen: er meinte, er hasse den Sommer; nichts wäre ihm lästiger, als die Sommermonate, besonders ihre Nachmittage, die nicht alle würden, deren Licht nicht verlöschte, die hell und grell bis zum späten Abend auf eine ewig gleiche, üppige Natur niedersähen; der Sommer wäre ihm langweilig wie eine überreife prätentiöse Frau; er brauche Abwechslung, er wäre der geborene Norddeutsche: Hell und Dunkel, Heiß und Kalt — nur nicht ewig den gleichen klimatischen Zustand. Man lachte und zweifelte. Aber Holk verfocht seinen Satz. Frede sah ihn ernst und schweigsam an. Es war zweifelhaft, ob sie ihm glaubte. Aber sie schien sich an seinen temperamentvollen Äußerungen zu freuen, ordentlich zu laben ... Sie hörte wohl nur auf seine Stimme, und wie er seine Worte schliff, knapp, spitzig, schlagend.

Spiel, Spiel! Und doch vielleicht mehr. Er wollte vielleicht etwas von seinem Einsamkeitsweh hier laut werden lassen ... für wen wohl? ... Wollte gerade hier, in all diesen unfaßbaren Zusammenhängen von gelegentlichen melancholischen Stimmungen sprechen ... warum wohl? Und hatte er nicht neulich schon Ähnliches mit halben, andeutenden Worten berührt? — Gerade der Sommer ist doch die Zeit der Freude, des geruhigen, blühenden Lebens, auch in der Natur; und gerade da litt er vielleicht am stärksten an seiner Menschlichkeit und ihrer Leere ...

Spiel. Und dann trat die obligate Pause ein: auch dieses Thema war erledigt; eine gewisse Unruhe schwang nach. Frede erhob sich wieder und sah eifrig nach den Tassen und Tellern. Sie sprach geflissentlich zu, es war fast so, als möchte sie einen beginnenden Aufbruch verhindern, nicht nur aus Artigkeit und Freundschaft; es war eine Spannung darin.

Auch die anderen wurden wieder lebendig oder mehr unruhig; aber nicht lang, und die Stille trat abermals ein; eine Stille, die wie ein Warten war und schließlich eine Verlegenheit ...

Nur die linke Nachbarin Holks fragte in diesem feinhörigen Schweigen mit klarer Stimme: „Wo steckt denn heute der Hauptmann Eyken? Ich wundere mich. Gerade heute."

Major von Ellinger räusperte sich. „Er hat noch zu ‚mobilisieren', gnädigste Frau. Es wurde heute später. Er muß in jedem Augenblick kommen."

Holks Augen gingen langsam zu dem

Sprecher hin. Frede hatte sich abgewandt, war an den Teetisch herangetreten. Und um Paul Holks Herz strich nun langsam ein kühler Hauch.

War etwa Frede Fabek deshalb so ... so anders? So unruhig, befangen beinahe? — Hm.

Man zog sofort andere Dinge ins Gespräch, war heiter.

Die Pfefferdame erhob sich und begann umständlich und mit einer gewissen Absicht, als wollte sie sagen: ‚das dauert mir zu lange, Kinder, ich will das doch nicht mehr abwarten', Abschied zu nehmen. Holk saß nachdenklich da. Auch er dachte unwillkürlich an seinen Hut und Mantel draußen. Er war schon gute drei Viertelstunden hier. Für einen ersten Besuch etwas reichlich. Allerdings lagen die Dinge heute anders. Und er war am Ende kein Fremder.

Es war plötzlich wirklich so etwas wie ein entfremdender Hauch zwischen ihm und Frede Fabek. Er wartete noch. —

Aber gerade als sich noch eine andere Dame erheben wollte, da klingelte es draußen wieder; und bald darauf öffnete das Mädchen die Tür. Es kam also noch jemand. Es war wieder ein Herr mit Karmesinstreifen.

Frede warf einen raschen Blick über Holk hin, neigte sich noch einmal tief über die Teemaschine und trat dann mit unverkennbarer Haltung, die sie noch durch ein Lächeln erhöhte, auf den neuen Gast zu.

„So spät, Herr Eyken? Sie haben es sicherlich vergessen gehabt."

„Ich schwöre: nein, mein gnädigstes Fräulein! Aber der Dienst; ich war heute vielleicht zum erstenmal wirklich unglücklich über den königlichen Dienst."

Der Herr war echauffiert. Er war groß, stattlich, jünger als Holk, über Mitte dreißig, blond, straff. Er trug ein riesiges Bukett in der Linken, mit der er auch Degen und Helm hielt. Und nun sprach er leise ein paar Worte zu Frede und neigte sich, gerade wie der Professor vorhin, über ihre Hand.

Holk fühlte schon nach einer Weile, wie er sacht aus diesem Kreis zurückwich. Wie er mehr und mehr in die Rolle des Unbeteiligten, des objektiven Zuschauers, des kühlen Beobachters geschoben wurde ... oder auch sich selbst schob ... Er wußte das nicht so genau.

Auch Freden gegenüber. Ja, gerade vor ihr und vor diesem Hauptmann Eyken geschah die eigentümliche Wandlung. Man konnte von einer Umkehrung der Tatsachen sprechen! meinte Holk.

Hm —.

Also das war es wohl. Also deshalb war sie am Ende so anders gewesen als sonst, unruhig und ungleich, und sie strahlte. Beinahe etwas zerfahren. Und er hatte schon geglaubt — —

Aber warum war sie denn so nett zu ihm gewesen? Sie hatte sich noch vor einer Reihe von Minuten über ihn geneigt; er spürte noch jetzt ihre duftige, berückende Nähe ...

Mitleid? Ach was. Koketterie, Rachenahme, absichtliches Spiel —? Sie war aus dem gleichen Grunde wahrscheinlich schon neulich kurz, kalt und verhalten scharf zu ihm gewesen. Nun also. Rache für Jena —!

Und er selbst hatte es für Befangenheit und natürlichen Stolz gehalten; hatte sich gesagt: ‚sie darf ihre Freude oder gar ihr Entzücken nicht in der ersten, nicht mal in der zehnten und hundertsten Stunde zeigen. Du hast sie damals bis ins Innerste beleidigt...!' Etwas komisch, diese untergeschobenen Beweggründe. Aber sie hatte ihn doch neulich mit einem Staunen und Erschauern angesehen — er ließ sich ohne Protest aufhängen, wenn auch das eine Selbsttäuschung wäre ...! Und auch vorhin noch hatte sie ihn mit unverkennbarer Freude und Wärme empfangen, als er so unvermittelt mit seinen Blumen aufgetaucht war, gerade an ihrem Ehrentag ... Oder war auch ein Erschrecken dabei gewesen? —

Schluß, mein Sohn. Schluß. In jedem Sinn vielleicht — nein, gewiß! — Warum sollte sie sich nicht nebenbei noch auf ihre Weise amüsieren? Eben schadenfroh? Und im übrigen war nun wohl alles klar und war das Rätsel ihres Wesens in dieser Stunde gelöst ...

Auch die übrigen Freunde schienen eine in der Hauptsache nicht viel andere Meinung zu hegen; jedenfalls ließen sie

sie nicht ‚das geringste' merken. Im Gegenteil. Sie waren jetzt nur noch vergnügter. Und die Stimmung kam erst jetzt auf die richtige Höhe.

Den Professor aber griff es mit einemmal, just in dem hellen Klingen der Stimmen und des Lachens um ihn her, wieder etwas müde und alltäglich an; so ungefähr, als wäre er aus einer Lichtung und heiteren Zerstreuung unversehens zurückgeglitten in eine altgewohnte Stille und Dämmerung ... Es war das jetzt ein ganz prägnantes und bewußtes Gefühl; je länger es andauerte, desto mehr. Und Holk verstand es sehr wohl zu deuten.

Der Hauptmann war sehr nett. Er war Holk durchaus sympathisch. Er war gewiß auch ein kluger Mann; dabei so forsch, mit so viel Sinn für das äußere Leben begabt; wie viel liebenswürdiger konnte der Mann sein, als ein anderer, der immer wieder in Probleme versank. Um wie vieles leichter konnte der seine Stimmungen beherrschen, die Frau, die er liebte, verwöhnen, auf den Händen tragen, sich ihr jederzeit widmen. Die Frau, die *er*, Paul Holk, besäße, die wäre ungleich mehr auf sich selbst angewiesen und müßte oft viel, unendlich viel Geduld mit ihm haben und ihn oft im schlimmen Sinne des Worts ertragen ... Gelehrte, Künstler sind keine bequemen Gatten; sind Egoisten durch ihren Beruf, verbrauchen sich zu allererst in ihrem und für ihren Beruf ...

Glückliche Frede! Greif zu! Das Glück will leuchtende Augen und eine unbekümmerte Stirn. — —

Und nun war es in dieser Stunde fast so wie vor zehn Jahren.

Ein ganz ähnliches Mißtrauen stach seine Seele; nur daß ihm damals ein Vergleich mit einem andern lebensfrischeren Mann nicht *so* nahe gestanden hatte; er war lediglich aus sich selbst heraus lebensfeig gewesen — — noch unfertig mit dem Letzten und Fernsten seiner Zielrichtung, noch vergraben in sein Streben.

In diesem Moment aber lag es wie eine Vergeltung!

Warum hatte er nicht trotz allem damals zugegriffen? Er besäße nun längst alle Kostbarkeiten des Lebens. Aber man kam nicht von sich los; man war immer wieder an das Gesetz seines Lebens gebunden. Auch jetzt. — Gut so. — —

Und nach zehn Minuten erhob er sich.

Frede war ernst und blaß und trat an ihn heran.

„Sie gehen?"

„Ja, mein gnädiges Fräulein. Und zwar nachdenklicher als ich gekommen bin, wie mir scheinen will."

„Warum?"

Ihr Blick versuchte schmerzlich starr in seinem Auge zu forschen. Und sie hielt seine Hand fest.

„... Ich wollte Ihnen so manches erzählen, Fräulein Frede. Vielleicht erklären — ausführlicher, wissen Sie. Eine gewisse ... verjährte Schuld in Ihren Augen mildern. Sehen Sie, Sie schienen mir einen *lichteren* Genossen zu brauchen, keinen Sucher und Grübler ...! Das und so allerlei. Sie wissen es. Ich sprach schon neulich davon. Und nun seh' ich das alles wieder im selben Licht; obwohl ich selbst freier und leidlich Herr meines Lebens geworden bin. Sie Glückliche, die Sie so reich beglücken dürfen! ... Leben Sie wohl, gnädiges Fräulein; Ihre Frau Schwester hebt schon die Lorgnette nach uns. Und es gibt doch keine Geheimnisse mehr zwischen uns. Keine mehr! Leben Sie wohl." — —

Und er neigte sich wieder über ihre Hand und küßte sie mit einer fast schmerzlichen, leidenschaftlichen Bewegung. Und er merkte nicht, daß die geliebte Hand zitterte.

— — — — — — — — — — — —

Er schritt wieder die Treppe hinab.

Mein Gott, was für eine helle, wunderliche Woche war das doch gewesen. Erst jetzt erkannte er das völlig. Ein einziger heimlicher Impuls hatte sie durchwogt; eine Unruhe unter aller äußeren Gelassenheit hatte ihn gehalten; ein Wunsch fast, ein Verlangen. — Wer kennt sich denn in der lebendigen Stunde? ... Hatte es ihn also wirklich noch mal in seinen Jahren gefaßt, gebrannt — ging das jedem noch einmal so? Ach, hier wiesen hundert Fäden nach rückwärts. Und vierzig Jahre sind wie dürres Holz, in das der Funke

ſpringt, ſind wie dürres Holz, das plötzlich wieder grünt — — Schwabenalter!

Und dieſer Beſuch war ein bißchen ſein Schwabenſtreich geweſen; — trahit sua quemque voluptas. O, er war ein unternehmender Mann! Er lachte kurz.

Aber diesmal war er der Heimgeſchickte.

* * *

Einige Wochen ſpäter reiſte Holk nach dem Gardaſee ab.

Aber Maderno hatte er ganz plötzlich aufgegeben. Es war ihm ein bißchen zu einſam. Und die vier, fünf Wege, die von dem entzückenden Felſenneſt ausgingen, kannte er nur zu gut.

Er hatte vor Jahren einmal einige wundervolle Tage zwiſchen Riva und Torbole im Hotel du Lac verlebt, einem prächtigen alten Palazzo mit Pluvium, Terraſſe und mit dem ſchönſten Park rings am Gardaſee; ganz vorn war ein ſchattiges Platanenwäldchen, in dem man lag und ſaß und auf die Ora wartete, um dann ins Waſſer zu ſteigen oder ins Segelboot. Und am Abend war es zauberhaft. Wenn der Mond über dem Waſſer hing und über die Kuliſſen des Monte Baldo und Monte Ora ſeine Silberſchleier zog; von weit drüben, von Malceſine, glitt das Licht der Scheinwerfer von den italieniſchen Wachttorpedos über die Küſte; ein ſchattenhafter Kahn zog quer über den See nach Torbole, und langgezogene, plärrende Kehllaute, vom Takt des Ruderſchlages zerriſſen, füllten ſentimental die Luft; man hört es und hört es nicht, wie das Rauſchen in den Platanen, wie das ſchrille Zirpen der Grillen in den Myrtenbüſchen.

Die vierzehn Tage vergingen. Holk machte Ausflüge an der Küſte hinab, ging nach ſechs, wenn die Sonne hinter die Felſen trat, in der Campagna ſpazieren, trank roten feurigen Greccio und lag jeden Morgen im Waſſer.

Er fand auch Anſchluß. Aber er zog doch, wie meiſt auf der Reiſe, die Einſamkeit vor. Er genoß die Natur am reichſten, wenn er ſtill war, paſſiv; nur lauſchen, ſchauen, ſich hingeben.

Er hätte eigentlich glücklich ſein können.

Aber es ging ihm doch ſo manches nach.

... Er dachte nicht gern an Berlin. Nun ja, neue Aufgaben warteten ſeiner. Und ſobald er wieder am Schreibtiſch ſitzen oder vor ſeinen Hörern ſtehen würde, dann gab es nichts anderes als ſein Ziel.

Dennoch fehlte etwas — würde etwas fehlen. Er hatte ſogar eine geheime Angſt vor ſeiner ſchönen Wohnung. Die Zimmer mit ihrer Stille waren ihm in ſeinen Gedanken unheimlich. Es war faſt ſo wie in ſeiner erſten Studentenzeit vor Jahrzehnten, wo es ihn nicht ſelten hinaus ins Leben trieb, von den Büchern weg, in einer Budenangſt. War es wieder ſo? Nein. Nicht Angſt. Aber doch war eine Leere um ihn — hier und daheim. Eine Kühle, die ihn feindſelig anwehte, als ſtünde er ohne Zuſammenhang im Leben, ohne rechten Ankergrund — als Menſch ... ohne Zukunft.

Es war wohl ein erſter Hauch des Alters, den er verſpürte; ſchon ſeit Jahr und Tag; die verborgene, froſtige Wirkung des Alterns.

Und jetzt — jetzt — — würde alles noch hundertfach ſtiller und leerer um ihn ſein und einſamer. Mein Gott —: dieſe Frau ... und Kinder von dieſer Frau ... die einen mit Zukunft und Ewigkeit verknüpften ... Was waren am Ende alle Arbeit, alles Ringen und Schaffen, wenn man ſo außerhalb alles Menſchentums ſtand? Das Leben war doch immer und ewig die Hauptſache; wiſſen und forſchen war nur ein Ausdeuten des Lebens, nur Surrogat, nur Form.

Er übertrieb das. Er wußte es; aber er wußte auch, daß jede Zeit, jedes Alter ſeine eigne, beſondere Erkenntnis hat. Und er genoß jetzt dieſe Erkenntnis ...

Eine der Damen im Hotel, eine Wienerin, hatte ihn ſchon am zweiten Tag bei einer zufälligen Begegnung im Park in ihrer ganzen Erſcheinung und in allen Bewegungen an Frede erinnert.

Er brauchte eine geraume Zeit, eh' er die Dame mit unbefangenen Augen betrachten konnte. Anfangs jagte ihm ihr Anblick Schauer über die Bruſt; ja nicht ſelten ſtieg ein Schmerz in ihm auf.

Wie unter einem Zwang bildete er es ſich ein, und er hielt ſich mitunter mit einem grauſamen Spiel dabei feſt:

Digitized by Google

„Sie ist es", wenn jene von weitem auf ihn zukam; und das Wissen, daß sie es nicht sei, und der Wunsch und Glaube seiner Phantasie, daß sie es sei, bereiteten ihm quälende Wonnen. —

Allein über eines wunderte er sich allgemach immer stärker.

Er wunderte sich darüber, daß er keine Anzeige bekam. Keine Anzeige von Frede Fabek und dem sympathischen Hauptmann Eyken.

Ja; — — diese Dinge standen doch an jenem Tage unzweifelhaft so, wie er sie aufgefaßt hatte ... Auch Frede selbst hatte nicht widersprochen. Die Dinge standen so, daß man allgemein etwas weiteres zu erwarten schien; einen gewissen nächsten Schritt, einen vorläufigen ersten Abschluß oder so. Er und wohl auch alle andern hatten das so aufgenommen ... Es konnte also nur eine Frage der Zeit sein. Eine Frage der nächsten Zeit.

Allein es kam nichts. Und es war doch nicht gut anzunehmen, daß man ihn bei der Versendung vergessen haben könnte. Absichtlich oder unabsichtlich. Er machte sich hin und wieder Gedanken darüber. Und an einem der letzten Tage seines Ausflugs sandte er in einer plötzlichen Laune einen Postkartengruß aus Varone an Frede. Die Leutchen sollten wissen, daß er noch in der Welt wäre ... Und er warf die hübsche Karte mit einer gewissen Spannung in den Kasten.

— — — — — — — — — —

Nun war Professor Holk schon seit Wochen zurück.

Es war wie früher. Er arbeitete, hielt seine Vorlesungen, ging spazieren. Sein großes Buch, eine Geschichte der Ethik, würde wohl in diesem Jahr fertig werden. Das erfüllte ihn mit Befriedigung.

Es regnete viel. Bis in den Juni hinein.

Einmal traf Holk auf der Straße den Major von Ellinger, Fredens Schwager, mit Frau. Man grüßte sich im Vorübergehen, und die stattliche, hübsche Frau sah den Professor dabei so forschend und ernsthaft an, daß ihn der Blick förmlich betroffen machte. Und etwa eine Woche später saß er in der Hochbahn plötzlich auch mal dem Hauptmann Eyken gegenüber. Man stutzte, erkannte sich, war für eine Sekunde verlegen, grüßte und plauderte ein paar Worte.

Aber erst ganz zuletzt fragte Holk auch nach Fräulein Fabek.

„Wie geht es dem gnädigen Fräulein? Ich war verreist ... Ich sah sie lange nicht."

Der Hauptmann nestelte an einem Koppelriemen. „Ich kann leider nicht Auskunft geben, Herr Professor. Habe gnädiges Fräulein ebenfalls seit Wochen nicht gesprochen. Der Dienst ist so stramm jetzt. Täglich Überstunden, so daß man froh ist, sich aufs Sofa legen oder einen Gaul für ein paar Stunden zwischen die Schenkel nehmen zu können." Es klang ein bißchen derb. Der Hauptmann sah auch nicht gerade hervorragend wohl aus, eher etwas mitgenommen —. Aber Holk hatte keine Zeit zu weiteren Beobachtungen. Er war am Ziel und mußte hinaus. Noch ein Händedruck, der Hauptmann erhob sich, und der Professor stieg aus.

Aber als Holk nun draußen in der Nollendorfplatzhalle schritt und die Treppen hinabstieg, da hatte er ein eigentümlich leichtes Gefühl in den Beinen und Füßen, das sich in der nächsten Minute auch seinem übrigen Körper mitteilte; es war etwas Aufwachendes, Belebendes in der Empfindung. ‚Es ist die stimulierende Tunnelluft und die Erschütterung durch die Fahrt ...' konstatierte er.

Er atmete tiefer und, wie es schien, auch unruhiger. Er hätte plötzlich leise pfeifen oder lachen mögen. Es war eine Spannung in ihm oder eine verstohlene Heiterkeit, ein Bedürfnis nach Lärm und Bewegung; in seinen Nerven war ein Prickeln und heimliches Schwingen.

Aber Holk ging ganz ruhig, würdig, elastisch wie immer; sah zerstreut umher, achtete auf die Stufen und Straßenschwellen.

Und erst nach einer geraumen Weile fragte er sich —: ‚Was war denn das?' Hatte er geträumt? — Der Hauptmann hatte sie ebenfalls lange nicht gesehen? ...

Und er sagte das so kurz und knapp, wie ein Mann, der höchst summarisch verfährt — weil ihm das Thema peinlich oder schmerzlich ist ...? Merkwürdig. Höchst merkwürdig!" Und da war aber-

mals das Prickeln und Schwingen und das Bedürfnis, den Schirm zu bewegen und rascher zu gehen.

Er bog in die Bülowstraße ein. Blieb an der Ecke bei dem einarmigen Zeitungshändler in Gedanken stehen, um die bunten Umschläge der ausgelegten Blätter zu betrachten, und ging dann weiter. Er erwiderte den Gruß eines Herrn, den er nicht kannte —

Ja, mein Gott — —

Aber da begegnete ihm ein Kollege, nahm ihn untern Arm, bat ihn dringend, ein Stück mitzukommen, und schimpfte auf den Dezernenten.

Holk hörte zerstreut zu.

Der andre war ihm im Grunde so gleichgültig. Es geschah aus purer Höflichkeit, daß er gegen diese Vertraulichkeiten nicht protestierte.

„Feste! Setzen Sie sich auf die Hinterbeine, Herr Kollege," sagte Holk und dachte an Eyken.

Der hatte genau so ausgesehen, wie einer, der vom Pferd gefallen war und nun sehr stramm noch lachend nach Hause ging. Kann jedem passieren! Ein richtiger Kerl läßt sich keine Schwachheit anmerken. Na, nach Lachen sah er nun gerade nicht aus, der liebe Eyken!

Guter Himmel, konnte man ihn wenigstens jetzt nicht mit diesen ewigen Fakultätsgeschichten zufrieden lassen. Er hatte weiß Gott im Augenblick allerlei andres im Kopf, das ihn persönlich sehr viel näher anging und worüber er sich lebensgern etwas klarer geworden wäre . . .

Es war unmöglich, dabei einen eigenen Gedankenfaden zu spinnen; der brave Historiker an seinem Arm entwickelte einen Elan, der ihm innerhalb seiner sonstigen geistigen Betätigungen nicht annähernd zu Gebote stand; im Gegenteil.

Es war vielleicht nicht hübsch, daß Holk den andern in seiner Gemütsbewegung so wenig würdigte; zumal Holk ein Buch über Ethik schrieb. Aber er hatte diese ganze Misere am eigensten Leibe erlebt. Jeder mußte eben früher oder später damit fertig werden. Auch der Kalabresermann an seiner Seite, den er im übrigen für kein Kirchenlicht hielt.

Nichtsdestoweniger mußte der Professor bis zum Wittenbergplatz aushalten; erst dort sah er den andern mit Erleichterung scheiden . . .

Richtig . . . wie war das doch —? Der Zwischenfall versank wie durch ein Loch in die dunkelste Vergessenheit. Richtig — —

Ja, er war in diesem Augenblick darüber verwundert, daß er nicht auch ihr einmal in all den Wochen begegnet war . . .

Er hatte so oft nach ihr ausgesehen, mit Hoffnung und mit Sorgen. Aber niemals war es geschehen. Niemals. Freilich, Wunder passieren nur einmal! . . . Und er war schließlich daran vorüber gegangen, so genau er auch alles gesehen und die Augen in Staunen und Entzücken aufgerissen hatte; sein Schwabenalter hatte ihn zuletzt wieder blind und ungeschickt gemacht . . .

Wirklich? Das müßte doch in der Tat erst gründlichst eruiert werden!

. . . Ja — der Hauptmann hatte sie ebenfalls lange nicht gesehen; das stand fest; und er hatte energisch mit seinen Koppelringen geklappert und eine rote Stirn gehabt.

Er hatte bestimmt rote Schläfen gehabt; und hatte mit einem gewissen Nachdruck auf die Erde geblickt . . . Ob in dem Mann dabei irgend etwas gewühlt hatte? Irgend etwas . . . Ob sie ihn wirklich nach Hause geschickt hatte —? dachte Holk.

Ob sie plötzlich Gründe dafür bekommen — erlebt hatte? Eyken war höchst sympathisch und wahrscheinlich sehr vermögend, ein famoser Mann . . . Und nun mit einemmal! Ob sie die ganzen zehn Jahre ein bißchen auf etwas gewartet hatte? Holk, Du bist verrückt. Er lächelte. Dann schwang er den Schirm.

Aber nein! Er hatte jetzt durchaus keine Zeit zu solchen Meditationen. Sie waren wieder im äußersten Grade sinnlos. Er hatte um fünf Uhr eine Besprechung mit seinem Verleger. Jetzt ging es auf halb sechs.

Der Mann würde auf ihn warten! Er hatte sich vorhin in einem seltsam energielosen Zustand befunden, als ihn der Historiker als willkommene Beute mit sich fortgeschleppt hatte . . . Allons! Und er

nahm sich rasch eine Droschke und fuhr die paar hundert Meter bis zur Bülowstraße zurück.

Aber als er ausstieg, waren die Gedanken wieder da. Und als er oben im dritten Stock klingelte, erschrak er. Richtig, er stand jetzt nicht vor einer Tür am Lützowplatz, sondern in der Bülowstraße! Schade.

* * *

Es war an einem Nachmittag in der Woche darauf. Vier Uhr.

Frede Fabek schrieb in ihrem Zimmer am Lützowplatz.

Sie hatte eben einen kleinen Aufsatz über die Aufrichtigkeit verfaßt, in Hinblick auf die individuelle Sphäre. Aber derlei lag ihr nicht sehr. Sie stand zu liebevoll zum Leben, um an Formeln über das Leben stärkeren Gefallen finden zu können.

Jetzt schrieb sie an einem Artikel über Kinderbeschäftigung bei schlechtem Wetter; und diese Arbeit machte ihr ungleich mehr Spaß und ging ihr flotter von der Hand. Das ließ sich alles so allerliebst beschreiben, plauderhaft; man sah dabei immer die kleinen Kerlchen vor sich mit dicken oder zarten Händen, die alles selbst machen wollten, sah die leuchtenden Augen, hörte das Lachen, Plänemachen, den Jubel; und man konnte so nett dabei erziehen und die frohbereiten Seelchen lenken und auffrischen. Ja, derlei lag ihr näher, als alle Theorie; sie mußte überall mit Passion dabei sein, so viel sie selbst auch von ihrem Verstand hielt...

Jetzt kam das Mädchen herein und brachte ihr auf dem Tablett eine Karte.

Besuch? Sie runzelte die Stirn. Der würde jetzt stören.

Sie war so gut im Zug und schwatzte eben so gemütlich und heiter mit den imaginären Kindern.

Sie nahm die Karte.

Aber da errötete sie, und ihr Auge wurde ernst. Sie war eine Sekunde lang verwirrt, so daß sie nicht gleich eine Antwort finden konnte. Dann sah sie über ihren Schreibtisch hin, als überlegte sie noch einmal oder vergliche die Störung in der Arbeit mit der Freude an diesem Besuch ...

„Ich lasse bitten, Marie."

Das Mädchen ging.

Und Fräulein Frede schrieb mit einer gewissen Hartnäckigkeit und Eile noch einige Zeilen weiter; es war natürlich dabei auch eine mechanische Absicht im Spiel, den Satz zu Ende zu führen; aber das wäre jetzt nicht so wichtig gewesen, zumal Fredens Hand und Schrift plötzlich lässiger über das Papier lief.

Es klopfte.

Frede war doch nicht fertig geworden mit dem Satz; ihre innerlichen, schweifenden Gedanken hatten wahrscheinlich die etwas verwickelte Periode noch mehr kompliziert; sie hob mit einem starren Lächeln das Gesicht nach der Tür und beendete mit einem kleinen Schnörkel ihre Schreiberei.

Nein! Das war töricht und abgeschmackt, dieses Spiel am Schreibtisch, als hätte man wer weiß was zu tun. Sie erhob sich rasch und schritt dem Gast freundschaftlich entgegen.

„Ah Herr Professor! Ich begrüße Sie. Ich war gerade noch in journalistischer Tätigkeit."

„Ich störe?"

„Nein. Es hat Zeit. So etwas hat immer Zeit. Also endlich mal wieder .." fuhr sie zerstreut fort, als wollte sie nur etwas Liebenswürdiges sagen. „Lange nicht gesehen, Herr Professor. Sie kamen und gingen wie ein Meteor an meinem Lebenshimmel. Geben Sie mir Ihren Hut und kommen Sie näher ... Wo soll es sein? Hier in der Ecke; hier ist es am traulichsten, und nun trinken wir Tee zusammen."

Sie sprach rasch, munter.

Holk beobachtete sie. War es Gezwungenheit? Wollte sie Haltung gewinnen und zeigen?

... Sie rückte die Sessel, schob den Teetisch heran und zündete die Flamme unter dem Kessel an.

Und während sie das tat, trat plötzlich ein Schweigen zwischen beide.

Holk lehnte sich in den Sessel zurück und überlegte. Er erschien blasser als sonst, und zwischen seinen dunklen dichten Brauen stand eine beinahe strenge Falte; das war ungefähr der Ausdruck seines Gesichts, wenn er auf dem Katheder seine Vorlesung begann; ein Zeichen der Sammlung, geistiger Energie ...

Digitized by Google

Frede bog sich von dem Teetisch wieder hoch und nahm nun auch gemächlich Platz. Sie faltete die schönen, mit ein paar schimmernden Ringen geschmückten Hände im Schoß und sah den anderen an.

„Nun? . . . Wo waren Sie so lange?"

Holk hielt den Blick fest. Er sah sie von unten her durch den Kneifer aufmerksam an, gewissermaßen sinnend und eindringlich; auch dieses Verfahren war ihm eigentümlich, Frede hatte es häufig an ihm beobachtet, auch bereits ganz früher.

„Ja; ich habe lange nichts von mir hören lassen," begann er mit einiger Genauigkeit und mit Bedacht. „Aber Sie wissen wohl, daß ich von Mitte Frühjahr ab einige Wochen verreist war. Im Süden."

„Nun, dann sind Sie längst von dort zurück," sagte Frede trocken.

„Gewiß. Ich schrieb Ihnen eine Karte aus Varone. In der letzten Woche meines Dortseins. Haben Sie sie bekommen?"

„Ja. Ich danke Ihnen."

„Ich hatte eigentlich auf einen Gegengruß von Ihnen gerechnet."

„Sie schrieben, daß Sie demnächst wieder heimkehrten. Wohin sollte ich schreiben? An Ihre hiesige Wohnung?"

„Warum nicht?"

Sie schüttelte den Kopf. „Dazu sind Ansichtskarten doch nicht da."

„Es brauchte ja nicht gerade so eine Karte zu sein. Im Gegenteil . . . Ein kleiner Brief, ein Lebenszeichen. Vielleicht habe ich so eines Zeichens sehr bedurft —"

Sie lächelte: „Wenn man sich erst am Ende einer Reise seiner Freunde erinnert?"

Frede neigte sich jetzt wieder zu dem Teetisch hinüber und stellte die Tassen zurecht. Den Tee hatte sie bereits eingefüllt.

„Und warum ließen Sie sich auch nach Ihrer Rückkehr so lange nicht sehen?" fragte sie nach einer Weile.

Holk legte die Hand an den spitzgeschnittnen dunkeln Bart; einige silberne Fäden waren auch darin schon sichtbar. Er ließ sich mit jedem Wort viel Zeit. Was ging wohl in ihm vor? Was dachte er — was wollte er denn? . . . huschte es ihr durch den Sinn; seine Kneifergläser erschienen ihr heute blanker; und er saß nicht gerade wie ein Schuldner vor ihr, sondern wie ein Gläubiger.

„Das will ich Ihnen gern sagen, gnädiges Fräulein. Vorausgesetzt, daß Sie es wirklich nicht wissen sollten."

Frede schüttelte bestimmt den Kopf. Sie wollte auch mit Worten widersprechen; doch er redete unbeirrt weiter: „Aber Ihre Augen verraten Sie, Fräulein Fabek. Ich meine: ich sehe soviel Überlegenheit und Lebensklugheit darin, daß ich nicht annehmen kann, Sie spielen Versteck mit sich und andern."

„Ich verstehe Sie wirklich nicht."

„. . . Es ist vielleicht auch heute nur ein Zufall, daß ich hier vor Ihnen sitze." Er schloß die Hand um den Bart.

„Warum ein Zufall?"

„Ich traf vor einigen Tagen — nein, in der vorigen Woche, Ihre Frau Schwester auf der Straße."

„Und Sie sprachen sie —?" fragte Frede sofort interessiert, jedenfalls impulsiver.

„Das nicht eigentlich. Aber diese Begegnung hatte so etwas Mahnendes, das mir nachging . . . Das war nur wie ein Auftakt oder wie eine Spur, die zu Wichtigerem hinführte. Es ist merkwürdig, finde ich, daß die Dinge im Leben nur selten ganz vereinzelt passieren; es gibt immer Vorbereitungen und Ausklänge. Ein Romancier kann nicht erfinderischer in dem Punkt sein."

Sie nickte flüchtig. „Freilich. Nun und?"

„Und einige Tage später, sehen Sie, da traf ich in der Hochbahn auch den Hauptmann Eyken."

Holk sprach das wieder sehr langsam und dabei betrachtete er das Fräulein noch eindringlicher — wenn das überhaupt möglich war.

„Den Hauptmann Eyken," wiederholte Holk. „— Und den sprach ich. — Allerdings nur kurz, wissen Sie. Ich mußte am Nollendorfplatz wieder aus der Bahn heraus. Ja — und den Hauptmann fragte ich denn auch nach Ihnen, mein gnädiges Fräulein. Natürlich. Das Thema lag nicht gerade weitab, schien mir —. Aber der Hauptmann wußte

Die Hallig im Spätsommer. Gemälde von Jacob Alberts.

nicht viel von Ihnen. Oder gar nichts. Absolut nichts. Sein Säbel schien den Herrn erheblich mehr zu interessieren, als dieses Gesprächsthema."

Aus der Kesseltülle dampfte das Wasser. Der Deckel klapperte.

Frede erhob sich und goß mit einer eigentümlichen Lautlosigkeit das springende Wasser in die Tassen.

Sie präsentierte Holk schweigend.

Der nahm und dankte. Er stellte die Tasse vor sich auf den Tisch und strich sich mit nervös fühlender Hand leise über die Stirn, scheinbar müde.

„. . . Aber lassen wir den Hauptmann. Lassen wir ihn noch oder — überhaupt. Ich wollte mit der Erwähnung dieser Begegnung lediglich sagen, daß Herr Eyken die, sagen wir, nächste Veranlassung zu meinem Besuch hier war. — Ich danke, gnädiges Fräulein; ich nehme von dem Zwieback. Aber darf ich Ihnen nichts anbieten? . . . Ich weiß noch, daß Sie vor Jahren Süßigkeiten durchaus nicht verschmähten."

„Wie gut Ihr Gedächtnis ist; ich staune!" Frede hatte die Tasse mit der Untertasse zum Mund gehoben und nippte an dem heißen Tee; sie lag dabei tief zurückgelehnt im Stuhl.

„Das gehört zu meinem Beruf. Für viele meiner Kollegen ist Gedächtnis sogar — Weisheit. Also darf ich Ihnen etwas auf den Teller legen? Dieses rosa Stück zum Beispiel; es sieht delikat aus, und dieses grüne. Liebe und Hoffnung."

„Nein, ich danke Ihnen, Herr Professor. Sie meinen es gut, aber das ist mir doch zu symbolisch. Ich nehme auch lieber Zwieback."

Von den Rosen auf dem Tisch kam ein süßer, starker Duft. Und da fiel dem Professor ein, daß er ja völlig vergessen hatte, Frede ein paar Blumen mitzubringen. Er ärgerte sich wie über einen Verstoß. Aber schließlich fand er es ganz gut so . . .

Da weilte er denn wieder in ihrem Reich. All diese Dinge gehörten zu ihr, wenigstens zu ihrem jetzigen Leben; sie hatten das Recht, sie täglich zu umgeben; so ein dauerndes Glück, wie es ihre Umgebung hier genießen durfte, gab es also in Wirklichkeit — verrückter Gedanke!

„Und nun sagen Sie, Herr Professor, wie war es am Gardasee? Wo waren Sie überall —? Varone, wenn ich mich recht erinnere, liegt in der Nähe von Arco und hat einen berühmten Wasserfall; wie?"

„Ja, Fräulein Frede. Aber ich möchte, wenn Sie gestatten, jetzt nicht von meiner gleichgültigen Reise sprechen. Vielleicht später einmal, wenn es Ihnen recht ist, wenn sich die Gelegenheit dazu gibt. — Aber ich glaube, wir tasten zu sehr im Dunkeln; in einer lauen, ermüdenden Luft der Andeutung."

Frede lachte. „Sie sind allerdings etwas rätselhaft, lieber Professor."

„Verzeihen Sie. Aber jeder, der viel sagen will, beginnt rätselhaft. Fülle scheut stets die klare Form. Und zwischen uns liegt doch allerhand. Vergangenheit, ferne, jüngste. Und vielleicht auch Mißverständnisse — ferne, nahe."

Holk neigte sich vor und faltete die Hände zwischen den Knien; er sah auf die Linien des Teppichs nieder.

„Ja, Fräulein Frede. Ich bin aus einem ganz bestimmten Grund hierher gekommen. Ich schwankte erst eine Weile, daß ich es sage. Ich zweifelte, überlegte wieder. Nicht eigentlich meinetwegen. — Aber dann sagte ich mir: wer ernst fragt, darf fragen. Was kann geschehen? Gene ist töricht, wenn es sich um ernsthafte Dinge handelt; es spricht der Mensch zum Menschen. Ernste Ehrlichkeit ist stets eine Brücke."

Er sah sie nicht an.

Fredens Gesicht war unbewegt. Sie hielt die Hände noch immer ruhig gefaltet im Schoß.

„Was mag es also sein?" fragte sie mit merklich fremder Stimme und sah über Holk hin zum Fenster.

„Ich möchte bei weit Zurückliegendem anfangen. Darf ich?"

Sie nickte.

„Haben Sie damals, als ich von Jena wegging, meinen Brief an Ihren Herrn Großvater gelesen?"

„Ich glaube es."

„Und haben Sie auch alles verstanden? Ich meine: bestimmte Sätze?"

„Ich denke."

Digitized by Google

„Und haben Sie auch mich verstanden, gnädiges Fräulein?“

Sie schwieg.

„Nun —?“ Holk schloß seine Hände in einer nervösen Bewegung fester zusammen.

„Ich weiß es nicht!“

„Sie wissen es nicht?...“ wiederholte er.

„Ich weiß es nicht mehr.“

„Das wäre merkwürdig. Denn das für eine Zeit Wichtigste, Prominenteste vergißt man doch nicht.“

„Ich weiß es nicht!“ wiederholte Frede mit unbewegtem Gesicht und mit klingender Bestimmtheit. „Es war für mich nicht das Prominenteste!“

„Dann hat es Sie also gekränkt?“

„Wie seltsam Sie sind — wie komisch beinahe!“ sagte Frede jetzt mit klarer Schärfe. „Regt sich ein nachträgliches Zartgefühl bei Ihnen, ein verspätetes Gewissen? In dem Sinn wäre es deplaciert. — Die männliche Eitelkeit ist großartig! Sie ist immer nur mit sich beschäftigt; und glaubt auch andere stets mit dem lieben Mannesich beschäftigt! Aber so ist es in Wirklichkeit nicht, mein Herr Professor. Sie kennen die Frauen nicht, wenigstens nicht die Art, die ich meine und vertrete. Wir können uns auftun, ja! Aber wir können uns auch wieder verschließen — schon im selben Moment, wie eine Mimose, rein gefühlsmäßig, unter jedem Hauch, ohne Willensimpuls und Überlegung. Wir tragen ein Tabu in uns, eine neutrale Sphäre, in die wir unvermittelt zurückgleiten, und in der wir uns frei und wohl und sicher fühlen; wie durch Stahl geschützt.“

Er ließ das über sich ergehen. Es war gewiß Theorie dabei.

Aber es lag doch auch soviel Ehrlichkeit darin, ein so offnes Geständnis. Und ihre liebe Stimme klang warm und fest.

„Ich will das jetzt glauben, Fräulein Frede. Ich könnte sonst nicht vor Ihnen bestehen.“

Sie machte unwillkürlich eine jähe Handbewegung.

„Sie haben recht mit Ihrem Spott. Und doch war es nicht Leichtsinn oder Rücksichtslosigkeit. Sie wissen es. Ich hielt mich für einen Einsamkeitssklaven, Sie für ein strahlendes Weltkind. Und ich wußte nicht, daß in mir selbst ein unstillbarer Lebensdrang ist... Das alles ist mir eigentlich erst jetzt aufgegangen. Mein Wesen. Und Ihr Wesen. — Nun, da ich Sie wiedersah! Aber glauben Sie, Fräulein Frede: ich habe Sie nie vergessen.“

„Und machten dennoch nie einen Versuch — —“ sie brach ab.

„Sie dürfen das fragen. Und doch werden Sie es selbst erfahren haben, daß die Entfernung Entfremdung ist. Daß man sich auseinanderlebt, wie man sich zusammenlebt. Trennung ist wie eine Kluft, dazwischen fließt und braust das Leben. Es fehlen die Brücken. Und ich habe viel — viel gearbeitet.“

„Ich weiß es. Ich hörte davon.“

Er hob den Blick.

„Sehen Sie, Fräulein Frede. Ich weiß allerdings nicht, ob ich all das sprechen darf. Damals las ich in Ihnen. Ihre Ehrlichkeit, Ihr Temperament waren so köstlich frisch. Sie sind beinahe unverändert —. Sie sind nur schöner, in Ihrem Wesen klarer und reicher geworden; aber die Zeit löscht auch aus. Sie haben vergessen?“

„— — Vielleicht.“

„Sie sagten es vorhin. Leicht und rasch vergessen. Muß ich es glauben? — Aber ich begreife nicht, wie ein Geschöpf wie Sie — gestatten Sie: einsam bleiben konnte.“

Sie errötete und bewegte spöttisch die Lippen.

„Das wundert Sie? Vielleicht gefiel mir keiner. Auch habe ich kein Vermögen. In aller Neigung ist soviel Zufall — und guter Wille. Es geht doch Hunderten, Tausenden so. Und ich war glücklich dabei!“

„Glücklich?“

„Ja!“

Er wiegte den Kopf. „Ich will es wiederum glauben.“

„O Männereitelkeit!“ Frede rang die Hände.

„... Und nun — nun kommt der letzte Berg, der letzte Riegel. Und der Kreis schließt sich wieder. Seien Sie gütig,

haben Sie noch Geduld, gnädiges Fräulein, wenn ich meinen Weg so systematisch verfolge. — Wer war Hauptmann Eyken?"

Fräulein Fabel hob den Kopf. „Was heißt das? Ich weiß durchaus nicht, was ich darauf antworten soll."

„Hören Sie. Ich war neu belebt, als ich Sie wiedersah, Fräulein Frede. Ich lebte in einer Hoffnung. Und dann kam ich hierher, ganz gleich, ob ich ein Recht dazu hatte, ob ich vor Ihnen bestehen konnte oder nicht, ob Sie mich auslachen und heimschicken würden —; es zog mich in Ihren Lebenskreis, kraft meiner Reue; und in Dreistigkeit; und kraft meines Schwabenalters. Es blühte um mich; es war ja auch Geburtstag. — Aber nach mir kam der Hauptmann. Und ich und wahrscheinlich auch alle anderen wußten sofort, als wer er kam oder doch bald kommen möchte. Und auch Sie begrüßten ihn so, als ob Sie es wüßten und nicht gerade abwehrten ... Da ging ich wieder. Verstanden Sie meine Worte nicht? Und ich reiste und wurde Ihr Bild doch nicht wieder los. — Wer war Hauptmann Eyken? Und warum kam er nicht wieder zu Ihnen? Warum wußte er nichts mehr von Ihnen und war verlegen und beinahe schroff, als ich ihn neulich fragte?"

Holk neigte sich über den Tisch nach Frede hin, er erschien ihr drohend. In seinem Blick stand alles, was in ihm lebte. Doch er wagte ihre Hand nicht zu nehmen.

Frede war noch blasser. Ihr Blick sah auch jetzt über den Mann hin zum Fenster, glänzend, groß.

„Fräulein Frede!"

„Vielleicht besann ich mich," sagte sie nach einer Weile ruhig.

Holk sprang auf.

„Worauf besannen Sie sich? Sie müssen es mir sagen."

„So ist es nicht — so ist es nicht —! Sie sind unglaublich ...!" Ihr Gesicht begann zu glühen; auf ihren Wangen fing das Spiel an und zog über ihre Stirn. Sie bewegte sich impulsiv — „Und ich will und darf hier nicht weitersprechen. Was fällt Ihnen ein? Es wäre frevelhaft. Es ist Verrat an dem anderen Mann, der so treu und ehrlich im Leben steht."

Doch Holk hörte nicht darauf.

„Ich will es Ihnen sagen! Sie besannen sich wieder, denn das, was Sie für jenen Mann fühlten, war nicht Leben und Jubel ..."

Nun richtete sich Frede im Stuhl auf. „Lieber Professor, Sie erzählen sich und mir Märchen."

„Nein. Ich will das nicht glauben, Frede. Ich will das nicht glauben ...!"

Sie schloß die Augen, wie ermüdet.

„Wie konnte sich der Mann sonst so täuschen?"

„Schweigen Sie."

Sie hatte sich abgewandt und hatte die Arme auf die Sessellehne gestützt. Es war jetzt still im Zimmer. Holk wartete noch ...

Und dann ging er zu ihr und ergriff ihre Hand, scheu, tastend.

„Frede."

Da nahm sie sich zusammen, ihr Gesicht färbte sich noch tiefer —: „Gut, mein lieber Professor, nun will ich es Ihnen sagen! Ich muß es nun tun. Sie können es am Ende auch fordern. Sie sprachen vorhin von ernsthaften Dingen, und daß Mensch gegen Mensch stände. Ja, so wollen wir es auffassen und halten! Wir wollen menschlich reden, ohne falsche Scham."

„Was wollen Sie mir sagen?"

„Es ist zu spät." Ihre Stimme zitterte: „— Nun wirklich zu spät."

„Warum?"

Frede wandte sich ihm langsam wieder zu: „Ich will Ihnen alles sagen. — — Hören Sie, Holk, ich habe keinen Mut mehr zu unserem Glück; keinen Mut, an unser Glück zu glauben. Ich kann es nicht anders sagen und erklären ... Ich will vielleicht immer noch zu viel, es ist vielleicht immer noch zu viel Lebensseligkeit in mir verborgen. Verstehen Sie mich nicht falsch: ich glaube an die Ehrlichkeit Ihrer Neigung und an Ihren besten Willen. Aber ich habe keinen allerletzten Mut zu Ihnen ... kein allerletztes Zutrauen ... ich muß es Ihnen nun sagen ...; mir fehlt vor Ihnen der Elan, der starke, höchste Zwang und Glaube; — ich bin vielleicht auch

zu selbständig geworden in all den Jahren ...“ sagte sie leise.

„Dann freilich —“

„Sehen Sie! ‚Dann freilich.‘ Sie kennen nur sich. Zuerst und zuletzt nur sich —! Ja, Holk, als ich Sie wiedersah, da erschrak auch mein Herz; und meine vielleicht künstlich gesteigerte Sympathie für jenen andern Mann verblich — aber wie waren Sie? Was taten Sie? — Sie waren empfindlich, kleinmütig und eifersüchtig auf den ersten Blick; Sie gingen ohne Gegenschlag, nur auf eine vage Vermutung hin weg; Sie reisten fort, rasch resigniert; Sie traten nicht vor mich hin, um jeden Preis fordernd, auch um den der Demütigung; um wieder gut zu machen; auf ein Vorrecht trotzend, kraft Ihrer Schuld ... wie ich es ersehnte, Holk — ja, ersehnte, und wie es mich einzig mit Ihnen hätte versöhnen und von Ihnen überzeugen können ...! Sie waren wieder und wieder bedenklich, kleinlaut, gekränkt — — Es ist mir zu wenig!“

„Sie verstehen mich nicht.“

„Ich verstehe Sie gut. Ach, Sie haben ja selbst nicht mehr den vollen, starken Glücksmut, den Drang zum Leben und seiner Tiefe in sich. Haben ihn nie besessen, Holk! — den Drang, das Glück zu fassen und zu halten. Es ist mir zu wenig ...! Ich lebe schon zu fest und zu stark in mir. Ja — Sie haben eine Sehnsucht; auch eine Sehnsucht nach mir, Holk. Aber es ist vielleicht mehr die Sehnsucht nach einem Heim, nach irgendeinem Menschen — — es ist mir zu wenig ...!“

Und nun schlug die Flamme ihres Blutes wieder in das Gesicht hinauf, und Frede senkte den Blick mit den schweren dunkeln Wimpern.

Holk schwieg.

„Ich habe Sie lieb, Fräulein Frede,“ sagte er dann.

„Ja, Holk —. Aber Sie können auch wieder verzichten! Jetzt erst recht. Kraft Ihrer vierzig Jahre und deren Empfindlichkeit. Sie sind ein anderer geworden — und doch kein andrer in dem, worauf's ankommt. Sie können jetzt das Glück noch weniger als früher wollen und festhalten; Sie haben das jetzt erst recht verlernt ... Das habe ich eingesehen in diesen Wochen und Monaten ... Soll ich mein ‚großes Glück‘ einem Zufall verdanken?“

„Einem Zufall?“

„Sie trafen mich auf der Straße.“

„Es ist so vieles ‚Zufall‘, Fräulein Frede. Seien Sie nicht hochmütig!“ sagte er erregt.

„Ich bin nicht hochmütig, Holk. — Und daß Sie hier im Zimmer mit Eyken zusammentrafen, das war wieder Zufall. Und daß Sie den Hauptmann auf der Hochbahn trafen, war zum drittenmal Zufall. — Und nun kamen Sie endlich. Aber nicht als starker Forderer; nein, nachdem Sie wieder acht Tage gewägt und überlegt haben ... Ach, Holk, Sie sind immer derselbe! Sie sind es mehr denn je. Sie sind jetzt erst recht ein Surrogat Ihrer selbst geworden, in Ihrem Glückswillen angebleicht wie an Ihrem Haar ... Verzeihen Sie die Wahrheit! Sie klingt vielleicht hart und spitz. Aber Sie wollen sie hören. Und Sie haben mich zum zweitenmal enttäuscht. Und nun schäme ich mich meiner selbst, fast noch ärger als damals ... Ja, dieses Letzte war nur das letzte Glied in der langen Kette — — Nun wissen Sie es. Ich hatte Sie lieb. Ich sag's Ihnen Auge in Auge. Ich glaubte Sie auch jetzt wieder lieb zu haben, Holk. Und es ist gut so, daß Sie zwischen mich und den Hauptmann getreten sind ... Auch das war nicht das richtige, wär's nie geworden; das gibt es nun wohl überhaupt nicht mehr für mich — kaum ...“

Ihre Finger im Schoß umschlangen sich enger. Und wieder verfärbte sich ihre Stirn; aber ihre Augen sahen ihm fest und mit einem starken Glanz in die Augen.

„— Ja, so bin ich ernstlich mit mir zu Rate gegangen und ins Gericht in diesen Wochen. Sie dürfen es mir glauben, Professor Holk. Ich habe ernst und einsam gelebt! Wie ein Eremit, der sich selber finden will ... Und als Ihre Karte aus dem Süden kam, da war es schon entschieden — — Ich sehe keinen anderen Weg und muß ihn nun gehen. Ich habe unter alles einen dicken Strich gezogen. Ach, Worte sind leer und schwer. Die Seele, die Wahrheit, schwebt über ihnen.“

Holk sah vor sich hin.

„Ist das Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes, Holk.“

„Und wenn ich warte?“

„Auch dann nicht. Immer weniger. Jeder Tag erweitert die Kluft. Es wäre so nutzlos; nur quälend. Es ist alles so gleichgültig geworden.“

„Frede, ist das Spiel? Ich beschwöre Sie — versuchen Sie mich ein letztes Mal!“

Sie lächelte schmerzlich.

„Nein. Ich habe einen Strich unter alles gezogen. Ich bin fertig damit. Ich habe ein Kreuz hinter Ihren Namen gesetzt.“

Holk betrachtete sie aufmerksam; — das schöne, stolze Gesicht.

Und mit einemmal sah er, daß es hier und da, um Auge und Mund, bestimmte eigenwillige Züge verriet — unverkennbar. Hatte er die nur übersehen gehabt? Oder waren sie erst jetzt in ihr Gesicht getreten?

„— Sie sind anders geworden, Fräulein Frede. Ich sehe es jetzt! Mit einemmal.“

„Möglich. Aber nicht mit einemmal ...“

„Und sehe ich Sie nie wieder?“

„Als Freund? Ach, lieber Professor. Wenn man sich mehr war, ist man sich später weniger.“

Er nickte. „Wie klug Sie sind. Wie warm, wie fein! — — Also alles verloren. Das Spiel verloren, verpaßt. Sie sind hart, Frede.“

„Nein, nur klug und menschlich. Ich mag auch nicht den leisesten Zwang, den leisesten Zweifel, wenn es sich um das Reichste und Schönste handelt, gerade weil es so spät erstünde. — — Alte Leute, wie wir, bedenken das.“

„Und Sie — Sie wollen einsam bleiben? Das ist Sünde!“

Da hob sie langsam die Achsel ...

„Es gibt zahllose solcher Sünderinnen. Und die können genug nützen mit ihrem Leben. Besser so, als Halbheit in Dingen, die ganz sein sollen. Nun wissen Sie alles, Holk! — — Und nun geben Sie mir Ihre Hand und verzeihen Sie mir und leben Sie wohl.“ —

* * *

Langsam schritt Holk wieder durch die Straße, die Hände mit dem Stock auf dem Rücken haltend, wie er meist zu gehen pflegte.

Es war ihm alles noch etwas neu und überraschend. Und in seinem Herzen war eine dumpfe Schwere, nein, ein großes, leeres Gefühl, das gewissermaßen aus ihm herausschwebte und auch den Platz, die Straßen, die ganze Welt erfüllte — Leere!

Er ging nach dem Tiergarten zu, am Wasser entlang. Es war schwül heute, das Laub hing schlaff, und das Wasser des Kanals schlief.

Darüber hin schwamm ein prachtvolles Schwanenpaar. Das Männchen hielt den Hals stolz gebogen; das Weibchen schwamm gemächlich mit weicher Haltung daneben.

Er blieb stehen und sah in das langsam, kaum sichtbar ziehende Wasser, auf dem blank und schwer die Schatten der Bäume lagen. Hin und wieder fiel neben ihm ein Blatt nieder und knisterte. Er achtete dessen erst nicht. Dann sah er es.

‚Schon Herbst? Es ist doch noch Sommer!‘

Er lächelte bitter.

Er ging ein paar Schritte weiter. Dort stand eine leere Bank im Schatten, durch den die goldnen Lichttropfen des Spätnachmittags fielen. Er setzte sich und schloß die Augen.

Und vor ihm in seinem Geist stand Frede Fabek. Groß, schön und stolz und fremd.

Im Lebenssande.

Ich weiß, im nächsten Windhauch ist's zerstoben,
Das zarte Glück, das meine Seele spürt.
Es ist nur wie aus mattem Tau gewoben.
Fast, daß ein Wort es schon zu stark berührt!

Im Lebenssande steht es leicht und lose,
Ein Farbenhauch im grauen Gräsermeer,
Beseelt und schwank wie eine Skabiose.
Und meine Liebe hängt dran schon zu schwer.

Frida Schanz.

Der geſpaltene Spiegel.

Ballade.

Von Carl Friedrich Wiegand.

Jolanthe ſaß im Schwarzholzſaal,
Als Gaſt Aernouds von Gelderland:
Ein Spiegel grüßt wie ein Opal
Rund glänzend aus der
dunklen Wand.
Da klang die Tür, der Riegel —
Ein Bildnis ſtand im Spiegel!

Ein Diener kam im roten Rock
Und ging lautlos nach vorn ins Licht:
„Ein Ritter ſteht im Zwiſchenſtock,
Er bat — und wartet auf Bericht —
Durchlauchtigſte Prinzeſſe,
Herr Wolfort van Reneſſe!“

„Führt ihn herauf!“ Der Diener ging —
Erblaßt blickt ſie auf ihre Hand!
Sie trug dort einen goldnen Ring,
Als Pfand des Herrn von Ungarland.
Da wichen die ſaalhohen Flügel —
Ein andres Bild — im Spiegel!

Ein Ritter war's in Stahl,
ein Held,
Den Spitzenkragen um den Hals.
Zwei Augen unterm Brauenzelt,
So ſtählern blau, die blickten, als
Ob Schild und Bruſtgeſpänge
Ein jeder Blick durchdränge.

Mit ſchweren Schritten kam er nah —
Er war's, der jeden Gegner ſtach!
Stolz, aufrecht, ſtumm! So ſtand er da.
Aus ſeinem Blick ein Schickſal ſprach —
Als wollten die Augen ihm brechen,
Begann er tonlos zu ſprechen.

„Seitdem im großen fränkiſchen Reich
Nach einem lichten Maimondtag,
Im Königspark am Schwanenteich
Dein junges Herz an meinem lag,
Fand ich in Forſt und Feldern
Nicht Raſt und Ruh in Geldern.

Es treibt mein Herz von Schlacht
zu Schlacht,
Von Burg zu Burg, von Tor zu Tor,
Kein mildes Licht hellt meine Nacht,
Seitdem ich Eure Spur verlor,
Die ich im Schmerz der Wunden
Nun endlich aufgefunden ...“

Da nahm Jolanthe tief vom Grund
Des Herzens, was noch eigen ihr.
Sie küßte weinend ſeinen Mund
Und ſprach: „Wolfort, das geb' ich dir —
Frag' nicht, warum ich ſcheide
Von dir im ew'gen Leide.

Ein Ritter ſeid Ihr nach dem Schwert,
Jedoch ein König nach dem Sinn —
Ich ſteige heute noch aufs Pferd,
Bin morgen eine Königin,
Und reite über die Heide
Mit meinem Krongeſchmeide ...

Bleibt groß im Leid! Bleibt ſtark
im Schmerz,
Bis an den letzten Erdentag!
Vergeſſet nie, wie heiß mein Herz,
Vom Glück bekrönt, an Eurem lag —
Ich geh', um lebend zu ſterben,
Eine neue Krone erwerben ...“

Herr Wolfort maß im ſchweren Gang
Den Weg zur Tür. Mit einem Mal
War's ihm, als ob im Wirbel ſchwang
Sich rings der ſchwarze Spiegelſaal.
Es wichen Tür und Flügel —
Da traf ſein Aug' den Spiegel!

Es kreuzten ſich im Glanzoval
Des Spiegels auf demſelben Fleck
Zwei Blicke — wie ein Flammenſtrahl!
Sie ſchrie — im Schmerze und im Schreck!
Im Wahnſinn ſtarrt der Ritter!
Da ſprang das Glas in Splitter ...

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier.

Heiteres aus meinen Bayreuth-Erinnerungen.

Von Otto Leßmann-Groß-Lichterfelde.

Pfingsten, das liebliche Fest, war gekommen und mit ihm die erste Pilgerfahrt nach Bayreuth. Noch gab es freilich keine Festspiele, aber es sollte der Anfang gemacht werden, die Stätte zu bereiten, auf der der Genius Richard Wagners der Welt eine neue, deutsch-nationale Kunst bescheren wollte. Im Februar 1872 erließ der Meister seinen „Anruf" an die Freunde seiner Kunst, von denen er eine Förderung seiner seit Jahrzehnten gehegten Absicht, in Bayreuth ein eigenes Theater für die Aufführungen seines Nibelungenzyklus zu errichten, erwarten durfte. Am 22. Mai jenes Jahres, seinem 59. Geburtstage, sollte der Grundstein auf einer Anhöhe in unmittelbarster Nähe von Bayreuth gelegt werden, und um diesem Akte eine besondere Feierlichkeit zu verleihen, wollte Wagner Beethovens grandiosestes Instrumentalwerk, die „Neunte Sinfonie", mit einem auserlesenen Orchester und einem ungewöhnlich großen und gutbesetzten Chor zur Aufführung bringen. Chor und Orchester sollten freiwillig, und jeder Teilnehmer sollte auf eigene Kosten nach Bayreuth kommen, wo von seiten eines Komitees für Unterkunft und Verpflegung in Familien und Hotels gesorgt werden würde. Schon damals also setzte der Meister eine starke Begeisterung für seine Sache voraus, und sein Vertrauen begegnete in der Tat einem bereitwilligeren Entgegenkommen, als im Verlauf der nächsten Jahre seine Hoffnung, daß aus den Reihen seiner wohlhabenden Verehrer die Summe von 800000 Talern aufgebracht werden würde, um den Bau des Theaters, die maschinelle Einrichtung, die Beschaffung der Kostüme, Dekorationen und Requisiten und sonstige Kosten bezahlen zu können. Es ist bekannt, wie schwer das Defizit des ersten Festspieljahres auf der künstlerischen Tätigkeit Wagners während der nächsten Jahre lastete.

Im Jahre der Grundsteinlegung sah der Meister aber mit rosigstem Optimismus in die Zukunft, hatte er doch in Bayreuth verständige und ehrenhafte Männer gefunden, die sein Wollen verstanden und denen daneben die ungeheuere Bedeutung der Errichtung eines Festspielhauses für das Aufblühen ihrer Stadt einleuchtete; hatten sich doch ferner aus den besten Orchestern Deutschlands über hundert meist auserlesene Künstler und neben den drei großen, von den Professoren Jul. Stern in Berlin, Carl Riedel in Leipzig und Gustav Rebling in Magdeburg geleiteten Gesangvereinen noch eine ganze Anzahl tüchtiger Gesangskräfte zusammengetan, um auf der Stelle, auf der der beabsichtigte Bau sich erheben sollte, die eigenartige Feier der Grundsteinlegung mit ihm zu begehen.

Die Mitwirkung des Berliner Sternschen Gesangvereins als geschlossene Körperschaft ist allerdings nicht so wörtlich zu verstehen, wie die der beiden anderen genannten Vereine. Professor Stern hatte sich die Sache leichter gemacht, als seine Kollegen in Leipzig und Magdeburg, die ohne Zweifel der Person und der Kunst Wagners mehr Sympathie entgegenbrachten als er. Während jene Herren die Chorpartie der Neunten Sinfonie sorgfältig vorbereiteten, beschränkte Professor Stern die Betätigung seines Enthusiasmus für die Bayreuther Aufführung darauf, durch öffentliche Aufrufe musikalische und singende Damen und Herren zur Teilnahme an der Fahrt nach Bayreuth einzuladen, ließ aber nur solche zu, die imstande waren, ihre betreffende Chorstimme der H moll-Messe von Bach oder der Beethovenschen „Neunten" vom Blatt zu singen. Auf diese Weise ersparte sich der Berliner Chormeister die Arbeit der Vorbereitung. Nun, es kam immerhin auch von Berlin eine stattliche Anzahl von Sängern, Sängerinnen und Instrumentalisten zusammen, die am ersten Pfingsttage gemeinschaftlich nach Bayreuth fuhren.

Es war ein entsetzlich heißer Tag und der Zudrang der Pfingstausflügler auf dem Anhalter Bahnhofe so kolossal, daß der fahrplanmäßige Zug, mit dem wir fahren mußten, eine zweistündige Verspätung erfuhr. Wir standen damals ja noch nicht so hervorragend im Zeichen des Verkehrs, wie es jetzt der Fall — sein soll. Die Folge der verspäteten Abfahrt war, daß das beabsichtigte Zusammentreffen mit dem Riedelschen und dem Reblingschen Verein in Leipzig nicht zu ermöglichen war und wir an demselben Tage nur noch bis Hof gelangen konnten.

Mit kluger Überlegung hatte Professor Riedel diesen Zwischenfall erwogen und in Hof die beiden Hotels „Zum Lamm" und „Zum Löwen" — ob beide sich „golden" nannten, weiß ich nicht mehr — benachrichtigt, daß sie sich auf den Empfang einer großen Anzahl Berliner Gäste für den Abend einrichten möchten. Nach der langen Fahrt in einer wahrhaft tropischen Hitze empfanden wir die Vorsorge Riedels als eine besondere Wohltat, und es hielt denn auch

nicht schwer, unsere Gesellschaft unterzubringen. Wohlweislich aber wurden die Damen in der bedeutenden Mehrzahl dem „Lamm", die Herren dem „Löwen" überwiesen. Trotz Hitze, Hunger und Durst hatte uns die lange Fahrt keineswegs gereut, im Gegenteil, die erschlafften Lebensgeister erwachten zu neuer Tatkraft, sobald Wasser und Seife, ein kräftiges Abendbrot und etliche Gläser Bier ihre Schuldigkeit getan hatten. Irgendein Ulk sollte noch ausgeführt werden, so beschloß die „Löwenpartei", und alsobald zogen wir in feierlichem Zuge zum „Lamm", stellten uns vor der Front auf, und es stieg ein fürchterlicher Kantus „Feinsliebchen unterm Rebendach" in improvisierter Vierstimmigkeit als Ständchen für die Damen zum Nachthimmel auf.

Nicht lange währte es, so öffneten sich die Fenster des Hotels, an denen in den unglaublichsten Toiletten die Angesungenen erschienen, um durch Zuwinken mit Kopfkissen, Nachthauben, Hand- und Bettüchern und andern Ausstattungsstücken des Schlafzimmers ihren Dankesgefühlen für die stein- und beinerweichende Serenade Ausdruck zu geben. Stolz auf den Erfolg ihrer Heldentat zogen sich die „Löwen" zurück in ihre Höhle und nachdem nach alter löblicher Sitte die Sängerkehlen immer „noch eins" getrunken hatten, begab man sich zur Ruh! Kaum aber hatte man begonnen, sich der staubigen äußeren Hülle zu entledigen, da zischten markerschütternde Töne durch das Haus, gegen die ein Liebesduett Hinz des Katers und seiner Liebsten eine schmelzende Barkarole genannt werden durfte. Was war's?

Zwei Berliner Kammermusiker, die das Geschick als Böcke in den Lammstall geführt hatte, wollten ihren Dank für den Genuß der Serenade durch eine künstlerische Tat ausdrücken; sie hatten sich von ihrem Lager erhoben, die Violine ergriffen und waren in den Löwenzwinger geeilt, wo sie im Hausflur Posto faßten und mit wahrhaft höllischem Raffinement das Wunderwerk der ersten Kreutzerschen Violinetude langsam und mit Nachdruck herunterfägten. Jeder Strich war ein Dolchstoß fürs Gehör, aber die Wirkung war großartig. Nicht fünf Minuten währte es, so hatte sich eine neue feuchtfröhliche Tafelrunde im Gastzimmer zusammengefunden, und — es wurde „immer noch eins" getrunken.

In dieser Weise künstlerisch angeregt, fuhren wir am andern Morgen nach Bayreuth, wo wir sehnlichst erwartet und sogleich zu einer Probe zugezogen wurden, die Richard Wagner im alten markgräflichen Opernhause unter Teilnahme des Chores abhielt. Es läßt sich nichts Interessanteres denken, als die Art, wie Wagner probierte und seinen Willen auf die Ausführenden übertrug. Mit wenigen Worten charakterisierte er gewisse bedeutungsvolle Stellen der Partitur. Als er z. B. dem alten Hentschel, dem ersten Pauker der Berliner Oper, der ihm bei der Wiederholung des furchtbaren Orchester-Aufschreis im letzten Satze der Sinfonie vor dem gesungenen Rezitativ nicht mächtig genug auf seine Pauke geschlagen hatte, zurief: „Lieber Hentschel, Sie müssen sich vorstellen, daß Sie alle Pauker der Welt in diesem Augenblick vertreten", da wurde ein Donner gehört, der im Verein mit der schrillen Dissonanz der übrigen Instrumente durch Mark und Bein ging; gerade das nun gab den ersten Worten des von Betz gesungenen Rezitativs: „O Freunde, nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere" die richtige Bedeutung. Wagner feuerte den Sänger an, mit kräftigem, energischem Ausdruck ein Zurückgreifen auf den wilden, schmerzvollen Eingang des letzten Satzes abzuwehren und mit freudiger Bewegung hinüberzuleiten zu dem Schillerschen „Freudenhymnus". Damit war die allein richtige Auffassung dieser Stelle gegeben, und als Meister Betz sich mit seiner strahlend schönen Stimme im Sinne Wagners dem tosenden Orchester ungestüm entgegen warf, da erzielte er eine Wirkung von überwältigender Kraft. Wie dies Rezitativ auch jetzt noch vielfach mit wehleidiger Sentimentalität und nach einer bedachtsamen Pause gesungen werden kann, ist mir unverständlich; die Intelligenz so vieler Baritonisten und Kapellmeister scheint wirklich nicht auszureichen, um in der langen Koloratur des Rezitativs zu dem Wort „freudenvollere" einen fortreißenden Jubelschrei und nicht einen gefühlsduseligen Bittruf zu erkennen.

Mancherlei Störungen beeinträchtigten den Fortgang der Proben. Die erste Gesamtprobe mit Chor mußte abgebrochen werden, weil das Gaslicht im Theater plötzlich verlosch; am nächsten Tage wies Wagner die Trompeter an, im Eingang des letzten Satzes nicht nur die vorgeschriebenen Naturtöne zu blasen, die zu Beethovens Zeit allein auf dem Instrumente zur Verfügung standen und deshalb von ihm auch nur geschrieben worden sind, sondern unisono mit den Holzbläsern. Die kühn und wild herabstürzende Phrase erhielt dadurch einen starken Zuwachs an energischem Ausdruck, wie er Beethoven in seiner Fantasie zweifellos vorgeschwebt hat, aber den Bläsern wollte die Veränderung nicht recht eingehen, bis Hans Richter kurzerhand eine Trompete ergriff und die Stelle nach Wagners Vorschrift blies. In derselben Probe erwies sich die Vertreterin des Alt-Solos, Wagners Nichte, die einst hochberühmte Sängerin Johanna Wagner, als musikalisch unsicher in der berüchtigten vierstimmigen Kadenz. Wagner verlor endlich die Geduld und rief ihr verdrießlich vom Pult aus zu: „Liebe Johanna, wenn man nach Bayreuth kommt, um die Neunte Sinfonie mit aufführen zu helfen, so sollte man wenigstens mit den Noten seiner Partie vertraut sein." Was half's? Schließlich postierte sich die Berliner Gesangsmeisterin Fräulein Jenny Meyer hinter die Solistin und

soufflierte nach Möglichkeit die wichtigen Einsätze.

Daß Wagner übrigens Ungewöhnliches von den Solisten verlangte, ist zuzugeben, denn ihre Aufstellung begünstigte viel mehr ein Auseinanderfallen des Quartetts als ein Zusammenhalten. Man stelle sich vor, daß das Orchester auf der Bühne aufgestellt war, zu beiden Seiten auf terrassenförmig ansteigenden Gerüsten der Chor: links vom Dirigenten Sopran und Tenor, rechts Alt und Baß. Neben der Bühne im Proszenium in der Höhe des ersten Ranges befinden sich die Trompeterlogen, von denen aus früher zur Zeit der prachtliebenden, Paris nachäffenden Markgrafen der gnädigen Herrschaft, wenn sie die gegenüberliegende Hofloge betrat, Fanfaren entgegengeschmettert wurden. Hier hatte Wagner links von sich Albert Niemann und acht Chortenöre, rechts Franz Betz und acht Chorbässe aufgestellt; die Sopranistin Frl. Marie Lehmann stand links vor dem Chorsopran, ihr gegenüber auf der anderen Seite die Altistin Frau Johanna Wagner. Diese Aufstellung war kühn und originell und individualisierte jede der vier Solostimmen in verblüffender Weise; daß sich aus ihr aber gerade für die Präzision der enorm heiklen Kadenz eine besondere Schwierigkeit ergeben mußte, ist begreiflich. Schließlich erreichte Wagner mit seiner Energie aber doch, was er wollte, und niemand wird den unerhörten Eindruck vergessen, den er gerade an dieser verhängnisvollsten Stelle erzielte. Wie denn die Erinnerung an die Bayreuther Aufführung der Beethovenschen „Neunten" eine der stärksten künstlerischen Wirkungen, wenn nicht die stärkste, festhält, die ich erlebt habe. Übrigens war die Aufführung im markgräflichen Opernhause nur ein von einer force majeure diktierter Notbehelf. Ursprünglich war ja bestimmt worden, daß die Sinfonie auf dem Platze aufgeführt werden solle, auf dem die Feier der Grundsteinlegung stattfand. Strömender Regen aber zwang den Meister, den Weiheakt schnell zu vollziehen und mit seinen Getreuen hinunter in die Stadt zu eilen, um hier im alten Theater den künstlerischen Teil der Feier folgen zu lassen. Ich kann versichern, daß jeder von uns ein Stück Kartoffelacker an seinen Stiefelsohlen mitschleppte, dermaßen war der Boden durchweicht.

Berauscht von dem Erlebnis, zu dem für jeden sich die Wagnersche Interpretation des Riesenwerkes schon in der ersten Gesamtprobe gestaltete, zogen die Mitglieder des Orchesters, des Chores und die anwesenden „Patrone", als das streikende Gas einen allzu frühzeitigen Schluß herbeigeführt hatte, in das Hotel zum „Goldenen Anker", wo sich bald eine festesfrohe Stimmung der Gesellschaft bemächtigte. Einzelnen von uns aber, die in aufrichtiger Begeisterung den ungeheuren Eindruck der voraufgegangenen Stunden besprachen, blieb eine kalte Dusche nicht erspart. Es war spät geworden; abgesondert von der bereits in Auflösung begriffenen großen Gesellschaft, saßen wir in einem vorderen Parterrezimmer des Hotels, als plötzlich zwei wohlbekannte Berliner Rezensenten hereintraten, Professor Gustav Engel und Dr. Otto Gumprecht. Ersterer hielt sich, seinem ganzen Wesen entsprechend, mehr zurück als sein ungestümerer Kollege, dem vermutlich während der langen Fahrt von Berlin eine Laus über die Leber gelaufen war und der recht vernehmlich und offenbar mit der Absicht, gehört zu werden, plötzlich das Verdikt abgab: „Ein schauderhafter Unfug ist diese ganze Veranstaltung, zu der man hierher kommen muß." In diesen Worten prägte sich recht deutlich der Haß des Mannes gegen Wagner aus, für den der „Lohengrin" noch immer nichts anderes war, als der „unerquickliche Niederschlag nebelgrauer Theorien". Sonderbarer Schwärmer, dessen hämische, wie die seines Vorbildes Hanslik in stilistischem Prunkgewande dargebotenen Urteile über den Schöpfer des „Tristan", der „Meistersinger" und der „Nibelungen" schließlich doch spurlos verweht worden sind wie schillernde Seifenblasen.

Schon damals wurden einige findige Durstbolde aufmerksam auf eine Kneipe, die im eigentlichen Festspieljahr 1876 und später für mehrere Jahre eine hervorragende Bedeutung für die Festspielbesucher gewann. Man schenkte dort das sehr gute Bier der Staatsbrauerei „Weihenstephan" aus, das war aber zunächst das einzig Anziehende an dem Restaurant Angermann. Und dennoch wurde es eine klassische Stätte in Bayreuth, deren endliches Verschwinden alle beklagten, die dort nach den Genüssen im Festspielhause sich zusammenfanden, um in lebhaftem Gespräch sich über die erlebten Eindrücke zu unterhalten und dann dem Humor, dem Witz, der gutartigen Bosheit, kurz allen Elementen des Frohsinns die Zügel schießen zu lassen. Angermann! Die Intelligenz von ganz Europa hat sich hier zuweilen Stelldichein gegeben, Künstler, Schriftsteller und Gelehrte, Diplomaten und Finanziers, Militärs und Studenten aller Fakultäten; alle, alle, die unter dem Zeichen Richard Wagners nach Bayreuth gekommen waren, drängten sich in den niedrigen Räumen, im Hausflur, auf dem Hofe und auf der Straße durcheinander, willig die schauderhaften Unbequemlichkeiten und Unsauberkeiten des Hauses in Kauf nehmend, um nur in dem Dunstkreise weilen zu können, den die Künstler der Festspiele um sich verbreiteten. Hatte dies Haus für die glaubenstreuen Wagnerianer doch seine Weihe durch den Meister selbst erfahren, der hier, namentlich während der Probezeiten, zuweilen seinen Abendschoppen im Kreise seiner Getreuen zu trinken pflegte und aus „hoher Meisterwolke" sich herabließ, um nur liebenswürdiger Mensch von sprudelndem Humor zu sein. Wenn es auch in Wagners Gegenwart nicht an ernsten Gesprächen fehlte und vielfach Dinge besprochen wurden, die am

Tage während der Proben diesem und jenem Kopfzerbrechen verursacht hatten und der Meister selbst oft seinem Spott über eine gewisse Sorte von Wagnerianern, über die Presse, über Intendanten und Theaterdirektoren, über Künstlereitelkeit und all dergleichen freien Lauf ließ, so haftete dem Ton der Unterhaltung doch stets ein Zug harmloser Gemütlichkeit an, der das Band um Wagner und „seine" Künstler nur immer fester knüpfte. Während der Festspiele selbst besuchte Wagner die Angermannsche Bierstube nur sehr selten, irre ich nicht, so war er schon im Parsifaljahr 1882 überhaupt nicht mehr dort zu finden.

Das alte Haus ist jetzt verschwunden und hat einem Postprachtbau Platz machen müssen, aber in der Erinnerung der alten Wagnergarde hat es mit all seinen Scheußlichkeiten sich doch einen festen Platz gesichert, und jeder wird gern an die Erlebnisse zurückdenken, die bei dem Namen Angermann vor seinem inneren Auge aufsteigen. Man stelle sich ein Haus mit Toreinfahrt vor; rechts und links niedrige gewölbte einsensterige Räume, im Hof eine steile Hühnerstiege, die zu dem im oberen Stockwerk gelegenen „Saal" führt. Links vor dem Austritt in den Hof die offene Küche, in der unausgesetzt Bratwurst und Sauerkraut auf dem Feuer standen, das ganze Haus von Bier- und Tabaksdunst durchdrungen, vom Hof her mit dem Duft verschiedener Ställe vermischt. Dazu ein unsagbarer Schmutz auf der Diele, auf dem Hofe und in den Gasträumen, von der Küche gar nicht zu sprechen. So waren die Lokalitäten beschaffen, die zusammen unter normalen Verhältnissen allerhöchstens hundertundfünfzig Menschen Unterkunft gewährten. Und diese Räume denke man sich angefüllt mit drei- bis vierhundert hungrigen und durstigen Menschen, die von drei oder vier Kellnerinnen bedient werden sollten und für die weder ausreichendes Geschirr noch sonstige Küchenrequisiten vorhanden waren. Wie oft hat hier die rohe Kraft des Stärkeren über das durch Warten wohlerworbene Recht des Schwächeren den Sieg davon getragen, wie oft wurde Mittags die Küche gestürmt, wie oft wurden halbgare Gänse-, Enten-, Hammel- und Schweinebraten aus den Pfannen gerissen und mit Gewalt unter das Tranchiermesser der Köchin geschoben, damit dem knurrenden Magen nur etwas Besänftigung zuteil werden konnte! Man kann sich vorstellen, welche Schmeichelworte unter solchen Umständen durch die Lüfte und Düfte hallten. Aber: „Alles in Liebe und Güte, Herr Erbförster"; jedermann nahm die Situation von der humoristischen Seite, und manchem bekannten oder gar berühmten Mann, der leer ausgegangen war, wurden von begünstigteren Kämpfern gutmütig saftige Bissen angeboten. Die Kampfszenen spielten sich aber nicht nur in den geschlossenen Räumen ab, sondern auch im Hausflur, auf dem Hofe und auf der Straße. Leere Fässer wurden auf die Straße gerollt, um als Tische zu dienen, Bretter legte man auf zwei Stühle, um Bänke zu improvisieren, und durch dieses Chaos huschte „Kundry", wie im Parsifal-Jahre die dicke Oberkellnerin getauft wurde, mit wenigstens sechs Maßkrügen in jeder Hand, geschickt hindurch. In den letzten Jahren vor dem Eingehen des Angermannschen Wirtshauses war von dem findigen Wirt ein „Waldgarten" auf der Straße angelegt worden. Einige Dutzend Tannen und Fichten hatte man herbeigeschafft, die, in Kübel gesteckt, nach wenigen Tagen ihrer völligen Entnadelung entgegentrauerten, nachdem ihr harziger Duft den Zechern den Genuß frischer Waldluft in die dumpfe Bieratmosphäre hineingetragen hatte.

Die Hauptanziehungskraft übten in diesem Wirrwarr die Künstler des Festspiels aus. Kapellmeister, Solisten, Regisseure, Orchestermusiker, Choristen, alles vereinigte sich bei Angermann, und die unbekannteste Choristin sah sich ebenso von einem Kreis von Bewunderern umgeben, wie Hans Richter, die Materna, Niemann, Betz, Hill, Marianne Brandt, Unger, die Jaide, Schlosser, Gura e tutti quanti.

Bei Angermann ereignete sich auch ein tragikomischer Vorfall, der seinerzeit großes Aufsehen erregte. Saßen da eines Abends nach der Vorstellung einige jüngere Wagnerschwärmer zusammen und unterhielten sich voller Begeisterung über den ungeheuren Eindruck, den der „Siegfried", der noch beargwöhnteste Teil des Nibelungenwerkes, auf sie gemacht hatte, als ein wegen seiner bissigen, sarkastischen Urteile über die damals moderne Richtung in der Tonkunst bekannter Berliner Herr an die froherregte Gruppe herantrat und ohne weiteres sein vernichtendes Gutachten über die Nibelungen Wagners in das Gespräch hineinwarf. Einer der Herren, Dr. Pr., jetzt Professor in München, wandte sich zu dem Eindringling mit den Worten: „Lieber Doktor, Sie sollten doch bedenken, daß Ihre Worte hier verletzen müssen." Wenige kurze Wechselreden folgten, und der Zwischenfall hätte als erledigt gelten können, wenn nicht inzwischen zwei andere Herren hinzugetreten wären und dem Gespräch zugehört hätten. Einer von ihnen, ein „Shakespeare"-Forscher und Dichterling, Professor L., griff in die Unterhaltung ein, wurde aber von Dr. Pr. mit den Worten abgewiesen: „Mein Herr, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

Professor L. replizierte: „Muß man Ihnen vorgestellt werden, um Grobheiten zu hören?"

Dr. Pr. nahm keine Notiz von der ungezogenen Antwort, ergriff vielmehr sein Seidel und war im Begriff, es an den Mund zu führen, als von der anderen Seite die Worte hörbar wurden: „Und das läßt sich der d.... Kerl gefallen."

Kaum war die Bemerkung dem Gehege der Zähne des Shakespeare-Professors ent-

flohen, so saß auch schon der Krug des Dr. Pr. auf seiner Nase, und tagelang lief der Getroffene mit bepflastertem Riechorgan herum, während die Volksstimme dem schlagfertigen Wagnerverteidiger den Beinamen „Schoppenhauer" verlieh.

Unter die zahllosen Berühmtheiten, die bei Angermann verkehrten, mischte sich fast täglich eine groteske Figur, die offenbar wähnte, in die illustre Gesellschaft hineinzupassen. Das dürre, scharf markierte Antlitz wurde von einer zottigen Mähne von solcher Länge eingefaßt, daß aus ihr reichlich zwei bis drei junge Pianisten ihren Bedarf an Genialitätsnachweis hätten bestreiten können. Dazu gehörte ein spindeldürrer, lang aufgeschossener Körper in schäbigem Anzuge, und das Ganze gab sich für einen Dichter aus und nannte sich „C. W. Sauter von Nürnberg. Bavarias Dichter im deutschen Kaiserreiche, berühmt als Sauter von der Pegnitz." Der Mann braute den blühendsten Blödsinn zusammen, der von seiner Seite ganz ernst gemeint war, und es dauerte denn auch nicht lange, so wurde sein jedesmaliges Erscheinen mit lautem Hallo begrüßt und er veranlaßt, etwas aus seinen unsterblichen Dichtungen, die er übrigens selbst kolportierte, vorzutragen. Drei vergilbte Blätter liegen vor mir, und indem ich ihren Inhalt, drei „Dichtungen" des „berühmten" Bavariadichters, überfliege, erklingt mir wieder das homerische Gelächter, das seinerzeit ihr Vortrag durch den seltsamen Rhapsoden bei der feucht-fröhlichen Zuhörerschaft auslöste. Das erste ist überschrieben:

„Zur glorreich erhabendsten Erinnerung des Bühnenfestspiels von Richard Wagners Tetralogie:

Rheingold — Walküre — Siegfried — Götterdämmerung.

Begeisterndes Einleitungsgedicht, den hohen klassischen Patronatsherrngästen des Nibelungen-Theaters gewidmet."

Es beginnt mit folgendem Unsinn:

„Von allen Gegenden der Welt gebildeter Nationen,
Die Wagners Genius mit erhellt, die Patronatsherrn wohnen
Mit bei dem originellen Plan vom Nibelungenspiele,
Sehn sich nun das Theater an im bestgelungnen Style.
In großer Restauration, gebauet ganz gediegen,
Verweilet mit des Glückes Sohn, Begeisterungsvergnügen
Durchglüht seine Intelligenz zur ritterlichen Sage,
Die in dem urgermanischen Lenz erscheint für unsre Tage.
Wilhelm, der Kaiser von Deutschland, Ludwig, König von Bayern,
Faßten mit Huld die Wagnerhand, das Festspiel mitzufeiern.
Ja, europäische Fürsten, treu dem Patronatsscheinwerte,
Kommen zu dem Festspiel herbei auf der Bayreuther Erde."

Der „Dichter" ergeht sich dann über die Zusammensetzung des Orchesters und fährt fort:

„Wenn schiebt der Vorhang sich zurück, beginnt das Nibelungsstreben,
Urdeutsche Helden sieht der Blick, unsterblich zu beleben.
Den Sänger wie die Sängerin hört man mit Würde singen,
Sie die Partieen mit Gewinn des Ruhmes auch vollbringen.
Ihr Name strahlt als Sonnenstern in den dramatischen Sphären,
Da origineller Geisteskern hat in sich stets Lorbeeren.
In den Kostümen, brilliant, mit Dekorationen,
Wird Schönheitswürde anerkannt von hohen Regionen
Der Phantasie, die Schöpfungsgeist gelehrter Professoren,
Was große Tatkraft stets beweist, zum Werke auserkoren."

Dieser „Dichtung" ist als Schlußbemerkung hinzugefügt:

„Frei von mir gedichtet zu Nürnberg, meiner Vaterstadt, im Juli 1876."

Die beiden anderen mir vorliegenden Gedichte tragen den Titel: „Zu glorreich erhabenen Erscheinung Sr. K. K. Majestät des Deutschen Kaisers Wilhelm in Bayreuth zu Richard Wagners Bühnenfestspiel" und: „Die Rheingoldsage im Festspiel des Nibelungenringes. Nach meiner eigenen Idee in Poesie dargestellt. Des klassischen Drama erste Abteilungs-Erscheinung." Beiden Geistesergüssen hat der Verfasser als Selbstverteidiger seiner dichterischen Kraft hinzugefügt: „Frei von mir gedichtet, trotz den verleumderischen Gerüchten, als verfaßte ich meine Gedichte nicht selbst, zu Nürnberg, meiner Vaterstadt, im Juli 1876."

Man wird sich vorstellen können, welche Heiterkeit das jedesmalige Erscheinen und die Vorträge dieses Originals in einem Kreise hervorrufen mußten, der sich beständig in frohester, gehobenster Festesstimmung befand.

Ach, und eines anderen sei gedacht, dem wir, allerdings in anderem Sinne, die heitersten Stunden zu verdanken hatten, meines alten, lieben Freundes Richard Fricke, der als ehemals herzoglicher Ballettmeister in Dessau zu den bewährtesten und treuesten Mitarbeitern Richard Wagners bei der Inszenierung des Nibelungenringes und später des „Parsifal" gehörte. Er wurde im intimen Kreise nur „Nibelungenvater" genannt, denn seiner unermüdlichen Arbeit war zunächst der vorzügliche Drill Bayreuther Turner zum Heer der Nibelungen und der Chorsänger für den Mannenchor in der „Götterdämmerung" zu verdanken, wie er auch später den Reigen der Blumenmädchen und den feierlichen Schritt der Gralsritter einstu-

dierte, letzteren gegen seine künstlerische Überzeugung, aber dem Willen Wagners unterworfen. Aber auch den Solisten mußte Fricke auf Wunsch des Meisters vielfach für Gesten, Bewegungen und sonstige szenische Arrangements zu Hilfe kommen, auch betätigte er sich erforderlichenfalls als vorzüglicher Requisitenbeschaffer während der Proben. Ein kleiner, beweglicher Herr mit schönem Charakterkopf, verfügte Fricke über einen unerschöpflichen Humor, der in unwiderstehlicher Drastik sich äußerte, wenn er in frohem Kreise beim Bier Theateranekdoten — vortanzte. Ich erinnere mich besonders eines Duos zwischen einer Theaterdirektorin und ihrem ersten Solotänzer, das er allein ausführte. Es handelte sich um die Liebesszene eines Schäferpaares à la Watteau. Die Direktorin war in Wirklichkeit in den Tänzer verliebt gewesen, der aber hatte von den ihm dargebotenen Chancen keinen Gebrauch gemacht, und die Liebe der Frau war in grimmigen Haß umgeschlagen. Fricke veranschaulichte nun, mit vollendeter Grazie tanzend, den Gegensatz zwischen der stumm darzustellenden Handlung und den gegenseitigen Ausbrüchen persönlicher Wut, wenn die Tanzenden aneinander vorüberschassieren mußten und sich mit auserlesenen Schimpfworten traktierten. Mit unerschütterlichem Ernst führte er die Szene durch, während die Anwesenden sich in Lachkrämpfen wanden.

Eines heiteren Tages sei flüchtig gedacht, der für die späteren Aufführungen des Nibelungenringes eine gewisse Bedeutung erlangt hat. Die erste Aufführung des Bühnenfestspiels begann bekanntlich am 14. August 1876 mit dem „Rheingold". Am nächsten Tage folgte die „Walküre", und es war ursprünglich geplant, die vier Werke der Tetralogie an vier unmittelbar aufeinander folgenden Tagen zu spielen. Nach der „Walküre" aber mußte Wagner seinem Wotan Betz etwas gesagt haben, das diesen verstimmte, denn der Göttervater sagte ab und war durch nichts zu bewegen, am 16. August den „Wandrer" im „Siegfried" zu singen. Beschönigend wurde dann bekannt gemacht, daß Betz zu ermüdet sei und die Aufführung des „Siegfried" werde um einen Tag verschoben. Jeder suchte nun den freien Tag auszunutzen, so gut es eben anging; ein kleiner Kreis aber von Damen und Herren, die z. T. an den Aufführungen beteiligt waren — wir waren etwa 10 bis 12 Personen — hatte einen großen Kremser gemietet und reichlich mit Eßwaren und Wein versehen, um einen Nachmittagsausflug in die über eine Stunde von der Stadt entfernte „Fantasie" zu unternehmen, wo im Walde und auf den Wiesen das heiterste Picknick gefeiert wurde, das sich denken läßt. Und der heiterste war — Betz, der grollende Wotan.

Als wir spät abends in die Stadt zurückkehrten und bei Angermann vorfuhren, fanden wir die Straße fast gesperrt von zechenden Festspielbesuchern, die, als sie des Sängers ansichtig wurden, in tosende Hochrufe ausbrachen. Am nächsten Morgen schien sich die Spannung zwischen Wagner und Betz gelöst zu haben, denn Betz sang nachmittags den „Wandrer" unvergleichlich schön. Seitdem aber — und das ist die komische Seite des Vorgangs — ist an den Theatern, an denen das Nibelungenwerk zur Aufführung gelangte, als „Wille Wagners" proklamiert worden, zwischen „Walküre" und „Siegfried" einen freien Tag einzuschieben.

Nur einmal noch drohte eine empfindliche Störung des gleichmäßigen Verlaufs der Vorstellungen einzutreten, als nämlich Frau Jaide in einer der folgenden Ringaufführungen als Waltraute in der „Götterdämmerung" absagen mußte. Die wichtige Szene, in der die Walküre die entgöttlichte Brünnhilde zur Zurückgabe des Ringes an Wotan zu bestimmen sucht, hätte nicht aufgeführt werden können, wenn nicht die geniale Marianne Brandt sich bereit erklärt hätte, Text und Musik buchstäblich über Nacht auswendig zu lernen. Mit Hilfe einiger soufflierenden jungen Hilfskapellmeister, die hinter verschiedenen Versatzstücken auf der Bühne aufgestellt waren, gelang das kühne Wagestück über alle Erwartung gut, und Wagner konnte nicht Worte der Anerkennung genug finden für die Geistesgegenwart der Künstlerin.

Viel schöne, heitere und auch künstlerisch anregende Stunden haben wir alten Wagnerianer in den ersten Jahren der Bayreuther Festspiele auch außerhalb des Festspielhauses erlebt, Stunden, wie sie nur unter einem unerhörten Glücksgefühl geboren werden konnten, das sich aus dem Einblick in eine ganz neue künstlerische Welt ergab. Und darum ist das heutige Bayreuth gar nicht zu vergleichen mit dem Bayreuth von 1876 und 1882. Konnte in jenen Jahren das kleine Häuflein von Anhängern Wagners und seiner Kunst in glühender Begeisterung den endlichen Sieg der von ihm ausgegangenen großartigen Bewegung feiern, der jeder in seiner Sphäre, seine Kräfte gewidmet hatte, so genießen die Bayreuthbesucher von heute das damals in heißen Kämpfen Erworbene als bequemes Erbe, unkund der Fährnisse, die zur Sicherung des mächtigen kulturellen Besitzstandes zu überwinden waren, den Richard Wagner der Welt geschenkt hat.

Ansicht von Haarlem. Gemälde von Jakob van Ruysdael in der Königl. Galerie des Haag. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Frans Hals und Haarlem.

Zur Kulturgeschichte Hollands im XVII. Jahrhundert.

Von Dr. Georg Biermann.

Wer heute die kleinen holländischen Städte bereist, den umfängt ein Hauch von Totenerde. Diesem Lande ergeht es ganz ähnlich wie dem anderen großen Lande der Kunst: Italien. Auch Holland ist künstlerisch auf seiner Vergangenheit eingeschlafen. So regsam die Moderne in diesem Lande erscheint — und die Israels, Mesdag, Maris, Verboeckhoven und wie sie alle heißen, die bereits einen guten europäischen Namen besitzen, verbinden strenge Traditionen mit ihren großen Vorläufern des XVII. Jahrhunderts —, sie erscheint arm beim Vergleiche mit der künstlerischen Tätigkeit jenes freigewordenen Bauernvolkes, das einen Rembrandt und Hals sein eigen nennen konnte; jenes Volkes, das in einem Jahrhundert eine ungeheure Produktion zeitigte, die heute noch das Hauptkontingent in den europäischen Galerien und bei den großen Auktionen des Kunstmarktes stellt. Kurz ist die Blüte wohl gewesen wie das Leben frühreifer Kinder. Keine Fäden führen von ihr zurück in frühere Zeiten oder zu anderen Ländern, einen geringen Einfluß ausgenommen, den auch Italien auf einige holländische Meister zweiten Ranges ausgeübt hat. Aus sich heraus ist diese Kunst erstanden, in der wir im großen den Gipfel alles malerischen Schaffens erblicken dürfen, allein das Produkt des Landes und seines Lebens. Das ist das Wunderbare in der Malerei der alten Holländer, die uns Modernen

heute näher stehen als irgendeine andere große Periode neuzeitlicher Kunst, daß Menschen ohne Kultur, ohne geistige und künstlerische Prätentionen allein mit dem bejahenden Sinne des Alltags und der prosaischsten Freude am Dasein das köstliche Meisterwerk schaffen konnten, als das sich eben jene holländische Malerei des XVII. Jahrhunderts darstellt. Und doch nicht ganz so wunderbar, gedenkt man der Landschaft, des Himmels, der Atmosphäre, die über diesen meerbenachbarten Küstenstrichen Nordhollands lagert, gedenkt man der Liebe jenes Volkes zu seinem wundervollen Heimatboden, für den es einen langjährigen Freiheitskampf mit allen Opfern und Wunden durchfochten, gedenkt man endlich des Eindrucks, der uns moderne Menschen auch heute noch beim Durchwandern jener Küstenstriche umfängt. Wie z. B. aus dem feinen Nebel, der ständig über diesen Gegenden lagert, die Silhouetten solcher Städte wie Leiden oder Haarlem auftauchen. Man muß sich einmal vom frischen Seewinde umwehen lassen, der die zahllosen Windmühlen, die hier und dort das Weichbild dieser Städte umrahmen, in Bewegung versetzt, muß den Zug der Wolken am Firmament beobachtet haben, den Blick weit über von Wasserläufen durchfurchte Ebenen haben schweifen lassen, um mit einem Schlage zu verstehen, was Meister der Landschaftsmalerei wie einen Jacob van Ruysdael, Jan van Goyen, einen Hobbema oder Adriaen van der Velde zu ihrem Künstlertum emporgeführt hat.

Der Marktplatz in Haarlem. Gemälde von G. A. Berck-Heyde.
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Klar ist diese holländische Atmosphäre, durchsichtig und dünn, obwohl in der Ferne überall ganz feine Nebelschleier auftauchen, die das Licht des Himmels hemmen, es für das Auge erträglicher, milder machen und über die harte Silhouette des Körperlichen, Gegenständlichen einen mystischen Schleier breiten. Und auch die Wolken am Firmament bekommen dies mystische Leben, bekommen Seele und ziehen geisterhaft über die Erde. Wundervoll ist solche Stimmung, wie sie die holländische Landschaft ausstrahlt, berückend und wohltuend für

Inneres einer Herberge. Gemälde angeblich von Adr. Brouwer im Museum zu Haarlem. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Menschen, die derartigen sensitiven Reizen zugänglich sind.

Das erklärt die eine Seite dieser Kunst, die in uns alle Zauber am rein Malerischen auslöst; auf der anderen Seite aber sind es die Menschen selbst, die des Rätsels Lösung in sich bergen. Nicht die Menschen von heute, die drei Jahrhunderte von den Tagen eines Hals trennen, sondern jene Bewohner des alten Holland, in denen die Daseinsinstinkte so ungehemmt ihre Rechte forderten. Man denke sich ein Volk, das dreißig Jahre unter den bangen Zeichen eines europäischen Völkerbrandes gestanden, das für sein bißchen Freiheit und seinen Glauben Gut

Frans Hals. Selbstbildnis im Stadtmuseum zu Haarlem. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

und Blut geopfert hat, plötzlich erlöst von den bangen Sorgen um seine Zukunft, die rauhe, verwildernde Zeit unaufhörlichen Kampfes hinter sich, das plötzlich dem Leben und allen Gegenwartsgedanken zurückgegeben ist; man denke sich, wie solch ein Volk den Alltag lieben muß, wenn es auch nicht mehr darzureichen hat als die bloße Berechtigung zu leben, in der Woche den Geschäften nachzuhangen und am Sonntag mit Freunden und Gevattern den vollen Humpen zu leeren und sich bei blutigen Köpfen den echt holländischen Ausgelassenheiten der Kirchweihfeste hinzugeben. Wie denn auch wir Menschen von heute jene Holländer um ihre Daseinskunst beneiden können. Draußen auf dem Lande der Bauer, drinnen in den Städten der wohlgesittete Mynheer, alle sind von demselben bacchantischen Taumel, der die natürliche Reaktion auf die vorangegangene Zeit ist, erfüllt. Daneben aber weiß man, wofür man gekämpft hat. Im Vollbewußtsein seiner Freiheit hebt sich die Brust des echten Holländers, im Besitze seiner Glaubensrechte gilt es, an Sonn- und Feiertagen im gravitätischen Festtagshabit dem lieben Gott zu danken. Die Schützengilden halten die Traditionen an die kriegerische Vergangenheit wach. Kein guter Holländer, der nicht einem Schützenregimente angehörte, der nicht stolz die bunte Schärpe um die breite Brust geschlungen hielte, den spanischen Federhut keck auf seinem Haupte trüge und mit dem Säbel und den Sporen zu klirren verstünde, wie es weiland die Väter im Pulverdampf gegen die Spanier so forsch verstanden hatten. Draußen auf dem Meere wird die holländische Flagge ehrfurchtsvoll gegrüßt, Amsterdam erobert stetig und sicher seine Weltmachtstellung als erste Handelsmetropole Europas. In seinen Speichern häufen sich fremdländische Waren, und seinen Hafen beleben alle Wunder und Rassen ferner Welten. In solchem Milieu ist Rembrandt groß geworden, als er die kleine Vaterstadt Leiden, das Haus am Weddesteg, dort, wo zwei Kanäle zusammenstoßen, endgültig verlassen hatte und, ein echter Lebenskünstler, in der Metropole Althollands zum ersten und einzigen Ruhme gelangte. Er hat uns deutlicher, als es die Chroniken alter Historiographen vermöchten, den farbenreichen Zauber dieser neuen Wunderstadt des Okzidents auf seinen Bildern interpretiert. Aber Amsterdam war nicht die Welt, war nicht Holland. Wohl häufte hier der stolze Handelsherr Güter auf Güter, ließ sich — wie es der gute Ton verlangte — im Sonntagsstaat von den bekannten und bezahlten Modemalern vom Schlage eines B. van der Helst pflichtgemäß, die tugendreiche Gattin an der Seite, abkonterfeien und half unbewußt dazu, jenes unerschöpfliche Galeriewerk zu vollenden, als das wir das holländische Porträt des XVII. Jahrhunderts mit seinen immer gleichen Typen, immer gleich langweiligen und gravitätischen Menschen heute ansprechen dürfen. Wohl hat die Metropole Amsterdam mit gierigen Armen viel von dem an sich gezogen, was draußen in den kleinen Städten des Flachlandes an Kräften regsam war, und auch so mancher Künstler von Leiden und Haarlem ist den verlockenden Sirenenklängen gefolgt, oftmals um sich und sein Schicksal zu begraben, wenn er nicht beizeiten wie ein Jacob van Ruysdael sich

eines besseren besann und in die Heimat zurückkehrte, um hier — wenigstens in Ruhe — im Armenhaus zu sterben, oder wie der minderbegabte Jan Wynants noch rechtzeitig Schankwirt zu werden. Amsterdam hat die holländische Kunst nicht gemacht. Das wissen wir gottlob zur Genüge. Wie hätte auch hier zwischen geldgierigen Krämern, denen das Geschäft und die Eitelkeit alles war, jene frische, freie, an der Natur getränkte Kunst erblühen können, die vornehmlich in den Malerschulen von Leiden und Haarlem erstand. Vielleicht ist es überhaupt die grausamste Ironie in Rembrandts Leben, daß dieser Meister gezwungen war, seine höchsten Kunstwerke zwischen den Amsterdamer Kaufleuten und Handelspotentaten zu schaffen, freilich — wie wir wissen — als ein großer Einsamer und Verkannter inmitten seiner eigenen farbenprächtigen Dichterwelt.

Den wahren Geist jenes alten Holland seinem wirklichen, Leben gebärenden Inhalte nach zu verkörpern, war nur ein Meister imstande, der ein echtes Kind jener Zeit war, in der alle bejahenden Daseinsgefühle nach freiem, uneingeschränktem Ausdruck rangen, ein Meister, den wir uns selbst im Geiste so gern als das stolze Produkt dieses freigewordenen Volkes vorstellen: Frans Hals, der Meister von Haarlem. Der Größten Einer, den die Kunstgeschichte aufzuweisen hat, wenn es vielleicht auch noch Jahrzehnte dauert, bis sein Ruhm in dem Maße populär geworden, wie der seines jüngeren Zeitgenossen Rembrandt, der als Mensch von anderer höherer Art, als Künstler aber vielleicht doch nicht so sehr den Haarlemer Tausendsassa überragt, wie man uns immer und immer wieder so gern glauben machen will. Wohl erschöpft auch Meister Hals nicht das Thema vollständig, ein Interpret der holländischen Kulturgeschichte des XVII. Jahrhunderts zu sein, indes spricht doch das Leben aus seinen Bildern so laut und vernehmbar auf uns ein, daß wir dem Künstler dankbar sein müssen für das, was er bei aller rein künstlerischen Vollkommenheit uns von dem Geiste seiner Zeit greifbar deutlich hinterlassen hat.

Den Meister Hals kennen und lieben zu lernen, muß man dies einzige Haarlem aufsuchen. Es gibt keine zweite

Festmahl der Offiziere der Bogenschützen St. Georgs. (1616.) Gemälde von Frans Hals im Museum zu Haarlem. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Stadt, wo einen der Zauber der Vergangenheit in gleichem Maße umfangen hält, wie hier. Man mag den steilen Berghügel von San Gimignano in den toskanischen Maremmen, die stolze, gebrochene Herrscherin Siena erklimmen, deren künstlerische Reize auch in die Gegenwart noch mit vielbedeutender Geste hineinsprechen, Haarlem gibt uns ein ähnliches Milieu. Hier wie dort umfängt uns die gleiche Totenopferstimmung. Man muß alle Mittel der Phantasie zu Hilfe rufen, um aus dem Eindruck der

Festmahl der Offiziere der Bogenschützen St. Adrians. (1627.) Gemälde von Frans Hals im Museum zu Haarlem. Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

modernen Stadt jenes Bild mit wegzunehmen, in dem uns das alte Haarlem aus den Tagen eines Hals erscheint. Und doch gelingt es uns; denn es gibt in Europa vielleicht wenige Stadtbilder von so eindringlicher Geschlossenheit und Beredsamkeit, wie jenen alten Marktplatz von Haarlem. Mit Recht nennt man auch heute noch Haarlem die anmutigste Stadt von ganz Holland. Seine freundlichen Backsteinhäuser, vor deren Fronten sich durch Schiffe und Kähne belebte, ulmenbestandene Grachten entlang ziehen, die Sauberkeit von Gassen und Plätzen machen diese Stadt der Tulpen in der Tat zu einem besonderen Leckerbissen für den vielgereisten Wanderer. Der Marktplatz aber mit seinen ernsten Zeugen einer vielhundertjährigen Vergangenheit redet noch heute die gleiche Sprache wie in den Tagen, da eine bunte Soldateska Leben und Farben in diese ruhigen, engen Gassen der kleinen Stadt hineinbrachte, in den Tagen, da Frans Hals, der ausgelassene Künstler, hier seine tollen Streiche und seine unvergänglichen Meisterbilder — beide gleich virtuos — ausführte. Dieser „Groote Markt" von Haarlem ist wie ein in Stein gegrabenes, wundervolles Kulturbild, wie man es in Holland zum zweitenmal sonst nicht wieder erlebt. Lieven de Key, der größte Architekt Hollands — und in der Architektur steht die holländische Kunst sonst sehr traurig da — hat das alte Schlachthaus mit dem hohen Backsteingiebel geschaffen. Neben ihm ragt die große Kerk auf, ein gotischer Bau mit hohem, langen Mittelschiff, ein wenig nüchtern in seinem Innern wie alle protestantischen Kirchen Hollands. Auf der anderen Seite aber

Versammlung der Offiziere der Bogenschützen St. Adrians. (1633.) Gemälde von Frans Hals im Museum zu Haarlem.
Pho ographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

dieſes köſtlichen Platzes erhebt ſich trutzig und ſtark das alte Stadthaus, ehemals Palaſt der Grafen von Holland, der in ſeinen Anfängen bis ins Jahr 1250 zurückgeht, jener einzige Tempel Halsſcher Kunſt. Man ſteigt die breite Steintreppe hinauf und befindet ſich in einer weiten, mächtigen Diele. Von dort gelangt man in die Räume, die das kleine Muſeum Haarlemer Kunſt bergen, als ihre größten Schätze jene Halsſchen Meiſterwerke, ohne die man die Bedeutung und künſtleriſche Überlegenheit dieſes einzigen Haarlem von Anno damals nicht die philiſtröſe engherzige Kleinſtadt von heute. Man muß an die frohen Geſtalten denken, die einen von den Meiſterwerken eines Hals herab freundlich begrüßen, an jene bunte, ſäbelraſſelnde Soldateska, die ſo mutig zu fechten und ſo wacker zu pokulieren verſtand. Unter ihr der Künſtler ſelber, von dem die kunſthiſtoriſche Mär ſo manches luſtige Stücklein zu erzählen weiß.

Es iſt mit dem Ruhm des Künſtlers Hals nicht anders wie mit dem Men-

Die Vorſteher des Eliſabeth-Hoſpitals. (1841.) Gemälde von Frans Hals im Muſeum zu Haarlem. Photographieverlag von Franz Hanfſtaengl in München.

ſchen. Sein Leben iſt zum großen Teil in Dunkel gehüllt, und die wenigen Verehrer, die den Tempel Halsſcher Kunſt in Haarlem geſehen, genügen nicht, den Ruhm des Meiſters in alle Welt hinauszutragen. Hingen dieſe fünf Schützen- und drei Regentenſtücke im Amſterdamer Rijksmuſeum, ich bin überzeugt, man würde einen Meiſter wie Hals mit Rembrandt in einem Atem nennen. Dies alte Stadthuis von Haarlem aber iſt eine Stätte, zu der jeder moderne Porträtmaler einmal wenigſtens eine Pilgerfahrt antreten ſollte. Die Meiſterwerke Hals-

Lebenskünſtlers nicht verſtehen kann. Ein biederer Bourgeois dieſer Hals, wie er uns aus ſeinem kleinen Selbſtporträt, das ebenfalls an dieſem Orte hängt, anſchaut. Den modiſchen Zylinder auf dem Kopfe, wirkt die Phyſiognomie beinahe unbedeutend, und nichts deutet auf den trink- und raufluſtigen Kneipkumpan, der im Kreiſe ſeiner pokulierenden Modelle ſelbſt der fröhlichſte und ausgelaſſenſte Zecher geweſen iſt. Man kann ſich gar nicht vorſtellen, wie dieſer Meiſter Hals gerade in Haarlem hat ſein Leben verſchleißen können, und doch war das

Die St. Georgsschützen. (1639.) Gemälde von Frans Hals im Museum zu Haarlem.
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

scher Kunst sind hier vereinigt. Einen Zeitraum von fast fünfundzwanzig Jahren füllen allein die bekannten Bilder der St. Georgs- und Adriansschützen. Rechnet man dazu die drei Regentenstücke der Vorsteher und Vorsteherinnen des Altmännerhauses, so hat man einen Zeitraum von fast fünfzig Jahren künstlerischen Schaffens vor Augen. Hals war der künstlerische Interpret einer Zeit, die aus Waffenklang und Lebensfreude geboren ist. Nicht die malerische Größe allein, mehr noch die Art, wie dieser Künstler von Gottes Gnaden das Leben in seinem flüchtigsten Moment wunderbar zu haschen weiß, und wie alles auf ein rein farbiges Zusammenklingen, das gleichzeitig eine überraschend vollendete geistige Konzentration schafft, abgestimmt ist, gibt diesen Werken einen Zauber, den ganz zu lösen nur die Musik, nie aber Worte imstande sind.

Das erste der lebensgroßen Schützenbilder unseres Meisters stammt aus dem Jahre 1616. Rembrandt war, als dieses Bild entstand, zehn Jahre alt. Das darf man nicht vergessen. Es stellt die Mitglieder der St. Georgsgilde dar. Etwas stark konventionell in der Gruppierung — man muß sich dabei das traditionell hergebrachte Schema solcher, in der holländischen Kunst allgemein beliebter Vereinsbilder vergegenwärtigen — spricht doch gerade aus diesem Gemälde ein Meister der Farbe und ein Vermittler geistiger Ausdrucksmöglichkeiten zu uns, dessen Arbeit auf den ersten Blick überrascht. Malerisch ist dieses Werk eines der bedeutendsten, die Hals überhaupt geschaffen. Der warme, dunkle Gesamtton wird durch leuchtende Fanfarenklänge der weiß-roten Schärpen unterbrochen. Eine für Hals sehr charakteristische Eigenart kompositorischen Zusammenschlusses tritt auch schon auf diesem Bilde des 36jährigen Meisters hervor: die diagonal über den Hintergrund gestreckte Fahne, die die sonst offene Lücke geschickt schließt und die beiden, in ihrer individuell belebten Art auseinander gerückten Gruppen, ausgezeichnet zusammenbringt. Gerade im Hinblick auf die freiere und ursprünglichere Art seiner späteren Schützenstücke läßt sich bei diesem Bilde eine photographisch zurechtgerückte Pose der Dargestellten nicht verkennen. Es fehlt hier noch der ursprünglichere Lebensimpuls, der so meisterhaft die Porträts auf den späteren Darstellungen zusammenschmiedet, daß gar nichts mehr von der mit der Reproduktion sonst üblichen starren Geste übrig bleibt, alles auf einen einzigen Moment ungezwungener Gegenwart gestimmt ist. Was man diesem im Ton kaum bei seinen späteren Werken wieder erreichten Glanzstück Schlechtes nachsagen kann, ist allein die etwas auffällige Steifheit des Arrangements. Diese Herren wissen sehr gut, daß sie porträtiert werden, ein Eindruck, den wir vor keinem der späteren Doelenstücke wieder empfinden. Als charakteristisch mag es auch notiert werden, daß dieses wie die zwei folgenden Schützenstücke sogenannte Innenbilder sind, das Schauspiel sich im Interieur vollzieht und damit das Porträt als solches ganz auf die lockende individualisierende Art und die Stärke des Aneinanderbringens einzelner Gestalten und der Gesamtkomposition zugespitzt ist.

Ein Zeitraum von beinahe zehn Jahren führt uns von diesem ersten großen Meisterwerk zu den beiden Halsschen Doelenstücken aus dem Jahre 1627. Auf dem einen sind es abermals Georgschützen, die uns schon auf jenem ersten Bilde begegneten. Das andere zeigt uns die Herren von der Adriansgilde, die uns in dem köstlichen Bilde von 1633 noch einmal begrüßen werden. Hals, der inzwischen so manches Porträtstück geschaffen, das wir heute in den Galerien Europas bewundern, ist in den Vollbesitz seiner künstlerischen Mittel gekommen. Die brutalen Laute des europäischen Völkerkrieges sind für Holland wenigstens so gut wie verstummt. Die Menschen, die ehemals noch den ehernen Ausdruck einer gefahrenschwangeren Zeit nicht verleugnen konnten, freuen sich heute im Vollbesitztum der schwer erkauften Freiheit, wissen fröhlich zu zechen und den theatralischen Mummenschanz ihrer säbelrasselnden Grandezza mit einer traditionellen Nonchalance dem Zuschauer zu interpretieren. Kriegsspiel und Soldatenlust sind Pflichten geworden, denen sich auch der stolzeste Mynheer nicht mehr

entziehen kann. Der strenge Ernst ist von den Gesichtern gewichen. Die Schärpe in Blau-Weiß-Orange (den alten Farben der Oranier) umzieht so schmuck und frei die Brust, und dem Meister Hals selbst, der ganz den Atem seiner Zeit ausströmt, ist es eine Freude, die stolzen Herren seiner Schützengilde beim fröhlichen Mahl zu porträtieren. Die Menschen selbst, bei denen das Morgen keine blutige Parole mehr bringt, sind freier und eleganter geworden. Das damals kurz — nach Kriegerart — geschorene Haar ist lang geworden und beginnt in Locken über die Schultern zu fallen. So philiströs und ernst die nachdenklichen Gesichter noch aus dem Doelenstück von 1616 herausschauen, die Herren der St. Georgs- und St. Adriansgilde von 1627 wissen vor allem den Humpen zu leeren und das Morgen in den Freuden des Heute zu ertränken. Mit diesen beiden Stücken aber setzt erst die ganze Meisterschaft eines Hals ein. Das ist keine Versammlung mehr von Menschen, die um des lieben Porträts wegen zusammengekommen sind, sondern Herren sind es, unter denen der Künstler selbst beim feuchtfröhlichen Mahle gesessen, um sie in ungezwunger, lustiger Stimmung, als der Sekt kredenzt wurde, zu porträtieren. Und nicht sind es Gruppen mehr, rechts und links, die Bildeinheit ist wundervoll konzentrisch festgehalten; hier mit kühlerer Tonskala, die nur durch den Rausch der bunten Schärpen unterbrochen wird, im hellen Schein durch das von außen hereinbrechende Tageslicht, dort wärmer und plastischer gemauert, das einzelne schärfer betont und die Köpfe fast nach Bildhauerart in prägnanter Schärfe modelliert. Das Meisterwerk aber Halsscher Kunst ist das Bild der St. Adriansschützen aus dem Jahre 1633. Ein Freilichtbild, das alle Reize eines solchen in seiner wundervollen, gebrochenen Tonskala in sich birgt. Man hat nicht mit Unrecht darauf hingewiesen, daß diesem Gemälde der Besuch van Dycks in Haarlem vorausgegangen ist und sich hier zum erstenmal eine Verfeinerung des rein malerischen und geistigen Geschmacks kundgibt, die nur durch den großen Vlamen erklärt werden kann. Nicht die Komposition, sondern die überraschende malerische Stimmung stempeln dies Bild zu dem Meisterstück der ersten Halsschen Schaffensperiode (wohlgemerkt das Werk eines dreiundfünfzigjährigen Künstlers). Diesen Eindruck vermittelt keine Reproduktion, sondern allein das Original im Haarlemer Stadthuis. Kompositionell wird man eher an das Bild von 1616 erinnert, aber eine Figur wie jener elegante, kokett sich umwendende Leutnant ist der vielsagende Typus jener Halsschen Höhenkunst, der echte Bruder des eleganten Jacob Olycan im Haag oder des Professors Hornebeck in Brüssel.

Hille Bobbe.
Gemälde von Frans Hals im Königl. Museum zu Berlin.
Photographieverlag von Franz Hanfstaengl in München.

Das letzte und kompositionell schwächste

dieser Haarlemer Schützenbilder unsers Meisters ist der Appell der Georgsgilde vom Jahre 1639. Man merkt diesem Bilde aber nicht an, daß es ein beinahe Sechzigjähriger gemalt hat. Die Gruppierung ist nicht ganz so konzentriert wie auf den früheren Werken. Die Schützen stehen in zwei Reihen hintereinander. Mattes Tageslicht ist über sie ausgegossen, unwillkürlich erinnert das warme Helldunkel an Rembrandt. Dem Pinselstrich fehlt ein wenig schon jene frühere Geschmeidigkeit. Er deutet hier und dort schon auf jene breitgemauerte, im höchsten Grade impulsiv-virtuosenhafte Technik hin, unter deren Zeichen die letzten Werke des Meisters stehen, und die unsere modernen Künstler an Hals von jeher am meisten bewundert haben. Im Museum des Haarlemer Stadthuis sind es vor allem jene zwei großen Regentenstücke, die uns fesseln; eins dann noch von 1641 mit den Vorstehern des Elisabethhospitals, jenes Bild, das als das würdigste Pendant und als der einzige ebenbürtige Vorläufer der Rembrandtschen „Staalmeesters" angesprochen werden darf; die anderen beiden endlich aus dem Jahre 1664, die ein vierundachtzigjähriger Meister gemalt hat. Aus diesen aber spricht der alte Frans Hals zu uns, der selbst Insasse des Altmännerhauses geworden ist, von spärlichen Almosen lebt und vergebens zurückdenkt an die Freuden einer viel zu flott verlebten Jugend. Ein echt holländisches Künstlerschicksal, ebenfalls vielsagend für die Kultur jenes Landes, das seine beiden größten Meister — einen Rembrandt und Hals — im Elend hat verkommen lassen! Mit der zitternden Hand des Greises, deren breitgeschwungene Pinselstriche noch eine wundervolle Lebensenergie verraten, meißelt der Meister jene ergreifenden Bilder zusammen, so impressionistisch kühn in der Technik, daß man sich des Staunens nicht enthalten kann. Wer an der Schwelle des Todes — denn zwei Jahre später muß auch dieser Tausendsassa aus Haarlem dem Naturgebot folgen — solche Werke schaffen konnte, verdient schon um dieser einen Möglichkeit willen die allergrößte Bewunderung. Man hat in diesen Bildern etwas von der weltverfluchenden Ironie eines Learschicksals sehen wollen, eine Art Karikatur, die mit schrillen Tönen eines bösen Schicksals spottet. Ich glaube nicht daran; denn in Hals' Seele wohnte nicht die tragische Wucht, wie sie uns bei Rembrandt so wunderbar ergreift. Als Insasse jenes Altmännerstiftes wird er sich mit Resignation in sein Los, das ja auch das von so manchem anderen tüchtigen Meister gewesen ist, hineingefunden haben. Indes — wir würden ein falsches Bild der durch seine Kunst verkörperten Kultur bekommen, wenn wir nicht auch daran erinnern wollten, daß er neben den Bildern reiner Lebensfreude auch Werke von tiefem Ernst und hoher Würde geschaffen hat. Der Meister, der eine „Hille Bobbe" zum Modell erkürte und auf der Gasse zu Hause war wie kein zweiter, sich die Typen von der Straße in seine Malerwerkstatt hereinholte, der eine „Bohemienne" und den köstlichen „Fischerjungen" des Antwerpener Museums malte, war auf so manchem gravitätisch stolzen Porträt auch ein feinsinniger Verkörperer der geringen Kultur seiner Zeit. Darüber belehrt uns so manches delikate Bildnis von Hals in den europäischen Galerien. Auch der stolze Mynheer ist in seiner selbstbewußten Pose durch unseren Meister lebendig geworden, und das Holland des XVII. Jahrhunderts wäre ohne seinen Hals nicht jenes Land, das wir mit seinen bejahenden Lebensinstinkten und seinen kleinbürgerlichen Ambitionen so aufrichtig lieben und in mehr als einer Hinsicht beneiden. Den Maler Hals, so sehr er Interpret seiner Zeit ist, so sehr sich in seinen Werken nichts anderes als der reine Alltag mit seinem epischen Gehalte abspiegelt, erheben allein die Farbe und die Ursprünglichkeit, mit der er den Augenblick zu meistern verstand, zu jenem großen, echten und freien Künstlertum empor, wo er ein Nachbar der Rembrandt, Lionardo, Velasquez ist; und das kleine Haarlem mit seinen sauber gebauten Gassen, seinem impressionistisch wirkenden „Groote Markt", seinen Grachten darf sich glücklich preisen, neben seiner Tulpenzucht jenen einzigen großen Verkünder holländischer Kultur im XVII. Jahrhundert sein eigen genannt zu haben. — —

Euterpe.

Gemälde von Arnold Böcklin.

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.

Das Seelchen.

Von Siegfried Nestriepke.

„Ich hab's nicht getan. Ich hab's ganz gewiß und wahrhaftig nicht getan."

„Du lügst ja, Bursche!"

„Ganz gewiß nicht, Herr Doktor. Ich weiß nicht, wie das Blatt unter meinen Platz gekommen ist. Ich hab's Ihnen sicher nicht weggenommen . . . lieber, lieber Herr Doktor!"

„Lüge doch nicht so infam! Gewiß bist Du's gewesen! Du, Du und nur Du! Ich trau's keinem andern zu. Nur Dir. Du bist faul — Du mußt ja betrügen, um Dir durchzuhelfen."

„Ich bin's aber nicht gewesen. Ich . . . lieber, lieber Herr Doktor!"

„Ruhig!"

Der Kleine fuhr zusammen und wurde still. Nur das Schluchzen bebte noch stoßweise durch seinen Körper. Die großen Augen suchten von Zeit zu Zeit angstvoll das Gesicht des Lehrers. Dicke Tränen tropften auf die gefalteten, zitternden Hände.

Der junge Doktor riß aufgeregt an seinem Schnurrbart. Sein Gesicht war rot, und der Atem ging schnell.

Da wagte keiner zu mucksen von seinen dreißig Quintanern. Er hatte es 'raus, sie in Schach zu halten. Die Kollegen hatten zuerst bedenklich die Achseln gezuckt, als man ihm, dem jüngsten unter ihnen, diese Klasse gab, der ein recht schlechter Ruf vorausging. Aber er war schnell mit ihr fertig geworden. Anfangs riskierte es noch der eine oder der andere der Schüler, Allotria in seinen Stunden zu treiben. Aber er hatte ihnen gezeigt, was unbeugsamer Wille und eiserne Strenge vermögen. Es war eine stille, eine folgsame Klasse geworden — der Direktor und die Kollegen, die sie in anderen Stunden unterrichteten, hatten ihm bereits Glück gewünscht. —

Nur dieser eine wollte noch nicht, dieser Walter Büsing. Er verschandelte die ganze Klasse. Er konnte nie etwas. Und wenn man ihn anfuhr, ging sofort das Heulen los. Er war unglaublich dumm. Dabei konnte er einen so schamlos ansehen, — es war etwas direkt Aufreizendes in diesem Blick. Und dann wieder mit einemmal — alles war bei der Arbeit — konnte er loslachen. Lachte ganz ungeniert vor sich hin. Dabei hatte er natürlich keine Ahnung, wovon gerade die Rede war. Das Schlimmste aber war: Walter Büsing log und betrog. Zweimal hatte der Lehrer ihn jetzt abgefaßt; das eine Mal, wie er abschrieb, das andere Mal, wie er behauptete, eine Arbeit gemacht, nur das Heft vergessen zu haben, was sich nachher als aus den Fingern gesogen herausstellte.

Ganz gewiß war er auch jetzt der Schuldige. Er hatte das Blatt aus dem Pult entwendet, auf dem der Text des nächsten Extemporale stand.

Aber natürlich, der Bengel log wieder. Das lag schon so in seiner Natur. Man mußte der Sache auf den Grund kommen. Schon der Autorität wegen. Und dann auch: Kam es jetzt heraus, daß der Junge es gewesen, dann würde man schon dafür sorgen, daß die Klasse von diesem schlechten Element befreit würde — sofort, nicht erst bei dem nächsten Osterzeugnis.

„Walter Büsing sagt, er habe das Blatt nicht fortgenommen. Er wisse nicht, wie es unter seinen Platz kommt. Wer von Euch anderen hat's denn getan?"

Alles blieb still.

„Nun — wird's bald?! Einer muß es doch getan haben!"

Angst malte sich auf vielen Gesichtern. Aber keiner antwortete.

„Wer weiß denn, wer den Zettel entwendet hat? Wer hat etwas gesehen? Antwort!“

Wohl sah einer den andern an, aber keiner antwortete.

„Gut, so werde ich die ganze Klasse alltäglich um ein Uhr hierbehalten — vorläufig stets bis drei, später vielleicht noch länger ... bis sich derjenige gemeldet hat, der den schamlosen Betrug verübt hat, oder bis seine Mitwisser sich entschließen, den Schuldigen zu verraten. — — Wir fahren fort!“

„Herr Doktor ...“

„Wir fahren fort. Ich bin jetzt für nichts mehr zu haben.“

Aber der kleine Büsing ließ jetzt nicht nach. Er stand auf. Sein ganzer Körper bebte. „Herr Doktor ... ich hab's ... doch getan.“

Doktor Bart stieg alles Blut zu Gesicht.

„Um eins! Jetzt fahren wir fort! Übersetze Du, Wedel.“

„Herr Doktor, lieber Herr Doktor —“

„Ruhig —“

„Seien Sie doch nur nicht böse! Bitte, bitte! Ich habe ja eine solche Angst vor dem Extemporale gehabt. Ich hab' mir ja nicht helfen können —“

„Stille! Ich werde mir doch wohl Ruhe schaffen können?“

„Ach Gott, tun Sie mir doch bloß nichts! Ich will's ja auch nie, nie wieder tun. Ich hatte ja aber solche Angst, ich konnte ja nicht anders —“

„Hinaus! Hinaus, Bursche! Ich werde Dich lehren ... Du — Du —!!“

Am Rockkragen zerrte er den Weinenden, sich Sperrenden durch die Klasse, aus der Tür. Krachend flog sie ins Schloß.

Von draußen tönte noch eine Weile gedämpftes Schluchzen herein. Dann wurde es still.

Doktor Bart stand lichter Schweiß auf dem Gesicht. Seine Stimme war heiser, als er hervorstieß: „Los, Wedel. Du übersetzest! Satz 5!“

⁂ ⁂ ⁂

„Ein junges Mädchen möchte Sie sprechen, Herr Doktor.“

„Bitte.“

— — —

„Herr Doktor, eine Empfehlung von Frau Rat Büsing, und ob Sie vielleicht wüßten, wo der Walter heute mittag geblieben wär'. Er ist gar nicht zum Essen nach Hause gekommen.“

„So. Aha! Sagen Sie der Frau Rat nur, daß ein Brief bereits an sie unterwegs wäre. Der wird ihr wohl Aufklärung geben, weshalb ihr Söhnchen sich nicht nach Hause traut. Wo er sich 'rumtreibt, darüber kann ich übrigens auch keine Auskunft geben. Ich habe ihn heute um zwölf Uhr aus der Klasse gewiesen, weil — na ja, das stände in dem Briefe, sagen Sie nur. Als die Stunde zu Ende war, hatte der junge Herr bereits das Weite gesucht. Haben Sie das verstanden?“

„Jawohl, Herr Doktor. Vielen Dank.“

⁂ ⁂ ⁂

„Sieh da, Doktorchen ... Sagen Sie mal, in Ihrer Klasse war er ja wohl, der kleine Büsing.“

„Jawohl.“

„Haben Sie denn schon gehört?“

„Was denn?“

„Er ist ertrunken.“

— — —

„Ja, denken Sie mal. Man munkelt... na, darüber werden Sie ja am besten Auskunft geben können. Es soll da heute morgen so ein kleiner Zwischenfall gewesen sein, ich weiß nicht, bei Ihnen oder bei einem von den anderen Herren, die in Ihrer Klasse unterrichten —“

„Bei mir.“

„Sie haben ihn hinausgesetzt, nicht wahr?“

„Ja.“

„Da heißt es nun so — ich sage, es heißt so, genaues weiß man wohl nicht und ich schon gar nicht —, das stände in einem gewissen Zusammenhang miteinander ... Soll ich Ihnen ein Glas Wasser reichen, lieber Kollege? Die Sache greift Sie an — ich kann das verstehen.“

„Danke, lassen Sie nur! Ich ... ich kann mir nicht denken, daß der Junge sich die Geschichte heute morgen so zu Herzen genommen hat ...“

„Glaube ich ja auch nicht, keineswegs. Dazu war er ja auch noch viel zu klein...“

„Und es — es war auch nicht seine Natur. Nein — es war garnicht seine Natur. Er war frech — verstockt — und — ich bin durchaus maßvoll vorgegangen . . ."

„Regen Sie sich nur nicht auf, lieber Kollege . . ."

„O — das regt mich — regt mich auch keineswegs sehr auf. Ich bin vielleicht ein etwas strenger, aber ich glaube, doch auch ein gerechter Charakter. Ich werde eine Untersuchung gegen mich beantragen, auf jeden Fall — das werde ich. Ich denke, da wird sich zeigen, daß ich nur korrekt — ich glaube wirklich, korrekt gehandelt habe."

⁂ ⁂ ⁂

Der Schülerchor sang: „Wie sie so sanft ruhn."

Der Pfarrer sprach kurz. Gottes Ratschluß hätte es so gefügt, daß das Unglück geschehen. Seine Wege sind oft wunderbar . . .

Die paar Schaufeln Erde klapperten hinab.

Drüber schien goldhell die Sonne und spielte durch das herbstbunte Laub der Bäume auf den Gräbern.

Der Schülerchor sang wieder.

Die Mutter brach aber zusammen.

⁂ ⁂ ⁂

„Kommen Sie, bitte, wieder herein, Herr Doktor."

In dem weitläufigen Zimmer mit den großen Fenstern ohne Gardinen und den Bücherschränken an den Wänden saßen um den grünüberzogenen Tisch die sämtlichen ordentlichen Lehrer der Anstalt. Würdige Gestalten im weißen Bart, jüngere und frischere, auf denen noch etwas wie ein matter, ganz leiser Abglanz einer frohen Studentenzeit lag. Oben der Rektor, lang, dürr.

Doktor Bart kam und stellte sich ihm gegenüber.

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille.

Der Doktor sah bleich, übernächtig aus.

Der Direktor erhob sich.

„Ihrem Wunsche gemäß haben wir — ganz ohne Rücksicht auf Kollegialität, auf den Ruf der Anstalt oder sonst etwas — den Fall Büsing, wie ich mich wohl kurz ausdrücken darf, geprüft und erwogen. Wir haben Sie gehört, haben Ihre Schüler gehört. In Ihrer Abwesenheit haben wir sodann noch unter uns unsere Meinungen ausgetauscht. Wir sind zu folgendem Resultat gekommen: Wenn wirklich, was freilich nach unserem Dafürhalten ziemlich ausgeschlossen erscheint — ein Selbstmord des Schülers Walter Büsing vorliegt, so ist dieser nicht zurückzuführen auf Ihr Vorgehen gegen ihn am Vormittag, wie überhaupt nicht auf Ihr Verhalten dem Knaben gegenüber. Es wäre ja immerhin möglich, daß eine unglückliche Anlage des Knaben, der allerdings, wie aus vielen Zeugenaussagen hervorgeht, eine ganz anormale Natur gewesen, — ich sage, es wäre ja möglich, daß diese Anlage des Knaben, vielleicht durch die Anstrengungen, die ihm die Schule auferlegte, durch die Furcht vor der drohenden gerechten Strafe noch gefördert, ihn in den Tod getrieben hat. Viel wahrscheinlicher aber ist doch nach unserer einstimmigen Ansicht ein Unglücksfall. Ihnen muß in jedem Falle das Zeugnis ausgestellt werden, daß Sie billig mit dem Knaben verfahren sind. Sie haben, wenn Sie gegen ihn streng waren, sich zu Strafen genötigt sahen, nur Ihre Pflicht getan, die Ihnen Ihr Amt als Lehrer dieser Anstalt auferlegte. Sie haben Ihre Befugnisse in keinem Punkte überschritten und werden in Ihrem Berufe nach wie vor von der Achtung Ihrer Vorgesetzten wie Kollegen begleitet werden. Es wird dafür Sorge getragen werden, daß der Gang der Untersuchung sowie das Urteil ausführlich der verwitweten Frau Rat Büsing mitgeteilt wird; ebenso werden wir natürlich allesamt bestrebt sein, den unsinnigen Gerüchten, die hier und da aufgetaucht sind und vielleicht noch auftauchen können, ernst und nachdrücklich entgegenzutreten. — Wünscht einer der Herren noch etwas hinzuzufügen?"

Man lehnte ab.

„So darf ich noch — rein als Mensch — Sie, lieber Herr Doktor, zu diesem Ausgang der Sache beglückwünschen. Ich danke den Herren. Da damit der Zweck unserer heutigen Zusammenkunft erledigt sein dürfte, schließe ich die Sitzung."

⁂ ⁂ ⁂

„Gestatten Frau Rat, wenn ich es wage, Sie in Ihrer Zurückgezogenheit zu stören."

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Doktor."

„Ich darf zuerst eine Erklärung darüber abgeben, warum ich erst heute — eine gute Woche nach dem traurigen Ereignis — zu Ihnen komme, ich, der ich doch neben Ihnen vielleicht der Nächstbeteiligte an der ganzen Sache bin. Aber einmal: Ich wollte Sie nicht aufsuchen in der Zeit, da Sie noch völlig unter dem ersten Eindruck stehen mußten ... Und dann: Ich wollte erst kommen, wenn ich gleichsam sicheren Boden unter den Füßen hätte. Ich denke, Sie werden inzwischen einen Auszug aus jenen Verhandlungen bekommen haben, die auf meinen Wunsch von dem gesamten Lehrerkollegium über die Vorgänge vor dem Tode Ihres Sohnes geführt worden sind."

„Ich weiß. Es war ein Unglücksfall."

„Wahrscheinlich; das war die Meinung der Herren."

„Ja, ja, die werden es wohl wissen."

„Gnädige Frau, ich bin bereit —"

„Ich mache Ihnen keinen Vorwurf, Herr Doktor. Wie könnte ich auch! Ich glaube, daß Sie nichts mehr getan haben, als Ihre Pflicht war. Sie sind nicht ungerecht gegen Walter gewesen. O — Walter hat mir das auch nie gesagt. Er hat häufiger von Ihnen gesprochen. Er hat Sie verehrt, bewundert ... Ja, allerdings, Herr Doktor. Freilich: So wie man das Unbegreifliche, das Gewaltige, dem man machtlos preisgegeben ist, immer bewundert. Er hat Sie niemals angeklagt; auch nicht, wenn er für Sie Strafarbeiten machen oder nachsitzen mußte. O nein, er hat mich angefleht, nicht zu Ihnen zu gehen, wenn ich — Sie werden das einer Mutter vielleicht nicht übel nehmen — darüber mitunter empört war. Ich hab's verdient, hat er gesagt. Er ist gerecht, Mutter, er ist gerecht! Und so klug! Der weiß schon, was er tut. Sehen Sie, Herr Doktor, darüber brauchen wir also gar nicht zu streiten. Nur — nur lassen Sie mich das eine sagen: Sie haben den Jungen nie verstanden. Das eben war es. — Ich gebe Ihnen nicht die Schuld. Walter war ein merkwürdiges Kind. Er war wohl anders als der Durchschnitt. Er war ein Gemüt, das Sonne brauchte, um zu gedeihen. Er war nicht eben sehr geweckt — aber wer mit ihm umzugehen wußte, der konnte schon mit ihm fertig werden. Man mußte ihm nur mit Vertrauen entgegenkommen. Man mußte ihm zeigen, daß man etwas von ihm hielt; daß man ihm helfen wollte; daß man es gut mit ihm meinte. Man durfte ihm nicht Angst machen. Tat man das, so wußte er nicht aus noch ein, dann konnte er lügen, betrügen in seiner Herzensnot. Wenn er das, was er zum Gedeihen brauchte, bei Ihnen nicht fand, so lag es wohl zum Teil an Ihrem Schulsystem. Ihre Extemporalia mußten Sie schreiben lassen, Ihre Nummern und Plätze geben. Zum anderen Teil lag es aber auch an Ihnen, Herr Doktor. Wäre das nicht meine Meinung gewesen, hätte ich den Jungen ja schon lange fortgenommen. Aber ich dachte: Es wird vorübergehen. Nochmals: Ich klage Sie nicht an. Es war Ihnen vielleicht nicht anders gegeben. Aber das ist es eben: Es war Ihnen nicht gegeben. Sie fanden den Weg nicht zu seiner Seele. Wissen Sie überhaupt, was eine Kinderseele ist? Ahnen Sie es? Nun gar eine Seele wie diese. So eine zage Blüte, die nach Licht dürstet; die zusammenschrickt beim leisesten Windhauch ... Ganz heimlich aber keimt und sprießt es doch ..."

Die zarte Frau schluchzte auf und barg den Kopf unter den flachen Händen.

„Nun haben Sie das alles gemordet... Nun ist sie hin, die süße, liebe Seele — o mein Gott, Walter, Walter!"

Doktor Bart war aufgestanden.

„Ich ehre Ihren Schmerz ... Aber Sie werden ruhiger denken — und dann werden Sie auch mich verstehen ... ich bin ein Mann; meine Pflicht ist es, die Klasse vorwärts zu bringen, sie zu Leistungen zu führen ... Meine Pflicht ist doch, Männer aus diesen Jungen zu machen."

„Männer, ja, Männer — Männer ohne Seelen. Vollgepfropft mit Kenntnissen, mit glanzvollen Nummern — aber mit leeren Herzen, dürr und ausgetrocknet ... o, welch edle Männer schaffen Sie mit Ihrer Zucht!"

„Wir verstehen uns, glaube ich, nicht ..."

„Wir werden uns auch wohl nie verstehen."

„Es hat wohl keinen Zweck, noch länger bei diesem Punkte zu verweilen ..."

„Nein. Wir bringen es mit allem unserem Reden doch nicht wieder — das kleine, liebe Kinderseelchen ..."

⁂ ⁂ ⁂

Doktor Bart kam nach Hause. Es war nicht mehr früh, und er fühlte sich nicht recht frisch zum Arbeiten. Der Sommer schien noch einmal wiedergekehrt zu sein und hatte einen heißen Tag geschenkt. Noch jetzt am späten Abend war es gewitterschwül.

Er steckte die Lampe an und nahm ein Buch, um sich noch etwas zu beschäftigen. Aber seine Gedanken schweiften immer wieder ab.

Und dann störte ihn ein Brummer. Der flog hin und her, unsichtbar, und summte unaufhörlich.

Die Lampe brannte trüb und müde; es mußte wohl an der Luft liegen.

Von draußen kam kein Ton herein; das Haus lag vor der Stadt zwischen Gärten.

Der Brummer summte fort und fort. Ganz dicht an seinem Ohr mußte er jetzt umherschwirren. Aber er sah ihn nicht.

Mit einem Male glaubte er, das Summen zu verstehen. Es klang ein dünnes Stimmchen hindurch, das sang eintönig eine merkwürdige Weise:

Ich bin ein armes, kleines, zages Seelchen,
Durch Dich kam ich zu Tod.
Nun kann ich nirgends meine Ruhe finden,
Hilf mir in meiner Not!
Ich bin ein armes, kleines, zages Seelchen ...

Der Doktor sprang auf. Da war alles still. Das Summen klang ferne.

Er holte tief Atem, ging ans Fenster und riß es auf. Dann schritt er im Zimmer auf und ab.

Mit einem Male klang es wieder, das dünne Stimmchen, wie tränenerstickt, in der eintönigen, aufstachelnden Melodie:

Ich bin ein armes, kleines, zages Seelchen,
Durch Dich kam ich zu Tod.
Nun kann ich nirgends meine Ruhe finden,
Hilf mir in meiner Not!
Ich bin ein armes, kleines, zages Seelchen ...

Er preßte die Hände gegen die Schläfen, er schlug sich mit der Faust vor die Stirn. Dann war es einen Augenblick, als schwiege die Stimme. Aber er täuschte sich. Sie schwieg nicht. Sie sang immer wieder. Immer wieder diese klagende, tränendurchflochtene Weise:

Ich bin ein armes, kleines, zages Seelchen ...

Der Doktor riß den Hut vom Nagel und stürmte hinaus. Er eilte nach der Stadt, in ein Café. Da spielte eine Zigeunerkapelle, da lachten und scherzten viele Menschen.

Da endlich schwieg das Stimmchen.

⁂ ⁂ ⁂

Doktor Bart unterrichtete.

„Hersehen! Ich schreibe den ganzen Satz an die Tafel, damit Ihr ihn besser behaltet. Also: iudicem — non — decet ..."

Mit einem Male fuhr der Doktor herum.

„Wer singt hier? Wer wagt es, während ich hier schreibe, hinter meinem Rücken zu singen?! Holzmann, warst Du das nicht?"

„Nein. Ich habe auch nichts gehört."

„Aber ich. Schnell, also wer war's? Der Primus — Lose: Hast Du es nicht auch deutlich gehört?"

„Ich habe nichts gehört, Herr Doktor."

„Es hat doch aber ganz deutlich hier eben jemand hinter meinem Rücken gesungen: ‚Ich bin ein armes —'"

Doktor Bart brach plötzlich ab. Die Kreide fiel ihm aus der Hand. Das Blut stieg ihm zu Kopf.

Mühsam faßte er sich.

„Diktiere mir den Satz weiter, Holzmann!"

⁂ ⁂ ⁂

Er lag und konnte nicht einschlafen.

Auf der Bettkante saß das Seelchen und sang sein altes Lied.

Es hatte etwas Aufpeitschendes, so eintönig es klang, etwas, das ihm den Angstschweiß auf die Stirn trieb. Es wühlte und rüttelte in seinem Innern. Je länger er es hörte, desto entsetzlicher klang es, dies tonlose, halberstickte Stammeln der ruhelosen Kinderseele.

Da saß sie, auf dem Bettrand. Duftig und schillernd, libellenhaft. Formlos;

aber er sah sie; sie schaukelte sich hin und her, verschwamm ins Leere und leuchtete wieder auf. Er hätte sie fassen können. Aber nein, er konnte nicht. Er konnte kein Glied rühren. Er mußte die starren Augen darauf gerichtet halten und sie immer, immer ansehen, wie sie schwand und wieder aufleuchtete, schillernd, sich wiegend, libellenhaft ... Und unaufhörlich, ohne Ruhe sang das dünne Stimmchen sein Lied:

Ich bin ein armes, kleines, zages Seelchen,
Durch Dich kam ich Tod.
Nun kann ich nirgends meine Ruhe finden,
Hilf mir in meiner Not!

Die Zeit schlich dahin. Er machte vergebliche Anstrengungen aufzuspringen; es ging nicht. Er wollte schreien. Er brachte keinen Ton heraus. Er konnte nur immer sehen, nur immer hören: ich bin ein armes, kleines, zages Seelchen ...

Endlich, endlich kam der Morgen. Da schwand das Dingelchen vom Bettrand. Er konnte sich aufrichten. Seine Glieder flogen.

⁂ ⁂ ⁂

Nun sah er das Seelchen auch häufiger in der Schule. Er sah es herumflattern von einem zum andern; es tanzte den Jungen vor den Ohren hin und her. Er merkte wohl, wie es sein Lied hineinflüsterte, hier und dort.

Und nun kehrte es wieder zurück und setzte sich vor ihm aufs Katheder. Er wollte zuschlagen; aber er brachte es nicht fertig.

Da saß es und sang.

Und als es fertig war, da fiel die ganze Klasse ein. Nicht mehr dünn und zart klang es jetzt — ein wüster Chor von dreißig gesunden, kräftigen Kehlen heulte es, jauchzend und ihn höhnend, anklagend und verfluchend:

Ich bin ein armes, kleines, zages Seelchen.

„Ruhe!"

Er schlug mit der Faust auf, daß es krachte. Er sah, wie sie alle ein Schreck durchfuhr. Nun wurden sie doch still.

Mehr aber wagte er nicht ... sie etwa noch zu strafen. Am Ende ...

Gott im Himmel, da war es schon wieder, das Seelchen. Und flatterte hierhin und dorthin und stachelte auf und sang sein Lied ...

⁂ ⁂ ⁂

„Sie sehen nicht gut aus, Herr Doktor. Sie scheinen sich zu sehr anzustrengen."

„Es ist wohl nicht so schlimm, Herr Direktor."

„Bitte, nehmen Sie Platz! Ich habe Sie zu mir bitten lassen, weil ich in letzter Zeit wiederholt Klagen hörte und dann auch selbst Gelegenheit hatte zu beobachten, daß Ihr Wesen — ja, wie soll ich sagen — in diesen Tagen eine ganz merkwürdige Unruhe zeigt. Sie fahren mitunter auf ohne erkennbaren Grund, Sie zittern plötzlich ... Fühlen Sie sich krank?"

„Nein. — Still! Hören Sie mal ..."

„Was?"

„Still doch. Hören Sie's nicht? Schlagen Sie's doch tot — Sie können doch. Sie müssen doch können ..."

„Herr Doktor!?!"

„Es ist ja für das arme Ding selbst am besten. Dann kriegt's doch seine Ruh ..."

„Sie phantasieren ja!"

„Nicht wahr? Es bleibt nichts anderes übrig. Entweder Du oder ich. Ich bin ein armes, kleines, zages Seelchen ..."

Der Direktor sprang auf, stürzte aus dem Zimmer und schloß es von außen zu.

Drinnen hörte er den Doktor toben.

Er sang mit heiserer Stimme eine sonderbare Melodie. Und immer die Worte:

Ich bin ein armes, kleines, zages Seelchen,
Durch Dich kam ich zu Tod.
Nun kann ich nirgends meine Ruhe finden,
Hilf mir in meiner Not!

Und von Zeit zu Zeit gab es einen Krach, als ob etwas zerschlagen würde oder eine Faust auf den Tisch sauste.

Dem Direktor sträubten sich die Haare. Ganz leise dämmerte ihm das Verstehen.

Er ging und telephonierte nach der Landesheilanstalt.

⁂ ⁂ ⁂

Dorthin brachten sie ihn; aber nur wenige Wochen hatten sie ihn dort. Das Seelchen blieb um ihn. Stundenlang saß er zitternd und hörte es singen. Mitunter gelang es ihm, sich aufzuraffen — dann hätte er am liebsten alles kurz und

klein geſchlagen. Es war ſchwer, ihn zu beruhigen.

Lange hielt ſein Körper dieſen Aufregungen nicht ſtand.

Als er zum Sterben lag, ſaß das Seelchen wieder auf dem Bettrand und ſang.

Da fing der Kranke ganz unvermittelt an zu ſchluchzen. Das hatte der Wärter nicht erwartet, das lag gar nicht in der Art des Kranken.

Im Schluchzen aber wurde er ruhiger.

Er richtete ſich ein wenig auf. Seine Augen verloren das gläſerne Ausſehen.

„Fort iſt es," ſagte er.

„So?"

„Ja. Es wird auch nicht wiederkommen."

„Dann iſt es ja ſchön."

„Ja, ſehr ſchön. Es hat Ruhe. Nun werde ich auch Ruhe haben. Gott, was bin ich glücklich."

Er ſank zurück. Mit lächelndem Geſicht lag er wohl noch eine halbe Stunde ſo.

Dann war es zu Ende.

Er war verſöhnt mit dem Seelchen des armen Walter geſtorben.

Königskerzen.

(Verfallene Ritterburg am Friſchen Haff in Preußen.)

Des Schloſſes Türme ſchweigen,
Sie ſind ſo leer, ſie ſind ſo alt,
Und junge Blüten ſteigen
Aus Kluft und Mauerſpalt.

Die Königskerzen träumen,
Sie ſtehen ſtolz, ſie ſtehen ſchlank,
Des Haffes Wellen ſchäumen
Gegen den Bergeshang.

Hat einſt am Strand geſungen
Ein Kind ſo blond, ein Kind ſo fein,
Das trug das Haar geſchlungen
Gleich einem Krönelein.

Hin drang das Licht durchs Gitter.
Das Kreuz hing ſchwarz, der Mantel weiß;
Dem jungen Ordensritter
Wurde das Herz ſo heiß.

Spät, als die Sterne blinkten,
Das Pförtchen ſacht ward aufgemacht,
Und helle Arme winkten
Durch dunkle Sommernacht.

Da iſt der Schwur erkaltet,
Der Ordensſpruch dem Königsſohn, —
Er hat die Hände gefaltet
Über der Flechtenkron'.

Er hat gelöſt der Holden
Das helle Haar behend, geſchwind,
Und wie ein Mantel golden
Fiel's um das Fiſcherkind.

„Du meine Königinne!"
Schnell ſchlug er auf ſeinen Mantel weit,
„Es ſegnet auch Frau Minne
Ein Herz im Ordenskleid!"

Da floſſen weich zuſammen
Ihr Mantel gold, ſein Mantel weiß,
Zwei junge Liebesflammen
Aufloheten hoch und heiß.

Und wie um helle Herzen
Frau Minne ſpann, das Mondlicht rann,
Da ſahen zwei Königskerzen
Sich ſtill und ſtrahlend an. —

Die Königskerzen träumen;
Sie ſtehen ſtolz, ſie ſtehen ſchlank;
Des Haffes Wogen ſchäumen
Gegen den Mauergang. —

Erminia von Natangen.

Alpine Unglücksfälle.

Von Georg Freiherrn von Ompteda.

Die alpinen Unglücksfälle kehren ständig in den Zeitungen wieder, und oft liest man daran geknüpft Betrachtungen über die alberne Fexerei, die wieder ein Menschenleben gefordert habe.

In den Mitteilungen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins werden alljährlich die Unglücksfälle zusammengestellt. Diese Statistik ist außerordentlich lehrreich. In ihr kommt zum Ausdruck, daß eine große Anzahl aller Verunglückten ihren Untergang sich selbst zuzuschreiben hat.

Würde man nicht jeden Menschen für verrückt erklären, der, ohne schwimmen zu können, in einen tiefen Fluß springt? Da gehen aber Leute, die in ihrem Leben noch keinen lebendigen Berg gesehen haben, in Zugstiefletten, mit einem Regenschirm bewaffnet, auf die Gletscher. Sie pflücken hinter dem Hotel in Halbschuhen Edelweiß, an Stellen, wo alte Bergsteiger sich nur vorsichtig bewegen würden, und fallen herunter wie die Fliegen im Herbst. Das ist dann ein alpiner Unglücksfall.

Andere sind bei dem Eintritt von Naturereignissen vor Schreck so gelähmt, daß sie die niedersausenden Steine, die abgehende Grundlawine mit angstverzerrtem Gesicht auf ihrer Bahn erwarten, während fünf Meter davon ein sicherer Ort wäre, wo sie das großartige Naturereignis ohne Gefahr beobachten könnten. Das ist wieder ein alpines Unglück, an dem die Hochtouristik schuld ist.

Anderseits gibt es allerdings Gefahren, gegen die auch die tüchtigsten Männer machtlos sind, und denen erliegen Jahr für Jahr die erfahrensten Führer, die besten Führerlosen. Das ist traurig. Aber können die tüchtigsten Seeleute gegen den Taifun etwas ausrichten? Sind die vorsichtigsten Kapitäne im Nebel sicher?

Nun, beim Bergsteigen ist es eben nicht anders; aber man kann die Versicherung geben, daß die Anzahl der Unglücksfälle, die nicht auf Unerfahrenheit und Leichtsinn beruhen, sondern sozusagen im ‚Metier' liegen, zur Anzahl der Hochtouren im Verhältnis steht etwa wie die Menge Menschen, die bei Milliarden Fußgängern eines Jahres in den Großstädten tödlich überfahren werden.

Man darf die anscheinend erschreckende Anzahl Unglücksfälle um so mehr hinnehmen, als die Hochtouristik Vorteile für den Menschen bietet, die millionenfach die möglichen Gefährdungen überwiegen. Denn das Bergsteigen stählt nicht nur den Körper: das ethische Moment dabei ist gewiß ebenso hoch zu veranschlagen.

Beinahe jeder Sport setzt ein Publikum voraus. Ein Rennen reitet man nicht allein, sondern vor den Tribünen. Es gibt Tennistourniere, Radrennen, Fußball-Matsches, alles vor einem Publikum. Beim Bergsteigen aber sind wir allein, oft Stunden, ja Tage von den menschlichen Bezirken entfernt. Dieses einsame Ringen hat einen unendlich wohltuenden Einfluß auf den Menschen. Wir lassen absichtlich die Kultur hinter uns, die uns erregt, nervös und krank macht, so viel nicht zu

Der Verfasser bei einer Februarbesteigung des Tschigat (3000 m). Temperatur von 15° unter Null.

Die Absturzstelle der Engländer auf dem Matterhorn.

Zeichnung von Joseph Rummelspacher.

Nach Th. Wundt: „Das Matterhorn und seine Geschichte."

Missendes sie uns auch sonst bietet. All die Unruhe, die an unseren Nerven gezerrt hat, liegt wesenlos hinter uns. In der großen Natur, allein mit uns und unserem Schöpfer, kann unsere Seele, unser Herz sich sammeln, ruht das Hirn aus. In der unendlichen Stille, Einsamkeit und Größe, die uns umgibt, vergessen wir Überarbeitung und Geldtrieb, kleinliche Sorge, schmutzigen Neid, fressenden Kummer. Dabei setzen wir Muskeln und Nerven in Bewegung, wie

Blick vom Festigletscher auf das Matterhorn.
Nach einer Photographie von Wehrli A.-G. in Kilchberg-Zürich.

es dort unten entweder nie möglich gewesen wäre, oder wie wir uns nicht haben überwinden können, es zu tun. Durch das Alleinsein dort oben, wo uns niemand hilft, wird der Charakter erzogen, werden die Nerven gestärkt, der Mannesmut gestählt. Durch die Anstrengung ringen wir unserem Körper Leistungen ab, die wir uns unten kaum zugetraut hätten. Das hebt unser Selbstbewußtsein, und mit der Freude an dem, was wir können, steigt das Können.

Die Hochtouristik erzieht uns zur Einfachheit. Alle die Bedürfnisse, all der Luxus der Tiefe schwinden mehr und mehr mit jedem Meter, den wir zu den Wolken steigen. Und wenn der Magen knurrt, und wenn uns ein Freilager bevorsteht, ohne Decke, bei Temperaturen unter Null, so möchte ich glauben, daß es uns auch sozial erzieht, indem es uns die Gefühle des Bruders mitempfinden lehrt, der keine Nahrung hat und nicht weiß, wohin sein Haupt nächtens legen. Der Verkehr mit den Bewohnern des Hochgebirges bringt uns einfachen Menschen nahe. Die Klassengegensätze schwinden. Ich kenne Männer von höchster Kultur, die das engste Verhältnis gewonnen haben zu einem einfachen Führer der Hochalpen.

Wie sollte das auch nicht sein? Eint uns nicht mit diesen Leuten die Erinnerung an Gefahr? Klopft unser Herz nicht oft dankbar, wenn wir uns des schlichten, derben Mannes erinnern, an dessen Seil, das er mit starkem Arm geführt, mehr als einmal unser Dasein gehangen, als hielte er unseren Lebensfaden in der Hand!

Jeder, der jahrelang Hochtouren gemacht hat, hat selbstverständlich bewußt oder unbewußt in Gefahr geschwebt. Es gibt aber etwas, das über der Gefahr steht: nämlich auf sie gerüstet sein. Mit Gottvertrauen, mit einem starken Herzen und mit Können. Körperlich etwas können, sei es beim Überwinden schwerer Felsen oder auf bösem Eis. Geistig etwas können, nämlich durch Erfahrung, Nachdenken, Studium der Berge, der Naturereignisse, der Literatur, Aneignen der Erfahrungen, die andere vor uns gemacht. Der Triumph des Könnens, der Sieg über Schwächen und Unzulänglichkeiten unseres Körpers, das Überwinden der Gefahr, nicht, indem wir uns ihr leichtsinnig aussetzen, sondern indem wir mit kräftigen Gliedern und dem Herz auf dem rechten Fleck, mit offenen Augen und klarem Verstand mit ihr kämpfen, — das ist, was reizt. Darin liegt wohl der höchste Wert, den man dem Bergsteigen zumessen muß.

Darum wollen wir auch nicht die Gefahr ausgeschaltet wissen. Könnten wir sie vollkommen bannen, so würde es sich mehr um einen ruhigen Naturgenuß handeln, wie er im Harz, wenn auch bescheidener, gleichfalls möglich ist. Dann fiele das unseren Charakter stärkende, Verstand und Kraft weckende Element fort. Wir sollen uns also freuen, daß es Gefahr zu überwinden gibt.

Ein anderes ist es, sie aus Fexerei aufsuchen. Es gibt wohl solche Leute. Aber sie sind in verschwindender Zahl, und von den besten Bergsteigern werden sie keineswegs besonders angesehen.

Mit unbeirrbarem Mut, mit eiserner Tatkraft, dabei jede Deckung benutzend, jede Möglichkeit, Menschenleben zu sparen in Erwägung ziehend, eine Stellung im Kriege nehmen, die wir haben müssen — das trägt den Orden pour le mérite ein. Sich aus Prahlerei, Mutprotzerei, als Zielscheibe für feindliche Geschosse aufstellen — das ist Dummheit.

Versicherung durch das Seil auf Fels am Mürtschenstock.
(Der obere Kletterer hat das Seil um einen Abseilblock geschlungen.)
Nach einer Photographie von Wehrli A.-G. in Kilchberg-Zürich.

Auf Hochtouren lassen sich solche Dinge vielleicht im Alter von zwanzig Jahren entschuldigen, wo allein die Freude an der Muskelleistung oder an einer eingebildeten großen Tat regiert. Und mit zwanzig Jahren fehlt auch die Erfahrung. Hat man aber erst ein paar hundert Touren hinter sich, so denkt man darüber anders. Man hat vielleicht Familie, vielleicht ist einem noch das Glück gegönnt, Eltern zu besitzen, man will auch im Leben noch etwas erreichen, hat zu arbeiten und möchte sein Werk nicht im Stiche lassen: alles das ist Antrieb genug, um sein Leben nicht unnütz aufs Spiel zu setzen.

Es gibt nun allerdings Leute, die sich einbilden, das täte man bei jeder Hochtour. Aber das sind Menschen, die über Dinge sprechen, die sie nie gesehen haben, die sie nicht verstehen. Sie glauben manch-

mal sehr witzig zu sein, wenn sie, befriedigt auf ihr Bäuchlein blickend, erklären, die Berge seien vor ihnen sicher. In ihrer Weise haben diese Menschen auch recht, denn sie würden, vorausgesetzt, daß sie überhaupt dorthin gelangen könnten, wo es etwas schwieriger wird, gewiß in für sie sehr bedenkliche Lagen geraten. Aber was dem Ungeübten gefährlich ist, ist es dem Geübten nicht. Dem Sonntagsreiter gelingt auf dem ruhigsten, alten Schinder ein Herunterfallen. Der gute Reiter nimmt auch heftige Bewegungen eines temperamentvollen Tieres lachend als Ausdruck der Kraft hin.

Die Fünffingerspitze mit dem Schmitt-Kamin.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.

In der Tat machen wir im Hochgebirge oft bei Leuten, die keine Trittsicherheit, keine Übung haben, die Beobachtung, wie sie Stellen für bedenklich halten oder sich gar weigern, sie zu überwinden, wo nach menschlichem Ermessen eine Gefahr ausgeschlossen ist. Anderseits ruhen sie befriedigt dort aus, wo jeden Augenblick Steinfall drohen kann.

So gibt es denn geradezu zwei verschiedene Arten von Gefahr beim Bergsteigen: eine subjektive und eine objektive, d. h. eine solche, die in uns selbst liegt und eine solche, die außerhalb unserer Kräfte und Berechnung ist.

Zu den subjektiven Gefahren zählt alles, was durch unsere menschliche Unzulänglichkeit geschieht: Ausrutschen, Loslassen beim Klettern, mangelnde Trittsicherheit auf Eis und Schnee, mit einem Wort das, was dem schlechteren Bergsteiger passiert und dem guten nicht.

Zu den objektiven Gefahren zählen: allerlei Naturereignisse, Witterungsumschlag, Schneesturm, Blitz, Steinfall, Lawinen, Abbrechen von Griffen und Tritten, Abrutschen von Schneeschilden, Durchbruch von Wächten.

Auch diesen objektiven Gefahren können tüchtige Leute immer bis zu einem gewissen Grade begegnen. Durch langjährige Erfahrung versteht man, den Schnee zu beurteilen, sieht ihm an, ob er lawinengefährlich ist, erkennt die Stellen, wo Steinschlag erfolgen könnte, probiert in brüchigen Felsen mit äußerster Vorsicht jeden Griff und Tritt, ehe man

Kamin zwischen Winkler- und Stablerturm.
Nach einer Photographie von Würthle & Sohn in Salzburg.

ihn benutzt, geht nicht bei zu bedenklichem Wetter. Es ist auch gewiß ein größeres Zeichen von Mut, eine begonnene Tour aufzugeben und umzukehren, als sie aus falsch verstandener Schneidigkeit durchzuführen, wenn die Verhältnisse so bedenklich sind, daß dies nur unter größter Lebensgefahr möglich erscheint. Ein anderes ist es, wenn man der Gefahr geradezu bewußt entgegensieht, aus irgendeinem Grunde, der auch dem gereiften Manne es für notwendig erscheinen läßt, sein Leben nicht zu achten, z. B. um andere Menschenleben zu retten.

Es ist richtig, daß eine große Anzahl berühmter Bergsteiger in den Bergen ihr Ende gefunden hat. Aber die Katastrophen sind immer irgendwie zu erklären. Der Ehrgeiz trieb diesen oder jenen, Unerhörtes, Außerordentliches zu tun, körperliche und geistige Leistungsfähigkeit wurden überschätzt, und wie der Appetit mit dem Essen kommt, fanden manche dieser Größen der Hochtouristik nicht die Grenzen, die auch ihnen von der Natur gezogen sind.

Sicher, ganz sicher sind wir natürlich nie. Wir sind eben Menschen. Aber die Hinterbliebenen und jene, die urteilen, mögen sich einem Unfall gegenüber sagen, es war nicht Leichtsinn, es war der Punkt, wo unsere Macht zu Ende ist. Ich persönlich ziehe jedenfalls ein ehrliches Ende in den Bergen (freilich möchte man sich nicht lange quälen, und ich setze daher noch hinzu, ein kurzes) dem Strohtode vor, gar wenn er der Abschluß jahrelanger Leiden sein sollte.

Kaiser Maximilian von Mexiko, der auch ein Dichter war, hat diesen Gedanken in die Worte gefaßt:

„Ich möchte nicht im Tal verderben,
Den letzten Blick beengt von Zwang:
Auf einem Berge möcht' ich sterben,
Bei gold'nem Sonnenuntergang."

Natürlich bin ich, wie jeder ältere Hochtourist, öfter in schwierigen und nicht angenehmen Lagen gewesen, und

unſeren großen Bergſteigern, zu denen ich beſcheidener Gänger in den Bergen mit Bewunderung aufblicke, wird dieſes in noch reicherem Maße widerfahren ſein.

Ehe wir an eine Hochtour gehen, unterrichten wir uns über die Geſchichte unſeres Berges; wir kennen alſo mehr oder weniger die Kataſtrophen, die an ihm paſſiert ſind. Und es wird kaum einen der ſchwereren Berge geben, an dem nichts geſchehen iſt. Wir ſind alle über Stellen gekommen, wo einmal jemand verunglückt iſt. Ich höre ſchon den Einwurf: „Das muß doch ſchrecklich ſein!“ oder gar: „Wie kann man nur dort gehen, wo ein anderer ſein Leben gelaſſen hat!“

Nun dann dürfte alſo, um bei dem Bilde zu bleiben, das mir nahe liegt, da auch ich einmal im Sattel geſeſſen habe, ein Reiter im Rennen nicht über ein Hindernis galoppieren, an dem ein anderer verunglückt iſt. Ein ſolcher Mann würde nicht lange den Rock Seiner Majeſtät tragen.

Mit uns Bergſteigern iſt es nun genau dasſelbe. Man kann wohl nachdenklich geſtimmt ſein, daß hier ein Unglück geſchehen iſt, aber wir fürchten uns deshalb nicht. Nur mag es zu erneuter Vorſicht auffordern, denn wir ſollen aus den Fehlern unſerer Vorgänger lernen.

So wird denn auch nach jedem Unglücksfalle unterſucht, was die Veranlaſſung geweſen iſt. Falls man ſich nicht auf reine Vermutungen beſchränken muß, oder die Verunglückten in den unendlichen Gletſcherrevieren verſchwinden, ohne daß man ſie je wieder findet, dürfte es beinahe immer möglich ſein, den Grund zu der Kataſtrophe zu entdecken.

Ein oft mißverſtandenes Wort: „De mortuis nil nisi bene“ bedeutet doch gewiß nicht, daß man jeden Toten für einen Engel erklären ſoll. Ich meine: wir ſollen großdenkend den Mantel über Dinge breiten, die aufzurühren für uns Lebende nicht von Vorteil iſt.

In unſerem Falle aber iſt ein Vorteil vorhanden. Wir können nämlich aus den Fehlern der Verunglückten lernen! Sie ſollen als warnendes Beiſpiel vor uns ſtehen.

Kommen wir alſo bei Hochtouren an eine Stelle, wo ein Unglück geſchah, ſo

Überſchreiten eines verſchneiten Gletſchers, unter den Gehenden die gähnende Spalte. (Der Col du Géant [3377 m] und die Flambeaux.) Nach einer Photographie von Wehrli A.-G. in Kilchberg-Zürich.

Digitized by Google

brauchen wir weder zu jammern noch umzukehren, sondern als Männer packen wir fest zu, aber suchen zu vermeiden, was die armen Abgestürzten in den Tod trieb.

Die Unglücksfälle sind ein über die ganzen Alpen verstreutes, ernstes Lehrmaterial. Das Erstaunliche ist nur, daß Katastrophen außerordentlich oft nicht an den bedenklichen Stellen geschehen sind, sondern auf leichterem Gelände.

Das hat zwei Gründe. An sehr bösen Stellen nimmt man sich doppelt in acht, spannt alle Kräfte und Sinne an, geht langsam, überlangsam oft, und wendet den Seilschutz an, wo man ihn sonst nicht beanspruchen würde. Anderseits gehen viele, aber man darf wohl sagen, die weniger guten Bergsteiger, wo das eigentlich Schwere vorüber ist, leichtsinniger. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß hervorragende Führer immer und überall vorsichtig gehen, auch dort, wo jüngere ihrer Kollegen, die ihnen nicht das Wasser reichen, mit großer Leichtfertigkeit sich bewegen.

Unglücksfälle geschehen nach alter Erfahrung viel häufiger beim Abstieg als beim Anstieg. Nicht erstaunlich, wenn man bedenkt, daß einmal das Hinauf über Eis wie Fels, vor allem aber über Fels viel leichter ist. So kommt man über Felsen hinauf, die man hinunter ohne Abseilen nicht überwinden könnte.

Anderseits ist man beim Anstiege frischer, beim Abstieg ermüdeter. Vielleicht drohen gar ein Witterungsumschlag oder der Einbruch der Nacht, und die Partie beeilt sich zu sehr. Bei Eisbergen kommt noch hinzu, daß der Aufstieg unter den günstigeren Nacht- oder Morgenverhältnissen stattzufinden pflegt, wo die Lawinen meist ruhen, die Gletscherbrücken noch nicht von der Sonne durchweicht sind, wo man unter Umständen über Spalten hinschreiten kann auf festem Firn, in die man bei weichem Schnee einbrechen würde.

Wenden wir uns nun zuerst den Felsen zu. Hier besteht die Gefahr nicht im Schwindel, von dem der Nichtbergsteiger eine absonderliche Vorstellung hat. Schwere Felstouren kann nämlich selbstverständlich jemand, der nicht schwindelfrei ist, überhaupt nicht unternehmen, und bei mäßigen Felsen pflegt ein solcher Mann nur mit Führern zu gehen, wahrscheinlich sogar am Seil. Das Seil aber gewährt, richtig angewendet, eine solche Sicherheit, daß, wenn der Tourist den Weisungen des Vorankletternden, der ihn am Seil hat, folgt, auch bei Schwindelanfällen nichts zu befürchten wäre.

Die Gefahren auf Fels sind ganz andere. Subjektiv würden sie in Ausrutschen oder Loslassen bestehen. Einem vorsichtigen, guten Kletterer, der gesund ist, dürfte dies im allgemeinen kaum geschehen. Sind die Felsen außerordentlich schwer, haben sie schlechte Griffe (glatt oder nach unten gerichtet), so ist die Möglichkeit des Abgleitens freilich da. Um nun Sicherheit zu geben, wird das Seil angewendet. Daß es oft seinen Zweck nicht erfüllt, liegt an den verschiedensten Umständen. Auf sehr schwierigem Boden darf immer nur einer von der Partie klet-

In einer Gletscherspalte.
Nach einer Photographie von Wehrli A.-G. in Kilchberg-Zürich.

tern. Sollte er den Halt verlieren, so ist dann der Zweite meist imstande, durch Umwickeln oder Festklemmen des Seiles, kurz durch irgendein „Versichern" den Sturz seines Gefährten wenn nicht zu hindern, so doch aufzuhalten, zu mildern. Der Nichtkletternde hat dabei dafür zu sorgen, daß das Seil nicht hängt. Wenn dann der Sturz nicht aus allzu großer Höhe erfolgt, so daß der Haltbarkeit des Seiles bei dem Ruck zuviel zugemutet wird, wird man annehmen dürfen, daß der Gestürzte am Seil hängen bleibt; ist die Sturzhöhe freilich zu groß, so reißt es eben doch, oder der Fallende hat beim Aufschlagen schwere Verletzungen erlitten. Dann gibt das Seil aber immer noch einen moralischen Halt. Und der wirkt oft Wunder!

Besteigung dee Jungfrau mit Abstieg durch das Eislabyrinth dee Vieschergwand. Versicherung durch das Seil auf dem Gletscher. (Abstand zwischen den Beegsteigern, damit bei etwaigem Einbrechen der in die Spalte Gestürzte gehalten werden kann.) Nach einer Photographie von Wehrli A.-G. in Kilchberg-Zürich.

Der ausgezeichnete englisch-deutsche Bergsteiger Normann-Neruda ist auf diese Weise im berüchtigten, außergewöhnlich schwierigen Schmitt-Kamin der Fünffingerspitze verunglückt. Er kletterte voraus. Seine Frau und ein Sohn des hervorragenden älteren Bergsteigers Dr. Christomanos standen unter ihm im Kamin, mit ihm durch das Seil verbunden. Da ließ Normann-Neruda, nicht weit vom Gipfel beim Aufstieg, auf nicht ganz geklärte Weise, die Felsen los und fiel. Die beiden anderen hielten das Seil, und auch das Seil hielt. Der Gestürzte blieb im Kamin auf einem Felsabsatz unter seiner Frau und seinem Freunde liegen. Aber die Höhe des Sturzes und das Aufschlagen hatte genügt, daß er bei dem schwierigen Transport durch zu Hilfe eilende Führer seinen Geist aufgab.

Wir kennen ein anderes klassisches Beispiel. Dr. Emil Zsigmondy bezwang mit seinem Bruder und Ludwig Purtscheller als erste führerlose Partie die Meije in der Dauphiné. Beim Erklettern einer schweren Wand stürzte er plötzlich herab und fiel an seinen, unter ihm wartenden Gefährten vorüber. Sie hatten das Seil versichert, doch es hielt den Ruck nicht aus, riß, und Zsigmondy, einer der besten Leute, die jemals in den Bergen stiegen, stürzte in einem langen Fall bis tief hinunter auf den Gletscher.

Eine weitere Katastraphe, bei der es sich auch um das Reißen des Seiles handelt, geschah bei der ersten Besteigung des Matterhorns am 14. Juli 1865. Sie erregte seinerzeit ungeheures Aufsehen, weil das Matterhorn der letzte der gewaltigen Hochgipfel der Alpen war, der dem Angriffe der Bergsteiger widerstanden hatte, weil das Unglück gerade bei der ersten Eroberung geschah und eine ganze Anzahl Menschenleben forderte. Einer der Teilnehmer, Mister Hadow, der überhaupt unerfahren war, müde und schlecht ging, rutschte beim Abstieg nicht weit vom Gipfel aus und warf Mister Hudson und Lord Douglas um. Der berühmte Führer Michel Croz suchte vergebens, den Sturz aufzuhalten. Er wurde mitgerissen, nachdem er mit aller Gewalt versucht, das Seil zu halten. Mit dem Rufe „Impossible" stürzte er ihnen nach. Die zwei Führer Taugwalder

und der eigentliche Leiter und Urheber der Besteigung, der das Matterhorn jahrelang belagert hatte, Eduard Whymper, wurden nur dadurch gerettet, daß zwischen ihnen und den Abstürzenden das Seil riß. Es ist behauptet worden, der alte Taugwalder habe es in höchster Not durchschnitten und sich und die beiden anderen dadurch von den unrettbar Verlorenen, in der Luft Hängenden, getrennt. Dieser Vorwurf hat ihn zur Auswanderung nach Amerika gebracht und lastete als unbewiesene Schmach bis zu seinem Tode auf ihm.

Dem steht aber die Erklärung Whympers entgegen, der behauptet, durch ein Versehen sei ein viel zu dünnes Seil genommen worden. Man kann es noch heute im Museum in Zermatt betrachten; in der Tat würde ein so dünnes Seil kein Bergbesteiger von heute als ausreichende Sicherung ansehen.

Ich sagte, daß beim Klettern auf schwierigem Fels nur ein Mann auf einmal in Bewegung sein darf, der andere aber ihn versichern muß. Einer Zuwiderhandlung gegen diese Regel dürfte, wie man bestimmt annehmen kann, ein Unglück zuzuschreiben sein, an derselben Fünffingerspitze in den Dolomiten, von der ich vorher sprach. Dort ist an der Daumenscharte der vorzügliche Führer Josef Innerkofler aus Landro mit seinem Touristen abgestürzt. Es gilt dort eine Traverse zu überschreiten, d. h. einen horizontalen Gang am Felsen hin zu machen. Diese Stelle erfordert zwar die größte Vorsicht, gilt jedoch heute nicht für besonders technisch schwer. Was geschehen ist, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, da man nur unterhalb der Absturzstelle die beiden Leichen fand. Aber man kann wohl annehmen, daß dieser ausgezeichnete Führer hier nicht gestürzt ist, sondern daß sein Herr, der wahrscheinlich, entgegen dem Verbot, nicht wartete, sondern zu gleicher Zeit mit ihm kletterte, abrutschte und den Gefährten mitriß.

Hier muß gleich ein Einwand behoben werden, der nämlich, daß es fraglich sein könnte, ob ein Mensch den andern, fallenden, am Seil zu halten vermag. Wenn man guten Stand hat und von Natur kräftig ist, kann man jedes Ausrutschen am Seil parieren, kann bestimmt einen, möglicherweise sogar zwei Menschen frei halten. Ich, der ich nicht die Eignung wie unsere ersten Führer besitze, der ich aber doch oft führerlos als Führer vorausgegangen bin, vermag dies aus eigener Erfahrung zu bestätigen.

Die weitaus meisten Fälle eines Absturzes auf Fels (natürlich wo es sich nicht um Leichtsinn oder um unfähige Menschen handelt) dürften wohl der mangelnden Festigkeit des Gesteins zuzuschreiben sein. Man sichert sich dagegen dadurch, daß der gute Kletterer überall in schwierigem oder gefährlichem Fels jeden Griff und Tritt erst auf seine Haltbarkeit durch Tasten und Rütteln prüft. Es gibt Berge, wo der Fels derartig morsch ist, durch Einfluß der Sonne, schmelzendes Eis oder Schnee, durch den Regen, daß, wo man anpackt, ganze Steinsalven herunterfliegen, ganze Wände abbrechen. Diese gefährliche Beschaffenheit des Gesteins muß man in Rechnung ziehen. Kenntnis der Natur verhilft uns dazu, die Stellen zu erkennen, auch von weitem, wo der Fels wahrscheinlich brüchig ist. In der Nähe der Grate, in Rinnen pflegt der Fels am faulsten zu sein. Es gibt allerdings Berge, deren Gestein morsch ist von oben bis unten. Da gibt es kein Ausweichen, keinen besseren Weg. Da nun auch die Steingefahr hier erheblich größer ist, als anderswo, so haben wir bei diesen Touren nur eine Möglichkeit der Vorsicht, nämlich sie nicht zu unternehmen. Dabei braucht ein socher Berg durchaus nicht besonders schwierig zu sein, und so wird das erklärlich, was dem Nichtbergsteiger fast sinnlos vorkommt, daß es viererlei Berge gibt, die man in folgendes Schema einreihen könnte:

a) Nicht schwer und nicht gefährlich.
b) Nicht schwer, aber gefährlich.
c) Schwer, doch nicht gefährlich.
d) Gefährlich und schwer.

⁂ ⁂ ⁂

Das Sichbewegen auf jedem Gelände lernt man erst mit den Jahren. Ein guter Kletterer gleitet förmlich über den Fels. Er wird sich nie auf einen Stützpunkt verlassen. Er wird suchen, das Körpergewicht mindestens auf drei Punkte zu

Überschreitung eines Eiskegels im Morteratschgletscher.

Nach einer Photographie von Wehrli A.-G. in Kilchberg-Zürich.

verteilen, z. B. auf beide Füße und eine Hand, während er mit der anderen Hand weitergreift. Dabei ist es sein Bestreben, die Reibung möglichst zu vergrößern, indem er sich mit dem Körper an die Rauhigkeiten der Felsen anschmiegt.

Der ungeschickte Kletterer dagegen hängt sich mit aller Gewalt, zum Beispiel an einen Arm, oder tritt mit aller Kraft auf einen kleinen Felsvorsprung, der dann, wenn er abbricht, den Unglücklichen aus dem Gleichgewicht reißt. Es würde also in gleicher Lage dem schlechten Kletterer etwas zustoßen und dem guten nicht. Die Gefahr ist mithin hier subjektiv zu nennen.

Anderseits kann es sich aber auch um das Ausbrechen eines Griffes, das plötzliche Nachgeben einer Platte handeln, über die möglicherweise schon viele Partien gekommen sind. Die Berge verändern sich ungemein; die Verwitterung eines Winters genügt, um eine ganze Anstiegslinie den Sommer darauf unmöglich zu machen. Manchmal muß man auch über eine Stelle, die nicht fest ist. Es gibt keinen anderen Weg. Wenn dann ein Unglück geschieht, so ist dem zu begegnen keine Geschicklichkeit gewachsen.

Auf der Dreischusterspitze in den Sextener Dolomiten verunglückte ein ausgezeichneter Hochtourist, Herr Buchenberg aus Landshut. Er machte mit einem Sektionsfreunde, Dr. Naager, den Aufstieg vom Innerfeld, eine der großartigsten Felstouren, die sich unternehmen läßt. Ich befand mich damals mit einem Freunde bereits auf dem schmalen Gipfel, auf dem ich, soviel ich mich erinnere, rittlings saß, da er nur aus einem fußbreiten Grat besteht. Die beiden Herren kletterten unter uns. Sie waren durch das Seil verbunden. Buchenberg, als der erfahrenere, ging voraus. Da tönte plötzlich ein furchtbares Gepolter. Unter Buchenbergs Händen war ein Felsblock abgebrochen, und er stürzte mit ihm hinab. Naager ward mitgerissen. Sie fielen beide, indem das Seil sich zwischen ihnen spannte, und die Körper in der Luft sich abwechselnd überschlugen, viele hundert Meter tief hinab. Das geschah übrigens ohne den einem Abgestürzten immer zugeschriebenen, entsetzlichen Schrei, der, wie es scheint, nur in der Phantasie besteht.

Bei dem Unglück an der Dreischusterspitze ist, wie man annehmen kann, Dr. Naager zugleich mit Buchenberg geklettert. Es kommt also hier zur objektiven Gefahr noch die subjektive hinzu. Denn andernfalls hätte er seinen Kameraden mit dem Seil sichern können; mit welchem Erfolge hängt freilich von den Reibungsverhältnissen, der Sicherungsmöglichkeit, der Höhe des Sturzes ab.

An dieser Stelle möchte ich erwähnen, daß ein Absturz auf Fels auch aus verhältnismäßig nicht bedeutender Höhe meist tödlich ist. Gewiß ein Trost, denn wir wünschen andern, was wir für uns selbst begehren: sich nicht lange quälen. Das erste Aufschlagen der beiden Unglücklichen dürfte etwa nach siebzig Meter erfolgt sein. Wir haben die Leichen zwei Tage gesucht, erst am dritten gefunden, und als mir die traurige Pflicht oblag, sie mit zu Tal zu bringen, konnte ich bei dem gewissen Grausen, das ein entstellter Mitmensch uns verursacht, doch aus dem entsetzlichen Zustand der Körper das Beruhigende feststellen, daß die Armen nicht gelitten haben können.

Aus wie geringer Höhe ein Sturz auf Fels in der Tat tödlich sein kann, geht hervor aus einem Unglücksfall auf dem Ifinger bei Meran. Dieser Berg ist berüchtigt; er hat schon eine Menge Opfer gefordert. Aber aus all den Todesfällen können wir nur lernen, wie man es nicht machen muß. Es waren ohne Ausnahme unerfahrene, kecke Menschenkinder, die hinauf stiegen aus törichtem Wagemut, unausgerüstet, ihrem Gegner nicht gewachsen. Denn Gegner ist der Berg dem Frechen, Leichtsinnigen; denen aber, die ihm mit Liebe und Achtung nahen, ist er ein Freund, ist er die Quelle von Gesundheit und Kraft.

Der Ifinger verdient seinen üblen Ruf nicht. Ich bin wohl ein halbes dutzendmal oben gewesen und habe sogar Damen vom kleinen auf den großen (die einzige Kletterei) hinübergebracht. Das war, denke ich, nicht Keckheit, sondern ich wußte, was ich tat. Denn das einzige, was an dem Berge zu beachten ist, ist nur die außergewöhnliche Brüchigkeit der Felsen. Man muß manchmal, ehe man einen Schritt macht, ganze Steinladungen hinuntersenden.

Die Stelle nun, wo das Unglück geschah, ist eine Wand, kaum sechs Meter hoch. Auf einem Schuttfelde darunter ist der Abgestürzte liegen geblieben. Wahrscheinlich ist er nur drei oder vier Meter gefallen und war doch tot.

Eine weitere, subjektive Gefahr, die manches Opfer gefordert hat, ist das Loslassen beim Abseilen. Wie ich sagte, ist es oft möglich, über Felsen hinaufzukommen, aber nicht wieder hinab. Man sucht dann irgendwo eine Seilschlinge zu befestigen, oder man läßt über eine Felsnase, einen Absatz, das Seil doppelt laufen und an diesem doppelten Seil klettert man hinunter. Das ist eine turnerische Leistung, die, wenn die Stelle lang ist, bedeutende Körperkräfte erfordert. Läuft nun das Seil durch die klamme, müde Hand zu schnell, so entsteht ein brennendes Gefühl, das sich bis zur Unerträglichkeit des Feuers steigert und dem Haut und Fleisch bis auf die Knochen zum Opfer fallen. Bei dem wütenden Schmerz ist aber ein Loslassen oft geschehen. Ich persönlich kenne eine Stelle, wo vor zwei Jahren ein, wie es heißt, ausgezeichneter Alleingeher hierdurch verunglückt ist. Es ist dies am Winklerturm, einer der exponiertesten und schwersten Klettereien der Alpen.

Als ich ihn vor ein paar Jahren überschritt, machten mir zwei Stellen besonderen Eindruck. Im Aufstieg nämlich kommt man — bereits in erheblicher Höhe über dem senkrecht darunter liegenden Tal — über ein schmales nur wenige Zentimeter breites Band, das sogar an einer Stelle unterbrochen ist. Von diesem Bande aus muß man an äußerst luftiger Wand einen Überhang erklettern und dann einen Riß schräg hinauf, in den man nur die linke Hand und das linke Knie, manchmal sogar nur Hand und Fußspitze einklemmen kann.

Anstieg auf Eis. (Der Vorderste schlägt Stufen, die beiden anderen verankern sich.) Nach einer Photographie von Wehrli A.-G. in Kilchberg-Zürich.

Es geht dann durch eine Reihe von Kaminen und über den freien, höllisch luftigen Grat, wie bei einer Dachrinne oder Blitzableiterkletterei, zum Gipfel, denn der ganze Winklerturm macht tatsächlich den Eindruck eines gotischen Turmes.

Wenn man den Winklerturm überschreitet, so kommt man beim Abstiege an eine Wand, der gegenüber, fast zum Greifen nah, der daneben stehende Stab-

Gang auf einem Eis- und einem Schneegrat (Piz Roseg). Rechts von den Aufsteigenden leichte Überwächtung des Grates erkennbar, große Gefahr für Abbrechen. Nach einer Photographie von Wehrli A.-G. in Kilchberg-Zürich.

lerturm sich erhebt. In die Scharte zwischen die beiden Türme hinein seilt man sich ab.

Auf dem Heimwege von den Vajolett-Türmen, wie diese Klettergerüste mit gemeinsamen Namen heißen, die damals nur von der Elite der Bergsteiger angegriffen wurden, sagte ich zu meinem Begleiter: mir sei es eigentlich unverständlich, daß sowohl am Riß wie an der Abseilstelle über der Scharte noch nie etwas geschehen sei. Man hütet sich, so etwas zu berufen. Er legte auch nur den Finger auf den Mund. Vor zwei Jahren haben beide Stellen ihre Opfer gefordert.

Der Führer Fuchsbrugger stürzte am Riß in die Tiefe, wobei übrigens seltsamerweise der Tourist vom Ruck nicht hinabgeschleudert worden ist, sondern das Seil glatt durch die Gewalt des Sturzes durchtrennt ward; und an der Abseilstelle ist jener Alleingeher, wahrscheinlich weil er das glühende, durch die Hand laufende Seil losließ, in die Scharte gestürzt.

Die größte objektive Gefahr, der der Bergsteiger auf Felsen ausgesetzt ist, besteht im Steinschlag. Natürlich kann der auch auf Eisbergen eintreten, aber vom Fels kommt er jedenfalls herab. Wer einmal mitten in prasselnden Steinen und sausenden Felsen gestanden hat, ohnmächtig dem Naturschauspiel gegenüber, nur wartend, wirst du getroffen oder nicht, wirst du zermalmt oder nicht, dem werden diese Augenblicke als die schärfsten des Lebens wohl unvergeßlich sein.

Aber sie reinigen, sie helfen uns vorwärts, sie lassen uns unser albernes, kleines Leben nicht zu hoch bewerten. Sie sind stählend wie eine Schlacht.

Einmal am Pflerscher Tribulaun, der überhaupt steinberüchtigt ist, setzte sich ein ganzes Wandel in Bewegung. Ich konnte noch zur Seite springen, obwohl das Gelände dort zu Tanzübungen nicht geeignet ist. Aber mein Führer — wir hatten kein Seil — wurde in den Rücken getroffen und bis dicht an den Abgrund geschleudert. Wie er dort hängen blieb, wissen wir beide heute noch nicht.

Ein andermal ist mir durch fallende Steine das Seil glatt durchgeschnitten

worden. Sie kamen an einer scheinbar gänzlich steinsicheren Stelle.

Verhältnismäßig harmloser, und doch die Ursache von Unglücksfällen, sind Steine, die von Ziegen, Schafen oder Gemsen über uns losgemacht werden. Wenn ich mich recht erinnere, ist auf diese Weise die Frau eines der besten deutschen Bergsteiger, des Dr. Blodig, als sie auf harmloser Alp die Aussicht betrachtete, getötet worden.

Wegen der Steingefahr, die durch über uns Kletternde erzeugt wird, ist es der Ehrgeiz aller Bergsteiger, voraus zu gehen. Und manchmal muß die nachfolgende Partie eine Stunde lang warten, nur um den Geschossen der anderen über ihr nicht ausgesetzt zu sein.

Diese Steine können sogar auf leichten Wegen zur Gefahr werden bei Leuten, die ungeschickt gehen. Ja, man hat fast einen Maßstab für die Erfahrung eines Bergsteigers schon darin, ob er unnütz Steine in Bewegung setzt oder nicht.

Die Gefahr des Steinschlags ist dort natürlich am größten, wo der Fels brüchig ist. Es gibt harmlos aussehende Wände, unter denen die Sommerfrischler aus den Hotels herumbummeln und gar nicht ahnen, daß es dort bei ungünstigem Wetter nur so Steine hageln kann.

Der Erfahrene kennt an der Formation des Berges, an der Art des Gesteins, der Farbe, der Schichtung, der Verwitterung, ob und wo Steinfall zu befürchten steht. Immerhin kommt er auch dort vor, wo kein Mensch etwas davon ahnt.

Man denke sich das so: Steine können vom Sturm in Bewegung gesetzt werden, der dort oben unter Umständen so wütet, daß man eine Tour abbrechen muß, will man nicht von Felsen oder Eis heruntergeworfen werden. (Auch eine der Gefahren des Bergsteigens.)

Wenn die Sonne zu bestimmter Tageszeit über einen Grat fällt, eine Wand bescheint, so beginnt mit einemmal das seltsame, geheimnisvolle Leben des Berges. Der Riese scheint zu erwachen. Es ist geradezu, als verteidige er sich gegen die Menschlein, die ihm auf den gewaltigen Leib rücken wollen. Da sind Steine in Schnee und Eis eingebacken, sonst nur lose aufliegend. Wenn nun der Schnee schmilzt, geraten sie aus dem Gleichgewicht und stürzen herab. Aus wenigen Metern Höhe vermag so ein Stein auf dem Arm nur blaue Flecke zu verursachen; auf dem Kopfe ist er schon bedenklich. Kommt er aber aus großer Höhe, so gewinnt er Geschwindigkeit und Kraft des Granatfeuers.

Bei morschen Felsen hat sich in die Ritzen oft Schnee gesetzt, ist zu Eis erstarrt. Durch die Einwirkung des Auftauens wird der Fels dann gesprengt, der Kitt löst sich: dann können häusergroße Blöcke herniedersausen!

Ich sah von der Matterhornhütte aus mit bloßem Auge knapp unter dem Gipfel hunderte von Blöcken durch die Luft schießen, und dann rauchte der Berg minutenlang wie ein Vulkan. Und als ich einmal diesen Löwen von Zermatt überschritt, die Schweizerseite hinauf, den unvergleichlich schwereren italienischen Grat hinab, erlebten wir unter dem Col du Lion einen Steinfall, wie er mir hoffentlich ewig erspart bleiben wird. Dreimal schossen Riesenblöcke auf uns nieder. Sie schlugen auf, zersprangen, mit Pfeifen und Heulen die Luft durchschießend, fuhren in rotierenden Riesenscheiben über unsere Köpfe und an uns vorbei, während wir vollkommen schutzlos, die Pickel vorgehalten, in der Kanonade standen.

Nur kleinste Sprengstücke der unmittelbar rechts und links, vor und hinter uns aufschlagenden Felsblöcke haben uns gestreift. Als ich aber die Genossen später fragte, was sie dazu gemeint, waren sie der Überzeugung, es sei Matthäi am letzten gewesen. —

Auf Eis sind die Gefahren, die dem Bergsteiger drohen, etwas anderer Natur. Auch da gibt es Ausrutschen und Loslassen. Bei steilem Schnee und Eis werden Stufen getreten oder mit dem Pickel geschlagen. Aus Kräfteersparnis, wegen Zeitmangels, wegen drohender Stein- oder Lawinengefahr können diese Stufen oft nur ganz klein sein. Dann ist ein Ausrutschen möglich. Das erfordert eben Trittsicherheit, Übung, Erfahrung. Auch Steigeisen helfen unter Umständen viel. Aber dem Besten kann es geschehen, daß Stufen ausbrechen, und ein Unglück, das die glänzendste, bergsteigerische Laufbahn,

die Ludwig Purtſchellers aus Salzburg, beſchloß, hängt damit zuſammen.

Er, der meiſt allein oder wenigſtens ohne Führer ging, beſtieg mit Dr. G. Löwenbach und deſſen Führer Jakob Oberhollenzer die Grande Aiguille du Dru. Beim Abſtieg über einen Eishang rutſchte der Führer aus der Stufe. Zum Unglück brach ſein Pickel. Sie ſtürzten in den Bergſchrund. Purtſcheller, der immer geſagt, er ginge ſchon deswegen am liebſten allein, weil er wiſſe, was er ſich ſelbſt zutrauen könne und ſich nicht gern auf andere verlaſſe, erlitt ſchwere Verletzungen, an die ſich langes Krankenlager und ſpäter ſein Tod ſchloſſen.

Eine größere Gefahr bildet das mögliche Durchbrechen einer Schneewächte. So nennt man am Grat überhängende Schnee- oder Eisgebilde, förmliche Eisbalkone, die meiſt durch Einwirkung des Windes gebildet werden und, vielfach mit bloßem Auge von den Tälern ſichtbar, die Grate und Gipfel umſäumen. Sie hängen frei über die Wand hinaus. Tritt man darauf, ſo liegt die Möglichkeit eines Abbrechens bei zu großer Belaſtung vor. Am Lyskamm bei Zermatt ſind dem Abbrechen der Gipfelwächten zweimal ganze Partien zum Opfer gefallen.

Hilfsmittel dagegen ſind, an einem ſehr langen Seil gehen, ſo daß nur einer auf einmal eine ſolche Stelle beſchwert und die andern ihn unter Umſtänden halten können, oder wie es der berühmte Führer Hans Graß aus Pontreſina einmal am Piz Roſegg getan hat, daß, als ſeine Partie mit der Wächte auf der eine Seite hinunterſtürzte, er kurz entſchloſſe als Gegengewicht rechts in den Abgrun ſprang. Beide Teile blieben wie di Droſſeln an der Schnur über dem Grat hängen.

Wir haben ein klaſſiſches Beiſpiel eine Abſturzes mit einer Wächte. Der Nord polfahrer Julius von Payer war al junger Kaiſerjäger-Offizier zur karto graphiſchen Aufnahme der Ortlergrupp befehligt. Er ging mit dem Führe Joſef Pinggera auf dem überwächtete Eisgrate vom Piz Treſero zur Punt di San Matteo. Sie waren nicht durc das Seil verbunden. Schon einmal wa die Wächte unter den Tritten Pinggera durchgebrochen. Aber er klammerte ſic noch am Grat feſt und kletterte wiede hinauf. Wieder hielt ſich Pinggera z

Stufenſchlagen auf Eis zur Überwindung des Bergſchrundes. Nach einer Photographie von Wehrli A.-G. in Kilchberg-Zürich.

nah am Rand der Wächte. Payer machte ihn darauf aufmerksam, er aber erwiderte: „Besser zu weit rechts als links, denn fallen wir die Felsen hinab, so zerschellen wir wie Glasflaschen.“ Im Augenblick darauf stürzten beide mit der abbrechenden Wächte auf den Forno-Gletscher hinunter. Ein Sturz von beinahe 300 m! Und das Unglaubliche geschah! Sie fielen in eine verschneite Spalte so glücklich und weich, daß Payer sich wieder herausarbeiten konnte. Er blickte sich um nach seinem treuen Führer. Der war nicht zu sehen. Er meinte: „Er ist hin.“ Aber da erschien plötzlich Pinggeras Kopf, schaute sich um und rief: „Teifl, mei Pfeiffn is futsch.“

Die Hauptgefahr auf Eis besteht jedoch in der Zerklüftung der Gletscher. Die Spalten sind eben nicht zum Hineinfallen da. Das sicherste Mittel, dabei eine Katastrophe zu verhüten, ist immer das Seil. Es muß nur richtig angewendet werden. Der Abstand zwischen den einzelnen durch das Seil Verbundenen muß mindestens fünf Meter betragen. Am besten geht man zu dritt, denn einer vermag den etwa in eine Spalte gestürzten Gefährten nicht herauszuziehen.

Daraus ergibt sich, daß es Tollkühnheit ist, schwere oder verschneite Gletscher zu überschreiten. Wer dabei in einen Schlund oder eine Spalte fällt, ist fast sicher verloren. Einer der besten Felskletterer, der erste (Allein-) Ersteiger des nach ihm benannten Winklerturms ist auf diese Weise am Weißhorn verunglückt. Man hat seine Leiche nie gefunden.

Das Wichtigste ist eine gewisse Gletscherkenntnis, die sich nur in vielen Jahren erwerben läßt. Wie denn die Beurteilung der Tragfähigkeit von Schnee nur durch lange Übung erreicht wird.

Für den phantasievollen Menschen hat es immer etwas Geheimnisvolles, beinahe Unheimliches, über einen zerklüfteten, gar über einen verschneiten Gletscher zu gehen. Dort unten rieselt und rauscht es, fließen die Wässer, und dieses seltsame Leben in der Tiefe verrät uns, daß dort Klüfte sind, Wasserströme und Becken, ja vielleicht kleine Seen, die dem Bergsteiger eine beständige Gefahr bedeuten.

Ich bin einmal nachts über den Abbruch des Furggengletschers gestiegen; nicht aus Wahl, sondern aus Notwendigkeit, da wir bereits über zwanzig Stunden unterwegs waren und keinen Proviant besaßen. Der Sturm blies unausgesetzt die Laternen aus, so daß wir unseren ganzen Vorrat an Streichhölzern verbraucht hatten. Nun schritten wir in völliger Nacht, zum Teil auf halber Höhe, zum Teil am Grunde von Spalten. Schneesturm und Unwetter ließen uns ein Warten, bis es Tag würde, als nicht ratsam erscheinen. Wir sahen nichts. Wir tasteten, wir ahnten nur. Wir gingen in weiter Entfernung mit ängstlich gespanntem Seil. Unter und neben und hinter und vor uns brauste es in den Tiefen. Die Pickel hielten wir wie Balancierstangen, um bei einem Einbruch die Möglichkeit zu haben, daß sie, über den Spalten liegend, ein Hinunterfallen hinderten. Und immer dachte ich, ein Nachteil guten Gedächtnisses und reger Phantasie, an jene ergreifende Geschichte, wo ein am Olperer hoffnungslos in eine Spalte Gestürzter noch mit voller Ruhe, ohne Sentimentalität, ein juristisch gültiges Testament und einen Abschied an seine Lieben geschrieben hat. Aber es ging uns nicht so wie jenem armen Tapfern, sondern wir gelangten auf die schmutzige doch sichere Moräne.

An objektiven Gefahren in Schnee und Eis steht die Lawine an erster Stelle. Übrigens haben nur wenige Bewohner der Ebene bewußt Lawinen erblickt, da sich die Besucher der Hochstationen meist nur im Sommer in den Bergen aufhalten. Die Wirkung einer Lawine kennt wohl jeder, der in den Alpen war. Das interessanteste scheint mir nicht ihr Bett zu sein, das wie eine breite Schneuse aussieht, in der alles gleichsam rasiert ist, sondern die Wirkung des Winddruckes auf der entgegengesetzten Talseite. Ich sah vor einigen Jahren unmittelbar bei Schluderbach, wie einer Lawine gegenüber der ganze Wald von hunderten von mannsdicken Bäumen, die jenseitige Lehne hoch hinauf, dalag wie geknickte Streichhölzer.

Wer einmal im Lawinengang sich befunden hat, wird dessen mit ernsten Gefühlen gedenken. Bei einer vorzeitigen Maibesteigung des sonst gewiß nicht bedenk-

Aufstieg zum Montblanc (von hier noch etwa vier Stunden bis zum Gipfel), links in Wolken die Aiguille du Midi. Nach einer Photographie von Wehrli A.-G. in Kilchberg-Zürich.

lichen Monte Cristallo wurden wir vom Lawinengang den ganzen Tag festgehalten. Durch ein paar schmale Rinnen, die wir durchaus überschreiten mußten, um den Weg ins Tal zu gewinnen, Eisblöcke schießen zu sehen, war ein erschütterndes Schauspiel.

Die Zahl der durch Lawinen Umgekommenen ist erheblich gestiegen, seitdem der Wintersport blüht. —

Die letzte Gefahr endlich, von der zu sprechen ist, und gleichfalls eine objektive, droht uns vom Himmel herab. Es ist der Blitz. Der Ausgleich der Elektrizität von Wolken und Erde auf den Bergspitzen ist sehr bedeutend. Ich kenne Gipfel, die geradezu zersplittert sind; habe Stellen von geschmolzenem Gestein gesehen, etwa den Schlacken aus einem Porzellanofen ähnlich, nur von der Wirkung des Blitzes. Mehrfach, z. B. am früher genannten Pflerscher Tribulaun sind ganze Partien vom Blitz getroffen worden. Wenn die Pickel anfangen zu summen, wenn wir Elmsfeuer an Hüten und Haren sehen, dann bemächtigt sich auch des tapfersten Mannes das Gefühl: „fort, hinab —“ und dies ist dann auch die einzige Rettung. Dann heißt es, alles Metall ablegen: fort mit Messer, Uhr, die Nagelschuhe ausziehen, die Pickel fortstellen, und wenn es geht, sich irgendwo verkriechen, aber nicht an erhöhten Stellen, nicht am Grat, und warten, bis der erzürnte Himmel sich beruhigt hat.

In solchen Augenblicken — ich habe das mehrmals erlebt — hat man nur das eine Bewußtsein der völligen Ohnmacht des Menschen, und ich meine, daß auch darin etwas ethisch wertvolles liegt, indem die Berge uns unsere Kleinheit in vollem Maße erkennen lassen.

Verdichtet sich aber das Gewitter zum Schneesturm, dann muß der Mensch es sich zur Gnade anrechnen, wenn er von den Höhen dort oben je zum traulichen Tale zurückkehrt. Es gibt Berge, die ganze Partien schon oft in tagelangem Rasen der Elemente verschlungen haben. So der sonst keineswegs schwierige, nur sehr anstrengende Mont Blanc (auf dem gewöhnlichen Wege). Es ist der „Menschenfresser“, der oft bis zu

einem Dutzend Opfer auf einmal gefordert hat.

Bei jenem Absturz an der Dreischusterspitze, dessen tief erschütterter Zeuge ich war, habe ich erwähnt, daß der „wilde Aufschrei" in das Gebiet der Fabel zu verweisen ist. Eine viel verbreitete Meinung ist auch, bei einem Absturz müsse man ersticken, ehe man aufschlägt, und zwar durch das scharfe Durchschneiden der Luft. Dem ist durchaus nicht so.

Einer der wagemutigsten Bergsteiger, ein Mann, der allerdings Dinge machte, die kaum zu verantworten sind, Markgraf Pallavicini ist an der Glockner-Wand etwa 400 m abgestürzt. Seine beiden Führer Ranggetiner und Rubesoier waren durch die furchtbaren Verstümmelungen tot. Er aber, der hätte erstickt sein müssen, hat sich mit entsetzlichen Verletzungen auf dem Gletscher noch weiter geschleppt. Blutspuren und Fundort, sowie die wieder aufgezogene Uhr beweisen es.

Eine sehr verbreitete Ansicht ist auch, der Abstürzende habe furchtbare letzte Momente. Es ist aber mehrfach bewiesen worden, von Leuten, die einen langen Fall getan und durch glückliche Umstände am Leben geblieben sind, daß dies nicht der Wahrheit entspricht. Die meisten erklären, sie hätten das Gefühl einer Erleichterung gehabt, eines Friedens, ‚nun ist alles aus'. Sie hätten gemeint, in einen schönen, blauen Himmel hineinzufallen. Sie haben beinahe immer in Blitzüberlegungen eines Augenblickes ihr ganzes Leben an sich vorüberschießen sehen, sie haben ruhige Gedanken gehabt, bis das Aufschlagen ihnen die Sinne nahm.

Ich selbst bin einmal aus einer recht beträchtlichen Höhe heruntergefallen. Der Sturz kostete einem Mitbeteiligten das Leben, mir ein paar Rippen. Aber ich kann versichern, daß ich nur versuchte, Gerichtstag zu halten über mich selbst (siehe Ibsen), d. h. mir über alles Rechenschaft zu geben. Ich habe keinerlei Angst oder Beklemmungen gefühlt, sondern nur den Gedanken gehabt: „wie kommst du unten am besten an. Knie auseinander, um nicht mit dem Kinn aufzuschlagen, Hände über den Kopf, um diesen vermeintlich edelsten Teil — es ist ja manchmal ein Irrtum — zu schützen." Als ich mich dann überschlug, kam mir die ruhige, reiterliche Überlegung, dem Körper noch einen kleinen Ruck mehr zu geben, um gut zu landen.

Im ganzen sind alles das doch nur unglückliche Ausnahmefälle, und sie verteilen sich auf eine so unendlich große Anzahl von Hochtouren, daß eine Seefahrt zu unternehmen — was auch die feigsten Menschen nicht zögern zu tun — gefährlicher scheint, als mit ausgezeichneten Führern oder als erfahrener Bergsteiger in guter Ausrüstung unter Berücksichtigung der möglichen objektiven Gefahren, des Wetters, eine Hochtour anzutreten, wenn sie nicht gerade ganz außergewöhnlicher Art ist.

Unser Leben betätigt kaum noch eine Gefahr (es sei denn Nikotinvergiftung, ein Eisenbahnunfall, eine böse Frau oder zu gut essen und trinken). Wer heute etwa angegriffen wird, hilft sich nicht selbst, sondern pflegt einen Schutzmann zu rufen. Das war früher anders. Der Mensch ist geschaffen, sich zu verteidigen, wie denn in der Natur alles auf das Recht des Stärkeren oder Besseren gestellt ist. Da bringt die Hochtouristik dem Kulturmenschen, wenigstens auf kurze Zeit, Urzustände zurück. Nicht allein für den Körper, sondern auch für die Seele, durch große Eindrücke und die ständige Möglichkeit einer Gefahr. Sie ist also ein Ersatz für die heutige Ungefährlichkeit des Lebens. Die Gefahr aber sollen wir eben auf das geringste Maß zurückführen durch Übung, Verstand, Vorsicht, körperliche und geistige Leistungsfähigkeit. Fällt dann einer doch, nun so fällt er eben, und die tüchtigen unter uns Menschen nehmen das als Menschenschicksal hin. Sie pflegen am wenigsten besorgt um ihr bißchen Existenz zu sein, während wir der merkwürdigen Erscheinung gegenüberstehen, daß, je wertloser ein Leben für die Allgemeinheit ist, desto mehr der Betreffende sich darum besorgt zeigt.

Wer dort oben das Herz auf dem rechten Fleck hat, dort oben, wo alles größer, gewaltiger, einsamer, überlegener ist als hier unten, der wird es, denke ich, in der Ebene auch haben.

Alles andere aber steht bei Gott.

Gefesselt. Marmorskulptur von H. Kokolsky.
Liebhaberaufnahme von T. Milczewski.

Julian Apostata. Von Prof. Dr. Walther Kolbe.

Der große Kampf zwischen Heidentum und Christentum, der dem Geistesleben des sinkenden Altertums sein besonderes Gepräge gegeben hat, ist im IV. Jahrhundert mit dem Siege der jungen Religion des Galiläers zum Abschluß gekommen. Hierdurch ist die Entwicklung der europäischen Welt in neue Bahnen gedrängt und auf Jahrhunderte hinaus bestimmt worden. Denn indem der antike Staat ein Bündnis mit dem Christentum einging, veränderte er seinen Charakter von Grund aus. Er hatte bisher den religiösen Streitigkeiten im Prinzip indifferent gegenübergestanden, solange nur die Bürger ihren Pflichten gegen den Staat nachgekommen waren und die öffentlichen Kulte geachtet hatten. Im übrigen hatte er es aber dem Gutdünken des Einzelnen überlassen, ob er neben den Staatsgöttern auch andern Gottheiten seine Verehrung darbringen wollte. Von dieser humanen Praxis der alten Städterepubliken war auch das römische Kaisertum nicht abgewichen. Wenn es trotzdem mit dem Christentum in Widerstreit geraten war, so war ihm dieser Kampf durch die Intoleranz der neuen Religion aufgezwungen worden. Denn für die Christen gab es nur den einen Gott, und sie handelten folgerichtig, wenn sie sich weigerten, den heidnischen Gottheiten und dem vergöttlichten Kaiser zu opfern. Damit war aber ein Konflikt gegeben, in dem der Staat seine Ansprüche wahren mußte, wollte er nicht seine eigene Autorität aufgeben. Er hat es im allgemeinen mit mäßigem Nachdruck getan, indem er nach Möglichkeit allen harten Gewissenszwang vermieden hat. Erst im III. Jahrhundert haben die Kaiser zu Verfolgungen und Zwangsmaßregeln ihre Zuflucht genommen, und der Kampf erreichte seinen Höhepunkt, als Diokletian im Jahre 303 den Christen die Ausübung ihres Kultes überhaupt verbot. Wenn aber die Politiker geglaubt hatten, auf dem Wege der Gewalt den neuen Glauben besiegen zu können, so sahen sie sich bitter getäuscht. Denn das Märtyrertum von tausend und abertausend glaubensfrohen Anhängern war nur geeignet, den religiösen Fanatismus zu steigern. So war in Wahrheit das Edikt Diokletians ein Schlag ins Wasser gewesen. Indessen hat nicht diese Erkenntnis die Kaiser veranlaßt, den Christenverfolgungen Einhalt zu tun, sondern ein äußerliches Moment hat die entscheidende Wendung in der Religionspolitik der römischen Cäsaren herbeigeführt: der Sieg, den Constantinus i. J. 312 an der Milvischen Brücke unter dem Zeichen des Kreuzes über seinen Nebenbuhler Maxentius erfochten hatte, machte zugleich dem Kampf der Religionen ein Ende. Unter dem überwältigenden psychologischen Eindruck des unerwarteten Erfolges gab Konstantin durch das Edikt von Mailand den Christen die Freiheit ihres Bekenntnisses zurück.

Noch einmal schien der Staat zur alten Toleranz zurückgekehrt zu sein: Heiden und Christen erfreuten sich der gleichen Duldung. Aber wenn wir genauer zusehen, so zeigt sich doch bereits deutlich, daß der Kaiser dem Christentum den uneingeschränkten Sieg zu verschaffen wünschte. Er bevorzugte die Anhänger dieser Religion in hohen Staatsstellungen, und daß er persönlich an den Verhandlungen der Konzilien teilnahm, mußte naturgemäß dazu beitragen, ihr Ansehen zu erhöhen. Allerdings hat sich Konstantin niemals bereit finden lassen, Zwangsmaßregeln gegen die Anhänger der alten Götter zu verfügen; aber um so größeren Eifer zeigten seine Söhne, unter die er das Reich teilte. Vor allen andern war sein zweiter Sohn Constantius, der noch einmal das Riesenreich in seiner Hand vereinigte, ein schroffer Gegner der alten Kulte. Während den Christen ein Privileg nach dem andern eingeräumt wurde, sahen sich die Anhänger des Heidentums bei Hofe und im Lande immer mehr zurückgesetzt. Durch die kaiserlichen Edikte von 346 und 353 wurden die nächtlichen Opfer bei Todesstrafe verboten, und die Schließung der heidnischen Tempel, soweit sie nicht der Sitz von Festspielen waren, wurde befohlen. Nicht überall sind diese Verordnungen mit der gleichen Pünktlichkeit befolgt; immerhin aber nach dem Zeugnis von Zeitgenossen viele Tempel eingezogen und zerstört, ihr Gelände zu andern Zwecken bestimmt worden. Der religiöse Fanatismus übereifriger Zeloten begann blutige Orgien zu feiern, wo er sich im Besitz der Macht fühlte. Noch hielten weite Kreise der Bevölkerung an der Religion ihrer Väter fest. Aber da die freie Ausübung ihres Kultes beschränkt wurde und das Heidentum seinen Anhängern nicht jene Begeisterung einflößte, die alle Anfechtungen überwinden läßt, so war vorauszusehen, daß im ruhigen Laufe der Entwicklung das Christentum die Alleinherrschaft im Staate erringen werde.

Das war die Lage der Dinge, als — zum letzten Male — den alten Göttern von Griechenland und Rom ein begeisterter Vorkämpfer erstand: Julian — dem die Christen

den Beinamen des Abtrünnigen, des Apostaten, gegeben haben — bestieg den Thron der Cäsaren und setzte sich als höchstes Ziel seiner Regententätigkeit die völlige Verdrängung der Religion des Galiläers. Wie ein Rätsel steht seine Erscheinung vor uns! Wie kam es, daß dieser inmitten einer christlichen Umgebung aufgewachsene Prinz sich mit einer so tiefen Erbitterung vom Christentum abwandte? Und welches war die Religion, der er den Sieg verschaffen wollte? Wenn wir auf diese Fragen die Antwort suchen, müssen wir zunächst den Werdegang des Knaben und Jünglings zu verstehen suchen und dann die Zustände innerhalb der christlichen Kirche ins Auge fassen.

Julian hatte Ende des Jahres 331 als zweiter Sohn einer Nebenlinie des kaiserlichen Hauses das Licht der Welt erblickt, und menschlicher Voraussicht nach war damals nicht daran zu denken, daß er je berufen sein würde, den Thron zu besteigen. Er stand noch im Kindesalter, als Kaiser Konstantin der Große, sein Oheim, starb und der erst zwanzigjährige Constantius die Regierung antrat. Der Friede der kaiserlichen Familie wurde bald in grausamer Weise gestört. Denn in einem fürchterlichen Blutbad wurden die Brüder des verstorbenen Kaisers und ihre erwachsenen Söhne aus dem Wege geräumt, damit sie dem neuen Herrn nicht gefährlich werden könnten. Auch Julians Vater, ein Oheim des Constantius, fand in jenen düstern Septembertagen des Jahres 337 den Tod, und nur der damals sechsjährige Prinz Julian wurde mit seinem wenig älteren Stiefbruder Gallus verschont. Wenn auch Julian noch nicht in dem Alter war, wo er die ganze Schwere seines Verlustes hätte ermessen können, so war doch in seine junge Seele eine Saat des Mißtrauens gelegt, die nicht wieder auszurotten war: der Schatten des Ermordeten hat stets zwischen den beiden Vettern gestanden.

Der junge Prinz vertauschte jetzt das Hoflager in Konstantinopel mit der Stille des Bischofssitzes von Nikomedien, von wo er bald auf das einsam gelegene Landgut Makellon in Kappadokien übersiedelte. In einer seiner letzten Schriften, dem Misopogon, schildert er selbst die einfache und anspruchslose Erziehung, die ihm zuteil wurde. Fernab von der Welt, unbekannt mit der sorgenden Liebe von Vater und Mutter, wuchs der Knabe auf. Die Menschen gaben seiner dürstenden Seele nichts, und so flüchtete er sich in die Natur. Stundenlang konnte er sich in die Betrachtung der ihn umgebenden Landschaft versenken, und in der ehrfürchtigen Bewunderung des Sonnenballes oder des funkelnden Sternhimmels erhob sich sein innerstes Sein zu höheren Sphären. Ein zweites Moment kam hinzu, sein einsames Leben zu bereichern. Seine Neigung gehörte den Wissenschaften, den Büchern. Mit echter Leidenschaft stürzt er sich in das Studium der alten Klassiker und namentlich des Homer.

Indessen trotz alledem war der Grundton seiner Erziehung ein streng kirchlicher. Freudlos flossen die Jahre dahin! Julian hat selbst später seine weltabgewandte, ja fast asketische Sinnesart auf diese ernsten Jugendeindrücke zurückgeführt. Er wurde jetzt in die Lehre der christlichen Schriften eingeführt. Aber wenn seine Erzieher wirklich gehofft hatten, die Seele des heranwachsenden Jünglings dem Christentum zu gewinnen, so sahen sie sich getäuscht. Wohl unterwarf er sich allen Übungen, die man von ihm verlangte, wohl studierte er eifrig in den christlichen Schriften, aber in seinem tiefsten Innern begann der frühreife Knabe sich gegen die strengen Glaubensformeln und Dogmen, die jedes freie Denken erstickten, aufzulehnen. Er liebte es, so oft er Aufsätze über die herrschenden Religionsstreitigkeiten anzufertigen hatte, als Verfechter des Heidentums aufzutreten, weil er in der Verteidigung der schwächeren Sache, wie er sagte, seinen Scharfsinn besser üben könne.

Als er gegen Ende der siebziger Jahre die Erlaubnis erhielt, nach Konstantinopel zurückzukehren, befand er sich in einer Epoche innerer Gärung. Noch stand er unter dem beherrschenden Einfluß seiner christlichen Lehrer Hekebolios und Nikokles, aber er las doch mit heißer Freude die Reden und Vorträge des gewaltigsten Wortführers der Heiden, des Redners Libanios, wenn er es sich auch versagen mußte, sein Schüler zu werden. Er blieb in dieser Zeit noch in seinem goldenen Käfig, aber er verzehrte sich in dem innern Drang nach geistiger Freiheit.

Seine Lage besserte sich erst, als Constantius, dessen Ehe mit der schönen Eusebia kinderlos geblieben war, im Jahre 351 Julians Stiefbruder Gallus zum „Cäsar", d. h. zum Kronprinzen, ernannt und ihm die Verwaltung der orientalischen Provinzen anvertraut hatte. Jetzt erhielt auch Julian größere Bewegungsfreiheit: er durfte Reisen unternehmen, auf denen er die vornehmsten Führer des Heidentums kennen lernte. Die nächsten Jahre sind daher für seine spätere Entwicklung von ausschlaggebender Bedeutung geworden, wie er uns selbst in seinen Briefen bezeugt. Der Umgang mit Männern wie Aidesios von Pergamon, Chrysanthios aus Sardes und vor allen andern mit Maximos von Ephesos machte auf ihn den stärksten Eindruck. Hatte er bisher nur eine unklare Vorstellung von der neuplatonischen Philosophie gehabt, so gab er sich ihr jetzt ganz zu eigen. Jetzt überzeugte er sich von der Wahrheit der heidnischen Religion, und wenn er nicht sogleich den Mut fand, dem innern Umschwung die Tat folgen zu lassen, so geschah es aus einer leicht verständlichen Rücksicht auf den Kaiser, der den Renegaten ohne weitere Skrupel hätte beseitigen lassen.

Wir sind damit zu dem entscheidenden Wendepunkt in der Entwicklung Julians

gelangt. Wenn wir ihn in dieser Epoche auch nicht Schritt für Schritt begleiten können, wird es sich doch empfehlen, der Zeit vorauseilend, an dieser Stelle sein philosophisch-religiöses System*) in aller Kürze darzulegen, so wie es uns in seinen Reden auf Helios und die Göttermutter entgegentritt.

Die hellenische Philosophie hatte sich im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr zur Religion gewandelt. Aus dem Bedürfnis heraus, auch auf die breiteren Massen des Volkes zu wirken, hatte sie sich den volkstümlichen Vorstellungen akkommodiert, denen sie durch philosophische Begründung einen tieferen Sinn zu geben suchte. Das in der Volksreligion Gebotene wurde daher nicht schlechthin über Bord geworfen, sondern allegorisch erklärt. So war die Philosophie ein Bündnis mit den volkstümlichen Vorstellungen von Göttern und Dämonen eingegangen und hatte dadurch die Kraft erhalten, dem religiösen Bedürfnis der unteren Schichten mehr als zuvor gerecht zu werden. Diese Tendenz der Verschmelzung heterogener Elemente war besonders stark im Neuplatonismus vertreten, der zu Julians Zeit in den Kreisen der Gebildeten vorherrschte.

Plotin war der Gründer dieser Schule gewesen, die durch Porphyrios neue Impulse erhalten hatte. Jamblichos, der letzte und einflußreichste unter den Neuplatonikern, suchte den Götterglauben auf philosophischem Wege zu begründen, wobei allerdings die Spekulation in verwirrende Phantastik ausartet. Zu dem höchsten Wesen tritt eine Fülle von sichtbaren Göttern, die wieder in himmlische und unterhimmlische zerfallen und auf die dann noch Legionen von Engeln, Dämonen und Heroen folgen. Indem diese metaphysischen Wesen auf die Götter des Volkes gedeutet wurden, war deren Existenz scheinbar durch philosophische Sätze bewiesen.

Julian ist nicht nur ein gläubiger Adept des Neuplatonismus geworden, sondern hat auch das Lehrsystem weiter ausgebaut. Er stellt Helios in den Mittelpunkt seines Glaubens. Der denkende Helios ist der Sohn der höchsten Idee des Guten; er ist der Vermittler zwischen dem nur durch das abstrakte Denken zu erfassenden höchsten Prinzip und der sichtbaren Welt. So ist der denkende Helios, der mit Mithras identisch ist, für den Menschen der vornehmste Gott: er ist Schöpfer und Vater der Götter und Menschen; er ist die denkende Weltseele, von der der einzelne ein Teil ist. Und damit die Menschen ihren Schöpfer in der wahrnehmbaren Welt immer vor Augen haben, hat er sich ihnen in Gestalt der ewigen Sonne geoffenbart.

Aus dieser philosophischen Begründung der Religion geht hervor, weshalb Julian den Helios- oder Mithrasdienst in den Mittelpunkt des religiösen Lebens stellt. Und wahrlich, dieser persische Kultus verdiente das hohe Ansehen, das er genoß: denn unter allen Religionen des sinkenden Heidentums war er die energievollste und tüchtigste. Der Kult des Sonnengottes verlangte nicht nur physische, sondern auch moralische Reinheit, und deshalb steht die Ethik dieser Religion auf einer so hohen Stufe. Sie kennt göttliche Gebote so gut wie die jüdische und christliche Moral. Wahrhaftigkeit, Treue und eine herzliche Brüderlichkeit sind die ersten Forderungen, die Mithras an seine Gläubigen richtet.

Und wie der Neuplatonismus seit Porphyrios zum Dualismus gelangt war, so ist auch die Mithrasreligion in ihrer Weltanschauung durchaus dualistisch. Ist Helios die Idee des Guten, so erhält das Prinzip des Bösen in Ahriman seinen göttlichen Vertreter. Beide Mächte sind in einem unaufhörlichen Kampfe gegeneinander begriffen. Auch der einzelne Mensch wird in diesen Kampf hineingezogen, und seine Aufgabe ist es, im eignen Leben dem guten Prinzip zum Siege zu verhelfen. Auf diese Weise weckte der Mithraskult seine Anhänger zu energievoller und selbsterzieherischer Tätigkeit; er hat im letzten Grunde einen asketischen Zug, durch den er dem Christentum eng verwandt ist. Mag man auch sagen, daß die philosophische Begründung dieser Religion auf lahmen Krücken einherging, so wird man doch dem Mithrasdienst selbst seine Anerkennung nicht versagen können. Das sittenstrenge Wesen, das der junge Prinz zur Schau trug, zeigt, daß er den hohen ethischen Anforderungen dieser Religion gerecht zu werden bemüht war.

Während Julian ganz in philosophischen und theosophischen Spekulationen aufging, hatte sein Stiefbruder Gallus sich durch die glänzende Stellung eines Cäsars des Ostens zu hochfliegenden Plänen verleiten lassen, die seinen Sturz herbeiführten. Julian war jetzt neben dem Kaiser der einzige männliche Sproß des flavischen Hauses; und da Constantius fürchten mochte, daß er den Tod des Bruders rächen würde, so erging an Julian der Befehl, sich am kaiserlichen Hoflager in Mailand einzufinden.

Bei Hofe hatte der jetzt vierundzwanzigjährige Prinz keine leichte Stellung: der Kaiser war mißtrauisch gegen ihn, und die Schranzen zeigten ihm unverhohlen ihre Geringschätzung. Julian hatte es nicht gelernt, sich auf dem glatten Parkett eines Fürstenhofes zu bewegen, und er muß in der Tat eine schlechte Figur gemacht haben, wenn anders die boshafte Schilderung, die einer seiner wütendsten christlichen Gegner ‚Gregor von Nazianz' aus den Erinnerungen einer gemeinsamen Studienzeit von ihm entworfen hat, auch nur in groben Zügen zutrifft. „Sein beweglicher Nacken," so ungefähr äußert sich Gregor, „das gewaltsame Zucken und Stoßen der Schultern lassen die ganze Unruhe und Zerfahrenheit seines Wesens erkennen. Die unsichern und schlotternden

*) Vgl. Mau, Die Religionsphilosophie Kaiser Julians. Leipzig 1907.

Beine wechselten oft ihre Stellung. Sein lebhaft herumschweifendes Auge blickte wild und unstet umher; die Nüstern blähten sich bald vor Hochmut, bald vor Verachtung, und die lächerlichen Gesichter, die er bisweilen schnitt, ließen dieselbe Gesinnung erkennen. Sein Lachen war unbändig und erschütternd; beständig nickte er mit dem Kopf, ohne daß ein Grund dafür gewesen wäre. Stockend kamen die Worte bei ihm heraus; in seinen wirren und unsinnigen Fragen war kein Zusammenhang, und die Antworten, die übereinanderstolperten und nicht ruhig noch anständig vorgebracht wurden, waren nicht besser." Gewiß, niemand wird verkennen wollen, daß wir hier eine Karikatur vor uns haben; aber sie ist gut, voll Geist und Witz und weiß den Gegner an seinen schwachen Stellen zu treffen. Wahrlich, dieser Mann, der noch dazu durch die Vernachlässigung seiner äußern Erscheinung, durch den einfachen Philosophenmantel und den unmodernen Spitzbart aus seiner neuen Umgebung herausfiel, — er paßte nicht an den Hof des prachtliebenden Constantius.

Zu seinem Glück fand Julian hier bei einer edlen Frau Halt und Hilfe: die Kaiserin Eusebia wurde seine gütige Fürsprecherin. Sie war es, die ihm bei Constantius die Erfüllung seines sehnsüchtigsten Wunsches zu erwirken wußte: im Juli 355 erhielt er die Erlaubnis, nach Griechenland zu gehen, um sich in Athen wieder seinen wissenschaftlichen Studien zu widmen. Nur wenige Monate hat er in der alten Universitätsstadt zugebracht. Aber im Verkehr mit den besten Geistern des Heidentums befestigte sich in ihm die Erkenntnis der Inferiorität des Galiläerglaubens. Freilich durfte er jetzt, wo er von hundert argwöhnischen Augen bewacht war, weniger denn je wagen, seine Sympathien für die Religion der alten Götter offen zu bekennen. Er hat gleichmäßig mit Heiden und Christen verkehrt, und es spricht für den starken Eindruck seiner Persönlichkeit, daß er mit einem so völlig anders gearteten Manne wie Basilius von Cäsarea, dem eifrigen Förderer des Mönchtums, eine dauernde Freundschaft schloß.

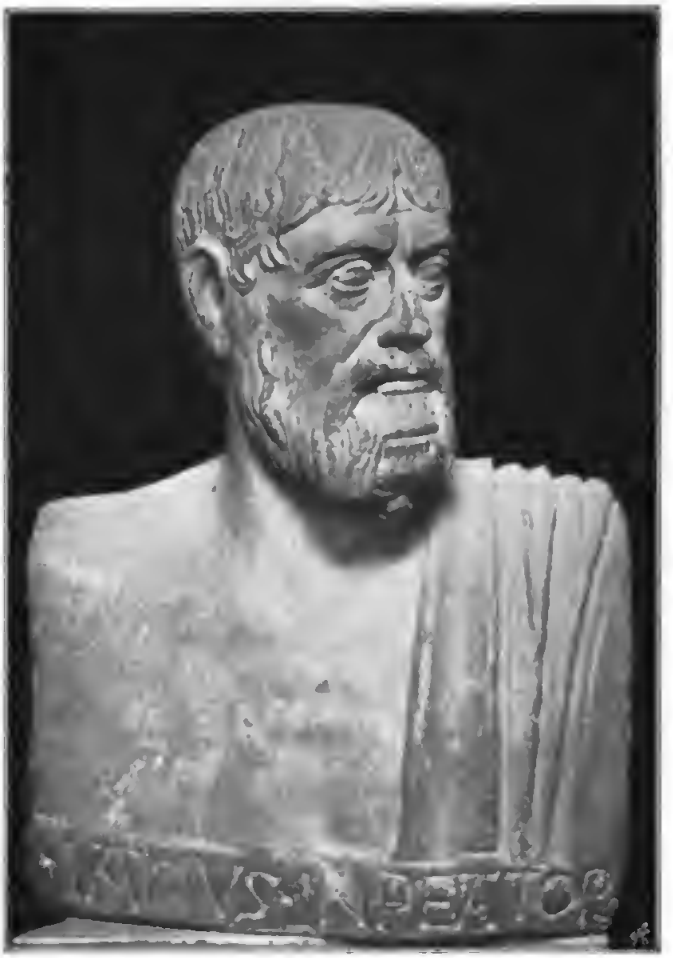
Der Studienaufenthalt in Athen sollte nur eine kurze Episode bleiben, da Julian jetzt dem Throne am nächsten stand und die Pflichten, die seine hohe Geburt ihm auferlegte, alsbald an ihn herantraten: er mußte den Philosophenmantel mit dem Panzer des Kriegers vertauschen.

Seit einiger Zeit hatte die germanische Völkerflut wieder begonnen gegen die römischen Grenzen zu branden, und die Gefahr war jetzt um so größer, als die Barbaren den ernsten Willen hatten, sich auf dem Reichsgebiet seßhaft zu machen. Der Kaiser mußte diesen Angriffen mit Entschiedenheit entgegentreten. Aber er hatte die bittre Erfahrung machen müssen, daß der siegreiche Heerführer sich gegen seinen obersten Kriegsherrn erhoben hatte. Um der Wiederkehr solcher Erschütterungen des kaiserlichen Ansehens vorzubeugen, beschloß Constantius — wieder auf die Verwendung der Eusebia — seinen Vetter Julian zur Cäsarenwürde zu erheben und mit der Führung des Krieges in der Provinz Gallien zu betrauen, die am meisten unter den Einfällen der Germanen zu leiden hatte und schon zur Hälfte verloren war. So wurde der Prinz aus Athen abberufen und am 6. November 355 dem bei Mailand versammelten Heere als Cäsar vorgestellt. Gleichzeitig gab ihm Constantius seine Schwester Helena zur Gemahlin, um ihn von der Aufrichtigkeit seiner freundlichen Absichten zu überzeugen. Noch vor Jahresschluß begab sich der Cäsar auf seinen hohen Posten.

Mit der gallischen Statthalterschaft beginnt eine neue Episode im Leben Julians: der Philosoph wird zum Feldherrn und Staatsmann. Denn mit dem ganzen Enthusiasmus seiner leidenschaftlichen Natur warf er sich auf die ihm gestellte Aufgabe. Er wollte sich nicht mit der dekorativen Rolle begnügen, die der mißtrauische Vetter ihm zugedacht hatte, sondern selbst handelnd die eigene Kraft betätigen. Durch eifriges Studium der strategischen Werke bereitete er sich für den Krieg vor, und schon am Ende des ersten Jahres fand er Gelegenheit seine militärischen Talente bei der Verteidigung von Sens zu zeigen. Er hatte dafür die Genugtuung, daß er in Anerkennung seiner Verdienste im Jahre 357 wirklich mit dem Oberkommando betraut wurde. Obwohl er auch jetzt noch mit der Unbotmäßigkeit und dem Übelwollen mehrerer der ihm unterstellten Heerführer zu kämpfen hatte, gelang es ihm doch, in das Machtgebiet der Alemannen vorzustoßen. Bei Straßburg trifft er auf den fast dreimal überlegenen Feind, der vom Alemannenkönig Knodomar befehligt wird. In heldenmütigem Kampf erringen die römischen Truppen dank ihrer überlegenen Führung, sowie ihrer bessern Bewaffnung und Taktik einen entscheidenden Sieg. Dieser glänzende Erfolg machte die Römer wieder zu den unbestrittenen Herren des linksrheinischen Gebietes. Julian war jetzt sogar in der Lage, den Rhein zu überschreiten und durch einen kräftigen Offensivstoß gegen das eigentliche Germanien die Autorität der römischen Waffen wieder zur Geltung zu bringen. Solange er die Statthalterschaft im Westen geführt hat, ist Gallien von neuen Barbarenangriffen verschont geblieben.

Der Cäsar konnte sich nun in Ruhe der wirtschaftlichen Hebung seiner Provinz widmen. Es war eine dankbare Aufgabe, aber auf Schritt und Tritt sah er sich durch den Eigennutz und den bösen Willen einer unzuverlässigen und habsüchtigen Beamtenschaft gehemmt. Bis in die höchsten Kreise erstreckte sich die Korruption, und Julian empfand es bitter, daß ihm die Macht fehlte, diesem Übelstande abzuhelfen. Denn die Ernennung der Beamten lag nicht in seiner Hand, sondern

war ein Privileg des Kaisers. So sehr Constantius den Wünschen seines Vetters auf militärischem Gebiete entgegengekommen war, nachdem er einmal dessen Tüchtigkeit erkannt hatte, — in der Verwaltung wollte er das Heft in der Hand behalten. Die großen Erfolge Julians hatten auch des Kaisers nie schlafendes Mißtrauen in verstärktem Maße wachgerufen, und er wollte auf jede Weise verhindern, daß der Thronfolger in Gallien eine Stellung errang, die eine Gefahr für seine eigene Herrschaft bedeutete. Zu dem Zwecke hatte er ihm als ersten Zivilbeamten, als Prätorianerpräfekten, den Florentius an die Seite gesetzt, der den Auftrag hatte, alle Schritte des Cäsar scharf zu beobachten. Florentius nützte seine Stellung in habsüchtiger und eigennütziger Weise aus, und mehr als einmal sah sich Julian veranlaßt, gegen seine frechen und frivolen Übergriffe Front zu machen. Es war zu erwarten, daß er sich durch seine gewissenhafte Kontrolle den Prätorianerpräfekten zum Feinde machte. Doch Julian war nicht der Mann, der sich dadurch schrecken ließ. Ihm lag vor allen Dingen das Wohl seiner Untertanen am Herzen, und er setzte seinen ganzen Enthusiasmus und seine Willenskraft daran, sie gegen die Ausbeutung von seiten der Beamten zu schützen. Da er selbst den Spezialgesandten des Kaisers, den comites, die Gallien auf ihren Inspektionsreisen berührten, mit der gleichen Energie entgegentrat, so war die unausbleibliche Folge, daß die Zahl seiner Gegner bei Hofe immer größer wurde. Sie säumten nicht, den Kaiser in ihrem Sinne zu beeinflussen, und so trat zwischen den beiden Vettern eine tiefgehende Verstimmung ein, die bald zum offenen Bruch führen sollte.



Julian Apostata. Marmorbüste im Kapitolinischen Museum zu Rom. Photographie von D. Anderson in Rom.

Der Becher war bereits bis zum Rande gefüllt, als ihn die Forderung des Kaisers, einen Teil der gallischen Armee als Verstärkung nach dem Orient zu detachieren, zum Überlaufen brachte. An und für sich war der Befehl des Constantius in Anbetracht des wenig glücklichen Verlaufs des Perserkrieges wohl verständlich. Die persischen Waffen hatten nämlich in den letzten Jahren solche Fortschritte gemacht, daß Constantius beschlossen hatte, in Person den Kampf mit verstärkter Heeresmacht aufzunehmen. Die Heranziehung der wohlgeschulten gallischen Truppen war daher beinahe geboten. Indessen die Modalitäten, unter denen der kaiserliche Befehl ausgeführt werden sollte, lassen deutlich erkennen, daß ein Schlag gegen den Cäsar selbst geplant war. Die Mitwirkung des Oberstkommandierenden des Heeres wurde völlig ausgeschaltet, und der kaiserliche Legat war angewiesen, unmittelbar mit den Generalen Julians zu verhandeln.

Diese Maßregeln machten den Cäsar betroffen, und er dachte einen Augenblick daran, seine Würde niederzulegen. Denn er fürchtete nicht ohne Grund, daß der Unwille der Truppen sich gegen ihn wenden würde, weil er sich bei der Werbung verpflichtet hatte, sie nicht jenseits der Alpen zu verwenden, und nun trotzdem sein Wort zu brechen bereit war. Wenn er sich dennoch entschloß, auf seinem Platze zu bleiben und dem Befehl des Kaisers nachzukommen, so ist seine Unterwerfung schwerlich aufrichtig gemeint gewesen. Dürften wir seinen eigenen Worten glauben, so hat er alles getan, um die

Truppen zum Gehorsam zu veranlassen. Aber wenn ich mich nicht täusche, strafen seine Handlungen seine Worte Lügen. In kluger Berechnung führte er seinen Kriegern noch einmal vor Augen, wie väterlich er für sie sorgte, um ihnen den Abschied von ihrem Führer besonders im Hinblick auf das ungewisse Schicksal eines Feldzuges im Orient doppelt schwer zu machen und sie auf indirektem Wege zur Meuterei zu veranlassen.

Seine Hoffnung hat ihn nicht betrogen. Noch in der Nacht nach dem Abschiedsfest brach der Aufstand unter den Truppen aus, die sich weigerten, den Marsch nach dem Orient anzutreten: der Palast wurde umstellt und Julian zum Augustus ausgerufen. Das bedeutete nichts andres, als daß er zum Gegenkaiser bestellt war. Nach hartem, innern Ringen — das werden wir ihm glauben dürfen — hat er sich bereit erklärt, dem Rufe seiner Truppen zu folgen. Noch mochte er hoffen, daß es möglich sein werde, zu einem friedlichen Einvernehmen zu kommen. Es war ja nicht das erstemal, daß ein Cäsar die Mitregentschaft ertrotzt hatte. War nicht Maximianus auf demselben Wege zum Augustustitel gelangt, den er dann durch zwei Jahrzehnte in Gemeinschaft mit Diokletian geführt hatte? Jetzt beschritt auch Julian den Weg der Verhandlungen. In einem ehrerbietigen Berichte setzte er den Kaiser von dem Geschehenen in Kenntnis und erbat seine Zustimmung zur Rangerhöhung. Indessen Constantius war nicht gesonnen, dem jüngern Vetter die Hand zu reichen, und wenn sich auch die Verhandlungen noch monatelang hinzogen, war der endgültige Bruch doch nicht mehr zu vermeiden.

Wieder stand Rom vor dem Bürgerkriege! Aber ein gütiges Geschick verhütete das Blutvergießen. Schon befanden sich die Heere der beiden Rivalen auf dem Marsch, als ein heftiger Fieberanfall dem Leben des Kaisers am 3. November 361 ein Ende machte. Mit dreißig Jahren war Julian zum Throne gelangt. Nur kurze neunzehn Monate hat seine Regierung gewährt, aber was hat er nicht alles in dieser kurzen Spanne Zeit geplant und erreicht? In raschem Siegesfluge durchzog er das Reich bis zur äußersten Grenze im Osten, und dabei fand er noch Zeit zu umfassenden Reformen und zu reicher schriftstellerischer Tätigkeit. Mit Staunen und Bestürzung mußte Rom die allzuschnelle Hand des Weltverbesserers spüren.

Glorreich und glänzend war der äußere Verlauf seiner Regierung. Constantius hatte ihm den Perserkrieg als Erbschaft hinterlassen, und im Frühjahr 363 hat der Kaiser von Antiochia aus den Vormarsch nach Osten angetreten. In unaufhaltsamem Siegeszuge führte er Heer und Flotte bis vor die Tore der alten Partherhauptstadt Ktesiphon am Tigris. Auch dieses Mal bewies er in der Schnelligkeit des Vordringens seine glänzenden militärischen Fähigkeiten. Aber ihm fehlte der Blick für das praktisch Erreichbare. Anstatt den Frieden anzunehmen, den der geschlagene Feind anbot, setzte er den Kampf auf dem östlichen Ufer des Tigris fort. Doch bald zwangen ihn die großen Schwierigkeiten zur Umkehr. Unter fortwährenden Gefechten mußte das Heer den Marsch nach Norden antreten. Allzuhitzig beteiligte der Kaiser sich selbst am Kampf, bis er in einem Gefecht am 22. Juni 363 die Todeswunde empfing. Er sah sein Ende voraus: mit ruhiger Fassung sprach er auf dem Totenbette mit den ihm befreundeten Philosophen über das zukünftige Schicksal der unsterblichen Seele. Seine christlichen Gegner haben freilich die Verleumdung in die Welt gebracht, daß er den Geist aufgegeben habe mit den Worten: „Du hast gesiegt, Galiläer." In Wahrheit ist er mit stiller Ergebung in sein bitteres Geschick und im festen Glauben an ein jenseitiges Leben gestorben. Der 26. Juni 363 ist sein Todestag. —

Wir haben Julians Entwicklung zum Jüngling und Manne verfolgt und dabei die psychologischen Vorbedingungen kennen gelernt, die uns seine Stellungnahme im Kampfe zwischen Heidentum und Christentum begreiflich machen können. Seit seinem zwanzigsten Lebensjahre für die Philosophie der Neuplatoniker und den Dienst des Sonnengottes Mithras gewonnen, sehnte er den Augenblick herbei, wo er die christliche Maske fallen lassen und offen den Kampf gegen die Kirche der Galiläer aufnehmen konnte. Je schwerer er selbst ein Jahrzehnt hindurch unter dem innern Konflikt zwischen Pflicht und Neigung gelitten hatte, um so mehr drängte es ihn, als er zur Alleinherrschaft gelangt war, den Anhängern der alten Götter wieder die Glaubensfreiheit zu gewähren. Aber auch so würden wir noch nicht voll verstehen können, wie er sich zu dem Riesenkampf gegen das Christentum hat verleiten lassen, wenn wir nicht die Lage der christlichen Kirche jener Tage in ihrer Besonderheit zu erfassen suchten. Denn nur aus der Gesamtheit der historischen Bedingungen, der subjektiven wie der objektiven, können wir zu einer Klärung unsers Problems gelangen.

Die Kirche war im Laufe des IV. Jahrhunderts in ihrer Organisation mächtig erstarkt; sie war zu einer Autorität geworden, die alle Provinzen des weiten Reichs umfaßte. Aber in derselben Zeit, wo sie eine solche äußere Machtstellung errungen hatte, daß sie dem Staate gegenüber fast als gleichberechtigter Faktor erscheinen konnte, war sie von innern Streitigkeiten zerrissen. Ein Menschenalter schon dauerte der Kampf zwischen Arianern und Athanasianern — und noch war ein Ende nicht abzusehen. Das Problem des Verhältnisses zwischen Gott-Vater und Christus stand im Mittelpunkt der erbitterten Kämpfe, die das Volk in zwei Lager spalteten. Hatten auf der großen Reichssynode zu Nicäa die Anhänger des Athanasius — die man auch als Katho-

liken bezeichnete — die Oberhand behalten, sie, die die Wesensgleichheit des Vaters und Sohnes zum Dogma erhoben wissen wollten, so war wenige Jahre nachher die mildere Richtung der Arianer vom Kaiser begünstigt worden. Synode folgte auf Synode, und mit beredten Worten fochten die Anhänger der beiden Sekten den Kampf aus. Aber nicht allein im Disputiersaal, nicht allein mit geistigen Waffen wurde gekämpft. Oft genug wurde bei der Neubesetzung der Bistümer der Streit auf die Straße hinausgetragen.

Die Staatsgewalt durfte diesen Kämpfen gegenüber nicht gleichgültig bleiben. Denn — das war keine Frage — unter dem religiösen Streit verbarg sich ein politischer: die athanasianisch gesinnten Bischöfe wollten die Oberhoheit des Staates über die Kirche nicht anerkennen und verwehrten ihm das Recht, sich in die Angelegenheiten der Religion zu mischen. Gegenüber diesen Tendenzen setzte Constantius auf den Synoden zu Arles und Mailand 355 seinen Willen durch. Athanasius ward abgesetzt und damit zugleich die Schwenkung in der Glaubensfrage vollzogen: das arianische Bekenntnis hatte vorläufig gesiegt; gleichzeitig triumphierte die weltliche Autorität des Kaisers über den Anspruch der Kirche des Abendlandes. Die äußere Uniformität in Glaubenssachen war mit Gewalt erzwungen worden. Das bedeutete freilich die Einführung des Cäsaropapismus in seiner schroffsten Form, die mit hartem Gewissenszwang für die Andersgläubigen verbunden war. Doch darin waren Arianer und Athanasianer einander gleich, daß sie ihre Gegner verfolgten. Welche der Sekten auch den Sieg davontrug, immer würde sie den Staat intolerant machen.

In dieser Situation befand sich die Kirche, als Julian das Erbe seines Vetters antrat.

Ist es unter solchen Verhältnissen wirklich unbegreiflich, daß Julian die christliche Kirche als eine Gefahr für den Staat betrachtete? Vom politischen Standpunkt aus mußte er zu demselben Entschluß kommen, der auch seiner philosophischen Überzeugung entsprach: der Kampf gegen das Christentum war eine Notwendigkeit.

Für den treuen Anhänger der griechischen Philosophie war dieser Kampf naturgemäß gleichbedeutend mit einer Restauration des Hellenentums. Aber wie hat Julian diese Umwandlung herbeiführen wollen? Hat er die Christen mit Feuer und Schwert verfolgt wie Diokletian? Hat er die Untertanen gezwungen, den heidnischen Göttern wieder zu opfern? Nichts von alledem! Seine Religionspolitik kennt keinen Gewissenszwang; sie hat vielmehr die Toleranz auf ihr Banner geschrieben. Volle Freiheit in Glaubenssachen! lautete die Losung. Damit war nicht nur den Anhängern des Heidentums die Verehrung der alten Götter durch tägliche Opfer und feierliche Spiele wieder ermöglicht, sondern auch die verschiedenen Sekten der Christen erfreuten sich wieder der vollen Bewegungsfreiheit. Kein Wunder, daß unter diesen Umständen ein Mann wie Hieronymus die Thronbesteigung Julians mit den Worten begrüßt: „Endlich ist der Herr erwacht, das Ungeheuer ist tot, und die Ruhe kehrt zurück."

Wenn so der neue Herrscher den christlichen Sekten in Glaubenssachen Duldung gewährte, trat er den Machtansprüchen der Kirche mit aller Entschiedenheit entgegen. Er nahm den Bischöfen wieder die Rechtsprechung, die seine Vorgänger ihnen bereits in ziemlich weitem Umfange eingeräumt hatten. Denn er war ganz erfüllt von der antiken Staatsidee, die der weltlichen Obrigkeit allein die Rechtsprechung zuerkennt. Ferner entzog er der Kirche die Rechtsfähigkeit, Vermächtnisse anzunehmen, und stellte durch ein Edikt den früheren Besitzstand der Tempel der heidnischen Götter wieder her. Ein solches Restitutions-Edikt mußte natürlich bei der christlichen Bevölkerung Unruhe und Unzufriedenheit erwecken. Nimmt man hinzu, daß übereifrige Beamte bisweilen den kaiserlichen Befehl schärfer ausführten, als er gemeint war, so kann man begreifen, daß eine ungeheure Aufregung unter den Anhängern des neuen Glaubens entstand.

Aber keine Maßregel haben die Christen härter empfunden, als jenes berühmte Schulgesetz vom 17. Juni 362, das unter dem Namen des Rhetoren-Ediktes bekannt ist. Es ist der erste umfassende Versuch eines Fürsten, auf die Jugenderziehung einzuwirken. Julian übertrug nämlich die Aufsicht über den gesamten höheren Unterricht in Grammatik und Rhetorik den städtischen Verwaltungsorganen und behielt sich selbst die letzte Entscheidung über die Anstellung der Professoren vor. Obwohl im Gesetz mit keinem Worte von dem Unterschied zwischen Hellenen und Christen die Rede war, wußte alle Welt, daß damit den Christen der Unterricht in den öffentlichen Lehranstalten entzogen werden sollte. Und in diesem Sinne hat in der Tat der Kaiser das Gesetz gehandhabt.

Man hat das Rhetoren-Edikt fast zu allen Zeiten als eine Beschränkung der Lehrfreiheit getadelt, und selbst ein so wohlwollender Beurteiler wie Julians Zeitgenosse Ammianus Marcellinus bezeichnet es als eine unbillige Härte, die er am liebsten mit Stillschweigen überginge. Wollen wir ein unparteiisches Urteil gewinnen, so müssen wir versuchen, den Kaiser aus der Anschauung seiner Zeit heraus zu verstehen.

Für Julian galten die Werke der heidnischen Schriftsteller gewissermaßen als Religionsurkunden. Und in der Tat war ja die antike Religion aufs engste mit der allgemeinen Kultur verwachsen, so daß sie nur einen Teil derselben bildete und nicht von ihr losgelöst werden konnte. Deshalb erschien es ihm widersinnig, daß die klassischen Werke von christlichen Lehrern ausgelegt werden sollten, die einen andern Geist atmeten

und der heidnischen Religion feindlich gegenüberstanden. Hatte doch Tertullian offen ausgesprochen, daß die Schriften der Heiden Erzeugnisse des Satans seien, und auch in Julians Zeit wird es nicht an Stimmen gefehlt haben, die im Prinzip die hellenische Bildung verurteilten. War aber das Christentum wirklich unvereinbar mit der antiken Bildung, bestand hier ein Dilemma, so konnte für den begeisterten Anhänger der klassischen Studien die Wahl nicht zweifelhaft sein: die antike Bildung mußte der Welt erhalten bleiben. Mit dieser These war dann aber auch die praktische Konsequenz gegeben. Die Christen mußten überhaupt von den Lehrstühlen der antiken Bildung ferngehalten werden.

Sobald man sich auf den Standpunkt Julians stellt, daß Christentum und Hellenentum in einem unversöhnlichen Gegensatz stehen, gewinnt das Rhetoren-Edikt ein neues

Die Christen fühlten, daß der Kaiser mit diesem Gesetz einen vernichtenden Schlag gegen sie geführt hatte: der Kampf zwischen Heidentum und Christentum, zwischen dem antiken Staat und der Kirche wurde aufs Gebiet der Schule verlegt. Denn wem die Jugend gehörte, dem gehörte die Zukunft. Wenn die Christen ihre Kinder nur bei ihren Glaubensgenossen unterrichten ließen, so bedeutete das unter der Herrschaft des neuen Gesetzes den Verzicht auf alle höhere Bildung. Deshalb diese ohnmächtige Wut, weil sie sahen, daß ihnen der Stempel geistiger Minderwertigkeit aufgedrückt werden sollte! Wenn man aber diesem Übelstand entgehen wollte, so mußte man die Jugend in die Schulen der heidnischen Professoren schicken; dann bestand wieder die Wahrscheinlichkeit, daß sie dem Einfluß des Hellenismus unterliegen würden. Das war die Hoffnung Julians und das war die Furcht der Christen.

Goldmünze auf Julian Apostata. Original im Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin. (Vergrößert.)

Aussehen. Es war nichts andres als ein Versuch, den Jugendunterricht in den Bahnen zu erhalten, die der Vertreter der Staatsgewalt als richtig erkannt hatte. Bei dem unmittelbaren Interesse, das der Staat an der Ausbildung des heranwachsenden Geschlechts hat, kann ihm nicht das Recht bestritten werden, hierfür feste Normen aufzustellen. Und das hat Julian mit seinem Schulgesetz getan. Er hatte hierbei das richtige Gefühl, daß die weitere Entwicklung der Gesellschaft davon abhängig sein würde, ob die gebildeten Kreise dem Heidentum erhalten blieben oder nicht. Deshalb mußte alles vermieden werden, was dem Christentum irgend Vorschub leisten konnte; und wenn seinen Bekennern die öffentliche Lehrtätigkeit genommen wurde, so spielte wohl auch die Überlegung mit, daß sie aus dem Arsenal der antiken Skeptiker selbst die Waffen holen möchten, mit denen sie das Heidentum angreifen konnten.

Aus dieser Angst heraus erklärt sich der furchtbare Haß, mit dem die Galiläer den Kaiser verfolgt haben. Sie waren sich der Größe der Gefahr wohl bewußt und standen ihr doch machtlos gegenüber. Um so lauter war ihr Jubel, als der Kaiser nach kurzer Regierung auf dem persischen Feldzug den tödlichen Lanzenstoß empfing. Sie haben sein Andenken in jeder Weise zu besudeln versucht, und doch haben sie auch beim schlechtesten Willen keine ernsthaften Angriffe gegen ihn vorbringen können*). Er stand über ihren Verdächtigungen, denn er war ein edler Mensch. Wer sich in seine Briefe, diese persönlichsten Zeugen menschlichen Wesens, vertieft, wird sich diesem Eindruck nicht entziehen können. Die Empfänglichkeit seines Gemütes und seine weitsichtige Toleranz, die

*) Vgl. die Abhandlung von Joh. Geffcken: Julian und seine christlichen Gegner. Neue Jahrb. für Philolog. 1908, 161 ff.

Kühnheit seiner Entschlüsse, der feste Glaube an die eigene Mission und das daraus entspringende Pflichtgefühl sind Eigenschaften, durch die der Apostat die große Mehrzahl seiner christlichen Vorgänger und Nachfolger auf dem Thron um Haupteslänge überragt. Freilich, an Schatten fehlt es nicht ganz: die nervöse Unruhe seines Wesens, die Selbstgefälligkeit und Eitelkeit des Schriftstellers sind menschliche Schwächen. Aber sie können dem Gesamtbilde doch nicht ernstlich Abbruch tun. Mit seiner Persönlichkeit wird auch der Sympathie empfinden, der seinen Reaktionsversuch gegen das Christentum von vornherein als aussichtslos betrachtet. War doch sein Kampf gegen die neue Religion aus den reinsten Motiven hervorgegangen: er wollte der Welt den Reichtum und die Freiheit der hellenischen Bildung und den Zusammenhang mit der großen Vergangenheit erhalten wissen. So kann man sagen, daß er — der weltabgewandte Asket — für die Weltfreudigkeit des Hellenentums in die Schranken getreten ist. Und zum zweiten war es seine Absicht gewesen, die Hoheitsrechte des Staates gegenüber den Ansprüchen der Kirche zu verteidigen und doch den Gewissenszwang zu vermeiden, der den Cäsaropapismus so unerträglich macht. — Aber auch seine Kampfesweise muß bei unparteiischer Betrachtung Anerkennung finden. Denn die Waffen, mit denen er den Streit geführt hat, sind ritterlich gewesen. Er hat keine Märtyrer des Glaubens geschaffen, sondern unter dem Banner der Toleranz gefochten. Und wenn die Christen unter seinem Rhetoren-Edikt geseufzt haben, so verdanken sie doch gerade diesem Gesetz einen unendlich großen und segensreichen Fortschritt. In den Stunden der Gefahr, als es schien, als sollten sie für immer von den Quellen griechisch-römischer Bildung ausgeschlossen werden, ist in ihnen die Erkenntnis zum Siege gelangt, daß das griechische Heidentum geistige Kräfte enthielte, die auch sie nicht entbehren wollten noch konnten. Jener Satz, daß Hellenismus und Christentum in einem unauflöslichen Widerspruch ständen, war also falsch. Jetzt war die Aufgabe gestellt, eine Lösung aus diesem scheinbaren Dilemma zu finden. Der Weg zu diesem Ziele konnte nicht mehr zweifelhaft sein. Denn das eine war gewiß, die Errungenschaften der hellenischen Kultur durften als Bildungsmittel wahrer Humanität nicht verloren gehen.

Mit dem Tode Julians war der Sieg des Christentums entschieden. Er hatte den Versuch gemacht, die Entwicklung der Geschichte zurückzuschrauben, und war gescheitert, weil er nicht erkannt hatte, daß die antike Religion bereits entwurzelt war und daß seine verwirrende Religionsphilosophie dem tiefern Bedürfnis nicht mehr zu genügen vermochte. Auch in den Menschen seiner Zeit hatte er sich getäuscht: mit Bitternis muß er es empfunden haben, daß sie seinem Gedanken, den Staat in den Dienst der Nächstenliebe zu stellen und dadurch das Wirken der Christengemeinden zu überbieten, so wenig Verständnis entgegenbrachten. So war sein Wirken in jedem Sinne ein Anachronismus gewesen, und deshalb war es ein Glück für ihn, daß ein früher Tod ihn dahinraffte, ehe ihm selbst die Undurchführbarkeit seines großen Planes zum Bewußtsein gekommen war. Sein Nachfolger Jovian war ein treuer Bekenner des Galiläerglaubens, und wenn er auch in seiner kurzen Regierung nicht dazu gekommen ist, das Rhetoren-Edikt aufzuheben, so hat doch bereits Valentinian diesen Schritt getan. An dem Grundsatz der religiösen Toleranz hielten die Kaiser freilich noch fest. Doch sehr bald ändert sich auch in diesem Punkte die Haltung des Staates. Durch ein Edikt vom Jahre 382 hat Kaiser Gratian der alten Religion und ihren Bekennern jede Unterstützung des Staates entzogen, indem er die athanasianische Orthodoxie als Vorbedingung des vollen Staatsbürgerrechts forderte. Damit hatte der Staat von neuem in dem Kampfe zwischen Heidentum und Christentum Partei ergriffen. Die Intoleranz hatte gesiegt: das Christentum war zur Staatskirche geworden.

Die Wolke.

Heut sah ich eine Wolke
Am Mittagshimmel stehn
Und dacht': die wird vom Volke
In vieler Form gesehn.

Die einen sehn nur Ballen
Aus Wasserdampf in ihr,
Den andern dünkt mit Krallen
Und Hörnern sie ein Tier.

Die dritten wieder wähnen
Ein Götterboot zu sehn,
Und bangen unter Tränen
Nach seinen lichten Höhn.

Wir formen und verschieben
Sie ganz nach Phantasie. —
Die Mädchen, die wir lieben,
Sind Wolken so wie die.

Wenn andre anders schauen,
Was schiert uns fremder Blick?
Ich seh' ein Boot im Blauen,
Das führt mein Herz zum Glück! —

Georg Busse-Palma.

Hausmalereien in Murnau.

Von Franz Zell, Architekt in München.

Mehr Farbe! so könnte man das bekannte Wort Goethes variieren, wenn man durch die grauen Straßen unserer großen und kleinen Städte wandert; alles ist grau, die Häuser, die Straße, auch meist der Himmel. Nüchtern und farblos, wie unser ganzes Leben geworden ist, sind auch unsere Kleidung, unser Leben und Treiben, sind unsere Kunstäußerungen. War nicht gerade die Kunst eines jeden kulturell hochstehenden Volkes immer eine farbige? Ja die Anwendung von Farbe, könnte man fast sagen, kann als Gradmesser einer Kunstentwicklung betrachtet werden. Die Kunst aller hochstehenden Zeiten und Völker zeichnet sich durch Farbenfreudigkeit und, was noch wichtiger, durch feines Empfinden in der Zusammenstimmung der Töne aus.

Aus Italien, dem Mutterlande der Künste, kam zu uns über die Alpen die Sitte der Hausmalerei, und in Tirol und Oberbayern fand sie weiteste Verbreitung, ja sie wurde im besten Sinne volkstümlich, sie drang bis in die Dörfer; sogar einzeln stehende Bauernhöfe sehen wir im üppigsten Farbenschmuck. Die Kunst der Freskomalerei wurde hierzulande schon seit den ältesten Zeiten gepflegt, wie vorhandene Reste zeigen und aus Urkunden hervorgeht.

Es ist ja bekannt, daß die Straßen und Häuser der mächtigen Reichsstadt Augsburg wie der kurfürstlichen Landeshauptstadt München vor und besonders zur Zeit der Renaissance mit herrlichen Malereien prangten. Und all die kleinen Städte, Märkte und selbst Dörfer im Hochland suchten den ob ihrer Herrlichkeiten weitberühmten Städten nachzuahmen oder gar es ihnen gleichzutun. Wasserburg, Weilheim, Landsberg, Berchtesgaden, Tölz, Wolfratshausen, Mittenwald und das weltbekannte Oberammergau wetteiferten förmlich, ihre Häuser mit prunkender gemalter Architektur und farbenprächtigen Bildern zu schmücken.

Türmchen der Mariahilf-Kirche.

Einfache, schlichte Bauernmaler waren es, die so meisterlich es verstanden, den Häusern die entzückende Farbenzier zu geben. Freilich hatten sie eine gute Schule, denn sie waren bei den Kirchenmalern tätig, wie etwa der flinke „Lüftl-Maler" Franz Zwink in Oberammergau, der sicherlich viel bei der Ausmalung der weit und breit berühmten Ettaler Klosterkirche unter Meister Knollers Führung mithalf, — in Mittenwald war es der Maler Karner, dessen pinselgeübte Hand nicht nur die Häuser Mittenwalds, sondern auch die Bauernhäuser in der ganzen Umgegend, im Wallgau und in der Jachenau bemalte. In der Miesbacher und Schlierseer Gegend war der famose Böhamb, von dem noch eine Reihe von herrlichen

Malereien an den Häusern zu sehen sind. Er war der echte und rechte Bauernmaler, der auch gelegentlich einen „Kammerwagen", d. i. die Hochzeits-Einrichtung der ländlichen Bevölkerung, mit reicher Phantasie, meist religiösen Inhaltes, bemalte. Und in der Ammerseegegend war der „Lechmaler" Hans Baader, gebürtig aus Lechmühle am Lech, tätig, der sein Geburtshaus mit originellen Malereien versah und durch eine Reihe von Kirchen und anderen Häusern der Nachwelt von seiner Kunst Nachricht gibt.

Wer sich für die Kunst der Hausmalereien Oberbayerns noch weiter interessiert, dem sei ein Studium der Publikation: „Bauernhäuser und Hausmalereien im bayerischen Hochland", vom Schreiber dieses im Jahre 1900 herausgegeben (Verlag von Heinrich Keller, Frankfurt), empfohlen; hier finden sich die schönsten Beispiele auf stattlichen Tafeln abgebildet, während der Text das wichtigste über dieses Thema bringt.

Eingang zum Murnauer Rathaus mit Ortswappen.

Eingang zum „Gasthof zur Post".

Aber nicht bloß künstlerisch, sondern auch technisch vorzüglich sind diese Hausmalereien ausgeführt; denn heute nach 100 und 150 Jahren sehen sie so frisch aus, als wenn sie erst vor wenigen Tagen vollendet worden wären. Bekanntlich sind diese Bilder in der „al fresco"-Manier ausgeführt, d. h. die Farben werden auf den eben geputzten Grund, also naß auf naß aufgetragen, die Farben dringen

in den Malgrund ein und verbinden sich fest mit diesem.

Das XIX. Jahrhundert, das uns auf technischem Gebiete so unendlich viele Fortschritte schenkte, brachte in bezug auf Geschmack ein völliges Fiasko. Die doktrinären Anschauungen vom Anfange dieses Zeitabschnitts, soziale und politische Verhältnisse und Umwälzungen rissen den Faden einer jahrhundertelangen gesunden traditionellen Entwicklung jählings ab, und die Farbe wurde verpönt.

Haus des Kupferschmiedes Leopold Raab.

Haus des Glasermeisters Kasimir Waltenberger.

Da trat zu Ende des Jahrhunderts eine Reaktion ein, die sich mit Macht der üblichen Geschmack- und Schablonenhaftigkeit entgegenstemmte und nun auch der Farbe, wenn auch in anderer Weise, zu ihrem Recht verhelfen soll. Besonders eine Bewegung faßt zurzeit in Deutschland mit Riesenschritten Wurzel: die Wiederaufnahme und Pflege heimatlicher volkstümlicher Kunst.

Auch die Fassadenmalerei kommt wieder zu Ehren und wird namentlich in Süddeutschland allenthalben aufgenommen. In Tölz ist es Meister Gabriel von Seidl, der dort unter Überwindung von großen Schwierigkeiten das Rathaus und das reizende Marienstift schuf und beide mit prächtigen Malereien schmückte. Aber auch bei einfachen Bürgerhäusern leiht der berühmte Architekt seinen wert-

vollen Rat; er gibt die Farbentöne an, da und dort eine etwas reichere ornamentale oder figürliche Malerei, und so entstand im Laufe der Jahre eine stimmungsvolle, farbenfreudige Hauptstraße, ähnlich wie es vor langer Zeit auch gewesen war.

In Oberammergau, an dem dortigen Museumsbau, ist ein mehr als 10 m langes Freskobild, welches das Leben und Treiben auf der ehemaligen „Rottstraße" (Verkehrsstraße zwischen Augsburg und Venedig) zur Darstellung bringt.

Bergkuppen, links Herzogstand und Heimgarten, weiter rechts der Krottenkopf; rechts lugt das Ettaler Mandl vor, und von Süden grüßt die Zugspitze, Deutschlands höchster Berggipfel. Der Staffelsee bietet mit seinen sieben Inseln ein selten schönes Bild. Von Murnau aus ist mit der elektrischen Bahn das berühmte Passionsdorf Oberammergau in einstündiger Bahnfahrt zu erreichen. Östlich und nördlich beginnt sich das Land allmählich zu verflachen.

Murnau, 680 m über dem Meere gelegen, ist ein Marktflecken mit etwa 1700

Verlag und Buchdruckerei des „Staffelsee-Boten".

Auch in Städten wie München, Augsburg, Ulm, Bamberg sind in den letzten Jahren zum Teil hervorragende Fassadenmalereien entstanden, es sei nur das berühmte Rathaus in Ulm hervorgehoben.

Heute sind wir in der Lage, ein Beispiel in Bildern vor Augen zu führen, das so recht die Vorliebe für Farbenschmuck seitens der ländlichen Bevölkerung zeigt: Es ist der Markt Murnau an der Bahnlinie München-Garmisch, am Staffelsee. Gegen Süden liegt ein ehemaliges Seebecken, das Murnauer Moos, im Hintergrunde erheben sich mächtige

Einwohnern, mit nicht unbedeutendem Fremdenverkehr. Die stattliche Markt- oder Hauptstraße durchzieht den Ort und gibt ihm ein städtisches Aussehen. Gegen Osten erheben sich Straßen und Häuser auf einer Anhöhe, während das alte Schloß, nunmehr Rentamt, und die stattliche Pfarrkirche im Barockstil das ganze Landschaftsbild beherrschen. 1703 wurde Murnau von den Tirolern vollständig niedergebrannt, und auch im XIX. Jahrhundert litt der Ort wiederholt durch Brandschaden.

Die Häuser an der Marktstraße sind

alle bescheidener Natur, so wie es eben das Bedürfnis erforderte. Einige stattliche Gebäude beleben das Straßenbild, so das Haus des „Zacherl-Bräu", der „Gasthof zur Post" und das 1842 im „gotischen" Stil erbaute Rathaus, mit dem Wappen von Murnau, dem Drachen.

Nun sollen sämtliche Häuser dieser Hauptstraße einen ornamentalen und figürlichen Farbenschmuck oder doch wenigstens einen farbigen Anstrich erhalten. Und mit wie wenig Mitteln wird da oft eine staunenswerte Wirkung erzielt! Gut gewählter Häuseranstrich, weiße oder farbige Fensterumrahmungen, grüne oder farbige Läden, nicht zu vergessen ein hübsches Blumengitter mit gut gepflegten Blumen, meist Geranien und Nelken, eine Bank vor dem Hause, eine Nische mit einer Heiligenfigur — das genügt, um sofort ein Haus hübsch und gemütlich erscheinen zu lassen; das hat noch alles den Vorteil, daß es nicht viel kostet.

Professor Emanuel von Seidl hat sich zur Aufgabe gemacht, sämtliche Häuser der Marktstraße, ja des ganzen Marktes, mit originellen Hausmalereien oder doch gediegenem Hausanstrich zu versehen und durch einfache geschmackvolle Renovation einheitlich dem Gesamtbilde einzufügen. Während ein Teil der Fassaden nur mit farbigen Fensterumrahmungen versehen ist, zeichnen sich wieder andere durch reichen figürlichen Schmuck aus. Die Mariahilfkirche, ein kleines, bescheidenes, aber reizendes Bauwerk, wurde in der Mitte des XIX. Jahrhunderts „restauriert", das heißt gründlich verdorben; es wurde ihm ein gotischer, mißverstandener Turm aufgesetzt. Professor von Seidl ließ diesen entfernen und gab ihm die jetzige Gestalt, die Fassade wurde in reizender Art nach seinen Angaben bemalt. Es sind immer mehrere bestimmte Töne, mit welchen der Architekt operiert; dort ist es sattes Rot, dort gelbe, hier blaue und dort wieder violette Töne, welche als Hauptfarbe vorherrschend sind.

Haus des Meinrad Kellner, 1332—1803 Kloster Ettalisches Amtshaus.

Was für ein belebendes, wichtiges Moment Fensterläden in einem Straßenbild geben, das können wir in dieser Straße genau studieren; vorzüglich illustrieren es unsere beigegebenen Abbildungen. Um die Häuser vor unschönen Reklameschildern zu schützen, gibt der Künstler gleich die Firmen selbst an, wobei nach alter Handwerksart auch die Embleme der Handwerke wieder zu Ehren kommen. So weist der Ochse darauf hin, daß im Hause ein Metzger das Handwerk ausübt; Weinranken deuten darauf hin, daß wir uns vor einer Weinwirtschaft befinden; dort kann es keinem Zweifel unterliegen, daß wir vor einem Bräuhaus stehen. Die Gerste haltende Bäuerin und der Brauer mit der Malzschaufel bezeugen das. Ist das nicht eine auffallendere, eine unendlich mehr künstlerische,

eine feinere Art der Reklame als dieser entsetzliche Firmenunfug, der sich heute in unseren Straßen, auch schon in der Kleinstadt und in den Dörfern breit macht? Wie fein ist das Haus des Metzgers Haller als Geschäftshaus eines Metzgers charakterisiert! Auch das Rathaus, ein Bau aus der schlechtesten Zeit des XIX. Jahrhunderts, machte Seidl durch einfache Tönung des Hauses und ein reizendes Bild mit der von Professor Kolmsperger gemalten Ansicht des Marktes Murnau vom Jahre 1626 genießbar.

Schlosserei von Josef Fastl.

Die Initiative zu dieser Neugeburt Murnaus im Sinne einer einstmals im ganzen bayerischen Hochlande üblichen volkstümlichen Kunst, geht von Professor Emanuel von Seidl aus, der sich hierdurch selbst ein Kulturdenkmal geschaffen hat; es wäre freudigst zu begrüßen, wenn auch andere Orte durch das Beispiel von Tölz und Murnau sich herbeiließen, diese Art von Hausverschönerung im besten Sinne des Wortes nachzuahmen. Meister Seidl begutachtet alle einzureichenden Pläne, welche ihm vorgelegt werden, und unterzieht sie einer Korrektur. Auf seine Vorschläge gehen die Bewohner mit Freuden ein, wobei sie bei der Ausführung mit Rat und Tat unterstützt werden. Auch gibt der Architekt Winke und Ratschläge beim Anstrich der Häuser usw. Freilich mußte Seidl schon manch finanzielles Opfer hierbei bringen; denn bei manchem Haus mußte der Architekt, um seine Idee durchzubringen, in seine eigene Tasche greifen.

Die Bevölkerung verdient ganz besondere Anerkennung, daß sie in solch erfreulicher Weise auf die Ideen des Architekten eingeht. Ein solches Vorgehen zeugt von wirklich großem Gemeinsinn. Auch der Gemeindevertretung muß alle Hochachtung gezollt werden, da sie die Pläne eines Künstlers in so verständnisvoller Weise unterstützt und fördert.

Der Lohn wird nicht ausbleiben: Ist einmal der ganze Markt in dieser hochkünstlerischen Weise neu erstanden, so dürfte es wohl kaum einen zweiten Ort geben, der sich wie Murnau in so einheitlicher Durchführung eines künstlerischen Hausschmuckes erfreuen kann. Und Murnau wird ein Anziehungspunkt für die Fremden sein, auch ohne marktschreierische Reklame. Möchten die Murnauer das begonnene Werk der Neuerstehung ihres Ortes mit Energie durchführen, zum Stolze des bayerischen Hochlandes und zum Stolze ihrer Bürgerschaft!

Wenn wir vorher davon sprachen, es wäre zu begrüßen, daß auch andere Orte das Beispiel von Murnau nachahmten,

so sind wir in der Lage auch gleich berichten zu können, daß die Orte Kohlgrub und Oberammergau ebenfalls bestrebt sind, das Vorgehen Murnaus im besten Sinne des Wortes nachzuahmen. Ganz besonders ist das für Oberammergau mit Freude zu begrüßen, denn nicht nur, daß in diesem Orte früher fast jedes Haus bemalt oder doch wenigstens mit einem Heiligenbild geziert war, sondern dieser Ort erfreute sich auch einer traditionellen volkstümlichen Kunst. Daß jeder Oberammergauer in gewissem Grade ein geborener Theaterdarsteller ist, das weiß ja alle Welt aus den weitberühmten Passionsspielen. Aber nicht minder berühmt waren die Ammergauer Schnitzereien und Spielwaren, die Wachsarbeiten und die Glasbilder, die Absatz in ganz Europa fanden. So bildete im Laufe der Zeit sich ein kunstgeübtes Schnitzer- und Malervölkchen heran, das bis in das erste Drittel des XIX. Jahrhunderts eine typisch lokale Kunst ausübte.

Metzgerei von Ludwig Haller.

Diese Kunst war recht volkstümlich, sie drang selbst in die Hütte auch des Minderbemittelten, und tatsächlich sehen wir jede Haustür, jedes Möbel, jede Kleinigkeit mit künstlerischem „Schmiß" durchgeführt. Und so wundert es uns nicht mehr, wenn wir in diesem Orte fast jedes Haus bemalt finden — ein immerhin noch beträchtlicher Rest gibt heute noch Zeugnis von dieser Kunstübung. — Doch wir hoffen, vielleicht später in diesen Blättern noch ausführlicher darauf zurückkommen zu können.

Im Spätlicht.

Wieder ging ein harter Tag;
Nach den Fesseln, nach der Frone
Reicht das Spätlicht mir die Krone,
Steht in Purpur mein Gemach.

All mein Trotz, so heiß und wild,
Rinnt in Tränen und verblutet:
Abendrosenlichtumflutet
Grüßt der toten Mutter Bild . . .

Und es lebt! . . . Sie naht und schließt
Mich in ihren Arm, und lange
Preßt sich Wange heiß an Wange,
Und vereint die Träne fließt.

Paul Grotowsky.

Die Wiener Freudenau. Von W. Fred-Wien.

Man läßt den Ton auf der letzten Silbe und verschiebt dadurch den guten, ursprünglichen und naiven Sinn, den der Name eigentlich hatte. Denn Freudenau, damit meinten die braven Leute, die die Wiesen da unten ehemals so nannten, wirklich eine Freuden-Au; wie ja überhaupt die Auen sich dort unten so lieblich dehnen, am Donaufluß entlang, an den sanft sich verzweigenden Armen des großen und doch vom Romantischen bis zum Lieblichen alle Abwechslungen bietenden Stromes. Uns heute ist die Freudenau etwas anderes, hat die Bedeutung eines harmlosen Spaziergehortes längst verloren. Jetzt ist sie für unser Gefühl dasselbe wie der Prater, wie es ja auch geographisch stimmt, daß die Freudenau ein Teil des Praters ist. Der Prater, auch „Nobelprater" genannt, war an seinem Anfang auch nichts gar so Wienerisch-Populäres, was auch der Name zeigt, sondern etwas Höfisches, nach dem spanischen Prado vielleicht betitelt, ein Reitgehege und Jagdpark für die hohen Herren. Erst im letzten Jahrhundert, als Österreich Kaiser hatte, die — teils von der Neigung ihres Herzens, teils von politischer Einsicht getrieben — die waschechten Wiener spielten, dem Volke nahe sein wollten und das spanische Zeremoniell für eine Weile aufgaben, erst in diesen Jahrzehnten hat der Prater jede spanische Nebenbedeutung verloren und ist geworden, was er heute ist, ein Ort fürs Volk. Fürs Volk, wenn's auch hinauf geht bis zu den Kavalieren, die in der Früh ausreiten, der eleganten, bürgerlichen und aristokratischen Welt, die durch die Hauptallee fährt, einer Erzherzogin, die sich der Menge zeigt, dem Kaiser, der unermüdlich grüßt — es ist doch der Prater fürs Volk. Und die Freudenau ist ein Teil, ein Partikelchen, wie man mit einem Wiener Dialektfremdwort sagen könnte, von ihm. Der Prater fängt hart an der Stadt an, wo jenes merkwürdige Denkmal steht, das wir Wiener gar nicht mehr sehen, sonst müßten wir vor seiner barocken Art jeden Tag von neuem erschrecken, das nämlich, das dem Admiral Tegetthoff gewidmet und, weil er Seeschlachten gewann, mit Schiffsschnäbeln gespickt ist. Dort schließt sich an eine große Verkehrsstraße, die Praterstraße — einstmals Jägerzeile —, die früher einmal sehr vornehm war und jetzt eher einen leisen Geruch vom Herabgekommensein hat, die Spazierallee an. An der steht rechts noch immer ein kaiserlicher Garten und links, wie alles auf kaiserlichem, dem treuen Volk seit Joseph II. gnädigst geliehenen Grund und Boden: ein großer Markt der Vergnügungen, großstädtisch, kosmopolitisch, an Kopenhagens „Tivoli" so gut erinnernd wie an Londons „Earl's Court", vor allem aber, soweit die ethnologischen Unterschiede dies zulassen, an die lichtflimmernde Straße der „Champs Elysées". Gegenüber dehnt sich still und stets verlassen der kaiserliche Garten, nur daß jetzt kaum jemand vom Hofe hinkommt, und weckt die Erinnerung an den Kaiser Ferdinand I., der in jenen Jahren, wo eben der Prater der wahre, alte Prater gewesen ist, sogar dort vor allem Volke seinen „Jausenkaffee" getrunken hat und „Gug'lhupf" dazu gegessen, was ein sehr wienerisches Gebäck ist und gar nicht mit Napfkuchen oder ähnlichem verglichen werden kann. „Aber gut is" ... Und der Tisch des Kaisers mußte damals immer ganz nahe am Gitter stehen, und da sind die Bürger im langen Rock, umringt von dem mühsam gebändigten Kindersegen, draußen vorbeigegangen, haben zugeschaut. Und da ist der Kaiser dann selbst aufgestanden und hat ihnen einen Gug'lhupf geschenkt. Das ist in zwei Sätzen so gesagt, nicht einmal eine Anekdote, aber fast ein Stück aus der Entwicklungsgeschichte Österreichs, wie es anfängt mit dem spanischen Prunk, dem Wildpark, mit fremden Frauen hoch zu Roß und einem Zeremoniell, strenger als irgendwo, das Volk verachtend, und dann wollen die Regierenden gut und freundlich sein. Aber es hilft nicht immer; die Revolution läßt sogar einen Gug'lhupf vergessen — bis schließlich auf der andern Seite das Riesenrad aufgebaut wird, die elektrischen Lichter brennen, eine neue Zeit da ist, und niemand mehr vom Kaiser so einen süßen Gug'lhupf geschenkt bekommt. Nur das Gaffen auf die vorbeifahrenden kaiserlichen Hoheiten hat doch nicht aufgehört. Fährt man die Allee, die auf eine so seltsame Weise beginnt, weiter, so begegnet man, eingesäumt von den alten, alten Laubbäumen und in verschiedenerlei Licht gesetzt, der schönen Welt, wenn's nämlich die richtigen Monate sind und die gehörige Stunde ist. Eine halbe Stunde zu früh, und keiner, der dazu gehört oder dazu gehören möchte, will da sein. Einen Monat, zwei Tagesstunden zu spät, und es kann geschehen, daß man statt der flotten Fiaker nur einen elenden Einspänner durch die Hauptallee fahren sieht. Und das ist schon sehr betrübend, fast eine Schande. Denn die Herrscher hier sind die Fiaker, unser vielgeschmähtes Luxusfahrzeug, dessen Tarif besonders den Fremden ein Buch mit unlöslichen Siegeln bleibt, trotz aller Versuche Ordnung zu schaffen. Aber ... ein ‚Aber' ist eben doch dabei. In der ganzen Welt gibt es wenige Equipagen, geschweige denn Mietswagen, die so elegant sind und von solchen „Rössern" gezogen werden. Edles Blut will gezahlt sein, und wie jede Aristokratie hätte der Wiener Fiakeradel seinen Historiographen längst verdient. Im Kapitel „Freudenau" beansprucht er allen Rechtes seinen Raum.

Die Hauptallee ist also eingesäumt von den schönen, alten Bäumen, aber auch von Wirtslokalen, in deren Gärten abends die Militärmusik spielt: alte Walzer von Lanner und Strauß und dazu einen amerikanischen Marsch oder gar ein Potpourri, was die Wiener seit jeher so gern haben, weil sie da von allen ihren Lieblingsmelodien, die der Leiermann jetzt schon bald zu spielen aufhört, ein paar Takte hören dürfen, von den ganz alten, wehmütigen, und den frechen, neuen. Noch ein paar hundert Meter weiter, und der Prater wird still. Die Wagen fahren in langem Zug aneinander vorbei, und man hat die Unterhaltung, einander anzusehen. Man kennt sich, man grüßt sich, man schaut auch weg. Man weiß, das sind die Schimmel einer schönen Frau, deren Jugend die Nähe eines Stalles noch nicht gekannt hat, und man deutet auf die Equipage einer alten Fürstin, von der wir alle wissen, daß sie ganz arm ist, so schrecklich arm, daß sie kaum die acht „Rösser" im Stall ernähren kann. Dann kommt ein Selbstkutschierer, und die Eingeweihten nicken sich zu, und in dem kurzen Kopfnicken ist ausgesprochen, ob der Lenker dazu gehört oder nicht. Alles dies zusammen nennt man Korso, und es ist eine der charakteristischen Tätigkeiten der Müßiggänger. Sie alle fahren die Wiener Hauptallee hinauf und hinab, bis zum Lusthaus, und wenn's Rennzeit ist, so kommen sie eben aus der Freudenau oder fahren hinaus.

Die Freudenau, das ist nämlich unser Rennplatz. Die Freudenau in Wien, das ist, was „Hoppegarten" in Berlin, was das schöne, grüne „Longs-Champs" für Paris, was „Epsom" für England ist. Wenigstens für die „upper ten", auf dem vornehmen Platz, wo das Eintrittsgeld in allen „zivilisierten" Ländern jene Grenze zieht zwischen denen, deren Lebensbestimmung ist, Geld auszugeben, und den andern, die es machen müssen, wie die Amerikaner sagen. Für den ersten Blick sieht auch die Welt und das ganze Treiben hier in der Wiener Freudenau gar nicht anders aus als in den andern großen Luxusstädten, wo sonst noch unter dem Vorwande, die Rasse der Rennpferde zu veredeln, die Menschen ihr Geld verwetten, verspielen dürfen. Natürlich, sieht man genauer zu, so erkennt man schon, daß es auch hier Nüancen gibt, daß die Welt sich scheidet, die einzelnen Gruppen untereinander, und daß auch unsere schlanke, graziöse Herrenwelt mitsamt ihren etwas rundlichen, weiblichen Begleiterinnen ein anderes Gesicht hat als das Stammpublikum der andern Weltrennplätze. Berlin hat natürlich ein anderes Rennpublikum als Wien, und Wien wieder ein anderes als Paris oder England. In England, da geht — oder besser fährt, denn in London selbst gibt's keine Wettrennen — zum Rennen nur der hin, der wirklich mit den Pferden zu tun hat, seine eignen laufen läßt oder mit fremden handelt; nicht einmal die Rennplatzspieler haben Zeit, auf die Rennplätze hinauszufahren, und es genügt ihnen die Anzeige in der Zeitung, um zu wissen, ob sie heute früh klug gewettet haben oder dumm, Glück gehabt oder Pech. In Amerika hat man bekanntlich dieses System des Spielens auf Distanz in einem besonderen Unternehmen auszunützen versucht. Und Berlin ist, aber nur für kurze Zeit, mit gefolgt, und die Leute gingen in Lokale, wo sie bis zum letzten Augenblick wetten konnten; dann sahen sie zwar die Pferde und die Jockeis nicht jenen manchmal wunderschönen und oft aufregenden Wettkampf, „the finish", ausführen, wohl aber wurden Plakate ausgehängt, die das Resultat, — wenige Minuten nach erfolgtem Rennen telephonisch dem Bureau mitgeteilt — den Spielern verkündeten. Das wäre so unwienerisch als möglich. Natürlich sind wir auch, vom Ballettmädel bis zur Komtesse und vom Großindustriellen bis zum Kellner (der vor allem) „Spielratzen" — aber der Prater, die Wiesen, die Menschen und nicht zuletzt die sichtbaren Pferde gehören für uns dazu. Unsere Sinne verlangen Recht; Nummern und Geldgewinn allein locken hier nur wenige und nicht die besten Elemente.

Auf dem Berliner Rasen gibt das Militär einen starken Ton an, und der andere kommt von dem merkwürdigen, wenn man aufrichtig sein soll, nicht allzu sympathischen Publikum einer rasch gewachsenen und sich täglich aus Fremden ergänzenden Stadt. Hierher kommt ja das Heer der Eroberer aus allen Provinzen und der Ferne. Nur an ganz großen Tagen sind die wirklich sehr vornehmen, die ruhig vornehmen Leute da. In Paris, da lebt die ganze Welt für den Rennplatz. Da ist das Rennen etwas anderes, als nur ein Anlaß zum Spielen, wenn auch ganz ungeheure Summen, vielleicht die größten in Europa, verspielt werden. Dort ist „Longs-Champs" oder „Auteuil", so gut wie das Opernhaus und die Bilderausstellung, eine Gelegenheit zu sehen und gesehen zu werden, vor allem seine neuen Kleider anzuziehen, die Hüte zu probieren, die Mode also zu bestimmen, schön zu sein, ein glänzendes, geselliges Spiel aufzuführen. In Paris herrscht auf dem Rennplatz — und jeden Tag gibt's dort fast das ganze Jahr hindurch ein Rennen — im Gegensatz zu Berlin die Frau. Wenigstens solange wir vom Sattelplatz sprechen, von den Logen, dem vornehmen Tribünenraum, in dessen Nähe auf grünen Wiesen die Pferde angeschirrt werden, im Kreise umhergeführt und mit zärtlichen Blicken gekost.

Wien nun — Wien, das steht immer so auf halbem Weg zwischen Paris und England. Unsere Herrscherinnen sind die Frauen, oder wir möchten wenigstens, daß sie es seien, denn wo bei uns die Damen nicht hingehen, da ist nicht viel los. Wo nicht die Atmosphäre junger Frauen herrscht, leben wir nicht gerne. Diese Beimischung zur Luft ist unser Sauerstoff. Wenn also unsere Rennen so aussähen wie die Hoppegartner, dann wäre

der Freude nicht viel. Ein gewisses Bürgerpatrizierpublikum geht ja überhaupt nur einmal im Jahr hinaus, zum Derby nämlich, und in diesen Kreisen hat der ständige Turfbesucher kein Recht auf Hochachtung. Die neue Generation, kosmopolitische Wellen haben ja nun manches geändert, und die Frauen haben an dieser Gelegenheit, sich schick zu bewegen, am Sport teilzunehmen, rasch genug Geschmack gefunden; damit war schon ein Sieg erkämpft. So muß nur ein wenig Sonne im Frühling herunterschauen, oder der Herbst die letzten Strahlen mit ein wenig Wärme beschenken, — dann kann man auf dem Sattelplatz der Freudenau alle jene Menschen sehen, Frauen und Männer, die jetzt eben den Ton angeben. Natürlich ist nicht jeder Tag Sonntag, und nicht an jedem Sonntag wird das Derby gelaufen. Das Derby in der Freudenau aber, wenn nur halbwegs gutes Wetter ist, das ist schon das Schönste, was wir Wiener an gesellschaftlichen Festen im Freien haben. Da sieht man die Freudenau an ihrem Blütetage. Alles ist da. Der Hof, die Aristokratie in ihren Logen, die reichen Leute, die Patrizier, die rasch in die Höhe Gekommenen, Theaterleute, schöne Mädchen, deren Namen man erst morgen wissen und übermorgen vergessen wird, eben alles, was dazu gehört. Auf den hohen Tribünen steht Sessel an Sessel, Stockerl an Stockerl, und vergeblich wäre der Versuch, da im letzten Augenblick noch hinaufzudringen. Unten aber auf dem Rasen gehen die Frauen mit ihren neuen Kleidern auf und ab, und die Bürgerlichen möchten aussehen wie die Abenteurerinnen, und die Abenteurerinnen nicken nur flüchtig und streng ihren Freunden zu: sie wahren das Dekorum, das sie nicht haben.

Die große Tribüne vom Jockeiklub ragt in der Mitte streng und feierlich; vor ihr werden die Pferde gewogen und die Jockeis, das Sattelzeug — das ganze Ritual der Rennen geht vor sich, und oben stehen die eleganten Herren, die jeden Zweijährigen kennen und den Vater und die Mutter — nur muß es ein Vollblutpferd sein —, das Gewicht und alle Leistungen. Das sind jene, die wissen, was man im Stall sagt, sich zuraunt und verheimlicht, und deren Gehirn darauf eingerichtet ist, daß im Gedächtnis sich alle Rennen mit allen Zwischenfällen einprägen, die so ein Tier je gelaufen hat. Daneben ein Rendez-vous für alle Welten ist die Konditorei von Demel, nicht solch ein gleichgültiges Büffett, wie in Hoppegarten, sondern ein Platz für die Gourmands und ein Sammelplatz der guten Bekannten und kritischen Freundinnen. Denn wir leben *hier* ja trotz der Millionenbevölkerung in einer ganz kleinen Stadt, und jeder kennt den anderen recht gut, was ein Reiz ist, den der große Platz in Paris oder in Baden-Baden nicht hat. Diese Intimität des Derby macht es auch, daß es fast zum Gartenfest gut Bekannter wird, wenn's auch voneinander geschiedene Kreise sind, die sich nur in ihren äußersten Ausläufern berühren. Man weiß doch voneinander. Weiß, wieviel Geld und Schulden, welche Schneiderin, welche Verlobungsaussicht und sonstige besondere Eigentümlichkeiten man hat. Ein Augenzwinkern sagt da manches. Und das ist eben doch etwas ganz anderes, als ein anderer — ein internationaler Rennplatz, wo die Leute vielleicht die Pferde kennen, aber selten die Menschen.

Und wenn auch die Aufregung, wer das Derby gewinnen wird, sehr groß ist, und wenn auch jeder wettet, der eine zum Spaß, der andre mit Nerven, die aufs äußerste gespannt sind, das Spielen ist bei uns doch nicht die Hauptsache. Deswegen kam kaum der Hundertste her ... aber man kann über die Rasenflächen gehen und streift mit dem Arm jene Frau, von der den ganzen Winter gesprochen worden ist, und man neigt sich an die Brüstung der Loge, in der die Komtesse sitzt, die dieses Jahr auf dem Hofball den größten Erfolg gehabt hat, und man kann mit dem Opernglas hinaufsehen auf die Tribünen, wo unsere schönsten Schauspielerinnen sitzen, die wenigstens, für die das Theater ein Anlaß ist, im Leben eine elegante Komödie zu spielen. Die Sonne scheint, und die Kleider der Frauen und ihre Hüte sind hellster Sommer. Die Herren aber tragen den Gehrock und den Zylinder, nach einem Etikettegesetz, das ihn bis zu diesem Tag strenge vorschreibt; und über dieses der Sommerhitze trotzende Gesetz lachen alle, doch nur hie und da wagt es einer zu durchbrechen. Aber dann muß er schon von guten Eltern sein, denn sein Nachbar, der ein Kommis ist, wenn's hoch geht ein commis voyageur, trägt stolz den achtfach glänzenden Zylinderhut und die glockenförmige Redingote. Durch diese Menge drängt sich die Schar halber Existenzen, die wir hier ebensogut haben wie man sie in Berlin oder Paris hat; das sind Leute, die einmal selbst Pferde gehabt haben oder wenigstens im schönsten „Zeugel" herausgekommen sind, und die nun am Derbytag mit ein paar rechts und links verstreuten „Tips" etwas Geld verdienen möchten. Oder junge Burschen, die aussehen, als wären sie Jockeis, aus deren Mund aber die englischen Pferdenamen ganz sonderbar zerkaut hervorkommen. Da ist dann das Gehege der Buchmacher, und um sie herum stehen und drängen sich die Spieler, um die stetig wechselnden Chancen, die „odds" der Gäule zu hören. Für die ist das Derby nur ein Renntag wie jeder andre, denn für sie gilt Sonne nichts und Regen wenig: ihr Ziel ist die Quote, ihre Absicht Gewinn, ihr Schicksal Verlust.

Inzwischen ist es später Nachmittag geworden. Die ersten Rennen sind gelaufen, und man zieht die Fahnen auf zum Hauptschlag. Wer irgend noch kann, preßt sich ans Geländer, schwebt in der Luft, sich irgendwo anklammernd, ein paar Photographen suchen die Silhouetten der dahinfliegenden

Pferde zu erhaschen, und dann — eine Sekunde, ein harter Kampf — und ein paar Nummern werden aufgezogen, die Spannung ist gelöst. Die Sieger, die besten Pferde des Jahres werden mit einem Blumenkranz gekrönt, werden durch den Sattelraum geführt, unter einem Jubel, der nur dann laut schallt, wenn ein „Favorite" gewonnen hat, und eine Viertelminute darauf geht das Gesellschaftsspiel weiter.

Neben dem Sattelplatz haben wir eine besondere bürgerliche Einrichtung, einen billigeren Raum, in dem man für ein paar Kronen Platz bekommt. Dort sieht man nicht nach den Kleidern, sondern nach den Sportjournalen, rechnet und — verrechnet sich. Und dann gibt's noch einen ganz billigen Platz, zu dem das Entree zwanzig Kreuzer kostet, und wo die Physiognomien der Turffreunde nicht allzu verlockend aussehen. Das ist Ost-Wien.

Die wirkliche Freudenau existiert nur für die vornehmen Leute, für die, die im Fiaker hinauskommen und die nachher den Korso fahren. Der ist unsere Wiener Spezialität. In Berlin, in Paris müssen die reichsten Leute mit der Eisenbahn auf manche Rennplätze hinausfahren, und das zerstört natürlich vielen Damen die Lust hinauszukommen, gewiß aber sich die schönsten Sommerkleider, diese ganz heikeln, empfindlichen Dinge, anzuziehen. Wir aber, wir setzen uns am Derbytag in einen jener Fiaker, über dessen Torheit wir das ganze Jahr über geeifert haben und der heute eine phantastische Summe begehrt, freuen uns, wie die flotten Traber anziehen, und das höchste Fest ist dann die Rückfahrt, wenn man einander nun mit gelassener Laune beobachten und skandalisieren kann, oder gar zwei Wagen ein privates Wettrennen untereinander in der Hauptallee aufführen. Die große Menge hat sich inzwischen rechts und links auf den Gehwegen einen Platz geschafft; mancher, der gesehen werden will und nicht dabei sein konnte, weil die Börse zu dünn war, ist auch erst nachher aus der Stadt schön langsam herausgekommen zum großen Korso, und nun sieht's aus, als sei er so gut dabei gewesen, wie alle anderen.

Anders schaut's natürlich am Wochentag aus. Weniger Menschen, gesiebter, wenn auch die Qualität nicht gerade immer sicher ist. Traurig aber wird's, wenn an so einem Renntag die Sonne nicht herauskommen will oder gar ein Sprühregen den ganzen Nachmittag die Gesichter der Zuschauer peitscht. Und wenn's Herbst wird, später Herbst, sind nur noch die da, die unbedingt dazu gehören: Die Mitglieder vom Jockeiklub aus Wien und Pest, die Pferdefreunde der beiden Städte, die an diesen Tagen der Turfmeetings ihre Heimat wechseln, von Wien hinüberfahren, von Pest zu uns; trotz aller politischen Feindschaft, trotz Reichstag, Delegationen und heftiger Leidenschaft. Da kann's schon geschehen, daß ein paar Dutzend Menschen das ganze Publikum bilden, und drüben auf den weiten Rasenplätzen, wo sonst die Massen des Volkes in ewiger Bewegung sich bewegen, fällt heute der Regen ins nasse Gras, daß kleine Seen entstehen, und auf der Bahn selbst spritzt manchmal ein Pferdehuf das Wasser in die Höhe. —

Nun ist die Freudenau tot, mit ihr stirbt allmählich die Hauptallee, und die Zahl der Spaziergänger wird auch gering. In einsameren Auen gehen nun Menschen spazieren, die vielleicht nicht gesehen werden wollen, und man erinnert sich, daß eine Allee des Augartens schon in der Zeit des Kaisers Joseph die Seufzerallee genannt wurde, der Verliebten wegen, die dort ihre Wertherleiden spazieren trugen.

Im dunkeln Prater fahren dann ein paar geschlossene Wagen, wenn am frühen Nachmittag ein Kranker Luft begehrt, oder die Pferde eines großen Herren sich Bewegung machen sollen, oder sonst ein geheimnisvoller Grund für die unzeitgemäße Fahrt besteht.

Die Lustigkeit ist hinabgewandert bis ans äußerste Ende des Praters zu den Vergnügungsetablissements des Volkes, in den Wurstelprater, den sogenannten Volksprater, wo in einer Ausstellungsstraße ein Karussell neben dem andern steht, wo vor Schaubuden allerart die Ausrufer Besucher lotsen, manch altberühmtes Wirtshaus Sommergäste noch bis in den Winter hinauslockt, und erst der junge Schnee den Jahrmarkt auseinandertreibt.

Dann ist der Prater tot, von einer weißen Decke verhüllt, bis die erste Sonne aus einem blassen Himmel hinuntersieht und draußen in der Freudenau früh am Morgen die Trainer und Jockeis ihren Probegalopp halten. Wir Publikum, wir sind nicht dabei. Wir warten noch. Wir freuen uns manchmal auf einen ruhigen Spaziergang des keimenden Frühlings, die Freudenau ist noch leer. Dahin rufen uns nur die großen Anlässe, das Derby oder das Armeereiten, das große Fest der Offiziere, oder ein heller Nachmittag, an dem wir die Essenz der mondänen Welt zu sehen begehren.

Wachsen der Nacht.

Nun sammelt die verstreuten Blüten
Die junge Nacht vom Abendsaum
Und setzt sich nieder, leise zu hüten
Den Traum.

Die Nebel ziehen um ihre Knie,
Die Hände hält sie still im Schoß,
Und lange hat sie so gewacht,
Über Tiefen schauend hinausgedacht —

Dann steht sie auf und ist die große Mitternacht.

Carl Meißner.

Digitized by Google

Klaas Korl, der Mörder. Von Max Dreyer.

(Schluß.)

Weihnachten kam heran. Mieken hatte für den Tannenbaum nicht die nötige Stille der Empfänglichkeit. Meist war sie zur Zeit des Festes auf dem Wasser gewesen, die Schiffsarbeit aber muß der Stunde gehorchen und darf nicht allzu viel von Feiertagsheiligung wissen. Auch ist der schwankende Schiffsboden nicht der geeignete Untersatz für die stete, aufrechte Frömmigkeit der brennenden Lichter und die gehobene Traumesruhe. So war ihr eigentlich ihre Kindheit den Weihnachtsbaum schuldig geblieben.

Um so mehr Sinn hatte sie für den Mummenschanz, mit dem der Weihnachtsmann die Kinder in schreckliche Freude versetzt. Niemand konnte sich so zur Unkenntlichkeit verkleiden, niemand die Stimme so verstellen wie sie. Niemals vorher hatte das Dorf einen so naturgewaltigen Knecht Ruprecht gesehen.

Kein Haus des Ortes, in dem am Heiligabend nicht der Tannenbaum brannte. Auch Klaas Korl hatte sich einen aufgeputzt, zum erstenmal für sich allein, aber das gehörte nun einmal zu Weihnachten und war ihm so selbstverständlich, wie Essen, Trinken und Schlafengehen. Mieken nahm einen Anlauf, das altjüngferlich zu finden und ihn ob so weichlicher Schrullen herzhaft auszulachen. Sein ewiger Kaffeepott, dazu nun den Tannenbaum in seiner Einsamkeit. Jetzt fehlt ihm bloß noch 'n Strickstrumpf und 'ne Katze. Aber sie brachte den Hohn nicht fertig, die Weihnachtszeit hatte in seinen Augen eine so treue, strahlende Jungenhaftigkeit angezündet.

Sie selbst fand unter den Gaben, die Mutter Borgwardt für sie bestimmt hatte, eine besondere Überraschung vor. Das war ein Haarpfeil, den der Schmied Martin Micheel ihr schenkte. Er hatte das Schmuckstück selbst gearbeitet, wie Frau Mine ihr verriet — es war aus Eisen und dann bronziert! Und aus was für Eisen? Jetzt kam erst das Große — aus Eisen von ihrem gestrandeten Schoner! Wenn das nicht sinnig wär', dann wüßte sie's nicht.

Mieken aber nahm die Gabe mit sehr getrübter Freude in die Hand. Sie hatte für Andenken keine Zärtlichkeit. Hätte sie dergleichen gebraucht, sie würde sich selbst von ihrem Schiffe etwas mitgenommen und aufbewahrt haben: dann aber ein wirkliches Stück von ihm, ein echtes Stück Eisen, das unverfälscht und ungeputzt wahrhaftig zu ihr sprach, einen alten Kettenring, zersprungen am besten von dem Todeskampf, einen verkrümmten Nagel, eine gebrochene Stange. Was sollte sie mit diesem fremden, geleckten, lügnerischen Ding? Und gar schmücken sollte sie sich mit ihm? Es war doch immer von ihrem Schiff — und war verdorben, verdorben zu Flittertand! Von ihrem zugrunde gegangenen Schiffe war etwas umgeschmiedet und zurecht gefeilt und blank lackiert — und das sollte sie sich zum Schmuck ins Haar stecken?

Nein, nein, Martin Micheel. Du hast es ja gut gemeint. Und ich nehm' es Dir gut, daß Du an mich gedacht und für mich gearbeitet hast. Darum auch keine bösen Gedanken gegen Dich. Aber ich bin doch wohl anders als Du, und unsere Meinungen gehen hier verschiedene Wege. —

Fastelabend kam in Sicht. Zu der Zeit flackerte auch in diesem herben nordischen Küstenstrich wenigstens ein flimmernder Hauch südlicher Karnevalsluft. An dem Abend selbst war seit unvordenklichen Zeiten im Krug des Nachbardorfes großer Ball, zu dem sich — wie sonst nur noch an Kaisers Geburtstag — auch die „besseren Leute" einzufinden pflegten. Frau Borgwardt besuchte ihn jedes Jahr, und diesmal führte sie als Ballmutter Mieken dorthin. Die wollte erst nicht mitgehen, Frau Mine aber sprach ein kräftiges Wort. Wer unter diesen Menschen lebte, der hätte auch ihre Feste mitzufeiern. Fastnacht wäre hier nicht schlimmer als anderswo, eher besser, weil es nicht so viel äußerlichen Trödel dabei gäbe. Aufgeputztes und absichtliches Narrentum fände man an dem Abend nicht, ungewolltes und unbewußtes freilich nicht weniger als an allen Orten. Schließlich

spielten wir ja wohl auch alle dann und wann ein wenig Maskenball. Aber fröhlich ginge es immer auf diesem Balle zu, harmlos lustig wäre dort alle Welt. Und das sei die Hauptsache. Und weil gerade Mieken von solcher Fröhlichkeit etwas brauche, deshalb komme sie auch mit und damit basta!

Der Dorfkrug war ein altes, gemütliches, stallartiges Gebäude, von mächtigen Pappeln behütet. Die geräumige Diele war zum Tanzsaal hergerichtet. Fahnen und Girlanden von buntem Papier schmückten sie aus. Die Stuben zur Rechten und Linken hatten der Erfrischung und dem Gelage zu dienen. Eine Eckkammer, deren Tür ausgehoben war, gab den Orchesterraum her, so nahmen die Musikanten dem tanzenden Volk keinen Platz weg.

Jochen Prüter, der Krugwirt, der so witzig war, nicht rund und redselig, sondern trocken und wortkarg zu sein — er war zu gleicher Zeit Fleischbeschauer des Bezirks und wegen seines trübseligen Gesichtes bezeichnete ihn keiner als den „Kröger", sondern jeder nur als „Finnenkieker" — Jochen Prüter hatte alles sorglich vorbereitet, Keller und Speisekammer waren gefüllt, die Batterien des Büfetts geladen. Die Gäste konnten kommen. Und sie kamen in Scharen.

Schon vor ihnen fanden sich, wie sich's gehörte, die Musikanten ein. Ihr Obmann, der kantige Stellmacher Lüders, der die Trompete blies — Mutter Borgwardt fällte über seine Leistungen das sichere Urteil, er blase ebensogut wie er tute. Dann der Mann mit der Klarinette, Schneider Wietich, der Stamerbock, dessen Instrument, sobald es schneller ging, auch unfehlbar ins Stocken geriet. Drittens der lustigste von allen, ein kahler, grauumsäumter Rundkopf mit ewig zwinkernden Schweinsäuglein; die Lippen, die dazu gehörten, pfiffen die Querflöte, mit dem ganzen fröhlichen Männlein aber machte das Leben einen noch größeren Witz als mit Jochen Prüter, dem ungeeigneten Krugwirt, denn Vadder Strämel — so hieß der ausgelassene Querpfeifer — war von Berufs wegen des Kirchspiels Totengräber. Endlich der vierte im Bunde, der Baßstreicher Ede Kock, Teer- und Kohlenbrenner seines Zeichens, ein langer, geruhsamer und ehrenfester Zeitgenosse; sein Unglück war nur, daß ihn die Brummtöne seines eigenen Instruments unrettbar einschläferten, so daß der Stellmacher immer seinen Stiefelabsatz in Bereitschaft hielt, um damit gegen das Schienbein des Versagenden den weckenden Takt zu schlagen.

Und nun zogen die Gäste ein, unter den ersten der Mückenhengst, der natürlich im Festausschusse saß, eine Schleife im Knopfloch bezeugte seine Würde. Ohne Frau erschien er, der er vorausgeeilt war, sie kam ihm noch immer früh genug. Heut war ein Tag der Freiheit, die Rücksichtslosen gaben sich noch rücksichtsloser als sonst, den gebändigten Männern wurde die Kette gelockert. Selbst der brave Jakob Heidemann hatte weiteren Spielraum und durfte höhere Sprünge wagen.

Auch von den „besseren Leuten" lassen sich bald welche sehen, der junge Lehrer ist erschienen, ein stiller, ernster, gütiger Mensch, mit seiner kleinen, kugelrunden, lachlustigen Frau; jetzt wühlt auch der reiche Bauer Schütt seinen mastigen Bauch durch die Tür. Ihm weist Jochen Prüter den Ehrenplatz an, der dem Manne gebührt. Denn keiner läßt heute so viel springen wie er. „Wenn ick goodes Wader häw, laat ick dat Bier stahn un drink Wien!" ist Bauer Schütt sein Leib- und Magenwitz.

Die Stuben haben sich gefüllt, sie sind alle da, Luwig Burmester und seine blasse, arbeitsame Frau, der es schwer ankommt, die Hände in den Schoß zu legen, und die jetzt mit ihnen, wo sie doch Ruhe halten müssen, immer wieder unwillkürlich in die Bewegung des Strikkens fallen möchte. Der Herr Zollwächter ist da und selbstverständlich auch Martin Micheel, ohne den kein Vergnügen denkbar wäre, Vadder Ebert ist gekommen mit seiner pockennarbigen Frau und seiner schlanken Tochter Stine, die keinen Kaffee kochen kann. Aber tanzen kann sie, das muß ihr der Neid lassen. Keine hat auch so viel Schleifen und Bänder an ihrem Kleid, für eine Königin des Tanzbodens gehört sich solche Auszeichnung. Mieken freilich, die in ganz

schmucklosem Kleid auftritt, denkt bei sich: ‚Hat die sich aufgetakelt!‘ Doch fühlt sie sich frei von Abgunst, und mit einer lachenden Wehmut denkt sie hinzu: ‚Vielleicht stammt ihre Takelung von der alten Takelage der «Marie Luise».‘

Nun sind wohl alle Festgenossen beisammen, unter den letzten hat sich Klaas Korl eingefunden. Eine schmetternde Polonaise eröffnet den Ball.

Willem Jenssen und Mudder Schütt, die reiche Bauernfrau, sind das führende Paar. Mudder Schütt ist so beschaffen, aus jedem ihrer Arme und Beine hätte ein Willem Jenssen gemacht werden können. Das stört ihn aber nicht, im Gegenteil, der Besitz seiner erdrückenden Partnerin hebt nur noch mehr seine krönsche Brust, und sein Adamsapfel jubiliert. Bauer Schütt hat Frau Borgwardt die Ehre angetan, im übrigen wahren sich in diesem Tanze meistens Eheleute die Treue. Von dem jungen Volk hat der Herr Zollwächter durch seine Gewandtheit Mieken ergattert, Schmied-Martin hat sich Stine Ebert genommen, Klaas Korl schreitet mit Amanda Strämel, der ängstlichen, kleinen, rotblonden und sommersprossigen Tochter des flötespielenden Totengräbers.

Gravitätisch schreiten sie alle, die Musik spielt triumphierend, unrichtig, aber mit Erhabenheit. Der Totengräber vergreift sich zu oft in die Höhe, der Schneider in die Tiefe, aber das ist Temperamentssache, und niemand, der es ihnen verübelt. Wenn nur die Trompete auf dem Wege bleibt — der Weg ist breit, und Platz ist genug, nach rechts und nach links, nur in den Graben möchte man nicht gern geraten, soweit aber läßt es Karl Reinhold Lüders nicht kommen.

Unerschöpflich ist der Mückenhengst an immer neuen Touren, einen findigeren Tanzmeister gibt es an der ganzen Küste nicht. Mudder Schütt kann schon nicht mehr pusten, und noch immer winkt er der Musik nicht ab. Endlich spricht sie ein Machtwort: „Nu ist't 'noog!“ Und was Mudder Schütt sagt, das gilt. So hebt er denn den Arm. „Glöwst Du, ick laat Schmolt ut mi maaken?“ stöhnt sie ihm erlöst ins Ohr.

Nun gibt es einen Walzer. Den tanzt Mieken mit Martin dem Schönen. Sie ist im Tanzen wenig geübt, es fehlt ihr an Nachgiebigkeit, und so findet sie nicht den Einklang mit ihrem Herrn. Der weiß es nicht anders, als daß die Dame sich nach dem Tänzer zu richten hat, und er denkt gar nicht an die Möglichkeit, durch seine Anpassung ihnen beiden das Zusammenkommen zu erleichtern. So haben sie beide keine rechte Freude an dem Tanz.

Eine Freude machten sie aber einem Teil der Zuschauerinnen. „Danzen kann se nich!“ tuschelten sie sich befriedigt ins Ohr. Und Mieken entwaffnete hier durch solchen Mangel gar manche Feindschaft.

Doch war im allgemeinen nicht viel Böswilligkeit am Werke. Eine unbefangen versöhnliche Stimmung herrschte vor. Die meisten hatten Verdruß, Ärger und Haß wohlweislich und gewohnheitsmäßig zu Hause gelassen, seit alters war hierzulande der Fastelabend mit Urfehde und Gottesfrieden gesegnet.

Immer falscher spielt die Musik, immer öfter schläft der Kontrabaß ein, immer höher rauscht die Fröhlichkeit.

Mit den Rundtänzen mischen sich Tourentänze, die alten und guten, die schon die Urgroßmütter getanzt haben, „Kegelquadrille“ und „Figaro, Figaro, binn mi mol dat Schohband to!“

Mieken tanzt den „Kegel“ mit Klaas Korl. Er trägt von dem letzten Zusammensein ein gewisses Mißtrauen gegen sie mit sich herum, aber ein Rippenstoß von Mutter Borgwardt hat ihm auf den Sprung geholfen. Mieken kennt den Tanz nicht, doch Klaas Korl sagt ihr trefflich Bescheid, und so lernt sie die Stellungen leicht. Dann tanzen sie auch einen Walzer zusammen, und siehe da, mit ihm geht es viel besser, als mit dem schönen Martin. Sie haben das rechte Gefühl füreinander, und so gibt es ein mühelos schwebendes Gleichmaß, an dem sie sich freuen.

Bald nimmt sie der weltgewandte Zöllner wieder in Anspruch, aber sie hält ihn reichlich kurz, und seine glatten Redensarten finden ein schnelles und ruhmloses Ende. Zu einer Polka holt sie sich dann der Allerweltsmartin, obwohl er sich nicht retten kann vor seinen Verpflichtungen.

Im Polkatakt verstehen sie sich besser. Als er sich aber in eine Zärtlichkeit hineinwiegt und ihre Hand zu drücken versucht, entzieht sie ihm kurz und fest ihre Finger und führt ihm seinen Übergriff zum Bewußtsein. Doch ohne sein Vertrauen zu erschüttern.

In den Stuben singen sie während der Pausen, da die Tanzmusik schweigt und die Musikantenkehlen sich ausgiebig befeuchten. Wehmütige Lieder sind am beliebtesten. „Was die Schwalbe sang." „Will mich der Wanderer fragen." „Morgenrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod." Das sind so die Glanzstücke. Damit können sich die lustigeren Neuheiten nicht messen, die eine verfeinerte Kultur auch in diesen Landstrich getragen hat, nicht die „Holzauktion", auch nicht „Komm Karlineken, komm Karlineken". Und selbst der unsterbliche Schunkelwalzer „Denke Dir, mein Liebchen" übt — trotz seiner gewinnenden Pantomime — eine mattere Wirkung.

An einem Tisch sitzt Jöbbe Heidemann und erzählt Läuschens. So die Geschichte von dem Bauern, der zum Markt in die Stadt kommt, der hier zum erstenmal ein Kamel sieht mit einem Affen drauf, und der dann alle Verwunderung über so unglaubliche Geschöpfe stolz von sich abtut mit der kühlen Selbstverständlichkeit: „Wat is dor bi! Dat häw ick lang wüßt, dat grote Dierte ook grote Lüüs häbben!"

Der Mückenhengst rät mit ein paar anderen durstigen Seelen Schnäpse aus. „Eener bangt sich!" heißt es nach der ersten Runde. Nach der zweiten aber kann man nicht anders als die bedauerliche Wahrheit sagen: „Twee bieten sich." Als dann der dritte die Versöhnung bewerkstelligt hat, läßt sich die Tatsache: „Dree is scheef laden!" beim besten Willen nicht ableugnen. Glücklicherweise gibt es ja noch mehr gerade und ungerade Zahlen im Menschenleben. Und Jochen Prüter ist auf die größten Rechenexempel vorbereitet.

Wie es sich für einen Ball gehört, hat auch dieser seine Kaffeepause. Und diese Kaffeepause trägt in ihrem Schoß den wertvollsten Genuß des Festes. Jetzt ist die Stunde, wo Martin Micheel mit seiner Stimme die Herzen bezaubert.

Ein Trompetensignal gibt die feierliche Einleitung. Martin stellt sich in der Mitte der Diele auf, er ist seiner Sache gewiß, über akustische Bedenken ist er erhaben. Nun setzt er sich in Positur, noch können ein paar Plappermäuler nicht stille stehen, da wird eindringlich Ruhe! geboten, jetzt öffnet Martin den Mund, und die Töne strömen nur so heraus. „Wenn zwei treue Herzen sind" macht den Beginn. An Kraftaufwand läßt es seine Stimme nicht fehlen, aber das schadet nichts, die Ohren hier können alle einen Puff vertragen. Und was gefühlvoll sein soll, muß einem auch in die Knochen gehen. Sie sind alle gerührt und klatschen aus Leibeskräften.

Dann singt er „Am Brunnen vor dem Tore." Danach — und das sollte die Schlußnummer sein — „Einst spielt ich mit Zepter." Der Beifall aber läßt ihn noch nicht zur Ruhe kommen. So muß er noch eine Zugabe drauflegen. „Das Schönste sind die Frauen" macht den herzbetörenden Schluß.

Mieken sitzt mit Frau Borgwardt, den Lehrersleuten und Klaas Korl an einem Tisch. Sie kann von ihrem Platz aus den Sänger voll ins Auge fassen. Seine Blicke sind viel beschäftigt, aber das merkt sie wohl, gerade ihr erweisen sie besondere Gunst. Sie will sich nichts daraus machen, dann aber bekennt sie sich doch, daß sie etwas vermißt haben würde, wenn er mit seinen Werbungen plötzlich nachgelassen hätte.

Freilich besser als der erfolgreiche, strahlende Sängersmann will ihr Klaas Korl gefallen, der einfach und glanzlos mit ehrlicher Bewunderung für die Gaben des Anderen an ihrer Seite sitzt, von dessen kernhafter Stille sich immer mehr ihrem Sinne auftut.

So brav sitzt er da, die gelbe Mähne ist mit Provenceröl glatt gescheitelt, dazu der sorgfältige weiße Kragen — er sieht nach Geburtstagskuchen aus wie ein artiger Junge.

Sie selbst ist heute von sanfterem Gemüte. Ihre Sprunghaftigkeit hat sich in dem allgemeinen sachten Frohsinn zur Ruhe gebettet. Klaas Korl kann immer unbefangener zu ihr sein — wer merkt

Digitized by Google

Auf der Landstraße. Gemälde von Rosa Bonheur in der Wallace-Galerie. Nach einer Photographie von W. A. Mansell & Co. in London.

etwas von ihrer Galle und ihrer flackernden, spielenden Herrschbegier?

Die pummelige kleine Lehrersfrau erinnert Klaas Korl an sein Versprechen, daß er im Sommer wieder einmal mit ihnen segeln würde. Gern tue er das, wenn es ihr Freude mache, gibt er mit offener Herzlichkeit zurück. Da sagt ihm Mieken, sie habe neulich schon daran gedacht, ihn um dasselbe zu bitten. Nur muß es nicht im Sommer sein, wer weiß, ob sie dann noch hier ist. Auch 'ne strammere Brise muß sie haben, als die Sommerluft sie hergibt. Und dann muß sie selbst Hand mit anlegen können.

Er nickt ihr zu und ist lebhafter als sonst. Jede freie Zeit sei ihm recht dafür. Sie sollte sich nur melden, dann wollten sie zusammen eine Fahrt machen, die nicht von schlechten Eltern wäre.

Zu einem guten Kameraden hat er alles, was man sich wünschen kann, denkt Mieken. Vor allem die nötige Ruhe. Ein Unglück wär' es nicht, wenn er etwas weniger pomadig wäre. Aber schließlich — für das, was sie von ihm will, ist ja Gelassenheit das beste. Je ruhiger der Mann am Steuer ist, um so knuffiger kann der Wind sein.

Eine schöne Stimme hat der Schmied-Martin. Alles was recht ist! Aber gehört hat sie so etwas auch schon oft genug. Da hatten sie vor drei Jahren einen Matrosen auf der ‚Marie Luise', den kleinen teckelbeinigen Livländer, wenn der so richtig loslegte, das ging einem noch anders an die Nieren. Und überhaupt der Singsang — das ist doch bei einem Manne etwas sehr Überflüssiges.

Was ich aber von einem Manne verlange, das ist: er darf nicht so sein, daß man schon ein Dutzend von ihm gesehen hat! Mir zu gefallen, dazu taugt bloß einer, der mich auf den Kopf stellt, der in mir das unterste zu oberst kehrt. Eher ein böser Bruder, ein Seeräuber und Totschläger, einer, der den Teufel im Leibe hat, als wie einer, der simpel und semmelig ist! Was tu' ich mit 'm Mann, wenn ich nicht mal Angst vor ihm kriegen kann?

„Dir fehlt bloß 'n Brüjam!" hat Mutter Borgwardt ihr gesagt. Ja, erst den Richtigen finden. Sie ist nicht so bescheiden wie die kleinen Mädchen hier. Die haben sich jetzt alle in feste, glückliche Hände begeben. Jeder Topf hat seinen Deckel gefunden. Wohler wär' es ihr gewiß, wenn sie auch so unterkriechen könnte. Aber sie gehört ja gar nicht hierher. Und ihr Los wird im besten Falle das sein, von dem sie gesprochen hat: sie wird ein Schiff heiraten und den Schiffer dazunehmen, als Knochenbeilage sozusagen. Warum auch nicht?

Die Kaffeepause ist zu Ende. Schmied-Martin hat sein Lob eingesammelt. Jetzt tanzen sie wieder. Zärtlicher werden die Pärlein. Des zum Zeugnis pressen sie mit vorgebogenem Halse Stirn gegen Stirn wie stößige Lämmer. Schneider Wietichs Klarinette stottert nicht mehr, sie ist jetzt tadellos geläufig, ein Zeichen, daß er sich betrunken hat. Die andern Männer, die ein gleiches festliches Pflichtteil auf sich genommen haben, arbeiten eifrig an ihrer Vollendung. Das Singen in den Stuben wird zum Grölen, und manche schwere Faust paukt auf den Tisch.

Schon gehen die ersten nach Hause, ein paar ältere Leute, dann der Lehrer mit seiner Frau. Auch Mutter Borgwardt und Mieken treffen Anstalten, sich zu empfehlen. Da kommen mit einemmal zwei Männer auf Mieken los, für den Abschied noch einen Tanz zu ergattern. Klaas Korl und Martin Micheel sind es. Zu gleicher Zeit stehen die beiden mächtigen Enaksöhne vor ihr. Sie sehen sich an — das freut sie, wie sie sich mustern. Dann sucht der Schmied ihre Augen, wohin sie sich neigen will. Da tritt Klaas Korl kurzfertig an sie heran und nimmt sie und hat sie.

Das ist ein sauberes Stück Arbeit! Hat sie ihm solche Hand zugetraut? Jetzt wird aber noch mal mit Gefühl getanzt! Das hat er um sie verdient.

Die Frauen sind gegangen, Klaas Korl ist geblieben. Jetzt wo sie fort sind, meint er, daß er auch hätte gehen sollen. Daß er sie nicht begleitete, war wohl das Richtige. So was sieht hierzulande nach bestimmten Rechten aus. Sie sollte nicht glauben, daß er sich jetzt etwas einbildete.

Er bildet sich nichts ein, weiß Gott nicht. Dennoch trägt er ein frohes, sieghaftes Gefühl mit sich herum, weil er

den letzten Tanz von ihr bekommen hat. Und schön haben sie mit einander getanzt. Darum, weil dies ein so guter Abschluß war, sollte er sich jetzt eigentlich auch auf die Beine machen.

Aber dann meldete sich der Durst. Und schließlich konnte man ja hier an Ort und Stelle am besten noch einmal alles an sich vorüberziehen lassen. Der Lärm der anderen störte ihn nicht. Wenn er sich mal so weit überwunden hatte und etwas dachte, dann konnte man Schiffskanonen vor seinen Ohren abfeuern, seine Gedanken, wenn sie erst einmal im Gange waren, ließen sich durch nichts vom Wege abbringen.

Er setzte sich in die Stube, wo es am lustigsten herging, und dachte und trank ein Glas Bier nach dem anderen. Dachte, daß Mieken heute gar nichts von der Unruhe gezeigt hatte und nichts von den Sprüngen, die ihm so unbehaglich waren. Vielleicht war das bloß so die erste Zeit nach dem Schiffbruch gewesen. Der hatte doch wohl bei ihr die Spanten ein bischen gelockert. Wenn sich das alles wieder zurechtgezogen hat, dann ist sie doch 'ne Dirn' — 'ne Staatsdirn', wie es sonst keine gibt im Land. Und mit ihm hat sie am meisten getanzt. Es läuft ihm ganz wohlig über den Rücken.

Er schlägt auf den Tisch und bestellt eine Runde Bier für die ganze Gesellschaft. Davon wird Jöbbe Heidemann, der in Apia gewesen ist, so begeistert, daß er, wie nur in hohen Augenblicken seines Lebens, den samoanischen Kriegstanz zum besten gibt. Er sieht so furchtbar dabei aus, selbst seine Frau wird dann völlig wehrlos — vor Lachen. Klaas Korl guckt mit zu und lacht auch mit, aber seine Gedanken gehen ihren Weg.

Eine feine kleine Dirn' ist sie, das muß wahr sein. So ganz etwas anderes. Als wäre sie von weit her, aus ganz fremdem Lande. Gelernt hat sie auch mehr als die Dirns hier. Und sie weiß sich viel besser zu benehmen. Wenn sie stolz ist, hat sie allen Grund dazu. Und weil sie ihren Stolz hat, darum ist sie auch nicht verliebt. Das red' Dir man aus, Martin Micheel, daß sie mit sich schäkern läßt wie die andern. Wenn Du auch singen kannst, wie 'n Theaterspieler — hier hast Du nichts zu suchen. Hätt'st auch wohl gern den letzten Tanz mit ihr getanzt — schön glupsche Augen hast Du gemacht, als ich sie Dir vor der Nase wegnahm. Ja, Klaas Korl läßt sich keinen ins Kielwasser kommen, das sollst Du doch wissen!

Ein anderes Schauspiel hat sich in der Stube vorbereitet. Der Mückenhengst hat jetzt sein Werk vollendet, bis unter die Haare hat er sich vollgetrunken. Nun muß er sich katzbalgen. Bauer Schütt, der auch seine Schuldigkeit bis ans letzte getan, hat seinen Zorn gereizt. Gegen den geht er los. „Dawid un Goliath!" ruft Jöbbe Heidemann und schlägt sich fröhlich auf die Schenkel. Aber etwas anders ist doch der Kampf, schon deshalb, weil nicht David, sondern Goliath die Schleuder hat. Und die Schleuder ist sein Bauch. So oft der kleine Hitzkopf gegen den ragenden Leib des mächtigen Bauern anrennt, braucht der nur kurz und ruckweis zu lachen, stöhnen, rülpsen oder prusten, und sein Bauch schnellt den Angreifer zurück wie ein gewaltiger Gummiball. Nichts Lächerlicheres kann man sehen, die anderen brüllen vor Lust, und Klaas Korl lacht mit. Jetzt fliegt der Kleine, kommt von den Beinen und bleibt liegen, wo er liegt, schimpft noch ein paarmal und rollt sich dann zusammen wie ein Igel, seine Niederlage an Ort und Stelle zu verschlafen.

Klaas Korl läßt ihn liegen. Seine Gedanken gehen ihren Weg. Er trinkt Bier und denkt an Mieken. Segeln will sie mit ihm. Mit ihm — ihn hat sie sich dazu ausgesucht! Soll einen das nicht freuen! Das soll aber auch ein Fest geben! Einen Nordwest wird er dafür bestellen, der Ostern und Pfingsten zusammenbläst. Und gerefft wird nicht. Und Salzwasser soll uns um die Ohren fliegen — das ist 'ne andere Musik als Martin Micheel seine!

Ihr Ölzeug soll die kleine Dirn' sich anziehen. Wie sie wohl aussehen wird unter dem Südwester. Ihr feines Gesicht — „Mieken sast leben!" Er trinkt ein volles Glas auf ihr Wohl. Und bestellt sich ein neues. So warm wird ihm im Kamisol — es muß gelöscht werden.

Auf der Diele spielt die Musik:

Digitized by Google

Säben Ellen Bottermelk
Un tein Ellen Klümp,
Un wenn de Schoh vesapen sünd,
Denn danzen wi up de Strümp.

Das ist der Kehraus, aber erst der erste. Sie sind nicht unerbittlich.

Klaas Korl aber geht jetzt nach Hause, allein, gehoben von seinem Siegesbewußtsein, dem Bier und der Erwartung des Kommenden. Allerlei Töne brummt er vor sich hin, die mehr wollen als sie können. Singen ist nie sein Fach gewesen. Als Schüler war es ihm in der Singstunde vom alten Küster Rahnke bei schwerer Leibesstrafe verboten mitzutun, weil er sonst die ganze Klasse aus der Fassung brachte. Auch bei der Marine fand man ihn fürs Zuhören geeigneter. Jetzt fühlte er es deutlich, daß man eine große Begabung in ihm ganz niederträchtig unterdrückt und mit Füßen getreten hat. Glaubst Du, Martin Micheel, wenn ich wollte, ich könnte nicht wie Du? Und er wimmert durch die Nacht.

Dazwischen denkt er immer aufs neue. Auch Denken ist nie sein Fach gewesen. Niemals in seinem Leben hat er auf einmal soviel an Gedanken zuwege gebracht wie in diesen Stunden. Und niemals hat er geahnt, daß das Denken so leicht und auch so schön sein könne.

VII.

Es gab, als der März einsetzte, so viel Heringe an dieser Küste wie seit vielen Jahren nicht. Die Fischer hatten alle Hände voll zu tun. Klaas Korl hielt seine Gedanken wohl verpackt, nur selten fand er so viel Ruhezeit, daß es lohnte, sie hervorzuholen.

Wie sie sich aber der Tag- und Nachtgleiche näherten, war es mit der Herrlichkeit vorbei, es kamen wieder faule Stunden, man konnte nach Herzenslust schlafen und träumen.

Nach Frühlingsanfang zu gab es Wind, wie gewöhnlich in dieser Breite. Heute blies ein West, der es in sich hatte, ein echter, wilder, sonniger Frühlingswind, den es freute, reinen Tisch zu machen. Was faul und morsch an den Bäumen war, mußte zur Erde. Der ganze Kehricht des Winters wurde in die See geworfen. Und auch der Himmel wurde blitzblank gekehrt. Da hatten sich ein paar freche Wolken gezeigt, in Fetzen wurden sie zerrissen und die Fetzen wie Federn zerstreut.

Am Nachmittag trafen sich Mieken und Klaas Korl im Dorfe. Der Wind war noch im Wachsen. „Will'n wi hüet?“ fragte er sie.

„Ja, giern.“

Er deutete nach der Landzunge, auf deren Höhe der Signalmast stand. Da war das Sturmzeichen aufgezogen.

„Denn grad!“ erklärt sie.

Nach einer Stunde trafen sie sich auf der kleinen Brücke, die ein Küstenvorsprung gegen Westwind schützte. Klaas Korl hatte mit Hilfe eines anderen Fischers das Boot hierher geschafft. Obwohl es im Windschutz lag, warf es sich unruhig hin und her, bäumte sich, ächzte und biß in das Tau.

Klaas Korl springt hinein. Mieken reicht ihm ihr Ölzeug, das sie mitgebracht hat, er will sie stützen, aber sie braucht seinen Arm nicht, um nachzukommen. Sie weiß Bescheid mit den Segeln und hilft ihm, sie aufzuziehen. Ohne Worte und Winke arbeiten sie sich in die Hand. Sie haben, wo sie liegen, genug Wasser, und Wind ist hier auch, mehr als sie zum Flottwerden brauchen. So kommen sie ohne Kunststücke in Fahrt.

Klaas Korl hat das Tau losgeworfen, dann noch mit den Bootshaken abgestoßen, und wie ein Aal ist er schon nach hinten an das Ruder geschlüpft, das in seine und keines anderen Hand gehört. Mieken hat oft genug gesehen, wie behende die schwerfälligsten Männer bei der gewohnten Seearbeit werden können, so ist sie über Klaas Korls Schmeidigkeit nicht allzusehr verwundert.

Das Ölzeug haben sie beide angelegt. Sie wollen heute einen Strich segeln, der sich sehen lassen kann. Klaas Korl geht so tief unter Wind, mehr als einmal denkt sie, jetzt müssen sie koppseisen! Die Leeseite kommt aus dem Wasser nicht heraus, sie, die an die Luvseite sich lehnt, steht beinahe senkrecht gerade auf den Beinen. Und das bißchen Spülwasser — weiß Gott, wer sich drüber freut, soll's nicht sagen, sonst schluckt er mehr, als er unterbringen kann.

Eine Freude ist es! Donnerlüchting,

die Fahrt! Als wenn Wind und Waſſer und Sonne und ihre eigene Luſt das Boot zu immer größerer Schnelligkeit peitſchten. Schwach auf der Bruſt darf nicht ſein, wer hier mit will, ſonſt ſtickt ihm der Atem. ‚Ihr ſollt genug kriegen, Ihr beiden,‘ denkt das Boot, ‚ich will es Euch beſorgen!‘ Und es raſt durch die wütenden Kämme, ſein Kiel zittert und dröhnt, ſeine Spanten biegen ſich wie Gerten. ‚Du ſollſt zeigen, was Du kannſt, Du alter Kaſten,‘ denkt Klaas Korl. ‚So lange wir halten, Du und ich, ſo lange halten wir Kurs!‘

Die beiden Menſchen ſprechen kein Wort. Auch wenn ſie könnten, hätten ſie ſich nichts zu ſagen. Sie ſind beide froh und ſtark. Jeder weiß das von ſich und fühlt es von dem andern. Und wenn er das fühlt, ſo hebt ſich wohl noch ſein Frohmut und ſeine Stärke. Aber für Worte iſt das nichts.

Sie fahren ohne Worte, ohne Ziel und ohne Zeit. Sie ſehen kein Land, nur Waſſer, Himmel und Sonne. Sie ſagen nichts, ſie denken und wünſchen auch nichts. Klaas Korl hat feſt ſein Boot im Auge, jede Bewegung, jeden Sprung, jede Zuckung, und zwiſchen Auge und ſteuernder Hand geht der Wille unbewußt, doch um ſo ſicherer ſeinen Weg. Sonſt iſt er fern von allen Dingen und in einer großen, glücklichen Abgeſchiedenheit. Ein weiter Sonntag iſt um ihn.

Mieken hat keine Aufgabe für Auge und Hand, ſie iſt noch weiter von allem Körperlichen. Sie fliegt im Raum und iſt ſelbſt ohne Körper. Sie iſt gelöſt von der Erde und fährt in eine andere Welt. Sie iſt geſtorben, eine befreite Seele, und kehrt nicht wieder um in das Land der Qual. Sie iſt allein, denn der andere da im Boot gehört nicht zu ihr. Das iſt nur der Fährmann, der muß wieder zurück. Sie aber wird von einem neuen Ufer erwartet.

Doch weil ſie es iſt, die am leichteſten und weiteſten fliegt, kehrt ſie auch am ſchnellſten zu den Dingen zurück. Ganz plötzlich fährt ihr ſcharf und mahnend die Frage nach der Tageszeit durch den Sinn. Gewiß ſind ſie ſchon zwei Stunden gefahren. Sie müſſen umlegen, da gibt es nun nichts anderes.

Sie macht eine Bewegung, die er gleich wahrnimmt und verſteht. Mit einer Wendung des Kopfes deutet er ihr Zeichen aus, ſie nickt und ſofort dreht er bei. Er löſt die Schoote vom Gaffelſegel, es flattert vorm Winde, ſie bringt den Klüver auf die andere Seite und hilft dann dem großen Segel hinüber.

Und jetzt, ehe ſie wieder in Fahrt kommen, ſteigt ſchnell und mächtig ein Verlangen in ihr auf. Sie kann ihre Blicke vom Ruder nicht löſen. Sie — ſie möchte das Steuer führen. Wenn auch nur für kurze Zeit — ſie will es haben! Er wird es nicht hergeben. Er darf es gar nicht. Was weiß er von ihr! Er weiß ja doch nicht, ob ſie genug davon verſteht. Und auch wenn er ihr vertrauen kann, ſo gut wie ſich ſelbſt, welcher Seemann gibt den Platz am Ruder auf, der ihm gehört? Der ihm dann erſt recht gehört, wenn hartes Wetter iſt! Wie nahe müßte ſie ihm ſtehen, daß er ihr das gewähren ſollte? Sie will ihm gar nicht nahe ſtehen. Aber das Ruder will ſie. Er darf es ihr nicht geben — aber ſie will es von ihm verlangen. Gerade weil es ſo etwas Ungeheuerliches iſt, darum ſteht ihr ganzer Sinn danach.

Sie beugt ſich zu ihm hin. „Laaten Se mi mal an dat Roder!“ ruft ſie hell und feſt. Groß ſieht er ſie an, Erſtaunen iſt in ſeinem Blick, aber kein lächelndes oder zorniges Verſagen. Und ſein Erſtaunen wird tiefer, einer großen Frage faſt glückhafte Hilfloſigkeit.

Da iſt er geliefert. Näher neigt ſie ſich ihm. „Geben Se mi de Roderpinn'!“ Schon iſt ſie zu ihm gekrochen.

Jetzt ſchüttelt er leiſe den Kopf. „'t geht to hart mit dat Roder,“ ſagt er, doch das iſt ein halbes Gewähren.

„Wenn 't wieder nix is!“ ſtößt ſie lachend heraus. Schon ſteht ſie vor ihm, ſchon ergreift ſie den Ruderſtock, da ſteht er auf, räumt ihr den Sitzplatz und taſtet ſich eine Bank weiter nach vorn.

Blitzſchnell iſt das alles geſchehen. Jetzt erſt ſehen ſie die Tat und wiſſen von ihr.

Er hat ihr das Steuer allein überlaſſen. Er hat ihr das Boot anvertraut, des Bootes Schickſal und ſein eigenes Leben.

Davon ist sie stolz, jetzt muß sie ihm zeigen, daß ihre Hand ehrliche Arbeit tut. Noch hält er sich so nahe bei ihr, daß er im Notfall zuspringen kann. Aber dazu soll es nicht kommen. So viel wie Klaas Korl wagt sie nicht gleich. Sie muß das Boot erst kennen. Es hat eine Neigung leewärts nachzugeben. Auch hält der Wind nicht Strich. Manchmal scheint's, als will er südlicher werden, und dann tut er's doch nicht. Da muß man alle Sinne beisammen haben. Dumm ist es, daß gerade jetzt, wo sie am Ruder ist, der Wind solche Mucken kriegt. Aber keinen Ärger — das schadet dem klaren Verstand!

Jetzt macht der Wind ernst. Eine entschiedene Drehung nach Süd, nur eine kleine, doch mit so wildem Stoß, fast hätt' er sie überrumpelt. Glück ist dabei gewesen, sonst wär' es schief gegangen. Aber gleichviel — sie hat das Boot in der Hand behalten. Und nun springt die Brise nicht weiter. Gleichmäßig bläst der Sturm aus Südwest zu Süd.

Sie kann nicht an die Brücke ohne zu kreuzen. Dafür geht das Boot nicht hoch genug. Das ist sein Fehler, sonst aber läuft es, manche Segeljacht kann vor ihm einpacken. Und Mieken ist obenauf, daß sie ein so braves Fahrzeug steuert. Jetzt kennt sie auch seine Natur, nun kann sie allmählich immer mehr wagen. Und sie lädt ihm so viel Wind auf, Klaas Korl hätt' ihm nicht mehr geben können.

Klaas Korl kuckt Mieken an, ist noch aus der Verwunderung nicht heraus, daß er das Ruder aus der Hand geben konnte, und fällt in neues Erstaunen, weil das Boot so läuft, als ob er dennoch selbst das Steuer führe. Weiß Gott, ganz nach seiner eigenen Hand sieht das aus.

Und jetzt — jetzt winkt die Dirn' — winkt befehlend mit dem Kopf — sie will übergehn — ihm befiehlt sie, die Segel mit umzulegen — sie befiehlt und ihm wird befohlen — und das Ganze ist sein Boot.

Schon legt er Hand an. Zum Denken ist nicht viel Zeit. Das Boot wendet, die Segel straffen sich, weiter schießt der Kiel durch die schäumende Wildnis. Mieken hält jetzt gerade auf die Brücke. Wenn sie aufpaßt, kann sie bei dem Wind mit einem Schlag hinkommen. Aber gehörig muß sie aufpassen. Klaas Korl weiß nicht recht, was er wünschen soll, daß sie's fertig bringt, oder daß sie's versieht, daß das Boot abtreibt und sie deshalb noch einmal umlegen müssen. Auch Strömung ist da weiter nach dem Lande zu, und die ist ungünstig. Aber sein Boot kann es zwingen. Er mit seinem Boot würd' es zwingen. Ob sie aber —

Mieken weiß, worauf es ankommt. Auch die Strömung bringt sie in Anschlag. So führt sie das Boot glatt an die Landungsstelle, die jetzt noch mehr Windschutz hat als zuerst, und wo sie nach einiger Mühe glücklich anlegen.

Als Mieken auf der Brücke steht, muß sie sich doch am Geländer festhalten. Jetzt, wo die Spannung sich gelöst hat, zittern ihr alle Glieder. Die Muskeln ihres rechten Armes krampfen sich so schmerzhaft zusammen, daß sie leise aufstöhnt. „'t geht to hart mit dat Roder!" — damit hat Klaas Korl nicht zu viel gesagt. Für einen Frauenarm ist es zu schwere Arbeit gewesen.

Aber sie hat sie fertig gebracht, und das ist die Hauptsache. Schon steht sie wieder fest auf den Füßen.

Klaas Korl bringt das Boot selbst in Ordnung, nachher zieht er es mit andern Fischern aufs Land. Sie hat nichts mehr zu tun und wendet sich zum Gehen. Zum Abschied reicht sie Klaas Korl die Hand, ein Kopfnicken ist ihr Dank für ihn, dann geht sie über die Dünen ins Dorf.

Der Wind ist ihr entgegen, er preßt sich in ihre Röcke. Sie kommt nur mit Mühe von der Stelle. Aber die neue Anstrengung hält ihre Freude wach an dem, was sie geleistet hat.

Auf See — sie gehört nun mal auf See. Wie lange war es, daß sie sich nicht so tief und froh ausatmen konnte wie in diesen letzten Stunden? Nur daß es auf einem Schiff doch noch ein anderes Fahren ist als auf so einem Fischerboot.

Ja ja — ein Schiffer wird nun doch wohl daran glauben müssen!

Aber sie muß das Kommando haben. Sonst freut sie das Segeln nicht. Bloß daß ihr ein Mann, der ihr gutwillig das Kommando ließe, ganz und gar nicht

nach dem Herzen sein würde. Aber der Mann ist schließlich Nebensache.

Hätte ihr Klaas Korl kaltlächelnd den Platz am Ruder verweigert, er würde ihr deshalb vielleicht nur um so besser gefallen haben. Die Fahrt freilich hätte ihr so keinen rechten Spaß gemacht. Nun aber gab er ihr das Steuer — halb verdutzt — aber er gab es ihr. Im Grunde hatte sie es ihm abgeschmeichelt. Und das war nicht recht von Dir, Klaas Korl. So was tut ein richtiger Seemann nicht. Was wußtest Du von mir? Und das Wetter ist hart. Klaas Korl, Du bist in meiner Achtung gesunken.

Er selbst, wie er das Geschehene sich durch den Kopf gehen ließ, war auch nicht so recht einverstanden mit seinem Tun und Lassen. Überrumpelt hat sie Dich. Aber darf sich ein Steuermann mitten auf See in Wind und Wetter von irgendeiner Menschenseele aus der Fassung bringen lassen? Wär' das nur nicht so etwas ganz Verteufeltes gewesen, wie die Dirn' so zu ihm herankroch und den Kopf mit den großen, flackrigen Augen zu ihm hinreckte und dann von ihm das Höchste abverlangte, was er zu vergeben hatte. Daß sie gerade darauf losging — der beste Freund bringt so was nicht fertig. Dazu gehört doch eine Vertraulichkeit — und das bei ihr — nun ja, das hatte ihn wie vor den Kopf geschlagen.

Wer hatte die Ruderpinne je in der Hand gehabt, außer seinem Vater und ihm? Der Mückenhengst aushilfsweise und immer nur kurze Zeit. So lange wie Mieken noch niemand. Kein Mensch sonst auf der ganzen Welt hat das Boot jemals selbständig gesteuert außer seinem Vater und ihm.

Mieken hat in sein Leben einen Griff getan wie sonst kein Mensch. Davon kommt er nicht ab. Aber sie schließlich auch nicht. Es schlingt sich etwas um sie beide. Paßt sie nicht zu dem Boot? Das soll mal einer streiten! War es nicht 'ne Lust mit anzusehn, wie die beiden, sie und das Boot, sich aufeinander verstanden? Wie sie über Stag ging — alle Dunner!

Aber recht war es doch nicht von ihm, daß er ihr so unbesehens ihren Willen gab. Sich so im Handumdrehen unterkriegen zu lassen —! Immer hat er es vor Augen, wie sie an ihn herangekrochen kam.

Und nun sieht er etwas anderes: wie sie den Kopf hielt, als sie damals zu ihm sagte, sie habe ihn gezeichnet und er trage für immer das Mal mit sich herum. Er möchte dies gerne vergessen, aber es geht nicht. Das gehört nun einmal dazu, das und dies Neue zusammen, das gibt doch wohl erst eine Art Bild von der Dirn'. Und dies Bild ist doch so — ja, ja, es hat mehr Fremdes an sich als Zutrauliches.

Klaas Korl läßt den Kopf hängen, aber dann richtet er ihn straff und steil in die Höhe. Was ein echter Kerl ist, dem gehen Weibergeschichten nicht bis über den Kragen. Und Weiberkünste verfangen bei ihm nichts. Was ein echter Kerl ist, der läßt sich so ein Weibchen nur so lange auf der Nase tanzen, als es ihm Spaß macht. Wenn es Ernst wird — ein Ruck, und jeder ist an dem Platz, auf den er gehört.

Hm. Soll er sich nun freuen über die Segelfahrt oder nicht? Etwas in der Geschichte will nicht so recht stimmen.

Bloß heut wollen wir uns nicht weiter damit anstrengen und quälen! Klaas Korl tut der Kopf weh. Kein Wunder, er geht neuerdings auch zu unbarmherzig mit ihm um.

VIII.

Es geschah, daß Miekens Gedanken wieder völlig von ihrem gestrandeten Schiff hingenommen wurden. Der Wasserinspektor hatte von Amts wegen seine Lage untersucht und Anweisung gegeben, daß das Wrack als gefährlich für die kleine Schiffahrt — demnächst würde es auch bei niedrigem Wasserstand unter dem Meeresspiegel sich befinden — durch Sprengung zu entfernen sei. Zum Abbringen durch Schlepper sei es schon zu tief versandet.

Ein anderer hätte nicht mehr viel dabei gefühlt. Tot ist tot. Aber ihr war es zu Sinn, als müßte sie sich dagegen zur Wehr setzen. Die Grabesruhe wollen sie entweihen, mit Pulver und Dynamit wollen sie das Grab zerstören, das ihr gehört, wie soll sie sich davor schützen! Ja, wenn sie ein Mann wäre mit Männerarmen und Männerfäusten, nie-

manden ließe sie an ihr Wrack. Erst hätten sie mit ihr fertig werden müssen. Um Tod und Leben wär' es gegangen, und vor dem letzten würden sie sich schon besonnen haben. Aber so wie sie war — auslachen würden sie sie, auf den Arm sie nehmen wie ein Kind oder in den Nacken fassen wie eine Katze. Einer hatte es ja schon einmal so gemacht —

Aber wenn sie selbst auch keine Männerkraft besitzt, hat sie keine Kraft über die Männer? Und sind nicht hierzulande Riesen unter ihnen? Ist nicht der Martin Micheel bis über die Ohren verliebt in sie? Ist nicht Klaas Korl noch da, der ihr das Ruder gelassen hat? Sind ihr nicht eigentlich alle Männer des Dorfes ergeben? Wenn sie alle um sich versammelte — ein Aufruhr müßte es werden gegen den traurigen Beamten und seine kümmerlichen Helfershelfer! Weggejagt werden sie, und mit den Sprengstoffen wird Viktoria geschossen!

Sie sehnte sich nach ihrem Wrack und rannte in die Dünen. Es hatten südwestliche Winde geherrscht, und das Wasser war ungewöhnlich flach. So ragte ein größeres Stück als sonst aus der See. Und sie konnte nicht hinüber, kein Fischer, kein Fahrzeug war am Strande.

Hinüberschwimmen! Sie griff ins Wasser, es war eisig kalt.

Wo bist Du, Klaas Korl, mit Deinem Boot? Wenn Du gebraucht wirst, bist Du nicht da!

Wie traurig ist es doch, keinen Menschen zu haben, auf den man sich verlassen kann. Wer kümmert sich hier um ihre Not? Sie wissen ja nicht einmal davon. Mutter Borgwardt, ja — die meint es gut mit ihr auf ihre Art. Aber sie ist eine alte Frau, und hier wird Männerhilfe gebraucht.

Männerhilfe! Was hat sie sich da erst von Männeraufruhr und so was zusammenphantasiert! So etwas Kühnes und Großes geschieht nirgendwo auf der Welt und hier ganz gewiß zuletzt und am allerwenigsten. Die Männer hier und Aufstand machen!

Der kleine Mückenhengst, der wär' noch der einzige. Aber der ist jetzt nicht zu sprechen. Hat seine schlimme Hand, die ihm Pein und Sorge macht. Ihre beiden Riesen aber — sind die dafür zu gebrauchen? Der eine ist zu windig und der andere zu schwer. Der eine singt und der andere schläft.

Als sie nach Hause kommt, ist der eine von beiden da, Martin Micheel, der sich auf die Behandlung schlimmer Hände versteht und von Willem Jenssen zu Rate gezogen ist. Natürlich benutzt er die Gelegenheit, den Damen seine Aufwartung zu machen.

Die bitten ihn, zu bleiben und daß er ihnen was vorsinge. Mieken will gern auf andere Gedanken kommen. Er aber fühlt sich bedeutend und wächst an Zuversicht und Kühnheit. Seine schmelzendsten Lieder gibt er zum besten. Daß Miekens wandernder Sinn nicht bei ihnen bleibt und ihrer nach und nach überdrüssig wird, davon merkt er nichts.

Hätt' ich nur Deine Knochen, denkt sie, die Stimme kannst Du behalten.

Und ein Zwischenspiel, das jetzt folgt, gibt ihr mehr Genuß als die ganze Singerei.

Sie hören Klaas Korl auf dem Gang. Auch er ist gekommen, sich nach Willem Jenssen umzusehen, dessen Hilfe ihm heut schon gefehlt hat.

Damit ist etwas Prickelndes am Werke. Wird er sich auch bei ihnen einfinden? Wenn sie dann die beiden so beisammen hat — nebeneinander — und gegeneinander —

Martin fängt jetzt wieder aus Leibeskräften zu singen an. Das hört der andere da draußen. Was fühlt er dabei, was denkt er und was wird er tun?

Mutter Borgwardt trifft Anstalten, ihn auch hereinzuholen. Mieken aber verhindert es. „Wenn he nich von sülwst kümmt, sall he buten blieben."

Und er kommt nicht herein. Sie hören ihn dann das Haus wieder verlassen. Ein schmetterndes Lied des bevorzugten Gastes gibt ihm das Geleit,

‚Er ärgert sich,' sagt Mieken im stillen, ‚nun gut, dann soll er sich ärgern.'

Aber der schöne Martin hat damit längst kein gewonnenes Spiel, wie sehr er selber es glaubt. Heillos verliebte Blicke rollt er manchesmal durch die Luft. Dann wieder gibt er sich eine höchst ehrbare Gesetztheit, betont, daß er

das regellose Witwerleben satt habe, und sagt schöne Dinge von häuslichem Frieden.

O Du Grundgütiger, das sieht ja ganz so aus, als ob er jetzt Ernst machen will. Nimm Dich bloß in acht, Du Weiberfresser Du! Bei mir könntest Du Dir doch einen bösen Knochen in den Hals schlucken.

Als Mutter Borgwardt einmal in die Küche geht, fragt er Mieken sittig: ob sie nicht einmal nach Feierabend mit ihm spazieren gehen wolle.

Ja, warum nicht.

Wenn sie übermorgen um sechs bei der großen Eiche sein wollte, dann könnten sie ja am Strand einen Weg machen. Er habe ihr im Vertrauen was zu sagen.

Immerzu.

‚Und wenn ich Dir dann' — spricht Mieken zu sich — ‚wenn ich Dir dann was im Vertrauen sage: zum Beweis, daß Du es ehrlich meinst, mußt Du erst die Sprengkolonne zum Teufel jagen — wirst Du dann nicht ein sehr dummes Gesicht aufsetzen? Darauf kann man sich beinahe freuen.'

Der schöne Martin aber ist seiner Sache so gut wie gewiß. Beim Abschied flüstert er Mutter Borgwardt ein paar inhaltschwere Worte zu. Dann geht er, ehrbar und erhoben. Und Mieken bekommt einen verhalten bedeutsamen Blick, der Großes birgt.

Als er fort ist, erklärt Mutter Borgwardt mit Gewicht: „Du, er hat die ehrlichsten Absichten, sagt er —"

„Das ist brav von dem Mann."

„Sag' mal — ist er Dir eklig?"

„Eklig? Nein."

„Na also. Dann ist es ja 'ne Liebesheirat."

„Du bist gut!"

„Nicht eklig ist Liebe. Du weißt ja auch nicht, ob Du 'n andern kriegst."

„Da hast Du recht."

„Seine Schmiede geht gut. Und hat er die richtige Frau, dann bleibt er auch bei Vernunft. Und für Dich — för Di, mien' lütten fleegenden Holländner, wier dat doch ook good, wenn Du binnen keemst!"

Darin ist so viel Güte, daß Mieken ihr die etwas leichtherzige Neigung zum Ehestiften verzeiht.

Am andern Tage ist es ihr bitter leid, daß sie sich mit dem schönen Martin so weit eingelassen hat. Ein Zorn wendet sich streitbar gegen niemand anders als Klaas Korl. Warum ist der gestern abend nicht hereingekommen? Warum ist er so toffelig fortgeschlichen? Wär' er dabei gewesen, hätte alles ein anderes Gesicht gehabt. Der ist an allem schuld und keiner sonst.

Unwirsch und fahrig wirkt sie herum. „Nun kommt auch noch die böse Frühlingszeit dazu," sagt Mutter Borgwardt. „Da haben die kleinen Mädchen so wie so schon so viel auszustehn. Es wird Zeit, Lütting, es wird Zeit."

Als Klaas Korl heute abend Willem Jenssen besucht hatte, fand er Mieken vor der Tür. Sacht und windstill war es in der Luft. Die Sonne war gegangen. Am westlichen Himmel war ein Schein, tief wie das Rot heißer Lippen. Und der Schein zitterte. Den ganzen Tag schon war so ein Flirren in der Luft gewesen, ein Girren und Surren, das die jungen Nerven schwirren läßt wie Saiten. Umsonst hatte sich Mieken dagegen gezogen und gereckt, der Frühling spielte weiter Geige auf ihr.

Wie sie den Mann so an ihrer Seite hatte, musterte sie aufmerksamer als sonst seine Züge und seine Gestalt. Von seinen Augen wußte sie, daß sie klar zusahen und geradeaus gingen, daß sie ihre Festigkeit hatten und ihren Stolz; nun fand sie, daß die gerade Nase ihm gut im Gesicht saß, auch gefiel es ihr, daß sein Gesicht verhältnismäßig schmal und der ganze Kopf, nach der mächtigen Gestalt bemessen, eher klein war, und beinahe was Vornehmes hatte.

Aber was hilft das alles, wenn in dem ganzen Menschen keine Schwungkraft steckt, wenn er eine Seele von Sohlleder hat?

Wie sieht der Himmel aus! Was muß dahinter bloß für ein Land liegen. Warum kann man da nicht hin! Da ist alles Feuer und Flamme! Käm' jetzt ein Seeräuber und riß mich an sich und segelte mit mir hinein in die feuerfarbene Welt, wenn ich mich wehrte und ihm die Krallen ins Gesicht schlüge, ich glaub', das wäre nur zum Schein!

Dame in weißem Kleid.

Gemälde von Conſtantin Korzendörfer.

Du, Klaas Korl, Du bist kein Seeräuber. Bist ein kühler, braver Retter aus Seenöten und hast dafür — ganz unverdient, ich geb' es zu — den Prankenschlag davongetragen.

Er hat eben etwas gesagt, sie hat nicht darauf geachtet. Doch will sie nicht unfreundlich sein und so fragt sie ihn, was er meine.

„Ick glöw, wie kriegen anner Weder," wiederholt er treuherzig.

Ach Du lieber Gott! Das ist alles, was er ihr zu sagen hat!

Ja weiß denn dieser Mann nichts davon, daß ihr Wrack gesprengt werden soll? Natürlich weiß er's, alle wissen es, das ist doch des Ortes große Neuigkeit. Und dafür hat er kein Wort!

Hast Du mir nicht das Ruder gelassen und Dir den Anschein gegeben, als sei ich was Besonderes für Dich? Und jetzt, das, wovon mein Herz voll ist, das geht Dich nichts an, und ist Dir nicht der Rede wert!

Und das von gestern abend, daß Martin Micheel bei mir war und Du nicht, geht Dich das auch nichts an? O Du Transtiefel Du — daß man für Dich was anderes hat als Lachen und Hucheln, daß man sich überhaupt mit Dir abgibt!

Nein, Klaas Korl, von Dir kann keine Hilfe kommen. Du jagst die Dynamitbrüder nicht über die Berge — so wenig wie der Liedersänger.

Aber was soll ich denn anfangen mit Euch! Was hab' ich überhaupt mit Euch zu tun! Was wollt Ihr eigentlich von mir? Was fällt Euch ein! Was untersteht Ihr Euch!

Bildet Ihr Euch ein, ich werde noch länger hier bei Euch herumtrauern? Werde wohl gar mit ansehen, wie man mir das Schiff in Stücke reißt! O, wenn ich an all Eure dummen, gleichgültigen, stumpfsinnig neugierigen Gesichter denke, die Ihr dazu machen werdet. Ich habe nichts mit Euch gemein, ich habe keine Heimat unter Euch.

Da bin ich zu Hause, wo die Sonne jetzt hingegangen ist, da in dem Land der roten Farbe! Und es kommt mir einer, der mich mit starken Armen auf sein Schiff trägt und dann mit mir heimwärts fährt, hinein in die Lohe.

Du taugst nicht dazu, Klaas Korl. Ganz gewiß nicht. Du taugst nicht für die Lohe. Und taugst nicht, mich zu tragen! Wozu taugst Du überhaupt?

Aber an mich denken sollt Ihr —! Ja, ja, das sollt Ihr! Paßt auf, ich werd' es Euch besorgen. Einen munteren Abschied will ich nehmen!

Klaas Korl hat wieder was gesagt, und wieder muß sie ihn fragen, daß er es wiederholt. „Willn wi nich mal wedder tosam Boot fuhren?"

Ja! Gewiß! Und morgen abend. Morgen abend um sechs solle er unter der großen Eiche auf sie warten.

Ein Funkenregen sprühte aus ihren Augen, auf deren Leben er sich allmählich versteht. Das macht ihn stutzig. Als sie ihm aber gesenkten Blickes die Hand reicht und seine drückt und ihm freundlich noch einmal sagt: „Also Klock söss unner de grode Eek!" da umrieselt ihn das Vertraute, und mit treuherzig frohem Nicken trennt er sich von ihr.

Sonnig war auch der nächste Tag; um sechs Uhr abends war es noch hell. Mieken konnte aus der Tannenschonung, in der sie selbst volle Deckung fand, den Platz um die Eiche genau überblicken. Sie war zuerst am Ort. Der Nächste war Martin Micheel, an die zehn Minuten vor der bestimmten Zeit. In seine Augen kam eine hochmütige Enttäuschung, daß er noch nicht erwartet wurde.

Was Du Dir einbildest, Du. Paß auf, es wird noch ganz anders!

Höllisch in Wichs geworfen hatte er sich. Einen schwarzen Rock trug er und einen Hut von Gefühl, den sie noch nie an ihm gesehen. Ja, ja, schöner Martin, soviel ist gewiß — Du wirst den Sonntagnachmittagsausgehrock mit anderen Gedanken ausziehen, als Du ihn angezogen hast. Wenn ich ehrlich sein soll, ist das eigentlich alles, was ich für Dein Malheur empfinde.

Jetzt wird er ungeduldig. Und dabei habe ich doch immer noch fünf Minuten Zeit. Siehst Du, Martin, so bin ich nun, ich hab' ja in meinem Leben noch nie ein Stelldichein gehabt, hätte ich aber eins gehabt, vor der Zeit wäre ich ganz gewiß nicht gekommen. Eher später. Du mußt Dich also gut und gern noch

zehn Minuten gedulden. Müßtest, meine ich, wenn alles mit rechten Dingen zuginge. So aber wirst Du nun wohl mit dem Glockenschlag erlöst werden. Denn der, der zu Dir kommen soll, ist, wenn nicht alles mich täuscht, ein pünktlicher Mann.

Nur noch zwei oder drei Minuten.

Dreh nur Deinen Schnurrbart gehörig. Wenn solche Vorbereitung in diesem Falle auch keinen Zweck erfüllen wird, sie ist doch immer ein schöner Zeitvertreib. Mustre nur Deinen kleinen Fuß unter Deinem spanischen Hosenschnitt, er ist eine kleine Zerstreuung.

Da — das klingt nach Schritten. Nichts. War eine Täuschung. Ja, ja, Klaas Korl hat es nicht so eilig. Aber es wird ihm darum nicht weniger in die Glieder fahren.

Dahinten kommt er jetzt angestakt.

Ja, das ist er. Noch sieht er den anderen nicht unter der Eiche. Besser kommt er ja an als der, das ist keine Frage. Hat sich nicht feiertäglich angetan. Erscheint so, wie er immer zum Fischen geht. Gut, Klaas Korl. Beinah ist es um Dich schade.

Aber jetzt! Jetzt stutzt er. Wie er steht, sich erst zurücklehnt und dann den Kopf vorbeugt! Ja, ja, da ist noch einer unter der Eiche.

Näher tritt er, spähend, als glaube er noch nicht recht, was er sieht. Und dann hebt er die Stirn, als wolle er etwas abschütteln und an einen Zufall denken.

Nein, nein, er ist herbestellt von mir, gerade so wie Du. Was fängst Du nun mit ihm an? Sieh mal, er wartet, wartet — das ist doch unverkennbar.

Eine jähe Bewegung — als wolle er sich auf den andern stürzen. Tu's! Tu's! Ihn wenigstens zur Rede stellen!

Aber jetzt ist es wieder anders. Er bleibt stehen. Sie sieht, wie sein Mund sich zu einem halben Lachen verzieht. Dabei gräbt sich zwischen seine Augen eine fast wilde Tiefe. Dann wird sein Gesicht wie von Eisen.

Er bedenkt sich. Martin ist ihm abgewandt und hat ihn noch mehr gesehen. Soll er gehen, da er hier nichts mehr zu suchen hat?

Nein. Für halben Kram ist er nicht. Was aufgelöffelt ist, das wird auch aufgefressen. Vor allem, es darf kein Rest von Ungewißheit zurückbleiben.

Zur Eiche geht er und kündigt sich rufend an. „Na, Martin, töwst Du hier ook?" Was ist für ein eherner Klang in der Stimme.

Der Schmied fährt herum. „Wat — wat wist Du denn hier?"

„Wat Du hier wist. Se hät mi ook herbestellt."

„Se Di — dat is nich wohr!"

„Ja, mien Jung. Se hät uns beid ansmeert. Wat is, dat is. Dat helpt nu nicht." Er gibt ihm die Hand. Dann geht er gleichmäßigen Schrittes nach Hause. Voll hat er den Dingen ins Gesicht gesehen. Einmal lacht er auf. Es dröhnt, ganz gut hätten mehrere Male daraus gemacht werden können. Dann vollendet er still seinen Weg.

Mieken gibt nur auf ihn acht, nicht auf Martin, der an Ort und Stelle bleibt, als könne er nicht glauben, was er gehört.

Das soll nun das Ganze sein? Sie ist wütend, wütend auf sich und auf die Welt. Und am wütendsten auf Klaas Korl.

Er gibt dem andern die Hand. Die Männer geben sich die Hand! Nee, Ihr! Ihr wollt Männer sein! Seid Ihr nicht Nebenbuhler! Und fahrt Euch nicht mal in die Haare! Was seid Ihr für Männer! Sah es nicht nach was aus, wie Ihr beiden mächtigen Kerls Euch gegenüber tratet! Und dann gebt Ihr Euch die Hand, Ihr Jammerlappen!

Nein, nein. Das ist noch nicht das Letzte. Damit seid Ihr mich noch nicht los. Dann wär' ich ja die Blamierte, mit Eurem Händedruck und Eurem Euch Vertragen! Noch hab' ich nicht den richtigen Abschied von Euch genommen! Mit einem so flauen Schluß bin ich nicht zufrieden, das könnt Ihr mir glauben!

Schwer stapft Klaas Korl seinem Hause zu. Noch hat er sich in der Gewalt. Aber es wühlt und steigt immer wilder in ihm auf.

Wenn das bloß gut geht. Wenn das ihm bloß nicht über wird.

Feuer ist vor seinen Augen. In seinem Schädel rasselt und knarrt es, als wär' das Räderwerk nicht im richtigen Gang. Dunnerkiel und Döschkopp — —

Digitized by Google

In seiner Küche fand sich Klaas Korl wieder. Er wußte nicht ganz, wie er nach Hause gekommen war. Als er sich gesetzt hatte, mußte er sich den Schweiß von der Stirn wischen. Dahinter knarrte es eklig. Mit der Faust schlug er sich aufs Schädeldach. Da wurde es gut.

Dann sagte er „Dunnerweder!“ und sagte es noch einmal, fuhr sich durchs Haar und riß sich zusammen, spuckte den Priem durchs offene Fenster bis über den Gartenzaun, fünf Meter gegen den Wind, biß einen neuen ab, noch heftig und rasch, und erst, als er ihn verstaute, faßte er den ersten Zipfel seines gewohnten Ruhemantels.

Dann nahm er die Kaffeemühle und damit war schon ein gut Stück mehr gewonnen, mit dem braunen Trank aber zog immer tieferer Friede in sein Gemüt. Dann ging er früh ins Bett, knurrte und fluchte noch ein paarmal im Traum, am andern Morgen hatten Mieken und ihre Tat keine Macht mehr, seinen Pulsschlag wesentlich zu beunruhigen.

IX.

Auch machte jetzt etwas anderes Klaas Korls Gedanken gerade genug zu schaffen. Mit der Hand von Willem Jenssen trat eine entschiedene Verschlimmerung ein. Deutliche Spuren von Blutvergiftung zeigten sich, seine Schwester setzte durch, daß er zur Stadt fuhr und ins Krankenhaus ging.

Nun war Klaas Korl ohne Gehilfen. Es war gerade wieder eine bessere Fangzeit gekommen, Dorsch, Steinbutt und Hornfisch gab es reichlicher als in früheren Zeitläuften. Auch die Lachsfischerei lohnte. Ein Ersatzmann aber ließ sich weit und breit nicht auftreiben. Klaas Korl war in übler Stimmung.

Als er zu Frau Jenssen ging, sich zu erkundigen, welche Nachricht der Fuhrmann aus dem Krankenhaus zurückgebracht habe, traf er Mieken auf dem Flur. Er sah ihren Augen die Erwartung an, wie er sich zu ihr verhalten würde. Da brachte sein Stolz es fertig, sie zu grüßen, wie er es immer getan hatte, als sei nicht das geringste zwischen ihnen geschehen. Er spürte auch, wie sie das verwunderte und daß ihr das gefiel. Aber daran lag ihm jetzt nichts mehr.

Von der Frau des Mückenhengstes hörte er, daß eine Operation nötig sei, die noch zur rechten Zeit käme und alles Gute verspräche. Doch würde der Kranke länger als einen Monat arbeitsunfähig sein. Das war eine bittere Nuß.

Als sie dann zusammensaßen, Frau Jenssen, Mutter Borgwardt, Mieken und Klaas Korl und davon sprachen, wie das Boot in dieser guten Zeit einfach aufs Trockene gesetzt sei, machte Mieken eine plötzliche Bewegung und sagte bestimmt, wenn es keine Männer gäbe, müßten die Weiber dran, das wär' ja auch hierzulande nicht das erstemal. Und sie, sie hätte junge, kräftige Arme, verstünde sich aufs Segeln, hätte auch schon beim Fischen geholfen und würde das, was ihr noch fehlte, bald lernen, kurz und gut, sie wollte Willem Jenssens Stelle einnehmen, schlecht und recht, so wie sie es könnte!

Klaas Korl sah ihr fest ins Auge. Bei dem, was sie so in Bewegung brachte, war gewiß eine Freude am Helfen, aber dahinter abenteuerte das bewußte Etwas, von dem er nun gerade genug hatte. Er schüttelte kurz den Kopf und sagte rauh: „Dat is nicks.“

Dagegen legte sie sich ins Zeug. „Nichts ist doch wohl 'n bißchen viel gesagt. Natürlich versteh' ich das nicht so gut wie Willem Jenssen. Aber eh' das Boot ganz und gar feiert! Das ist doch einfach weggeschmissenes Geld. Und ich tu' es ganz gewiß nicht für Sie. Nur für Frau Jenssen und für Mutter Borgwardt, die jetzt während der Krankheit für die Familie sorgen muß. Denen möcht' ich gern, ehe ich fortgehe, ein Teil ihrer Wohltaten vergelten. Aber Sie sind ja der Herr von dem Boot —“

„Dat bün ick,“ sagte er ruhig. „Un ick meen, mi will'n dat leewer laten.“ Damit ging er.

Aber am selben Abend noch kam Frau Jenssen zu ihm. Sie brauchte das Geld so nötig, er möchte doch nur ja die Hilfe annehmen, wenn er die zurückwiese, entzöge er doch nicht bloß sich selbst den Verdienst, auch ihr, und sie mit dem kranken Mann wäre ja nun einmal in solcher Bedrängnis.

Sie jammerte ihm die Ohren voll, er sträubte sich lange, aber sie sahen keinen Ausweg, und so gab er endlich nach, er wolle es mit Mieken versuchen. Sie solle abends um halb sechs am Strande sein.

Er war eine Viertelstunde eher unten, um alles vorzubereiten. Über das Wetter konnte er heute gar nicht ins reine kommen. Der Wind machte Flausen, sprang hin und her, wenn er auch an der Südseite blieb, legte sich zeitweilig ganz hin und fuhr dann ruckweise wieder auf. Im Westen stand eine stahlblaue Wand, aus der es wetterleuchtete. Die Luft hatte einen schweren, dumpfen Atem.

Klaas Korl mußte auf Mieken warten. Vielleicht würde sie gar nicht kommen. Er wünschte es fast. Ganz im Untergrunde regte sich bei ihm matt und unklar ein Gefühl, als sei das letzte Wort zwischen ihnen beiden noch nicht gesprochen. Aber es kam nicht herauf, und er ließ es gerne im Dunkel.

Je länger er aber wartete, um so lebhafter wurde sein Wunsch, sie möchte ihn wirklich im Stich lassen. Dann konnte er durch diese Person, die ihm das Leben ganz gegen seinen Willen immer wieder in die Quere führte, endlich einen dicken Strich machen. Dann war es vorbei mit der Kompanie, vorbei mit dem Verkehr überhaupt, dann fand er sie nicht mehr auf seiner Straße.

Wie er sich aber diese Freiheit weiter ausmalte, kam sie über die Düne. Er sah ihren federnden Gang, in dem so viel Spannkraft sich barg, daß er fast etwas Drohendes hatte. Ihre Erscheinung war so, daß sie den Augen Freude gab, das leugnete er nicht. Aber das, was er mit ihr erlebt hatte, wie all das Unfaßliche, das um sie spielte und knisterte, verdarb wieder alle Lust. Unfroh trat er ihr entgegen. Doch begrüßte er sich mit ihr so unbefangen wie möglich.

Sie ging ihm gleich an die Hand, half das Boot ins Wasser ziehn und die Segel setzen. Dabei erzählte sie ihm, weshalb sie später gekommen sei, als sie gewollt und gesollt habe. Das klang gewiß nicht nach einer Entschuldigung, aber auch so drang der offene und lebhafte Ton in Klaas Korls verschlossene Sicherheit. Ein Amtsschreiben habe ihr der Briefbote eben überbracht, vier lange Seiten mit vielen langen Sätzen, die man dreimal lesen könnte, ohne daß es ihnen schadete. Der Sinn sei schließlich der, daß sie nun doch wegen der gestrandeten ‚Marie Luise' vors Seegericht müsse.

In ihren Augen sprühte der Trotz, der ihrem Gesichte immer etwas beinahe Fröhliches und ihrem Wesen ein Ausgelassenes gab. Solche Stimmung machte sie mitteilsam bis zur Vertraulichkeit. Und diese Vertraulichkeit legte sich wieder Klaas Korl auf die unbeholfene Seele.

Er war wie erlöst, als der gewöhnliche Rückschlag bei ihr eintrat, als sie in Nachsinnen und Schweigsamkeit fiel, und wie sie an das Wrack, dessen Spitze heute wieder ganz von der See freigegeben wurde, die Blicke hängte mit all ihrer schmerzlichen Gier.

Nun wieder so! Wie wirr und wild und schnell ist alles in ihr, dachte Klaas Korl. Und sein Unbehagen war ihm eine Schutzwehr. Besser schon dies Unangenehme — denn es ist sicherer. Und jetzt an die Arbeit, damit hab' ich gewonnenes Spiel. Er hatte genau auf die Segel zu achten, der Wind trieb immer dieselben Künste, nun setzte er so lange aus, daß sie die Riemen zur Hand nehmen mußten. Willig griff Mieken zu, mächtig legte sie aus. Klaas Korl, der wegen der Steuerung nach vorn ruderte und ihr gegenüber saß, hatte sie voll vor Augen, er sah, wie die Freude an der Arbeit auf dem Wasser sie zeichnete, sah ihre lebhaften Züge mit den zuckenden Nüstern und den leuchtenden Augen.

Und — schade, dachte er, daß sie nicht so ist, wie sie sich jetzt zeigt. Was könnte sie für ein guter Kamerad sein zu Wasser und zu Lande. Aber ihr Wesen, so wie es nun einmal beschaffen ist — kein Mensch kann ihm trauen. Immer wieder kommt heraus, was in ihr sitzt. Das Biest — ja, das Biest und nichts anderes!

Er fuhr sich durch die Mähne. Tief atmete er auf, als die Brise wieder einsetzte und das Rudern aufhörte. Fest lagen seine Blicke auf der Wasserfläche, die alle Windstöße vorher ankündigte. Jetzt war er soweit, wie er wollte. Die Segel nahmen sie herunter und machten

halt. Sie setzten Steinbuttnetze. Mieken war ganz bei der Sache. Seine Ehrlichkeit gab ohne weiteres zu, daß sie ihm wirklich Hilfe leistete.

An anderes dachte er nicht. Er wollte es nicht, und sein Wille blieb ihm treu. Sie aber stand bei allem, was sie tat, doch auf der Lauer.

‚Wie sieht es jetzt in ihm aus?‘ so fragte sie. ‚Was meint er von mir und was empfindet er für mich? Spaßhaft ist es ja, ich halte ihn zum besten, ich kränke so seinen Stolz, daß sich alles in ihm umdreht und sein Gesicht einen ganz anderen Ausdruck kriegt — und einen Tag später sitze ich einträchtig mit ihm im Boot und teile seine Arbeit. Das ist nicht gewöhnlich, und darum ist es gut.

‚Jetzt aber möchte ich aus ihm klug werden. Er gibt sich ja den Anschein, als gehe ich ihn nur noch so viel an, wie meine Hände ihm nützen. Doch ist mehr dahinter versteckt, das sehe ich in seinen Augen. In denen ist etwas, was sie früher nicht hatten. Als sei eine dunkle Quelle in ihnen neu entsprungen. Er hütet sie vor anderen, aber mir kann er sie nicht verbergen. Was er mit mir erlebt hat, von unserer ersten Begegnung an, das wirkt in ihm und bleibt in ihm.‘

Wieder fing ihre Kampf- und Abenteuerlust zu schwingen an.

Seine Sinne aber, die so oft aus ihrer Schwere aufgereizt waren, spürten diese Wellen gut. Und die alte verhaßte Schwüle zog über ihn her. Hätt' es ein frisches, starkes Wetter gegeben, mit Kälte, mit Sturm und Gefahr, oder klaren, treuen Sonnenschein, es wäre überhaupt nicht an ihn gekommen. Aber die Luft war wie sie, ungleich, stockend und wie lauernd, geladen mit Wirrsal und unberechenbar. Das traf nun so zusammen, als wollte es ihn von zwei Seiten einschließen. Als wüßte es, wie lähmend alles Unklare, Huschende und Fahrige auf ihn wirkte, daß er sich nur mit einem Zornausbruch losreißen konnte.

Die dunkle Bank rückte nicht von der Stelle. Das Wetterleuchten blieb ein fernes, lautloses Drohen. Wenn es doch ein ehrliches Donnerwetter geben wollte! So schwer war die Luft. Er mußte die Mütze abnehmen, auf seiner Stirn tropfte es. Mieken aber fror, wo es jetzt nichts mehr zu rudern gab, und sie meinte, daß das Wetter an seiner Erhitzung nicht eigentlich schuld sein könne.

Zwischendurch mußte sie wieder an die Gerichtsverhandlung denken, an ihr Wrack, an die letzte Wendung ihres Lebens, das hier nach dem einen großen Schmerz in halben Freuden und kleinen Leiden verkümmerte. Warum gab es nichts Starkes für sie, nichts Hebendes und Fortreißendes? Warum fand sie keinen Menschen mit einem mächtigen Gefühl, das sie heraustragen konnte aus ihrem Elend? Warum hatte dieser Mann, der hier mit ihr im Boot saß, ein so schwaches und zaches Geblüt? Warum schwitzte dieser Riese?

Hatte er Angst vor ihr? Daß sie ihn wieder an sich ziehen würde und spielend von sich stoßen? Ein Mann, der Angst hat — kann man mit dem was anderes als spielen!

Manchmal fliegt etwas in sein unbeholfenes Jungengesicht, was nach Feuer aussieht und sogar bedrohlich zucken kann, aber man soll sich nicht zu sehr darauf verlassen.

Werd' doch einmal wild, Klaas Korl! Braus doch einmal auf, schäum' doch einmal über! Man vergeht ja an Deiner Öde.

Ich bin fest überzeugt, wenn ich wie damals die Hand nach Deinem Steuerruder ausstreckte, Du würdest es mir lassen. Obschon ich Dich das erstemal bitter enttäuscht habe. Du hattest Dir was Besonderes dabei gedacht und meintest, ich müßte mir auch was Besonderes dabei gedacht haben. Und es müßte nun was Besonderes mit uns sein oder werden. Und dann war alles anders als Du dachtest. Du durftest mir schon damals das Ruder nicht lassen. Und nach dieser Erfahrung nun heute gar um keinen Preis. Aber gerade darum möchte ich es haben. Und wirst Du mir es nicht doch in die Hände geben?

Wirst Du nicht wieder Dein verlassenes, verlegenes Gesicht machen? Und Deinen Willen verlieren und Dich meinem fügen?

Schwer wird es Dir ja diesmal werden. Aber gerade das ist gut!

Sie sind mit den Netzen fertig. Nein, so glatt geht es nicht nach Hause! Ich

will auch erst noch mal zu meinem Wrack. Ihm Adieu sagen. Wer weiß, ob ich noch einmal zu ihm kommen kann. Sie sprengen es ja nächstens.

Stärker wird die Brise. Und sie bleibt. Jetzt segelt es fein. Nun bloß das Ruder in der Hand haben!

„Ich möchte gern noch mal zu meinem Wrack!“ ruft sie ihm zu. Er ist nicht erbaut davon, das sieht man ihm an. Möglichst schnell möchte er an Land. Willst Dich in Sicherheit bringen? Jetzt sollst Du gerade Deine Not haben!

„Lassen Sie mich selbst hinsteuern,“ fügte sie leiser hinzu. Groß und fest umspannen ihn ihre Augen.

Da wirft er den Kopf, als müsse er eine Schlinge zerreißen, und stößt ihr ein „Nein!“ entgegen, das rauh und zornig ist.

Sie wird getroffen von dem ungewohnten Klang, seine klobige Schroffheit bringt sie in Harnisch, dann zittert eine Freude durch sie hin, die Freude am Kampf und Widerstand und daran, daß er selbst den Streit eröffnet. Klaas Korl setzt sich zur Wehr, er schwingt seine Waffe, er hat seinen Grimm! Schon hab' ich von diesem Grimm geahnt, aber nie hab' ich so recht an ihn geglaubt. Jetzt seh ich ihn zum erstenmal.

Meinst Du aber, daß er Dich schützen wird? Meinst Du, ich bekomme das Ruder nicht doch in die Hand? Meinst Du, Du bist stärker als ich, weil sich dieser eine kümmerliche Zorn in Dir regt, den Du außerdem nur meiner schlechten Behandlung verdankst!

Mit Sanftheit käm' ich ja gleich zum Ziel. Nur ein freundliches Wort würd' es mich kosten, höchstens einen zärtlichen Blick, und ich hätte meinen Willen.

Aber auch mit Gewalt zwing' ich Dich nieder. Das ist stolzer. Auch im Bösen sollst Du mir gehorchen. Bild' Dir nicht ein, Klaas Korl, daß Du der Mann bist, mir Trotz zu bieten. Du bist von weichem Holz — was tät' ich dafür, wenn Du's nicht wärst! — aber Du bist es nun mal. Und so kannst Du Deinem Schicksal nicht entgehen.

Er merkt das Sprühen und Funkeln, das in ihren Augen umgeht. Nun wirkt und wühlt sich wieder etwas zusammen, das ihm zu Leibe will, ihn verwirren, ihn schwül und schwach und dumpf machen, ihn niederwerfen, um ihn dann auszulachen und zu verhöhnen.

Flammen schießen kreuz und quer vor seinem Gesicht, in seiner Mähne sträubt es sich wie vor einer Gefahr. ‚Komm nur 'ran,‘ denkt er, ‚komm nur 'ran! Ich lass' nicht mehr Schindluder mit mir spielen — Schindluder spielen —, und so was hat mir geschehen können!‘ Er zuckt auf in der Qual seines Grimmes, und seine Hand krampft sich um die Ruderpinne wie um eine Waffe.

Sie sieht das Brodeln. ‚Es scheint ja bei Dir zu kochen,‘ denkt sie befeuert. ‚Wird aber wohl nur Wassersuppe sein.‘ Fest behält sie ihn im Auge, und wie sie jetzt spricht, sorgt sie für einen ruhigen Klang der Worte. Aus klarer Höhe sollen sie kommen, wie auf den Kopf sollen sie ihm fallen, ihn unterducken und überwältigen.

„Warum geben Sie mir das Ruder nicht, Klaas Korl? Schließlich tun Sie's ja doch.“

Wie sie spricht, hat sie weniger Unheimliches für ihn. Etwas erleichtert prustet er vor sich hin. Und seine Antwort: „In ganzen Leben nich!“ hat in der Tiefe einen Groll, der schmunzeln kann.

Dann aber wird es wieder schlimmer. „Sie haben es einmal getan,“ spricht sie weiter, „Sie werden es auch heute tun und noch öfter.“

Was muß sie ihn daran erinnern? Wird sie auch jetzt ihr ganzes weiteres niederträchtiges Spiel ihm unter die Nase reiben? Dann kann er nicht gut für sich stehen. Eine neue Antwort aber gibt er ihr nicht. Er schüttelt nur den Kopf mit ungeduldigem Ruck.

Mieken aber gibt ihn nicht her aus ihren grausam siegessicheren Fingern. Sie hat die Nase gehoben und läßt die Nüstern spielen, ihre Augen sind halb geschlossen. So aus der Überlegenheit redet sie leiser auf ihn ein. „Sie wissen selbst nicht, was Sie wollen. Sie möchten nichts mit mir zu tun haben. Und wenn ich nichts mit Ihnen zu tun haben wollte, das wär' Ihnen auch nicht recht.“

„Wat is dat?“

„Sie hätten mich damals nicht retten

dürfen. Nun haben Sie mich auf dem Gewiſſen. Sie ſind nun einmal ſchuld an meinem Leben, und darum werden Sie mich nicht los."

„Wat bün ick?" Alles, was ſie ſagt, wie ſie es tut, wie ſie ſich hält und ihn anſieht, das ſteigt ihm immer mehr zu Kopf. Ein roter Strom brauſt vor ſeinen Augen.

Sie kauert ſich zuſammen, ſtützt die Ellenbogen auf die Knie und legt das Geſicht in die Hände. So bleibt ſie vor ihm und hält ihn feſt in ihren Blicken.

„Ich wollte nicht runter von meinem Schiff. Sie haben mich mit Gewalt fortgeſchleppt. Sie ſind verantwortlich für das, was aus mir geworden iſt. Darum lieg' ich Ihnen auf der Seele, und Sie kommen nicht ab von mir."

Er windet ſich hin und her vor Unruhe und Pein. Was will das Weib von mir? Warum läßt ſie mich nicht in Frieden? Ich will meine Ruhe haben, meine Ruhe will ich —!— Ich laſſ' nicht mit mir ſpielen! Und darauf geht das infame Weibſtück doch nur aus mit all dem katzenartigen Schleichen ſeiner Worte.

„Sie haben das nun mal getan. Und jeder muß die Folgen ſeiner Tat tragen. Das Leben nehmen darf man keinem. Aber den Tod darf man einem ebenſowenig nehmen. Wenn einer ſterben will und ein anderer tut ihm Gewalt an, daß er am Leben bleiben muß, das iſt auch eine Art Mord!"

Klaas Korl mit ſeinen ungeſchlachten Begriffen faßt jedes Wort und bohrt es tief und tiefer in ſeine wundgequälte Seele. Nur weiter ſo! Nur immer mehr!

„Sehen Sie jetzt, daß Sie nichts gegen mich machen können? Daß Sie klein beigeben müſſen, wenn ich etwas will? Umſonſt haben Sie mein Zeichen nicht im Geſicht. Und nun will ich das Ruder haben. Und an mein Wrack will ich. Geben Sie mir jetzt das Ruder!"

Sie beugt ſich vor zu ihm. Da hält er ihr ſeine pralle Fauſt entgegen, daß ſie zurückfährt. In ihm hat es einen Riß gegeben, es wird ihm klar und frei, ein hartes Licht iſt in ihm. Keine Schonung dieſem Weibſtück! Das kein Weib, ſondern ein Satan iſt, das ihn quält aus purer Freude am Quälen und ihn immer mehr erniedrigen will.

Nun los gegen ſie, und gleich ſo, daß ſie nicht wieder aufkommt! Warum kramt ſie dieſes ganze Teufelszeug aus? Nur um aus mir noch ein elenderes Spielzeug zu machen! Der dumme Klaas Korl — ſo dumm iſt er doch nicht, daß er nicht mit gleichen Waffen gegen Dich angehen kann!

Nun iſt's vorbei mit all dem Sanften und Zarten und Milden, was für Dich als Mädchen bei mir ſich breit machte. Nun krieg' ich Dich beim Kragen, wie ſich's für Dich als Katze gehört. Und was draus wird, iſt in Deiner Hand.

Er iſt auf eine Höhe gekommen, und mit unerbittlichem inneren Lachen blickt er auf ſie nieder. „Das Ruder kriegen Sie nich," ſagt er in dem gemeſſenem Ton eines ſorgſamen Hochdeutſch, der von all ſeinen Erſchütterungen und Umwälzungen nichts merken läßt. „Aber ans Wrack ſoll'n Sie kommen. Un dann will ich das wieder gut machen, was ich an Ihnen verbrochen hab'!"

Hell hört ſie auf. Da iſt etwas Neues, was ſie ſpannt und beflügelt.

„Das iſt recht, dazu iſt es nie zu ſpät. Ob Sie das aber können —" Sie hebt lachend den Unterkiefer. So iſt ſie am gefährlichſten, mit Hohn überladen.

„O ja!" ruft er in wütender Freude.

„Und wie wollen Sie das machen?"

„Ich hab' Sie da runtergeholt." Sie ſind nahe vor dem Wrack. „Un wenn Sie nu nich gleich ſagen, daß Sie eben das alles bloß gedröhnt haben —"

Jetzt iſt ſie doch verwundert. Dann tippt ſie gereizt mit dem Finger auf die Stirn, ſeinem Verſtand eine Grobheit auszurichten.

Seine Hand am Ruder wird davon nicht feſter, nicht loſer. Er fühlt ſich ſicher, und ſicher iſt ſein Griff. „Denn ſetz' ich Sie da einfach wieder rauf. Un denn ſind wir ja woll fertig!"

Sie ſpringt empor und ſtellt ſich breit vor ihn hin. „Das iſt ein Gedanke! Hätt' ich Ihnen gar nicht zugetraut. Ja, wenn Sie bloß nicht Klaas Korl wären —"

Als Antwort auf den Hohn fühlt ſie ſchon ſeine Hände, die eine unterm Arm, die andere am Knie, das Boot ſcheuert

Digitized by Google

am Wrack vorüber, sie fliegt nur so in die Höhe und sitzt droben auf der Schanzverkleidung —

Zwischen ihr und dem Fahrzeug weitet sich der Raum, jetzt sind sie geschieden.

Klaas Korl dreht sich noch einmal um. Fest ist sein Ruf: „Un da laat ick Se nu sitten — wenn Se mi nich roopen!“

Er nimmt seinen Platz am Ruder wieder ein und segelt nach dem Lande. Keinen Blick mehr gibt er der Ausgesetzten. Schnell fährt das Boot durch die fallenden Abendschatten. Schon verschwimmt die Gestalt seines Führers. Mieken sitzt lautlos auf der Reeling.

Rufen soll ich nach ihm — was der sich einbildet! Sie lacht höhnisch in den Abend, um so schriller, als sie sich aus einer Verwirrung zurückfinden muß. Denn verstört ist sie doch von der schnellen Tat.

Hat einer dem Menschen so was zugetraut? Aber alles, was recht ist, ein glattes Stück Arbeit hat er geliefert. Klemm war dahinter und Murr war darin. Alles, was recht ist. Und so etwas kommt von Klaas Korl.

Hätt' er früher so was fertig gebracht? ‚In' ganzen Leben nich.' So hoch hab' ich ihn erst gekriegt. Und eigentlich ist seine Tat also mein Werk.

Bloß das mit dem Rufen — das gehört nicht dazu, das hätt' er nicht sagen sollen, weil es nicht sein Ernst sein kann.

Du möchtest es wohl, aber daß ich es wirklich tue, daran glaubst Du so wenig wie ich! Warum lügst Du aber denn solche unsägliche Frechheit in die Welt hinaus?

Du — Du bist es ja, der umkehrt. Der sich einbildet, er hat mir eine Lektion gegeben, und dann wiederkommt, mich abzuholen. Als neuen Menschen.

O, Du Grundgütiger! Nein, Klaas Korl, zu meinen Lektionen gehört denn doch ein Teil mehr.

Und siehst Du, jetzt fängst Du schon wieder an, mir lächerlich zu werden. Denn was bleibt, ist doch nur eine neue Komödie. Fährst da in den Abend hinein und verschwindest — ja, jetzt ist das Boot verschwunden. Und bildest Dir ein, ich ängstige mich, und die Angst macht mich besser, macht mich so gut, daß ich Dich nicht mehr ängstigen kann mit meinen Mächten. Und dann willst Du wiederkommen und mich gebessert in Empfang nehmen! Herr Gott, solch ein Komödienkram, so etwas Klägliches folgt auf den schönen Anlauf!

Der Anlauf sah ja nach etwas aus. Und ein unglaubliches Gesicht hattest Du dabei aufgesetzt. Unerschütterlich, hell und scharf und beinahe gescheit. Aber Du darfst es mir nicht übelnehmen, wenn ich an Deine Unerschütterlichkeit nicht recht glaube.

Dahinten fährt noch ein Fischerboot — sonst ist kein Fahrzeug in der Nähe — wenn ich dem winkte? Aber vielleicht sähe er das auch, und er könnte glauben, es gälte ihm. Und rufen darf ich schon gar nicht.

Nun gut. Ist schon am besten so. Er soll wiederkommen. Er muß es ja. Ich sehe schon sein mitleidiges Jungengesicht, das verwirrt ist von den Folgen, die er nicht überdacht hat. Und zu Kreuze soll er kriechen!

Noch kann ich's aushalten. Es ist ja mein Wille gewesen, von meinem Schiff den letzten Abschied zu nehmen. Jetzt kann ich es, viel besser als ich erwartet habe, in ungestörtem Alleinsein. Und ringsum ist alles, wie ich es brauche, Dämmerung und Stille.

Der Wind hat sich wieder gelegt, die Wellen gehen in sich, leise nur plätschert und gurgelt und klagt es um den Bug. Aber es ist doch keine stille Wehmut. Denn es ist kein Frieden. Es gärt in der dumpfen Luft. Und jetzt springt ein kurzer Windstoß Mieken in den Nacken. Dann noch einer und wieder einer.

Das kommt von der anderen Seite, vom Norden, von der See her. Und gleich zuckt es ihr durch den Sinn: wenn wir nördlichen Wind kriegen, steigt das Wasser, und die See kommt über meinen Platz und über meinen Leib.

Nun gut, so denkt sie weiter, doch nicht mit voller Munterkeit, ‚um so eher rückt Klaas Korl an und bittet mich, bei ihm wieder einzusteigen. Um so eher hat die Komödie ein Ende.'

Es wird bitterlich kalt. Schauernd kriecht Mieken in sich zusammen. Das Schwüle ist aus der Luft verdampft.

Volksfest in San Isidore bei Madrid. Ölskizze von Prof. Arthur Kampf.

Da, wo die Bank war, ist wohl ein Gewitter niedergegangen.

Und nun fängt der Wind regelrecht aus Nordost zu blasen an. Im Südosten über dem Waldsaum steigt der Vollmond auf. Aber er hat mit dem Gewölk zu kämpfen. Wie er freien Blick hat und die Wasserfläche ableuchtet, ist nichts ringsum zu gewahren, kein Fahrzeug, keine lebende Seele. Nichts ist hier, nichts als sie und ihr totes Schiff.

Dort aber, in den Dünen, die der Mond nicht bestreicht, sie weiß, dort ist noch jemand. Da lauert Klaas Korl, bis seine Zeit gekommen ist. Jetzt steigt doch schon der Grimm in ihr auf über das, was ihr geschehen ist. Und sie verwünscht das Mondlicht, das sie bescheint und sie ihm zeigt in ihrer Lage — hilflos ist diese Lage, daran läßt sich nichts ändern — und das ihr nichts von ihm zu erblicken gibt, von seinem Warten, seiner Ungeduld, seiner Unruhe, von den Ängsten, die ihm kommen müssen — jetzt, wo der Nordwind böig wird und das Wasser in heftigen Stößen ansteigt.

Schon muß sie die Füße hochziehen, sie kann nicht mehr sitzen. So stellt sie sich hin, und wie sie dasteht, fällt gerade voll das Mondlicht über sie und macht ein lebendes Bild aus ihr für den heillosen Lümmel, der da in den Dünen hockt.

Es schwillt ihr Zorn. Und das Wasser hebt sich immer wilder gegen sie. Schon krallt es sich an der Schanzverkleidung fest. Jetzt steigt es hinüber und greift an ihre Füße.

Sie ist in Not. Die Not wächst. Durch ihre Wut schleicht sich die Angst. Als der Mond wieder durchbricht, späht sie über das Wasser nach dem Ufer. Nichts rührt sich dort. Liegt der Kerl immer noch im Hinterhalt? Und wo ist das Boot? Noch ist das Licht nicht hoch genug, um das Land zu treffen. Aber die See ist im Licht. Und im Wasser ist das Boot nicht. Also an Land gewuchtet. Er kann es allein mit seinen Riesenkräften. Aber daß er es tat! — Er kann es auch allein wieder zu Wasser bringen, wenn es sein muß —

Und muß es nicht sein — bis an die Knie ist ihr eine Welle geschlagen — nein, nicht rufen — eher beißt sie sich die Zunge ab und spuckt sie in die See —

Jetzt prasselt ein Regenschauer über sie — keinen trockenen Faden behält sie am Leibe — wie kalt das ist — schon preßt sich um ihre Schenkel die steigende Flut — eine Welle braust über die Spitze des Wracks —

„Es gibt nur eins — schwimmen — weit ist es bis zum Lande — vielleicht schaff' ich's aber — und wenn nicht — hier im Stehen will ich nicht verfrieren und ersaufen —"

Sie kann noch just ihre Stiefel fassen und lösen — dann wirft sie das Kleid ab — mehr Zeit und Raum läßt das schwellende Wasser ihr nicht —

Los! Geht's gut, dann loben wir's — wenn nicht — denn nicht — o der Hund — der Hund!

Sie ist im Wasser — hart schauert sie zusammen — sie schwimmt — wie schwer das ist in dem Zeug — aber es muß — und ich will — und ich will — und es muß —

Wieder der Mond — wie weit noch bis zum Land — wie soll ich das holen — nicht, nicht den Mut verlieren — dann ist es vorbei — vorwärts — vorwärts —

Ich schwimm' mit dem Strom — wenn es nur nicht so kalt wär' —

Dunkel wieder — wenn er mich jetzt eben gesehen hat und rührt sich nicht! — der Hund — der Hund! —

Sie schwimmt mit mächtigen, wutbeschwingten Stößen. Ich will nicht ersaufen wie eine Katze. Ich will nicht verderben. Noch nicht, und hieran nicht. Erst muß noch mancherlei geschehn!

Wieder das Licht. Jetzt fällt es auf den Küstensaum. Weit ist es immer noch. Und wenn das Wasser nur nicht so kalt sein wollte. Ein Krampf kommt in die Finger. Und der Atem geht so schwer — als ob das Herz nicht mehr will —

Wo ist das Boot? Dahinten liegt es auf Land. Weit ist es hinaufgezogen. In Sicherheit gebracht vor dem hohen Wasser. Er hat gesehen, daß der Wind nach Norden umsprang und hohes Wasser brachte. Vor dem hohen Wasser zieht er sein Boot hinauf aufs Land. Und sie — — nein, nicht ertrinken, nicht ertrinken

— ich muß am Leben bleiben — ich hab' noch so viel zu tun! Da ist noch eine Rechnung für Dich, Du — Du —

Der Mond bleibt jetzt am Himmel. Wie ein Freund. Als wolle er sie wärmen mit seinen Strahlen. Und den Weg zeigen. Näher das Land. Hier wo muß die hohe Sandbank sein. Nur ein wenig ruhen. Die Beine sind so matt. Und das Herz.

Sie kommt mit den suchenden Fußspitzen auf Grund. Noch etwas weiter. Da kann sie stehen. Hier ist der Kopf über den Wellen. Hier kann sie bleiben. Nicht lange darf sie es — nur eine Minute. Sonst verlassen sie die Sinne. Und sie sinkt hin. Die Kälte — die Kälte ist so schlimm —

Es tanzt ihr vor den Augen. Weiter. Sonst ist es um sie geschehen. Schwimmen — immer schwimmen — weiter — vorwärts — an Land — schwimmen — schwimmen —

Vor ihr blinkt der weiße Sand — flimmert und glänzt — da ist Trockenheit — und Wärme ist da — näher — näher — jetzt stoß' ich auf Grund. O — jetzt hab' ich's überwunden.

Hier — hier kann ich stehen — hier kann ich gehen — gehen — weiter — nur nicht fallen — nicht fallen — nun doch — die Füße tragen — nicht mehr — kriechen — kriechen — ich kann nicht — ich muß — so nah — und nun doch — kriechen — ah —

Die Brandung schlägt über sie. Im Schaum versprüht ihr Wimmern. Eine Welle wirft sie wie ein Bündel an Land.

So liegt sie. Ihr Unterrock flutet im Wasser. Ohne Leben sind ihre Glieder. Ihre Sinne sind starr und stumm. So liegt sie. Eine Welle braust ihr bis übers Gesicht, doch läßt sie ab von ihr und zieht den Kopf nicht tiefer. Dies ist die Rettung. Die nächsten Wellen kommen nicht so hoch. Und inzwischen tut der Mond ein gutes Werk.

Mit vollen Strahlen scheint er in ihre offenen, verglasten Augen. Noch sind sie nicht ganz leer, noch schläft in ihnen ein leiser, verlorener Widerhall des Lichts. Jetzt regt er sich, wird empfindlich und fängt an zu schwingen. Es zuckt in den Lidern, sie fangen an zu blinzeln. Und nun erwacht der Sinn und weckt die anderen, und all die sterbensmatten Klammern sich doch mit ihren letzten schwanken Fasern ans Leben an.

Sie tastet sich empor, sie keucht und stöhnt und krallt die Hände in den Sand und schiebt sie weiter hinauf aus dem Wasser und ruht sich und schnauft und kriecht aufs neue.

Und fühlt: Du mußt Dich bewegen und darfst hier nicht liegen. Heraus mußt Du aus der eisigen Nordluft. Sie zittert und fliegt, und so hebt sie sich, und schwankend von dem Wind geschoben hebt sich hinein in die Dünen. Hier sinkt sie wieder zu Boden, aber wärmer ist es hier schon. Und sie sammelt Kraft zu dem Aufstieg in den Wald. Wo es windstill ist. Wo sie bessere Rast halten kann. Und dann —

O, sie ist ganz klar bei Verstand. Weiß alles — was geschehen ist — und was sie zu tun hat. So leicht geht sie nicht kopfüber. Und ihre Glieder hat sie auch wieder beisammen.

Das soll ihr erst mal einer nachmachen. An die fünfhundert Meter geschwommen, in halben Kledaschen, bei der Kälte und dem Wellengang. Ja, ja, die alte Mieken Peters lebt noch.

Und mit dem Stolz kommt die Wut in ihr zu Kräften. Sie sieht sich nach dem Boot um. Richtig — so weit hinaufgezogen, wie bei drohendem Hochwasser. Deutlich zeigen im Sand die tiefen Spuren, wie gewaltig der eine Mann an ihm gedreht und gehoben hat.

Ist da nicht eine Gestalt in den Büschen? Nein, nichts Lebendes. Ein Mondscheingespenst. Nein, er ist nicht hier. Nicht mehr, das weiß ich jetzt. Aber ich suche ihn mir — den Hund — der mir das angetan hat!

Das Mächtige, was von dem Geschehenen in ihr bleibt, wird ein schweres, dumpfes Rachegefühl.

Heiß schießt es ihr durch den Kopf — wie eine Stichflamme, wie eine glühende Nadel. Das ist wie Fieber, denkt sie. Ich will nicht krank werden, ich darf nicht. Hab' ich das Schwere überstanden, werd' ich mit dem bißchen Erkältung auch fertig werden.

Nur noch ein wenig ausruhen. Die Glieder haben doch noch nicht ihre Kraft. Das nasse Zeug noch einmal tüchtig auspressen. Und dann noch eine kleine Weile

sitzen. Wenn es auch kalt ist zum Zähneklappern.

Und dann ruhig und vernünftig erst mal nach Hause gegangen und trockenes Zeug angezogen. Mutter Borgwardt ist nicht da, sie wartet heute nacht auf einen neuen Weltbürger. Sie fragt mich nicht aus, sie kommt mir nicht in die Quere. Nur ruhig Blut behalten.

Heiß steigt es ihr wieder ins Hirn, zum Schwindeln, zum Sticken. Und eine Unruhe peitscht sie aus ihrer Müdigkeit. Wieder und wieder sieht sie Gestalten. Ich darf hier nicht länger sitzen. Sonst wird es mit meinem Kopf nicht richtig. Fieberig bin ich, das läßt sich nicht gut leugnen. Jetzt erst einmal schnell nach Haus.

Die fliegende Hitze gibt ihrer Wut neue Nahrung. Und immer murmeln ihre Gedanken vor sich hin: ‚Der Hund! Der Hund!' Von der ganzen Tat weiß und fühlt sie nur, daß er sie in Not gebracht hat, in Leiden und Qualen. Von welchen Qualen die wohl die bitterste ist, daß er sie erniedrigt hat und sich selbst erhöht über sie — so weit die plumpe Gewalt der Knochen erhöhen und erniedrigen kann! Sie sieht nichts weiter — sie will nichts weiter sehen als die Unbill einer rohen Faust, und will nur Rache für die Schmerzen, die Verletzungen, die Schande der Mißhandlung, für den Schaden an Leib und Seele. Und sie kann ihre Ungeduld nicht zügeln — sie muß ihn vor sich haben, den gemeinen Unhold, der sie geschlagen hat mit seiner Faust.

Geschlagen, halbtot geprügelt kommt sie sich vor. Der es getan hat, soll es bereuen! Er soll seine Vergeltung haben.

Bild Dir nicht, daß ich mich diesmal begnüge, Deine Gedanken in Wirrsal und Not zu reißen. Deine Gedanken — das ist was Rechtes! Ein Stück Vieh, das Du bist. „Ein Stück Vieh! Ein Stück Vieh!" Sie ruft es laut in den schweigenden Wald und stampft die Füße in das Moos.

Nein, mit den Knochen sollst Du fühlen — das ist ja das einzige bei Dir — mit den Knochen hast Du's getan, mit den Knochen sollst Du daran glauben! Hab' ich Deine Kraft nicht, bin ich dafür verschlagen. An Dein dickes Leder soll es Dir gehen, so wahr ich auf zwei Beinen gehe. Zuschanden wirst Du gehauen, und wenn ich mich mit Leib und Seele dafür verkaufen muß!

Niedergeworfen will ich Dich sehen — am Boden liegen und Dich winden vor Schmerz und vor Schmach!

Blutüberströmt sieht ihn ihr fieberndes Auge. Und sie freut sich des Gesichtes und heftet alle Sinne daran und will es nicht von sich lassen.

Dein Blut! An Blut und Leben soll es gehen! Dein Leben soll in meiner Hand sein! Und Dein Blut soll fließen!

Und wilder peitschen sie Rachedurst und krankes Feuer. Ich selbst — ich selbst will es sein, der Dein Blut vergießt. Warum hab' ich Dich nicht vor mir und ein Messer in der Hand! Ich träf Dich gut — kannst Dich darauf verlassen.

Da steht sein Haus. Und vor der Tür — liegt da nicht einer? Ja — eine lange Gestalt — er liegt — und ist tot. — Wer hat ihn erschlagen? Wer ist mir zuvor gekommen?

Ein Schatten ist es. Der Schatten des Schornsteins. Krank bin ich. Die Hitze brennt mich auf. Wenn ich sein Blut habe, bin ich ruhig und gesund!

Wo ist er? In seinem Hause. So gut er das Boot hochgezogen hat, ist er auch nach Hause gegangen. Und sitzt dort und grübelt nach über dem Geschehenen. Oder treibt es ihn umher? Oder hat er sie beobachtet und schleicht nun hinter ihr her? Da — kriecht da nicht etwas hinter dem Wacholder?

Licht ist nicht in dem Haus. Sie geht auf die andere Seite. Alle Fenster sind dunkel. Eins steht offen. Das Küchenfenster.

Näher streicht sie hinan und blickt hinein. Da blinkt etwas im Mondlicht. Das sticht ihr in die Augen und bohrt sich tief in ihr Hirn. Das muß sie haben, das Beil. Ein Haublock steht daneben. Sein Kopf darauf. Und ein Strom von Blut —

Das Beil muß sie haben. Wie traumwandelnd geht sie zur Tür. Sie legt die Hand auf die Klinke, will öffnen und ins Haus. Die Tür ist verschlossen. Da kehrt sie um zu dem Fenster. Und springt hinauf und zwängt sich hinein und hindurch. Jetzt ist sie drinnen. Sie

nimmt das Beil, das sie haben muß, und sucht ihn. Sucht ihn in seinem Hause. Es ist nicht schwer ihn zu finden.

In der Kammer nebenan ist ein Geräusch. Übermenschlich und zum Fürchten. Liegt da ein schnaubendes Ungeheuer? Ist hier ein verzaubertes Sägewerk oder eine Waldschmiede mit einem Blasebalg, den Riesenfäuste ziehen? Kann ein Mensch so atmen? Kann ein Mensch so schnarchen?

Sie macht die Kammertür auf. Da liegt er — liegt im Bett und schläft. In seiner Nase ist die Waldschmiede mit dem Blasebalg, in seiner Kehle ist die Sägemühle. Und ihm ist wohl dabei, in tiefster Seele wohl. Der Mond scheint auf sein Gesicht. Wie ein großer Junge sieht er aus. Friedlich und gut und zufrieden mit sich und dem Leben. Wo kann es mehr Frieden geben als in diesem Gesicht?

O Du Allwaltender — wie soll man das begreifen!

Was auf der weiten Welt darf sich daneben sehen lassen? Was ist dagegen Ersaufen und Fieberbrand und alle Wassers- und Feuersnot dieser Erde! Tote muß das lebendig machen. Niederknien — anbeten — oder lachen — lachen, was mehr ist als alles. Sonst gibt es nichts dafür. Nichts, nichts auf der weiten Gotteswelt.

O Du Grundgütiger, wie soll man sich fassen und wahren vor so viel gutem Gewissen!

Wie ist das? Wie? Hat er mich nicht eben umgebracht? Hat er nicht mit vollem Bewußtsein das Boot gegen Hochwasser aufs Land gezogen? Er weiß, das Wasser kommt über mich. Und was macht er? Er legt sich schlafen. Er hat eine gute Tat getan, da er mich ersäuft hat, ihm ist wohl und glückselig zumute, und er schläft wie ein Kind.

Herrgott, was trompetet sein gutes Gewissen! Wie soll man bestehen vor solcher Größe! Was bin ich armes, nasses, verfrorenes, fieberndes Tierchen, barfuß und im Unterrock vor soviel Fleckenlosigkeit und Frieden und Höhe!

Du Gewaltiger, wie gern wär' ich Dir an die Kehle gegangen, wie gern hätte ich Dich getötet! Nun geht das leider nicht. Du bist unverwundbar und zu herrlich zum Getötetwerden.

Wie lange liegst Du eigentlich schon so in Deinem heiligen, gesegneten Schlaf? Ich wette, vorher hast Du Dir noch einen Topf Kaffee gemacht. Ein heißer Schluck Kaffee hätt' auch mir gut getan. Mir ist doch hundsmiserabel. Jetzt dreht sich sich mir alles im Kreise. Und hätt' ich den Türpfosten nicht hier —

Schade, daß mir so ist, sonst hätt' ich Deine Größe noch besser genießen können. Und meine niederträchtigen Gedanken wären mir nicht so bald wiedergekommen.

Nun seh' ich da noch etwas blinken in der Küche. Da wo das Beil sich so wichtig machte. Das ist ein Eimer mit Wasser. Und ich muß denken, wie naß ich bin und wie schön Du daliegst in Deinem warmen Bett. Und muß immer denken, was Du wohl für ein Gesicht machen wirst, wenn ich —

Ja, Du großer und hoher und mächtiger Klaas Korl — warum mußt Du auch so warm und trocken sein und ich so kalt hier herumklappern —

Und das Gesicht, das Du machen wirst — das nehm' ich noch mit, das ist des Mitnehmens wert — und dann hinaus — den Weg, den ich gekommen bin — Es spukt bei Dir, Klaas Korl —

Blitzschnell wendet sie sich zurück in die Küche — den Eimer muß sie haben — zurück an sein Bett — und in wildem Bogen gießt sie das Wasser ihm über Kopf und Leib.

Ein orgelndes Grunzen — bis gegen die Zimmerdecke fliegt er empor — und springt auf den Boden — und schüttelt sich prustend — und sieht nichts — und wie er sieht, weiß er nicht, was. Sie aber hält sich nicht mehr — ihre Sinne taumeln — sie sinkt in die Knie und liegt ohnmächtig auf der Kammerschwelle. Zwei Gedanken und Gesichte hat sie gehabt, und die trägt sie mit in das wirre Halbdunkel der langen Fiebernacht. Was hat er für lange Beine und was für ein lächerlich kurzes Hemd hat er an! — das ist das eine. Und das andere ist: Nun hat er dieselben Augen und auch sonst läßt es ihm gerade so wie in meinem alten Märchenbuch dem dummen Hans, der das Gruseln lernen wollte, und den die Prin-

Digitized by Google

zessin gerade so mit einem Eimer voll Wasser in die Mache nahm wie ich den langen Klaas Korl Strackerjahn — —

Als Klaas Korl das Gröbste an Nässe, Schreck, Verschlafenheit und Überrumpelung von sich abgeschüttelt hat, kommt er schnell zur klaren Herrschaft über seine Sinne. Er sieht das niedergebrochene, triefende, halbentkleidete Weib in der Tür liegen, sein erster Gedanke ist, daß er helfen muß. Sie muß heraus aus ihrem Zeug und ins Bett. Er fühlt ihren Puls und stellt fest, daß sie lebt. Ohne Besinnen reibt er sie mit seinen Handtüchern trocken, wickelt sie in eine dicke wollene Decke und dann in noch eine. Dabei geht ihm dann immer mehr von dem auf, was offenbar mit der Hilflosen geschehen ist.

‚Na ja — also 'rübergeschwommen bist Du. Hat ja auch hartlichen Nordnordost gegeben. Sitzenbleiben konntest Du da nicht mehr. Und mir hast Du jetzt den Eimer voll Wasser über den Leib in die Posen gegossen. Beides sieht Dir ähnlich. Und Du bist und bleibst wohl wie Du warst.'

Aber das denkt er ohne Groll und ohne den Zorn der Angst. Nach seinem letzten Waffengang mit ihr hat er keine Furcht mehr. Und an seine Tat, deren Folge jetzt vor ihn tritt, hätte er mit Ruhe denken müssen, auch wenn sie für diesen nächtigen Gast besser oder schlimmer ausgefallen wäre.

Schlimm genug sieht es ja aus mit der kleinen Dirn. Und daß Du mir meine Koje voll Wasser planschen mußtest! Da hätt' ich Dich jetzt so schön warm verstauen können, daß Du wieder lebendig wirst. Wo jetzt mit Dir hin?

Er nimmt die Eingehüllte wie ein Steckkissenkind auf den Arm, trägt sie in die beste Stube und legt sie hier aufs Sofa. Dann zieht er selbst sich trocken an und macht in dem Bett der Mutter ein Lager für sie bereit. Hier legt er sie hin und türmt Betten über sie auf. Damit ist die erste Not gekehrt.

Sie ist noch immer besinnungslos. Dann und wann zuckt sie und schauert zusammen unter ihren Hüllen und Decken.

Er faßt an ihre Füße, sie sind eiskalt. Da muß 'was Heißes hin! Jetzt mal schnell Feuer gemacht! Zwei Mauersteine wärmt er. Auch Wasser setzt er auf. Wenn sie erst wieder zu sich gekommen ist, soll sie Kaffee haben. Und hat sie den erst, dann ist sie übern Berg.

Lange dauert es mit den Steinen. Er geht erst noch einmal wieder hinein zu ihr. Noch immer ist sie nicht zu sich gekommen. Was soll er nun dabei anfangen? Er steht ratlos und verzagt. Mit Ohnmachten und dergleichen weiß er nicht gut Bescheid.

Und wieder faßt er sie an, ihr Gesicht, ihre Füße, und erschrickt über die Kälte ihres Fleisches.

Reiben ist was not tut. Er nimmt ihre Füße in seine Hände und reibt sie mit Macht. Von seinen Schwielen geht ihr die Haut in Fetzen, einmal macht sie eine Bewegung und wimmert leise, da stutzt er und meint selbst, daß er sie zu hart anfasse. Schon aber ist sie wieder ohne Gefühl. Das Reiben gibt er dennoch lieber auf. Sonst bleibt von den Zehen nicht viel übrig. Und inzwischen sind auch die Steine so weit.

Er nimmt den einen und legt ihn fest gegen ihre Fußblätter. Dann, wie dieser in der Wärme nachläßt, holt er den andern. Und so wechselt er ab mit beiden. Voll Sorge ist er und wird nicht müde.

Eine geschlagene Stunde ist er so um sie bemüht, da erst rieselt wieder warmes Blut durch ihre Füße. Ihr Atem schauert nicht mehr so viel, ihr Pulsschlag gibt das Zittern und Versagen auf, ihr ganzer Körper nähert sich mehr dem Leben.

Da wird es Klaas Korl ganz festlich froh zu Sinn. Immer noch trägt er Stein um Stein. Immer noch schlägt sie die Augen nicht auf. Aber ihre Bewußtlosigkeit ist jetzt vom Schlafe nicht mehr weit.

Als der erste Morgendämmer gegen die Fenster huscht, hebt sie einmal die Lider, aber sie fallen gleich wieder zu, und der Blick hat noch nicht die Kraft gehabt, etwas zu erleben. Ihr Gesicht aber zeigt, daß sie jetzt zur Ruhe gekommen ist. Und so schläft sie in tiefer Erschöpfung.

Klaas Korl aber sitzt an ihrem Bett und wacht über sie viele Stunden lang. Er hat Zeit genug, das Geschehene zu überdenken.

Digitized by Google

Seltsam, die Frage, wie sie eigentlich hierhergekommen ist, taucht erst nach geraumer Zeit in ihm auf. Als ob daran gar nicht so viel Verwunderliches wäre. Als ob das auf den ersten Blick etwas ganz Selbstverständliches hätte. Da sie beide nun einmal so schwer miteinander verkettet gewesen — —

Nun dämmert es ihm plötzlich, daß ihr Erscheinen hier in seinem Hause doch keine so ganz glatte Begebenheit sei. Die Haustür ist zugeschlossen, sie muß also durchs Fenster gestiegen sein.

Was Schönes ist ja in dem Gedanken, daß sie Hilfe bei ihm gesucht hat, bei ihm als dem Nächsten dazu. Aber ins Fenster steigen, um Hilfe zu suchen —

Nun, sie bringt auch so was fertig. Und bei seinem festen Schlaf! — Vielleicht hat sie ihn auch gar nicht anders wecken können als durch die kalte Dusche.

Er ist gütig gegen sie und legt alles zu ihren Gunsten aus. Das darf er, weil er keine Spur von Angst mehr hat. Wie einer, der gegen einen Schmerz oder eine Krankheit ein zuverlässiges Mittel besitzt. Auch unbehaglich ist sie ihm nicht mehr. Ganz und gar nicht.

Wie sie jetzt allmählich dem Bewußtsein entgegenschläft, kommt in ihre aufgelösten Züge eine leise, langsam aufleuchtende Klarheit. Er hat dies Gesicht fast immer nur wie im Gewitter gesehen. Nun freut er sich dieses Lichtes, das wie friedliche Festigkeit scheint.

Er will nichts träumen, nichts wünschen, sich nichts versprechen. Wer weiß, wie sie wieder wird, wenn sie die Augen aufmacht. Aber jetzt ist sie so. Und warum soll er daran rühren und sich das verderben? Er will nicht denken an das, was hiernach kommt. So wenig wie an all das Geschehene. Wie sich das so zusammengezogen hat und warum. Keinenfalls gibt es für ihn die Frage: Wer ist schuld daran? Alles ging den Weg, den es gehen mußte. Er mußte tun, was er tat, und würde es immer wieder tun, wenn dasselbe an ihn heranträte. Und sie, sie konnte denn auch wohl nicht anders, als sie es machte.

Was nun weiter folgen wird, soll er sich damit den Kopf zerbrechen? Ob es jemals Frieden zwischen ihnen geben kann? Ob sie beide nach diesem letzten Strauß nicht für alle Zeit genug voneinander haben und am besten tun, jetzt jeder für immer seine Straße zu ziehen?

Warum sich damit behelligen? Ist es nicht viel besser, sie anzusehen? Jetzt trifft die Morgensonne ihre Stirn. Er muß die Vorhänge zuziehen, daß das Licht sie nicht vorzeitig weckt. Die Vorhänge sind rot. Ein warmer Glanz legt sich auf ihr blasses Gesicht. Zärtlichkeit ist um sie und über ihr, scheint sie zu durchdringen und in ihr selbst lebendig zu werden.

So sanft sind ihre Züge. So ruhig atmet sie das gedämpfte rote Licht. Wenn sie aufwacht, muß es mit einem Lächeln sein.

Nie in seinem Leben ist Klaas Korl so sehr stiller Träumer gewesen. So sitzt er ihrem Schlaf zur Seite, ohne Wünsche und ohne Groll, ohne Hoffnungen und ohne Reue. Nur versenkt in das heimliche Besitztum dieser leisen Stunden.

Was er hat und hält, ist die Tatsache: sie ist zu ihm gekommen und ist jetzt bei ihm. Das ist so notwendig gewesen, wie alles andere, was geschah. Etwas Selbstverständliches. Und wieder hat er das Gefühl einer Zusammengehörigkeit, nur ist es unbewegt, reiner und sorgloser, als es früher war.

Bloß die eine Befürchtung regt sich in ihm: es könnte ein dritter kommen, sich nach Mieken erkundigen und ihm das Zusammensein mit ihr zerstören. Er sollte sich unterstehen! Solange sie schlief, gehörte sie ihm. Hier hatte kein Fremder was zu suchen! Hier war jeder andere ein Feind.

Er und sie. Das ist die Wahrheit. Eine Sicherheit ist es und ein Glück. Ein richtiges Glück, das sich nicht mit der Frage quält: wie lange? Ich hab' es, und denk' nicht darüber nach — werd' mich hüten, weil ich es dann nicht mehr habe.

Hat ihm je in seinem Leben etwas so wohlgetan wie ihre Hilflosigkeit? Und gibt es etwas Gemütlicheres für ihn als ihr Schlaf? Der kann ihm auch gar nicht lange genug dauern. Soviel gutes und gütiges Behagen hat er selbst davon.

Schlaf Du man, kleine Dirn'. Ich wach' bei Dir.

Digitized by Google

So geht es in Ruhe, Beſchaulichkeit und Verſunkenſein ſtundenlang hinein in den Morgen. Klaas Korl, der ein guter und ſtrenger Arbeiter iſt und ſonſt ſehr feſt auf der Erde ſteht, ſchwebt in ſorgloſer Faulheit. Nie in ſeinem Leben hat er ſoviel Sonntag gefühlt.

Nun aber kommt es. Sie fängt an ſich zu rühren. Nun wird es wohl ein Erwachen geben. Er denkt, es iſt ſchade, daß es jetzt anders wird. Er denkt es ohne alle Erregung, faſt ohne Erwartung und ohne irgendwelche Scheu.

Ihre Lider fangen an zu blinzeln. Und jetzt ſind ihre Augen da. Groß und ſtill. Und in der Stille ein Lächeln, als führten ſie einen guten Traum mit ſich. Dann beſehen ſie ſich Klaas Korl in aller Gemächlichkeit. Er aber erträgt unerſchütterlich ihren langen Blick.

Da ſpielt das Lächeln auch um ihre Lippen. „Klaas Korl — Sie ſind der größte Bambuſe, Rowdy und Riffpirat von der Welt. Und was haben Sie bloß für lange Beine!“ Sie will noch mehr ſagen, aber das Lächeln und die Erſchöpfung laſſen es nicht zu.

Er bleibt ruhig ſitzen, wo er ſitzt. Er iſt jetzt an ſo vieles gewöhnt, daß ihre unerwartete Anſprache ihn nicht in Gemütsbewegung verſetzt. Doch ſind ihre Worte ſo, daß er nicht gleich mit ihnen fertig wird.

Aus ſolcher Betrachtung aber reißt ihn bald eine jähe Bewegung der Liegenden. Und jetzt hört er ſie Worte wie zur Abwehr herausſtoßen: „Nein — ich ſteh' noch nicht auf — ich bleib' hier liegen — ſo müde bin ich — laßt mich — ich will nicht —“

Sie zu beruhigen, nimmt er ihre Hand. Da dreht ſie ſich zu ihm hin und faßt ihn ins Auge, und ihre immer noch taumelnden Sinne halten ſich an ihm feſt. „Klaas Korl — das ſind Sie — und dies bin ich. Und ich glaube, ich rede manchmal Verrücktheiten. Aber unklug bin ich nicht. Bloß ſo furchtbar müde. Und Sie ſorgen dafür, daß ich noch 'n bißchen ſchlafen kann, nicht? Ich weiß, auf Sie kann man ſich verlaſſen.“

Er freut ſich des Wortes und daß ſie ſeine Hand nicht läßt. So ſchläft ſie wieder ein, Hand in Hand mit ihm. Er darf ſich nicht rühren, an die zwei Stunden. Aber das wird ihm nicht zu viel, ganz und gar nicht. Und dieſe Stunden haben es in ſich.

Eine Hand zu halten und noch mehr, von ihr gehalten werden, ſo feſt, daß man bleiben muß, in Gewißheit und Notwendigkeit — keinen ſtärkeren Lebensſtrom gibt es, und Klaas Korl bleibt nicht der dumme Träumer in roſenrotem Licht. Holl faſt! iſt ſeines Weſens rechter Kern und ſeiner Hände Geſinnung. Er findet ſich nicht ſchwer in den Beſitz. Und ſein Selbſtgefühl kommt in volle fröhliche Fahrt.

Ja, kleine Dirn', auf mich verlaſſen kannſt Du Dich! Jetzt ſollſt Du einmal ſehen, was wird. Künſte machen wir nun nicht mehr miteinander. Hat es ſchon mal einen feſten Griff gegeben, nun gibt es noch einen, einen, der es noch beſſer meint und der noch weniger mit ſich ſpaßen läßt. Jetzt wach' Du man auf, dann wirſt Du was erleben.

Als ſie dann die Augen wieder aufſchlug, blickten ſie klar und ſicher in die Welt. Jetzt war ſie ſtark genug für ein kräftiges Geſchehen. Sie ſah auf ihre Hand, die noch immer ſeine Rechte an ſich hielt. Dann ſchüttelte ſie den Kopf und ſagte: „Klaas Korl, o Sie Untier Sie!“

Das war für ihn das Signal zum Vormarſch. Er beugte ſich zu ihr hin, noch immer waren ihre Hände zuſammen, und ſagte einfach: „Mien lütte Dirn!“ Dann legte er den anderen Arm um ihren Nacken und hob ihr Geſicht an ſeinen Mund, langſam, aber gründlich. Sie ließ ſich ruhig küſſen, dann aber zuckte ſie zuſammen und ſchlug ihm hinter die Ohren. Das war bei ihr wie eine ganz natürliche Rückwirkung, die ihn nicht verwunderte und nicht verletzte, faſt könnte ſie ihm gefehlt haben, wäre ſie nicht erfolgt. Schon aber faßte dieſelbe böſe Hand ſeinen Schopf und wurde gut und ſtreichelte ihn. Und noch einmal ſagte ſie etwas wie: „Klaas Korl, Du doller Seeräuber Du!“ Und dann küßte ſie ihn wieder.

Die Zeit der Almanache.

Von Dr. Thomas Glahn.

Nördlich von Göttingen liegt ein kleines Dorf namens Weende, und nach diesem Dörflein pilgerten am Abend des 12. Septembers 1772 sechs Studenten. Der Abend war wunderschön und heiter, der Vollmond stand am Himmel, und die Sechs überließen sich ganz der schwärmerischen Naturempfindung. In Weende angekommen, schlürften sie in einem Bauernhause Dickmilch und schlugen sich dann weiter in die Büsche. Östlich hinter dem Dorfe, dort, wo jetzt eine Fabrik aufragt, stand damals ein Wäldchen, und kaum hatten die natur- und dickmilchtrunkenen Schwärmer es erreicht, als sie beschlossen, unter diesen heiligen Eichen einen ewigen Bund der Freundschaft zu schwören. Sie bekränzten also die Hüte mit dem Laube des geweihten Baumes der Germanen, legten sie ins Moos an den mächtigen Stamm, faßten sich selbst alle bei den Händen, daß sie in einem Kreise die Eiche einschlossen, und tanzten um den Stamm herum, während sie Mond und Sterne zu Zeugen ihres Bundes anriefen. Es muß furchtbar verrückt ausgesehen haben und furchtbar nett gewesen sein. Segnend über diesen Sechs schwebte der Geist des Messiasdichters Klopstock, und sie versprachen sich nicht nur die größte Aufrichtigkeit gegeneinander, sondern bestimmten auch, daß jeder von ihnen auf diesen Sonnabend-Abend Gedichte machen und ihn alljährlich festlich begehen sollte.

Wer diese sechs waren? Nun, da waren zunächst zwei Ulmer Vettern, namens Miller. Der ältere, Johann Martin, ein Theologe, seit zwei Jahren in Göttingen, ein heitres, leichtes, natürliches Blut, Kneipier und Schwärmer, der vier Jahre später mit seiner weinerlichen Klostergeschichte „Siegwart" unendliche Tränenströme auslösen, sich im Gedächtnis der Nachwelt aber länger mit seinem philiströs-zufriednen Liede „Was frag' ich viel nach Geld und Gut" behaupten sollte. Als Dekan und geistlicher Rat ist er 1814 gestorben. Sein jüngerer Vetter, der den Tanz um die Eiche mitmachte, ließ das Dichten später sein und brachte es zum geadelten Oberjustizrat. Ein dritter Teilnehmer des Freundschaftsbundes, der Pfälzer J. Fr. Hahn, ein wilder Tyrannen- und Welschenhasser, starb schon nach sieben Jahren. Der vierte, namens Wehrs, wird später Pastor. Aber der fünfte und der sechste sind so leidlich auch heute noch lebendig geblieben. Denn das waren der schwerfällige, pedantische, schulmeisterliche Johann Heinrich Voß und der blasse, nachlässig gekleidete, wortkarge und engbrüstige Pfarrerssohn L. H. Chr. Hölty. Und dem Bund dieser sechs milchtrinkenden Jünglinge, den sie selbst „Hain" nannten oder allgemein „Bund", woraus erst Vossens getrübtes Gedächtnis einen „Hainbund" machte, verdanken wir die erste Blüte des deutschen Musenalmanachs.

Der deutsche Musenalmanach an sich ist ein Kind Göttingens. Im Jahre 1769 war als „Hofmeister" einiger junger Engländer der Pfarrerssohn und Ditmarse Heinrich Christian Boie nach Göttingen gekommen, und im Verein mit Friedrich Wilhelm Gotter gab er im Herbst 1769 einen deutschen „Musenalmanach für das Jahr 1770. Göttingen bey Johann Christian Dieterich" heraus. Es war ein unscheinbares Bändchen, ob es auch einige sehr hübsche Meilsche Vignetten zierten, und das Vorwort gab freimütig zu, daß der typographische Teil weder den Wünschen der Herausgeber, noch des Verlegers entspreche. Noch etwas anderes und wichtigeres räumte dieses Vorwort ein, daß nämlich der französische Musenalmanach — der seit 1765 in Paris erscheinende „Almanac des Muses" — die Veranlassung zu dem deutschen gegeben hätte. „Auch in Deutschland," heißt es in diesem Vorwort, „kommen jährlich viele gute einzelne Gedichte heraus, die oft nicht so

Titel zum Göttinger Musenalmanach von W. Meil.

bekannt werden, als sie es verdienen; andre verlieren sich in Büchern, wo man sie nicht sucht. Man sollte einen Versuch machen, einige derselben zu sammeln." Also nach dem Muster des französischen Vorbildes sollten in erster Linie schon gedruckte und an verschiedenen Stellen zerstreute Beiträge diesen Musenalmanach füllen. Aber es gelang den Herausgebern, auch Ungedrucktes aufzutreiben, und wie sie mit Stolz verkünden, daß sie das Glück haben, „manches Stück, selbst von einigen Lieblingen der deutschen Muse, zuerst bekannt zu machen", so sprechen sie auch die gläubige Hoffnung aus, daß „ein Unternehmen, ohne Stolz, ohne Nebenabsicht und ohne Parteigeist, bloß zum Vergnügen des Publikums angefangen, in Deutschland noch immer ein billiges, wenn auch kein aufmunterndes Publikum" finden würde.

Kupfer von Chodowiecki zu Voſſens „Luiſe" aus Beckers Almanach vom Jahre 1798.

Aber dem jungen Unternehmen drohte sofort Gefahr. Ein Leipziger Verleger nämlich, namens Schwickert, kam den Göttingern zuvor. Dieser von Gewissensbissen unangefochtene Mann bestach einen Buchdruckergesellen, gelangte dutch ihn in den Besitz von Druckbogen des vorbereiteten Musenalmanachs und brachte es richtig fertig, mit einem ganz ähnlichen, nur noch mehr dem französischen Almanach nachgeahmten Bändchen früher zu erscheinen, als die Göttinger, und trotzdem diese nach Kräften auszuschlachten. Es wird nicht berichtet, was Boie, Gotter und ihr Verleger Dieterich für Augen machten, als sie ihr Werk zum Teil nachgedruckt sahen, bevor es noch erschienen war. Dieser Leipziger, von Christian Heinrich Schmid herausgegebene „Almanach der deutschen Musen", der „auf das Jahr 1770" zuerst gemünzt war, ist dann noch elf Jahre fröhlich weiter gedruckt worden, aber auf die Dauer konnte er dem Göttinger keine Konkurrenz machen. Denn das Glück dieses Göttinger Musenalmanachs war es, daß der graziöse, wielandisch-französelnde Gotter schon im Herbst 1770 Göttingen verließ, und der tüchtige Boie auf eigne Faust starke Talente heranzuziehn strebte, so vor allem Gottfried August Bürger. Der erste Jahrgang hatte wahllos in meist schon vorher gedruckten Beiträgen Verse von Gleim und Klopstock, Ramler und Lessing, der Karschin u. a. zusammengewürfelt; der zweite führte schon Bürger ein; für den dritten sandte Voß bereits Manuskripte, und mehr und mehr schwanden die Fabeln à la Pfeffel, die Idyllen à la Geßner, die Lieder à la Vater Gleim, die graziösen Schlüpfrigkeiten à la Wieland, um einer neuen und starkherzigeren Poesie Platz zu machen. Die Pioniere dieser Poesie, wenigstens für den Musenalmanach, waren die Jünglinge, die da begeistert bei Göttingen um die Eiche gesprungen waren. Sie drückten dem Göttinger Almanach von 1774 ihr Gepräge auf.

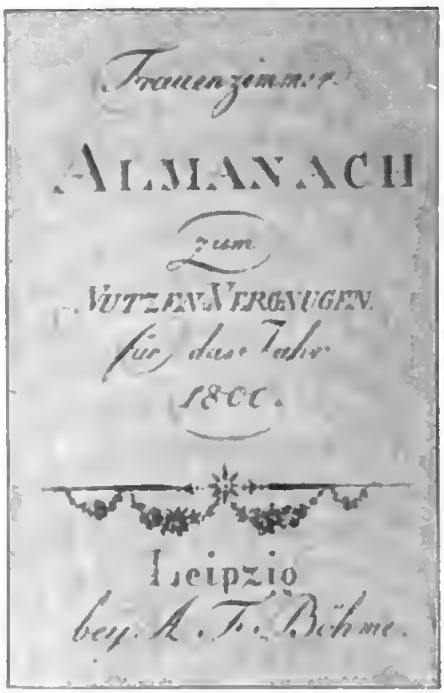
Es ist merkwürdig, zu sehn, wie sich gleichsam plötzlich die Geister scheiden. Noch in dem Musenalmanach von 1773 mischt sich Altes und Neues, und dem Kalendarium sind zwölf, zum Teil sehr üppige Kupfer zu Wielands „Agathon" beigegeben. Der kluge Wieland hatte trotzdem schon das Gefühl, daß die Sache irgendwie für ihn brenzlig wäre, und sorgte im stillen dafür, daß im „Teutschen Merkur" einer seiner Anhänger gegen die Göttinger, gegen die „Barden" und Klopstockschwärmer, die Peitsche schwang. Aber inzwischen war der Hainbund gegründet worden, und zu den bürgerlichen Sechs waren die beiden Grafen Stolberg gestoßen. Das war für eine Universität, die noch „Grafenbänke" kannte, etwas Ungeheures und gab dem Bunde ein ganz gewaltiges Ansehn. Die Grafen jedoch hatten schon als Kinder zu Klopstocks Füßen gesessen und verstärkten, wenn möglich, sein Ansehn noch, damit aber auch den Gegensatz zu Wieland. Und als die begeisterten Göttinger auf Hahns Bude an dem regnerischen 2. Juli 1773 den Geburtstag des unsterblichen Messiassängers feierten, begnügten sie sich nicht damit, seine Gesundheit in Rheinwein zu trinken und einen ledigen, mit Rosen und Levkojen bestreuten und mit seinen Werken bepackten Lehnstuhl an den Ehrenplatz der Tafel zu stellen, sondern sie zerfetzten unter diesem Stuhl auch ein Wielandsches Werk und machten sich beim Kaffee Fidibusse aus Wielands Schriften. Boie, der nicht rauchte,

Digitized by Google

mußte doch wenigstens solchen Fidibus anbrennen und auf das zerrissene Buch Wielands „stampfen".

Damit ist der Geist gekennzeichnet, der einen der berühmtesten Musenalmanache, den Göttinger von 1774, charakterisiert. Wieland und Gleim mit ihren Schulen sind wie weggefegt daraus. Das Alte ist über Bord geworfen; das Neue herrscht völlig; die Verbindung mit der übrigen literarischen Sturm- und Drangperiode ist unübersehbar. Klopstock steht am Anfang, in der Mitte, am Ende; Goethe steuert vier Gedichte bei; Bürger verleiht dem Bändchen den höchsten Wert durch seine nicht genug zu preisende „Leonore". Man begreift vor dieser Blütenlese zuerst das Wort, daß die Geschichte unsrer Lyrik zum Teil eine Geschichte des Musenalmanachs ist. Und auch der Jahrgang 1775, den Voß in Vertretung Boies allein besorgte, hielt sich im ganzen auf der Höhe.

Aber allmählich hatten die „Göttinger" ausstudiert und zerstreuten sich nach allen Richtungen der Windrose. Was ward nun aus dem Musenalmanach, der doch längst eine bedeutsame Macht im Geistesleben der Nation darstellte? Nun, Boie trat ihn an Voß ab, der sich 1774 mit Boies Schwester verlobt hatte, nach Wandsbek zog und den Almanach nun in Selbstverlag nahm, in der Hoffnung, von den Erträgnissen seine Ernestine heiraten und leben zu können. So erschien denn der „Musenalmanach für das Jahr 1776 von den Verfassern des bisherigen Göttinger Musenalmanachs, herausgegeben von J. H. Voß" — ein stattlicher, mit einem Bilde Klopstocks geschmückter, mit einem dänischen Privilegium ausgerüsteter und mit einem „Anhang, die Freimaurerei betreffend" versehener Band. Das Geschäft ließ sich gut an: 1539 Personen aus 46 Städten hatten darauf subskribiert — für das damalige Deutschland eine erkleckliche Anzahl.



Titel des „Frauenzimmer-Almanachs" für das Jahr 1800. Originalgröße.

Der Göttinger Verleger jedoch war durchaus nicht damit einverstanden, daß ihm ein so ertragreiches Unternehmen einfach weggenommen werden sollte. Und er führte also seinen alten Göttinger Almanach ruhig weiter, den er erst von Goeckingk, dann von Bürger, schließlich von Reinhard herausgeben ließ. So entsprossen der alten Wurzel also zwei kräftige Triebe; es gab einen „Göttinger" Musenalmanach, der durch das Gewicht des Bürgerschen Namens schon Bedeutung erhielt, und einen Musenalmanach der einstigen Göttinger, den Voß in die Welt schickte und der nach seinem Verlagsort meist als Hamburgischer Musenalmanach bezeichnet wird. Beide haben sich nebeneinander ein Vierteljahrhundert gehalten, um dann sanft abzusterben. Beide hatten vielfach die gleichen Mitarbeiter, und beide repräsentieren ein Stück Geschichte der deutschen Literatur. In diesen Musenalmanachen haben zuerst viele der Lieder gestanden, die nachher auf allen Straßen des Landes klangen. Unter ihrem Namen, öfter noch unter einer Chiffre haben bis auf Schiller, der sich konsequent fernhielt, alle bedeutenden Poeten der Nation sich in den Bändchen zusammengefunden, und selbst wenn wir von den Großen, von den Goethe, Herder, Bürger, Klopstock absehn: wieviel Schönes flochten auch Talente zweiten und dritten Ranges in den Kranz! Hier holte das Volk seine Lieder her; hier stimmte Hölty das schöne „Üb' immer Treu und Redlichkeit" an, hier sein Trinklied „Ein Leben wie im Paradies gewährt uns Vater Rhein"; hier fragte er: „Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang' noch Lenz und Jugend blühn"; hier ermunterte er: „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen." Und blättert man weiter in den vergilbten Seiten, so findet man Stolbergs „Sohn, da hast Du meinen Speer", findet man Millers „Was frag' ich viel nach Geld und Gut", findet man Vossens „Ich bin nur Schäferin Hannchen" und seine Spinnerin: „Ich saß und spann vor meiner Tür", findet man Boies köstliche „Lore im Winkel am Tore". Immer neue Bekannte grüßen uns: „Freut Euch des Lebens" von Usteri springt aus dem Göttinger Musenalmanach von 1796 auf die Lippen des Volkes, Overbecks „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün" berührt uns wie ein Klang aus der Kinderzeit, und mit demselben Dichter fragen wir auch wohl heut noch: „Warum sind der Tränen unterm Mond so viel?" Die Ode und das Lied, besonders das „Gesellschaftslied", verleihen diesem Göttinger Almanach den Charakter; lechzt jene unter teutschem

Titelblatt zu „Selam" von 1815. Etwas verkleinert.

Eichenlaub, mit vielen Ha!-Rufen nach Tyrannenblut, Welschenmord und Freiheit, so gibt sich dieses fröhlich, bieder, zufrieden und schwelgt bei Lunas Silberglanz in Freundschaftsgefühlen.

Doch die Zeiten änderten sich, mehr und mehr nahm das Interesse der Leser und Mitarbeiter ab, immer mühsamer ward es gegen die Jahrhundertwende, vernünftige Beiträge zu erhalten, und immer schwerer seufzten die Herausgeber. Voß wütet drastisch gegen die unbekannten Herrchen, die ihm die Erzeugnisse ihrer Muse in ungeheuren Packen zuschickten, und grollte, er wollte diese Reimereien auf Löschpapier in einem „Schofelalmanach" drucken lassen und zu jedem Exemplar einen Ziegelstein gratis geben. Er bekam mehr und mehr die ganze Geschichte satt, und der „Musenalmanach für 1800", der bei dem Hofbuchhändler Albanus in Neustrelitz erschien, war schon auf dem Titelblatt als „der lezte" bezeichnet.

In dieser ersten großen und eigentlichen Almanachperiode, die etwa von 1770 bis 1800 (oder wenn man will bis 1806) währt, gab es nur noch einen Musenalmanach, der sich mit dem Göttinger messen konnte, und das war natürlich der Schillersche. Er ist zu bekannt, als daß nicht wenige Worte der Erinnerung genügen sollten. Wie ein Neustrelitzer Hofbuchhändler den Vossischen Almanach begrub, so hub ein Neustrelitzer Hofbuchhändler (Michaelis) den Schillerschen aus der Taufe. Der erste Band (1796), für den 60 Louisdor Redaktions- und 30 Mitarbeiterhonorar ausgesetzt war — Schiller selbst bot denen, die er aufforderte, 1 bis 2 Karolinen pro Bogen —, enthält neben Schillers „Macht des Gesanges" und der „Würde der Frauen" Gedichte von Goethe, Herder, Hölderlin u. a. Über der ganzen Herausgabe waltete jedoch ein Unstern, an dem der Neustrelitzer Verleger („der Jud'", sagt Schiller wütend) nicht ganz unschuldig war. So ward der zweite Jahrgang schon zu Cotta gegeben, und in einem Briefe an Körner vom 18. Januar 1796 prophezeit Schiller bereits, daß der neue Band ein Opus enthalten würde, „welches eine wahre poetische Teufeley seyn wird, die noch kein Beyspiel hat". Diese „Teufeley" stellten natürlich die Xenien dar, nach denen der ganze Musenalmanach von 1797 der Xenienalmanach heißt, wie der darauf folgende von 1798 als der „Balladenalmanach" berühmt ist. Der vierte Band für 1799 war schon schwächer, und im fünften für 1800 ist es gerade noch das Lied von der Glocke, das die poetische Blumenlese, in der Goethe diesmal ganz fehlte, rettet. In demselben Jahre wie der Vossische ging auch der Schillersche Almanach ein. In seinem vorletzten Jahrgang hatte er,

Titel des „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" vom Jahre 1818. ⅔ der Originalgröße.

wie erwähnt zu werden verdient, Karoline Brachmanns noch heut deklamiertes „Kolumbus"-Gedicht gebracht: „Was willst Du, Fernando, so trüb und bleich?"

Natürlich lief neben diesen berühmtesten Musenalmanachen ein ganzer Rattenschwanz anderer einher, deren Aufzählung einige Spalten füllen würde. Nur die bekanntesten seien hier herausgegriffen. Bald nach Göttingen und Hamburg wollte auch Wien seinen Almanach haben, und obwohl Österreich nur Talente dritten Ranges aufwies, die in den norddeutschen poetischen Jahrbüchern zu Worte kamen, hatte ein zwanzigjähriger Jüngling namens Ratschky den Mut, einen „Wienerischen Musenalmanach auf das Jahr 1777" zu schaffen, mit flammenden Worten darauf hinzuweisen, „daß die besten Geister seines engeren Vaterlandes ihre Vaterstadt verleugneten und sklavisch vor fremde (d. h. reichsdeutsche) Tribunale kröchen, um die Ehre zu haben, anderswo als in ihrem Vaterlande zu glänzen". Das wollte er ändern, er wollte die österreichischen und speziell die Wiener Poeten sammeln. Aber wenn ihm das auch gelang: es war mit den Blumauer, Alxinger, Sonnenfels, Haschka ꝛc. wirklich nicht viel Ehre einzulegen. Schon nach zwei Jahren sah er das ein. „Ich bin," sagt er, „des Rezensierens und Versemusterns herzlich müde. Man mag mir aufs Wort glauben, es ist keine kleine Pein, allemal 99 poetische Kruditäten durchwühlen zu müssen, bis man endlich, will's Gott! an ein erträgliches Stückchen gerät. Noch ungleich marternder ist die undankbare Bemühung, jedes noch so erbärmliche Theaterstück zu durchsichten, um zuletzt für alle die wohlgemeinten und aufrichtig gesagten Wahrheiten seitlings und rücklings angegrinst zu werden." Zum Unterschied von anderen Almanachen hatte der Wienerische nämlich charakteristischerweise eine ständige Rubrik, in der die neuen Theaterstücke besprochen waren. Man sieht: die ewige Theaterstadt ... Ein anderer Herausgeber führte den Almanach weiter; später übernahm ihn Alois Blumauer, der Mann der „travestierten Aneide", und gab ihm einen derb frivolen Charakter; als auch dies nicht recht zog, trat Gottlieb Leon an die Spitze und versuchte es mal mit stärkerer Berücksichtigung der Prosa. Umsonst ... 1796 schlief das Unternehmen ein, und auch die mehrfach bis 1808 versuchten Fortsetzungen standen unter keinem günstigeren Stern. Von den Dichtern, die sich beteiligten, mag der etwas fleckige Haschka genannt sein, von dem das am 12. Februar 1797 zuerst im Theater am Kärnthnertore gesungene Lied „Gott erhalte Franz, den Kaiser" stammt, und jener Joachim Perinet, aus dessen Singspielen wir noch „Ich bin der Schneider Kakadu" und „Wer niemals einen Rausch gehabt" kennen.

Titelkupfer aus dem „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft". ¾ der Originalgröße.

Nicht viel besser als dem Wienerischen ging es den Dutzenden von andern landsmannschaftlichen Musenalmanachen, die als Schlesische, Preußische, Frankfurter, Krainische, Pfalzbayrische, Schwäbische, Berliner und sonstige Blumenlesen auf das erbarmungswürdige Publikum losgelassen wurden. Man konnte sich vor diesen Bänden und Bändchen, die doch mehr oder minder alle über einen Kamm geschoren waren, schließlich nicht mehr retten. Ein höheres Interesse boten davon nur der Schwäbische und der Berliner Musenalmanach. Der Schwäbische, zuerst auf das Jahr 1782 erschienene, hatte in Gotthold Friedrich Stäudlin einen Herausgeber von prächtigstem Schwabenhumor gefunden. Mit einem Blick auf den berühmten Göttinger und Vossischen Almanach sagt er in der Einleitung zu dem seinen: „Was wollen diese unheiligen Saule unter uns heiligen Propheten, wird der Deutsche am Rhein und an der Elbe sagen, die Nase rümpfen und meinen Almanach in eine Ecke werfen." Aber er bittet: „Holen Sie ihn doch wieder, lieber Herr Landsmann, und sehen Sie zu, ob wir armen Schwaben wirklich unter einem so sehr böotischen Himmel wohnen, daß die herrliche Pflanze des Genies nicht gedeihen kann." So wird das „Findelhaus für schwäbische Geisteskinder" also eröffnet, und gleich in diesem ersten Jahrgang stand Schillers „Entzückung an Laura", während der zweite Gedichte von Schubart bringen konnte. Aber dann haperte es mehr und mehr, und nach 1787 ward es still über den Wassern, bis sich 1792 der Almanach noch einmal aufraffte. „Siehe da, lieber Leser, wieder ein Musenalmanach aus

Schwaben! Eine unerwartete Erscheinung nach einer so langen Pause. Ich selbst" — plaudert der Herausgeber weiter — „hatte diesem meinem lieben Pflegkinde bereits eine sanfte Ruhe von so manchem Rippenstoß und Nasenstüber, den es auf seinen Wanderungen durch Deutschland sich gefallen lassen mußte, gewünscht und mir selbst niemals gedacht, daß es je wieder gleich einem Phönix aus seinem Staube auferstehen würde! Und doch ist es so!" Aber die Freude war kurz. Trotzdem Hölderlin sich stark beteiligte, mußte das Findelhaus für schwäbische Geisteskinder schon ein Jahr darauf für immer zugemacht werden. Die Gründe sind bei all diesen Blumenlesen der neunziger Jahre die gleichen: Mangel an Beiträgen und, bei der erdrückenden Konkurrenz, Mangel an Absatz. Aus den beglückten Verlegern werden immer mehr wehklagende.

Auch die verschiedenen Buchhändler, die von 1791 an — also reichlich spät! — es mit einem „Berlinischen Musenalmanach" versuchten, verhüllten enttäuscht ihr Haupt und jammerten über „beträchtlichen Schaden". Allerdings waren ihre Blumenlesen bei dem Mangel an „Musen und Grazien in der Mark" auch herzlich schwach, und man bekommt einen leisen Begriff von der Rückständigkeit dieser Anthologien, wenn man erfährt, daß der erste Band unter dem Zeichen Ramlers stand und daß die hervorragendste Dichterin im übrigen die brave Karschin war. Kein Hauch der durch die Stürmer und Dränger, durch Herder, Goethe, Schiller heraufgeführten neuen Ideen und Werte scheint noch in diese papierne Literaturwelt geschlagen zu sein. Soll man sich wundern, daß auch das Berliner Unternehmen da schon 1797 einschlief?

So gibt es also um die Jahrhundertwende ein großes Sterben. Die Musenalmanach-Zeit war vorüber. Einesteils wuchs die klassische Periode der deutschen Dichtung dem literaturfreundlichen Publikum immer stärker entgegen, und man wandte sich direkt den Werken unsrer Großen zu, anderseits lähmten die wenig günstigen Verhältnisse der kriegsschwangeren Zeit auch die Unternehmungslust der Verleger. Nur der romantische „Musenalmanach für das Jahr 1802", den A. W. Schlegel und Ludwig Tieck bei Cotta herausgaben, hat noch literarische Bedeutung. Er brachte neben den Schöpfungen der Herausgeber Beiträge von Fichte, er brachte Schellings grandioses Nachtstück „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning in Seeland"; er brachte vor allem von Novalis, dem kurz vorher Verstorbenen, ganz wunderschöne Lieder, so das Bergmannslied „Der ist der Herr der Erde", das Weinlied „Auf grünen Bergen wird geboren" und die allbekannten geistlichen Lieder: „Wenn alle untreu werden", und das noch innigere „Wenn ich ihn nur habe, wenn er mein nur ist." Doch auch er fand keine Fortsetzung, und die zwei Bände des der romantischen Schule halb entgegen-

Illustration zu Goethes „Der Gott und die Bajadere" aus „Minerva" vom Jahre 1822. Stich von Böhm nach Ramberg. 3/4 der Originalgröße.

kommenden „Vermehrenschen Almanachs" (1802/3) konnten ebensowenig ein Publikum erobern, wie der in Berlin von Chamisso auf eigene Kosten in Druck gegebene und gemeinschaftlich mit Varnhagen redigierte „Musenalmanach auf das Jahr 1804", der glücklich noch bis 1806 erschien. Wegen der grünen Farbe seines Umschlags hieß er das „grüne Taschenbuch", und was auf Kosten des blutarmen Leutnants Chamisso da verzapft wurde, war trotz der Mitarbeit von Fichte und Fouqué wirklich ziemlich „grün".

Die eigentlichen Musen-Almanache waren damit von der Bildfläche verschwunden. In dem Kriegstanze, der 1806 losging, gab es keinen Raum mehr für sie. Und erst nach 1815 gewinnen in veränderter Form die alten Almanache wieder Bedeutung. Unter einem neuen Namen und mit anderen Tendenzen erobern sie sich das Publikum: als „Taschenbücher". Das Taschenbuch ist durchaus ein Kind des Musenalmanachs. Der Musenalmanach, der fast nur Beiträge in Versen brachte, wandte sich an die literarisch Gebildeten, an einen kleineren Kreis. Seine Verbreitung war verhältnismäßig nicht groß, aber er half Schlachten entscheiden und hat eine große literarische Mission erfüllt. Das „Taschenbuch" dagegen drängte die Lyrik zurück, stellte sich in der Hauptsache auf die Prosa, und fand daher wohl größeren Absatz.

Den allmählichen Übergang vom „Almanach“ zum „Taschenbuch“ haben wir am klarsten in Beckers „Taschenbuch und Almanach zum geselligen Vergnügen“ vor uns. Dieses Beckersche Taschenbuch, das zuerst 1791 erschien, verwendete in seinem Titel zuerst noch beide Bezeichnungen, um den „Almanach“ allmählich fallen zu lassen. Es war eins der beliebtesten Werke seiner Art, legte das Hauptgewicht auf die damaligen Publikumslieblinge Lafontaine, Langbein usw., brachte aber auch die Erstlinge Körners, Beiträge von Schiller, später Schöpfungen von Achim von Arnim, Tieck, Hoffmann, Gaudy, Wilhelm Müller, Immermann. Nach dem Tode Beckers führte es der „Freischütz“-Librettist Friedrich Kind weiter, und neben den zahlreichen Musikbeilagen von Methfessel, Zelter u. a. hatte es schöne Kupfer von Schnorr, Chodowiecki, Ramberg, Zingg, so daß es sich bis in die dreißiger Jahre des XIX. Jahrhunderts hinein mit Ehren halten konnte.

Titelkupfer der „Aurora“ von 1825. Originalgröße.

Ungleich berühmter noch ward aber die 1810 gegründete „Urania“, das Taschenbuch, das literarisch den höchsten Wert beanspruchen kann. Der alte Brockhaus, in dessen Verlag es erschien, leitete es fast allein, und alle großen Namen der damaligen Literatur grüßen uns aus den erst im kleineren Format, dann in Romanoktav erscheinenden Bänden: Jean Paul und Fouqué, A. W. Schlegel und E. T. A. Hoffmann, Körner und Rückert, Platen und Alexis, Tieck und Eichendorff. Aber auch Mörike und Auerbach fanden neben Dingelstedt und Gutzkow in der „Urania“ schon ihre Stätte. Und als sie 1848 ihren Lauf beschloß, hatte sie einen ehrenden Nachruf wohl verdient.

Zehn Jahre länger noch hielt sich das im gleichen Jahr begonnene „Rheinische Taschenbuch“ (1810—1858). Hatte die „Urania“ neben den Porträts deutscher und ausländischer Dichter, Künstler und Gelehrter besonders schöne Kupfer- und Stahlstiche zu Werken der Klassiker gebracht, so gab das Rheinische Taschenbuch außer den Bildnissen von Fürstlichkeiten und Poeten in seinen Kupfern Szenen aus den Schriften von Byron, Scott, Irving, Cooper. Überhaupt glichen sich ja auch die Taschenbücher meist wie ein Ei dem andern. Es waren sehr zierliche Bändchen, die sich vom Duodezformat bis höchstens zum Romanoktav hinauf entwickelten, die vorn gewöhnlich ein Kalendarium, einen Meßkalender sowie genealogische und astronomische Tabellen boten, die fast alle Musikbeilagen und schöne Vignetten, Stahl- und Kupferstiche hatten, wobei die Darstellungen aus den Werken der Dichter überwogen, und die häufig in Seide gebunden waren. Kein Künstlername ist mit diesen feinen kleinen Bändchen inniger verknüpft als der Rambergs. Und weil es Mode ward, diese Büchelchen zu Neujahr an liebenswürdige Schönen zu verschenken, so trugen sie auf dem zweiten Vorsatzblatt gern eine zierlich gestochene Umrahmung zum Hineinschreiben der Widmung.

Im zweiten Bande von „Jettchen Gebert“ bringt kurz vor Neujahr Doktor Kößling seinem Jettchen, der jungfräulichen Frau Henriette Jacoby, solch ein Taschenbüchlein zum Geschenk, „einen Cyanenalmanach auf das Jahr 1840, der Liebe und Freundschaft gewidmet von Samuel Schlesinger. Ein sehr zierliches Bändchen war es mit gepreßtem Deckel, in rosa zartem Glanzpapier. Und innen war es mit gar sauberen Stahlstichen geschmückt und verschönt. Dort weinte die trostlose Kennedy, während Maria Stuart stolz zum Block ging und an anderer Stelle Kosinsky sagte, ‚wie sein Name ist.‘ Likate aber, die anmutige Herrscherin der Madagassen, bekrönte ihre schwarze Nattheit mit einem Federbusch.“ So berichtet Georg Hermann in seinem berühmten Biedermeier-Roman. Und er vergißt nicht hinzuzufügen, daß der plebejische Julius Jacoby aus Bensheim mit wahrer Gier alle „Vergißmeinnicht-Almanache“ verschlingt.

Das Taschenbuch „Vergißmeinnicht“ nämlich wandte sich an ziemlich niedere Instinkte der Masse und fand im breiten Publikum außerordentlichen Absatz. Der berüchtigte

Clauren, der mit seinem bürgerlichen Namen Heun hieß und als Geheimer Hofrat beim Generalpostamt in Berlin 1854 starb, gab es seit 1818 heraus. Es nahm auch insofern eine Ausnahmestellung ein, als es der lüsterne Modeschriftsteller nur mit seinen eignen Beiträgen füllte. Übrigens war es zu der Zeit, als Julius Jacoby Jettchen Gebert heiratete, schon nicht mehr am Leben. Es erschien nur bis 1834.

Zu den „Cyanen"- und „Vergißmeinnicht"-Almanachen gesellten sich natürlich noch andere „Blumen"-lesen: so die schweizerischen „Alpenrosen" (1821 bis 1852) und die von 1827 bis 1837 bestehenden, von Theodor Hell herausgegebenen „Rosen". Beliebter noch als die Blumentitel wurden Namen wie Aurora — Aglaja — Thalia — Erato — Egeria — Penelope — Minerva — Urania — Cornelia und ähnliche. Besonders „Auroras" gab es eine ganze Menge, darunter die Wiener (1824 bis 1858), in der Lenau sich die ersten Sporen verdiente, und die Mannheimer von 1823, die 17 der schönsten Lieder von Heine brachte. Von den „Aglajas" ist die österreichische erwähnenswert, in der Grillparzer 1828 seine Erzählung „Das Kloster bei Sendomir" veröffentlichte — jene Erzählung, die Gerhart Hauptmann den Stoff zu seiner „Elga" gab.

Titelblatt der „Aurora" von 1825. Originalgröße.

Als sich die Taschenbücher dann mehr und mehr zu spezialisieren begannen, war ihre literarische Geltung bald vorüber. Es mochte noch hingehen, daß sich eine ganze Reihe an die Frauen wandte. Hier ragte das von Fouqué 1815 begründete „Frauentaschenbuch" hervor, das später Rückert übernahm und das eifrig die romantische Dichtung pflegte. Hier ist das „Taschenbuch für die deutschen Frauen" zu nennen, das unter dem Titel „Cornelia" sich selbst und die ganze Almanachzeit überlebte, denn es bestand von 1816 bis 1873, ja, seine österreichische Ausgabe schleppte sich sogar noch bis 1880 hin. Hier darf der „Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen", der auch Modebilder und Stickmuster brachte, ebensowenig fehlen, wie Cottas „Taschenbuch für Damen", das vor jedem Jahrgang die Widmung an eine Fürstin trug, und dem auch Goethe und Schiller Beiträge spendeten. Die zwölf Bändchen des „Berlinischen Damenkalenders" mögen wenigstens erwähnt sein.

Aber als nun gar Taschenbücher für Parodien und Travestien, für Tollhäusler und Mönche, für Dienstmädchen und Fuhrleute, Verliebte und Jeuratzen, Schwiegermütter und Ballväter, Brunnengäste und Freimaurer herauskamen, als kein Beruf und keine Menschenklasse mehr mit diesen Bändchen, die nur noch den Wert von Kuriositäten hatten, verschont blieb, da war der Anfang vom Ende da. Nur noch der Chamisso-Schwabsche Musenalmanach knüpfte an die besten Traditionen des vorigen Jahrhunderts an; aber nach 1840 ist es mit den Almanachen und Taschenbüchern im allgemeinen vorbei. Sie hatten sich überlebt — weil ihre Herausgeber nicht mit der Zeit mitzugehen verstanden.

Wer heut einen Almanach, ein Taschenbuch herausbringen wollte, müßte sein Büchlein in engster Fühlung mit unserer Zeit halten, müßte es mit allen Mitteln der heutigen Buchtechnik ausstatten. Dann würde er gewiß auch heute den großen Erfolg seiner berühmtesten Vorgänger an seine Fahne fesseln.

Zur Geschichte der Wundbehandlung.

Semmelweis — Lister — Bergmann.

Von Dr. Ernst Graser, Professor der Chirurgie in Erlangen.

Am 30. September 1906 wurde in Pest für Ignaz Semmelweis ein Denkmal enthüllt, zu dessen Errichtung Ärzte und ärztliche Vereinigungen aus der ganzen zivilisierten Welt mitgewirkt haben.

Am 5. April 1907 feierte Lord Joseph Lister seinen 80. Geburtstag in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Landsitz bei London, aber unter dankbarer und begeisterter Teilnahme der Ärzte diesseits und jenseits des Ozeans.

Am 25. März 1907 starb Ernst von Bergmann, nachdem er am 16. Dezember 1906, umringt von Schülern und Freunden, geehrt vom Inland und Ausland, beglückwünscht von nah und fern, seinen 70. Geburtstag gefeiert hatte.

Diese drei großen Männer sind sehr verschieden in ihren Anlagen und Persönlichkeiten, noch verschiedener in ihren Schicksalen. Was uns hier veranlaßt, sie nebeneinander zu stellen, sind ihre Verdienste um die Bekämpfung der Wundkrankheiten, um die Ausbildung der Wundbehandlung.

Ihre Bestrebungen auf diesem Gebiete sind in den Tafeln der Geschichte nicht nur der medizinischen Wissenschaft, sondern der gesamten Menschheit mit ehernen Lettern eingetragen und verdienen auch in den weitesten Kreisen dankbarer Mitmenschen gewürdigt zu werden.

Wollen wir die Leistungen, welche durch diese Männer angebahnt und vollführt wurden, richtig verstehen, so müssen wir uns mit einigen grundlegenden Tatsachen vertraut machen.

Fast jeder Mensch hat am eigenen Leibe erfahren, daß der Körper imstande ist, Verwundungen, also gewaltsame, blutige Trennungen des Zusammenhanges der Gewebe, zur Vereinigung zu bringen oder, wie wir gewöhnlich sagen, zu heilen, oft sogar in recht kurzer Zeit, wenn nämlich die Wundränder nach der Verletzung sofort wieder glatt aneinander gefügt werden. Auch der Verlust eines Teiles der Haut, ja tiefere Rißwunden, die eine Lücke hinterlassen, können sich in längerer Zeit durch Ausfüllung der Lücke mit neu gebildetem Narbengewebe wieder schließen. Diese Vereinigung der Wundränder bedarf an sich keinerlei ärztlicher Nachhilfe; sie geschieht durch die Heilkraft des Körpers oder, wenn man es verallgemeinern will, der Natur.

Wir wissen, daß sogar manche Schußverletzungen, die den ganzen Körper durchsetzen, von selbst ausheilen können, daß Knochenbrüche wieder verwachsen, daß auch Muskeln und Nerven, welche zerstört wurden, sich wieder neu bilden können. Wir haben also in gewissem Grade auch die Fähigkeit des Wiederersatzes verloren gegangener Gewebe.

In dieser Hinsicht wird der menschliche Körper allerdings von der Leistungsfähigkeit des Körpers mancher Tiere weit übertroffen. Eidechsen und Blindschleichen können den abgebrochenen Schwanz oft recht vollkommen wieder ersetzen; Krebsen und Krabben wachsen verloren gegangene Scheren und Beine aufs neue; Salamander und Tritonen ersetzen den Schwanz, die Extremitäten und sogar das Auge nach Abtragung wieder vollständig; bei Süßwasser-Polypen sind abgerissene Teilstücke imstande, einen ganzen Körper neu anzubilden. Diesen erstaunlichen Leistungen gegenüber ist der menschliche Körper allerdings sehr unterlegen. Wenn wir uns eine Fingerspitze oder die Nasenspitze abschneiden, so kommt nur eine Heilung der Wunde zustande, aber die abgetrennte Spitze bleibt für immer verloren. Trotzdem lehren uns schon diese Betrachtungen, daß die Wundheilung nicht der ärztlichen Hilfe bedarf, daß also wenigstens im allgemeinen eine Wundbehandlung von seiten des Arztes nicht unbedingt notwendig ist.

Die Erfahrung lehrt aber, daß nur ein Teil der Verwundungen ohne weiteres in Heilung übergeht. Manchmal schließt sich an eine kleine Verwundung eine heftige Entzündung an, die zur Rötung, Schwellung, Schmerzhaftigkeit in der Umgebung der Schnittverletzung führt; es kommt zur Eiterung, die sich lange Zeit hinziehen kann, es gesellt sich Fieber dazu, der ganze Arm wird von einer Fingerverletzung aus schmerzhaft, es bilden sich rote Streifen, die bis hinauf zur Achselhöhle ziehen, die Gelenke schwellen an, manchmal muß ein Finger geopfert werden, um nur das Leben zu erhalten, in seltenen Fällen stirbt der Finger oder selbst der ganze Arm ab, wird brandig, es entstehen an entfernten Stellen große Eiterungen, die geöffnet werden müssen, und trotz aller sofort eingeleiteten ärztlichen Hilfe gehen die Patienten in kürzerer oder längerer Frist zugrunde. Jahr um Jahr fallen besonders Ärzte in den bestgeleiteten Krankenhäusern einer kleinen Schnitt- oder Stichverletzung, die sie sich bei einer Operation zugezogen haben, zum Opfer, obwohl die nach dem heutigen Ermessen bestmögliche ärztliche Hilfe sofort zur Verfügung steht und mit größter Hingabe geleistet wird.

Digitized by Google

Was selbst heute, in einer Zeit, in der die Chirurgie eine ungeahnte Höhe der Entwicklung erreicht hat, noch bisweilen eintritt, das war in früheren Zeiten ein sehr häufiges Vorkommnis. Gerade um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die chirurgischen Krankenhäuser nicht eine Stätte heilbringender Hilfe, sondern oftmals eine reine Mördergrube. Es ist tausende Male vorgekommen, daß blühend gesunde Menschen mit einer kleinen Verletzung in das Krankenhaus eintraten und es entweder durch eine Amputation verstümmelt verließen oder im Sarg hinausgetragen wurden. Wenn schon solch kleine Verletzungen derartige Folgen hatten, so kann man sich denken, daß größere Operationen fast immer von einem schlimmen Ausgang gefolgt waren. Eine Amputation des Unterschenkels, die heute in der Regel in vierzehn Tagen ohne jede Störung der Gesundheit geheilt ist, kostete früher bis zur Hälfte der Operierten das Leben. Diese traurigen Zustände können unmöglich eine notwendige Begleiterscheinung der Verwundung sein. Dagegen sprechen alle Erfahrungen der heutigen Zeit, dagegen sprach aber auch schon früher die Tatsache, daß diese Störungen in einzelnen Fällen ausblieben und nur zeitweise in schrecklicher Häufung sich bemerkbar machten. Diese schweren Erkrankungen im Anschluß an Verletzungen waren also nicht eine Folge der Verwundung, sondern eine Krankheit, die zu der Verwundung hinzukam.

Es ist ja selbstverständlich, daß die Ärzte sich je und je bemüht haben, das Wesen dieser Störungen zu erforschen und Mittel zu finden, um diesen Krankheiten vorzubeugen. Aber noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts waren die Bemühungen nach beiderlei Richtung zu keinem Abschluß gekommen.

Selbst sehr bedeutende Vertreter der Chirurgie waren der Überzeugung, daß es nicht gelingen könnte, über diese Feinde der Wunden Herr zu werden. Einen Ansatz freilich zu einer gewissen Erkenntnis über das Wesen dieser Störungen gab die Beobachtung, daß selbst große Verletzungen ohne Störung der Gesundheit heilen können, wenn die Verwundung und die Heilungsvorgänge sich unter der schützenden Hülle der unverletzten Haut abspielten. Zeugnis dafür gaben die zahllos beobachteten Knochenbrüche mit Zertrümmerung der Weichteile ohne Verletzung der Haut, die dem Körper gar keine Gefahren brachten. Wenn durch die gleichzeitige Trennung der Haut die Gefahren der Verwundung so wesentlich gesteigert wurden, so mußten die Schädlichkeiten, welche die schweren Störungen für Wunde und Körper mit sich brachten, von außen kommen, also von der Berührung mit der Luft und dem, was die Luft enthält.

Welcher Bestandteil den Wunden gefährlich war, konnte niemand angeben. Da aber große Epidemien an einzelnen Orten oft wüteten und zahlreiche Menschen hinrafften, kam man auf den Gedanken, daß die Luft zu manchen Zeiten besonders giftige Eigenschaften hätte, daß Gifte in irgendwelcher Form in der Luft vorhanden wären, die beim Eindringen in die Wunden das Blut und den ganzen Körper verpesten.

Das war natürlich eine Auffassung, die keine festen Handhaben für eine ärztliche Hilfe bringen konnte, und so blieb die Beschäftigung mit den Wunden eine ganz unsichere und undankbare Aufgabe, welche die mutigsten Chirurgen zu Märtyrern machte und keine Freudigkeit, geschweige denn irgend eine Sicherheit des Erfolges aufkommen ließ. Wenn der Chirurg nicht einmal imstande war, von einer geringfügigen Verletzung das Hinzutreten der schwersten Störungen fernzuhalten, so war er nach größeren Operationen vollkommen ohnmächtig. In den Pariser Spitälern starben um das Jahr 1840 nach Amputationen am Oberschenkel 62 Prozent, am Unterschenkel 55 Prozent, am

Philipp Ignaz Semmelweis.
Photographie von Uhee Ödön in Budapest.

Oberarm 45 Prozent. Wenn der Arzt das Messer weggelegt hatte, dann hatte er das Seinige getan, das Schicksal des Wundverlaufs war den guten oder noch häufiger den bösen Mächten übergeben. „Je vous ai opéré, Dieu vous guérira“ (ich habe operiert, Gott mag Sie heilen) war die berühmt gewordene Devise der Chirurgen. Dieses Wort war aber nicht etwa der Ausdruck einer besonders tiefen religiösen Überzeugung oder eines innigen Gottvertrauens, sondern der Ausdruck für die engen Grenzen des eigenen Könnens: „Mit unserer Macht ist gegenüber den Wundkrankheiten nichts getan, wir können zwar operieren, aber nicht heilen.“

Die traurigen Erfahrungen, die jeder Tag mit sich brachte, ließen aber natürlich die Bestrebungen nicht einschlafen, um aus diesem trostlosen Zustand herauszukommen, und sie zeitigten doch bemerkenswerte Ansätze zu einer Besserung. Man hat versucht, die Durchtrennung tiefer Teile durch recht kleine Hautwunden zu machen, die durch das eingeführte Messer vollkommen verschlossen gehalten wurden und sich nach Herausziehen des Instruments wieder von selbst zusammenlegten. Nußbaum hat im Jahre 1859 eine Operation, die Entfernung eines freien Körpers aus dem Kniegelenk, unter Wasser ausgeführt. Tatsächlich ist bei solchen Operationen der Heilungsverlauf oft ein so ungestörter gewesen, wie bei Verletzungen unter der nicht getrennten Haut. Dann kam man auf den Gedanken, die Luft dauernd von den Wunden fernzuhalten, und es ist lehrreich zu sehen, bis zu welchen kühnen Vorrichtungen dieses Bestreben sich steigerte. Maisonneuve und Guérin suchten die Luft dadurch abzuhalten, daß das Amputationsglied in einen Kautschukärmel gesteckt wurde, aus dem man dann die Luft auspumpte. Von jeder Wunde sollte ein Absaugschlauch zu einem Zentralreservoir, in dem die Luftverdünnung hergestellt wurde, geleitet werden. Es ist fast selbstverständlich, daß auch mit allen möglichen chemischen Mitteln versucht wurde, die Wunde vor dem Einfluß der Luft zu bewahren. Von Anbeginn der Wundbehandlung bis zu dem Aufblühen einer besseren Zeit hat man den ganzen verfügbaren Arzneischatz auf die schönen Wunden gebracht, sie bis zur Unkenntlichkeit mit Harzen, Salben, Schmieren, Abkochungen bedeckt, mit Ätzmitteln der verschiedensten Art bis in die Tiefe verschorft und so die an sich schon gequälten Patienten aufs schlimmste mißhandelt.

Wie Wohltäter der Menschheit erschienen gegenüber dieser blinden Wut einzelne Chirurgen, die darauf hinarbeiteten, dieses Maltraitieren der Wunden aufzugeben, und tatsächlich hat zu Beginn des vorigen Jahrhunderts eine Methode der Wundbehandlung, die hauptsächlich von Vinzenz von Kern eingeführt wurde, eine Zeitlang sehr gute Erfolge mit sich gebracht. Sie bestand eigentlich nur darin, daß man die Wunde im wesentlichen ohne jede Naht und ohne jede weitere Hilfe sich selbst überließ und nur mit einem in Wasser getauchten Lappen vor dem Eintrocknen bewahrte. Man hat damals gesagt, Vinzenz von Kern habe das Wasser neu entdeckt.

Mit dieser offenen Wundbehandlung konkurierte dann noch das Verfahren der beständigen Berieselung der Wunde mit Wasser und der Aufenthalt der Kranken in einem Dauerbad, so daß entweder nur die verwundeten Glieder oder der ganze Körper Tag und Nacht in einem annähernd auf gleicher Temperatur gehaltenen Bade verweilte. Alle diese Behandlungsmethoden hatten zwar in einzelnen Fällen Erfolg, aber in anderen versagten sie wieder vollkommen. Man findet auch schon im vorigen Jahrhundert und im Altertum in zunehmender Weise die Verwendung von Mitteln, die den später benutzten ziemlich nahe kamen, in der erklärten Absicht, die Fäulnis und den üblen Geruch von den Wunden zu bannen, was auch manchmal gelang. Im Altertum waren namentlich Essig und Alkohol in dieser Weise verwendet worden, am Ende des XVII. Jahrhunderts wurde schwefelige Säure verwendet, Mitte des XIX. Jahrhunderts machte ein Teerpräparat, das den Namen Coaltar führte, viel von sich zu reden; ja um das Jahr 1863 hat ein französischer Arzt namens Lemaire die Verwendung der Karbolsäure zur Reinigung der Wunden in zielbewußter Weise und mit teilweise recht gutem Erfolg angeraten.

Eine einleuchtende Erklärung für die Ursache dieser Erfolge wußte man aber nicht beizubringen, wenn man auch beim Durchblättern älterer Literatur, ausgestattet mit unseren heutigen Kenntnissen, manchen Ansatz zu einer richtigen Auffassung auffinden kann; so hat schon 1671 Athanasius Kircher ausgesprochen, daß die Luft, das Wasser, die Erde von unzählbaren kleinsten Tierchen wimmelt, und der große Linné, dessen zweihundertjähriger Geburtstag im Vorjahre gefeiert wurde, führt im Chaos infusorium auch solche nicht entdeckte Infusorien an, welche 1. die ansteckenden Krankheiten erzeugen, 2. den Stoff der hitzigen Fieber verursachen, 3. die Fäulnis und Gärung veranlassen.

Aber diese Ansätze zu einer richtigen Erkenntnis waren nicht auf klarer Einsicht, sondern nur auf Vermutungen aufgebaut und blieben auch ohne Einfluß auf das ärztliche Wissen und Handeln.

Erst mit dem Aufblühen der naturwissenschaftlichen Forschung um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurden neue Tatsachen zutage gefördert, die auch für die Frage der Wundkrankheiten eine gewisse Aufhellung des bis dahin undurchdringlichen Dunkels mit sich brachten.

Schon durch Schwann und Latour war um das Jahr 1837 die Hefezelle als Ursache der Gärung nachgewiesen worden. In un-

widerleglicher Weise aber hat erst Pasteur etwa um das Jahr 1860 durch zahlreiche geniale Versuche dargetan, daß die Zerlegung gärungsfähiger Flüssigkeiten und die Zersetzung und Fäulnis organischer Substanzen durch Keime bedingt werden, die überall in der Luft vorhanden sind; er hat gezeigt, daß man Zuckerlösungen und fäulnisfähige Eiweißlösungen unzersetzt lange Zeit erhalten kann, wenn man den Zutritt der Luft verhindert, ja daß man nur die staubförmigen Beimengungen, welche die Luft immer enthält, von diesen Nährlösungen fernzuhalten braucht, wozu schon ein einfacher Wattepfropf als Verschluß genügt.

Hier war zum erstenmal ein greifbarer Ansatz zu einer näheren Kenntnis der Schädlichkeit der Luft gegeben. Es handelte sich nun nur darum, diese Lehre auch auf die Verhältnisse der Wunden anzuwenden. Und dies in klarer und zielbewußter Weise getan zu haben, ist das unsterbliche Verdienst von

Joseph Lister.

Das Denkmal Semmelweis an der Elisabeth-Promenade in Budapest.

Aus seiner Lebensgeschichte gebe ich nur die wichtigsten Punkte: Lister ist am 5. April 1827 in Upton im Kreise Essex geboren; sein Vater betrieb ein Weingeschäft, fand aber auch Zeit, sich mit mikroskopischen Arbeiten zu beschäftigen, an denen der Sohn bald Anteil nahm. Nach Beendigung seiner Studien in London kam er als Hospitant im Jahre 1853 zu dem bedeutendsten der damaligen Chirurgen, zu Syme, dessen Persönlichkeit ihn so fesselte, daß er bei ihm in der Lehre blieb. 1861 wurde er chirurgischer Leiter einer Klinik in Glasgow, wo er bereits anfing, mit der Änderung der Wundbehandlung zu experimentieren. 1869 kehrte er als Nachfolger Symes nach Edinburg zurück, wurde 1877 Professor der Chirurgie am King's College in London, wo er bis zum Jahre 1893 wirkte. Seit dieser Zeit ist er von ärztlicher Tätigkeit zurückgetreten. 1897 wurde er als erster englischer Arzt zum Pair ernannt und in das Haus der Lords berufen. Beim internationalen Kongreß in Berlin 1890 hielt er unmittelbar nach Virchow den zweiten Festvortrag, von der aus allen Teilen der Welt versammelten Ärzteschaft stürmisch begrüßt; bei dieser Gelegenheit und einem Festessen der Chirurgen habe ich ihn auch gesehen und von seiner vornehmen, imponierenden und dabei doch schlichten Persönlichkeit mit einem auffallend milden Gesichtsausdruck einen

tiefen Eindruck in mich aufgenommen. — Am 16. März 1867 veröffentlichte Lister in der bekannten Zeitschrift „Lancet" seinen ersten Aufsatz über eine neue Methode der Behandlung von offenen Knochenbrüchen. Ich halte es für das Wirkungsvollste, einige seiner Äußerungen im Wortlaut, wenn auch gekürzt, anzuführen: „Auf Grund vielfacher Untersuchungen über die Natur der Entzündung und über die gesunde und kranke Beschaffenheit des Blutes kam ich zu dem Schlusse, daß die Hauptursache der Wundeiterung in der Zersetzung zu suchen sei, die durch den Einfluß der Atmosphäre in dem in der Wunde zurückgehaltenen Blute und Eiter zustande kommt. So wünschenswert es erschien, die Eiterung mit all ihren Gefahren zu verhindern, so schien dies bisher doch völlig hoffnungslos, da es unmöglich erschien, den Sauerstoff auszuschließen, der allgemein als der Erreger der Fäulnis angesehen wurde. Doch seitdem es durch Pasteurs Untersuchungen feststeht, daß die septischen (d. h. die fäulniserregenden) Eigenschaften der Luft nicht auf dem Sauerstoff oder anderen Gasen, sondern auf kleinsten Lebewesen beruhen, die in der Luft schweben, da erschien es mir möglich, die Zersetzung des verletzten Teiles zu verhüten. Wenn die Lebenskraft der in der Luft enthaltenen Partikel es ist, wovon alles Unglück in den Wunden herrührt, so erhellt, daß lediglich erforderlich ist, die Wunde mit irgendeinem Material zu verbinden, das geeignet ist, diese Keime (die Erreger der Zersetzung) zu töten, vorausgesetzt, daß eine hierfür zuverlässig, aber nicht zu stark ätzend wirkende Substanz gefunden werden kann."

Ein solches Mittel, wirksam gegen die Fäulnis, nicht allzu schädlich gegenüber den Wunden, glaubte er in der Karbolsäure gefunden zu haben. In der ersten Zeit verwendete er reine Karbolsäure; er tauchte ein Stück Verbandstoff in diese und steckte es in alle Buchten und Ecken der Wunde; darüber legte er zwei gleichfalls in Karbolsäure getauchte Lagen Verbandstoff. Er erkannte aber bald, daß nicht nur die Luft der Träger der Bakterien ist; sie finden sich überall, wo die Luft hindringt, auf dem Körper der Kranken, auf den Händen des Operateurs und auf seinen Instrumenten. Es mußten also bei Operationen auch an diesen Stellen die Keime vernichtet werden.

Es ist uns leider nicht möglich, so interessant es wäre, seine Vorschriften im Detail anzufügen. Er hat sein Verfahren schon bei der ersten Anwendung als antiseptisches, also fäulniswidriges, bezeichnet. Der Ausdruck ist nicht von ihm selbst erfunden, sondern war namentlich in England schon vorher ziemlich üblich. Die Antiseptik bestand in der Desinfektion, d. h. in der Zerstörung der Keime auf allen mit der Wunde in Berührung kommenden Dingen, also der Instrumente, der Schwämme und Tupfer, der Hand des Operateurs und des Operationsgebietes, in der Spülung der Wunde mit antiseptischen Flüssigkeiten, in der Desinfektion der Luft durch den Karbolnebel und in der Bedeckung der durch Naht geschlossenen, mit einem Ablaufrohr versehenen Wunde durch einen recht großen, keimdichten, mit Karbol imprägnierten Wundverband. Die Veröffentlichungen Listers folgten sich in den Jahren 1867—1871 in ziemlich rascher Reihenfolge. Während er anfangs das Verfahren hauptsächlich für die Behandlung von Verletzungen ausbildete, machte er mehr und mehr die Nutzanwendung bei der Vorbereitung und Durchführung großer Operationen und zeigte, daß man unter dem Schutz seines Verfahrens große Eingriffe am Körper ungestraft vornehmen könne, an die früher sich kein Chirurg herangewagt hatte.

Unter dieser Form der Antisepsis vollzogen sich wunderbare Änderungen: die gefürchteten Wundkrankheiten wurden ganz seltene Vorkommnisse; in den verpesteten Krankenhäusern, in denen früher der Tod selbst bei kleinen Verletzungen eine reiche Ernte gehalten hatte, erlebte man ungestörte Wundheilungen ohne Schmerzen, ohne Fieber, ohne Gefahren, ohne daß an den sonstigen Einrichtungen dieser Anstalten etwas Wesentliches geändert wurde. Er fand auch bald heraus, daß die Karbolsäure die Wunden schädigte, und verdünnte die Lösungen zum Bespülen der Wunden immer mehr; von den frischen Operationswunden hielt er sie später völlig fern durch eine Lage von Wachstaffet, die er über die Wunde legte.

Man sollte glauben, daß diese naturwissenschaftlich gut begründete, von augenfälligem Erfolg gekrönte Wundbehandlung schnell die Anerkennung aller Fachgenossen gefunden hätte. Aber sie erfuhr bei Listers Kollegen heftigen Widerspruch und Spott. Ein berühmter englischer Chirurg sagte noch im Jahre 1871, also vier Jahre nach der ersten Publikation: „Während Listers Karbollösungen täglich schwächer werden, wird sein Glaube immer stärker." Lister ließ sich nicht irre machen. Es ist mir nicht bekannt geworden, daß er in der Öffentlichkeit gegen die Verkennung seiner Lehre in herben oder groben Worten sich geäußert hätte. In einem im August 1871 in Plymouth gehaltenen Vortrag, in dem er wiederholt in seiner gewohnten durchaus Wahrheit atmenden Schlichtheit und Sachlichkeit alles dargelegt hatte, schloß er mit den Worten:

„Nachdem in dieser wichtigsten Frage der Heilkunde Feststellungen so überzeugender Natur gemacht worden sind, kann ich angesichts der Gleichgültigkeit, mit der sie vielerorts aufgenommen worden sind, nicht umhin, der Worte unseres großen Dichters (Shakespeare, Macbeth III, 4) zu gedenken:

Kann denn so etwas sein
Und uns vorüberziehn wie Sommerwolken,
Ohn' unser größtes Staunen?"

Lister hat es noch in voller Manneskraft erlebt, daß seine Ideen und Methoden zu voller Anerkennung gelangten und einen Siegeslauf durch die ganze Welt nahmen. Das Verdienst, diesen Sieg durch verständnisvolles Eingehen und gründliches Ausbauen herbeigeführt zu haben, ist eine Ruhmestat der deutschen Chirurgen; in erster Linie sind hier Volkmann, Bardeleben, Thiersch und Nußbaum zu nennen. Auf den deutschen Kliniken wurde aber auch das ganze Verfahren methodisch und im einzelnen auf seine Berechtigung nachgeprüft und von dem stolzen Gebäude ein Stein nach dem andern abgetragen; wir haben von der eigentlichen Listerschen Technik fast nichts beibehalten, wir verwenden an den Wunden fast gar keine Antiseptika, bedecken große Wunden gar nicht oder nur mit einem dünnen, luftdurchlässigen Schleier ohne eine impermeable Schicht, ohne antiseptischen Schutz, wir arbeiten ohne Spray. Und doch ist unsere heutige Wundbehandlung ein Aufbau auf dem Grund, den Lister gelegt hat; die Grundmauern und Eckpfeiler sind stehen geblieben.

So viele auch vor ihm ähnliche Gedanken aussprachen und ähnliche Mittel verwendeten, keiner ist durchgedrungen und hat sein System zur Anerkennung gebracht. Deswegen beginnt mit Lister eine neue Zeitrechnung für die Chirurgie.

Aber auch der größte Reformator ist ein Kind seiner Zeit und steht auf den Schultern seiner Vorgänger; so hat auch Lister von anderen gelernt; er selbst nennt immer mit der dankbarsten Verehrung Pasteur. Wir dürfen aber bei der gedrängtesten Besprechung eines Mannes nicht vergessen, dem die Nachwelt alles schuldet, was ihm die Mitwelt nicht gegeben hat, Philipp Ignaz Semmelweis. Er war schon zwanzig Jahre vor Lister zielbewußt auf der rechten Bahn, aber es war ihm nicht vergönnt, durchzudringen; er war ein richtiger Märtyrer seiner Mission.

Geboren am 1. Juli 1818 in Budapest, erwarb er 1844 die Approbation als Arzt in Wien. Im Februar 1846 wurde er Assistent an der geburtshilflichen Klinik in Wien.

Als er seinen Dienst antrat auf der Abteilung, die zum Unterricht der Medizinstudierenden bestimmt war, wütete dort das Kindbettfieber in unerhörtem Maße. Es gab Monate, in denen die Sterblichkeit bis zu 31 Prozent anstieg, so daß also jede dritte Mutter die Geburt eines Kindes mit dem Leben bezahlen mußte. Und diesem Jammer gegenüber gab es keine Hilfe und keine Aussicht auf Besserung. Man tröstete sich, daß diese furchtbaren Verheerungen durch epidemische Einflüsse verursacht wären, also durch Naturkräfte, gegen die menschliches Dichten und Trachten sich vergeblich auflehnten. Semmelweis litt unter der Not, die er täglich mit ansehen mußte, bis zur Selbstaufreibung. Was ihn am meisten quälte, war die Tatsache, daß auf der zweiten geburtshilflichen Abteilung, an der nur Hebammen ausgebildet wurden, die Sterblichkeit viel geringer war. Semmelweis sagte sich, daß dies nicht durch epidemische Einflüsse erklärt werden könnte, denn die zweite Klinik war in nächster Nachbarschaft der ersten, es müßte also eine besondere Eigentümlichkeit in dem Betrieb der ersten Klinik sein. So viel er aber auch darüber nachsann, er konnte keine klare Antwort auf die lauten und anklagenden Fragen finden. Im März 1847 starb dann der ihm befreundete Professor der gerichtlichen Medizin Kolletschka in ziemlich jäher Weise, nachdem er bei einer Sektion durch einen seiner Schüler in den Finger gestochen worden war. Semmelweis wohnte der Sektion seines Lehrers bei. Er sah bei dieser Sektion dieselben Befunde in den inneren Organen, wie er sie so oft bei den Sektionen von den an Kindbettfieber Gestorbenen unter inneren Qualen beobachtet hatte. Aber noch keinem Chirurgen und keinem Geburtshelfer, auch nicht den pathologischen Anatomen hatte sich diese Gleichheit der Befunde in so drastischer Weise aufgedrängt, wie es Semmelweis bei der Sektion seines Freundes und Lehrers erging. Er faßte den Gedanken, der ihm durch den Kopf fuhr, selbst als „eine Offenbarung" auf. Er sah nicht nur die Gleichheit des anatomischen Befundes; ihm, der sich schon lange sein Gehirn mit dem Suchen nach einer Ursache für diese Erkrankungen zermartert hatte, drängte sich zwingend die Frage auf, ob nicht bei seinen Wöchnerinnen auch eine ähnliche Schädlichkeit vorliegen könnte, wie sie bei Kolletschka durch die Verletzung mit einem bei einer Sektion verwendeten Messer gegeben war. Hier war es das Leichengift, das dem Messer anhaftete und in das Blut eingeimpft wurde; sollte vielleicht das Kindbettfieber durch Leichengift bedingt sein, das mit den Händen bei der Untersuchung in die durch die Geburt verletzten Gewebe eingebracht wurde? Dies würde auch den Unterschied zwischen den beiden Kliniken erklären. Die Hebammenschülerinnen beschäftigten sich gar nicht mit Leichenteilen, sie waren also ungefährlich, während bei den Studierenden und Ärzten gerade damals die Studien an Leichen besonders intensiv betrieben wurden und daher Leichengifte mit den Händen übertragen werden konnten.

Einen Beweis für die Richtigkeit seiner Auffassung erbrachte Semmelweis dadurch, daß es ihm gelang, durch gründliche Waschung der Hände und Desinfektion mit Chlorwasser die Sterblichkeit der Gebärenden innerhalb eines Jahres von 12,2 Prozent auf 1,2 Prozent zu vermindern.

Für Semmelweis war nach diesen Erfahrungen die Frage entschieden, daß die Erkrankungen nach einer Entbindung auf einer

Digitized by Google

von außen zugeführten Schädlichkeit beruhen, die hauptsächlich von Leichenteilen und ihren Giften herrühre; später erkannte er, daß nicht nur Leichenteile, sondern alle Arten von zersetzten, fauligen Stoffen und unreine Hände überhaupt eine Schädigung und Gefährdung der Wöchnerinnen bewirken können.

Diese Tatsache, die später zu allgemeiner Anerkennung gelangte, hätte auch zu einer erfolgreichen Umgestaltung der Wundbehandlung im Allgemeinen führen können, wenn seine Zeitgenossen fähig gewesen wären, Semmelweis zu verstehen, wenn sie bereit gewesen wären, seinem Beispiele zu folgen. Mit fanatischem Eifer trat er in Wort und Schrift für seine Lehre ein. Vom Jahre 1847 bis zum Jahre 1863 nahm er einen aufreibenden Kampf auf; er quälte sich bis zur Selbstaufreibung, ihn jammerten die Mütter, die trotz seiner Entdeckung in anderen Gebäranstalten nach wie vor hingeopfert wurden; er belehrte, er bat, er flehte, er mahnte. Als er kein Gehör finden konnte, ließ er auch scharfe Worte vernehmen:

„Das Morden muß aufhören, und damit das Morden aufhört, werde ich Wache halten. Für mich gibt es kein anderes Mittel, dem Morden Einhalt zu tun, als die schonungslose Entlarvung meiner Gegner, und niemand, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird mich tadeln, daß ich dieses Mittel ergreife."

An Scanzoni schrieb er in einem offenen Briefe: „Sollten Sie, Herr Hofrat, ohne meine Lehre widerlegt zu haben, fortfahren, Ihre Schüler in der Lehre vom epidemischen Kindbettfieber zu erziehen, so erkläre ich Sie vor Gott und der Welt für einen Mörder, und die Geschichte des Kindbettfiebers würde gegen Sie nicht ungerecht sein, wenn selbe Sie als medizinischen Nero verewigen würde." Das klingt anders als das größte Staunen, das Lister forderte.

Aber alles Ringen war vergebens; die fortgesetzte Aufregung rieb ihn auf. Der sechszehnjährige Kampf hatte seinen Körper und seinen Geist erschöpft. Er mußte in eine Irrenanstalt verbracht werden, aber schon nach 14 Tagen starb er an den Folgen einer Verletzung, die er sich bereits vorher zugezogen hatte, und an derselben Krankheit, deren Bekämpfung sein ganzes Leben gewidmet war. Erst am Ende des vorigen Jahrhunderts hat man seine Verdienste wieder der Vergessenheit entrissen und ihm im Jahre 1906 ein Denkmal gesetzt.

„So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!" —

Sowohl die Erfindung Listers, wie die seines Vorläufers Semmelweis war nicht das Ergebnis praktischer Versuche, sondern eine freie Tat des forschenden, auf wissenschaftlichen Grundlagen und Überlegungen aufbauenden menschlichen Geistes. Als Lister seine Wundbehandlung einführte, da war die Annahme, daß es sich bei den Wundkrankheiten um eine Infektion durch lebende, aus der Luft hereinfallende Keime handelte, noch eine Hypothese, d. h. eine Ergänzung der durch Erfahrung gewonnenen Tatsachen durch logische Wege des Urteilens und Schließens unter Mitwirkung der Phantasie.

Die Hypothesen sind der Kitt, durch den wir die Mosaiksteine der einzelnen Tatsachen zu einem zusammenhängenden Naturbilde vereinigen. Je weniger Hypothesen in dem wissenschaftlichen Gebäude vorhanden sind, um so sicherer ist der Bau. Es ist aber unerläßlich, daß man sich in der Wissenschaft klar darüber ist, welche Elemente unserer Naturbilder sichergestellt und welche noch Erzeugnisse unserer Phantasie sind.

Auch Lister handelte beim Beginn seiner Versuche noch unter dem Einfluß einer durch den Verstand erzeugten Hypothese. Er hat noch mit ganz unbekannten Feinden gekämpft, die er in enormer Zahl ringsum in der Luft an allen Ecken und Enden vorhanden glaubte; — „Feinde ringsum", also Kampf gegen diese in der Luft vorhandenen Feinde bis zur Vernichtung.

Die Bestätigung seiner Hypothese konnte erst eine spätere Zeit bringen: Es blieb Robert Koch und seinen genialen Methoden der Züchtung von Reinkulturen der Bakterien vorbehalten, uns diese Feinde kennen zu lehren. Durch ihre Verwertung wurden in rascher Aufeinanderfolge unsere Kenntnisse über die Ursache der Infektionskrankheiten auch an den Wunden ungemein erweitert. Erst jetzt erfuhren wir, daß die Mehrzahl der in der Luft enthaltenen zahllosen Keime harmlose Schmarotzer sind, die nur vom toten Material sich ernähren und vermehren können. Jetzt lernten wir aber auch unsere eigentlichen Feinde kennen, die Koch als „pathogene" Mikroorganismen bezeichnete, welche, dem lebenden Körper einverleibt, imstande sind, spezifische Krankheiten hervorzurufen. Jetzt erst konnten wir die Probe auf die Richtigkeit der Listerschen Theorien im Experiment machen. Nicht mehr gegen die Feinde ringsum, die bösen Geister in der Luft, sondern gegen die Familien bestimmter Lebewesen, die mit besonderen Eigenschaften ausgestattet waren und diese Eigenschaften von Generation zu Generation weiter vererbten. Man kann sich keinen Begriff davon machen, welch eine Summe von Einzelarbeit auf diesem Gebiete geleistet werden mußte; und noch heute sind wir mitten in der Arbeit, noch heute steht bei vielen der am häufigsten vorkommenden Krankheiten — ich erinnere nur an die Masern, an den Scharlach, an die Pocken — die wahre Erkenntnis des Wesens der Dinge aus.

Aber wir haben doch sehr viel sichere Erkenntnis gewonnen und die Mosaiksteine gegenüber dem Kitt wesentlich vermehrt. Namentlich auf dem Gebiete der uns hier am meisten interessierenden Wundkrankheiten

Digitized by Google

sind unsere sicheren Kenntnisse geprüft durch Beobachtung am lebenden und toten menschlichen Körper, und gesichert durch Experimente am Tierkörper. Was hier noch fehlt, kann die Richtigkeit der Lehre, daß die Wundkrankheiten fast ausnahmslos von außen kommen, nicht mehr umstoßen. Diese Arbeit hat uns die Tatsache kennen gelehrt, daß die meisten Keime, die zu den Wunden gelangen, nicht aus der Luft stammen, sondern durch direkte Übertragung mit Händen und Instrumenten in die Wunden gelangen. Seitdem wir die einzelnen Keime scharf abgetrennter Familien züchten konnten, war es auch möglich, die Lebensbedingungen dieser einzelnen Arten zu erforschen und zu untersuchen, auf welche Weise sie sich verbreiten, wie sie gewöhnlich in den Körper gelangen und wie sie am wirksamsten bekämpft werden können. Auch auf diesem Gebiet der Bekämpfung der Bakterien haben die exakten Untersuchungen die theoretische Überlegung vielfach Lügen gestraft. Wir haben zu unserm Schmerz erfahren müssen, daß die antiseptischen Flüssigkeiten nicht so viel leisten, als wir nach den guten Erfolgen der Listerschen Wundbehandlung von ihnen erhofft hatten. Wir erfuhren namentlich, daß manche besonders schlimme Bakterien eine enorme Widerstandsfähigkeit gegen die antiseptischen Mittel haben. Zu der Karbolsäure waren längst noch andere Antiseptika hinzugekommen, von denen nur die Salizylsäure, die Borsäure und vor allem das am kräftigsten wirkende Sublimat genannt werden sollen, und noch heute bringt jedes Jahr neue derartige Mittel auf den „Markt". Wir lernten auch das von vornherein naheliegende Gesetz kennen, daß die Mittel, welche die Bakterien töten und das organische Leben zerstören, auch für die Wunden und für den ganzen Körper schädlich sind; ja es sind durch den Übereifer des Arbeitens mit diesen chemischen Mitteln auch Menschenleben durch Vergiftung vernichtet worden.

So kam es, daß von zwei Seiten gegen diese chemischen Desinfektionsmittel der Kampf begann: einmal hatten sie sich oft als unwirksam erwiesen, auf der andern Seite waren sie sogar noch gefährlich. Wir wären nun wieder in die alte trostlose Lage zurückverfallen, wenn nicht inzwischen andere, wirksamere und weniger gefährliche Methoden der Desinfektion und Sterilisation aufgekommen wären. Als man erkannt hatte, daß es mit antiseptischen Mitteln nicht möglich wäre, die in den Körper gelangten Keime nachträglich abzutöten, verlegte man immer mehr den Schwerpunkt in der Wundbehandlung darauf, alle Keime *außerhalb des Körpers* abzutöten, und es kam ein neues Ideal auf, das kurz zusammengefaßt darauf hinausging, *keimfrei* zu operieren und die Wunden keimfrei zur Heilung zu bringen. Die Erhitzung im strömenden Dampf oder im überspannten Dampf, das Kochen in salzhaltigen Flüssigkeiten, die trockene Hitze tötet die in Betracht kommenden Erreger der Wundkrankheiten mit aller Sicherheit und noch dazu bei recht kurzer Dauer der Einwirkung. Selbstverständlich mußten nun aber eine ganz enorme Strenge der Vorschriften und ein ganz enormes Maß von Reinlichkeit angewendet werden, wenn es nicht mehr möglich war, die Keime nachträglich abzutöten, sondern alles darauf ankam, selbst während der langen Dauer einer Operation die Einrichtungen so zu gestalten, daß die Wunde frei von Keimen bleiben sollte. Diese moderneren Bestrebungen, die wir ungefähr in die Zeit von 1890 bis 1900 verlegen dürfen, bezeichnet man als das Zeitalter der *Aseptik*. Nicht mehr das Ertöten der in die Wunde gelangten Feinde galt es nun, sondern das *Fernhalten aller Keime von den Wunden*.

Joseph Lister.
Photographie von Barraud, London.

Auf diese Bestrebungen der Verbesserung der Technik der Wundbehandlung hat nun der größte Chirurg der letzten Jahrzehnte, hat Professor *Ernst von Bergmann* in Verbindung mit seiner Klinik einen maßgebenden Einfluß ausgeübt. Bevor wir auf diesen eingehen, sollen einige Daten aus Bergmanns Lebensgeschichte angeführt sein. Wir dürfen dabei nur kurz verweilen, obwohl gerade bei dem Leben eines großen Mannes die Mitteilung kleiner Episoden oft besonders ansprechend und interessant ist. *Bergmann* ist geboren am 16. Dezember 1836 und stammt

aus einer livländischen Pastorenfamilie, die in Rujen schon seit 200 Jahren das protestantische Pfarramt verwaltet hatte. Eigentlich hatte auch er die Absicht, sich der Theologie zu widmen und war nur aus dem Grunde davon abgegangen, weil durch einen Ukas des Kaisers Nikolaus bestimmt worden war, daß nur eine begrenzte Anzahl von Studierenden für die einzelnen Beamtenfächer zugelassen würde. Da alle übrigen Fächer besetzt waren, konnte er nur Mediziner werden, deren Zahl unbegrenzt war, und er hat es niemals bereut. Er studierte in Dorpat 1854 bis 1860, trat dann als Assistent bei Adelmann ein, dessen Tochter er später heimführte, habilitierte sich in Dorpat 1864 als Privatdozent mit der Schrift über Fettembolie. Nach einer Studienreise nach Berlin und Wien ging er 1866 mit dem konsultierenden Generalarzt Prof. Dr. Wagner als Assistent auf den Kriegsschauplatz in Böhmen und nach dem Friedensschluß nach Dorpat zurück; 1870 übernahm er erst unter Volkmanns, dann unter Billroths Leitung das Reservelazarett Seilebohn in Mannheim, fuhr später mit dem badischen Sanitätszug nach Belfort und in die Lazarette vor dem belagerten Paris, bis die Friedrichsbaracken in Karlsruhe fertiggestellt waren, deren Leitung ihm anvertraut wurde. Am 1. April 1871 kehrte er als ordentlicher Professor der Chirurgie nach Dorpat an Adelmanns Stelle zurück, nachdem er einen Ruf nach Freiburg i. Br. abgelehnt und ein solcher nach Königsberg sich zerschlagen hatte. 1877 und 1878 begleitete er als konsultierender Chirurg die russische Donau-Armee beim Übergang über die Donau, in die Schlachten von Plewna, Felisch und Duback. Nach dem Fall Plewnas kaum nach Dorpat zurückgekehrt, traf ihn ein Ruf nach Würzburg als Nachfolger Linharts. Zu gleicher Zeit konnte er einen solchen nach Kiew und Petersburg ablehnen. Darauf wurde er 1882 als Nachfolger B. von Langenbecks nach Berlin berufen, wo er bis zu seinem Tode wirkte, reich an Erfolgen und Ehrungen, als Generalarzt mit dem Range eines Generalleutnants, wirklicher Geheimrat und Exzellenz, die Brust geschmückt mit Orden und Ehrenzeichen, mit Sternen und Großkreuzen, mit breiten Bändern, aber auch verehrt von hoch und niedrig, als ein ganzer Mann in allen Zweigen seines Berufes. Von seinen wissenschaftlichen Leistungen werden wir die auf die Wundbehandlung sich beziehenden noch besonders hervorheben. Bergmann hat sich aber auf allen Gebieten der Chirurgie betätigt: nicht nur in praktischer Hinsicht als hervorragender Diagnostiker und glänzender Operateur, als gebietender Beherrscher aller technischen Schwierigkeiten, sondern auch in der kritischen Durcharbeitung und Umgestaltung wissenschaftlicher Lehren. Es war ja ein besonderes Glück für ihn, daß er in der größten Zeit, die die Chirurgie erlebt hat, noch jung an Jahren in die Entwicklung mit voller Kraft eingreifen konnte. Arbeitslust und Arbeitskraft waren bei ihm in schönster Harmonie gepaart. Er ist nie in mühseliger, dürftiger Nachlese hinter dem Erntewagen dreingegangen, sondern hat frisch und fröhlich volle Garben auf jungem Ackerfelde eingeheimst.

Ein hervorstechender Zug unter seinen Eigenschaften war die weise Beschränkung auf das Erreichbare, das Fernhalten und Zurückweisen phantastischer, ins Blaue strebender Hoffnungen und Entwürfe. Die zielbewußte weise Beschränkung auf das Erreichbare gab ihm die imponierende Sicherheit bei seinem Auftreten, die fast etwas Unwiderstehliches in sich schloß. Er stand auf hoher Warte als ein geborener Führer, dem alle sich beugten, eine hochragende Persönlichkeit. Solche Größe ist nicht erzeugt aus einer noch so vollkommenen Beherrschung eines Spezialgebietes, dazu gehört ein ganzer Mann, der nicht nur den Kopf auf der rechten Stelle hat, dazu gehören auch seltene Eigenschaften des Herzens. Er besaß eine besondere Wärme der Empfindung und eine offen zutage tretende Herzensgüte. Sein Herz schlug besonders warm für die leidenden Mitmenschen, und diese Triebfeder hat das Größte in allen seinen Taten angeregt. Man fühlte, daß es ihm nicht nur Pflicht war, sondern Herzensbedürfnis, Leid, Not und Elend zu bekämpfen. Wie leuchtete dann das Feuer der Begeisterung aus seinen scharfblickenden, hellblauen Adleraugen; wie glühend warm entströmten seinem Munde in hinreißender, zündender Beredsamkeit die Worte. Er wußte in allen Lagen ein Wort vom Herzen zum Herzen zu sprechen. Er verfügte über alle Register. Seine Worte waren oft mit launigen Bemerkungen und einem gern in Selbstironie sich ergehenden Humor gewürzt. Er besaß einen Schatz von allzeit bereiten Dichterworten im Kopfe und im Herzen, und zwar nicht nur solche, die sozusagen in aller Munde sind, sondern auch ferner liegende und nur wenigen bekannte. Sein Wort konnte aber auch stahlhart klingen, und er hat viele Gegner mit wuchtigen Streichen zu Boden gestreckt. Seine Ausführungen waren immer sachlich, wahrhaftig, anregend und großzügig. Es war ihm gegeben, mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zu zwingen. Er war auch ein Lebenskünstler, der nach den ernsten Pflichten des Berufs aus innerstem Herzen fröhlich sein konnte und von allen Bäumen die Früchte brach. Er hat nach Goethes Wort das höchste Glück der Erdenkinder erreicht, die volle Entfaltung einer reich angelegten und ausgestatteten Persönlichkeit. Und er ist auch aus dieser Welt gegangen wie ein Held, dankbar rühmend, wie reich sein Leben gesegnet war.

Es ist unmöglich, aufzuzählen, in wie vielen Richtungen dieser große Mann segensreich und befruchtend gewirkt hat. Für seine Klinik wußte er alles zu erreichen, was nach seiner Auffassung für den ärztlichen und

wissenschaftlichen Betrieb notwendig war. Er wußte die Mittel aus dem Boden zu stampfen, und wenn sie nicht vorhanden waren, hat er unbekümmert für diese Zwecke Schulden gemacht, die ihm immer wieder bezahlt wurden. Für die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie war er das anerkannte Haupt. Nur seiner Energie und seinem zielbewußten, vor keinem Hindernis zurückschreckenden Schaffen ist es gelungen, im Langenbeckhaus ein herrliches Heim zu errichten. Er hat eine Zentrale für die ärztliche Fortbildung geschaffen und durch Zusammenbringen reichlicher Mittel in dem Kaiserin Friedrich-Haus eine Stätte für wissenschaftliche Weiterbildung der Ärzte mit ausgezeichneten Sammlungen und vortrefflichen Einrichtungen ausgestaltet. Er hat auch immer an der ethischen Hebung des Ärztestandes gearbeitet. Für ihn bestand das Heil der Ärzte nicht in schützenden Gesetzen und Verordnungen, sondern in achtunggebietenden Leistungen. Unsere wissenschaftliche Methode ist der feste Punkt, der unangefochten dasteht in dem Wechsel der Meinungen. Hervorragendes Leisten und hervorragendes Können heben den Arzt empor und sorgen am besten dafür, daß dem ärztlichen Stand Achtung und Einfluß erwächst. In dieser Auffassung war er auch immer bereit, für die ärztlichen Standesinteressen einzutreten. Niedrige Denkungsweise und banausisches Gebaren aber hat er stets bekämpft. Eine seiner letzten Leistungen auf praktischem Gebiete war die Einigung sämtlicher Berliner Rettungsgesellschaften zu einer geschlossenen Vereinigung, die er in vorbildlicher Weise ausgestaltet hat.

Bergmann war auch ein hervorragender Schriftsteller. Man kann seine Werke zu denen der medizinischen Klassiker rechnen. Immer ist darin ein großer Zug. Seine Ausführungen sind weitblickend, ordnen immer das Detail den Hauptpunkten unter. Die Sprache ist immer geistvoll und anziehend, oft von poetischem Schwung. In seiner schriftstellerischen Tätigkeit hat er besonders das Gebiet der Schädelverletzungen und der Hirnkrankheiten großartig ausgestaltet und auf eine sichere Basis gebracht.

Etwas näher eingehen wollen wir hier jedoch nur auf die Leistungen, die sich auf die Fragen der Wundbehandlung und der Wundkrankheiten beziehen. Die erste Zeit seiner Tätigkeit fällt in die traurige Episode, in der die Wundkrankheiten verheerend wie mörderische Seuchen unausrottbar und täglich die schmerzlichsten Opfer forderten, bis zur Vernichtung jeder operativen und chirurgischen Tätigkeit in den Krankensälen. Die kleinsten Verletzungen führten zum Tode, keine Amputation eines größeren Gliedes glückte. Alles seufzte nach Erlösung. Nur Jüngken, der damalige Chirurg an der Berliner Charité, den man schon im Alter von 40 Jahren den „Alten" nannte, tröstete sich, daß es doch kein Wunder wäre, wenn das „lymphatisch venöse und skrofulöse Geschlecht den atmosphärisch-tellurischen Einflüssen bei Verwundungen und Operationen erläge".

Für solche Auffassungen war der tatkräftige, vor allem nach Wahrheit ringende junge Bergmann nicht zu haben. Er beschäftigte sich aufs intensivste mit der Aufgabe, das Wesen der Wundinfektion zu ergründen, und zwar zunächst nach der chemischen Richtung. Seine Arbeiten über das septische Wundfieber und das putride Gift sind auch heute noch wertvoll, wenn sie auch die gestellte Aufgabe nicht lösen konnten. Nach Ablauf des deutsch-französischen Krieges wandte er sich mit allem Ernst den Versuchen mit der neuen Listerschen Wundbehandlung zu und wurde bald ein begeisterter Apostel dieser segensreichsten aller Entdeckungen. Das Geheimnis aller Erfolge blieb aber die ins kleinste gehende Befolgung aller Vorschriften, die Lister gegeben hatte, und es kam bald eine Zeit, in der eine richtige Pedanterie nicht nur sich einbürgerte, sondern geradezu zur Pflicht gemacht wurde. Nur in der strengsten lückenlosen Erfüllung aller, auch der scheinbar nebensächlichsten Vorschriften Listers glaubte man das Heil der Wunden finden zu können. War der geringste Verstoß gegen diese heiligen Vorschriften passiert, so konnte man nicht mehr auf einen vollen Erfolg rechnen und mußte sich in seinem Gewissen noch dazu schwer belastet fühlen. Man war geradezu überrascht, wenn trotz eines Verstoßes gegen die unfehlbaren Regeln einmal ein glatter Heilungsverlauf zustande kam. Diese Gebundenheit war nicht nach Bergmanns Sinn. Als er im Jahre 1877 zur Mitarbeit auf den Schlachtfeldern im russisch-türkischen Krieg berufen wurde, verfuhr er zunächst peinlich nach den Listerschen Vorschriften, soweit es die Verhältnisse des Krieges zuließen; als er aber damit nicht die gewünschten Erfolge hatte, warf er entschlossen den Schematismus dieser Vorschriften über den Haufen und suchte sich selbst eine andere Art des Vorgehens. In seiner Antrittsrede bei Übernahme der chirurgischen Klinik in Würzburg gibt er über diese seine Bestrebungen Rechenschaft. Ein paar Worte aus dieser Antrittsrede sind so bezeichnend, daß ich nicht unterlassen kann, sie im Wortlaut anzuführen: „Die gewöhnliche Technik eines ausübenden Künstlers hält sich an die überkommene Regel und kennt nur ein Verdienst: das strenge Befolgen derselben. Anders die chirurgische Kunst. Dem Chirurgen ist die Regel, nach welcher er handelt, das Vergängliche und Wechselnde, das Bleibende aber sind ihm die Forderungen seiner Wissenschaft. Im Suchen nach Ursache und Zusammenhang derjenigen Erscheinungen, welche den Inhalt des chirurgischen Forschungsgebietes darstellen, finden wir die Regeln und die Prinzipien unserer Handlung. Da aber unser Forschen nicht still steht, sondern mit den gesamten biologischen Wissenschaften rastlos

weiterschreitet, verrichten wir an unsern Vorschriften des Chronos Werk: wir selbst vernichten vielleicht schon heute das, dem wir erst gestern das Leben schenkten. Wir stehen inmitten einer Strömung, die von der Technik des Listerschen Verbandes das Heil unserer Operierten und Verwundeten erwartet. So sicher sind wir geworden, so fest bauen und rechnen wir auf die Leistungen unserer Kunst, daß wir nicht anstehen, die Verantwortung für das Mißglücken und Fehlschlagen uns selbst zuzuschreiben und aufzubürden. Die Wundkrankheiten, welche den Chirurgen früherer Tage unverschuldet und unvermutet um den Erfolg seiner besten Operationen brachten, sind heute nicht Plagen und Geißeln der Chirurgie, sondern Todsünden des behandelnden Chirurgen. Aber trotz aller glänzenden Erfolge ist Listers Verbandsmethode doch nichts anderes als eine technische Vorschrift, welche wie jede derselben ein vergängliches und wandelbares Mittel zur Lösung der Aufgabe ist, welche die wissenschaftliche Chirurgie sich gestellt hat. Mit jeder neuen Erkenntnis ergeben sich auch die Grenzen für das Fortbestehen oder Verlassen alter Vorschriften. Immer wieder kommen neue Forderungen und Probleme zu neuer Arbeit, zu stetem Weiterfragen und Forschen."

Als Ernst von Bergmann einsah, daß er bei den Schußverletzungen mit der Befolgung der Regeln des Listerschen Verbandes keine befriedigenden Erfolge hatte, hatte er den Mut, auf die von Lister geforderte Erweiterung, Drainierung und Desinfektion der Schußwunden zu verzichten. Er begnügte sich, die Wunden möglichst bald mit einem Verband zu bedecken und mit einem Gipsverband ruhig zu stellen. Mit unglaublicher Mühe hat er nach der Schlacht von Gorni-Dubnik in der Nähe von Plewna am 12. Oktober 1877 15 Schußverletzungen des Kniegelenks gesammelt und in vier vollen Tagen und Nächten nach seinem Lazarett in der Stadt Sistow transportiert. Von diesen 15 Schußverletzungen des Kniegelenks sind 14 mit dem Leben davongekommen, darunter acht ohne jede Eiterung, während sonst nur ein kleiner Bruchteil solcher Verletzten Leben und Glied retten konnte. Das war ein unerhörter Erfolg, der Bergmanns Namen in der Kriegs-Chirurgie mit einem Schlag zu dem allerberühmtesten machte.

Diesem Grundsatz getreu, das Überlieferte nur soweit beizubehalten, als es sich mit den täglich neuen Erfahrungen deckte, hat er rastlos an der Verbesserung und Vereinfachung der Wundbehandlungsmethoden weitergearbeitet und die großzügige systematische Ausbildung der sogenannten Asepsis ist nach einigen Vorläufern (besonders Neuber) in zielbewußter Weise an seiner Klinik unter Mitwirkung seiner Assistenten Schimmelbusch und Schlange ausgearbeitet worden und hat als Vorbild für die ganze Welt gedient.

Wir wollen nun in der Besprechung der geschichtlichen Entwicklung dieser Fragen innehalten und die Frage beantworten: „Wo stehen wir heute?" Da kann man ohne Ruhmredigkeit sagen, daß die Antisepsis und die Asepsis unsere chirurgischen Eingriffe auf eine stolze Höhe der Entwicklung gebracht haben. Bei den Operationen, deren Zeitpunkt und deren Vorbereitung ganz in unsere Hand gegeben ist, sind wir mit der Einschränkung, die allem menschlichen Tun anhaftet, imstande, von Unglücksfällen abgesehen, für den ungestörten Heilungsverlauf einer von uns selbst angelegten Wunde zu garantieren. Dies setzt allerdings eine volle Beherrschung nicht nur des eigenen Könnens, sondern auch eine unbedingte Verläßlichkeit des ganzen mit der Wundbehandlung in Berührung kommenden Personals voraus; und eine solche Schulung ist nicht anders möglich, als durch die vollkommene geistige Durchdringung und Beherrschung aller einschlägigen Fragen. Aber auch heute noch sterben Patienten nach Verletzungen, auch heute haben wir noch die Wundkrankheiten, wenn auch in verschwindend seltener Anzahl zu bekämpfen und können auch bei kleinen Verletzungen nicht immer das Leben der Patienten erhalten. Das Wesentlichste in unserer heutigen Tätigkeit ist eine peinliche Sauberkeit. Alles, was dem kochenden Wasser oder dem strömenden Dampf ausgesetzt werden kann, wird absolut keimfrei gemacht, aber es bleiben doch noch einige Lücken. Die Hand des Operateurs und die Haut der Operationsgegend des Patienten sind für die Behandlung mit den physikalischen Methoden nicht geeignet. Nach allen Bemühungen hingebendster Art mußten wir erst im Verlauf des letzten Jahrzehnts zu der niederdrückenden Erkenntnis gelangen, daß wir nicht imstande sind, weder unsere Hand, noch das Operationsfeld für längere Zeit keimfrei zu machen. Durch zahllose Experimente und Untersuchungen ist es festgestellt, daß in der größten Anzahl der Wunden nach einer längeren Operation lebensfähige Bakterien vorhanden sind. Wäre die Bedingung für die Wundheilung völlige Keimfreiheit, so wäre es um unser Können schlecht bestellt. Aber nicht alle Bakterien, die in eine Wunde gelangen, sind geeignet, den Heilungsverlauf zu stören. Die allergrößte Anzahl der gewöhnlich in der Haut gefundenen Bakterien ist unschädlich. Auch hat der menschliche Körper mit seinen lebenden Zellen die Fähigkeit, selbst mit gefährlichen Keimen in geringer Menge fertig zu werden. Im Blut des gesunden Menschen sind Stoffe enthalten, welche die Fähigkeit haben, lebende Keime abzutöten und aufzulösen, so daß schon vor 20 Jahren ein Forscher den Satz aufstellen konnte: „Auf der bakterienvernichtenden Kraft des Blutes beruht der Bestand der Welt." (Traube.) Wenn fast alle Wunden lebende Bakterien enthalten, so wäre der Körper verloren, könnte er nicht über die Keime obsiegen. Auch die

Entzündung, die im Anschluß an das Eindringen von Bakterien entsteht, ist eine Tätigkeit des Körpers, durch die er sich der eindringenden Feinde erwehrt.

Die Schutzkräfte sind in solchen Teilen am reichlichsten vorhanden, die eine besonders gute Ernährung durch Blutgefäße haben. Deswegen heilen Wunden im Gesicht und am Kopf in der Regel so gut, selbst wenn sie nicht tadellos behandelt worden sind. Aber die Leistungsfähigkeit dieser Schutzkräfte ist begrenzt. Sie lassen sofort im Stich, wenn wir ihnen zuviel zumuten. Wenn besonders schlimme Keime in eine Wunde gelangen, dann ist der Kampf auf dem ersten Schlachtfelde nicht selten verloren; die Wunde kommt zur Eiterung, die massenhaft vermehrten Bakterien dringen ins Blut und überschwemmen den Körper. Aber selbst dann noch kann der Körper siegreich werden, indem er alle Hilfskräfte heranzieht. Nun tritt eine rege Tätigkeit aller blutbildenden Organe ein, und manchmal übersteht der Körper, wenn auch erst nach schwerer Krankheit, selbst die Infektion mit gefährlichen Krankheitserregern. Die Behandlung mit antiseptischen Mitteln, also z. B. mit Karbolsäure und Sublimat, kann in denjenigen Fällen, in denen gefährliche Feinde bereits in den Körper selbst vorgedrungen sind, meist nichts mehr nützen. Wir wären also dann wieder ebenso verlassen, wie in der traurigen vor-antiseptischen Zeit.

Ernst von Bergmann.
Nach einer Photographie des Atelier Viktoria (Paul Gericke) in Berlin W.

Aber wir haben im Laufe der Zeiten doch mancherlei gelernt, wie wir den Körper im Kampf gegen diese Feinde unterstützen können. Zunächst dadurch, daß wir die Körperkräfte im allgemeinen, soweit wir es vermögen, steigern, besonders durch Anregung der Herztätigkeit, möglichst ausreichende Ernährung u. dergl. Anderseits bemühen wir uns, die Produktion der natürlichen Schutz- und Kampfmittel zu steigern. Schon lange Zeit ist die Tatsache bekannt, daß das siegreiche Überstehen von Infektionskrankheiten den Körper für längere Zeit gegen eine Infektion der gleichen Art schützt. Wir sind zu der Überzeugung gekommen, daß dieser Zustand des Geschütztseins, den wir als „Immunität" bezeichnen, auf der Ansammlung von spezifischen Schutzkörpern beruht. Durch Experimente an Tieren haben wir die Möglichkeit kennen gelernt, solche Stoffe einem immunisierten Körper zu entziehen und einem andern Organismus einzuverleiben, so daß die Produkte eines fremden Körpers einem erkrankten nutzbar gemacht werden können. Wir haben bisher zweierlei solcher Schutzstoffe kennen gelernt. Die einen sind rein chemischer Natur und wenden sich nur gegen die von den Bakterien erzeugten Gifte. Das Diphtheriegift (D. toxin) kann durch das Diphtheriegegengift (D. antitoxin) unschädlich gemacht werden. Wir kennen aber auch Kräfte, die imstande sind, die Entwicklung von Bakterien zu hemmen. Verleibt man jene einem Tier ein, z. B. bei Milzbrand, Typhus, Cholera, so können die diese Krankheiten erzeugenden Bakterien sich nicht im Körper entwickeln. Aber ihre Leistungsfähigkeit entfaltet sich fast nur bei Anwendung vor einer derartigen Infektion oder wenigstens unmittelbar nach erfolgter Infektion; auf der Höhe der Erkrankung helfen sie meist nur wenig, weil sie gegen die Giftwirkung der bereits im Körper vorhandenen Bakterien ganz unwirksam sind.

Es wäre ja das wünschenswerteste, wenn wir für jede Infektionskrankheit die beiden Schutzgifte zur Verfügung hätten, solche, welche die Bakterien abtöten, und solche, welche die Gifte beseitigen. Aber die Erfüllung dieses frommen Wunsches ist uns bis heute noch versagt geblieben.

Schon mehrfach hat man versucht, den Körper vor einer Operation gegen die Gefahren einer solchen vorzubereiten, indem man ihm Schutzstoffe einverleibt, oder indem man die Tätigkeit der Blutneubildung möglichst anregt.

Die fortgesetzte Bemühung um die Aufklärung der Schädlichkeiten, die den Wunden und dem Körper drohen, haben unser Verständnis für den ganzen Vorgang der

Infektion und der Bekämpfung derselben ungeheuer gesteigert. Je mehr wir das feinste Geschehen in diesen Dingen erkennen, um so mehr besteht auch die Aussicht, durch Zusammenfassen aller der Hilfskräfte außerhalb des Körpers und in seinem Innern auch in schweren Gefahren noch zum Siege zu gelangen.

Solange wir aber noch zugeben müssen, daß wir schlimmen Infektionen mit unseren Mitteln nicht Halt gebieten können, muß unsere Hauptaufgabe darin bestehen, alle Wunden vor der Berührung mit gefährlichen Bakterien ängstlich zu bewahren, und das kann bei größter Sorgfalt und Sachkenntnis auch in einer weitgehenden Weise geschehen. Der Arzt selbst hat die Pflicht sich vor der Beschmutzung mit gefährlichem Material ängstlich zu bewahren und nicht eher eine Wunde zu berühren, als bis er wieder „rein" geworden.

Die Bekämpfung einer eingetretenen Infektion würde für eine kurze Besprechung allzu große Schwierigkeiten bieten. Das Angeführte mag genügen, um einen Einblick in den heutigen Stand dieser für jeden Menschen wichtigen Frage zu geben, um zu zeigen, daß es noch genug Arbeit gibt.

Als in dem Jahrzehnt von 1875 bis 1885 die Wundkrankheiten, die früher in den Krankenhäusern gewütet hatten, immer seltener wurden, da kam wohl die Hoffnung auf, daß es nur eine Frage der Zeit sei, bis wir alle diese Dinge vollständig überwunden hätten. Man konnte sich schon in eine selige Zeit hineinträumen, wo die Beschäftigung mit den Wunden nur Erfolge und kein Herzeleid mehr mit sich brächte.

Aber es war auch hier dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Das Maß der Verantwortung, das dem Leiter einer großen chirurgischen Abteilung erwächst, ist ja durch die persönliche Haftung für alles Mißgeschick unendlich viel größer geworden, aber der Erfolg ist doch in der überwiegend großen Anzahl gesichert. Wenn wir denken, wie bedrückend für uns in der heutigen Zeit oft die Sorge wegen einer Infektion noch ist, dann können wir uns einen Begriff von den Seelenkämpfen machen, die ein gewissenhafter Arzt in früherer Zeit durchzukämpfen hatte.

Freuen wir uns dieses Fortschrittes, aber werden wir nicht müde, bis zu der Kunst, die Wundinfektion zu verhüten, die noch viel größere hinzukommt, eine ausgebrochene Infektion aufzuhalten und zu heilen. Wir haben keinen Grund, dieses hohe Ziel für unerreichbar zu halten.

Rosenballade.

Von Albert Geiger.

Die Rose schlief die ganze Nacht.
Und als vom Traume sie erwacht,
Da ging's um ihren Kelch herum:
Summ summ brumm brumm,
Ein dicker goldner Käfer
Als liebesücht'ger Schäfer.

Doch oben in der blauen Luft
Die Flügel voller Sommerduft
Umkreiste lieblich werbend sie
Mit sphärenzarter Melodie
Ein Falter, schielend lose
Nach ihrem weichen Schoße.

Die Rose blüht in Sinnen still:
Wem ihren Kelch sie geben will.
Der Falter singt so leis und hold.
Der Käfer brummt und glänzt von Gold.
Und keinen will sie kränken.
Wem wird sie sich wohl schenken?

Da trippelt's durch das Gartenland.
Ein Mägdlein hebt die weiße Hand.
Darinnen blitzt ein Messerlein:
Du schönste Rose, Du bist mein!
Und in des Mägdleins engem Zimmer
Verhaucht sie balde Duft und Schimmer.

Der Falter sieht's mit Schauern
Und flattert fort in Trauern.
Und wie er träumend sich geschwungen,
Fällt er zum Opfer einem Jungen.
Der wischt der Flügel Pracht ihm aus
Und trägt ihn halbzerdrückt nach Haus.

Der Käfer sitzt noch auf dem Blatt
Und frißt am jungen Grün sich satt.
Geht melancholisch brumm brumm brumm
Am leeren Rosenzweig herum
Und singt in Trauertönen:
Das ist das Los des Schönen!

Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse.

Carl Hauptmann, Einhart der Lächler. Zwei Bände (Berlin, Marquardt & Co.). — Georg Engel, Der Reiter auf dem Regenbogen (Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus). — Otto Julius Bierbaum, Prinz Kuckuck. Dritter Band (München 1908, Georg Müller). — Derselbe, Maultrommel und Flöte (Ebenda). — Karl Hans Strobl, Der Schiptapaß (Berlin 1908, F. Fontane & Co.). — Alexander L. Kielland, Gesammelte Werke. Sechs Bände (Leipzig 1905—1908, Georg Merseburger).

In grüner Wildnis, unter Wipfeln, die tief herniederschatteten und deren Blattwerk nur selten eine Vogelschwinge streifte, hab' ich diesmal meine Bücher gelesen. Wenn sich der Blick von den schwarzen Lettern hob, sah er in den Ausschnitt des Laubes hinein hoch und still das junge Schilf vom Ufer ragen, und es regte sich heimlich in stärkeren Wellen oder in den heftigen Bewegungen eines Fisches, der sich im Grunde verfangen hatte. Darüber hinaus aber gleißte, glänzte, schimmerte in Millionen aufzuckender Sonnenfünkchen die Fläche des Sees, und die Luft kochte leise, als spräche sie wirr mit sich selber, und aus den Wassern drang weither wohl einmal ein stärkerer Ruf aus herrlichem Lebensgefühl: da war einem der Knaben, die drüben schwammen, die Brust zu weit geworden, und er hatte aufjauchzen müssen, daß der Schrei klingend einen Augenblick über die Flut lief und ebenso jäh in ihr ertrank. Dann wieder nur jenes Brüten und Sirren und Schweigen und Glühen, in dem der Pan der Alten einem so lebendig wird wie niemals, in dem wohl auch zuzeiten der wunderlich beklemmende Naturschreck, eben der „panische" Schreck über uns kommt, daß man sich plötzlich heimlich umsieht, als belausche uns einer oder als käme in unsichtbarem Anmarsch etwas Unnennbares auf uns zu ...

Von diesem Geheimnisvollen, dem Panischen reden auch zwei der heut vorliegenden Bücher. Sie benutzen es als wirkende Kraft in der Entwicklung einer Liebe und Leidenschaft. In Carl Hauptmanns „Einhart der Lächler" ist es das purpurne, dunkel dräuende nächtige Meer, die ungeheure Einsamkeit und Größe der Nachtwelt, aus der das lähmende Grauen aufsteigt und übermächtig eine junge Frau umfängt, so daß sie in einer Ohnmacht der Seele sich von den Armen des Mannes schützen und nehmen läßt. In Georg Engels „Reiter auf dem Regenbogen" zeigt sich Pan liebenswürdiger: Da lacht er heimlich aus den Büschen und führt zwei gläubige Kinder in der zagen Beängstigung weltabgeschiedener Stille näher zueinander. Wo also hätte ich diese beiden Bücher besser lesen und tiefer in mich aufnehmen können als im Freien, in grüner sommerlicher Wildnis? Und wenn Carl Hauptmann — um mit ihm zu beginnen — trotzdem nicht siegte, so muß es wohl an ihm liegen.

Sein zweibändiger Roman „Einhart der Lächler" (Berlin, Marquardt & Co.) erzählt die Geschichte eines Träumers, eines Künstlers, eines Phantasten. Einhart Selle, der Geheimratssohn, hat von Mutterseite her Zigeunerblut in den Adern. Das geht in ihm um und macht ihn untüchtig für jede geregelte bürgerliche Tätigkeit. Er hat einfach keinen Sinn dafür; ein Sinnierer, ein Lächler, ein großes Kind läuft er auf seine Weise durch die Welt. Als Knaben, der sich aus der Schule fortstiehlt und Zigeunern nachrennt, lernen wir ihn kennen; von dem Greise, der ein reifer Meister ward und mit freiem Lächeln noch im Sarge liegt, nehmen wir Abschied. Dazwischen zieht sich der lange Weg hin, den wir wandern und auf dem wir mit Einhart Schritt halten sollen. Dieser Weg wird uns oft recht mühsam, weil der Wandergesell durchaus nicht kurzweilig ist. Wir wollen Länder, Menschen und Schicksale kennen lernen, aber statt dessen unterhält uns Einhart immer nur mit seinen Gedanken und seinen Zuständen, auf die er „unglaublich neugierig" ist. Seine „verzehrten" Blicke sehen immer nur in sich hinein, und ahnt er heut, was Kunst ist, so ahnt er morgen, was Philosophie, und übermorgen, was Religion ist. Dabei tappt er sich blind und planlos über die grüne Erde fort, benimmt sich recht kurios, hat häufig unsaubere Fingernägel und lächelt. Aber dieses Lächeln wird für uns so wenig fruchtbar wie der ganze Mensch, denn was in aller Welt nützt es, daß einer für tausend Mark lächelt, wenn er nicht für einen Dreier Humor dabei hat!

So stimmt Äußeres und Inneres bei diesem Einhart nie recht zusammen. Er soll der Freie und Fröhliche sein, und noch seine Grabschrift nimmt darauf Bezug, aber ich frage jeden Menschen, ob ihn dieser Fröhliche auch nur für Minuten fröhlich macht. Ich frage jeden, ob ihm am Ende überhaupt nur ein voller Mensch aus diesem Helden zuwächst oder ob er uns nicht immer ein unverständlicher, planloser Fremdling bleibt, der uns wie ein Fremdling ermüdet. Frauen über Frauen treten in seinen Weg, aber man hat nicht den Eindruck, daß sein Wesen dadurch gewandelt oder in seinem Eigensten bestimmter wird, daß die Erlebnisse und Erfahrungen ihn fester und zielsicherer machen, sondern nur den, daß seinem Sinnieren allenfalls neue Nahrung zugeführt wird, und er ein Ende weiter reflektieren kann. Das tut er ja auch redlich.

Digitized by Google

Überhaupt: je weiter man liest, um so stärker drängt sich doch die Gewißheit auf, daß an der ganzen Gestalt die Reflexion ebensoviel Anteil hat, wie die eigentlich schöpferische Kraft. Diese hat sie empfangen, jene sie ausgebildet und den langen Weg geführt. Deshalb schließen sich die Züge am Anfang allenfalls noch zu einem festen Bilde zusammen, aber später nicht mehr. In einer breiten Formlosigkeit geht alles auseinander. Die Tragik eines Dichters, dem die künstlerische und gestaltende Energie fehlt und der das schöne Bild, das er in sich getragen, rettungslos zerrinnen sieht. Wie ein feiner, die Umrisse erweichender Nebel legt es sich hier vor alle Gestalten und gerade vor die entscheidenden. Es sind immer nur schwimmende Seelen, die uns grüßen, und man empfindet schmerzlich, daß all diesen Mädchen und Frauen, auch denen, die sich leiblich hingeben, doch der feinste Reiz des Körperlichen und Sinnlichen fehlt, dieses Unsagbare, in dem das eigentliche Leben einer Gestalt zärtlich lockt und atmet.

„Wir sind zu indisch", läßt Carl Hauptmann einmal seinen Professor Soukoup sagen, und in einem anderen Sinne möcht' ich das Wort auf ihn selbst anwenden. Er ist zu „indisch", wie Goethe das Wort verstand, als er sich trotz „Sakuntala" von dem Geist des Indertums abwandte, der ihm zu formlos war, der kein rechtes Maß und keine reine Anschauung hatte, der hier in Reflexionen erstickte und sich dort gleichsam wie betäubt an das rein Vegetative verlor. Kann hier nicht Wort für Wort ohne jeden Zwang auch auf die Kunst Carl Hauptmanns bezogen werden? Steht es mit diesem Dichter nicht deshalb so verzweifelt, weil er seinen seelischen Reichtum einfach nicht bändigen kann, weil ihm die künstlerische, Form und Maß gebende Fähigkeit in zu geringem Grade verliehen ward? Sinkt nicht auch er, der nicht genug Geflügelte, immer wieder von der Anschauung in die sich poetisch gebärdende Reflexion? Und gibt er sich, gleichsam um das vergessen zu machen und uns und sich zu entschädigen, nicht dann wieder inbrünstig und schrankenlos der Natur und allem „Panischen" hin? Aber am Ende kann uns die schönste Naturstimmung nicht über den Mangel an gestaltender Kraft hinwegtäuschen — um so weniger, als Carl Hauptmann doch auch hierin zum Maßlosen, zu einem zuviel neigt. Der ganze Mensch zeigt sich nicht zuletzt auch in seinem Stil. Das Wort verspricht alles, aber der Satz hält nichts. Das Wort ist apart, läßt aufmerken, weist auf den Dichter. Doch der Satz ist nicht mehr fest in der Form und hat nicht die schöne durchgebildete Klarheit. Oft scheint es, als fiele diesem Carl Hauptmann plötzlich etwas ein; als stopfe er in den zweiten Satz, was er im ersten vergessen; und als schiebe er in einen dritten, was der zweite nicht aufgenommen hätte. Da kann es einem passieren, daß man verwirrt noch einmal lesen muß, eine Reihe von Zeilen überblickt und sich langsam erst klarmacht, von wo aus die hintereinander trabenden Rosse eigentlich gezügelt werden. Und wenn sich alle diese Zeichen nebeneinander stellen, so zweifelt man doch nicht mehr, daß in dem Lächler Einhart und seinem Schöpfer wohl viel große Dichtersehnsucht lebt und viel großes poetisches Wollen, aber leider Gottes auch ebensoviel künstlerische Ohnmacht, die jene beiden zu einem halben Schattendasein verurteilt. Ich glaube an den „Meister" Einhart ebensowenig, wie ich letzten Grundes an den Meister Carl Hauptmann glaube.

Man muß das aussprechen, denn es gibt einige literarische Schwärmer, die, ebenso geistreich wie steuerlos, mit einer großartigen Geste der lächelnden Überlegenheit Carl Hauptmann neuerdings gegen seinen jüngern Bruder Gerhart ausspielen wollen. Dieselben Leute, die wohl aus einer falsch intentionierten Natur heraus eine Wahrheit in dem Augenblick ihres allgemeinen Sieges verlassen und sich zur Opposition schlagen, hätten bei umgekehrtem Erfolgsverhältnis natürlich ebenso heftig für Gerhart und gegen Carl Hauptmann gekämpft, denn sie sind ebenso glänzende Verteidiger wie unmögliche Richter. Da wollen wir uns also nicht irre machen lassen. Es wäre ja am Ende für den rohen Edelstein kein Kunststück, größer auszusehen als der geschliffene, der strahlend allen Glanz zurückwirft. Formlose Dichter scheinen leicht reicher, als die formfesten. Denn ebenso wie der Schliff dem Stein an Umfang nimmt, so beseitigt die Form, die doch Beschränkung ist, das allzu üppig Wuchernde und stellt kraftvoll das Maß her. Und wie man es nennen will, ob Form oder Maß, Kraft oder Wille, Anschauung oder Kunst — in allem ist Gerhart Hauptmann seinem älteren Bruder ungeheuer überlegen. Sogar in der Naturlyrik, denn er kann prachtvolle Verse machen, und der andere nicht. Wir brauchen deshalb Carl Hauptmann nicht zu unterschätzen. Vieles in seinen Werken, das Einzelne mehr als das Ganze, zeigt ihn als feinen Poeten, eine köstliche kleine Novelle in den „Hütten am Hange" legt das schönste Zeugnis für ihn ab. Da mag es wohl etwas Tragisches sein, in jedem Falle immer auf den größeren Bruder gestoßen zu werden. Und schlimmer noch steht es, wenn der Schwächere gegen den Stärkeren ausgespielt wird. Denn es scheint ein ehernes Gesetz zu sein, daß der Poet, der gewiß unschuldige, auch für die Sünden seiner Kritiker büßen und zahlen muß. —

Einen Phantasten, Träumer und Lächler stellt auch Georg Engel, der Dichter des unvergessenen „Hann Klüth", in den Mittelpunkt seines neuen Romans. Er nennt ihn „Der Reiter auf dem Regenbogen" (Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus) nach einem Märlein, das der Held in Verse bringt — dieser Held, der auf einer Libelle gen Himmel reitet, der auf schnaubenden Phantasierossen immer das glänzende Land seiner

Digitized by Google

Zukunft stürmt, der sich heut für einen Catilina, morgen für einen Napoleon und übermorgen — nach den ersten Versen — für einen Schiller hält, den die Phantasterei um Studium, Geliebte, Stellung bringt, den sie aber doch nie ganz unglücklich machen kann, weil sie aus jedem Grabe ihm eine neue Himmelfahrt bereitet. Es ist bitter, auf das Studium verzichten zu müssen und als Kaufmannslehrling unterzukriechen. Aber die Bitterkeit wird zur Süße, da der Lehrling sich sofort als reichen Handelsherrn sieht, der das schönste Haus am Markt bewohnt. Und wenn der auch hier Scheidende am Ende als Schreiber beim Landrat sein Brot verdient, so ist das für ihn eben nur die erste Staffel zum Reichstagsabgeordneten. Zuletzt weist der Libellen- und Regenbogenreiter als ein neuer Moses hungernden Fischerscharen ein neues Land, da Milch und Honig fleußt, aber es ist gut, daß er selber, der kein Führer ist und stets seitlich ausbricht, den Zug nicht leiten kann, sondern nur im Todeskampf den Sang der Auswanderer noch vernimmt. So wird der Charakter bis zuletzt rein durchgehalten, und Georg Engel erreicht, was Carl Hauptmann nicht erreichen konnte: Daß wir seinen Helden vor uns sehen in sicheren Konturen, daß wir immer von neuem über ihn den Kopf schütteln, aber ihn doch immer von neuem auch gern haben.

Wie der „Hann Klüth" ist auch der „Reiter auf dem Regenbogen" droben an der pommerschen Küste lokalisiert, und zu dem Lügenlotsen Oll Kusemann und dem riesigen taubstummen Klaus Muchnow tritt hier eine neue Prachtgestalt: der Leichenfischer Jimm Kückeweih, der sein grausiges Handwerk mit Liebe und Philosophie betreibt. Fast ebenso gern wie ihm begegnen wir dem höflichen Herrn Winkelmann aus dem Antiquitätengeschäft der Brüder Kladow, wenn auch bei ihm schon leicht auffällt, was mehr oder minder die übrigen Gestalten bestätigen: daß Georg Engel seine Menschen ein wenig zu stark und zu ausschließlich auf eine einzige charakteristische Eigenschaft stellt. So Herrn Winkelmann auf die devote Höflichkeit, Toni auf die begehrliche Verliebtheit, Malte auf die praktische Tüchtigkeit, Gust Petersen und seine Mutter auf die hoffnungsselige Phantasterei, den alten Kapitänleutnant auf die Grätigkeit. Ja, bei einer Figur, der Tante Betti, streift er dabei fast an die Linie, die ein lebendiges Menschenbild von der Karikatur trennt. Und die einzige Mädchengestalt, die als „ideale" Heldin es nicht ertrug, von einer menschlichen Schwäche oder einer leicht komischen Eigenart aus angegriffen zu werden, die Martha Kräplin, — sie ist auch am blassesten und wesenlosesten geblieben. Mit ihr wußte Georg Engel nichts Rechtes anzufangen. Vielleicht findet man außerdem, daß das hübsche Versmärchen nach seiner ganzen Behandlungsweise zu Gust Petersen psychologisch nicht stimmt — zu diesem Gust, der ganz Catilina ist und sich mit Entrüstung von Goethes Philine zu Schillers Frauengestalten wendet. Aber das macht es ja nicht. Ich habe das liebenswürdige Buch mit Spannung und Behagen gelesen; ich habe mich gefreut, daß auch Georg Engel etwas von der Kunst seines Helden besitzt, über schwierige und bedenkliche Situationen mit ein paar Flügelschlägen wegzukommen, und ich hoffe zuversichtlich, daß auch andre an diesem „Reiter" ihr Vergnügen haben werden.

An dritter Stelle sei in kurzen Worten des großen Zeitromans von Otto Julius Bierbaum gedacht, des Prinzen Kuckuck, dessen Schlußband vor einiger Zeit endlich erschien (München 1908, Georg Müller). Dieser dritte, dickste und gottlob letzte Teil des fürchterlich aufgetriebenen Werkes, das „Leben, Taten, Meinungen und Höllenfahrt eines Wollüstlings" behandelt, bringt nichts bei, was eine Revision des über die ersten Bände hier gefällten Urteils nötig machte. Immer mehr nur wächst das Staunen, daß ein Erzähler, der eine turbulente, aber glaubensstarke und nach neuen Ideen suchende Zeit im Spiegel der Dichtung auffangen will, zu diesem Behufe sich einen Helden von „faulem Gehirn und viehisch geistloser Sinnlichkeit" erwählt, einen geistigen Falschspieler, Poseur und Abenteurer, über den er selbst fortwährend schimpft und den er doch auf mehr als 1500 Seiten nicht nur ohne Ermüdung, sondern mit merklicher Lust begleitet. Es gibt nur eine Erklärung dafür: entweder war der Sporn und Stachel, der Bierbaum trieb, ein persönlicher Haß, der ihm das Herz zerfraß und von dem er sich schaffend befreite, oder aber — darauf deutet das Nietzschesche Motto vor dem dritten Bande — er gewann den Mut, sein Böses als sein Bestes umzutaufen und ans Licht zu ziehn, was in den Abgründen seines eignen Herzens lauerte. Schließlich kann solch einen Felix Hauart ja nur jemand schaffen, der alles, was in Felix geil emporwuchert, wenigstens im Keime auch in sich selbst trägt. Ein „Wegweiser", den Bierbaum kürzlich selbst aufstellte, lautet:

„Folg' Dir in Dich!
Und wenn Du auch erschrickst
Vor den Gestalten, die Du dort erblickst:
Folg' Dir in Dich!"

Vielleicht hat der Dichter also hier beschworen, was er erschreckend auch in sich selbst erblickte, und vielleicht ist dieser Prinz Kuckuck nicht nur sein Haß, sondern auch seine Not ...

In diesem dritten Bande nun zieht Felix Hauart seine Bahn weiter, und alle Dinge müssen ihm zum Besten dienen. Durch einen Prinzen, den er sich verpflichtet, wird er Offizier in einem feudalen Reiterregiment, wird von dem Landesfürsten gegraft, macht die schönste Regimentsdame zu seiner Geliebten, exzelliert als Herrenreiter und führt endlich seine schöne Cousine Bertha heim. Aber die Offiziersherrlichkeit nimmt eines

Digitized by Google

Tages ein ebenso plötzliches und wenig erfreuliches Ende, wie seinerzeit die Korpsierrolle in Jena. Es leuchtet zwar nicht ganz ein, daß der fatalistische und doch oft tollkühne Felix vor einem Pistolenduell so einfach davonlaufen wird, aber er tut es halt und macht nach weiten Reisen in Berlin zur Abwechslung einen literarischen Salon auf, in dem sich die Überwinder des Naturalismus zusammenfinden. Hier spielt dann eine schaudervolle Komödie, in der Felix gleichzeitig Sieger und Besiegter ist, und im „Nachbericht" endlich wird er fromm, um sich schließlich, bis auf die Knochen blamoren, im ausbrechenden Wahnsinn selbst zu vernichten. Es geschieht per Automobil ... Die moderne Linie ist also bis zuletzt gewahrt.

Mehr als einmal wird man auch in diesem Schlußteile an den guten alten Eugen Sue gemahnt. Bierbaum kennt keine literarischen Skrupel. Das ist vielleicht sein Vorzug. Forsch und unbekümmert erzählt er, so daß Langeweile nicht aufkommen kann. Und wenn ich auch weit entfernt bin zu glauben, daß sein Werk Dauer haben und etwa gar in den Besitzstand der Nation übergehen könnte — als Zeitdokument wird es im einzelnen Interesse erregen, und nach hundert oder zweihundert Jahren könnte vielleicht ein spekulativer Verleger darauf kommen, es mal für Bibliophilen als literarische Kuriosität neu drucken zu lassen.

In einer fast zu eigenwilligen, aber immer noch geschmackvollen Ausstattung hat derselbe Verlag auch Otto Julius Bierbaums neues Gedichtbuch „Maultrommel und Flöte" herausgegeben. Neben dem schon bekannten Prolog zur Jobsiade und der freien Nachdichtung einer Geschichte aus dem Tuti-Name, dem Papageienbuch, enthält es noch ein halbes hundert Sprüche und Gedichte, die mit wenigen Ausnahmen doch mehr nach dem Brummeisen als nach der Flöte klingen. Es ist geradezu fabelhaft, mit welch ungetrübtem Mute dieser Lyriker die herzhaftesten Trivialitäten herausschmettert. Jeder andere würde sich eher den Finger abbeißen, ehe er in Versen sächselte oder ehe er das Lied vom Rixdorfer „Ede" im entsprechenden Dialekt niederschriebe und gar in ein Gedichtbuch aufnähme. Noch dazu in ein Gedichtbuch von altertümelnd treuherziger Ausstattung, das in einer „Liturgisch" benannten und nach Zeichnungen von Otto Hupp hergestellten Schrift gedruckt und der neben dem Innentitel reproduzierten Dürerschen „Frau Fortuna mit der Distel" gewidmet ist! Weiter kann man die Stillosigkeit wirklich nicht treiben. Ebensogut könnte man Hans Sachsen „Komm, Karlineken, komm" singen lassen. Aber das Ganze zeigt doch nur wieder dieselbe Unbekümmertheit, die sich auch im Prinzen Kuckuck ausgibt und die sich nicht davor scheut, gelegentlich auch mal vulgär zu kommen. Ohne Zweifel liegt in ihr, die ebenso wahllos wie temperamentvoll jede Gelegenheit beim Schopf faßt, Bierbaums Stärke. Er wirft ohne Schämen und Grämen alles heraus, was andre verschlucken. Er wird nicht müde, immer neu dem Augenblicke nachzujagen: ein Mann des heftigen Begehrens bis zum Schluß. Er ist in vieler Beziehung noch immer zwanzig Jahr alt. Aber er ist ein Temperament, und Temperamente haben in der Dichtung schließlich immer recht. Denn was sie an Tang und Tand emporwirbelten, versinkt am Ende, und wenn sie selbst mit der Maultrommel längst verstummt sind, klingen noch ein paar reine Flötentöne aus den besten Augenblicken ihres Lebens. Aus dem neuen Gedichtbuch wird allerdings höchstens etwa die „Flußfahrt im Frühling" in dieses späte Konzert einstimmen können. —

Von Karl Hans Strobl, dem Österreicher, ist ein neuer Roman „Der Schipkapaß" da (Berlin 1908, F. Fontane & Co.), der uns mitten ins Prager Studentenleben führt. Nach langem Verbindungs- und Bummelleben faßt der Studiosus juris Hans Schütz den Entschluß, endlich mit dem Arbeiten zu beginnen und seine Examina zu machen. Aber aller Anfang ist schwer, doppelt schwer, wenn man sich mitten darin in ein hübsches Lärvchen vergafft und nach allen Regeln der Kunst ein Verhältnis mit einem „süßen Mädel" einleitet. Der etwas germanisch schwerfällige Hans, den hier die schöne Midi und dort das Wechselrecht zieht, ist in solchem Konflikt kein allzu pläsierlicher Liebhaber, und man kann's dem Mädel, das sich nach Herzenslust amüsieren möchte, nicht gerade verdenken, wenn es ihm den Laufpaß gibt und zu einem flotteren und reicheren Couleurbruder abschwenkt. Um sich erst mal wieder „zurechtzurichten", flieht der verlassene Liebhaber auf den „Schipkapaß", ein einsam gelegenes Bergwirtshaus hinter Prag, die Zufluchtsstätte aller studierenden Sumpfhühner. Aber völlig krank am Willen bleibt er dort hängen, in einem dumpfen und stumpfen Wüsten, ein Unbrauchbarer und Verlorener, der sich selbst schon fast aufgegeben hat. Da tritt dann ein neues Weib in seinen Weg, die tätige, kluge, vom Leben geprüfte Helene Findeis, und sanft und sicher bringt sie den Schwachen auf den rechten Pfad zurück, daß er nun wirklich ein Leben der Arbeit beginnt und durchsetzt. An der Seite dieser tapfren und klugen Helene, die er sich erringt, wird er über keinen Stein mehr stolpern ...

Aus der Nacherzählung sieht man schon, daß dieser Hans Schütz, weiland erster Chargierter der „Gotia" und ein kleiner Herrgott auf dem Fechtboden, sich etwas reichlich von zarten Mädchenhänden hin und her schieben läßt. Und eine Zeitlang droht immer bedenklicher die Gefahr, daß wir diesen „Weibermann" und Schwächling, der stets will und nicht kann, satt bekommen, und unser Interesse sich verläuft. Glücklicherweise entschädigt grade in diesen Partien das Milieu: das Prager Studentenleben, das originelle Treiben im Schipkapaß-Wirtshaus und nicht

Sommermorgen. Gemälde von Prof. Walter Leiſtikow.

zuletzt der stark ausgemalte Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen, unter dem die von beiden Lagern reklamierte Helene am meisten zu leiden hat. So kommen wir über die Krisis hinweg, bis der sich aufraffende Hans die Zügel seiner Lebensführung wieder fester ergreift.

Vortrefflich, wie schon in der „Vaclavbude", hat Strobl auch diesmal die studentische Welt herausgebracht. Er fühlt sich tief mit ihr verknüpft und ist ihr doch entwachsen, so daß er sie mit Freiheit überschauen kann. Typische Gestalten greift er auf: den büffelnden Finken, der immer vor dem Examenstermine in zitternder Angst seine ganze Gelehrsamkeit vergißt; den „patenten" Couleurstudenten mit den Don Juan-Neigungen; den braven Fuchs Adolar, vor allem den armen, alten Studenten Gregorides, den ein Weibsbild ganz heruntergebracht hat, der sich selbst als lebendige Warnung vor Hans Schütz aufpflanzt und der sich den Tod gibt, als er's erleben muß, daß seine eigenen Kinder von ihrer Mutter zum Betteln und Stehlen angeleitet werden.

Daß die Darstellung der nationalen Kämpfe zwischen Deutschen und Tschechen nicht die gleiche Freiheit der Betrachtung verrät, kann nicht wundernehmen. Hier ist Strobl heftig Partei; hier haßt er, und hier ist der in die Kämpfe verstrickte, stets unter Waffen stehende Sohn eines von der Slawenflut bedrängten Gebietes mit dem objektiv gestaltenden Künstler durchgegangen. Seine Tschechen sind Fanatiker oder Heuchler oder Dummköpfe. Unwillkürlich erinnert man sich, wie viel freier und feiner da Rudolph Hans Bartsch in den „Zwölf aus der Steiermark" seinen Slawen gestaltet hat. Aber allerdings: er sitzt, wie wir, weitab vom Schuß, während Strobl in der Front steht. Das ist ein gewaltiger Unterschied.

„Der Schipkapaß" zeigt den jungen Österreicher jedenfalls auf einem guten Wege. Es ist ein klares, kluges, tüchtiges Buch, wenn auch eins ohne Untertöne. Damit muß man sich bei Karl Hans Strobl abfinden. Er hat eine scharfe Helle in sich, aber gar keine Dumpfheit. Und es ist doch wohl kein Zufall, daß der einzige größere Essay, den er über eine literarische Persönlichkeit je geschrieben hat, Arno Holz betraf, einen Dichter, in dem doch die gleiche scharfe Helle des Verstandes regiert. —

Die Gesamtausgabe der Schriften eines großen nordischen Erzählers will noch erwähnt sein, da sie, indem sie zum erstenmal bislang Zerstreutes in würdiger Weise zusammenfaßt, für den Poeten ein Heimatsrecht in Deutschland erkämpfen will, das Ibsen und Björnson schon lange besitzen. Es handelt sich um die „Gesammelten Werke" von Alexander L. Kielland, die nun, sechs Bände stark, fertig vorliegen (Leipzig, 1905 bis 1908, Georg Merseburger). Bis zu seinem Tod hat Kielland an der sehr flüssigen Übertragung selbst mitgearbeitet, und wie viel er sich — übrigens doch in einer Überschätzung unserer Selbstlosigkeit — gerade von Deutschland für sein letztes Werk „Rings um Napoleon" versprochen hat, ist ja bekannt. Dabei besteht wohl kein Zweifel, daß wir jene stark anekdotische Napoleonverherrlichung, in der wir selbst nicht gerade glänzend wegkommen und die mit einem uns unverständlichen verbissenen Haß gegen Schweden und Bernadotte getränkt ist, ziemlich kühl zurückstellen werden gegen die großen Gesellschaftsromane des Mannes, die ihn zu einer europäischen Berühmtheit machten, also gegen „Garman und Worse", gegen „Abraham Lövdahl", gegen die „Arbeiter". Als sie erschienen, waren sie Sturmvögel, waren sie Taten. Der Kampf junger sozialer Ideen gegen ältere und überlebte Anschauungen, des neuen Geschlechts gegen eine absterbende Generation war noch nie mit solcher Schärfe aufgerollt worden, und wenn wir heute auch schon sehen, daß Kielland ein größerer Zeit- und Ideendarsteller als Menschenschöpfer war, so haben diese umfassenden Bilder aus den großen sozialen Wehen der Zeit doch noch nichts von ihrer Bedeutung verloren. Zwar ist es ganz richtig, was Björnson in seiner Rede zur Einweihung des Kielland-Denkmals in Molde gleichzeitig andeutete und entschuldigte, daß die Personen des Erzählers in ihrem entscheidenden Zusammenprall nicht mehr in ihrem Individuell-Menschlichen bleiben, sondern nur noch Träger zweier feindlichen Anschauungen sind, die sich wie zwei Parteiredner bekämpfen, — aber auf der anderen Seite hat gerade Kielland in der Führung solcher Dispute eine Feinheit des Wortes, einen Witz und eine Gabe, den Geschossen Schnellkraft zu verleihen, daß man ihm unbedenklich folgt. Auf seinem Bilde sieht er aus wie ein eleganter Bonvivant, und wenn er für die natürlichen Forderungen des Herzens und eine gerechtere Gesellschaftsordnung kämpfte, so hielt er doch seine eigne Person „propper und fein" immer außerhalb. Er hatte in seiner Frühzeit in Paris gelebt, und was er von den Franzosen gelernt, die Form und die Grazie, den Witz und die Satire, vergaß er auch nicht, als er sich stofflich ganz der Heimat ergab. Frühe machte er dann selbst den Schlußstrich unter sein Schaffen: verständlich genug, er hatte alles gesagt, was er sagen wollte, er war mit den Gesellschaftsproblemen, die ihn stets in erster Linie lockten, fertig. Der Einzelmensch reizte ihn weniger. Im ganzen steht er hinter Ibsen und Björnson doch zurück. Er ist nicht so germanisch, nicht so geschlossen wie sie und wird deshalb nicht so dauerhaft sein. Aber wer über die Grenzpfähle hinaussieht, wird die durch die Ausgabe seiner Gesammelten Werke gebotene Gelegenheit gern wahrnehmen, um sich mit einem feinen Geist vertraut zu machen und auseinanderzusetzen.

Das Münchener Künstlertheater. Von Prof. Max Littmann in München.

Illustrierte Rundschau.

Von der Münchener Ausstellung 1908: Das Künstlertheater von Prof. Max Littmann. — Plastik von Düll & Pezold, Hermann Hahn, Franz Drexler, Knut Akerberg. — Baffinanlage von Emanuel v. Seidl. — Ländliches Gasthaus von Franz Zell. — Farbige Einschalt-Kunstblätter von Jakob Alberts. — Zu unsern Bildern.

Seit an dieser Stelle im Juliheft zuerst über die Münchener Ausstellung berichtet wurde, hat sich aus dem bunten unfertigen Wirrwarr immer entschiedener, immer erfolgreicher ein geschlossenes Ganze herausgeschält, das jene Ausstellung als ein großes künstlerisches Ereignis erscheinen läßt, dessen Wirkungen weit über das Münchener Stadtgebiet hinausgehen und noch auf lange hinaus das deutsche Kunstgewerbe, aber auch die Architektur beeinflussen, befruchten werden. Der Berliner Kunstkritiker Fritz Stahl hat das sprachlich vielleicht anfechtbare, aber ins Schwarze treffende Wort von einer „Geschmackausstellung" geprägt. Es ist nicht so sehr der Inhalt, nicht so sehr das „Ausgestellte" — so schön und reich es sein mag —, was der Ausstellung ihre Prägung gibt: es ist vielmehr die Form, die Art, in der hier ausgestellt wurde, es ist der „gute Geschmack", der hier endlich einmal durchgedrungen ist. Die „Kunststadt" München hat damit bewiesen, daß sie *ist*, daß alles Gerede von ihrem Niedergang *heut* nicht mehr zutrifft, und es ist ganz sicher, daß *diese* Ausstellung zurzeit auf deutschem Boden nur in München, nirgendwo anders möglich war. Das macht nicht so die Malerei, auch die Skulptur kommt doch erst in zweiter Reihe, wenn man lediglich nach dem äußeren Anschein urteilt. Es ist vielmehr der künstlerische *Geist*, der in München lebt und sich hier in wundervoller Weise betätigt hat, der nichts mehr wissen will von l'art pour l'art, sondern sich mit den Forderungen des praktischen Lebens verband, sich in ihren Dienst stellte, aller Nüchternheit den Krieg erklärte und mit frischestem Wagemut, aber auch mit weisem Abwägen an die Arbeit ging. Die Ausstellung München 1908 wird in mancher Beziehung ein Markstein werden. In erster Linie aber dürften die Münchener Architektur und das Münchener Kunstgewerbe reiche Lorbeeren ernten, ja in bezug auf letzteres darf man es wohl aussprechen: die neue Bewegung im Kunstgewerbe, die wesentlich von München ausging, hat mit dieser Ausstellung endgültig gesiegt. Für unsere Hefte, die von Anfang an warm für sie eintraten, liegt darin eine frohe Genugtuung.

Über die Architektur wurde bereits im Juliheft berichtet. Hier sei nur noch einiges über den Totaleindruck nachgetragen. Die

Brunnenfigur von Düll und Pezold vor dem Künstlertheater.

Münchener Architekten sind eigentlich gar nicht, was man ihnen bisweilen mit Unrecht nachsagte, Neuerer, gewißnicht gewaltsame Neuerer. Sie wissen sich im Gegenteil jener Stilform anzupassen, die für München charakteristisch ist, dem Barock. Aber es ist nicht der stolze und üppige Schloßstil, den man meist als die einzige Ausdrucksform des Barocks ansieht; es ist dessen Abwandlung ins Schlichte, ins Bürgerliche, die man vielfach schon in alten bayerischen Bauten, häufig auch in Wien und zumal in dessen Umgebung trifft. Und mit diesen barocken Linien und Flächen schalten die Münchener nun in wundervoller Weise; sie machen sich nicht zu deren Sklaven, sie verstehen es, sie umzumodeln, ohne ihnen Gewalt anzutun; sie wissen sie für moderne Zwecke mit modernen Mitteln dienstbar zu machen. Darin sind zumal die Gebrüder von Seidl — Gabriel und Emanuel — Meister, und sie haben wohl auch der Ausstellung den Stempel ihrer Schaffenskraft aufgedrückt. Mit ihnen jedoch arbeiten und wirken andere, die zu selbständig sind, als daß man sie als Seidl-Schüler bezeichnen könnte, die man aber doch wohl als Verwandte ihres Geistes ansehen darf. Ich sprach von dem bürgerlich behaglichen Barock, das hier mit Vorliebe und erlesenem Geschmack gepflegt wird. Das soll nun aber nicht etwa besagen, daß der Architektur etwas Spießbürgerliches anhaftete. Wiederum im Gegenteil: sie trägt einen frohen, festlichen, gehobenen Charakter, und wo sich die Gelegenheit bot, wo es am Platze war, scheuten die Architekten auch nicht davor zurück, ihr einen monumentalen Zug zu geben. Das Hauptrestaurant, das wir schon im vorigen Heft abbildeten, ist ein Beweis dafür, und in der gleichen Richtung schuf dessen Erbauer auch z. B. die große Bassinanlage, deren Abbildung unsere Leser in dieser Rundschau finden. —

Umgang im Münchener Künstlerhaus.

Ein besonderes Interesse beansprucht auf dieser Ausstellung, die des Interessanten so unendlich viel bietet, das Künstlertheater. Einen „Versuch“ nennt es sein Schöpfer, Professor Max Littmann, „Ideen über die künstlerische Durchbildung von Bühnenbildern und dem Verhältnis zum Zuschauer zu verwirklichen, die schon seit hundert Jahren von den besten Geistern entwickelt worden sind“. So kann man es denn fast als eine Kampfform gegen das konventionelle Bühnenhaus und vor allem gegen das konventio-

Das Münchener Künstlertheater mit Blick auf die Bühne.

nelle Bühnenbild ansprechen. Professor Littmann hat seine Anschauungen in einer kleinen fesselnden Schrift (Verlag von L. Werner, Architekturbuchhandlung, München) niedergelegt, deren Lektüre wir jedem, der sich für moderne Theaterfragen interessiert, dringend empfehlen können. Er verficht die Ansicht, daß unser heutiges Bühnenbild, wie wir es von Italien übernahmen, „in großer Tiefe nach dem System des Guckkastens entwickelt" ist. Es ergeben sich, sagt er weiter, daraus falsche Bilder, und sie und ihr geradezu beleidigender, weil lächerlicher Naturalismus seien hauptsächlich schuld daran, daß feiner Empfindende, unsere besten Künstler, eine große Anzahl von Kunstfreunden sich immer mehr von der Stätte zurückzogen, die Schiller einst eine „moralische Anstalt" nannte. Man wird das nicht so ohne weiteres zu unterschreiben brauchen und kann doch zugestehen, daß so manches glänzende Bühnenbild dem Stimmungsgehalt einer Szene herzlich wenig entspricht. Recht treffend weist Professor Littmann in dieser Hinsicht darauf hin, daß der Leiter des ‚Deutschen Theaters' in Berlin, der uns wohl die äußerlich wirkungsvollsten Bühnenbilder, die man in Deutschland bisher gesehen, schuf — daß Max Reinhard selbst in seiner Kunst und mit seinen Künsten nicht voll befriedigt zu sein scheint; denn er suchte in seinen ‚Kammerspielen', in einem kleinen Hause, auf einer flachen Bühne, mit ungleich geringeren äußeren Mitteln „etwas Neues zu bieten, das mit unsern Anschauungen (denen von Professor Littmann und dessen Freunden) in manchem übereinstimmt". Das Bühnenbild des neuen Künstlertheaters verzichtet folgerichtig auf perspektivische Wirkung, es verzichtet weiter auf ausgedehnten Kulissenaufbau. Die Bühne besteht aus einem Proszenium, der Vorderbühne, aus der Mittelbühne, dem

Wandmalerei im Künstlertheater von Julius Mössel.

Bassinanlage. Von Emanuel von Seidl.

eigentlichen Spielraum, die portalartig eingerahmt ist, und einer nur ausnahmsweise zur Verwendung gelangenden (Faust-Prolog im Himmel) Hinterbühne. Rechts und links der Mittelbühne stehen die „Türme", die beweglich sind, durch Überbrückungen verbunden werden können und, mit Türen und Fenstern versehen, den verschiedensten Dekorationsbedürfnissen dienen müssen. So kann das Bühnenbild auch beliebig vergrößert und verkleinert werden.

Als Hintergründe dienen dabei, bisweilen unter Benutzung der Hinterbühne, einfache gemalte Prospekte; dazu kommen noch „Mauern" und schlichte andere Versatzstücke.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Einfachheit des so geschaffnen, oft geradezu reliefartig wirkenden Bühnenbildes die Phantasie des Zuschauers scharf auf die Dichtung selbst konzentriert; die Bühne ist hier tatsächlich nur der Rahmen für die einzelne Szene. Demselben Zwecke dient auch die Anlage des kleinen Zuschauerraumes, der, ohne ganz auf Logen zu verzichten, sich der Form des Amphitheaters nähert.

Sehr nahe läge es, sich nach dieser knappen Schilderung vorzustellen, daß die Bühnenbilder des Künstlertheaters etwas Armseliges, Dürftiges an sich hätten. Dies ist nun aber durchaus nicht der Fall, und zwar wohl deshalb nicht, weil starke künstlerische Talente in dem beschränkten Rahmen ihr Bestes geben. Ich meine nicht etwa die Schauspieler, sondern ich meine die Künstler, die jene einfachen Türme und Mauern schufen, in sie die Darstellenden hinein stellten, sie kleideten, die rechte Beleuchtung verwendeten usw. So ist es zumal Fritz Erler, dessen eigenartige, vielfach zum Plakatartigen neigende Begabung ihn für diese Aufgabe als besonders geschaffen erscheinen ließ — so ist es Erler gelungen, mit seiner Einrichtung des „Faust" große Erfolge zu erringen, tiefgehende Stimmungen bei den Zuschauern

Gruppe „Schönheit" von Hermann Hahn an der Bassinanlage.

auszulösen und festzuhalten. Und es ist sehr gut möglich, daß die hier gegebenen Anregungen sich in der einen oder anderen Weise Geltung verschaffen. Nur freilich: wirksam können diese Vereinfachungen nur dann sein, wenn sie völlig vom künstlerischen Geist durchdrungen sind — und darum werden die kleinen Bühnen sie, meiner Ansicht nach, kaum je für sich brauchbar zu machen in der Lage sein. Das Münchner Künstlertheater ähnelt auch darin den Reinhardtschen Kammerspielen: sie haben beide etwas stark Exklusives an sich, sie bedingen künstlerische Taten und sind nur möglich für ein Publikum von hoher Kultur.

Nach dem Ernst etwas Lustiges. Etwas Fröhliches, Lustiges ist in der Tat der „ländliche Mustergasthof" der Ausstellung, den der Architekt Franz Zell schuf, aber in all dem Heiteren steckt doch auch wieder ein Stück Ernst und steckt viel ehrliche Arbeit. In geschicktester Raumbeschränkung ein ganz famoser Bau, anheimelnd im Ganzen und in jeder Einzelheit. Es fehlt nichts darin zum Behagen der Gäste — insoweit diese nicht arg verwöhnte Globetrotter sind: der Vorraum im Erdgeschoß, die entzückende Gaststube mit Küche und Schenke, die neun hellen freundlichen Fremdenzimmer, alles und jedes ist reizvoll erdacht und mit praktischem Sinn durchgeführt, ohne Firlefanz und falschem Prunk. Es ist gut weilen hier, und man kann nur wünschen, daß nach dem Vorbild dieses schmucken Hauses allenthalben in den schönen bayrischen Bergen recht, recht viele Mustergasthöfe entstehen — und daß sich auch die Musterwirte dazu finden und die Musterköchinnen; an musterhaftem Bier fehlt's ja jetzt schon nicht, und musterhafte Gäste werden sich dann sicher auch einstellen.

Diana. Parkfigur von Franz Drexler.

Kindergruppe aus dem Park von Knut Aterberg.

* * *

Unser Heft, das letzte im Jahrgang, möchte sich unseren Freunden nicht nur inhaltlich, sondern auch in seinem künstlerischen Schmuck möglichst reich und schön vorstellen. Ich denke, zunächst werden die farbigen Kunstblätter des allgemeinsten Beifalls sicher sein: es sind, einschließlich des Titelbildes, ausgezeichnete Reproduktionen nach Gemälden von Jacob Alberts, dem gefeierten schleswigschen Maler. Da haben wir zunächst ein famoses Zimmer aus den hamburgischen Vierlanden, farbenfroh, behaglich, mit blühenden Blumen vor den Fenstern, durch die das Grün des Gartens hell hineinleuchtet; dann eine prächtige Gruppe von Bauernhäusern, mächtige Holunderbüsche im Vordergrund am schilfbesäumten Weiher; ein fein abgetöntes Küstenbild mit steinigem Strand und weitem Horizont, am blauen Himmel die „ziehenden Wolken", die dem Bild den Namen geben. Endlich ein Eiland im brausenden Meere, ein Stück jener winzigen Hallige, die der Westküste Schleswig-Holsteins vorgelagert sind. Vielleicht ist dies Bild die Krone von allen vieren — man begreift vor ihm so recht, weshalb die Halligbewohner mit so heißer Liebe an ihrem Heimatsboden hängen. Ein Halligbild war es auch, mit dem Alberts seinen ersten großen Erfolg errang, es war ein Kircheninterieur, die „Beichte auf der Hallig Oland", die Alberts im Jahre 1892 bei Schulte in Berlin ausstellte. Alberts war damals zweiunddreißig Jahre alt; er ist selbst ein Sohn Schleswig-

Ländliches Gasthaus von Architekt Franz Zell in München.

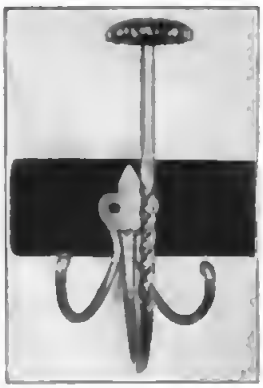
Holsteins, im Jahre 1860 in Westerhever bei Garding geboren. Zuerst sollte er Geistlicher werden, aber der Trieb zur Kunst war so stark in ihm, daß er sich schon früh ganz der Malerei widmete; er studierte bei Peter Janssen in Düsseldorf, dann bei Diez in München und schließlich bei Lefebvre und Constant in Paris. Seit 1890 lebt er in Berlin. Der soeben kurz skizzierte Studienweg besagt aber gerade für Alberts wenig, denn er entwickelte sich in seinem Schaffen ganz unabhängig von jeder Schule, zeigte von seinem ersten Auftreten an die stärkste persönliche Note. Der Heimat gilt seine ganze Kunst, in ihr wurzelt seine Kraft; zumal seit er sich, mehr und mehr, vom Porträt über das Interieur der Landschaft zuwandte. Die Heimat studiert er immer aufs neue, und es ist recht charakteristisch, daß er die meisten seiner Gemälde auch in der Natur bis zum letzten Pinselstrich fertig malt. Charakteristisch ist auch das für sein künstlerisches Werden, daß er im ersten Jahrzehnt seines Schaffens, in dem er hauptsächlich Interieurs malte mit reicher Staffage (berühmt wurde u. a. sein „Königspesel auf der Hallig Gröde") — daß er in dieser ersten Schaffensperiode glatt und penibel malte, während er nun unendlich frischer, freier, pastoser arbeitet, in kraftvoll malerischer Auffassung. So zeigt seine Kunst bis heute ein stetiges Vorwärtsschreiten. — Ein schöner, wenig bekannter Böcklin „Euterpe" mag sich anreihen (zwischen Seite 808 u. Seite 809) — ein Gemälde, ganz erfüllt von dem eigenartigen Stimmungsgehalt der Böcklinschen Kunst. Zwischen Seite 832 u. Seite 833 fügten wir eine Skulptur, eine weibliche Büste, von H. Kokolsky ein, die in meisterhafter Weise von einem Berliner Amateur

Gaststube mit Blick auf den Ofen im ländlichen Gasthaus. Von Franz Zell.

Blick auf den Herrgattswinkel im ländlichen Gasthaus. Von Franz Zell.

aufgenommen wurde; wer die Schwierigkeiten kennt, den Marmor künstlerisch zu photographieren, wird diese Aufnahme besonders zu schätzen wissen. — Von Rosa Bonheur, der großen, einst — heut sagt' man bisweilen, fast über Gebühr — bewunderten französischen Tiermalerin (geboren 1822 in Bordeaux, gestorben 1899 in Fontainebleau bei Paris) bringen wir eines ihrer glanzvollsten Gemälde, „Auf der Landstraße", jetzt in englischem Besitz (zwischen Seite 856 u. Seite 857). Constantin Korzendörfer ist einer der geschätztesten Münchener Bildnismaler; seine „Dame im weißen Kleid" (zwischen Seite 864 u. Seite 865) zeigt die Vorzüge seiner treffenden Charakteristik. — Von Professor Arthur Kampf, dem ausgezeichneten Berliner Meister, dessen kraftvolle Kunst sich zu immer höherer Anerkennung durchringt, schalten wir zwischen Seite 872 u. Seite 873 die Reproduktion einer frisch und keck gemalten Ölskizze „Volksfest in San Isidore bei Madrid" ein, eine Skizze, die so recht den Griff ins volle Menschenleben zeigt. Endlich sei des wundervollen Leistikow (zwischen Seite 904 u. Seite 905) gedacht, der uns wieder einmal die stille Schönheit der vielgeschmähten Mark Brandenburg vor die Augen führt. Ich mußte unwillkürlich, als ich dies Bild sah, an eine reizende junge Wienerin denken, die vor Jahresfrist auf ein paar Sommerwochen in Berlin war. Ich schwärmte ihr ein wenig vom Wiener Wald vor; da sah sie mich mit ihren großen Augen strafend an und sagte vorwurfsvoll: „Sie wissen gar nicht, wie schön es in der Mark ist." Und sie hatte recht.

H. v. Sp.



Kleiderhaken aus dem Gasthaus. Entworfen von Emanuel von Seidl, ausgeführt von Dahlle in München.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

YD 26450

Digitized by Google